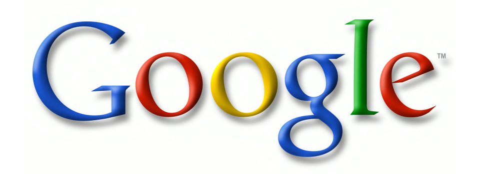
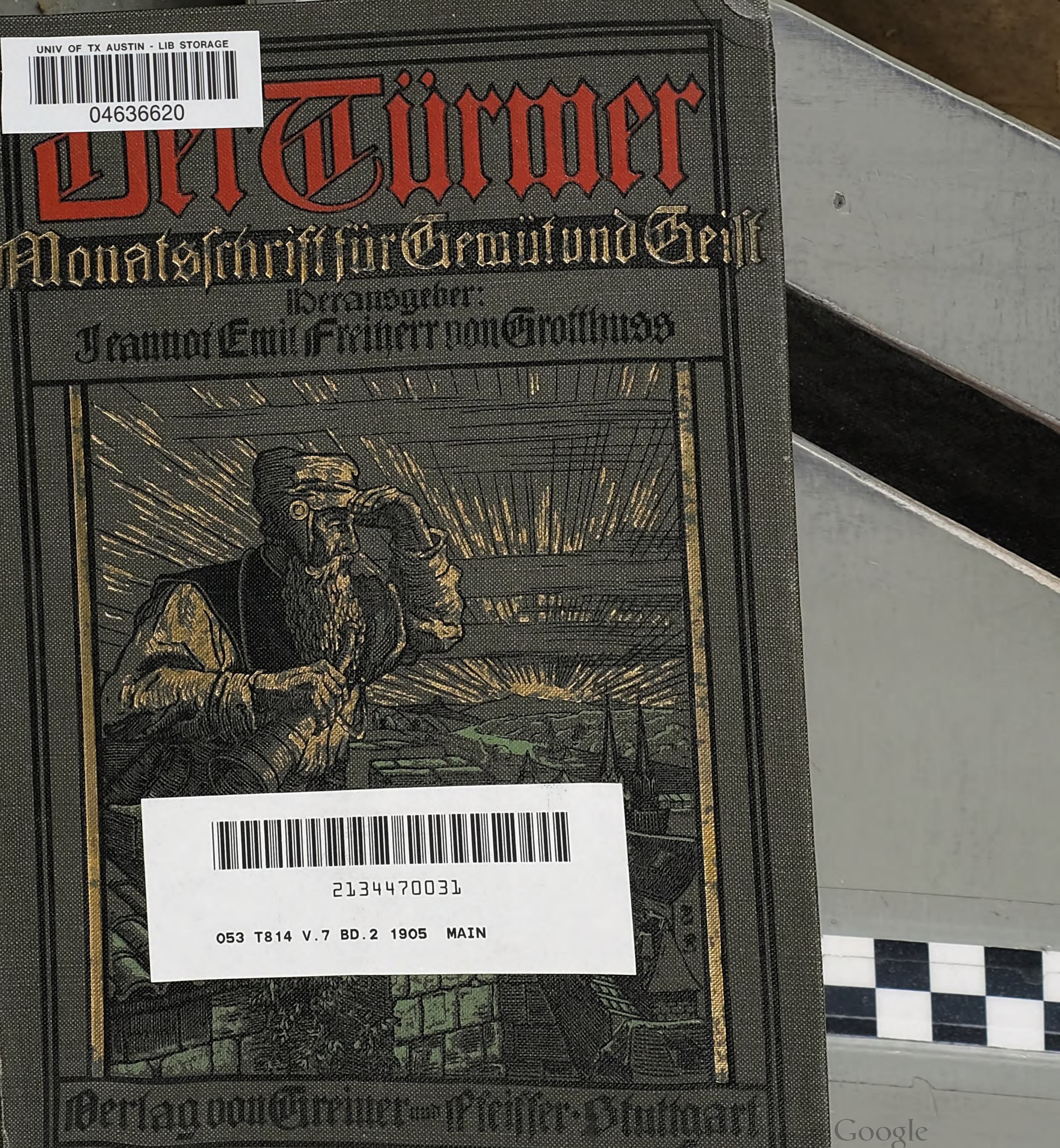



UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE
04636620
Der Türmer
Monatsschrift für Gemüt und Geist
Herausgeber:
Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss
2134470031
053 T814 V.7 BD.2 1905 MAIN
Verlag von Greiner und Pfeiffer · Stuttgart
Google


SEAL OF THE UNIVERSITY OF TEXAS
PRAESIDIUM
DISCIPLINA CIVITATIS



Ciseri pinx.

Photogravure Bruckmann.

GRABLEGUNG



Der Türmer

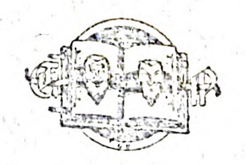
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Siebenter Jahrgang • Band II

(April bis September 1905)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer



Der Türmer

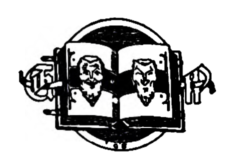
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Siebenter Jahrgang • Band II

(April bis September 1905)



Stuttgart
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Seite

Besprochene Bücher





Stimmen des In- und Auslandes

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Blätter für Literatur

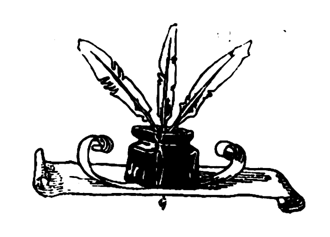


Hausmusik

Briefe

Photogravüren und Illustrationen

Notenbeilagen





VII. Jahrg. April 1905. Heft 7.

Ist Christus leiblich auferstanden?

Von

W. Kuhaupt.

Jeder wird wohl schon an sich die Erfahrung gemacht haben, daß er — durch höhere Einsicht gezwungen — sich theoretisch verhältnismäßig schnell von einer Vorstellung und Meinung losmachen kann, nicht aber so in praktischer Beziehung, d. h. nach der Seite des Gefühlslebens. Stimmungen und Gefühle hinken immer einer theoretisch preisgegebenen Anschauung nach und beherrschen noch eine Zeitlang den Menschen. Was aber von dem einzelnen gilt, das gilt auch von der Menschheit und ihrer Geschichte, denn die Geschichte des Individuums ist in gewissem Sinne die Geschichte der Menschheit.

Daher sehen wir denn, daß die heutige Zeit, obwohl sie sich theoretisch im allgemeinen freigemacht hat von den Doktrinen eines plumpen Materialismus, wie ihn das vorige Jahrhundert hervorgebracht hatte, dennoch bezüglich einer nachgebliebenen Stimmung, die sich als religiöse Verdrossenheit äußert, unter dem Drucke und im Banne jener Doktrinen steht.

Das, was der Mensch glaubt, ist also nicht bloß ein Produkt der Einsicht, sondern wesentlich auch das Produkt einer den Zeitgeist beherrschenden Gesamtstimmung.

In der Schule und in der Zucht des Materialismus hatte man sich mehr und mehr in den Gedanken hineingewöhnt und hineingelebt, daß der auf Grund dieser Weltanschauung gewonnene Einblick in das vielverschlungene Getriebe der Natur der Gipfelpunkt der Erkenntnis, das Nonplusultra alles Erreichbaren und Möglichen sei. Dieser Gedanke machte die Jünger des Stoffglaubens außerordentlich kühn und stolz. Die Erfolge der modernen Naturwissenschaft wurden unter Hintansetzung und Verachtung aller übrigen Wissenschaften, besonders der Philosophie und ihrer Disziplinen, in mehr als angemessener Weise gefeiert; man tummelte sich gar zu gern auf der grünen Wiese einer satten Selbstzufriedenheit und spottete des Köhlerglaubens derer, die noch an „veralteten metaphysischen Vorstellungen" festhielten. Nur das sollte gelten, was sich in das Prokrustesbett des Materialismus ohne Zwang hineinbringen ließ; alles übrige wurde entsprechend gereckt oder gekürzt und mit dem Prädikat „unmöglich" belegt.

So hielt Du Bois-Reymond das Vorhandensein einer Weltintelligenz so lange für unmöglich, bis man „ihm irgendwo in der Welt, in Neuroglia gebettet und mit warmem arteriellen Blut unter richtigem Druck gespeist, ein dem geistigen Vermögen einer solchen Seele an Umfang entsprechendes Konvolut von Ganglienkugeln und Nervenröhren zeigen würde".

David Strauß sagt in seinem Leben Jesu:

„Wir können summarisch alle Wunder, Prophezeiungen, Erzählungen von Engeln und Dämonen und dergleichen als einfach unmöglich und als mit den bekannten und universalen Gesetzen, welche den Lauf dieser Ereignisse lenken, unversöhnlich verwerfen."

Auch heute noch ist man schnell bei der Hand, ein kategorisches „Unmöglich" überall da auszusprechen, wo es sich um Dinge handelt, die nicht in den Kreis der alltäglichen Erfahrung fallen. Aber was sagte doch schon Arago in bezug auf dieses leichtfertige Unmöglich: — „Wer mit Ausnahme der rein mathematischen Wissenschaften das Wort unmöglich ausspricht, ermangelt aller Vorsicht und Klugheit."

Unvorsichtig ist es daher, wenn Zeller folgendermaßen argumentiert:

„Wenn es sich um die Glaubwürdigkeit einer Wundererzählung handelt, so heißt das mit andern Worten: Was ist wahrscheinlicher, daß hier in Wirklichkeit etwas geschehen ist, was der Analogie unserer gesamten Erfahrung widerstreitet, oder daß die Überlieferung, welche ein solches Geschehen berichtet, falsch ist? Mit dieser Fragestellung ist auch die Antwort gegeben. Denn da sich die Wahrscheinlichkeit einer Annahme eben nur nach ihrer Übereinstimmung mit andern als wahr anerkannten bemessen läßt, und da uns in unserer Erfahrung von ungenauer Beobachtung, ungetreuer Überlieferung, absichtlicher und unabsichtlicher Entstellung zahllose Beispiele vorliegen, von einem sicher beglaubigten Wunder dagegen kein einziges, so läßt sich der Fall denken, in welchem der Historiker es nicht ohne allen Vergleich wahrscheinlicher finden müßte, daß er mit einem unrichtigen Bericht, als daß er es mit einer wunderbaren Tatsache zu tun habe. Wenn daher Strauß

die Wunder als schlechtweg ungeschichtlich behandelt, so tut er, was er als voraussetzungsloser Kritiker tun muß."

Da ist zunächst zu sagen, daß sich hier auf die sogenannte Voraussetzungslosigkeit schlecht pochen läßt, denn Strauß war eben als Bibelkritiker in den Vorurteilen seiner materialistischen Weltanschauung befangen und hielt ein die Kräfte der Natur und ihre Gesetzmäßigkeit übersteigendes Geschehen, ein übernatürliches göttliches Wirken a priori für unmöglich. Alsdann muß man sich doch fragen: Sind denn die Erfahrungen Zellers oder die eines David Strauß der absolute Maßstab, an dem die Erfahrungen der gesamten Menschheit und der Geschichte überhaupt, und im speziellen die Erfahrungen derer, die einst um die Person Christi standen, gemessen werden müssen oder gemessen werden dürfen?

Wenn ich ein Kaktusgewächs vor mir stehen sehe, an dem ich keine Blüten beobachte, habe ich dann ein Recht, auf Grund dieser meiner gegenwärtigen Beobachtung und Erfahrung zu sagen, der Kaktus habe noch nie geblüht, und diejenigen, die es behaupteten, hätten sich getäuscht oder sie wollten mich täuschen? Auch die Erscheinung Christi und sein wunderbares Wesen und Wirken bedeutet für die Menschheitsgeschichte das plötzliche Hervorbrechen einer Blüte als eines ganz Neuen und noch nicht Erlebten. Es war ein neues Licht, das aus dem Dunkel des Urgrundes plötzlich hervorbrach; darum konnte Jakob Böhme mit Recht sagen, der Vater sei das „dunkle Tal", aus dem sich im Sohne das Licht „empörte", d. h. emporstieg.

Wenn wir die nackte Schulweisheit, die nicht ahnt, daß es noch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sie sich träumen läßt, wenn die Erfahrung dieses oder jenes Forschers auf exaktwissenschaftlichem Gebiete als unfehlbare, als letzte und höchste Instanz proklamiert würde, dann gerieten wir bald in eine Sackgasse. Wollten wir alles das in Zweifel ziehen, was uns die Vergangenheit berichtet, so würde unsere Erkenntnis, unser Wissen und Glauben zu einem Danaidenfaß, aus dem bekanntlich das Wasser des Lebens immer wieder unten abfloß.

Als der erste Blitz des Lebendigen in die Materie einschlug, als das erste Leben in den Kreis der irdischen Erscheinungswelt eintrat, da geschah auch etwas ganz Neues, aber auch etwas, das die blinde Naturkraft überragte und überstieg. Wenn wir nun heute nicht mehr Zeugen jenes primären Vorganges sein können, so müssen wir doch anerkennen, daß sich dieses Wunder im Verlaufe des irdischen Werdeprozesses einmal ereignet hat. Unsere gegenwärtige Erfahrung kann also nicht — wie Zeller meint — der Maßstab für alles das sein, was im Weltverlaufe geschehen ist.

Wenn wir übrigens nicht vor der ersten Entstehung des Lebens als vor einer logisch-brutalen Tatsache, der wir unser Dasein verdanken, ständen, so würde man auch hier das „Unmöglich" aussprechen. Soweit es ging, hat man ja auch das Wunder der Lebensentstehung zu umgehen gesucht durch Annahme einer mechanischen generatio æquivoca mit dem epikuräischen Zufall an der Spitze. Durch zufälliges Zusammentreffen von Kohlenstoff (C),



Wasserstoff (H), Stickstoff (N), Sauerstoff (O) und Schwefel (S) soll das Leben entstanden sein. Also der Weg vom „Bathybius" bis zum Menschen ein vom blinden Zufall getragener Prozeß! — es ist doch zu sonderbar. —

Das „Unmöglich" hat man immer dann ausgesprochen, wenn etwas der Erfahrung und dem sogenannten „gesunden Menschenverstande" nicht sogleich sich fügen wollte. So hielt noch der Physiker Deluc im vorvorigen Jahrhundert das Herunterfallen von Meteorsteinen, das heute kein Kind mehr bezweifelt, für eine Unmöglichkeit. Hegel erklärte in seiner Schrift „De orbitis planetarum", es sei unmöglich, daß zwischen Mars und Jupiter noch ein Planet sich befinde, wie es Olbers und andere Astronomen vermuteten; und ein Jahr nach dem Erscheinen dieser Schrift entdeckte Piazza die Ceres an der Stelle, wo Olbers den Planeten auf Grund mathematischer Berechnung gesucht und vermutet hatte. Auch die Umdrehung der Erde um sich und um die Sonne hat man lange für unmöglich gehalten. In einem dem Aristoteles zugeschriebenen Buche über „Wunder" wird behauptet, Zinn könne nicht nur durch große Hitze, sondern auch durch große Kälte geschmolzen werden. Auch hierüber hat sich der gesunde Menschenverstand weidlich lustig gemacht, und doch hat diese Behauptung durch die neuere Forschung eine Bestätigung erhalten. Napoleon hielt die Verwendbarkeit des Dampfes als Motor für die Schiffahrt für unmöglich, und auf seiner Reise nach Helena fuhr der erste Dampfer an ihm vorüber. Auch der zuerst ausgesprochenen Vermutung gegenüber, daß es einen vierten Aggregatzustand der Materie geben könne, hatte man wieder das landläufige „Unmöglich" in Bereitschaft, und heute überstürzen wir uns geradezu in der Entdeckung strahlender Stoffe. — Es sei nur an das wunderbare Radium erinnert, das man sogar für den eigentlichen Urstoff zu halten geneigt ist.

Auch vom Auferstehungswunder hat man gesagt, es sei unmöglich, weil ein derartiger Vorgang mit den Naturgesetzen in absolutem Widerstreit stehe. Selbst solche, die noch am Dasein Gottes festhalten, bestreiten auf Grund dieses Arguments die Realität jenes wunderbaren Vorkommnisses. — Was wäre das aber für ein Gott, der als die freie und intelligente Weltursache der Natur Gesetze gibt, um dann hernach selbst der machtlose Sklave dieser Gesetze zu sein! Er gliche einem Erfinder, der an den einmal konstruierten Mechanismus, an die erste Anordnung des Räder- und Laufwerks absolut gebunden wäre. Gerade darin, daß der Erfinder Änderungen vornehmen kann, dokumentiert er sich als den über seinem Mechanismus stehenden souveränen Meister und Schöpfer.

Um dem historischen Tatsachenbericht der Bibel gerecht zu werden und das Problem des Auferstehungswunders zu lösen, haben Schleiermacher, Hase und Paulus die Scheintodhypothese aufgestellt, — das Einfältigste, was je ersonnen ist. Diese Hypothese steht nicht nur im absoluten Widerspruche mit dem, was dem Tode Jesu vorausgegangen war, der Kreuzigung und ihren unsäglichen Qualen, mit dem Umstande, daß beim Öffnen der Seite der Wunde Wasser und Blut entfloß, was auf eine starke Zersetzung

der Leibessäfte hindeutet, sondern vor allem steht sie auch im Widerspruch mit dem Wesen und dem sittlichen Charakter Jesu. Dieser läßt es als ganz unmöglich erscheinen, daß der Meister seine Jünger über ihr Mißverständnis, über das, was wirklich geschehen, nicht aufgeklärt haben sollte. Wäre Jesus nur scheintot gewesen und hätte das seinen Jüngern verschwiegen, so wäre er doch ein ganz gemeiner Betrüger gewesen.

Es muß irgend etwas geschehen sein, worauf sich der Auferstehungsbericht der Jünger gründet, und wir haben keinen Anlaß, zu bezweifeln, daß es das war, was uns die Evangelien mitteilen.

Voltaire, der den positiven Glauben mit den furchtbarsten Waffen des Zynismus und Spottes bekämpfte und das Christentum für eine aus dem alexandrinischen Platonismus entstandene Reihe von Erdichtungen und Täuschungen hielt, meinte zwar, die Jünger seien aus Betrogenen zu Betrügern und Fälschern geworden, die ihre Sache mit den unwürdigsten Mitteln und Mätzchen von Wundererzählungen gestützt hätten, aber diese Ansicht verdient kaum, kritisch gewürdigt zu werden. Die in der Verlängerungslinie dieser Auffassung liegende Annahme, die Jünger hätten sich um gemeiner Lügen und Mätzchen willen foltern, martern, steinigen und töten lassen, wäre geradezu absurd und ungeheuerlich. Menschen, die durch den Meister Jesus Christus auf eine solche sittliche Höhe hinaufgetragen waren wie die Jünger, wären solcher Betrügereien nicht fähig gewesen.

Andere wieder haben zur Visionshypothese ihre Zuflucht genommen. Jesus soll nicht leiblich, sondern nur geistig, als Geistwesen auferstanden sein und soll im Gehirn der Jünger Visionen erzeugt haben, die dann als innere Vorgänge sinnlich geschaut, gewissermaßen als plastische Gedankenbilder nach außen projiziert wurden. - - Voraussetzung für die Entstehung solcher visionärer und halluzinatorischer Bilder ist — physiologisch geurteilt — eine auf Blutleere oder Blutüberfüllung beruhende Störung des Nervensystems. Ob nun die wetterharten Fischer vom See Genezareth an solchen Störungen gelitten haben, muß doch sehr bezweifelt werden. Außerdem wäre es auch sonderbar und widerspricht der Analogie aller Erfahrung, daß mehrere Menschen a tempo halluzinieren, und daß sogar fünfhundert Brüder, denen Jesus nach dem evangelischen Berichte zugleich erschien, dieselbe täuschende Vision gehabt haben sollen. Das leere Grab, das die Jünger fanden, bleibt aber auch angesichts der Visionshypothese ein ungelöstes Problem. Wo war der Leichnam Jesu geblieben?

Wenn wir die Berichte der neutestamentlichen Literatur mit dem kritischen Auge des vorurteilsfreien Historikers prüfen, so bleibt lediglich die Annahme einer leiblichen Auferstehung übrig.

Was sagt doch der Völkerapostel Paulus in dem von der Kritik nicht angefochtenen 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes:

„Denn ich habe euch zuvörderst gegeben, welches ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsere Sünden nach der Schrift; und daß er begraben sei, und daß er auferstanden sei am dritten Tage, nach



der Schrift; und daß er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen. Danach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, deren noch etliche leben, etliche aber sind entschlafen. Danach ist er gesehen worden von Jakobus, danach von allen Aposteln. Am letzten nach allen ist er auch von mir, als einer unzeitigen Geburt, gesehen worden."

Ist denn die leibliche Auferstehung Christi etwas, das außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt? Wenn Jesus in den Herzen der Jünger die Überzeugung, daß er Gewalt über Leben und Tod habe, über allen Zweifel hinaus befestigen wollte, so bedurfte er eines sichtbaren, sinnfälligen Mittels, um auf ihre äußeren Organe zu wirken, und dieses Mittel war der Leib.

Wie Jesus im Leben seinen irdischen Leib als Instrument seiner Offenbarung an die Menschheit benutzt hat, so ist es auch theoretisch möglich, daß er nach seinem Tode sich dieses Leibes noch einmal bedient hat, um sich den Jüngern zu zeigen, um ihnen zu sagen: Tastet und sehet, ich bin kein Geist, denn ein Geist hat weder Fleisch noch Bein. Nach dem historischen Bericht hat er sogar mit den Jüngern das Brot gebrochen und mit ihnen gegessen, was doch voraussetzt, daß er einen materiellen Leib hatte.

Auch Professor A. Harnack mahnt zur Vorsicht bezüglich der Wunderberichte, obwohl er meint, „daß das, was in Raum und Zeit geschieht, den allgemeinen Gesetzen der Bewegung unterworfen ist". Er sagt: „Berichte deshalb als ganz unbrauchbar zu verwerfen, weil sie auch Wundererzählungen enthalten, entspricht einem Vorurteile." „Wir sehen, daß ein fester Wille und überzeugter Glaube einwirken auch auf das leibliche Leben, und Erscheinungen hervorrufen, die uns wie Wunder anmuten."

Jesus hat seine Wunder nicht um dieser Wunder selbst willen getan, sie lagen vielmehr in der Verlängerungslinie seiner irdischen Mission; sie gehören in den Rahmen der christlichen Heilsordnung. Das Geistig-Göttliche seiner Lehre, das Innere mußte in einem Äußeren einen adäquaten Ausdruck erhalten. Die Wunder Jesu sind darum als die sichtbaren Siegel seiner Offenbarung, seiner göttlichen Mission aufzufassen. Der Mensch ist ein geistiges und zugleich materielles, sinnenbegabtes Wesen, und diesem Umstande, diesem Dualismus des menschlichen Wesens hat Jesus Rechnung getragen, einmal in seiner Lehre und zum anderen in seinem wundertätigen Wirken. Seine Offenbarung war also eine Offenbarung nach zwei Seiten: sie war ein auf den Geist und ein auf das Fleisch gerichtetes Zeugnis.

Die Auffassung, die Wunder Jesu seien etwas Untergeordnetes, Bedeutungsloses, entspringt der Skepsis; diese will eben etwas beseitigt haben, was ihr unbequem, was ihr ein Stein des Anstoßes ist. Ob nun eine Sache dadurch wert- und bedeutungslos wird, daß sich das Denken skeptisch von ihr entfernt und darüber erhaben zu sein glaubt, muß doch sehr fraglich erscheinen. Wie ehemals, so sind auch noch heute die Wunder Jesu gewaltige Zeugen seiner Lehre und seiner höheren Sendung.

Entfernen wir aus dem Christentum die großen äußeren Tatsachen,

so zerbrechen wir die geschichtlichen Pfeiler, auf denen das Christentum seit 1900 Jahren ruht. Der Grund und Fels des Christentums und die wirkende Kraft unseres Glaubens ist und bleibt in alle Ewigkeit der historische Christus mit seinen Wundern, wie er uns in der evangelischen Überlieferung entgegentritt. Der geschichtliche Christus mit seiner göttlichen Kraft ist der Erlöser der Menschheit, nicht aber ein Christus als „symbolische Personifizierung des rein geistigen Erlösungsprinzips" oder dergleichen.

„Wer dieses Überbleibsel der Christologie betrachtet," — sagt Ed. v. Hartmann mit Recht — „wird finden, daß es denn doch etwas gar zu dürftig und unbedeutend ist, um auf Grund desselben die Zugehörigkeit zum Christenglauben zu behaupten, von welchem die Gottheit und Erlöserschaft Christi abgestreift und die Dreipersönlichkeit Gottes ebenso wie die Freiheit und Unsterblichkeit ausgeschieden ist."

Die Alten glaubten an den Satz: „mens agitat molem" (Der Geist bewegt die Materie). Die „Modernen" von heute haben diesen Satz umgewertet und ihn in das Gegenteil verkehrt. Das Höhere wird dem Niederen unterstellt. Der Geist ist nicht mehr der Beweger und Beherrscher des Stoffes, sondern dessen Sklave und Knecht. Das Denken ist ein Produkt aus Druck und Stoß der Elemente. Von diesem materialistischen Gedanken kann man sich nur schwer freimachen; wir sind, obwohl der Materialismus an Kredit verloren hat, noch immer sehr stoffürchtig. Und doch kann es jeder an sich erfahren, daß der Gedanke, der Wille eine stoffbeherrschende, stoffüberwältigende, stofformende Macht ist. Schon Kant hat in seiner kleinen Schrift: „Über die Macht des Gemüts" darauf hingewiesen. Unser Organismus ist das Produkt eines Gedankens, wie überhaupt die ganze Welt die Realisation eines göttlichen Gedankens ist.

Wie sagt doch der Evangelist Johannes: „Am Anfang war das Wort — und durch das Wort sind alle Dinge geworden." Und Goethe übersetzt dies im Faust:

„Ich schreibe getrost: Am Anfang war die Tat."

Auch der Neuplatoniker Philo meint, Gottes Rede sei seine Tat. Die Gedanken Gottes sind die Quelle der Welttatsachen.

Ist nun unser Leib ein realisierter Gedanke oder, mit Hegel gesprochen, ein „realisierter Vernunftschluß", so ist es doch nicht unmöglich, daß Jesus, der Gesandte einer höheren Welt, der von sich sagte: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden", der Herr der Materie den in einen Zeitraum von Jahren auseinandergezogenen leiblichen Werdeprozeß im Akt seiner Auferstehung in den Zeitraum eines Augenblicks zusammenziehen konnte. Wer einer solchen, durch die Kraft des göttlichen Willens gewirkten plötzlichen Assimilation der Stoffe gegenüber das billige „Unmöglich" ausspricht, der „ermangelt der Vorsicht" und der Vorurteilslosigkeit.

Wie der göttliche Meister einst durch die Kraft seines Wortes einer verdorrten Hand die Bewegung zurückgab, wie er den schon in Verwesung



übergegangenen Leib des Lazarus ins Leben zurückzwang, so hat er auch nach seinem Kreuzestode seinen eignen Leib noch einmal in den Rhythmus des Lebens zurückgezwungen und die stofflichen Urelemente desselben den physiologischen Gesetzen und Bewegungsbahnen gemäß gerichtet. Das, was schon zerfallen und zersetzt war, mußte sich noch einmal den Zug- und Kraftlinien seines souveränen Willens fügen. Der Urleib, der geistige Leib, von dem Paulus spricht, zwang sein in den Tod hinabgesunkenes irdisches Abbild noch einmal in das alte Verhältnis zurück, um auf die Sinne der Apostel einzuwirken. Jesus erschien ihnen daher in seinem erst wenige Tage zuvor abgelegten Stoffgewande; dieses irdische Gewand wurde zum Zweck der Offenbarung, zu dem Zwecke, der Menschheit die Osterbotschaft zu bringen, in die Verklärung des geistigen Leibes wieder hinaufgehoben. Hatte sich Jesus während seines Lebens und während seiner irdischen Mission nach dem göttlichen Heilsplan und nach dem Willen des Vaters diesem irdischen Leibe und seinen Gesetzen unterworfen, so war er jetzt frei geworden vom Dienste des vergänglichen Wesens und war der absolute Herr seines Leibes. Er konnte in diesem zum Leben zurückverordneten Werkzeuge den Jüngern erscheinen, um ihnen seine Wunden und Nägelmale zu zeigen, aber er konnte die Atome dieses Leibes auch in jedem Augenblicke wieder zerstäuben und ihn in die Urelemente zurückverflüchtigen, um vor den Blicken der Apostel zu verschwinden.

Die Auferstehungstatsache ist das kräftigste Zeugnis für die Auffassung, daß der große Weltordner der Herr seiner Ordnung ist, für das mens agitat molem, das seit allen Zeiten das Kredo des gläubigen Herzens war. Ein Gott, der der machtlose Sklave seiner Gesetze ist, kann uns nicht befriedigen.

Die Auferstehung Jesu ist uns Gewähr dafür, daß auch wir den Tod überwinden werden, und seine l e i b l i c h e Auferstehung ein Zeugnis dafür, daß unsere nachirdische Existenz nicht leiblos sein wird.

In alle Ewigkeit werden wir an einen Leib gebunden sein, dieser ist die Voraussetzung unserer p e r s ö n l i c h e n Fortdauer. Freilich ist es nicht dieser grobmaterielle Leib, den wir jetzt tragen: denn Fleisch und Blut werden das Reich Gottes nicht ererben, — es wird ein geistiger Leib sein.

Der geistige Leib in uns, der Kraftleib oder Urleib ist ja auch jetzt schon der wahre Leib, während der grobstoffliche Körper eigentlich nur ein aus der Materienwelt herangezwungenes, äußeres Mittel ist, durch das wir uns in die Welt hinein äußern; er ist das Instrument nur unserer irdischen Offenbarung. Auch der nachirdische Leib wird nicht stofflos sein, er wird vielmehr am Tage der großen Erkenntnis einen Stoff höherer Ordnung sich assimilieren, während unser Zellenleib nur ein aus grobem Stoff gewirktes, vorübergehend angenommenes Gewand ist, das wir im Tode ablegen, wie man ein veraltetes, zermorschtes Gewand ablegt.

Das moderne Denken hat sich von diesen Dingen entfernt, sie berühren manchen, der vom „Gipfel souveräner Skepsis" schwindelfrei in „die ent-

götterte Natur" blicken zu können vermeint, frostig, aber sie werden desungeachtet die Menschen auch fürderhin beschäftigen. Probleme hören dadurch nicht auf, Probleme zu sein, daß „freie Geister", vollgepfropft von Vorurteilen, sie leugnen. Auch künftighin werden sich die Geister an diesen tiefsten Problemen unseres Daseins scheiden, der Kampf zwischen Glauben und Unglauben wird weiter bestehen, denn Goethe hat sehr wahr gesprochen, wenn er sagt: „Das eigentlich einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt zwischen Glauben und Unglauben."



Gebet.

Von

Anna Dix.

Herr, laß vor meinem Angesicht
Ein stilles, schönes Leuchten gehn,
Auf daß, die mir ins Auge sehn,
Empfinden deines Wesens Licht.

Wie eine Blume sproßt im Feld,
Die ihren Schöpfer lieblich preist,
Von Tau und Himmelslicht gespeist, —
So laß mich blühn in dieser Welt.

Reich mir den Kranz, der nie verblaßt,
Dein Frieden, Gott, sei um mich her.
Und keine Hand verbleibe leer,
Die suchend nach der meinen faßt.

In Liebe stark, — in Einfalt jung
Laß mich an deinem Herzen ruhn.
Mein Lied sei Botschaft, - - und mein Tun
Verkündigung, — Beseligung!





Vor der Sündflut.

Erzählung von Rungholts Ende

von

Johannes Dose.

(Fortsetzung.)

So oft Paulinus kam und ging, schweifte sein Auge nach der Tür der Scharfrichterwohnung, die sich nicht öffnete. Er hätte doch wissen mögen, wo Oda sei.

Einmal in der Frühe aber stand sie unerwartet auf der Treppe und grüßte ihn.

„Weil Ihr nicht über unsere Schwelle kommen dürft, harrte ich Eurer . . .“

„Warum darf ich nicht? Habe ich doch einen Freibrief vom Rate, die Fronerei zu betreten.“

Diese Antwort hatte das Mägdlein gewünscht und öffnete glückstrahlend vor ihm die Tür.

Sauber und schmuck war das Zimmer. Verwundert sah Paulinus in dem Raume sich um, wo Oda immer war und wohnte, und atmete die Luft, die nach frischem Lawendel roch, mit tiefen Zügen ein. Die weiße Außenmauer mit dem Kruzifixus, die frommen Schnitzsprüche an der Wand, die Truhen und der mächtige Eichenschrank, der Kamin aus bemalten Kacheln, ihr Stuhl und Tischlein unter dem Fenster, dessen Sims ein blühendes Blumengärtlein war — dies alles prägte sich mit einem Blicke wie ein liebliches Bild in seinem Gedächtnisse ein. Hier in dem unehrlichen Hause war es so traut und anheimelnd, daß ein nach stillem Glücksfrieden sehnsüchtiges Gefühl ihn beschlich. Wie kahl und arm und düster war seine Zelle dagegen.

Er sagte nichts zum Lobe der Hausherrin, die mit geschickter Hand hier schaltete, aber seine Augen sagten, wie wohl ihm sei. Gleich einem spielenden Kinde, das alles betasten muß, nahm er vom Tische ihr Finger-

hütlein, mit dem sie die Sandhäuslein auf die Diele setzte. Dann roch er an der brennenden Rose im Fenster.

Hinter ihm sagte Oda: „Ihr mögt sie brechen, wenn Ihr wollt."

„Nein, ich breche kein Röslein, denn auch die Blume hat ihr Leben lieb und will nicht sterben." Den Fingerhut an seinen Ort zurücklegend, fragte er: „Was nähet Ihr jetzt?"

„Ein Totenhemd für meinen Vater."

„Ist er nicht ein gesunder und starker Mann?"

„Doch er spricht: So viele habe ich sterben machen, daß ich zu jeder Stunde für mein letztes Stündlein gerüstet sein muß."

Der Vikar eilte zur Tür und sprach im Gehen: „Keiner, nur der Verurteilte weiß seine Stunde ... es muß furchtbar sein, auf die Minute sie zu wissen."

Oda hielt ihn zurück. „Ihr sollt mir auf eine Frage gewisse Antwort geben. Hat dieser Gefangene ein todeswürdiges Verbrechen begangen?"

Paulinus überlegte die Worte. „Er hat wohl Strafe und Einkerkerung, aber nicht den Tod verdient."

„So haben seine Richter ungerecht gerichtet."

„Oder aus irriger Erkenntnis zu harten Spruch gefällt."

Oda setzte sich ans Fenster und ließ die Nadel ruhen.

Als sie um die Mittagsglocke dem Gefangenen ein gutes Essen brachte, blieb sie vor der Klappe stehen. „Ich will Euch ins Verhör nehmen, und weil Ihr nach vier Tagen vor Gottes Angesicht steht, müßt Ihr wahrhaftig und auch verschwiegen sein. Höret! Ich will nach Mitternacht Euch aus dem Kerker herauslassen, aber unter der einen Bedingung, daß Ihr mit einem furchtbaren Schwur mir gelobt, von Isa Heikens zu lassen. Nun wählet, was Ihr wollt!"

Kurt, welcher die Farbe wechselte und wähnen mußte, daß des Scharfrichters Tochter ihn lieb gewonnen habe, sprach ohne Besinnen und mit fester Stimme: „Ich will meinen Tod erleiden und nimmer von Isa lassen."

Er hatte die Probe bestanden, die keine Versuchung ihm war, und Oda fühlte ein unsägliches Mitleid mit dem, dessen Liebe so treu und so tief. Um ihren Mund setzte sich ein straffer Zug des unerschütterlichen Frauenwillens.

Er soll mit nichten sterben, so wahr er Paulini Freund und Genoß gewesen ist, so wahr ich eines viel verachteten und doch viel mächtigen Mannes Tochter bin. Haben sie nicht ungerecht gerichtet und ich ein Schlüsselamt von Gott, zu binden und zu lösen?

Die Listige meinte das Schlüsselbund, das an dem Bettpfosten des Fronmeisters hing.

Oda war entschlossen, den Gefangenen zu befreien.

Zwischen Morgen und Abend jedoch trat ein Ereignis ein, das ihren kecken Plan über den Haufen stürzte. Ein verlaufener Lottermönch, der sich Marcellus nannte und Kirchenraub begangen haben sollte, wurde einge-

liefert und mußte, weil die Fronerei von vagierendem Gesindel und schlechten Weibern angefüllt war, mit Widerich die Mörderzelle teilen.

Da gingen Odas Nöte an. Wenn sie den Diebschelm mit entwischen ließ, konnte er wieder eingefangen werden und sie verraten.

Marcellus, dick von Leibe und rot gedunsen von Gesicht, war schon im Jahre seines Noviziats entgleist und aus dem Kloster entlaufen, dieweil er mehr Geschick zum Bacchuspriester als zum Bettelmönche gezeigt hatte; aber getreulich trug er noch seine Kutte, welche ihm vorkommenden Falles als Deckmantel seiner bösen Streiche diente. Sogleich begann er ein Gespräch mit seinem Mitgefangenen, und der, welcher nicht ferne vom Gottesfrieden war, horchte auf.

Eine fette, joviale Hand klopfte Kurts Schulter. „Sage du zu mir, mein Bruder, denn wir wollen Bett und Mahl — und Galgen brüderlich teilen. Ich höre, daß die gestrengen Rungholter alles hängen, was sie haben — und halten.“ Seine Äuglein glitten prüfend über Tür und Fenster.

„Vierzölliges Eisen und ellendicker Stein,“ brummte Kurt kleinmütig.

„Konfrater!“ sprach Marcellus mit Salbung, „sei unverzagt! Ich war aus unschuldiger Ursach’ und böser Verleumdung schon zu dreimalen eingelocht und habe dennoch durch Gottes Beistand ein Löchlein gefunden. Man soll nicht an den Tod glauben, bevor man den Erdboden unter den Füßen verliert. Liebwerter Freund, ich weiß, auch du bist schuldlos in diese enge Behausung gekommen.“

Kurt erzählte, wie er dem Priester den Rochenzehnten gebracht und den Ratsherrnsohn mit einem Kohlgericht bewirtet habe.

Marcellus schmunzelte. „Deine gutherzige und gastfreie Gesinnung hat dich in diesen Notstand gebracht ... aber der Herr wird heraushelfen.“

Des verschlagenen Mönchs Worte hatten eine größere Trostkraft als alle frommen Reden des Priesters und Fronmeisters zumal. Kurt faßte neuen Lebensmut und fragte: „Wie bist denn du in das Beichthaus der Diebe und Räuber gekommen?“

Marcellus strich sein Doppelkinn und nickte ehrbar. „Durch ein Gebetswunder, an das die Rungholter nicht glauben wollen ... die Frommen müssen oft nach Brot gehen ...“

„Und nach Bier,“ fügte Kurt hinzu.

„Auch nach Bier ... ich hatte meinen letzten Heller ausgegeben und mich hungerte und dürstete sehr ... darum ging ich in die Domkirche, warf mich nieder vor dem Altar der heiligen Cäcilia, die ein Prunkgewand und goldene Schuhe an den Füßen trägt, und flehte inbrünstig: Du Freundin aller Armen hast Gold die Fülle, und ich besitze keinen Blaffert, um Brot mir zu kaufen ... tue ein Zeichen und gib mir eine einzige von den Goldplatten deiner Schuhe, so ist mir geholfen! Und was geschah? Ich bin wahrhaftig und fahre nicht mit Lug. Santa Cäcilia winkte mit dem Fuße Erhörung und warf mir den ganzen Goldschuh hin, den ich mit meinen Händen griff. Die Rungholter wollen nicht glauben, daß sie einen wundertätigen Altar haben.“

„Könnte nicht die heilige Cäcilia uns durch ein zweites Wunder helfen?" meinte Kurt.

„Ja, sie kann's ... doch höret weiter! Fröhlich und dankbar stand ich auf, löste die Goldplatten ab und ging zum Silberschmiede in der feinen Zunftgasse, um das geschenkte Gut zu verkaufen. Der nahm mich und dann mein Gold in Augenschein und ging in die Werkstatt, es zu wiegen. Sehr lange wartete ich auf seine Rückkehr, die allerdinge nicht erfolgte. Statt des Schmiedes stürzten zwei Stadtknechte ins Haus, knebelten mir die Hände, stießen mich ins Gefängnis und schrien, daß ich Kirchenraub begangen. Die gottesfürchtigen Rungholter wollen an mein Gebetswunder nicht glauben."

Er schniefte kläglich durch die Nase. Kurt aber warf sich auf den Rücken und lachte aus vollem Halse. Gleiches Schicksal kittet lose Freundschaft, und in böser Gesellschaft haben Frömmigkeit und Friede schlechtes Gedeihen.

Eingehend erkundigte sich der Mönch nach den Personen, die im Turme aus- und eingingen, und als ihm alle beschrieben waren, zwinkerte er mit den spitzbübischen Äuglein.

„Könntest du nicht die schöne Oda zu deiner Liebsten machen?"

Ein schroffes Nein schnitt diese Möglichkeit ab. „Ich habe schon eine Liebste."

„Haha!

Liebt nicht ein Mann,
Wo immer er kann?
Zum Meinen die eine,
Und die andre zum Scheine ..."

Kurt schrie den Lacher grob an: „Lotterpfaff', halt 's Maul, oder ich schlage dich darauf!"

Die schnell geschlossene Freundschaft schien gefährdet. Darum fügte sich der Mönch und faltete ergebungsvoll die Hände. „So muß St. Paulinus uns aus dem Kerker helfen, in den die heilige Cäcilia mich gebracht."

Der Körper des dicken Dominikaners sank in sich zusammen, und das feiste Doppelkinn fiel auf die Brust. Eine volle Stunde verharrte er in dieser Stellung und schien mit weit offenen Augen zu schlafen. Als Kurt ihn einmal anstieß und störte, schüttelte er das Haupt. „Still, still! Ich hab' das lumen internum, und die Erleuchtung dämmert in meinem Geist."

Endlich schnellte der spekulative Marcellus trotz seiner Wohlbeleibtheit wie eine Sprungfeder empor. „Heureka, ich hab's gefunden." Gerührt fiel er seinem Kerkerbruder um den Hals und wisperte ihm eine lange und gedämpfte Rede ins Ohr.

Die Folge war, daß Kurt Widerich sich noch einmal auf den Rücken warf und vor Lachen wälzte.

Dann flüsterten sie lebhaft, und aus dem lustigen Geblitze ihrer Augen war ersichtlich, daß ein böses Schelmenei ausgebrütet worden.

Marcellus nahm einen Kohlenstift aus der Tasche und schrieb an die Kerkerwand: Memento judicii mei! Denke an mein Gericht!



Während des Schreibens jedoch war er guter Dinge und sang nach der Melodie eines Bußpsalms mit tiefem Baß:

„Wird's aber unklar Wetter,
Schneit Unglück mir ins Haus,
Verlieret sich der Vetter,
Die Freunde bleiben aus;
Fremd stellt sich auch der Schwager
Und kommt zu uns nicht mehr,
Wenn unsre Supp' ist mager
Und unser Weinfaß leer."

Die beiden Brüder in der Mörderzelle schliefen zur Nacht wie das gute Gewissen.

Als aber Oda am Morgen das Essen brachte, lag der Mönch auf dem Bauche und stöhnte gleich einem Sterbenden.

Erschrocken und fragend blickte sie Kurt an, und dieser raunte bedeutsam ihr zu: „Er ist um Mitternacht plötzlich vom Leberwurm, der ihn voreh geplagt hat, befallen worden und will, wenn der Priester kommt, die letzte Ölung haben."

Aufgeregt lief Oda in die Stube und bedachte: Noch sind es drei Tage, und was ist der Welt und dem Himmel an dem Gaunermönch gelegen? Wenn er vorher stürbe, könnte ich dem andern zur Flucht verhelfen.

Es fehlte nicht viel, daß sie den Herrgott darum gebeten hätte.

Zur üblichen Stunde erstieg Paulinus die Treppe, und aus der Tür der Scharfrichterwohnung lugte ein schwarzhaariger Mädchenkopf. „Ein Schwerkranker, der nach Euch schreit, liegt bei ihm in der Zelle. Mein Vater und die Knechte haben am Pranger eine Arbeit, die bis Mittag währen wird ... ich muß" — sie stockte — „ich muß zu meiner Gevatterin, die eines Kindleins genesen ist, gehen ... darum nehmet selbst den Schlüssel, aber verschließet von innen und verwahret ihn wohl!"

Oda rüstete sich zu ihrem Gange, und der Vikar betrat die Zelle, die er hinter sich verschloß.

Marcellus wand sich in Krämpfen und wimmerte kläglich. „O, o ... ich muß sterben ... aber gottlob ... der Herr sendet mir den geweihten Priester, daß ich vor meinem Ende das Sakrament genießen darf."

Paulinus legte dem Leidenden die Hand auf die Stirn. „In der Welt habt Ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

„Ja, die arg böse Welt ..." Der Kranke wollte die Hände falten — und fuhr sich plötzlich über Brust und Bauch, vor Reu' und Schmerz aufschluchzend.

„Ihr leidet große Pein?"

„Ich leide, was meine Taten wert sind ... darum schrieb ich allen denen, die hier sitzen werden, zur Warnung an die Wand: Denke an mein Gericht!"

Das Armeleuteherz des Paulinus, der den Bußfertigen betrachtete,

wurde warm. „Soll ich nicht einen heilkundigen Arzt rufen, der Euren Schmerz lindert?"

„Ach, ich war ja selber vor meinem tiefen Sündenfall des Klosters Salbader, und meine Kunst wurde sehr gerühmt. Auch kenne ich das Remedium, das meiner kranken Seele hilft ... aber mir graut vor dem unehrlichen Tode, und ich will, nachdem ich die Absolution empfangen habe, in Frieden abscheiden."

„Ist Euer Urteil bereits gesprochen?"

„Noch bin ich meines Hauptes nicht quitt ... aber meine Seele sehnet sich nach dem Himmel." Marcellus schloß die schmerzhaft schmachtenden Augen.

Paulinus aber hatte seine Pflicht erkannt und einen entschiedenen Entschluß gefaßt. „Es ist geboten, daß keiner seines Lebens Länge um einen Zoll kürze oder freiwillig sterbe. Entweder rufe ich einen Arzt, oder Ihr schreibt das Remedium mir auf, das ich holen werde."

Der Kranke jammerte entsetzt: „Wie könnte ich des Selbstmords erschreckliche Sünde begehen? O, ich will schreiben, schreiben."

Als Paulinus hinausging und die Tür auf- und zuschloß, folgten ihm vier lauernde, horchende Luchsaugen.

Er kehrte mit dem Schreibgerät zurück, und Kurt richtete den Stöhnenden im Bette auf. Der Mönch schrieb auf dem Pergamentstreifen sein Rezept wider den Leberwurm: Zuerst ein Gesud, aus Bilsenkraut gekocht, dann ein starkes Extraktum aus dem Samen der Mohnblume, zuletzt eine reichliche Zugabe von Honigseim, um die bittere Arznei zu versüßen.

Die Schrift war sehr leserlich, und der Sterbende hatte eine merkwürdig feste Hand.

Paulinus machte sich eilig auf den Weg, um die Arznei anfertigen zu lassen. Während seiner Abwesenheit schien der Kranke schmerzfreier zu sein, denn er unterhielt sich flüsternd mit seinem Kerkergenossen.

Das Ziel des Vikars war das Pharmakopol der Stadt; aber der Zufall oder Gottes Fügung wollte, daß der Doktor Rapuntius heute nach Rungholt gekommen war und soeben auf dem Markte seine Bude aufgeschlagen hatte. Er war ein berühmter Zahnbrecher, Steinschneider und Wurmarzt und stand, mit einem goldbordierten Scharlachrock angetan, vor seiner Bude, schweigsam, weise und gewichtig, während sein Famulus mit marktschreierischer Stimme eitel unfehlbare Mittel gegen alle möglichen Gebrechen anpries.

Schleunigste Hilfe tat not, und Paulinus hielt dem Doktor Rapuntius das Rezept unter die Nase. „Könnt Ihr die Mixtura bereiten?"

Der große Mann nickte nur herablassend. „Macht in Summa fünf gute Pfennige."

Aus seinem Beutel zahlte der Vikar und wartete in Ungeduld, bis Rapuntius endlich das Fläschchen ihm einhändigte und schmunzelnd krähte: „Hihi, das stillet allen Schmerz und gibt gesunden Schlaf."



Ängstlich griff jener nach der winzigen Flasche und fragte: „In der kleinen Dosis ist wohl ein starkes Gift wider den Leberwurm enthalten?"

„Ihr mögt, Eurem Leibe unbeschadet, die Hälfte in einem Zuge leeren," erwiderte der goldbordierte Wunderdoktor, der seine Schäfchen zu scheren verstand.

Behutsam wurde die Zellentür von innen verriegelt und der Schlüssel in die Tasche gesteckt.

Marcellus lag in Fieberphantasien und redete irre. „Der Prior will mich armes, räudiges Schaf heimlich beiseite schaffen und hinter der Klostermauer verscharren ... weg, weg von mir, du Giftmörder!"

„Trinket hiervon, und Euch wird besser," bat der Vikar und füllte den Löffel.

Aber der Kranke äugte danach mit rollenden Augen und schrie: „Es ist venenum arsenicum ... Gift ... Gift!"

„Er ist des Wahnes, daß man ihm nach dem Leben trachtet," sagte der verständige Kurt, „wenn ich den Löffel vor seinen Augen austrinke, wird er ruhig den Rest nehmen."

„Es wirket augenfälliger auf ihn, wenn ich es tue," sagte Paulinus in Eifer, seinem Nächsten zu dienen, und stellte sich dicht vor Marcellus. „Gebt acht! Als sichtbares Dokumentum, daß es kein Gift, trinke ich dieses."

Herzhaft schluckte er die bittere Arznei in einem Zuge herunter und füllte hastig den Löffel von neuem.

Aber der Fiebernde focht um sich mit den Händen und stieß so plötzlich dagegen, daß die ganze Mixtura wider den Leberwurm verschüttet wurde.

In wildem Paroxismus wälzte sich der Mönch und biß in das Strohkissen — um sein Lachen zu verbeißen.

„Was machen wir nun?" schrie der Vikar und sank verzweifelt auf den Schemel nieder. Ihm wurden die Füße schwach, und ein Sausen ging durch sein Haupt.

„Ich muß eine neue Dosis holen ..."

Unsicher erhob er sich und taumelte zurück auf den Schemel, legte den Kopf gegen die Wand und murmelte: „Rapuntius, gib schleunig die Arznei ... mich schläfert so schön."

Da schlief er schon, und hörbar ging sein Atem. Der Mohntrunk hatte seine Wirkung getan.

„Pst, pst ... er muß erst den Trunk verdauen," machte Marcellus, und die beiden Mephistophelesse lachten sich an. Bald sprang der dicke Mönch auf die Beine und rüttelte den Schläfer, dessen Arme schlaff hängen blieben.

Sie zogen dem Vikar die Soutane aus und legten ihn auf die Pritsche.

Wie häßlich war die Güte des arglosen Mannes gemißbraucht worden! Und Kurt fühlte keine Reue, sondern meinte: „Dem brauche ich kein Wiegelied zu singen." Ja, er hatte sogar den frechen Mut, seinen gottlosen Leib in das geweihte Priestergewand zu hüllen und die Zelle mit dem Schlüssel von außen zu verschließen.



Franz v. Defregger
Der Schmied von Kochel

Niemand begegnete ihnen in der Fronerei. Am hellen Mittage gingen ein Priester und ein Mönch mit würdevollem Schritt und Habitus die Gerbergasse hinab. Einige fromme Frauen sahen ihnen nach und sagten: „Die sind nicht von hier . . . wer war wohl der große und schmucke Priester?" Alle Leute lüpften die Mütze, und Kurt Widerich spendete ihnen freundlich und reichlich den priesterlichen Segen.

Als die zwei geweihten Männer das Tor von Rungholt hinter sich hatten, rannten sie mit langen Schritten querfeldein und durch die wohlbekannten Dünen. Ohne Kaufgeld erwarben sie ein Fischerboot, das auf dem Strande lag, und fuhren in die See hinaus. Flut und Wind waren den Flüchtlingen günstig. Als der Südstrand an der Kimmung versank, falteten sie nicht die Hände, sondern faßten sich an den Hälsen, die dem Strick entronnen waren, und jubelten laut.

Der Geächtete schwur mit geballter Faust: „Friedlosigkeit künde ich dem Nord- und Südstrande, Todfehde allen Satten und Reichen, deren Gerechtigkeit nach dem Falschmaße der Rungholter Elle gemessen wird. Ich will ein Tyrann der Tyrannen, ein Freund und Befreier der Armen sein."

Wohin steuert das Schifflein, und wie wird die Fahrt enden?

Das gemeine Sprichwort: „Auch die Besten verderben im Rat der Spötter" schleicht im Kielwasser des Boots wie bängliche Ahnung. —

Oda trug das Essen über den Flur der Fronerei und öffnete die Klappe der Mörderzelle. Die sonst, gleich hungrigen Krähen, nach der Atzung sprangen, rührten sich nicht. Ungeduldig lugte sie in den Raum hinein und sah einen Menschen ohne Obergewand auf der Pritsche liegen. „Heiland . . . Barmherziger! Es ist Paulinus!"

Die volle Schüssel entfiel ihren Händen und zerschlug in Scherben.

Nach einem Augenblick völliger Schrecklähmung stürzte sie in die Stube, schrie das Haus zusammen, suchte den Schlüssel und fand ihn nicht.

Meister Henneke und Hinze und alle Schinderknechte standen vor der Tür der Zelle und riefen und brüllten: „Herr Paulinus! Herr Paulinus!"

Der Mann auf der Pritsche rührte kein Glied.

Kreideweiß wurde Oda. „Sie haben ihn erschlagen und den Schlüssel geraubt."

Mit Eisenkeil und Brechstange wurde die Eichentür gesprengt.

Oda fiel nieder und erfaßte die herabhängende Hand. „O, sie ist warm, und er ist kürzlich gestorben."

Aber Henneke, der viel mit Toten zu schaffen gehabt, horchte an den Lippen und verkündete: „Sein Odem geht . . . er schläft nur."

Odas schwarze Augen bohrten sich in das fein-friedliche Gesicht des Schläfers. Sie duldete nicht, daß die Knechte ihn berührten, sondern half dem Vater, ihn ins Schlafgemach zu tragen.

Ohne die Lider zu öffnen, schlief Paulinus volle sechsunddreißig Stunden, und hinter der offnen Tür des Nebenzimmers wachte und betete ein Weib.

Am hellen Vormittage hatte der Siebenschläfer den Mohntrank verdaut und schlug verwunderte Augen auf.

Henneke, welcher aus diesem Anlaß vielen Ärgers sich versehen konnte, grüßte fröhlich und freundlich.

Zerschlagen an Leib und Seele, müde und kleinmütig erzählte Paulinus von seinem Mißgeschick. „Ich hab' mich von den Schelmen Glaubleicht und Trauwohl vexieren lassen und bin ein Tor geworden vor Gott und Menschen."

Henneke sah mit den milden Augen der Liebe ihn an. „Ach, die Kinder der Welt sind listiger als die Kinder des Lichts ... und das ist der Lohn der Lindigkeit, die Ihr jenem Kurt Widerich kund werden ließet. Aber glaubet mir! Wenn ich tausendmal getäuscht bin, will ich doch tausendmal vertrauen."

„Meister Henneke, die Folgen meiner Torheit will ich tragen."

Als der Vikar sich aufrichtete, fand er sein Feiertagsgewand auf dem Stuhle liegen und wußte, wer so vorsorglich gewesen. Er verließ das Haus, in dem sein Amt zu Ende war, und ging grüßend an Oda vorüber, und das Blut schoß ihm in die Wangen.

O vanitatum vanitas! Die Eitelkeit, die noch in ihm war, schämte sich vor dem jungen Weibe.

Oda aber blickte traurig. Warum gönnet er mir kein Wort, da ich doch so große Sorge um ihn gehabt?

Unverzüglich begab sich der Vikar zu seinem Präpositus und erstattete Meldung. „Ich habe durch meine Leichtgläubigkeit den Gefangenen zur Flucht verholfen, und den Schließer trifft keine Schuld."

Theodorus Albus, dessen Lachen sonst nur eine gezwungene Verzerrung der Mundwinkel war, lachte herzhaft, lachte aus vollem Halse, hatte seit langer Zeit nicht wie heute gelacht.

Und er witzelte: „Ich will Euch zum Turm- und Fronprediger bestallen ... solange Ihr das Amt innehabt, brauchen die Rungholter keinen mehr zu hängen und sparen Strick und Eisen."

Als der Spott wirkungslos abprallte, maß er verächtlich den jugendlichen Priester. „Gehet heim und schlafet aus! Nach unsern Willküren werden Kinder und Narren nicht zur Verantwortung gezogen. Mein lieber Paulinus, Ihr werdet nicht gestraft, aber in allen Siebenharden verlacht werden."

Der Domherr erkannte die Zukunft. Die Historie von dem Mönche Marcellus und seinem Schlaftrunke wurde zum Gassengeschwätz, und der Vikar ist in ganz Rungholt verspottet worden.

Schlimmer als Verfolgung und Scheltwort, schmerzhafter als Schläge ist den meisten Menschen das Verlachtwerden, das sie nicht vertragen. Aber Paulinus ertrug es mit Demut und Geduld und hegte gegen Kurt so wenig Groll, daß er für ihn betete: „Herr, mache Flucht und Fremdlingschaft ihm leicht und führe ihn aus der Irre auf gute und gerade Straße!" — — —

Hinze, der Kloakarius, schlich sich in die Scharfrichterstube und umschwänzelte Oda, die auf das Linnen niedersah.

Mit dem stille stehenden Auge betrachtete er ihre Gestalt und sagte gedämpft: „Ihr habt die Galgenvögel entwischen lassen."

Sie erwiderte, ohne von der Arbeit aufzusehen: „Habe ich Euch nicht ein für allemal aus dem Zimmer verwiesen, wenn ich alleine bin?"

Hinze grinste. „Nur halb freut sich der Mensch allein, es müssen immer zweee sein. Wohlehrenwerte, vielehrliche Jungfer! Ihr habt dem dummen Priester die Schlüssel gegeben, welches wider die Schließerregel ist. Wenn ich dem Rat Anzeige mache, kommt Henneke in seinen eignen Turm. Jetzt hab' ich Euch und Euren Vater in der Hand. Ihr mögt Euch zieren und zappeln ... aber mein müßt Ihr werden."

Seine frechen Finger griffen nach ihrer Hand. Zornig stieß sie ihn mit der Nadel, die tief in den Ringfinger drang.

Nach einem Schmerzschrei zischte er: „Die Katze kratzt."

Da war das Kätzlein schon an ihm vorbeigesprungen und durch die Kammertür geschlüpft, die von innen verriegelt wurde.

Ihr graute vor dem Unhold. Aber es gereute sie nicht, daß der arme Gefangene, der um seiner treuen Liebe willen ihr leid tat, seine Freiheit gewonnen, wenn sie auch um des Vikars willen ihm gram sein mußte.

Die Drohung des Kloakarius ging nicht in Erfüllung.

Der Rat von Rungholt erteilte dem Büttel der Stadt einen strengen Verweis und den strikten Befehl, fürderhin nicht den Schlüssel aus der Hand oder vom Gurte zu lassen.

Etliche von den Rats- und Gerichtsherren hörten mit einer gewissen Herzerleichterung, daß der zum Tode verurteilte Widerich dem Kerker entronnen sei.

Erst später hat der Name ihnen Herzbeklemmung gemacht.

Neunter Abschnitt.

Eine Allerheiligenpredigt.

Die Strandinger Bauern, die an des Herrgotts Verteilung von Regen und Sonnenschein viel auszusetzen hatten, nannten den Sommer des Jahres 1299 einen sehr schlechten, und das mit Recht. Wochenlang war dasselbe täglich wiederkehrende Wetter gewesen. Solange die Ebbe anhielt, schien die Sonne am hellen Himmel; nach sechs Stunden aber, sobald die Flut heranzog, erhob sich an der Kimmung der See eine graue, immer größer werdende Nebelwolke, die gleich dem Fenriswolfe die Sonne und den blauen Himmel verschlang und dann mit strömendem Regen das Marschland zu ertränken versuchte.

Mit dem Fallen der Gewässer zerteilten sich die Wolken, und die Sonne spiegelte sich im Regenbogen und Geglitzer des tropfenden Grases und lachte



wieder sechs Stunden lang. Es schien, als wenn das launenhafte Wetter keinen eignen Willen mehr habe, sondern vom Meere abhängig geworden sei und Flut und Ebbe gehorchen müsse.

Alle Gräben standen zum Überlaufen voll, und die tiefliegenden Marschwiesen waren blankes Wasser oder quietschender Sumpf.

Friesland muß viel Sonnenwärme haben, wenn es den alten Ruhm seiner Fruchtbarkeit halten und heben soll.

Infolge der Nässe war die Ernte mißraten. Das spärlich gewachsene Getreide reifte schlecht und wurde noch schlechter geborgen. Manch Bäuerlein ward notgedrungen zum Schiffer und fuhr trübselig im Kahne über sein Roggenfeld, um von den Halmen, die über das Wasser ragten, die halbreifen Ähren mit der Sichel abzuschneiden.

Die Erntepredigt des Jahres ist auf dem Nord- und Südstrande mit zweifelhaften Dankgefühlen angehört worden.

Aber des einen Not ist des andern Brot, und das Unglück des Nächsten kann dem Nachbar zum Nutzen sein. Eine wunderliche Weltordnung, die zu Recht besteht, bis eine neue von Gott gesetzt wird!

Der Kaufherr besichtigte am Morgen alle seine Kornböden und ging langsam von Haufen zu Haufen und ließ von jedem eine Handvoll Körner durch die Finger gleiten. Der Roggen war hart und gut geworfelt. Nach seiner Gewohnheit spitzte er den Mund und zog die Brauen zusammen, und der Kopfrechner, der in Rungholt seinesgleichen nicht hatte, überschlug die Tonnenzahl des Brotkorns, das aufgespeichert sei.

Auf der Stiege rieb er die fleischlosen, knochigen Hände. Ihm mochte kalt geworden sein, denn frostkühl war der Morgen und in der Nacht der erste Rauhreif gefallen.

Vorne im Torwege hielt die unförmliche Staatskarosse des Hauses, und im Wagen saß Inge, und Ekke, der stolz die Peitsche hielt, beim Kutscher. Heikens wollte nach dem Dünendorfe eine Ausfahrt machen. Die schweren Gäule schlugen mit den langen Schwänzen und setzten sich in Trab. Zu beiden Seiten lagen graue, fettig glänzende Marschäcker, und hinter den Pflügern, die das trockne Feld bestellten, zog eine Staubwolke.

Nachdenklich schüttelte Inge den Kopf. „Nun im Oktobermonate, wo nichts mehr zu ernten, scheint die Sonne ohne Aufhör . . . die armen Ackersleute tun mir leid . . . für viele wird böse und teure Zeit."

„Ja . . . ich fürchte . . . teure Zeit." Fedder nickte und machte ein Gesicht, wie die Leute im Leichenhause, wo der Tote sie wenig angeht. In einem Atem fügte er hinzu: „Du mußt nicht traurig sein, Inge! Singe uns eins von deinen Liedlein . . . ich habe das Geflöt meines Zeisigs lange nicht gehört."

„Vater, ich singe nicht mehr, und mir ist immer weh ums Herz."

„Ums Herz?" Argwöhnisch starrte er sie an. „Wenn die Weiber erst ein Herz haben und daherum tasten, ist's eine heillose Sache. Fängst du auch an, das mondscheinsüchtige Seufzerlied zu pfeifen?"

„Ja, ich seufze und sehne mich nach meiner Schwester ... wo ist Isa?"

Beruhigt räusperte er sich. „Sie lebt in der Stille und sühnet durch Buße ihre Schmach."

Inge flehte: „Mein Vater, mein Vater, verstoße sie nicht! Hole sie heim und gib mir die Schwester wieder, die ein Teil von mir! Es mag daran liegen, wie die Leute sagen, daß Zwillinge ganz eines Fleisches und Blutes sind."

„Die Sache wird erwogen werden."

„Ist nicht Widerich entflohen und wird sich hüten, Rungholts Boden zu betreten?"

„Aber die Leute werden auf sie und mich mit Fingern zeigen."

Ekke kehrte sich auf dem Kutscherbock, verzog das Gesicht und greinte eigensinnig: „Isa ... meine Isa soll wieder kommen ... u—uh!"

Heikens stand lächelnd im Wagen auf und streichelte seinen Liebling. „Wenn du es sagst, so soll es geschehen ... ich will bald hinüber reisen und, wenn sie einen gehorsamen Sinn beweist, nicht länger die Verirrte verbannen. So wird auch Gott die Sühnkirche, die ich baue, zwiefach segnen."

Im tiefen Sande mahlten die Räder, bis der Wagen in der Dünenschlucht vor einem neu gerichteten Gebäude, das einen Dachreiter trug, hielt. Heikens stieg mit den Kindern aus, um seinen Kirchenbau zu besichtigen. Der Meister, der die Mütze in der Hand behielt, führte den Ratsherrn durch das Gotteshaus, an dessen innerer Ausstattung gearbeitet wurde. Zimmerer stellten die Bänke auf, und Schnitzer meißelten am Altar.

Alles war nach Plan und Riß wohl ausgeführt. Aber der Ratsherr lobte nichts, sondern befahl, daß die Kapelle am Allerheiligentage eingeweiht werden solle.

Vor dem Eingangsportale kehrte er sich um und schaute andächtig dem Schnitzer zu, der in die Oberschwelle die Inschrift meißelte: Soli Deo gloria. Fedder Heikens, Rungholtiensis, senator illustrissimus et servus Dei modestissimus, ædificavit ...

So weit war der Meister gekommen, dem er einen Trinkpfennig gab.

„Gott allein zur Ehr' hat Fedder Heikens von Rungholt, der sehr erlauchte Ratsherr und sehr bescheidene Knecht Gottes, das Gotteshaus bauen lassen."

Fedder übersetzte seinem Sohne, der noch immer mit dem Latein auf einem gespannten Fuße lebte, den Türspruch und faltete über seinem Leibe die Hände.

„Ja, zur Ehre des Herrn und zur Abwendung meiner Schmach, damit ich vor Gott und Menschen gerechtfertigt werde."

In das leise Gemurmel schrie eine heisere Stimme: „Herr Heikens, Herr Heikens!"

Der Gerufene schnellte herum.

Ein Schiffer in langen Seehundsstiefeln stand keuchend hinter ihm und schnappte nach Worten. „Herr ... Herr ..."



„Ihr seid es, Reimer? Schon lange habe ich mir um die Fortuna Sorge gemacht, nun liegt sie im Hafen."

„Das Schiff liegt nicht im Hafen, der Teufel hat es geholt."

Der Reeder erblaßte und bekreuzigte sich. „Ihr habt es mit seiner wertvollen Ladung von mehr als tausend Mark scheitern lassen."

„Nein, ich bin schuldlos. Bei stillem Wetter liefen wir in die Pellwormer Tiefe und, weil Hohlebbe wurde, ging ich vorsichtig vor Anker, um nicht auf eine Sandbank zu laufen. Nachdem ich die Wache ausgestellt und aus Vorsicht mit einem Spieße bewaffnet hatte, legte ich mich schlafen."

„Verwünschte Vorsicht, verfluchte Schlafsucht! Wäret Ihr gefahren!"

„Herr, ich durfte die Ladung nicht wagen ... hört mich zu Ende! Als ich erwachte und die Augen mir reiben wollte, waren meine Hände verstrickt, und zwei Männer, die über mir standen, preßten mir einen Knebel in den Mund ... ich konnte in meinen Fesseln keinen Finger regen."

Fedders Zorn brach los in dem Gebrüll: „Ihr wollt mir vorlügen, daß Räuber Euch überfielen und Ihr allein entkommen seid? Seit Menschengedenken ist die Rungholter See sicher gewesen. Ihr habt Schiff und Ladung gestohlen."

„Sieben Schiffsknechte sind Zeugen mit mir. Das Gesicht des einen Räubers habe ich voreh gesehen ... er muß in Eurem Hause Kaufgesell gewesen sein ..."

Heikens verfärbte sich. „Kurt Widerich ist der Schurke."

Die Fassung verließ ihn, und er raufte sein Haar. „Mein Schiff und die Ladung! Mehr als fünfzehnhundert Mark! Alles, alles verloren!"

Reimer beeilte sich mit seinem bösen Bericht. „Am Morgen schleppten sie uns auf Deck, und die ganze Besatzung von zwölf Mann war mit Stricken gebunden. Es waren nur vier Schnapphähne, die uns im Schlafe überwältigt hatten."

„Ihr feigen Hunde!" Heikens schluckte den Grimm herunter. „Weiter! Gib mir nicht tropfenweise den Satanstrunk!"

„Die schiffskundigen Räuber setzten alle Segel und steuerten in die See hinaus. Dann hielt jener Widerich, der den Hauptmann spielte, eine Rede an meine Leute: ‚Wir sind die Likendeler, die auf Erden Gerechtigkeit aufrichten wollen, denn alle Habe ist allen Menschen gemeinsam und wir machen gleiche und genaue Teile. Wer bei mir bleiben will, soll Gut und Ehre gewinnen. Jeder aber muß dieses Tauende zur Probe seiner Stärke über den Knieen zerreißen.'

„Ich hatte in Venedig Volk von allerlei Zungen und Sitten gedungen. Vier meldeten sich und bestanden die Probe. Die sieben andern und ich wurden in ein Boot, das sie klar machten, gehißt und zwei Ruder uns zugeworfen. Frech rief der Räuberhauptmann vom Steuerbord mir nach: ‚Die Fortuna soll mir Freibeuterglück bringen. Der Friesen Verheerer sendet den Rungholtern Gruß und Dank für alles Gute, das sie ihm letztlich erwiesen. Zum Lohne will ich fürderhin ihre Schiffe durchs Wattenmeer lotsen.'"

„Schweigt, schweigt!" Heikens, der jetzt alles wußte, ließ die verhaltene Wut aus. „Ihr habt geschnarcht, Eure Pflicht versäumt und meine Habe verschleudert. Ich jage Euch mit Schimpf aus meinem Dienst ... hinweg!"

Reimer zuckte zusammen. „So kann ich mit Weib und Kindern verhungern, kein Reeder wird mir ein Steuerruder anvertrauen."

„Danket Gott, daß ich Euch nicht in den Schuldturm werfen lasse, bis Ihr von meinem sauer erworbenen Gut, das Ihr durch Leichtsinn und Lässigkeit vertan habt, den letzten Heller mir bezahlt."

Alle saßen im Wagen, und Ekke heulte. „Vater! fünfzehnhundert Mark! Uh, uh!"

Des Lebens erste Sorge drückte den Knaben, und in seinem blöden, allzu großen Kopfe dämmerte eine Erkenntnis des schweren Verlustes, den das Haus Heikens & Söhne erlitten.

Der Vater ließ die Unterlippe hängen und streichelte sein Söhnchen. „Ein schwerer Schlag hat uns betroffen ... aber am meisten wurmt mich, daß Kurt Widerich an meinem Gute sich mästet."

Als der Wagen durch das Tor von Rungholt fuhr, richtete er sich auf und sagte zur Tochter: „Ich will, trotzdem ich ein Vermögen verlor, dennoch die Kapelle vollenden und fundieren."

Sein fester und frommer Sinn hatte auch diese Trübsal überwunden.

Reimer, der für die letzte Fahrt keine Heuer erhalten hatte, ging zum Hafen und verdang sich als Schifferknecht, um Weib und Kind zu ernähren. — —

Die Westsee braute, wie die Friesen sagen. Auf Meer und Land lag der Nebelrauch, schwarz und grauschmutzig, daß man die dick geballte Dunstmasse mit Messern hätte schneiden können, und schon am Nachmittage dunkelte die Spätherbstnacht.

Alle Sterne erlöschen, der Wind schweigt, die Schatten schleichen. Dennoch fährt der Schiffer furchtlos über die nächtigen Gewässer, deren endlose Tiefe unter dem Schiffskiel gähnt und gurgelt. Aber Wehe ruft er, wenn der Nebel wallt, und das eiserne Herz wird still, wenn Nacht und Nebel einen Bund schließen und über das weglose Wasser ihre unheimlichen Gespensterfittiche breiten.

Ein Geselle, der dem Leibhaftigen ohne Graus begegnet wäre, rief ängstlich: „Wir vergehen in der Stockfinsternis!"

Aber im Bugspriet des Bootes, das über die Hever strich, stand Kurt und peilte mit der Stange und gab dem Schreier Antwort und dem Steuermann die Weisung: „Es flacht ... drei Striche nach Steuerbord! Der Nebel ist uns eine gute Tarnkappe."

Die kundigen Schiffer jenes Meeres haben einen unbegreiflichen Ortssinn, wie die Blinden, die sicher durch die Gänge ihres Hauses schreiten. Es war der Watteninstinkt, kraft dessen Kurt, ohne anzurennen, durch das Gewinde des Heverstroms steuerte.



Sechs Mann wateten ans Land und erklommen den Deich. Marcellus wollte als Bootswache zurückbleiben — und legte sich schlafen.

Die andren marschierten auf der Landstraße durch Everschop. Doch war's keine Straße, sondern ein tiefer, zäher Klei- und Lehmteig, und noch weniger ein Marsch, sondern ein mühseliges Treten und Kneten, ein Versinken und Herausziehen der steinschweren Füße. Die hintersten sprachen laute und lange Flüche; aber höhnisch pfiff der quietschende Schlamm.

Auch der Pfadfinder versank bis zu den Knieen und saß wie ein Schiff auf der Sandbank fest. Sie schnauften und lachten, daß sie ihn als Sodoms Dreckfäule stehen lassen wollten, und hißten ihn an den Armen heraus.

In einer Hütte am Wege jagten sie den Mann aus dem Bette, den sie als Wegweiser mitzugehen zwangen, und der über Felder und Gräben sie führte.

Im grauen Nebel schwamm eine schwarze Insel — es war ein großes Gehöft unter Ulmen und Eschen. Kurt stieg auf den Rücken des längsten Gefährten, zog das Schwert und stieß es dem Hofhunde in den jappenden Rachen. Flink überkletterten die Männer, trotz der Panzerhosen von dicker Kleikruste, die Pforte.

Der Führer umging behutsam das Haus und murmelte: „Fortuna, sei mir günstig!“ Aufs Geratewohl schlug er an einen Fensterladen. Hinter demselben entstand ein Geräusch, wie Bettstrohrascheln, wenn ein Schläfer emporfährt.

„Isa, Isa!“

Der Flüsterlaut wurde wie ein Schrei der Sehnsucht vernommen, denn hellsehend und hellhörig ist das harrende Herz.

„Du bist es ... wie lange habe ich gewartet!“

Er umschlang die weiße Gestalt im Fenster und küßte ihr die Lippen und die Augen.

Im Baumgarten standen die Spießgesellen, stießen sich mit den Ellbogen an und lachten in den struppigen Bart.

Isa fing an zu zagen. „Muß ich mit dir gehen?“

„Ja, du bist ich, und wir können nicht ohne unser Selbst sein.“

„Wir können es nicht, mein Kurt.“

Sie hätten nicht voneinander vermocht, und wenn der Tod zwei Schritte hinter ihnen gestanden hätte. Sie wären Hand in Hand ihm entgegen getreten und konnten nicht anders.

Was ist des Menschen Wille und trotzige Gewalt? Der Zug des Herzens ist stärker als der Zwang des Geistes.

Isa, die sich angekleidet hatte, wurde von seinen Armen getragen. Dem Marschbauern raubten die Likendeler nichts von seinem Gut, sondern liehen nur vier von seinen Gäulen und ritten zu zweien auf einem Rosserücken durch Nacht und Nebel.

Kurt hielt die Geliebte umschlungen. „Ich hab' mein Glück ... mein Herz schwillt über vor seliger Lust, als müsse es loben und danken.“

„So laßt uns sprechen: Gelobet sei der Herr, und Maria, die reine Maid, sei mit uns!"

„Des getraue ich mich nicht . . ."

Isa erbebte. „Nur die Bösen fürchten Gott . . . Kurt, wohin führst du mich?"

„Auf die See, die allen Menschen gehört. Haben nicht die Reichen auf jedwede Erdscholle die gierigen Hände gelegt? Aber das graue, grenzenlose Meer ist die freie Almende der Armen und Ausgestoßenen."

„Ein Fischer bist du geworden?"

„Ja," lachte er gezwungen, „ich werfe das Netz aus, und die großen, schwarzen Fische, die auf dem Wasser schwimmen, gehen in mein Garn."

Der Arglosen wurde angst. „Was ist das für ein Gewerbe?"

Er sah ihr fest in die Augen. „Einige schelten es Seeraub, aber uns ist es eine ehrliche Hantierung, welche die Güter dieser Welt gerecht zu verteilen trachtet. . . . Isa, wähle! Willst du mit mir oder zurück an den Ort, von wannen du gekommen bist?"

Ihr Haupt sank und ihre Brust wogte, aber ihre Hände umklammerten ihn. „Nein, sei es gegenwärtiger Jammer oder zukünftige Not, ich bin und bleibe ein Teil von dir."

Sie redeten nicht mehr, weil sie mit brennenden Küssen sich die Lippen verschlossen.

Marcellus rieb die kleinen Blinzelaugen und begaffte frech das Weib. „Wir nennen uns die Likendeler, weil der Gewinn in gleiche Parten zerlegt wird . . . eia, das ist ein schmuckes Vöglein . . . aber der Henker mag raten, wie wir das Beutestück teilen . . . oder ob es Gemeingut sein soll . . .?"

Der Hauptmann schleuderte auf den Dreisten einen wütenden Blick, und was er sagte, war auf alle gemünzt. „Wehe dem, der seine spitzbübischen Augen auf mein Eheweib richtet! Ich sage ihm, daß er mit des Teufels Großmutter Hochzeit machen soll."

Das Boot fuhr über die Hever, und der Morgenwind zerriß den Nebel. Als sie das Deck der Fortuna erstiegen, brach der erste Sonnenstrahl hindurch.

„Sonnendurchbruch! Das bedeutet Glück und guten Angang."

Stolznackig stand Kurt auf den Planken, dem Grund und Boden seines Reiches.

„Hier bin ich der Herr und du die Königin."

Die Schiffskammer, wohin er die Braut führte, war ein enges, armseliges Königinnengemach.

Die Anker wurden gelichtet, und die Ketten knarrten. Den Singsang der Leute übertönte eine kurze, kommandierende Stimme.

Auf die Ankerkette sich hinwerfend, rief der Schiffsführer den langen Peter herbei. „Zieh mir die Stiefel aus!"

Der Klei an den Füßen war getrocknet und wie festgefrorne Erde. Peter zog und zog aus Leibeskräften, bis er den rechten herunter hatte. Aber der linke wich nicht.



„Spuck in die Hände und greif besser zu!"

So tat der Riese und zerrte gewaltig und riß Kurt vom Sitze herab und kraute sich. „Herr ... es ist eine Weissagung ... Ihr werdet in Euren Stiefeln sterben."

Dann schlug Peter das Klappmesser auf und schabte die Kruste ab — bis der gestrickte Füßling zum Vorschein kam.

Ei, war das ein Gaffen und wurde ein Gegrinse! Irgendwo im Klei war der Stiefel stecken geblieben, ohne daß der Träger es gemerkt!

Unter schallendem Gelächter tasteten alle nach ihren Beinen und Füßen und verschworen sich hoch und unheilig, daß sie in ihren Stiefeln sterben wollten.

Gegen eine leichte Brise kreuzte die Fortuna, von gluckfenden Wellen geschaukelt.

Klein Isalein wurde auf den Knieen gewiegt und ihr vorgesungen.

„Kein Mensch noch Marterleiden,
Nicht Rungholts Haß und Spott
Kann dein und mein Herz scheiden —
Du bist mein Glück und Gott."

Heftig wiederholte er: „Du bist mein Glück und Gott."

Großäugig fuhr das gewiegte Kind aus seinen Armen empor. „Gott ist ein einiger und eifriger Gott, der kein Gleichnis und keinen Götzen neben sich duldet."

Sein Blick brannte grell. „Wenn ... du wählen solltest zwischen Gott und mir ... wen hast du lieber?"

„Kein Weib wird vor diese Wahl und Qual gestellt ... die Frage ist meiner Seele eine furchtbare Folter."

Er legte Isa in seinen Arm zurück. „Eine alte Mär weiß ich von Gunhilde Goldhaar ... vor vierhundert Jahren ist ein Weib vor diese Wahl gestellt worden! Die Torfgräber hatten auf dem hohen Moore einen Fund gemacht, und ich sah ihnen zu, als sie den Baumsarg behutsam lockerten und aus der Tiefe hoben. Der Leichnam eines jugendschönen Weibes war auf dem Eichenstamm mit Ledergurten festgeschnürt ... an den Füßen Hirschfellschuhe, von goldenen Riemen gehalten ... das feine Wollengewebe völlig unversehrt ... und um den schlanken Körper lag der mit Darmsaiten genähte Pelzmantel. Über die Schultern aber floß das lange, reiche Goldhaar, so lang und leuchtend wie vor vierhundert Jahren. O, die weichen Züge der vergilbten Wangen! O, dieses tote, unverweste Antlitz!"

Groß- und starräugig lag Isa unter seinem Blick. „Wer war die Tote, deren Jugendschöne des Grabes Moder nicht zu berühren wagte?"

„Landauf und ab zwischen Eider und Götaelv war Gunhilde Goldhaar die Schönste der Schönen, und der Heidenkönig Hored, der sie auf Hethabys Gasse sah, stand wie geblendet und trat nach drei Tagen mit ihr in den Ehering. Sie aber war von Rimbert, dem Schüler des heiligen Ansgar, im Schleistrom getauft worden, hatte dem einäugigen Odin entsagt

und glaubte an den weißen Christ. Der Blitz, der auf Hethabys Gasse in Horeds Herz schlug, wurde zum lohenden Feuer ... es verschlang ihn, daß er sich in ihren Armen verlor ... es verzehrte ihn und sein Weib. Wehe dem Mannauge, das Gunhilde anzuschauen sich erkühnte — ein armer, lautenschlagender Höfling verschwand, und sein Leib ist nie gefunden worden."

„Was hatte der Ärmste verbrochen?" fragte Isa.

„Nichts ... nichts als daß er einmal durch die Saiten der Laute zum Thronsitze emporlächelte. Die Königin betete allabendlich zu ihrem Gott, und mit scheelen Augen streifte Hored das Weib auf dem Schemel, dessen Auge so innig und brünstig an dem Angesicht des Gekreuzigten hing. Da fuhr der Loke der Eifersucht in die Seele des Königs. Mehr als mich liebt sie das bleiche Jammerbild des weißen Gottes! Hored riß sein Weib an sich, umhalste es mit glühenden Küssen, und seine Stimme wurde heiser: ‚Wen liebst du am mehrsten, deinen Gott oder mich?' Gunhilde streichelte ihren Gemahl und flüsterte: ‚Ich bin eine Christin und muß Gott über alle Dinge und mehr als alle Menschen lieben.' Der König erbebte und raste auf seinem Lager. Die umklammernden Arme erdrückten des Leibes schmächtige Süße ... mit wahnsinnigen Küssen erstickte er sein Weib ... Gunhilde war tot ..."

„Entsetzliche Mär!" schrie Isa, „o schweige, mir grauset vor dir!"

Wie ein tieftrauriges Saitenspiel ließ er den Schluß ausklingen. „Mit dem Leichnam floh Hored aufs Meer, raufte sein Haar und rührte keine Speise an und herzte und küßte die Tote. Weil er unter Frieslands Küste lag, ließ er am neunten Tage sie auf dem Nordstrande beisetzen ... und auf dem Grabe der Christin rauchte das Blut von Menschensühnopfern."

Über ihr brannten Kurts Augen rätselhaft und unergründlich. „Wenn ich dich frage, wie jener König: Liebst du deinen Gott mehr als mich ...?"

Sie schloß die Wimpern und murmelte: „Auch nicht der Tod soll mich abtrünnig machen vom Glauben an Gott ... ich liebe ihn anders als dich und mehr als Menschen."

Er grübelte lange und sagte endlich: „Isa, du hast recht geantwortet ... ich glaube an einen Gott, der gnädiger richtet als der Rungholter Rat." —

Auf Schwingen enteilte der glücksfrohe Tag. Die Sonne sank ins Meer, und die Anker fielen auf den Grund. Voll Dämmerschatten wurde die Schiffskammer, und zwischen den Lichten schmiegte sie sich an seine Schulter, während er auf den Knieen sein Liebchen schaukelte und sang:

„Suse — bruse,
Watt weiht de Wind!
Wiege dat Kindje,
Dann slöppt et geswind!"

„Mich schläfert, Kurt, und ich bin müde ... wo soll ich ruhen und in wessen Hut?"

Er sang den alten Reim: „Keine Hut ist so gut, als die ein Weib sich selber tut. Klein-Isa, soll ich meine Kammer dir lassen und zu der Mannschaft gehen?"

„Ach, ich fürchte mich, ob ich alleine oder bei dir bin."

„Fürchte dich nicht, Herztrautelein! Ich muß bei meinem Schatze sein und ihn hüten."

„Wie darf ich bei dir sein?" Auf ihrem Antlitz, das die Farbe wechselte, lag der Seele errötende Reinheit.

Scheu und ehrfürchtig betrachtete er die Geliebte. „Unnennbar süß ist der Jungfrau Reiz und Schmelz, und sie trägt eine Krone auf dem Haupte. Wie sollte ich die Blume Gottes brechen und des Weibes Krone nehmen?"

Sanft bettete er sie auf dem Lager, zog sein breites Schwert aus der Scheide und legte es zwischen sich und sie und sagte: „Dieses Schwert soll weder hauen noch schneiden, Klein-Isa soll ein Mägdelein bleiben."

Kerzengrade streckte er sich auf den Rücken hin und faltete die Hände. „Töten soll mich das Eisen, wenn ich den Schwur breche!"

Isas Unschuld und Glaube war groß wie ihre Liebe. Sie atmete friedvoll und schlief die ganze Nacht, und zwischen beiden lag als Scheidewand das Schwert. — —

(Forsetzung folgt.)



Vor Andersens Grab in Kopenhagen.

(Zum 2. April.)

Von

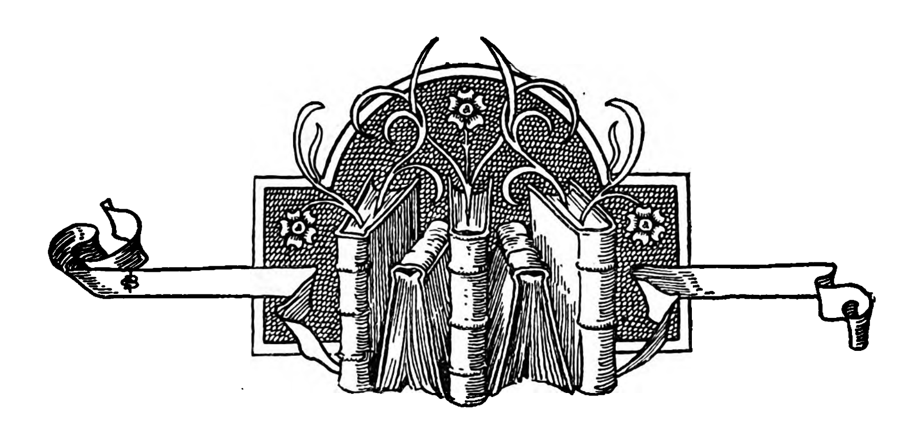
Dorothea von Diebitsch.

Hier also ist's! — — — Ich bin allein,
Und weihevoll wird mir zu Sinn:
Dies ist dein Grab! — Ein schlichter Stein,
Der Efeu rankt sich drüber hin.

Und weiße Rosen voll und schwer,
Die wurzeln hier und duften lind, —
Es ist so stille rings umher,
Nur in den Blättern spielt der Wind.

Ein Vogel singt im Birkenbaum,
Er singt so fein, er singt so süß —
's ist wie ein Gruß durch Zeit und Raum
Aus deinem M ä r c h e n p a r a d i e s!





Johann Nestroy und das Wien seiner Zeit.

Von

Dr. August Stern-Wien.

Ein geistiges Zentrum von der Bedeutung Wiens, die Stadt Beethovens und Grillparzers, lauschte durch zwei Jahrzehnte voll Beifall einem Possendichter, den man damals, nichts weniger als richtig, den „Wiener Aristophanes" nannte, Johann Nestroy. Dann vergaß man seiner fast durch ein halbes Säkulum, und jetzt erst erleben seine Werke eine fröhliche Auferstehung, nicht nur auf den Bühnen Österreichs, sie nehmen ihren Siegeszug seit den letzten Jahren auch ins Deutsche Reich. Nun können sich auch die Berliner in einer seiner meistgespielten Possen an ihm erfreuen. Deshalb verlohnt sich wohl ein Blick auf den Schöpfer dieser Possen und in die Zeit, in der sie entstanden.

Will man die ungeheure Bedeutung, welche Nestroy nicht allein für die Theatergeschichte, sondern auch für die gesellschaftlichen Verhältnisse Wiens gewonnen hat, richtig beurteilen, so muß man sich das gesamte soziale Bild, das diese Stadt in den letzten Dezennien vor dem Freiheitsjahre 1848 bot, vor Augen halten.

Der Typus des lokalen Wesens in Sitten, Umgangsformen und Sprache hatte sich zu jener Zeit hier noch vollkommen rein erhalten: Geistig, und beim Mangel der heutigen Verkehrsmittel auch räumlich von der übrigen Kulturwelt abgeschieden, schöpfte Wien sein städtisches Leben noch ganz aus sich selbst.

So konnte sich jene typische altwiener Lebensauffassung herausbilden, die charakterisiert wird einerseits durch die sich aufbäumende Reaktion geistiger Selbständigkeit gegen den äußeren Druck des Metternichschen Polizeiregimes, andererseits durch die heitere, leichtsinnige Sorglosigkeit, mit welcher die Einwohner der Hauptstadt die aufkeimende Unzufriedenheit unterzutauchen wußten in den alles verschlingenden Strom der Lebenslust, der Wien durchrauschte im Rhythmus der Strauß- und Lannerschen Zaubergeigen.

Innerhalb der mit Recht in aller Welt gepriesenen Gemütlichkeit der Wiener Bevölkerung begann allmählich eine Scheingemütlichkeit platzzugreifen, die darin Ausdruck fand, daß man in gewohntem Schlendrian dahinlebte, sich um die drohenden Zeichen der Zeit nicht kümmerte und den „alleweil fidelen" Wiener hervorkehrte.

Da erschien mit einem Male auf Wiens Vorstadtbühnen ein Mann, der, ausgestattet mit allen Gaben der Verneinung, mit kaustischem Witz und versengender Ironie, sich ebenso scharf gegen die falsche Sentimentalität auf der Bühne, wie gegen die unwahre Gemütlichkeit in der Gesellschaft kehrte und mit erbarmungslosem Realismus von den Brettern aus den Bewohnern Wiens einen Spiegel vorhielt; dieser Mann war — Johann Nestroy.

Jahrelang verkannte Nestroy seinen eigentlichen Beruf. Als Sohn des Wiener Advokaten Dr. Nestroy ward er ursprünglich für den Stand des Vaters bestimmt, beschäftigte sich jedoch schon früh eingehend mit der Pflege der Musik, für die er sehr veranlagt schien. Nachdem er schon während der Studienzeit einige Male in Konzerten mitgewirkt, wagte er nach Ablegung seines Rigorosums aus römischem Recht den entscheidenden Schritt, verließ die Universität und wurde am Kärntnertortheater engagiert, woselbst er am 22. August 1822 den Sarastro in der Zauberflöte sang. Der Herbst des Jahres 1823 führte ihn als ersten Bassisten nach Amsterdam. Hier fügte es eine zufällige Rollenverschiebung, daß er eine komische Partie zu spielen hatte und damit den ersten Schritt auf ein Feld machte, auf dem er so groß werden sollte. Weitere Engagements und Gastspiele nach Brünn, Lemberg und Preßburg seien hier nur flüchtig erwähnt. Wichtiger erscheint sein im Jahre 1826 erfolgtes Engagement nach Graz, an die von Stöger geleitete Bühne. Hier wirkte er das erstemal mit dem Ruhmesgenossen seiner späteren Tage, mit Wenzel Scholz zusammen, den man als Schauspieler Nestroys körperliches und künstlerisches Gegenstück nennen könnte; ebenso mit dem berühmten Komiker Karl Rott. Graz war es auch, wo Nestroy dem Publikum zum ersten Male als Possendichter gegenübertrat, und zwar mit dem im Jahre 1827 aufgeführten Stücke „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen oder die Verbannung aus dem Zauberreiche", ein Stück, das in seiner allegorischen und märchenhaften Form noch ganz im Banne Raimundscher Traditionen steckt. Schon damals wurde Nestroy den Wienern durch vereinzelte Gastspiele bekannt; einem Zufalle verdankten sie es, ihn bald darauf dauernd in ihre Mitte zu bekommen. Nestroy, von dem befreundeten Sekretär des Josephstädtertheaters eingeladen, in dessen Benefizvorstellung mitzuwirken, folgte diesem Rufe und erlangte in der Rolle des „Sansquartier" in der von ihm bearbeiteten Posse: „Zwölf Mädchen in Uniform" einen so glänzenden Erfolg, daß ihn Direktor Carl, der auch Scholz schon vorher gewonnen hatte, auf Dauer für das Theater an der Wien engagierte. Es geschah dies im August 1831. An dieser Kunststätte wirkte Nestroy nun bis zum Jahre 1845 nicht bloß als Komiker, sondern auch als Possendichter, und zeigte in letzterer Eigenschaft eine

staunenswerte Fruchtbarkeit. Fast jedes Jahr brachte den Wienern eine neue Posse aus seiner Feder, und die Mehrzahl davon waren Treffer: haben doch die meisten derselben ihre Runde nicht bloß über alle namhaften Bühnen Österreichs und Deutschlands gemacht, sondern wurden auch, wenigstens in Umarbeitungen, auf französischen und englischen Bühnen gegeben. Im Jahre 1833 erschien die berühmte Posse: „Lumpaci Vagabundus", ein Stück, das bei seiner ersten Aufführung infolge unrichtiger Rollenverteilung beinahe durchfiel, später aber einen solchen Erfolg hatte, daß es seinen Siegeszug durch ganz Europa machte und in fünf Sprachen übersetzt wurde. In rascher Folge erschien dann: „Zu ebener Erde und im ersten Stock", „Affe und Bräutigam", „Die Geheimnisse des grauen Hauses", „Die verhängnisvolle Faschingsnacht", „Das Mädel aus der Vorstadt", „Einen Jux will er sich machen", endlich eine seiner bedeutendsten dramatischen Arbeiten, die Posse: „Der Zerrissene", die beißendste Verhöhnung der Blasiertheit der Zeit, deren Wirkung auf das Publikum geradezu machtvoll genannt werden muß.

Das Sujet dieses Stückes war einer französischen Posse: „L'homme blase" entlehnt, und, strenge genommen, Nestroys Stück eigentlich nur eine freie Bearbeitung des französischen Vorbildes, wie denn seine Erfindungsgabe, ja seine dichterische Begabung überhaupt nur eine sehr mäßige genannt werden muß; selten nur erfand sich Nestroy seine Stoffe selbst: französische Romane, Gozzis italienische Märchen, aber auch deutsche Novellen, waren die Gerüste, an denen er mit flinker Hand seine dramatischen Satiren emporzimmerte.

„Bis zum Lorbeer versteig' ich mich nicht", schrieb er von sich selbst; „g'fallen sollen meine Sachen, und unterhalten, lachen sollen die Leut' und mir soll die G'schicht a Geld tragen, daß ich auch lach'. G'spaßlige Sachen schreiben, und damit nach dem Lorbeer trachten wollen, das is grad so, als wenn einer ein' Zwetschkenkrampus macht, und gibt sich für ein' Rivalen von Canova aus". —

Auch die Technik der Stücke Nestroys läßt vieles zu wünschen übrig, von den Versen seiner Couplets und Eingangslieder gar nicht zu sprechen, die meist sehr holprig und unrhythmisch sind; es gehörte des Künstlers wunderbar gelenkige Zunge dazu, derartige Rhythmen im Gesange zu bewältigen. Und dennoch! bei allen diesen Mängeln bedeuteten Nestroys dramatische Erzeugnisse für die damalige Gesellschaft und ihre Zustände mehr, als selbst die besten Produkte zeitgenössischer Dichter, mit deren Dichtertalente und Formgewandtheit unser Autor sich nicht im mindesten messen konnte. Denn auf allen diesen Schriftstellern lastete jener geistige Druck, der im damaligen Österreich selbst Männern, wie Grillparzer und Bauernfeld, das Schaffen verleiden mußte. Sie alle waren genötigt, ihre Dichtungsgestalten außer Zusammenhang zu bringen mit ihrer Zeit, mit ihrem Heimatsboden; was aber dem Poeten versagt war, der Spaßmacher durfte es tun, er, der nun mit der Britsche und Geißel hervortrat und diese rücksichtslos über Wiens

gesellschaftliche Zustände schwang. Mit zersetzendem Hohne, mit schonungsloser Aufrichtigkeit, die vor ihm keiner in diesem Maße besessen, riß er allen Heuchlern die Larve vom Gesicht und zeigte das Leben in seiner ganzen Nüchternheit. Dem Sybaritentum in der Gesellschaft war er ein gefährlicher Feind: Jedes seiner pointierten Worte ein Pfeil, jeder Satz ein Hieb!

Bei all seiner Schärfe war aber Nestroy nicht einseitig. Seine Streiche galten dem Oben und Unten der Gesellschaft in gleicher Weise, er schmeichelte auch den tieferen Schichten der Gesellschaft nicht, und ging auch durch seine Possen ein gewisser demokratischer Zug, so muß bei ihm doch nicht der Repräsentant der Unmoral mindestens ein Baron sein, wie dies später eine Zeitlang im Volksstücke Mode zu werden drohte.

Charakteristisch für Nestroys Possen ist ferner die eigenartige Form, in welcher sich die lachende Weltweisheit des Satirikers zu irgendeiner allgemeinen Sentenz verdichtet, die, aus dem Zusammenhange des Stückes losgelöst, ein selbständiges Dasein führt. So wurden einzelne seiner Aussprüche geradezu geflügelte Worte; sie drangen von den Brettern aus in die Familie ein, nahmen von da ihren Weg in die Gesellschaft, und so leben manche von ihnen noch heute im Volksmunde fort, beispielsweise das bekannte: „Und sie geht doch in die Laube", oder: „Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang" 2c. Zu sensationellen Ereignissen gestalteten sich jedoch die Aufführungen Nestroyscher Possen erst durch die Unterstützung, ja Ergänzung, welche der Schriftsteller durch den Schauspieler Nestroy erfuhr: sein Äußeres schon war ein Behelf seiner außerordentlichen Begabung als karikierender Darsteller. Von hohem und schlankem Wuchs, eckig in jeder Bewegung, mit schwarzen, glänzenden, von dichten Brauen beschatteten Augen, so erscheint uns Nestroys Bühnenbild; dazu war ihm ein Gebärdenspiel zu eigen, das seinesgleichen nicht mehr gefunden hat: mit einer unscheinbaren Handbewegung, einem Zwinkern des Auges, einer Stellung, einer Wendung des Körpers, wußte er oft einem unscheinbaren Satze, hinter dem selbst die Zensur des Grafen Sedlinitzky kein Arg suchte, eine aufreizende, zu wildem Beifall hinreißende Bedeutung zu geben. Oft und oft wurde er auf diese Weise der Theaterpolizei jener Tage unangenehm.

Aus Nestroys Leben seien im folgenden nur die allerwichtigsten Momente erwähnt: Im Jahre 1845 siedelte Direktor Karl mit seinem ganzen Personale vom Theater an der Wien in das schon früher von ihm angekaufte Leopoldstädtertheater über, das seit dieser Zeit den Namen Karltheater führt. Hier wirkte er nun im Vereine mit Scholz und Karl, den später Treumann ersetzte, durch eine lange Reihe von Jahren, und in dieser Zeit ist es, in der Nestroys Doppeltalent die reichsten Blüten entfaltete und die eine bedeutungsvolle Episode bildet in der Kunstgeschichte der Stadt Wien.

Im Winter 1847 wurde nun das umgebaute Karltheater mit Nestroys „Schlimmen Buben" wieder eröffnet. Nestroys Schulbub Nazi erlangte bald einen Ruf, dem sich auch die Bühnen Deutschlands nicht verschlossen.



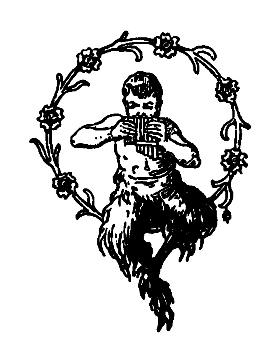
Franz v. Def
Tiroler

Im Jahre 1854, während sich unser Künstler auf einer Gastspielreise nach Berlin befand, wurde er durch die Nachricht von dem mittlerweile erfolgten Tode Direktor Karls zurückberufen und übernahm nun von Karls Erben die Leitung der Bühne. Die folgenden Jahre fließen für Nestroy in seinem dreifachen Beruf als Schauspieler, Dichter und Direktor dahin. In seiner letzteren Eigenschaft zeichnete er sich durch große Herzensgüte gegen sein Personal aus; so war es seine erste Direktionstat nach Karls Ableben, daß er dem Orchester- und Chorpersonale unaufgefordert die Gagen erhöhte, gewiß ein seltener Fall in der Theatergeschichte. Daß der Direktor Nestroy den Schauspieler nicht müssig gehen ließ, beweist der Umstand, daß er während seiner sechsjährigen Direktionszeit nicht weniger als 1421 mal aufgetreten war. Dabei schrieb er noch eine Menge Possen. Im Jahre 1857 entriß ihm der Tod seinen langjährigen, lieben Kunstgefährten Scholz, und von dem berühmten Trifolium: Karl, Scholz und Nestroy war nun nur mehr der letzte, allerdings auch der bedeutendste am Leben.

Aber auch er fühlte sich schon müde und zog sich im Jahre 1860 von der Bühne ins Privatleben zurück, siedelte nach Graz über, wo er aus seinen Ersparnissen ein Haus gekauft hatte, und wohnte im Winter hier, im Sommer in Ischl.

Nur zweimal noch betrat er zu längeren Gastspielen im Treumann-Theater am Quai die Bühne Wiens. Das letztemal stand Nostroy am 29. April 1862 in Graz, wo er in einer Wohltätigkeitsvorstellung mitwirkte, auf den Brettern, die seine Welt gewesen; es wurde seine Posse „Umsonst" gegeben, und es kann gewiß ein seltsames Zufallsspiel genannt werden, daß die letzten Worte dieser Posse, die wehmütigen Worte: „Alles umsonst!" auch die letzten waren, die Nestroy überhaupt auf dem Theater gesprochen hat. Vier Wochen später, am 25. Mai des genannten Jahres, endete ein Nervenschlag sein denkwürdiges Leben.

Als Nestroy zu Grabe getragen wurde, da zeigte sich recht, welch beispiellose Popularität er im Leben besessen. Tausende und Abertausende standen dichtgedrängt zur Seite des langen Weges nach dem Währinger Friedhofe, den der Leichenzug nahm, und Anton Langer, welcher die Trauerrede hielt, konnte mit Recht sagen, daß „Wien seinen Liebling begrabe".





Der Einzige und seine Liebe.

Novelle von Timm Kröger.

Erstes Kapitel.

Wenn man verliebt ist. — Reimer Stieper war es und war als Schneidergeselle kaum vier Wochen bei Meister Eggert in Arbeit, und acht Tage war er schon verlobt.

Sie war des Kätners und Zimmermannes Harder Rickers Tochter und hieß Katrien oder gemeiniglich Tine und wohnte gleich an Meister Eggerts Garten unter niedrigem Dach hinter stark verholzten Johannisbeerbüschen.

Reimer Stieper war glücklich. Ja, als er von Tochter und Vater (die Mutter lebte nicht mehr) das Jawort erhalten hatte, war er vier Wochen hindurch ganz namenlos glücklich.

Und war ein Egoist und dachte nur an seine Braut, an sich und an sein Glück.

Alte und junge Leute starben, Kinder wurden geboren. Es war wie immer: Abfluß des stickigen, Zufluß lebendigen Wassers — aber Reimer kümmerte sich nicht um fremdes Leid und nahm nicht teil an fremder Freude. Freund Hein machte sogar in der Nachbarschaft Besuch und holte den alten Thöm aus dem warmen Nest. Reimer war im Sarggefolge, dachte aber dabei wenig an Tod und Unsterblichkeit, dachte nicht einmal viel an das, was der Pastor sagte; er dachte an Tine. — Ein heftiger Sturm kam auf und brach Maaßens Windmühle einen Flügel ab; die Trümmer hätten bald den Müllergesellen erschlagen. Das Gerücht lief rasch wie der Wind durch den Ort, viele eilten hin, Reimer aber nicht. Reimer gab bei dem Sturm nur auf Meister Rickers Haus acht. Wohnte doch unter diesem Dache die Tine. Der Wind hatte auch wirklich eine Stelle im Strohdach zergeigt; da stieg Reimer in Graus und Sturm hinauf, schleppte eine Egge am Tau mit, band sie auf der schadhaften Stelle fest und beschwerte den Verband mit einem großen Stein.

Tine stand unten mit wehendem Haar und flatternder Schürze und hielt die Leiter mit beiden Händen und zitterte und bat: „Reimer," sagte sie, „ik magt gar ni sehn." — Und doch wandte sie keinen Blick von ihrem Liebsten.

Reimer lebte nur in seiner Liebe.

Alle Leute schlugen die Hände über dem Kopf zusammen: Peter, der ehrliche Peter Ranck hatte Papier gefälscht und — — „saß". Reimer hatte ihn gekannt, aber nur flüchtig; ihn kümmerte das Kapitalverbrechen des Orts keinen Deut.

Krischan Jakob Meier hatte sein Holzgeschäft verkauft, der Käufer sollte aus der Gegend stammen; man sagte, daß Krischan Jakob einen unmenschlichen Preis erhalte, man sprach darüber, wie alles so teuer werde, daß es gar nicht mehr angehen könne. Reimer hörte kaum zu; er saß, wenn er Zeit hatte, bei seiner Braut, leistete ihr, wo es ging, Gesellschaft und war nur in ihrer Nähe ein Mensch.

Eines Abends trat er, wie gewöhnlich, bei Meister Rickers in die Stube. Dämmerung fiel bereits in den Raum, der Schatten eines Mannes, mit dem der Meister sprach, saß auf einem Stuhl. Der fremde Schatten unterhielt sich über ein Holzgeschäft, denn auch Harder Rickers kaufte ab und zu einen Stamm. Mit der Vorstellung seiner Gäste hat der kleine Mann es ja meistens so eilig nicht; aus den Reden aber entnahm Reimer Stieper, daß es der Käufer von Krischan Jakobs Holzhandel sei, der auf dem Stuhl saß. Reimer wußte nicht genau, was es eigentlich war, aber der hoch- und plattdeutsch sprechende Fremde hatte in seiner Rede, in seiner sichern Freiheit, sich zu geben, in seiner Haltung etwas an sich, das ihm bekannt vorkam. Da trat Tine mit Licht ein, und Reimer fuhr überrascht von seinem Sitz auf. Der große, breite, blonde, städtisch gekleidete Mann, der sich so selbstzufrieden und so energisch auf Harders Lehnstuhl hingepflanzt hatte, war ebenso überrascht. „Reimerchen?" — „Jochen Ries?" kam es fast gleichzeitig von ihren Lippen.

„Du hier, Reimerchen?" rief Jochen. „Was treibst du denn hier?"

„Ja", antwortete Reimer. „Was soll ein Schneidergesell anders tun als schneidern? Ich spiel' aber auch büschen Bräutigam, und dies kleine Mädchen" — er legte den Arm um Tine — „ist meine Braut."

Jochen sah sie mit unverhehlter Bewunderung an. „Alle Wetter!" entfuhr es ihm. Er war von der blühenden Mädchenerscheinung ganz überrascht. Reimern schlug er auf die Schulter.

„Das hätte ich dir nicht zugetraut", sagte er. „Süh, de ol Reimer, de ol Jung, wer hat dat dacht? — Donnerwetter!" wiederholte er.

Seine Worte waren freundlich, aber in seinem Blick lag etwas, was nicht gefiel. Und die von ihm geführten Reden verwischten diesen Eindruck nicht. Eine gewisse Gutmütigkeit war wohl drin, aber es kam alles so großspurig, so herausfordernd, so protzig heraus.

„Du, Reimer," sagte Tine, als er weg war, „ist das der, von dem du mir so manchmal erzählt hast?"

„Das ist er", antwortete Reimer.

Reimer und Jochen hatten im Nachbardorf zusammen die Schule besucht. Der schüchterne Reimer wäre bei den unvermeidlichen Balgereien mit den wilden Kameraden „unterdurch" gekommen, wenn Jochen nicht seine Hand über ihn gehalten hätte. Und das hatte Jochen immer getan, dafür allerdings auch blinde Unterwerfung verlangt. Jochen war nämlich der „Baas" unter den Knaben gewesen; stark, gewalttätig, eigensinnig und gutmütig. Bei den Jungen war er unbedingter Herrscher, gewissermaßen auch bei dem „Schulmeister". Denn mit Jochen Ries band selbst der nicht gern an — sagte Reimer.

Jochen Riese war immer nur zur Hälfte ein Bauernkind gewesen, und jetzt dreiviertel städtisch. Sein Vater war Forstwart; noch vor Jochens Einsegnung kamen sie in eine fremde Gegend. Nachher hatte er den Holzhandel in einer großen Stadt erlernt, hatte dann einen amerikanischen Onkel beerbt und stand nun, seiner Art entsprechend, früh auf eignen Füßen.

Also das ist der berühmte Jochen Ries, dachte Tine. Er hatte so selbstbewußt die Beine gestreckt und sie so dreist angesehen.

„Du, Reimer," sagte sie, „ich mag deinen Jochen nicht."

Das hübsche Mädchen machte eine angewiderte Miene.

Nun verflossen nur wenige Tage, da hatte das Schlaraffenglück ein Ende.

Eines Abends — er hatte die ganze Zeit herb und ernst ausgesehen — räusperte Harder sich und brach ein Schicksalsgespräch vom Zaun.

„Wir müssen zum Schluß kommen, Reimer", sagte er. Noch sei er rüstig und könne sein Geschäft versehen, aber so sachte kämen die Jahre. Er sei nicht mehr der, der er gewesen, er merke das Alter. Man müsse an die Zeit denken, wo er nicht mehr könne und Reimer eintreten müsse. Zu Vermögen habe er es nicht gebracht, nur das kleine Haus und die Weide gehörten ihm zu. Aber auch darauf sei er schuldig. Nun müsse Reimer sehen, selbständig und Meister zu werden, so bald wie möglich.

Mit einem Wort: Harder Rickers stellte seinem zukünftigen Schwiegersohn vor, er müsse, je eher je lieber, auf die Wanderschaft, wie es die Zunft vorschreibe.

„Dat help ni", schloß Harder. „Mokt dat mit Meister Eggert af. Und wenn du trüg kommst, ward Hochtid."

Zweites Kapitel.

Es wurde, wie der Meister gesagt. In acht Tagen ging's mit Stecken und Ranzen und Wanderpaß hinaus in die weite Welt, stracks nach Süden zu, wo man den Anschluß an die Chaussee gewann.

Nach dem Kalender sollte es Frühling sein, aber es war rauher Wind und richtiges Abschiedswetter — ein regenschweres. Niedrige Wolken huschten wie flüchtige Schlauchgespenster über die leeren Felder.

Tine begleitete den Bräutigam bis zum nächsten Dorf. Die Schenke war am äußersten Ende, da gingen sie hinein.

Die Wirtsfrau kannte die jungen Leute. Sie übersah in ihrer bunten Jacke sofort die Lage der Dinge. „Süh, Reimer Schnieder, ni wahr? — — Und dats woll sin lüt Brud?" sagte sie.

Die Reisenden baten um Kaffee und Brot und Käse, Reimer bestellte dann noch zwei Eier nach und zwei Kornschnäpse. War es das letztemal, so wollten sie auch recht aus dem vollen schlemmen. Sie gaben sich ihre Abschiedsgeschenke. Reimer schenkte seiner Braut ein gelbes blankes Schmuckstück, das er im Spenzer festnestelte. Dann kramte er im Ranzen und zog ein schönes Spruchbuch mit Goldschnitt hervor. Die erste Seite war schon beschrieben:

Dir gab ein Gott Zufriedenheit
Und einen muntern Sinn,
Nun wandle du im Rosenpfad
Den Lebensweg dahin.

Neben diesem Spruch war eine rote Rose, wie man sie damals in Papierläden kaufte, dick mit Mehlkleister aufgepappt. Es sah just nicht schön aus, aber ihnen kam es schön vor, und das war die Hauptsache.

Tine steckte ihrem Reimer eine Taschenuhr in die Weste. Es war ein altes Erbstück von einem Ohm. Dann lachte sie; auch sie hatte ein Spruchbuch. Spruchbücher waren bei jungen Mädchen und Freundinnen Mode. Alle Sprüche waren auf „Rosen" und „Vergißmeinnicht" und „Lebenspfad" abgestimmt.

Tines Spruchbuch war schöner als das von Reimer. Es hatte nicht nur Goldschnitt, nein, die Rosen- und Vergißmeinnichtsträuße waren dem Papier in schönen Farben aufgedruckt. Und wie sauber hatte ihre Hand das erste mit dem herzigen Veilchen geschmückte Blatt beschrieben:

Nun wandre hin den Lebensweg,
Den Lebensweg bis an das Grab,
Ich wünsche viele Rosen dir
Und werf' sie auf den Pfad hinab.

Doch wenn du meine Blume siehst,
Die Blume mit dem lieb Gesicht,
Die Blume ist ein Gruß von mir —
Lieb Reimer du: vergiß mein nicht.

Der Schneider las und las und wurde mit dem Lesen gar nicht fertig. Was hat der dumme Kerl mit den Lippen zu ziehen, was hat er seine Augen zu scheuern? Kann er das nicht bleiben lassen?

Nein, er kann es nicht lassen. Plötzlich fing der Mann von der Nadel laut zu schluchzen an, er konnte nicht anders; er lag an Hals und Brust seiner Tine und weinte, als gelte es fürs Leben.

Und Tine weinte mit.

Niemand darf schlecht von ihnen denken. Es hat schon jemand wegen geringerer Ursachen geweint. Zum erstenmal trat ihnen die ganze Ungewißheit ihres Glückes vor Augen. Man müßte ein Menschenschicksal und dessen furchtbaren Ernst nicht kennen oder man müßte ohne Herz sein, wenn man mit einem rohen, unbekümmerten: Jung, wat is denn los? Lier doch ni so — — — — diese Krisis, die nur zu einer Reinigung führen kann, stören wollte.

Ich zieh' den Schlüssel der Tür ab und wache über den Frieden, über den Frieden ihres Abschieds, ihrer innerlichen Einkehr. In Romanen liest sich's zuweilen sehr hübsch, wie es bei solchen Sachen zugeht und wie beredt die Leute sind. Der eine redet zunächst eine halbe Seite, als habe er das Konzept dazu in der Tasche und den Einbläser hinter der Spindtür, dann kommt der andere und spricht sogar eine ganze Seite. So reden sie noch ein paar Seiten hin und her. Wie ganz anders ist es doch in Wirklichkeit! Da benehmen sich die Helden unbeholfen und täppisch, um nicht zu sagen dumm, sie reden wenig und das wenige abgebrochen, am allerwenigsten nach dem Konzept. Oder sie reden gar nicht und drücken sich nur stumm die Hände. Und brechen das Schweigen endlich mit einer so prosaischen Bemerkung, daß es blechern und tönern in den Zymbelschlag, der die Herzen bewegt, hineinklingt.

Auch unsere Freunde hatten schon lange zu weinen aufgehört, sie waren stumm geworden und saßen Hand in Hand. Und zwei gipserne Pausengel standen in der Zimmerecke auf der Konsole und waren auch aufs Maul geschlagen, der eine sogar auf die Nase, denn er hatte keine. Und beide machten betrübte Gesichter. Der Ofenbeileger stand auf eingeknickten eisernen Drehbeinen und war ganz Mitleid. Und ganz still war es. Aber von irgendwoher kam es wie Chorgesang mit brausendem Orgelklang. Und als es so recht voll daherströmte, stand Reimer auf und sagte die denkwürdigen Worte: „Dat is hier banni kold und uns Tied ward't ok all, Tine."

Hundert Schritte hinter der Schenke war ein Kreuzweg. Da machten sie's kurz, da reichten sie sich zum letztenmal die Hände.

Noch immer war es windig und trübe und regnerisch.

Von hinten sah Reimer mit seinem Wachstuchranzen auf der Landstraße in der Tat wie ein Lebenspilger aus. Und sie — er glaubte sie schon längst auf dem Heimweg — stand noch lange auf dem Knick hinter einer Stechpalme und sandte ihm ihre Blicke und Segenswünsche nach — Rosen auf dem Lebenspfad. Er konnte sie brauchen; lang und weit und lehmig dehnte sich die Straße. Und dann und wann ein Vergißmeinnicht am Wege — —. Bis zum Grab.

Ganz hinten, wo der Weg sich bog und ein Knick sich vorschob, war etwas. Tine hielt es für einen Mann, der auf dem Wall stand. Und er bewegte sich, als ob er grabe.

Was grub er? — — Das Grab ihres Glückes?

Drittes Kapitel.

Allerdings war es ein Mann, sogar einer, der sich aufs Graben verstand, aber kein Mann auf dem Knickwall, sondern einer, der auf einem Gefährt saß. Und was Tine für die Bewegung des Grabens gehalten hatte, war die schwingende Armbewegung eines mit sich selbst zufriedenen Kutschers, der den „Rattensteert“ mit einer kleinen Schwungbewegung von oben nach unten neben dem Handpferd knallen oder vielmehr knipsen läßt. Der Mann sah frisch und frech in die Welt hinein, und der war Jochen Riese. Da gewahrte er den jungen Gesellen mit dem Ranzen.

„Brr!“ sagte Jochen Riese. „Reimerchen, Jung!“ rief er. „Du gehst?“ fuhr er fort.

Reimer Stieper legte die Hand auf die Wagenleiter.

„Ik gah, dat ward Tied!“

„Nun, es muß ja wohl sein, aber mir hast du nicht Adjüs gesagt.“

„Ja, Jochen, das hätte ich tun sollen. Aber da kam so viel zusammen, und es lag mir so schwer.“

„Nun, ich verstehe —“ lachte Jochen, „Braut und Liebe und so was.“

„Das war's“, gestand Reimer.

„Soll ich dir was sagen?“ fing Reimer an. „Es taugt nicht, daß du dich so früh mit 'ner Braut abgegeben hast. Du bist nichts, du hast nichts, Jahre des Wanderns liegen vor dir. Ihr werdet alt und welk, wenn ihr euch überhaupt bekommt. Du bist ein schmuckes Kerlchen, du meinst vielleicht, du kommst gut zu sitzen bei Meister Rickers, wenn wirklich was daraus wird. Aber da hat eine Eule gesessen. Ich weiß, ich handle ja mit ihm, er ist zu dumm, er hat sich ‚verhandelt‘, es steht nicht gut. Was du aber brauchst, ist eine Braut, die Geld hat, und die wirst du leicht kriegen, wenn du vernünftig bist. Na, mach nur kein so'n mucksches Gesicht. Ich meine es gut mit dir. Deine Katrien, ja, fein und hübsch und sauber ist sie — — das muß man ihr lassen. — — Aber sie hat auch was anderes nötig als einen Schneider, der noch nicht gewandert hat, dem noch manches Jahr dahinläuft, bevor er Meister wird, wenn er es überhaupt wird. Du siehst, ich sage, wie meine Meinung ist, ich rede Leuten nicht nach dem Bart. Das macht, ich meine es gut mit dir, Reimer.“

Nun fing auch Reimer, der bisher platt gesprochen, plötzlich an hochdeutsch zu reden. Er kaute die Worte wie Gummi, aber es ging ganz gut.

„Ich will annehmen, Jochen, daß du's gut meinst. Aber es ist nun 'mal so: Tine und ich gehören zusammen.“

„Tine und ich gehören zusammen“, machte Jochen nach. „Papperlapapp! Du kennst mich, Reimer,“ fuhr er fort, „ich heiße Jochen Riese. Und wenn Jochen Riese sagt: Es ist so, dann ist es auch so. Und ich sage: Such dir eine andre Braut, die was mitbringt. Ich denke mir ungefähr so, wie bei Meister Eggert, aber bei einem, der ‚reines Folium hat‘. Es ist eine gutgehende Werkstatt, meinetwegen vier, sechs, acht Gesellen. Und der Meister

möchte sich zur Ruhe setzen und hat eine Tochter. — — Und die Tochter ist hübsch und nett — — ich sehe gar nicht ein, warum sie nicht hübsch und nett sein sollte. — — Na — und das andere macht sich dann von selbst."

„Jochen," sagte Reimer, „du machst Spaß!" Sein Gesicht war finster. „Dat kanns ni in Eernst meen", fügte er wütend hinzu.

Jochen Riese sah ihn verwundert an. So hatte er ihn noch nicht gesehen, das Reimerchen sah ja beinahe gefährlich aus. Der Junge hatte sich entwickelt, oder die Tine Rickers saß ihm tiefer, als er gedacht hatte. Das sprühte ja ordentlich aus diesen braunen Augen.

Jochen wurde verlegen just nicht, aber besann sich doch und ging behutsam vor.

„Das war natürlich nur Spaß", erwiderte er und fing wieder an zu knipsen. „So darfst du es selbstverständlich nicht machen. Ich meine nur so, ob ihr es auch ordentlich überlegt habt. Laßt ein Jahr oder zwei ins Land gehen und seht, wie ihr die Sache auffaßt. Oder laßt es, wie es ist. Ich denke ja nur an dein Bestes."

Der Wagen kam in langsame Bewegung. Jochen reichte seinem Schulkameraden die Rechte.

„Leb also wohl, Reimer. Nichts für ungut. Viel Glück auf die Wanderschaft! Du wirst viel erleben, halt deine alten Freunde in gutem Andenken und komm gesund zurück."

Die Tine hat ihn begleitet, dachte Jochen. Ich will sie einholen und auf den Wagen nehmen. Er lockerte die Zügel und ließ den Rattenschwanz über den Köpfen seiner Rosse pfeifen.

Tine war in der Tat noch in dem Dorf, in dem sie mit Reimer eingekehrt war, als Jochens Wagen über die holperige Straße dahers tieß und knatterte. Sie erkannte ihn von weitem. Ein feiner Instinkt veranlaßte sie, ihm aus dem Wege zu gehen. Sie trat bei dem Höker Sievers in den Laden und stand noch vor der Tonbank, und Sievers wog noch immer das Pfund Pflaumen ab, als Jochen breit und behäbig vorüberrasselte.

Viertes Kapitel.

Die Zeit ging hin. Tine kochte und scheuerte und „schrubbte" und hielt wie immer ihren kleinen Hausstand blank und in Ordnung. Es ging in alter Weise, ihr Vater war leidlich gesund und sie war es auch.

Die kleine Stube hatte die Fenster unter dem breiten überhängenden Strohdach und nach dem hohen Weidenknickwall hinaus, der nicht zehn Schritt entfernt war. Sie schien immer in Dämmerstimmung eingelullt. Es kamen viele alte Freunde, um zu erzählen und sich was erzählen zu lassen und Harder Rickers Tabak aufzurauchen. Aber die Zahl der alten Freunde vergrößerte sich nicht. Krankheit und Alter ließen Unterbrechungen eintreten, dann und wann kam einer gar nicht mehr. Dafür mußte Tine dann ihrem Vater eine sehr fragwürdige Angströhre vom Boden holen und

abstäuben und sein schwarzes Zeug ‚herkriegen', die Harder aufsetzte und anzog, um sich einem gleichgekleideten Sarggefolge anzuschließen.

Die Zahl der abgehenden alten Freunde wurde durch hinzukommende neue nicht vollständig ersetzt. Allerdings war einer darunter, der durch sein lautes Wesen, durch sein Geld und durch seine Geschäftsklugheit sozusagen ein ganzes Dorf aufwog. Das war Jochen Riese. Harder Rickers hatte bei seiner Zimmerei dann und wann einen Holzstamm gekauft und bearbeitet, Jochen war dafür ein gut zahlender Abnehmer. Er plauderte auch gern mit dem Alten und erachtete dessen schlichten Holzstuhl nicht zu gering, den Großkaufmann darauf niederzupflanzen, des Zimmermanns Pfälzer nicht zu schlecht, seine Meerschaumpfeife damit zu füllen.

Der Sommer kam und verging. Und der Winter auch, und noch einmal, und dann noch einmal. Tine fing schon an die Wochen zu zählen, wo sie auf Reimers Rückkehr hoffen durfte, und war guten Muts. Da trat etwas ein, was sie sich nicht erklären konnte. Reimer schrieb nicht mehr.

Lebhaft war der Briefaustausch ja niemals gewesen. Dazu schrieb man derzeit (unsre Geschichte ereignete sich in den fünfziger Jahren in Holstein) zu selten. Die Kosten waren zu hoch, die Beförderung zu unsicher. Der Postmeister wohnte in der Stadt, von dort bekam man die Briefe gelegentlich. Erst seitdem Jochen Riese im Ort war und seinen Wagen Tag für Tag zur Stadt gehen ließ, konnte man auf eine einigermaßen regelmäßige Bestellung rechnen. Aber wie mancher Brief ging auch jetzt noch verloren! Dazu die Scherereien mit dem Porto. Die Kosten eines über die Elbe gehenden Briefs zu berechnen, war keine Kleinigkeit, in der Regel ließ der Meister der Post sich einen Vorschuß zur späteren Verrechnung zahlen. Ein Brief unterschied sich von einem Frachtstück eigentlich nur durch seine Größe.

In den letzten Briefen waren Katrien und Reimer in eine Meinungsverschiedenheit geraten. Bisher hatte Reimer in ländlichen Ortschaften gearbeitet, nun hatte er Lust, es auch mal in der Stadt zu versuchen. Aber Katrien schrieb kräftig dagegen.

Es bleibt dahingestellt, ob er diesen Protest jemals gelesen hat. Jedenfalls wurde er nicht beantwortet. Eine Anfrage Tines bei seinem letzten Meister kam mit einer Antwort zurück, die nur das klarstellte, daß Reimer dort nicht mehr anzutreffen war. Sie war spitz und lakonisch und lautete: „Mit Fagapunden bemenge ich mir nicht. Paul Sinzenhagen."

Diese Antwort wurde durch Harder im Ort bekannter, als gut war.

Jochen Riese kam lachend zu Katrien in die Stube: „Also mit Fagapunden will Paul Sinzenhagen sich nicht bemengen?" Lachend setzte er sich in Harders Lehnstuhl.

Jochen Riese hatte was von einem Gewaltmenschen an sich. Heucheleien schienen seine Sache nicht. Übles und Liebes zuzufügen — der grade Weg schien ihm immer der liebste. Er machte gar kein Hehl daraus, daß er die Tine wollte, daß er auf ihre Untreue gegen Reimer rechne. Da ihm keine

Vertraulichkeit entgegengebracht wurde, so erzwang er sie und warf mit „Tine“ und „Tinchen“ und andern Kosenamen nur so um sich.

Jochen Riese lachte also. Er hatte ein nervös machendes, protziges Lachen und dabei ein Gesicht so offen und grimmig und freundlich, ein Gesicht unbezahlbar für Liebhaber mimischer Kunst. Du weißt, wie ich's meine, stand darin. Wir verstehen uns ganz prächtig, deine Augen dringen in die Tiefe meines unergründlichen Schalkshumors. Jochen Riese sitzt vor dir, Jochen Riese ist ein Ausnahmemensch, der kann mehr als Brot essen und darf sich daher auch mehr herausnehmen, als des lieben Herrgotts Dutzendware.

Katrien saß am Fenster und nähte. Sie antwortete keine Silbe.

Aber das ficht Jochen Riese nicht an. Wieder lachte er.

„Was meinst du, Tinchen? Ich denk', da wird was Weibliches dabei sein?“

Keine Antwort.

„Mädchen, Tinchen, mach doch nicht so ein Gesicht! Ich glaube wirklich, da ist was Weibliches dabei. Es müßte ja mit dem Kuckuck zugehen, wenn er nicht schon längst was Weibliches an der Hand hätte. So ein schmuckes Kerlchen wie der! Aber, Tine, ich bitte dich wirklich. Mach doch nicht ein so verregnetes Gesicht. Nimm dir's nicht zu Herzen! Will er nicht, wir lassen ihn. Schwärmt er im Lande umher und schiert sich nicht um uns, so kümmern wir uns auch nicht um ihn.“

Aber das Gesicht, das Tine aufstellte, war nicht so sehr verregnet wie zornig.

„Tinchen ...“ begann Jochen wieder.

Katrien fiel ihm ins Wort.

„Riese“, sagte sie.

Duzen tat sie sich mit ihm. Das „Sie“ würde nach Ortssitte unerträglicher Hochmut gewesen sein, aber ihn anders als „Riese“ anreden, konnte sie sich nicht überwinden. Das „Tinchen“ des zudringlichen hochdeutsch plappernden Menschen konnte sie krank und zornig machen.

„Riese,“ sagte sie, „ich bin der Meinung gewesen, du seiest Freund an Reimer.“

„Sein allerbester, liebes Tinchen!“

„Riese,“ wiederholte Tine kurz und scharf, „es ist mir lieber, du lässest das mit ‚Tinchen‘ — ‚Katrien Rickers‘ ist mein Name.“

Jochen machte erst ein verwundertes und dann ein bißchen wütendes Gesicht, war aber gleich wieder Herr seiner Züge und — lachte. Er war ja in der Stadt, er war in Stellung gewesen, er hatte was gelernt und wollte es zeigen.

„Freut mich, gnädiges Fräulein kennen zu lernen“, scherzte er. Bisher hatte er einen breiten Mund gehabt, nun bekam er einen spitzen, zugeschnürten Geldbeuteln gleichenden, einen Mund, wie man ihn machen muß, wenn man „Tinchen“ mit Freundlichkeit sagt.

„Aber für mich wird Tinchen kein gnädiges Fräulein sein wollen. ... Tinchen!" schmachtete er.

Aber die Schalmei machte keinen Eindruck.

„Laß das, Riese, es ist wirklich mein Ernst. Ich mag dein Tinchen nicht. Bei dir liegt ja doch nur alles obenauf."

„Obenauf?" protestierte Jochen. Er fing wieder an zu scherzen. „Du kennst mein Herz noch lange nicht." Er lachte, lachte laut und zutraulich, so wie ein guter Kerl nur lachen kann.

„Was kenn' ich nicht? Dein Herz kenn' ich nicht? Riese, ich hätte bald Jochen gesagt, hast du denn wirklich so was?"

Katrien wollte so grob werden, wie ihre Natur es zuließ. Er hatte ihr weh getan, sie wollte ihm wieder weh tun. Sie wollte, ohne es zu wissen, einen Bruch, der nie mehr heilen könne. Vielleicht wäre es ihr ohne weiteres gelungen, wenn Jochen nicht so verliebt gewesen wäre. Wie schön war das Mädchen in ihrem Unmut, wie beschattete grollender Zorn die Wimpern ihrer sprühenden Augen!

„Tinchen!" schmachtete und flüsterte er. Er wollte ihre Wangen streicheln.

Das war zu viel.

„Verruchter!" schrie sie, „dreimal verfluchter Judas und Verräter, Hand weg! oder ich schlage dich in dein bübisches, widerliches Gesicht!"

Mit Jochen Riese ging eine tiefe Veränderung vor. Sein Gesicht wurde kupferrot, und es war unheimlich, wie die Adern auf seiner Stirn anschwollen. Den zusammengeschnürten Mund verzerrte unaussprechliche Wut. Dann öffnete er diesen Mund, ein unheimliches Gebiß legten die weit zurückklappenden Lippen bloß. Die Augen waren von Zorn geladen. Sie blitzten. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Dann lachte er höhnisch und, wie immer, fett aus dem Kehlkopf heraus. Aber bald glättete seine Haltung zur Überlegenheit ab, zu der Überlegenheit, die er so lange beiseite gesetzt hatte, länger als man es bei Jochen Riese gewohnt war. Diese unausstehliche Überlegenheit nahm nun wieder Besitz von allen Herrlichkeiten, die ihr bei Jochen Riese zugehörten. So war er wieder Herr seiner Stimme und Herr seines Zornes, als er die vorher so von ihm bewunderte Schönheit anschrie:

„Unverschämte Dirn! Was bildest du dir ein? Was hast du denn und was bist du denn? Da tut man alles was man kann und ist lieb und freundlich, und dann das? Das wagst du bei Jochen Riese? Du meinst Jochen Riese zu kennen. Aber du kennst ihn noch lange nicht. Du glaubst mit ihm spielen zu können, aber ich sag' dir, wer mit Jochen Riese spielt, verliert die Partie. Nein, so was, ... so was Infames, so 'ne Niederträchtigkeit. Und ich heiß' doch Jochen Riese, und wenn Jochen Riese sagt: So ist es und so wird es, dann wird's auch so. Du glaubst, ich habe kein Ehrgefühl, und ich will dir zeigen, daß ich ein feines Ehrgefühl habe. Nun ja, ich will es zugeben, ich bin in dein Gesicht verschossen, ich habe dich zur

Frau gewünscht. Bisher waren es nur Gedanken, ich hätte allenfalls davon ablassen können, nun aber wird's mir zur Ehrensache. Nun, so sage ich: du sollst meine Frau werden. Und ich heiße Jochen Riese. Und wenn Jochen Riese was sagt, dann steht es fest. Folglich wirst du meine Frau!"

Er lachte wieder, das unerträgliche nervös machende Lachen, dabei auf den Tisch trommelnd.

„Das gnädige Fräulein hat nicht dulden wollen," fuhr er siegesgewiß fort, „daß ich liebes Tinchen zu ihm sage: es soll die Zeit kommen, wo sie mich darum bitten wird und mich lieber Jochen nennt, mich herzt und mich lieb hat, wenn ich's mir nur gefallen lassen möchte. Ich habe deine Backe nicht berühren dürfen, es soll die Zeit kommen, wo du mich bittest, dich zu nehmen, wie du bist, dich und deinen ganzen sogenannten keuschen Leib. Ja, so wahr ich Jochen Riese heiße" — er schlug mit voller Faust auf den Tisch — „es soll die Zeit kommen, wo du mich um mein Jawort angehst mit der ausdrücklichen und aufrichtigen Erklärung, daß alles aus reiner Herzensliebe geschieht."

Jochen Riese hatte Phantasie. Im Geiste sah er die Szene, die er prophezeite. Er fühlte so was wie das Rauschen einer Palme über seinem Haupte.

Fünftes Kapitel.

Der große Mann mit dem feinen Ehrgefühl schnob zornig davon und stampfte hastig und schwer über den Lehmestrich der Diele zur Tür hinaus. Noch von dem kleinen Rasenplatz her, der vor dem Dielentor ist, fühlte das Häuschen den Pulsschlag seines Ganges. Tine saß ruhig am Fenster und strickte, als ihr Vater wenige Minuten darauf ins Zimmer trat.

„De keem awer öwer 'n Drüssel. De weer in 'e Fahrt," sagte er.

„Dat güng jo, als harr he Flünken", wiederholte Harder Rickers.

„Er flog auch", kam es vom Fenster her.

„Tine, du siehst ja ganz ‚verbaast' aus. Ist was passiert?"

Tine antwortete nicht.

„Wie soll ich das verstehn?" forschte Harder. „Der birst davon wie ein Stück Vieh mit Feuerschwamm unterm Schwanz, und die ‚schnackt', wo man nicht klug aus wird."

„Nun ja, Vater. Ich hab' Jochen Ries meine Meinung gesagt."

„Katrien — — Tinchen — — liebes Tinchen!"

Das war die Staffel der Leidenschaftsergüsse bei Harder. Wenn er Katrien sagte, so sollte das eine Zurechtweisung sein; sagte er Tinchen, so war es der Anruf eines ernsten, warnenden Vaters; sagte er liebes Tinchen, so bekam das zärtliche Vaterherz das Übergewicht. Er redete und warnte und kannte doch den eigentlichen Hergang noch nicht mal vollständig. Und wir können das Vaterherz nicht einmal in allen Punkten loben. Es war kein schlechtes; aus reinem Vergnügen hegte es keine Diebs- und Mordgedanken. Aber die praktische Lebensklugheit stand ihm doch höher als die

reine zweck- und ziellose Moral. Er hielt es für ganz in der Ordnung, daß Katrien dem wandernden Reimer die Treue halte. Aber Reimer muß doch auch Treue halten. Und daß er nicht mehr schrieb, sah nicht nach Treue aus. Und wenn nun ein Mann wie Jochen, der reiche Jochen Riese, es sich in den Kopf gesetzt hatte, die Katrien zu heiraten, dann erhielt die ganze Sache ein andres Gesicht. Dann war es seines Erachtens eine an Schlechtigkeit grenzende Torheit, wenn er wie sie sich durch ein Wort für gehindert erachteten, ein nie geträumtes Glück festzuhalten. Was war denn ein Wort? Nun, eine Zusage, die sich doch nach den Umständen richtete. Und was war Liebe? Eigentlich eine eingebildete Empfindung — alles zusammen gegenüber dem Glanz des Goldes, gegen Wohlleben ein Schlagbaum aus Spinngewebe, den zu respektieren beinahe lächerlich war. Mit einem Wort: Harder Rickers war nicht besser, als die Menschen gewöhnlich sind.

Und folgendes kam noch hinzu. Jochen brachte den Holzhandel im Dorfe wirklich zu nie gekannter Blüte. Und Harder verdiente gut bei Jochen. Was er bisher im Holz verarbeitet und was er erstanden hatte, war geradezu lächerlich im Vergleich zu dem Geschäftsumfang, seitdem Jochen den Holzhandel in die Hand genommen hatte. Denn Jochen mußte heidenmäßig viel Geld haben, so wie er die Sachen führte und alles bar bezahlte. Nein, das durfte sein liebes Tinchen ihrem Vater nicht antun, daß sie diesen Geschäftemacher abwendig machte, daß sie einen solchen Schwiegersohn vor die Tür setzte. Nun, das werde schon alles wieder in Ordnung kommen, sie solle ihm nur den Gefallen erzeigen und „gar nicht dergleichen tun", wie man so sagt, das heißt, dem Jochen just nicht nachlaufen, aber auch nicht die Gekränkte nnd Unversöhnliche spielen, wenn Jochen beilege. Er verlange nur, daß sie nett und freundlich sei, als wenn nichts vorgekommen sei.

Die geschäftlichen Gründe machten einigen Eindruck auf Katrien. Das und ähnliches war ihr nicht in den Sinn gekommen.

„Das tut mir leid, Vater," gestand sie, „daran habe ich gar nicht gedacht, ich will zu vergessen suchen, daß ich Jochen nicht leiden kann."

Sie wollte wirklich den häßlichen Vorfall vergessen, wenigstens so tun, als hätte sie ihn vergessen. Sie wollte alles für ihren Vater tun.

„Nur das eine — das kann ich nicht, Vater", sagte sie. „Das tu' ich nicht, ich tu' es niemals. Meinem Reimer bleib ich treu. Daß er lebt, fühl' ich. Daß er nicht anders sein kann als treu, weiß ich. Auf seine Rückkehr will ich warten, und sollte ich auch alt und grau dabei werden."

Sechstes Kapitel.

Katrien war also entschlossen, „gar nicht dergleichen zu tun", und Jochen, der große Jochen, der Einzige führte es aus — „er tat gar nicht dergleichen." Als Johann am folgenden Tag zu ihm ging und ihn auf dem Holzplatz traf, nahm er ihm das Wort aus dem Munde. Er hatte

die Fähigkeit, lachend über alles hinwegzukommen, und von diesem Hilfsmittel machte er ausgiebigen Gebrauch.

„Na, Harder — du hast doch nichts dagegen (oder soll ich Rickers sagen — hat Mamsell (Tinchen darf ich nicht mehr sagen?), hat sie dir erzählt, was für einen Tanz wir gestern aufgeführt haben?"

Harder teilte mit, was er wußte, und fing an zu tuscheln und zu beschwichtigen; er schimpfte in seiner Weise auf die Frauensleute und ihre „Flausen", er wusch seine Hände in Unschuld, Jochen möge es ihm nicht nachtragen.

„Hältst du mich eigentlich für einen Kindskopf, Harder? Das sollte ich ihrem alten, braven, fleißigen Vater nachtragen, wenn so ein Mädel kratzbürstig wird? Ich nehm's überhaupt nicht so schwer. Da ist der Reimer, der ist fortgelaufen, läßt sie im Stich (paß auf, er wird sie im Stich lassen!), aber sie hängt noch an ihm und will sich nicht gewöhnen. Und ich — — nun ich — — in meiner Unschuld — — schlag so ein Wort raus — — sie wird wild — — und grob — — und ich werf's auf die scherzhafte Seite. Da wird sie saugrob. Da werd' ich zornig — — ein Wort gibt das andere — — im Zorn wird so manches dahergeredet, was gar nicht so gemeint ist — und der Streit und die ganze Verfluchung ist fertig."

„Ja," erwiderte Harder, „so wird's wohl gewesen sein, und Katrien denkt jetzt auch anders über die Sache — —. Was meinst, Jochen — —, — — wenn wir beide hinübergingen?"

Aber Jochen schüttelte den Kopf.

„Nein — — nein, Harder, das geht doch nicht. Ich bin nicht rachsüchtig, und das Mädchen mag ich leiden — nun, da doch nichts daraus wird, kann ich dir's ja gerne sagen — ich hätte sie gern zur Frau Holzhändlerin gemacht, aber das — — nach dem, was sie mir an den Kopf geworfen hat — — das kann ich nicht, da bin ich nun wunderlich, da hab' ich doch ein zu feines Ehrgefühl, und außerdem heiß' ich Jochen Riese. Eigentlich bin ich doch — was man so nennt — rausgeschmissen worden. Ehe ich ihr wieder in den Weg komme, da muß sie sich doch erst mal hierherbemühen ... natürlich mit dir."

Und dabei blieb es, soviel Harder Rickers auch noch auf ihn einreden mochte. Schließlich nahm dieser von weiteren Versuchen Abstand, nur die Versicherung wollte er noch haben, daß es geschäftlich zwischen ihnen beim alten bleibe.

Das Lachen, das der Große, der Großmütige, der Einzige nach solcher dummen Frage anschlug, war geradezu ein Siegesgesang über alle kleinliche Denkungsart.

„Harder Rickers!" rief er, „du bist doch wohl ganz von Gott verlassen! — — Weil deine Tochter mich nicht haben will, weil sie mich ausgescholten hat — versteht sich, ganz ungerecht ausgescholten hat, und darauf von mir bekommen hat, was ihr zukam, deshalb sollte ich kein Geschäft mehr mit ihrem Vater machen, dem ehrlichsten Kerl, der jemals die Art

geführt hat? Na, das wäre noch schöner. Da denke ich ganz anders, ich will dir's gleich beweisen. Du wolltest vorgestern für den Stamm auf deiner Weide siebzehn haben, ich wollte dir nur fünfzehn geben, heute gebe ich dir siebzehn, obwohl er mit fünfzehn bezahlt ist. Abgemacht?"

Er hielt die Hand hin, und der Alte schlug mit Freuden ein.

Das war ein Kerl, das war wirklich einer. Was war sein Tinchen doch für eine dumme Dirn! Er war ganz hin vor Bewunderung. Unserm Meister war es klar, Jochen war ein großer Mann, und da Jochen nun in der Tat ein langer Mensch war, so sah Meister Rickers buchstäblich zu ihm auf.

„Jochen — —" sagte er, und seine Stimme bebte.

„Was, guter Meister?"

„Was bist du für ein Mann, ich wollt' ich wär' ein Mann wie du, so reich, so klug, so erfahren, so großmütig und so gut!"

Harder sprach wie immer plattdeutsch.

„Dat is ja ganz gräsi", sagte er wörtlich. „Du böst ja 'n ganz gräsigen Kerl. So vel Geld, un hes so vel lehrt, und bös so good, so gräsi good. Jochen, wat bös vör 'n Mann!"

Jochen lachte. Er fing in hoher Stimmlage an und ging tief hinunter, so wie die Hand eines alten Harfners die Tonleiter hinab über die Saiten „tippt" oder wie ein Kind in Holzpantoffeln die Treppe runterläuft. Alle ins Freie führenden Türen sind offen, da schallt es und die oberen Treppenstufen klingen in höher abgestufter Tonlage. So ein Kerl bin ich nun mal, das lag drin, aber ich trag' meine Größe mit Würde.

„So weit wie ich", erwiderte er bescheiden, „wirst du es in deinem Alter wohl nicht mehr bringen. Aber etwas werden wir auch noch für dich herausarbeiten können; auf mich kannst du allezeit rechnen, an mir soll's nicht fehlen."

Meister Rickers schwamm in Wonne. Sein Blick ging über die Stämme, die gesägt werden sollten, über die Bretter, die reinlich aufgeschichtet waren. Welch ein Reichtum! Jochen führte ihn, als zeige er dem Zimmermeister alles zum erstenmal, und diesem war zumute, als habe er es eigentlich noch niemals gesehen.

Vor einer Partie schlanker junger Eschen blieb er stehen.

„Schönes Holz," sagte er — „doch Nutzholz?"

„Daraus werden Schiffsstaken", erklärte Jochen. „Nun, du weißt, die langen, leichten und doch starken Stangen, womit Schifferknechte die großen Flußkähne ‚fortstaken'. — Hör mal, Meister!" Er dämpfte seine Stimme.

„Man kennt das hierzulande nicht. Die Leute sind zu dumm. Ich sag's sonst keinem, aber dir will ich's anvertrauen. Da läßt sich viel Geld bei verdienen. Ja, ja, kennen muß man so was. Vier Schillinge kostet mir der Stamm, vier Schillinge sind meine Unkosten, ich nehme noch zwei für Unvorhergesehenes, sind zehn Schillinge, drei Mark bekomme ich wieder.

Der Hegereiter — aber ganz unter uns — ist auch zu dumm und ist doch schon dreißig Jahre hier, da muß man's ausnutzen. Wenn ein anderer kommt, der klüger ist, dann ist's vorbei. Hundert Stück liegen da, zweitausend sind noch zu haben. Weißt du was?" Jochens Augen richteten sich voll auf den kleinen Mann. Es lag viel Gutmütigkeit und Gutherzigkeit darin. „Weißt du was, Harder Rickers? Ich will dir einen Beweis geben, wie ich bin und wie gut ich es mit dir meine. Wir sollten das Geschäft zusammen machen. Ich will das Geld hergeben, was dazu nötig ist. Du sollst nur das Fällen der Stämme leiten und das Aufladen und den Transport. Ich will dir dafür aufkommen, daß dich kein Verlust trifft, und den Gewinn will ich mit dir teilen. Was? Was sagst du nun? Mein' ich's gut oder mein' ich's nicht gut? Ist Jochen Riese ein guter Kerl oder ein schlechter Kerl? Was? Hier ist meine Hand, schlag ein!"

Harder Rickers hätte nicht Harder Rickers sein müssen, er hätte ein Tor sein müssen, wollte er ein solches Angebot ausschlagen.

Er schlug ein, in seinem Innern tief überzeugt, daß der liebe Gott vor rund einem Vierteljahrhundert sich eines schönen Tages entschlossen gehabt habe, nach so mancher Tagesware mal einen wirklich tüchtigen und klugen und dabei einen unerhört edlen Menschen zu schaffen, und daß Jochen Riese das Ergebnis dieses Gottesentschlusses sei. Zugleich richtete er seine eigne Seele, die heute früh noch glatt am Boden lag, auf. Ein ganz gewöhnlicher Mensch mußte doch auch er nicht sein, da er gewürdigt werde, die Zuneigung eines so herrlichen Mannes und seine Güte zu genießen. Sein Hochgefühl wurde nur durch einen Nebengedanken getrübt. Da war ein armseliger Handwerksbursche mit einem Wachstuchranzen, der irgendwo auf staubiger Landstraße daherwanderte und sich kümmerlich von Sauerkraut und einem Heringsrücken nährte. In den Gegenden, die auf der andern Seite der Elbe liegen und von Gott im Zorn erschaffen sind, nähren sich nämlich alle Leute von Sauerkraut und ein bißchen Hering. Dieser Geselle wanderte nun drei Jahre, um Meister zu werden. Und ihm hatte er seine Tochter versprochen.

Siebentes Kapitel.

Das Geschäft wurde gemacht und verlief nach Wunsch. Meister Rickers erhielt von Jochen grade keine Tausende, aber doch eine ganz erhebliche Summe als seinen Geschäftsanteil am Gewinn des Eschengeschäfts ausbezahlt.

Nun hatte er die Freude des Geldgewinns ohne körperliche Arbeit gekostet, nun war kein Halten mehr, nun wollte er mehr und mehr. Bei Jochen wollte aber die Kompanie nicht mehr passen. Bald stand dieser Grund, bald ein anderer entgegen; er ermunterte aber zu eigenen Unternehmungen.

„Aber Betriebskapital?" — warf Harder ein. „Noch ist mein Vermögen klein."



„Was bist du für ein Kindskopf, Harder!" antwortete der überlegene Jochen. „Bin ich denn nicht da? Kann ich nicht aushelfen, wenn es bei dir mangelt? Du kannst mir eine Hypothek geben. Etwas ist doch auch dein Häuschen und die Weide dahinter wert. Wenn du dann Geld brauchst, ziehst du einen Wechsel auf mich."

„Was soll ich ziehen?" fragte der unschuldige Meister.

Jochen lachte, und nun hatte er wirklich Grund zum Lachen. Denn Wechselziehen und Harder Rickers, das paßte, wie die Faust aufs Auge.

„Ich will dir's erklären", sagte Jochen. „Komm mit nach dem Kontor."

Nun bekam Harder Rickers die erste Stunde im Wechselrecht mit praktischen Beispielen aus der Hypothekenlehre.

Wie war das alles so einfach, so klar, wie war es so leicht, Geld zu machen! Man schreibt auf so einem Blatt, wo schon alles gedruckt ist, man füllt eine Summe aus, man schreibt seinen Namen unten rechts (das bedeutet das), man schreibt seinen Namen quer (das bedeutet das), man schreibt seinen Namen hinten auf die leere Seite, und dann fällt einem das Geld nur so in den Schoß ... eine ganz herrliche Einrichtung!

Wenn Harder Rickers im Augenblick etwas bedauerte, so war es das, daß er so lange auf der Welt gelebt hatte, ohne die reine ideale Freude des Wechselverkehrs zu kennen. Er rechnete kurz nach. Er war jetzt zweiundsechzig Jahr alt geworden, Jochen Riese war sechsundzwanzig Jahr alt. Von rechtswegen hätte er mindestens schon sechsunddreißig Jahr hindurch die Seligkeit des Wechselziehens genießen sollen. Das lebhafte Dankgefühl, das ihn gegen den lieben Gott beseelte, der alles, alles, auch den Wechselverkehr macht, wurde nur ein ganz klein wenig gemindert durch den stillen, seinem Schöpfer gemachten Vorwurf, daß er ihn sechsunddreißig, sage sechsunddreißig Jahre wie einen Wilden auf der Welt ohne Kenntnis dieser geradezu erstaunlichen Einrichtung hatte so hinleben lassen.

Damit war denn der neue Kurs seines Lebensschiffleins gegeben.

(Schluß folgt.)



Erscheinung.

Von

Lorenz Krapp.

Ich hab' heute nacht den Heiland gesehn
In Tränen zu meinen Häupten stehn.

Er deutete auf sein Bild an der Wand,
Das war von Moder überspannt.

Doch drunter glühte in junger Pracht
Meiner Liebe Kranz in die silberne Nacht ...





Versetzungsjammer.

Es vergeht kaum ein Versetzungstermin, wo nicht die Zeitungen den Bericht bringen, daß einzelne Kinder nicht nach Hause gekommen sind, da sie sich fürchteten, ihren Eltern mit schlechten Zensuren entgegenzutreten. Keine öffentlichen Daten aber sprechen von den vielen, vielen, die nicht ganz so stolz oder trotzig gewesen und die mit ihrer schlechten Zensur klopfenden Herzens nach Hause schleichen, sicher, die härtesten Strafen oder doch die bittersten Scheltworte über sich ergehen lassen zu müssen. Diesen hunderten von Kindern entsprechen aber mindestens eben so viele Eltern, die durch die nicht erfolgte Versetzung ihrer Kinder eine ganze Skala häßlicher Empfindungen durchleben, vom wild aufwallenden Jähzorn bis zum still nagenden Kummer, der immer nur die eine Frage hin und her wälzt: Was nun? Dem Hauptschlage gehen zudem schon Wochen banger Befürchtung voran, ja, das Quartal vor der Versetzung ist für den schwachen und gewissenhaften Schüler sicherlich eine Qual, die an ein Kindergemüt größere Anforderungen stellt, als ein Erwachsener auszudenken vermag.

Das Kind wird nicht versetzt! Es wäre ungerecht, wenn man nicht zugeben wollte, daß dieser Bescheid in jedem Falle bitter ist, auch da, wo sich die Eltern über die Licht- und Schattenseiten ihrer Kinder verhältnismäßig klar sind. Geben sich die Eltern aber auch Rechenschaft darüber, warum ihr Kind zurückbleiben mußte? Fragen sie bei den höheren Schulen z. B., ob nicht die Arbeitslast und der Arbeitswust, die als Pensum festgesetzt sind, die Kräfte eines Kindes überhaupt übersteigt oder nur von den körperlich und geistig hervorragend Begabten bewältigt werden kann? Wie oft kommt es nicht vor, daß Schüler, die gewöhnlich in den ersten Reihen stehen, plötzlich versagen, ja sogar zurückbleiben müssen. Und warum? Weil vielleicht die Entwicklung sie heftiger rüttelt und schüttelt als andere, und darum der Körper eine Zeitlang die ganze Kraft des Kindes zu *seinen* Zwecken beansprucht.

Darauf kann man antworten: Was geht die Schule die körperliche Entwicklung der Schüler an, sie hat ihr Pensum zu absolvieren! Gegen dieses Axiom kann auch der einsichtigste Schulmann kaum ankommen. Gut, erkennen wir die

Institutionen als eherne Gesetze an! Institutionen aber stammen von Menschen, und die Eltern müßten daher als Menschen gegen diese Institutionen Front machen, so lange und so intensiv, bis die Jugend wieder zu ihrem Recht gekommen. Und vor allem dürften sie nicht zu den Schrecken der Schule noch die Schrecken des Hauses fügen. Sie müßten die Quellen kennen, aus denen die Untüchtigkeit eines Kindes fließt, und müßten zu lindern versuchen, wo heute die Schule verwunden muß. Ja, und sogar in den Fällen, wo Leichtsinn oder irgend ein schlimmerer Fehler des Kindes die „Schande" über die Familie gebracht, müßten gewissenhafte Eltern sich sagen, daß das Kind doch immer das Produkt aus ihren Eigenschaften und der häuslichen Erziehung ist. Da würde vielleicht mancher strenge Richter nicht mehr den Mut haben, Sünden zu bestrafen, deren Ursprung er nur allzuwohl kennt. Natürlich soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß die Strenge nicht notwendig ist, wenn es gilt, junge Menschen zu lenken, aber man sollte mehr an das alte Wort denken: Strafe muß sein wie Salat, der mehr Öl als Essig hat.

An und für sich ist eine Auslese in der Schule nur zu begrüßen. Für die Jugend wie für die Allgemeinheit wäre es ein Segen, wenn überall nur den Tüchtigsten die höchsten Ziele erreichbar wären. Freilich müßte dann der Begriff der Tüchtigkeit bedeutend differenziert werden und sie müßte in jeder Form und Gestalt nicht nur in Programmreden und theoretischen Abhandlungen, sondern im praktischen Leben und von Mensch zu Mensch anerkannt werden. Die Jugend — in diesem Falle die männliche — darf nicht in zwei für die Ewigkeit getrennte Gruppen geteilt werden, diejenigen, die das Einjährigenzeugnis haben, und die, die nicht so weit zu gelangen vermögen. Dem unvernünftigen Kastengeist der Eltern verdanken die meisten Kinder der höheren Stände ihre unerquickliche Schulzeit, wenn man auch zugeben muß, daß die Eltern ihrerseits ebenfalls durch die tatsächlichen Verhältnisse zu ihrem Vorgehen getrieben werden. Sicher aber steht sehr oft das erreichte Ziel, z. B. das absolvierte Abiturium, in keinem Verhältnis zu den dafür aufgewendeten Opfern. Schulgelder, Bücher, standesgemäße Kleidung rc. rc. verzehren gar manches Mal nicht nur alles, was die Eltern sich als Lebensfreude über das Brot des Tages hinaus leisten könnten, sondern auch dieses selber. Sind die jungen Leute dann endlich angekommen, so hat ihnen Unterernährung und der Mangel an jeder Jugendfreude soviel Kraft weggenommen, daß sie, mit Ausnahme der edeln Gattung der Streber, doch erliegen, wenn erst der wirkliche Lebenskampf beginnt.

Die Nichtversetzung bedeutet neben dem verletzten Ehrgeiz aber für das Kind immer noch das Opfer mindestens eines halben Lebensjahres, um das es später auf seinen Platz am Start für den Wettlauf nach Amt und Ehren kommt. Selten nur wird die Drohung der Eltern, ein nicht schultüchtiges Kind in die Gemeindeschule zu schicken, verwirklicht — nebenbei gesagt, beweist gerade diese Drohung einen ungeheuerlichen Mangel an Gemeinsinn —, man hilft sich lieber mit Pressen und dergleichen, die doch wahrhaftig die Denkfähigkeit und Tüchtigkeit eines Menschen nicht heben. Immerhin kann aber der bemittelte Schüler höherer Stände die Scharte wieder auswetzen, während für den Schüler der Volksschule die Nichtversetzung fast immer auch den Verlust von so und so viel der allernotwendigsten Kenntnisse bedeutet.

Der Abgang aus der Schule richtet sich fast durchweg nach dem Alter und nicht nach den Kenntnissen der Schüler, und die ganze Masse, die nicht

einmal das Pensum der Volksschule wirklich absolviert hat, kommt schon als weniger gut ausgerüstete Mannschaft ins Leben hinein. Es ist wahrhaft erschreckend, was für Schriftstücke von „einfachen" Leuten man oft zu Gesicht bekommt. Die Muttersprache richtig zu schreiben, das müßte doch jeder Mensch erreichen können.

Während die Kalamität des Sitzenbleibens in der Volksschule für Buben und Mädel ungefähr gleich folgenschwer ist, sind „die höhern Mädchen" in der Schule am besten dran. Es ist ja in bezug auf die Forderungen, besonders in den städtischen Mädchenschulen, in den letzten Jahren besser geworden, immerhin ist aber das Pensum selten so hoch gegriffen, daß ein gesundes und mittelmäßig begabtes Mädchen die Arbeit nicht zu bewältigen vermöchte. Und zudem gilt es da für unwichtig, in welchem Alter ein Mädchen die Schule verläßt.

Eine wirksame Reorganisation kann aber nur von den Kreisen der Eltern ausgehen, denn die Lehrer sind ebenfalls ein Opfer der bestehenden Verhältnisse. Die Eltern müssen den Mut haben, Kinder, die nicht fürs Studium taugen, in die Volksschule zu schicken, und dem gebildeten Mittelstand würde es freilich darum zu tun sein, daß seine Kinder in der normalen Zeit die erreichbare feste Grundlage für jeden späteren Lebensberuf auch wirklich erreichen, womit die Schule dem Durchschnitt der Begabung mehr Rechnung tragen müßte. Wir werden aber so lange machtlos sein, als wir den Kontakt mit der Schule nur in feierlichen Augenblicken, bei Zensuren und Versetzungen, suchen. Und wenn wir, die Eltern, die doch dem Kinde am nächsten stehen sollten, nicht wissen, wie wir ihm zu seinem Jugendrechte verhelfen, wie sollen staatliche Institutionen das tun können. Menschen aber, die zur Arbeit durch die Furcht vor Strafe angespornt werden, bieten keine Gewähr, daß sie dereinst für einen wirklichen Fortschritt kämpfen werden, und wo immer Eltern die Nichtversetzung eines Kindes unbedingt als „Schande" betrachten, die nicht schwer genug geahndet werden kann, züchten sie solch ein trostloses Geschlecht, das niemals die Kultur zu fördern vermag. Ida Häny-Lux.



Verkehrstechnisches.

Auf technischem Gebiete haben in den letzten Wochen besonders zwei Dinge von sich reden gemacht, nämlich die Vollendung des Simplontunnels und die Internationale Automobilausstellung in Berlin. So verschieden auch beide Veranstaltungen an sich scheinen mögen, so kann man sie doch immerhin als Erscheinungen desselben Zweiges der Technik, nämlich der Verkehrstechnik, ansprechen. Der moderne Verkehr mit seinen stets wachsenden Forderungen und Bedürfnissen führte zur Durchbohrung des mächtigen Simplon-Massivs und brachte andererseits jene großartige Ausstellung zuwege, die vierzehn Tage hindurch ganz Berlin auf den Beinen hielt und einen Umsatz von etwa 30 Mil-

lionen Mark für Kraftfahrzeuge im Gefolge hatte. Eben jener moderne Verkehr mit seinen stetig wachsenden Anforderungen und Bedürfnissen ist ja die treibende Kraft, welche unsere Techniker zwingt, immer neue Verkehrsmittel und immer neue Verkehrsstraßen zu suchen, welche auf der einen Seite kühne Brücken und Tunnels schafft, auf der anderen Seite neben das ältere Verkehrsmittel, die Lokomotive, den modernen Kraftwagen gestellt hat.

Die Durchbohrung des Simplon ist der größte bis jetzt vorhandene Tunnelbau, obwohl man zehn gegen eins wetten kann, daß er es nicht lange bleiben wird. Im vorliegenden Falle handelte es sich darum, einen Gebirgsstock, der sich im Durchschnitt in einer Mächtigkeit von 2000 Meter über die umliegenden Täler erhebt, in einem etwa drei deutsche Meilen langen Tunnel zu durchfahren. Man war sich von vornherein klar, daß hier der altbekannte Feind des Bergmannes, die Erdwärme, in recht bedeutendem Maße auftreten würde. Nimmt man eine durchschnittliche Temperatursteigerung von drei Grad für hundert Meter Tiefe an, so mußte im Bergmassiv von 2000 Meter Mächtigkeit die Temperatur etwa 60 Grad über der Außentemperatur liegen und man mußte jedenfalls mit Wärmegraden rechnen, bei denen ohne eine ganz energische künstliche Bewetterung an Arbeiten nicht mehr zu denken war.

Die Erdwärme sah man voraus und traf energische Maßregeln, um ihrer Herr zu werden. Wie bekannt, ist der Simplontunnel ein Doppeltunnel, derart, daß für jedes der beiden Geleise eine besondere Röhre in den Fels gesprengt wurde. Während man nun den einen Tunnel gleich vollkommen ausbaute, stellte man für den anderen Tunnel immerhin schon den Richtstollen fertig und verband Tunnel und Stollen an gewissen Stellen durch Querschläge. Diese Querschläge waren im allgemeinen bis auf den letzten durch eine Tür geschlossen. Weiter preßte man nun in den Stollen mit Hilfe kräftiger Gebläse gewaltige Luftmengen, welche mit Hilfe von Eismaschinen tief unter den Nullpunkt gekühlt waren. Diese Luftmengen strömten durch den Stollen tief in den Berg bis zum letzten Querschlag, traten dann in den Tunnel, kühlten dort die Arbeitsstellen und flossen durch den Tunnel wieder aus dem Berg heraus.

So wurde man der Hitze Herr. Außer ihr traten jedoch noch zwei andere Feinde auf, die vorübergehend das ganze Werk zu stören drohten und es ja auch um mehr denn Jahresfrist verzögert haben, nämlich der Gebirgsdruck und das Gebirgswasser.

Unter druckhaftem Gebirge versteht der Bergmann Felsgestein, welches weder sich selbst, noch die überlagernden Gebirge trägt, sondern vielmehr mit gewaltigem Drucke wieder zusammengeht, wenn man einen Stollen hineinschießt.

Solch druckhaftes Gebirge trat zuerst auf und übte derartige Pressungen aus, daß die gewöhnliche Holzzimmerung und Ausmauerung des Tunnels einfach zersplitterte. Man mußte daher über eine größere Strecke, sobald man den Stollen ausgeschossen hatte, schwere Stahlrahmen einsetzen, die den Gebirgsdruck aufnahmen, und mußte an solchen Stellen die endgültige Ausmauerung des fertigen Tunnels in Form einer ganz außerordentlich kräftigen und widerstandsfähigen Gewölbekonstruktion herstellen, die sich allen Druckkräften gegenüber ebenso verhält wie ein massiver Steinblock.

Obwohl das druckhafte Gebirge die Arbeit bereits stark verzögerte, wurde man seiner dennoch Herr und erreichte, namentlich von der Nordseite her, schon vor Jahr und Tag mit einer Tunnellänge von zehn Kilometern mehr als die halbe Tunnelstrecke.

Um diese Zeit traten heiße Quellen mit ungeahnter Mächtigkeit auf. Es darf als sicher gelten, daß das Wasser einiger hoch im Simplongebirge gelegenen Seen durch zerklüftetes Gestein seinen Weg in den Tunnel gefunden hat und dabei bis nahe an den Siedepunkt durch die Erdwärme erhitzt wurde. Solche Quellen waren nun wegen ihrer Hitze unbequem, da die Arbeiter sich dem heißen Wasser nur mit Vorsicht nähern konnten und ein Einfangen der Quellen in Rohrleitungen daher sehr viel schwieriger war als bei kaltem Wasser. Trotzdem war ein Ersaufen des Tunnels nicht zu befürchten, solange die Tunnelrohre von beiden Seiten mit mäßiger Steigung in den Gebirgsstock eindrangen, solange also ein natürlicher Abfluß durch das Tunnelrohr selbst nach außen gegeben war. Das änderte sich jedoch, als man von der Nordseite her den höchsten Punkt, den Scheitelpunkt der Tunnelröhre erreicht hatte und nun das Rohr wieder auf seinem weiteren Wege nach Süden senken mußte. Als man das etwa 2000 Meter weit besorgt hatte und nun unerwartet ganz außerordentlich gewaltige Wassermengen anschlug, mußte natürlich dieses Tunnelende rettungslos ersaufen. Man war darauf angewiesen, den Tunnel von Süden her fertig zu machen. Dagegen setzte man auf der Nordseite im Scheitelpunkte des Tunnels mächtige eiserne Tore ein, durch die das Wasser zurückgedämmt wurde, so daß man den übrigen Teil des Nordtunnels in aller Gemütsruhe fertigmachen und ausmauern konnte. Natürlich lag es zutage, daß die eingepreßte Wassermenge nun den Leuten von der Südseite beim Durchbruch mit ganz besonderer Wucht entgegenspritzen mußte, was denn auch tatsächlich geschehen ist. Ebenso war es klar, daß nach diesem Durchbruch der Wasserdruck an den eisernen Toren abnehmen mußte und daß die ganze Wassergefahr darnach verhältnismäßig schnell bewältigt würde. Das alles ist ja denn in der Zwischenzeit auch tatsächlich eingetroffen.

Der normale Lauf der Dinge wird nun dahin gehen, daß zunächst der erste Tunnel mit vollständiger Ausmauerung versehen und mit Schienen belegt werden wird. Das sind zwar interessante, aber nicht mehr besonders aufregende Arbeiten, und über ihre Zweckmäßigkeit entscheidet nicht so sehr der Techniker, wie der Finanzmann.

Da aber gerade einmal von Tunnels die Rede ist, so soll man neben dem großen Gebirgstunnel am Simplon auch der Tunnelbrücken gedenken, mittelst deren die Amerikaner in unseren Tagen ihre Flußläufe unterfahren.

Wie bekannt besteht ja ein Flußgrund meistenteils aus einer recht erheblichen Schicht von Schlamm, Schlick oder Sand, bevor eigentlich fester Felsgrund kommt. Um solche Flüsse zu unterfahren, kann man die Tunnels natürlich so tief in das Felsgestein verlegen, daß ihr Bau genau so verläuft wie derjenige eines gewöhnlichen Gebirgstunnels. Das ist aber sehr teuer, denn durch Fels bohrt man schwerer als durch Sand. Außerdem kommt der Tunnel auch sehr tief zu liegen und die Zufahrt für Eisenbahn und anderes Fuhrwerk wird dadurch erschwert.

In neuester Zeit legen daher die Amerikaner ihre Tunnelrohre mit Vorliebe in den weichen Schlamm des Flußgrundes. Die moderne Technik ist ja mit Hilfe des hydraulischen Druckschildverfahrens heute so weit gekommen, daß man ein Tunnelrohr sogar in das offene Wasser hineinbauen konnte, ohne daß durch das Tunnelrohrende, an dem gebaut wird, Wasser hineinläuft. So geht denn auch der Vortrieb des Tunnelrohres durch den Flußschlamm beinahe mit Windeseile vor sich, andererseits aber liegt das Rohr nur im weichen Schlamm,

und man muß daher mit der Möglichkeit rechnen, daß es sich etwa unter dem Gewichte eines durchfahrenden Eisenbahnzuges übel krümmt und knickt.

Um nun dem vorzubeugen, senkt man in Abständen von einigen zehn bis zwanzig Metern aus dem Tunnelrohr hinaus schwere Betonpfeiler durch die Schlickschicht hindurch in die Tiefe, bis die Pfeiler auf massivem Fels aufsitzen. Auf diese Weise haben wir also tatsächlich eine Tunnelbrücke in der Tiefe, das heißt eine Reihe von Brückenpfeilern, welche, ebenso wie etwa die Pfeiler einer Luftbrücke, auf dem guten Baugrund des Flußbettes aufsitzen und bis in die Schlickschicht des Flußgrundes ragen, woselbst sie nun eine Brückenbahn in Form einer luftdicht geschlossenen Tunnelröhre tragen.

Diese Neuheit, gewissermaßen ein Zwischending zwischen Luftbrücke und Gebirgstunnel, ist sehr bemerkenswert. Sie ist billiger als jede der beiden anderen Konstruktionen, und wenn jemals eines der beiden vielbesungenen Zukunftsprojekte, nämlich der Tunnel durch den Kanal zwischen England und Frankreich oder derjenige zwischen Gibraltar und Ceuta zur Ausführung kommen wird, so dürften es in jedem Falle Tunnelbrücken sein, die man hier wählt. Vielleicht auch benutzt die vorgeschrittene Technik kommender Tage die Tunnelbrücke sogar für die große Zukunftsbahn Kapstadt-Europa zwischen der Südspitze Siziliens und Nordafrika, um das Mittelmeer zu unterfahren und Umwege zu sparen.

Das aber sind Ausblicke in eine ferner liegende Zukunft, und heute wollen wir von der Gegenwart sprechen. Gegenwart fand sich auf der letzten Internationalen Automobilausstellung. Dort war der augenscheinliche Beweis erbracht, daß wir gegenwärtig über mechanische Fahrzeuge, über Automobile verfügen, die in Anschaffung und Betrieb billiger sind als pferdebespanntes Fuhrwerk und in schweren Ausführungen an Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit den Kurierzug übertreffen. Das große Gebiet der Kraftwagen, wie wir es hier in etwa 300 Ausstellungsständen vorgeführt sahen, läßt sich in drei Gruppen teilen, nämlich in die Benzinwagen, die durch Explosionsmotoren bewegt werden, in Dampfwagen, die durch eine Dampfmaschine bewegt werden, und in Elektromobilen, deren Triebkraft die Elektrizität ist. Es muß zunächst bemerkt werden, daß sowohl Dampfwagen wie Elektromobilen, die eigentlich nach den Erfahrungen früherer Jahre ihre Rolle ausgespielt zu haben schienen, in diesem Jahre wieder in großer Anzahl auf der Ausstellung vertreten waren.

Der Benzinwagen selbst ist heute zu einer außerordentlich hohen Entwicklungsstufe gelangt. Er hat die meisten Kinderkrankheiten überwunden. Dazu sind in erster Linie die sogenannten dämonischen Erscheinungen, das Fauchen, Zischen, Puffen und last not least das Stinken zu rechnen. Bekanntlich machte auch die erste Lokomotive einen ganz enormen Spektakel und jagte mit ihren zwanzig lumpigen Pferdestärken Vieh und Menschen Entsetzen ein, während die modernen Maschinen mit 2000 Pferdestärken eher majestätisch wirken. Ebenso arbeitet ein moderner vierzylindriger Motorwagen mit 50 oder 60 Pferdestärken beinahe imposant, und man vernimmt nicht mehr einen häßlich knatternden Auspuff, sondern nur noch ein leises Hauchen der arbeitenden Zylinder. Dafür ist die Betriebssicherheit dieser Fahrzeuge derart gesteigert, daß die fortwährenden Betriebsstockungen, die noch vor wenigen Jahren für den Benzinwagen als typisch gelten konnten, heut zu den Ausnahmen gehören.

Was die Geschwindigkeit anbelangt, so halten die hundertpferdigen Rennwagen gegenwärtig mit etwa 160 km pro Stunde den Rekord. Das sind

natürlich Ungetüme, die für Tourenzwecke gar nicht in Betracht kommen und deren Bau die Fabrik selbst etwa 50—100 000 Mark kostet.

Daneben war auf der diesmaligen Ausstellung aber auch der billige Gebrauchswagen in zahlreichen Ausführungen vertreten. Hier ist es bemerkenswert, daß völlig betriebssichere Wagen, welche reichlich dasselbe leisten wie ein zweipferdebespanntes Fuhrwerk, bereits in Preislagen von vier- bis fünftausend Mark zu haben sind, während für zehntausend Mark bereits recht starke vierzylindrige Wagen ausgestellt waren. Nun ist ja keineswegs zu leugnen, daß auch drei- bis viertausend Mark noch eine recht hübsche Summe Geldes bedeuten, und für das reine Vergnügen werden die allerwenigsten diesen Betrag aufwenden. Alle diejenigen aber, welche ohnedies Fuhrwerk gebrauchen, und außerdem die Angehörigen des besser situierten Mittelstandes können heut ernstlich die Beschaffung eines Automobils ins Auge fassen, die noch vor kurzem als ein unerhörter und nur den Reichsten des Landes zugänglicher Luxus galt.

Um ein schwaches Bild von dem Umfange zu geben, in welchem weitere Kreise sich dem billigen Gebrauchswagen zuwenden, sei nur erwähnt, daß einzelne dieser Modelle allein während der vierzehn Tage währenden Ausstellung beinahe neunzigmal verkauft wurden.

Eine Rolle für sich spielte auch auf dieser Ausstellung wieder das Motorzweirad. Dieses Fahrzeug, das man wohl ein wenig spöttisch das Automobil des kleinen Mannes genannt hat, war in Hunderten von Exemplaren vertreten und zeigte in ein- und mehrzylindrigen Ausführungen eine Reihe wertvoller und wichtiger Neuerungen. Bei der Preislage von 6—700 Mark ist es begreiflich, daß viele die Beschaffung einer solchen Maschine der Sommerreise vorziehen, um damit im nächsten Sommer desto schönere Reisen zu machen.

H. Dominik.



Moment-Poesie.

Sehnsucht nach tieferen Klängen und weiteren Fernen, nach bedeutungsvollerem Schauen und schicksalsstärkeren Gesichten geht durch unsere Dichtung. Mehr Sehnsucht aber als Erfüllung spricht.

Auch G e r h a r t H a u p t m a n n, der scheinbar mit klammernden Organen an Alltag und Gegenwart hängt, hat jene heimliche Liebe zu den dichterischen Reichen, von denen Hofmannsthal einmal sagt:

Der Dichter hat wo anders seinen Weg
— — — — — — — — — — — — —
Wo seine Seele wie ein Kind verstellt
Ein Dasein hat von keiner sichern Frist
In Adlersluft und abgestorbner Ruh'.
Dort streut er ihr die Schatten und die Scheine
Der Erdendinge hin und Edelsteine . . .



Es lockt ihn, aus der Zufälligkeit der Erscheinungen in Schicksalskreise hinabzutauchen, wo Seele und Gefühl sich rückhaltlos entschleiert, wo man die Menschen nicht in der Verrichtung ihrer bürgerlichen Existenz sieht, sondern in den gesteigerten Momenten, da ihr verborgenstes Wesen gleichsam materialisiert aus den Hüllen und verbergenden Schleiern der gewohnten Erscheinung heraustritt. Die Menschen in der Atmosphäre ihres Schicksals zeigen, nennt das Maeterlinck, und diese Maeterlincksche Zwischenwelt, in der die menschlichen, schicksalschaffenden Affekte körperlich-suggestive Manifestation erlangen, scheint für Hauptmann eine geheimnisvolle Lockung zu haben: „Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab . . .“

Von solchen Regungen hat man deutliche Kunde erhalten durch Szenen, die Hauptmann für sich schrieb, in denen er Erregungsmomente leidenschaftlich gespannter Seelen in Worte ballte und mit visionärem Dämmerlicht übergoß, und die jetzt unter dem Titel „Elga“ auf die Bühne gebracht worden sind. Um es gleich zu sagen, die künstlerische Bedeutung dieser Szenenreihe, die auf der Grillparzerschen Erzählung „Das Kloster bei Sendomir“ beruht und die gleichsam dramatische Schattenbilder zu einer Novelle gibt, darf nicht, wie übereifrige Propheten tun, überschätzt werden. Sie ist ein interessanter Versuch in einer besonderen Tonart, aber sicher keine geniale, hinreißende Vollendung.

Die Novelle Grillparzers ist eine Rahmenerzählung. Ritter kehren spät in ein Kloster ein, sie plaudern beim Trunk, ein Mönch tritt in das Gemach, den Kamin zu heizen. Halb unfreiwillig läßt er sich in das Gespräch ziehen und wie unter einem Zwange gehorcht er schließlich der Bitte und berichtet von der Gründung dieses Klosters. Eine Sühnegründung ist's, und düsteres Geschehen hat diesen Ort gezeichnet. Halb sagenhaft klingend, halb voll grauenvoller Nähe und Wirklichkeit ist die Geschichte, und deutlich steigt es allmählich auf, daß dieser Mönch sein eigenes Leben hier entrollt, daß er selbst jener Graf Starschenski war, der finster, vergrübelt durch das Leben ging, plötzlich durch nie erhoffte Frauenliebe, durch die lebenstrahlende Elga ein Glücklicher, Sonnenheller wurde, und der aus den Höhen in die tiefsten Tiefen durch ihre Untreue stürzte, in Mord und Gewalttat sich verstrickte und nun in diesem Kloster Ruhe und Frieden sucht.

Die Rahmentechnik behielt auch das Drama bei. Nur daß, was bei Grillparzer erzählt wurde, hier sich als eine Reihe von Bildern darstellt, als eine Folge von Traumgesichten, die dem deutschen Ritter bei seiner Nachteinkehr im Sendomirer Kloster erscheinen. Eine Verknüpfung von Traum und Wirklichkeit der Nacht wird durch das wirksame Stimmungsmittel erreicht, immer dann, wenn eine Szene ausgeschöpft ist und hinter der schwarzen Gardine versinkt, den Nocturnus, den Totenmessen-Gesang, ertönen zu lassen. Als ob der Traum stockt, ist es, und Vergangenheit und Gegenwart der schauerlichen Stätte fließen in diesen Bildern und diesen Klängen zusammen.

In den Bildern wird nun keine Schicksalsentwicklung gegeben, keine seelische Analyse; es wird nicht das Entstehen und Wachsen verhängnisvollen Geschehens auf dem Boden der Charaktere gezeigt. Hauptmann stellt hier nur die Höhepunkte, die „fruchtbaren Momente“ der hier wirksamen Seelenphasen dar: losgelöste, restlose Kristallisierung menschlicher Affekte vom höchsten Jubel bis zur grellen Verzweiflung.

Man denkt bei dieser Reihe, deren Glieder äußerlich scheinbar unverbunden nebeneinander stehen, an die sehr verwandte Art der Volkslieder. Ein

Geheimnis seines phantasieerregenden Fluidums liegt auch darin, daß die Strophen sprunghaft von einer bedeutungsschweren Situation zur andern wechseln, ohne verbindende, erklärende Übergänge. Und diese Wandel-Situationen sind mit solcher atmosphärischen Spannkraft geladen, daß der Hörer, den Atem anhaltend, von einer zur andern mitgerissen wird und die schauer-umwehte Gegenwart spürt.

Ähnlicher Bann hat sich auch hier kräftig erwiesen und einen wenn auch nicht nachhaltigen, so doch momentan packenden Eindruck geschaffen.

Seelische Klimate tun sich auf voll Glück und Wonne; voll Zweifel und Bängnis; voll Vernichtungswut und Zerstörungssturm. Und die Wetterzeichen solch innerer Vorgänge stellen sich in Bildern dar.

Sie sind zunächst durchaus übereinstimmende Illustrationen zum Grillparzer-Text, und für den Kenner der Novelle erscheinen sie dem Stoff nach auffallend unoriginell.

Übernommen ward die Charakteristik des Grafen Starschenski und seines Weibes Elga. Hinzu tat Hauptmann die Gestalt der alten Mutter Marina, die als Unheilsahnerin vordeutende Schatten wirft.

In der Person des Grafen Starschenski soll eine jener maßlosen Naturen gezeichnet werden, die von jedem Gefühl ganz gepackt und, wenn es überstark ist, verbraucht, verbrannt werden. Durch diese Veranlagung wird er zur Personifikation der Affekte, die hier in die Erscheinung treten. Maßlos ist dieses Mannes Glück an dem Weibe, das er sich gewann und dessen Besitz ihm Ungeahntes erschlossen. In einer symbolischen Situation geht das auf. Eine lachende Morgenstunde, durch das breite Fenster schimmern in Frühlingsfarben Wald und Feld, und ein Glücklicher spricht von einer Vergangenheit, da er blind und taub, schwer und verhängt durch seines Lebens dunklen Engpaß schritt, und jetzt grüßen ihn die Blumen, die Stimmen der Vögel sind ihm vertraut, in großem hellen Liebeseinklang mit der Natur schwingt jetzt sein Wesen: Sieh, es lacht die Aue. Man fühlt, wenn dieser Trunkene dieses Element, auf dessen rosenbestreuten Schimmerwogen er selbstvergessen schwimmt, als trügerisch erkennt, dann muß er haltlos versinken.

Vorzeichen davon huschen wie schneller, kaum merkbarer dunkler Flügelschlag über die sonnige Szene. Auch dabei halfen Grillparzer-Motive. Mahnungen aus der Vergangenheit Elgas, die in die Zukunft weisen, tauchen auf. Der Graf hat sein Weib in Warschau aus dem Elend aufgelesen, am verwahrlosten Lager ihres sterbenden Vaters, des heruntergekommenen, in politische Intrigen verwickelten Starosten von Laschek. Die Lascheks sind ein leichtsinniges Geschlecht, zügellose, frevelnde Lebenstaumler. Und Elga ist von ihrem Blut und sie hängt mit den Ihrigen, ihren wilden Brüdern, die Starschenski aussaugen, und einem geheimnisvollen Vetter Oginski, den sie allzu absichtlich verleugnet, offenbar zusammen.

Die nächsten Bilder spielen im Netz des Argwohns; wie ein gehetztes Wild verfängt sich der Graf in dem jäh ihn umstrickenden Zweifel. Noch einmal scheint er sich herauszuretten, doch nur tückische Schicksalslaune trieb sein Spiel mit ihm und ließ ihn, wonach er mit aller Macht ringt, an Elga wieder glauben, um ihn dann durch eine noch schwerere Enthüllung zu treffen.

Und wiederum hat Grillparzer diese beiden Stadien vorgezeichnet und die Themen angeschlagen für die beiden Bilder, durch die sie dargestellt werden. Für die Szene in Elgas Toilettezimmer, als Oginski, der zur Nacht sich hier

eingeschlichen, aus dem Fenster flieht und der Graf, durch den Verwalter mißtrauisch gemacht, hereinstürmt, aber durch die schlagfertige List und Geistesgegenwart des Weibes entwaffnet wird. Und für die Folgeszene, als Starschenski am nächsten Morgen, von zorniger Seelenqual und peinigender Leidenschaft zerrissen, sich noch einmal von Elga einlullen läßt, aber dann um so fürchterlicher aufgerüttelt wird, als er im Schatzkästlein seiner Frau, das unter den spielenden Händen seines Kindes bunten Inhalt verstreut, ein Porträt jenes Oginski findet und entsetzt die Ähnlichkeit zwischen diesem und seinem Kinde entdeckt. Was sich von nun an in dieser katastrophischen Luft begibt, ist Hauptmanns Eigenes. Er hat die seelische Atmosphäre der Situationen, die jetzt folgen, gesteigert. Bei Grillparzer läßt Starschenski Jagd machen auf den Nebenbuhler, ihn einfangen und in Ketten legen. Er schleppt dann sein Weib nachts in das Turmgemach und bringt die beiden Schuldigen gegenüber. Oginski hat schon vorher den verbrecherischen Verkehr eingestanden. Ihm werden nun die Fesseln gelöst, der Graf will mit ihm fechten, aber der Feige benutzt einen günstigen Augenblick und springt aus dem Fenster. Die Abrechnung zwischen den Gatten erfolgt nun so, daß der Graf Elga auf eine furchtbare Probe stellt. Sie soll das Kind töten. Und als sie dazu bereit ist und er ihres Herzens Fühllosigkeit erkennt, stößt er sie nieder.

Diese Konturen waren nicht geeignet, dramatisch ausgefüllt zu werden. Der krasse Effekt mit dem Kinde paßt mehr für elisabethanische Blutdramatiker als für unsere Bühne. Er würde heute auch vielleicht eher künstlerisch grob als grausig wirken. Und dann ist das Unbedingte, Unabwendbare jener Szene zwar voll äußerer Wirkung, aber es gibt doch aus der Konstellation dieser drei Menschen noch tiefere Wirkungen zu ziehen. Hauptmann fühlte das, und er folgte, bewußt oder unbewußt, der dramaturgischen Wahrheit, daß die seelische Spannung größer vor dem Sturm in den drohenden, schwülen Ungewißheiten ist, als in den Augenblicken, da die Katastrophe wirklich hereinbricht. Ihm gelang dabei eine tiefe Szene voll Untergangsstimmung. Am Abgrund des Lebens spielt sie. In der düsteren Halle sitzen am Tisch zwei Männer und ein Weib. Starschenski hat den Mann, den er haßt, zu Gast geladen. Immer noch möchte er zweifeln, nun will er ihn versuchen. Und sie alle ahnen, wie das Verderben über ihnen hängt. Seltsam doppeldeutige Reden gehen zwischen ihnen. Grelle Laune voll wüster, grausamer Selbstverhöhnung gellt aus Starschenskis Munde; finstere Gefaßtheit liegt über Oginskis bleichen Zügen und seinem schmalen Mund. Als ein Verlorener sitzt er hier, er mußte kommen, er konnte nicht anders, Schicksalszwang trieb ihn, und jetzt weiß er, daß der Tod dicht hinter ihm steht. Und wie in einem irren Vernichtungsrausche nimmt er des anderen versucherische Worte auf und stimmt ein in jene Vision des nackten über Schädel tanzenden Weibes, dessen Leib wie Elgas Leib, dessen Augen wie Elgas Augen. Mit ihren Worten versengen sie einander. Und zwischen beiden sitzt das Weib, grausengeschüttelt, mit irrem Lachen auf den zitternden Lippen. Eines ist hier voll feinen Gefühls, daß in diesem Moment über die zwei Männer gleichsam das Bewußtsein einer dumpfen Schicksalsgemeinschaft kommt, trotz gegenseitigen Hassens ein Zugehörigkeitsbewußtsein, angesichts des Dämons, dem sie beide verfallen und der sie beide zugrunde richtet.

Hier ist Hauptmann die Verdichtung einer verhängnisdumpfen Atmosphäre voll gelungen. Was danach kommt, ist nur ein gewisser äußerer Aus-

klang. Seine Szenerie ist, wie bei Grillparzer, jenes Turmgemach, in dem sich das sündige Paar sonst getroffen und das jetzt seine Richtstätte wird. Aber der Vorgang vollzieht sich anders als bei dem Vorbild. Oginski liegt hier erdrosselt hinter den Gardinen des Bettes, vor dem der greise Verwalter mit blankem Schwerte Wache hält. Und das Ganze hat nicht den Abschluß rachedurstiger Erfüllung. Starschenski versucht vielmehr noch einmal, Elga zu gewinnen. Sie aber stößt ihn zurück: Ich hasse dich, ich speie dich an . . .

Damit verklingt der Traum und der Rahmen schließt sich mit der kurzen Endszene, in der der deutsche Ritter an der gleichen Stelle von schwerem Alpdruck erwacht und sich eilig, wie gehetzt, zum Aufbruch rüstet.

Die erste Veröffentlichung der Elga nannte diese Dichtung selbst einen Entwurf. Äußerlich auf der Bühne wirkt sie aber durchaus geschlossen. Das Fragmentarische bei ihr liegt innerlich. Die künstlerische Absicht ist, wie schon gesagt wurde, Schicksalsstimmungen in Maeterlinckscher Weise durch Bilder von dekorativer Symbolik zu verdichten. Das erfüllt sich in jener Szene zu dreien. Aber sonst ist diese Verdichtungskraft, diese atmosphärische Magie nicht stark genug, uns über den Mangel des Dramatisch-Psychologischen hinwegzutäuschen oder ihn durch eine zwingende Suggestion zu ersetzen. Wir empfinden diese Charakteristiken hier nur als Bruchstücke. Individualisiert ward eigentlich allein Starschenski, und zwar genau nach Grillparzers Rezept. Dazu gemischt scheint etwas vom Kolorit des finsteren Goland aus Maeterlincks „Pelleas und Melisande", der auch in Nebeln ging und dann die eine Sonne zu lieb hatte und mit bitterster Wißbegier sein Unheil ganz erfahren wollte. Elga ist hier kaum sehr eigen angesehn, sie ist hier eigentlich mehr ein Begriff: das Weib, die Sünde, Eva, Lilith, Lulu, die mit dem Verderben spielen muß, und ginge es an ihren Hals. Es gibt in der Literatur genialere Exemplare dieser Rasse.

Offenbarer Mißgriff waltete bei der Skizzierung Oginskis. Er dient hier nur als Werkzeug der Unheilshandlung und hat keine ausgeprägte eigene Existenz. Die Züge, die ihm Hauptmann äußerlich anhängt, sind nicht gut gewählt. Oginski erscheint hier ebenso schwersinnig, grüblerisch wie der Graf Starschenski, ja er ist eigentlich noch bedrückter als dieser. Und es hat wenig Überzeugendes, daß sich die lebensheiße Elga, die einen fortreißenden Sturmgefährten braucht, von ihrem schwerblütigen Gatten zu einem noch schwerblütigeren Ritter von der traurigen Gestalt wenden sollte.

Hier stimmt nicht alles, und die Beziehungen dieser drei Menschen sind im Gesamtzusammenhang etwas flach angesehen. Wenn man sich das klar macht, und sich dabei erinnert, wie jene Szene vor der Katastrophe doch voll dumpfer Gewalt auf der Bühne wirkte, so erkennt man das Wesen dieser Dichtung als eine Art Moment-Poesie. Sie berührt in jähem Kontakt die Nerven, hat aber keine fortwirkende Kraft, und wird der Strom unterbrochen, so schwingt nichts nach.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Roseggers Nachwort zu seinem Jesubuche.

Türmerleser wird es besonders anregen, was Meister Rosegger selbst über das Buch denkt, das ihnen zuerst als „Leben, die frohe Botschaft eines armen Sünders“ vorgeführt wurde und nun in Buchausgabe (bei L. Staackmann in Leipzig) die Schwelle des 20. Tausends überschritten hat. In der letzten Auflage, wie auch in seinem „Heimgarten“ setzt sich Rosegger mit seinen Lesern in einer Weise auseinander, die sicher die beabsichtigte wohltätige Wirkung nicht verfehlen und manches Mißverständnis aufklären wird. Denn es hat, wie der „Türmer“ bezeugen kann, auch nicht an solchen gefehlt, die bei einigem ruhigen Nachdenken und gutem Willen zu vermeiden waren.

„... Die Jesugestalt dieses Buches, ist sie die des Konrad Ferleitner oder die des Peter Rosegger? Lieber Leser, sie ist die beider, denn diese beiden sind einer. Die Rahmenerzählung von dem armen Sünder ist sinnbildlich gemeint — alldieweilen wir alle zum Tode verurteilte arme Sünder sind und besonders der Verfasser sich zu seiner Beruhigung den Heiland erwecken wollte, der ihn tröstet und selig macht ... Es sollte nichts anderes sein, als ein religiöses Gedicht, ein einfältiges Bekenntnis, wie in mir das Jesubild lebt. Vielleicht schriebe ich es zu einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen anders. Meine Schrift sollte auch so gar nicht aufdringlich sein. Ich möchte alle, die mit ihrem Heilande schon im reinen sind, bitten, nicht nach meinem Buche zu greifen. Wem jedoch die Heilandgestalt noch fremd ist, der dürfte ihr vielleicht durch dieses Buch näherkommen.

„Jesus sprach nicht hochtrabend und nicht gelehrt, er sprach so, wie er von der Menge verstanden werden kann. Er stieg zu den Leuten herab. Die Apostel redeten die Sprache der Völker, zu denen sie kamen. Da wird eine Jesusgeschichte aus dem Volk und für das Volk nicht das theologische Pathos haben dürfen, sondern in einfacher, zeitgemäßer Sprache gehalten sein müssen und manchmal sogar ein wenig Bauernhumor vertragen können. Mutet die erhabene Gestalt auch schlicht und menschlich an, göttlich ist sie doch; es ist die trautsame Gottmenschgestalt, die seit achtzehnhundert Jahren außer wie in der Kirche Millionen von Menschen selig gemacht hat, die seit jeher besonders die Dichter und Künstler beschäftigt hat, da sie sie darstellten, wie sie in ihnen war. Keinen schematischen Jesus, sondern einen lebendigen. Was so viele selbst im strengen dogmatischen Mittelalter getan haben in aller Welt, das habe auch ich versucht. Nachgegrübelt habe ich wenig, das macht kalt und hochmütig. Wie es mir frommte, so habe ich's verstanden. Ich weiß, daß manches ganz anders erklärbar ist und daß von Dogmatikern mein Buch abgetan werden wird, vielleicht gar erbarmungslos und schmachvoll. Nur auf schlichte, fromme Leser baue ich ...

„Dem Buche ist nachgesagt worden, daß es die Wunder Jesu ‚rationalistisch‘ erkläre. Aber es erklärt sie doch gar nicht, es erzählt sie bloß nach der Auffassung einfältiger Menschen, die darüber nicht immer einig waren, sie aber

auch nicht kritisierten. Jesus wirkte, wie die Evangelisten berichten, die Wunder hauptsächlich deshalb, daß man an ihn glaube. Wer heute auch ohne Wunder an ihn glaubt, für den sind sie überflüssig. Ich für mein Teil ließ die Wunder lieber im Hintergrunde stehen, damit das Wunder um so größer hervortrete.

„Mir unerklärlich ist das Mißverständnis mancher Kritiker, daß ‚Magdalena in sinnlicher Liebe nach Jesu schmachtet'. Das Gegenteil steht im Buch, nämlich, daß die Gegner das aufbringen wollten. Magdalena liebt Jesum, wie ihn eben alle Jünger lieben. Oder wäre die Szene mißverstanden worden, wo Magdalena ihm die Füße wäscht und mit ihrem Haare trocknet? Solchen ‚Mißverstehern' wüßte ich wahrlich nichts Besseres zu sagen, als was in dem Buch auf Seite 202 steht.

„Das Mittelalter hat seinen Heiland mit derber Frömmigkeit angefaßt. Die heutige Frömmigkeit hingegen ist so subtil geworden, daß mancher sagt, die Jesusgestalt müsse man in ihrer erhabenen Einsamkeit lassen und sie nicht in die Dichtung und nicht ins Leben herabziehen. Ich aber meine, weil Gottes Sohn einmal Mensch geworden ist, so müßten wir ihn auch als Menschen lieben dürfen, umarmen und ans Herz drücken können und so weit als möglich eins mit ihm werden. Die Menschheit sehnt sich jetzt mehr als je nach einem Heiland, aber einem, den sie fassen kann. Als Gott ist Jesus ja das höchste Bild aller Vollkommenheit, aber dieses Ideal kann der Mensch nie erreichen. Und er versucht es auch gar nicht. Ist dem Menschen zu viel aufgeladen, so wird er kopfscheu. Es wäre freilich bequemer, einen Zentner bewundernd einfach liegen zu lassen, als fünfzig Pfunde zu versuchen auf sich zu nehmen. Aber anstatt das höchste Anbild tatlos anzustaunen, ist es besser, nach derselben Richtung hin ein etwas weniger hochgestecktes Ziel praktisch zu erreichen. Darum habe ich gleichsam für den praktischen Gebrauch manches der Herrenworte ein wenig gemildert, wie Jesus es ja gelegentlich selbst getan hat, wenn er es mit Sündern zu tun hatte, die er so liebreich zu sich erhob. Mehr als die Askese pries ich die christliche Lebensenergie, mehr als die Gottesfurcht die Gottesfreude. Daß ich mich bei allem weniger an die spitzfindigen Auslegungen der Gelehrten als an die naheliegende Auffassung hielt, liegt in der Natur der Sache. Wer Biblisches erzählt, sagt Stephanus in seiner Verteidigungsrede, der soll keine Gelehrsamkeit auskramen, sondern es so wiedergeben, daß es heute und für heute etwas sagt.

„Leute, die an altgewohnter Satzform, den trautgewordenem Wortklange hängen, besonders die Geistlichen und Bibelfreunde, empfinden es in diesem Buche unangenehm, daß mancher Bibelausdruck geändert, mancher Vers und Satz umschrieben wurde. Von der Form sich nicht trennen können, ist im Christentum das Bedenklichste, und ich selbst leide sehr an dieser Schwäche. Aber gerade das unbedingte Hängen an dem Buchstaben (der nebenbei bemerkt ja doch nicht die Originalschrift, sondern eine stellenweise vielfach umstrittene Übertragung ist) hat seine besondere Gefahr; der Wortklang genügt uns, man denkt kaum weiter nach über den Sinn. Da sind denn neue Wörter und Satzformen gut, über die man stolpern muß. Beim Stolpern schaut man näher hin und fragt: Was liegt denn da? Und sieht es an und denkt darüber nach ...

„Ferner ist bei einigen meiner priesterlichen Leser das Bedenken geäußert worden, ich hätte die Dogmen von der Gnade und dem Erlösungstode nicht klar genug in den Vordergrund gestellt. Nun — mir war das Evangelium

immer eine frohe Botschaft, die im Worte Gottes liegt. Ihre Heilkraft habe ich erprobt. Wo ich, soweit es dem entsetzlich schwachen Menschen möglich, nach dem Worte Jesu lebte, war ich im Frieden, in Freude und Glückseligkeit, auch wenn es Drangsal gab. Wo ich leichtsinnig oder in Leidenschaft von der Lehre abwich, mich gegen dieselbe verstockte, begann Unrast und inneres Elend. So wissen es viele, und das ist Erfahrung. Die Heilkraft des Kreuztodes Jesu liegt für mich bewußt in der Besiegelung seines Wortes mit dem Tode und in der Gewißheit seines Fortlebens nach demselben. Aber ich glaube, diese Heilkraft kann erst wirksam werden durch möglichste Befolgung des Wortes, wenigstens durch den ernstlichen Willen, es zu befolgen. Deshalb liegt mir die Göttlichkeit Jesu in seinem Worte wie in seinem Wesen. Jesus ist mir in Lehre und Vorbild Erlöser, aber nur, wenn ich mich erlösen lasse, seiner Gnade teilhaftig werden will. Was eben diese Gnade anbelangt, so sollte das wiederholte innige Gebet des armen Sünders Ferleitner um Gnade nicht übersehen werden. Ja, mein Leser, ich glaube an das Heil und an die Gnade. Selbst ohne kirchliches Dogma stünde mir die Göttlichkeit Jesu Christi unwandelbar fest...

„Nie habe ich meine Unzulänglichkeit so schwer empfunden als bei dieser Schrift. Trostlos groß ist der Abstand zwischen dem, was ich darstellen wollte und was ich darzustellen vermochte. ‚Die lahmen Fittiche der Seele schlagen matt an seine ehernen Himmel.' Und doch ist mir dabei wohl geworden. Was da versucht wurde zu gestalten, es ist der Kern meiner Freude, meines Lebensmutes und meiner Kraft. So gering auch diese sei. — Schon von meiner Natur gezwungen, alles, was in mir ist, herauszusagen, herauszuschreiben, kam dazu noch der Gedanke: Vielleicht kann das, was dich froh macht, auch andere froh machen. Und so ist dieses Jesubuch entstanden.

„Vielleicht könnte es solchen, die das Evangelium suchen und schwer finden, ein Wegweiser sein. Wenn dieser Wegweiser im großen und ganzen nach dem Christentume hinlenkt, dann dürfte man doch vielleicht mit den zahlreichen Fehlern und Unzulänglichkeiten jene Nachsicht haben, die man jedem Buche schenkt, das voller Innigkeit dem erhabensten aller Gegenstände sich zugewendet hat."

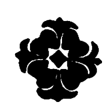


Gewaschene Luft.

Wie gut würde es die Menschheit, auch die minder bemittelte haben, wenn unsere sozialpolitische Entwicklung und Einsicht mit den technischen Errungenschaften auch nur annähernd gleichen Schritt gehalten hätte. Das große Kapitel verdient eine ausführlichere Würdigung, die für ein anderes Mal aufgespart bleibe. Heute greifen wir nur ein von der Technik gelöstes Problem heraus, das aber in der Praxis mit wenigen Ausnahmen noch immer Problem ist. Wie man nämlich Luft in natürlicher Reinheit in die Lungen auch jener bringen könnte, welche ihre tägliche Arbeit in der stickigen Atmosphäre großer Fabrikstädte und Geschäftshäuser zu verrichten haben. Dieses Problem ist,

wie die „Technische Rundschau" berichtet, schon oft in mehr oder weniger vollkommener Weise gelöst worden. Nach der englischen Zeitschrift „The Ironmonger" soll der Direktor der Stahlfirma Ibbotson Brothers & Co., den Inhabern der Globe Works in Sheffield, mit einem von ihm konstruierten Reinigungsapparat gute Erfolge erzielt haben. Anstatt die Luft zu filtrieren, reinigt J. Talbot die Luft mittels Wasser von ihren unreinen und giftigen Bestandteilen, und das Personal der Globe-Werke kann beinahe dieselbe Luft einatmen wie die Bewohner des Landes. Das System ist einfach und auch nicht kostspielig, wo man Kraft zur Verfügung hat.

Bevor die Luft in das Haus eintritt, wird sie mit Wasser gewaschen und im Sommer gleichzeitig gekühlt, was nicht zu unterschätzen ist. Die Luft gelangt durch ein Holzrohr von etwa 7 Meter Höhe, welches oben mit einem feinmaschigen Netz abgedeckt ist, in den Reiniger. An dem Umfange eines Ventilators in diesem sind drei weitmaschige Kupfernetze angebracht. Das außerhalb des Apparates durch einen Hahn regulierbare Wasser fließt direkt auf die Ventilatorflügel und wird beim Umlaufen des Ventilators gegen die Drahtnetze geworfen und fein zerstäubt, so daß es gut mit der angesaugten Luft gemischt wird. Der Beweis, wie wirksam die Einrichtung ist, war daraus ersichtlich, daß aus dem unten schwarz abfließenden Wasser Hände voll Schlamm entfernt werden konnten. Diese Tatsache muß geradezu beunruhigend wirken, wenn man bedenkt, daß so viel unreine Stoffe in die Lungen der Stadtbewohner gelangen. Eine Analyse des aufgefangenen Niederschlages zeigt, daß er aus 40 Proz. erdiger und 30 Proz. kohliger Bestandteile, 23 Proz. kieselerdiger Beimengungen und 7 Proz. Eisen besteht. Bei der chemischen Untersuchung des Wassers fand man, daß es 1 Proz. seines Volumens Schwefeldioxyd SO_2 absorbiert. Da der Reiniger täglich 520 Liter Wasser verbraucht, so werden also pro Tag 36 Liter dieses giftigen Gases aus der in die Gebäude und Werkstätten eintretenden Luft abgesondert. In den Globe-Werken dient ein einfacher Heizapparat zum Anwärmen der Luft. Die ganze Luftmenge des Raumes beträgt etwa 900 Kubikmeter, welche alle zehn Minuten erneuert werden. Durch den Ventilatar gehen also etwa 90 Kubikmeter Luft pro Minute, und nur etwas über ein Liter Wasser ist notwendig, um diese Menge zu reinigen. Die geringen Ausgaben machen sich demnach reichlich bezahlt.



Moderne Legenden.

Wie sich auch heutzutage die Phantasie ihr Recht nicht nehmen läßt und, allen mittelalterlichen Spukgeschichten zum Trotz, im Zeitalter des Telegraphen und der Röntgenstrahlen geheimnisvolle Schleier um Dinge und Menschen webt, darüber verbreitet sich „Tobias" in der „Welt am Montag". Er knüpft an die Ermordung des russischen Ministers Plehwe an. Der Mörder, hieß es, ist zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Der Mörder? Bald nach der Untat hatte sich doch das Gerücht verbreitet, Plehwes Mörder sei

aus der Untersuchungshaft entflohen. Natürlich ist von offizieller Seite dem Gerücht widersprochen worden. Aber wenig nachdrücklich... Zum mindesten bleibt es also höchst ungewiß, ob das Gericht den wirklichen Täter getroffen hat, und schon hat sich um diesen eine ganze Legende gesponnen. Wenige Tage nach seiner Verurteilung, so heißt es, sei der Mörder Plehwes in Zürich und in Genf gewesen, und jetzt sei er in London. Wo ist die Wahrheit?... Es ist wohl möglich, daß der Verurteilte nur ein Strohmann war. Jedenfalls glaubt es das russische Volk...

Auch Deutschland hat seine modernen Legenden. Die harmloseste ist es noch, daß die Weimaraner nächtlicherweile den alten Goethe in Begleitung eines holden Mädchens in seinem Garten spazieren gehen sahen. Romantischer ist eine andere, deren erste Kunde ich sommers auf einer Fahrt in der vierten Klasse erhielt. Arbeiter sprachen miteinander über den Kanonenkönig Krupp. Einer erzählte: „In Rom hat jemand ihn gesehen.“ Auf meine verwunderte Frage berichteten alle vier einstimmig: „Krupp ist doch nicht tot.“ Sie waren ordentlich beleidigt, als ich sie auslachte. Jüngst schrieb irgend ein Leser: „Im Rheinland glauben viele Leute nicht an Krupps Tod. Nur zwei Menschen waren in dem Raum, wo er gestorben sein soll. Seine Leiche hat kein anderer gesehen. Krupp ist nicht tot. Aber er mußte aus der Öffentlichkeit verschwinden. Nun lebt er irgendwo im Ausland verschwiegen unter einem anderen Namen.“ Haben wir hier nicht die wunderbarste Legende? Es ist wohl denkbar, daß sie in ein paar hundert Jahren noch mehr Farbe, noch mehr Gehalt bekommt, und daß man sich die Geschichte erzählt, wie wir uns etwa die Geschichte vom falschen Waldemar erzählen.

So ist die moderne Zeit trotz Presse, Telegraph, Totenschau und polizeilicher Anmeldung nicht der Romantik bar. Noch heute glaubt der einfache Mann nur das, was er sieht. Und über das, was er nicht zu sehen bekommt, bildet er sich seine eigene krause Meinung. Ganz so wie damals, als eine Nachricht Monate brauchte, um von Land zu Land zu kommen, und auf dem langen Wege aus einem nüchternen Bericht von Tatsachen Farbe und Gestalt des Wunders annahm.



Kind und Humor.

In einem kürzlich in Berlin gehaltenen Vortrage über „Die Kunst im Leben des Kindes“ betonte der Redner, Lehrer Pretzel, daß trotz der Wichtigkeit, die der Humor für den Unterricht und die Erziehung habe, in der pädagogischen Literatur nichts darüber vorhanden sei. Weder Rein in seiner Enzyklopädie, noch Rousseau im „Emil“, noch Pestalozzi haben etwas für den Humor übrig. Der einzige ist Jean Paul, und dieser sei nicht einmal Pädagoge von Beruf. Die ablehnende Stellung der Pädagogen sucht der Vortragende durch folgende Gründe zu erklären: Die Pädagogik sei eine ernste Wissenschaft, und ihre Jünger seien dermaßen von diesem Ernste überzeugt, daß sie den Humor nicht darin dulden zu können glauben. Da ferner der Humor der Kinder mit Mutwillen gepaart ist und allerlei Störungen verursacht, und die Kinder an den unpassendsten

Stellen eine Anknüpfung an einen gehörten Witz finden und unmäßig darüber lachen, glauben die Pädagogen, den Humor nicht fördern, sondern unterdrücken zu müssen. Der Humor äußert sich bei den Kindern schon in frühester Jugend. Allerdings nicht in der Form wie bei Erwachsenen, sondern nur in seiner Vorstufe, in dem Komischen, und zwar in dem niederen Komischen, als Scherz, Ironie und Witz. Ein Kind, das dem Vater die heruntergefallenen Schlüssel versteckt und auf die Frage nach diesen antwortet: „Sie sind nicht da!“ will nicht lügen, sondern scherzen. Mit der Zeit entwickelt sich dieses Scherzen zur Ironie. Dann kommt bald der Spott, das Lächerliche als Gegenteil lachend darzustellen. Sehr bald zeigt sich der Humor als Witz und Wortspiel. Hierher gehören die Witze, die man häufig unter der Rubrik „Kindermund“ liest. Diese Aussprüche sind vom Kinde durchaus ernst gemeint und wirken nur bei Erwachsenen komisch. Der Humor zeigt sich bei den Kindern auch mimisch und zeichnerisch. In diesen Fällen ist der Humor des Kindes produktiv. Die Kinder haben keine Welterfahrung und finden den Humor nur an Äußerlichkeiten. Als Beispiel führt der Redner an, daß er als Kind in Uhlands Gedicht „Schwäbische Kunde“ die Stellen „Viel Steine gab's und wenig Brot“, „Fast mußte der Reiter die Mähre tragen“ für äußerst komisch gehalten hatte, während ihm das wirklich Humoristische dieser Verse vollständig verloren ging. Ähnlich geht es den Kindern mit Reuters „Ut mine Stromtid“, Andersens „Märchen“, Swifts „Gulliver“ und anderem.

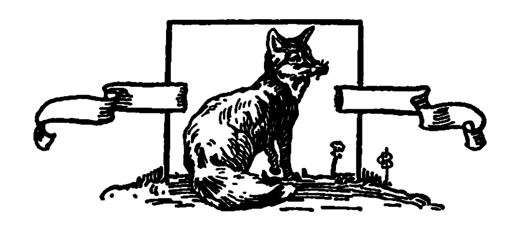
Besonders humoristisch wirkt es auf die Kinder, wenn sie die bestehende Ordnung durcheinander gewirbelt sehen; Burschen, die ganz besonders über die Stränge schlagen, machen ihnen den meisten Spaß. Beispiel: „Max und Moritz“. Der Referent empfiehlt deshalb für die Pflege des Humors solche Jugendschriftsteller, die in der Manier eines Wilhelm Busch schreiben. Bei der Auswahl soll man sich aber nicht danach richten, was dem Erwachsenen humoristisch erscheint, sondern nach dem, was das Kind als Witz auffaßt. Dabei darf man nicht in das Extrem verfallen und das aussuchen, was vielleicht dem Kinde humoristisch vorkommt, aber auf die Erwachsenen fade wirkt. „Eulenspiegel“, „Die Schildbürger“, „Don Quixote“ sind Werke, die dieser Anforderung genügen. Den Zweck der Pflege des Humors prägte der Redner zu folgenden Sätzen: 1. Der Humor soll den Kindern das Leben so freudig gestalten, wie es für sie sein soll, und er tut es auch, wie Jean Paul sagt: „Der Humor ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, ausgenommen das Gift.“ 2. Wenn die Zukunft das seit Jahren erwartete deutsche Lustspiel bringt, so soll der Dichter ein Publikum haben, das ihn versteht.

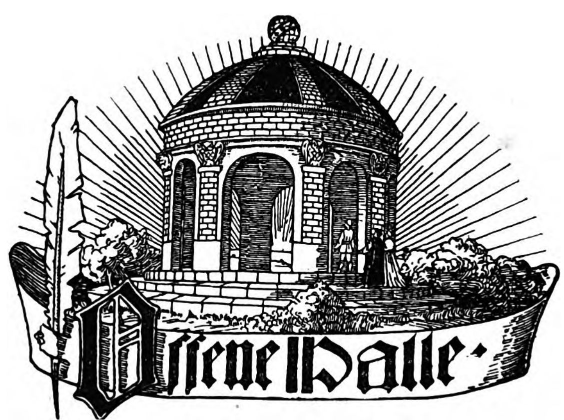


Poesie und Technik.

Sind das nicht Gegensätze: die alles verzaubernde, in Duft und Farben tauchende Poesie — und die trockene, nüchterne, am Staube der Wirklichkeit klebende Technik! Mit beredten Worten, ja mit dichterischer Begeisterung wendet sich Max Eysch gegen diese Auffassung. In seinem soeben (bei Springer, Berlin, 1905) erschienenen Werke „Lebendige Kräfte“ heißt es:

„Ist es nicht Poesie, wenn der Bergmann vom Licht des Tages Abschied nimmt, um in der ewigen Nacht der Urgebirge nach Gold zu suchen, wenn er in den verkohlten Wäldern der Vorzeit wühlt, um die schlummernden Kräfte vergangener Jahrhunderte für uns ins Leben zurückzurufen, wenn er im Kampfe mit unterirdischen Gewässern oder mit dem tückischen Feuerdampf sein Leben wagt und die rohe Gewalt der feindlichen Elemente mit der stillen Arbeit des sinnenden Gehirns besiegt? Aber steckt nicht auch Poesie in dem Bild der flammenden Hochöfen, aus denen das heilige Feuer der Arbeit Tag und Nacht gen Himmel schlägt, in dem sprühenden Ton flüssigen Metalls, der, aus scheinbar unzerstörbarem Gestein quellend, rotglühende Feuerbeete füllt, in dem emsigen Hantieren zwischen den Kesseln und Pfannen einer wahren Hexenküche? Steckt keine Poesie in der Lokomotive, die brausend durch die Nacht zieht und über die zitternde Erde hintobt, als wollte sie Raum und Zeit zermalmen, in dem hastigen, aber wohlgeregelten Zucken und Zerren ihrer gewaltigen Glieder, in dem stieren, nur auf sein Ziel losstürmenden Blick ihrer roten Augen, in dem emsigen, willenlosen Gefolge der Wagen, die kreischend und klappernd, aber mit unfehlbarer Sicherheit dem verkörperten Willen aus Eisen und Stahl Folge leisten? Liegt keine Poesie in dem Dampfer, der in stolzer Ruhe die schwarzblaue Flut des Weltmeers durchschneidet, vorwärts getrieben durch Tag und Nacht, ohne einen Augenblick der Erschöpfung zu kennen, von den blanken Riesenkolben, von dem blitzenden Gestänge, die sich unten im Halbdunkel des Schiffsinnern fast lautlos bewegen? Und kommen wir erst zu den Wundern des heutigen Tages, in denen wir Stoffe und Kräfte in Bewegung setzen, die unsere fünf Sinne kaum zu ahnen vermochten; das Sonnenlicht, das uns im Bruchteil einer Sekunde Bilder der Wirklichkeit festhielt, vollständiger und richtiger, als es der emsigste Künstler zu tun vermöchte, der Draht, der unsere Gedanken in wenigen Minuten dem ganzen Erdkreis mitteilt, das Schallrohr, aus dem uns die Stimme längst Verstorbener mit der Deutlichkeit des Lebens entgegenspricht, die Wasserkräfte, die wir in Licht verwandeln, das Licht der Sterne, das uns erzählt, aus welchen Stoffen die fernsten Welten des Alls bestehen: klingt nicht alles dies bald fast überwältigend in seiner Größe und Mannigfaltigkeit, bald fast komisch in phantastischer Unwahrscheinlichkeit, wie germanische Sagen von Nixen und Kobolden, wie Märchen aus Indien und Arabien? Und seitdem diese Sagen und Märchen Wirklichkeit geworden sind, sollte ihnen die Poesie verloren gegangen sein?"





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Die Handelsverträge.

Perikles sagt in einer Anrede an das Volk: „Die Kraft und Herrlichkeit unseres Staates beruht darauf, daß wir Athener allein es sind, die jeden, der um öffentliche Angelegenheiten sich nicht kümmert, für ein unnützes Glied des Gemeinwesens erklären." Kein Patriot kann gleichgültig dem Kampfe zusehen, der in Deutschland durch den neuen Zolltarif entbrannt ist. Die Wirkung dieses Tarifes berührt alle Bevölkerungskreise aufs tiefste. Es ist ein heftiger Interessenkampf, der Übertreibungen und einen Wirrwarr von Meinungen hervorgerufen hat. Die Gelehrten sind sich nicht einig, ihre Anschauungen gehen in vielen Punkten weit auseinander.

Wo liegt die Wahrheit, wie soll der Staatsbürger, der weder Agrarier noch Industrieller und von Eigennutz nicht verblendet ist, zu einer richtigen Anschauung gelangen?

Die Industrie hat gute Zeiten gehabt. Sie hat eine förmliche Umwälzung im Besitzstand hervorgerufen. Es wurden große Summen Geldes verdient. Das Streben nach größtmöglichem Gewinn hat hoch und nieder in die Arme der Industrie, des Handels und der Börse getrieben. Die Städte mit Industrie vergrößerten sich, die Zahl der industriellen Arbeiter wuchs, ihre Lebenshaltung verbesserte sich. Unsere Industrie hat einen mächtigen Aufschwung genommen, das steht fest. Es steht aber auch fest, daß die Erwerbsverhältnisse der Landwirtschaft immer schwieriger geworden sind, und die Landwirtschaft sich in einem Notstande befindet. Das Abwandern vom Lande in die Städte nimmt in bedenklichem Maße zu. In der letzten Periode hat die Landwirtschaft etwa 400 000 Arbeiter verloren. Über die Ursachen und über die Mittel zur Abhilfe dieses Notstandes gehen die Meinungen weit auseinander. Die sich bekämpfenden politischen Parteien benützen häufig die wirtschaftlichen Fragen, um daraus Gewinn für ihre politischen Bestrebungen zu ziehen. Das erschwert den Weg zur Klarheit und Wahrheit. Die Schlußfolgerungen der Theoretiker stehen im Widerspruch mit den Erfahrungen der Praktiker.

Als Ursachen des Notstandes der Landwirtschaft sind zu verzeichnen: Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte vom Ausland, welche auf den inländischen

Warenpreis drückt; höhere Produktionskosten der landwirtschaftlichen Erzeugnisse durch höhere Arbeitslöhne, durch Versicherungen aller Art, durch höhere Kosten für Beschaffung und Unterhalt des Zugviehes und des toten Inventars. Das sind unwidersprochene Ursachen des Notstandes, unter welchen alle Klassen der Landwirte leiden. Die mühe- und sorgenvolle, von Regen und Sonnenschein abhängige Arbeit rentiert sich kaum mehr. Stillstand und damit Rückschritte sind die Folgen. Es liegt nahe, den Kredit für Erhaltung der Wirtschaft aus verschiedenen Gründen in Anspruch zu nehmen. Die Banken haben das Schuldenmachen erleichtert. Aus Unkenntnis, Leichtsinn und Not wurden Verpflichtungen übernommen, denen man später nicht mehr gerecht werden konnte. In der Verschuldung liegt eine Hauptursache der gegenwärtigen ungünstigen Lage der Landwirtschaft.

Das Erträgnis wird durch die Zinsenlast erheblich gemindert. Zu dem kommt, daß der Tauschwert, also der Kauf- oder Übernahmspreis eines Gutes oft höher ist als der Ertragswert. Das Gut kann den Besitzer nicht mehr ernähren. Dazu kommt weiter, daß die ländliche Bevölkerung, angesteckt durch die Städtebewohner, unwillkürlich ihre Lebenshaltung verbesserte und damit verteuerte. Es fehlen die Mittel für den Betrieb, um den Fortschritten der Technik folgen zu können, es fehlen auch die personellen Kräfte, um die Fortschritte anbahnen und durchführen zu können. Die tüchtigen Elemente wenden sich den besser bezahlten Erwerbszweigen zu. Organisation und Leitung des landwirtschaftlichen Betriebes verlangen umfassende theoretische Vorbildung und viel praktische Erfahrung. Nicht bloß die gewaltigen Fortschritte der Technik müssen beherrscht, sondern auch die Erscheinungen auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Lebens müssen mit Verständnis verfolgt und richtige Schlüsse aus den stattgehabten Umgestaltungen gezogen werden. Die Entwickelung auf dem Gebiete der Organisation und Leitung des landwirtschaftlichen Betriebes hat nicht gleichen Schritt gehalten einerseits mit der Entwickelung des gesamten wirtschaftlichen Lebens, andererseits mit der umfassenden Anwendung, welche die Naturwissenschaften auf die Praxis des Landbaues gefunden haben.

Die Verhältnisse im landwirtschaftlichen Betriebe sind sehr verschieden. Boden, Klima, Verkehrsverhältnisse 2c. lassen ein allgemeines Rezept nicht aufstellen. Das ist auch der Grund, warum die Statistik nicht einwandfrei ist. Ein Mustergut zum unmittelbaren Vergleich gibt es nicht. Das Wirtschaftssystem muß sich nach den Verhältnissen des Gutes richten. Wir finden die Verhältnisse in Norddeutschland anders gelagert als in Süddeutschland. Anders gestaltet sich der Betrieb im Flachlande als im Gebirge. Die Zahlen der Statistik sind an Voraussetzungen geknüpft. Die Argumente, die sich auf die bedingt nützliche Statistik aufbauen, sind daher zuweilen widersprechend und irreführend.

Die Vorwürfe, welche man der Landwirtschaft macht, sind nicht immer gerecht. Es steht fest, die Landwirtschaft befindet sich in einer Notlage, nicht bloß durch eigene Schuld, sondern auch durch die Ungunst der Verhältnisse. Diese haben einen gewissen Pessimismus erzeugt. Mit dem Schwinden der idealen Auffassung des landwirtschaftlichen Berufes hängt die Abnahme der Berufsfreudigkeit zusammen. Die Siegeszuversicht, auch in schwierigen Zeiten sich aufrecht zu erhalten, ist geschwunden. Die Landwirtschaft muß daher so weit geschützt werden, daß sie sich aus eigener Kraft wieder erholen kann.

Kann man der Landwirtschaft helfen, geschieht dies nicht auf Kosten anderer Erwerbszweige? Man sagt, die unentbehrlichsten Nahrungsmittel

werden durch die Zölle verteuert. Das ist möglich, kann aber nicht einwandfrei bewiesen werden. Die künftige Preisgestaltung der landwirtschaftlichen Produkte kann niemand mit Bestimmtheit vorhersehen. Die Preisgeschichte zeigt, daß der Getreidezoll eine Erhöhung der Getreidepreise nicht unbedingt bringen muß. 1888—91 war der Getreidezoll fast ebenso hoch, trotzdem ist eine Preiserhöhung des Getreides nicht eingetreten. Der Getreidezoll erschwert die Zunahme der Einfuhr und verhindert ein noch tieferes Sinken der Preise, womit die Hilfe für die Landwirtschaft beginnt.

Die Verteuerung der Lebensmittel ist sehr oft durch den Zwischenhandel verursacht. Gegen den unlauteren Zwischenhandel und gegen den Wucher müßten die Regierungen energischer vorgehen.

Wer nicht durch theoretische Kalkulationen oder durch Sonderinteressen verblendet ist, wird zugeben müssen, daß die Erhaltung der Landwirtschaft im Interesse aller liegt. Mit dem Niedergang der Landwirtschaft ist Rom physisch und moralisch zugrunde gegangen. Die Ernährung der Bevölkerung durch die Produkte des eigenen Landes muß mit äußerster Anspannung erstrebt werden. Unsere Unabhängigkeit hängt schließlich doch auch von dieser Möglichkeit ab. Die Landwirtschaft ist von jeher das wichtigste Gewerbe gewesen und wird es seiner Natur nach für alle Zeiten bleiben. England wird zum Beweis des Gegenteils gerne angeführt. Englands Unabhängigkeit stützt sich auf seine geographische Lage, seine Seemacht, seine Kolonien. Wohin der Industrialismus Englands führt, dafür haben wir jetzt schon die Anzeichen. Denken wir uns Englands Seemacht geschwächt, seine Kolonien im Abfall. Kann das ausgerottete landwirtschaftliche Gewerbe in kurzer Zeit wieder entstehen und emporblühen?

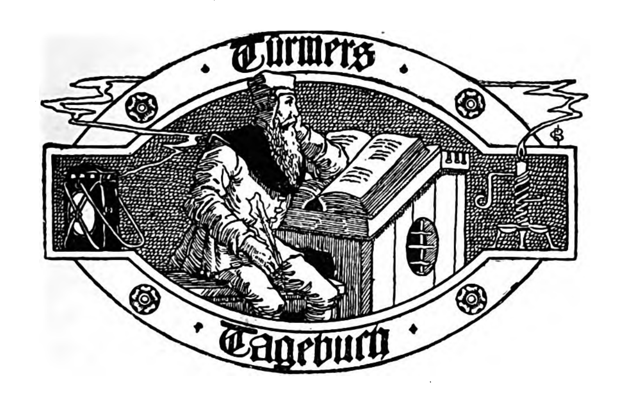
Ein Zeitungsartikel vom Februar 1903 bespricht die Ernährung Englands und kommt zu dem Schluß, daß im Falle eines europäischen Krieges England auf Hungersnotpreise gefaßt sein müßte. Es hat sich deshalb ein neuer Verein gebildet, welcher die Regierung zwingen will, diese Frage in Beschäftigung zu nehmen.

Wenn die Ausfuhr unserer Industrie ausschließlich mit der Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte gezahlt werden müßte, dann würde die Industrie auf Kosten der Landwirtschaft leben. Der Austausch im Welthandel erfolgt aber mit verschiedenen Gütern und Werten.

Die Industrie muß nach wie vor ihre Produkte anbringen. Der Absatz im Innern wird sich mit Hebung der Landwirtschaft steigern, für den Absatz nach außen sind langfristige Handelsverträge nötig. Durch eine rückgängige Bewegung in der Industrie gehen auch die Staatseinnahmen empfindlich zurück, wie sich dies bereits gezeigt hat.

Die Regierung steht in Deutschland noch über den Parteien; die Männer der Regierung sind keine Trustmänner. Die Regierung ist bestrebt, die Interessen aller Erwerbsstände zu schützen und zu fördern. Sie steht oben und übersieht das Ganze. Wir müssen Vertrauen haben zu der mittleren Linie, welche sie eingehalten hat. So ist zu hoffen, daß Industrie und Landwirtschaft gleichberechtigt sich entwickeln können. K. v. L.





Rechtsstaat oder Polizeistaat? — Vorklänge zur Schillerfeier.

Wenn es irgend einen zuverlässigen Maßstab für die sittliche Veranlagung und Entwicklung des einzelnen wie auch der Völker gibt, so ist es der höhere oder geringere Grad des in ihnen lebenden Rechtsempfindens. Es war ein tiefer Charakterzug unserer Altvordern, daß sie für den Niederschlag ihrer Rechtserkenntnis das Wort „Weistümer“ prägten, und daß das Urteil im Gerichtsverfahren „gefunden“ werden mußte. Wie wir ja auch noch heute von der „Urteilsfindung“ sprechen. „Finden“ — das heißt ehrlich suchen, in die Tiefe sich hineinversenken. Von allen hohen und heiligen Dingen eines Volkes ist sein Recht eines der heiligsten.

Das vergessen, die sich darüber erzürnen, daß das Volk in Sachen seines Rechts mitsprechen will; daß es nicht stumm und dumm alle Sprüche, die professionelle Rechtsgelahrtheit fällt, über sich ergehen läßt; daß es noch immer in der Rechtsprechung eine nationale Angelegenheit erblickt, nicht den privilegierten Betrieb einer gelehrten Kaste.

Das Volk von der warmen Teilnahme an seinem Rechtsleben abschrecken, heißt sein wachsames Gefühl für Recht und Unrecht einschläfern, heißt der Betätigung seiner gesündesten und natürlichsten Triebe die Lebensader unterbinden.

Es ist ja menschlich begreiflich, wenn solche rege und — kritische Teilnahme des Laienelements an der Rechtsprechung manchen Gerichtspersonen lästig und fürwitzig erscheint. Nicht immer auch wird diese Tätigkeit vom Laien sachlich gewürdigt. Es ist tatsächlich eine Entfremdung zwischen dem Rechtsempfinden beider eingetreten. Aber diese Feststellung schließt die andere in sich, daß solche Entfremdung ein Übel ist, dessen Abstellung nicht vom Volke auszugehen hat, sondern von dem Berufsstande, der als Beauftragter des Volkes dessen Recht spricht. Ein Richterstand — und wäre er noch so tüchtig, gewissenhaft und gelehrt —, der Recht aus

anderem Empfinden heraus spräche, als aus dem der Volksgesamtheit, wäre eine unnatürliche Züchtung, außerhalb des Bodens erwachsen, aus dem und für den er die edelsten Säfte seiner Weisheit ziehen soll.

Recht betrachtet, kann sich denn auch unser Richterstand nur freuen, daß seine Berufssphäre und -tätigkeit ein so reges Interesse findet. Nichts wäre schlimmer als Gleichgültigkeit. Es käme einer völligen Abstumpfung und Ertötung der besten geistigen Kräfte, einer intellektuellen Verblödung gleich. Nur wer russische Zustände herbeisehnt, kann sich dergleichen wünschen. Denn der letzte und eigentliche Grund der furchtbaren Katastrophen, die jetzt über unser Nachbarreich hereinbrechen, ist die allgemeine Rechtsunsicherheit, die wiederum in dem durch Jahrhunderte abgestumpften, bis zur Erstarrung erschlafften Rechtsgefühl ihre Wurzel findet. Diese Betrachtung ist vielleicht die fruchtbarste Lehre, die wir für uns aus jenen Vorgängen ziehen können.

Nun entsprießt ja leider jene Teilnahme an unserem Rechtsleben in den meisten Fällen wenig erfreulichem Grunde. Es wäre aber schlimm bestellt um uns und unsere Zukunft, wenn gewisse Erscheinungen und Zustände spurlos an unserem Volkskörper vorübergingen. Lebhafter, als die Mehrzahl der „gutgesinnten" Blätter ihre harmlosen Leser ahnen läßt, ist die Erregung, ja Empörung über Vorgänge in unserem Rechtsleben, die sich leider längst nicht mehr als „vereinzelte Ausnahmen" mit vornehmer Handbewegung beiseiteschieben lassen. Auch in gut bürgerlichen Kreisen, wie u. a. auch die zahlreichen Zuschriften beweisen, die dem Türmer gerade aus den gebildeten Ständen fortgesetzt zuströmen.

Manchen dieser Fälle möchte man schier für unmöglich halten, wenn er nicht aktenmäßig feststünde. Würde man es z. B. ohne Beweis für möglich halten, daß jemand freigesprochen wird, der überhaupt nicht angeklagt war? Und doch hat sich dieser sonderbare Fall zugetragen. In Hannover wurde einer „freigesprochen", der gar nicht angeklagt werden konnte, da er mit dem wirklichen Angeklagten nichts als den Namen gemein hatte.

Wegen öffentlicher Schutzmannsbeleidigung angeklagt war ein Maurer Karl Giese von Hannover, dem indessen die Ladung nicht zugestellt werden konnte, weil er nicht aufzufinden war. Er wurde indessen steckbrieflich verfolgt. Nun arbeitet in Zürich als Monteur einer Heilbronner Firma ein Schlosser Karl Giese. Er ist zwar nicht der gesuchte Maurer, aber da er auch Karl Giese heißt, so muß er nach der polizeilichen oder juristischen Logik der Gesuchte sein. Der unglückliche Monteur wurde also am 1. Januar d. J. morgens aus dem Bette heraus verhaftet und dem deutschen Konsul in Zürich vorgeführt. Dieser teilte ihm mit, daß er als Maurer Karl Giese von der hannoverschen Staatsanwaltschaft gesucht werde. Der Verhaftete bestritt vor allem seine Identität mit dem Gesuchten und berief sich ferner auf seine Heilbronner Firma, die nachweisen könne, daß er zur Zeit der Tat

anderweitig in ihren Diensten tätig gewesen sei, also gar nicht in Hannover hätte sein können. Man ging darauf aber nicht ein, sondern steckte den Giese ins Gefängnis und transportierte ihn als den angeblichen Maurer Giese nach Hannover, und zwar in der üblichen komfortablen Weise im Gefangenentransportwagen zusammengepfercht und zusammengefesselt mit Zuchthäuslern. In Hannover verlangte der Verhaftete, dem Untersuchungsrichter vorgeführt und den in Frage kommenden Schutzleuten gegenübergestellt zu werden. Das wurde aber abgelehnt (!). Er erhielt vielmehr die Ladung zur Verhandlung vor dem Schöffengericht, die an den Maurer Karl Giese aus Hannover gerichtet war. Er verweigerte natürlich die Annahme der Ladung. Das Gericht strich darauf einfach das Wort Maurer durch und schrieb darunter das Geburtsdatum des Monteurs 6. VII. Vor einigen Tagen fand die Verhandlung vor dem Schöffengericht statt. Natürlich konnte der Monteur nicht verurteilt werden, da er nicht der Maurer Giese war und da die Schutzleute sofort erklärten, das sei ja gar nicht der Verbrecher. Merkwürdigerweise wurde er vom Schöffengericht erst noch freigesprochen, obwohl er eigentlich garnicht angeklagt war. Bei dem ganzen Verfahren ist mit geradezu sträflicher Leichtfertigkeit vorgegangen worden. Schon in Zürich, wo der Verhaftete wochenlang eingesperrt war, hätte man durch Nachfrage bei der Heilbronner Firma sofort die Nichtidentität des Verhafteten mit dem gesuchten Giese feststellen können. Ungehörig war ferner die ganze Art des Transportes und die sonstige Behandlung, und endlich hätte die von dem Verhafteten geforderte Gegenüberstellung mit den Schutzleuten bei seiner Einlieferung in Hannover sofort die ganze Sache aufklären können. Nichts geschah. Der Verhaftete sollte und mußte der Gesuchte sein, also blieb er's. Und was geschah nun weiter? Erhielt der über sechs Wochen widerrechtlich Verhaftete eine Entschädigung? Im Gegenteil, ihm sind noch nicht einmal die 84 Pfg., die man ihm bei seiner Verhaftung abnahm, zurückgegeben worden. Man hat sie für Porto usw. ausgegeben (!!), das doch ihn gar nicht anging, sondern eine ganz andere Person. Er erhielt lediglich eine nur für den 14. Februar, den Nachmittag, an dem er also entlassen wurde, gerade noch gültige Fahrkarte 4. Klasse (!) nach Frankfurt und eine nur für den 15. Februar gültige Karte 3. Klasse (4. Klasse gibt's leider weiter nicht mehr) von Frankfurt nach Heidelberg. Dazu an Zehrgeld eine Mark für drei Tage (!). In Heidelberg sollte er sich als mittellos auf der Polizei melden; er käme dann nach Zürich.

Die ganze Sache, bemerkt die „Frankf. Kl. Presse", erinnert lebhaft an die chinesische Justiz, die einfach, wenn die wirklichen Übeltäter nicht entdeckt werden, die nächstbesten armen Teufel aufgreift, um an ihnen die beleidigte Gerechtigkeit zu rächen. Einen anderen Kommentar wüßte ich auch nicht. —

In der Verfassung, es ist sogar die preußische, heißt es: Es darf niemand verhaftet werden, wenn er nicht bei einer strafbaren Handlung betroffen wird oder einer solchen dringend verdächtig oder wenn eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu besorgen ist. — Man sollte meinen, daß das eigentlich selbstverständlich ist, und daß auch ohne solche Bestimmung niemand ohne triftigen Grund verhaftet werden könnte. Dem ist aber nicht immer also, es kann auch anders kommen, und deshalb ist es immerhin ein tröstlicher Gedanke, daß wir diese Bürgschaft wenigstens auf — der Verfassung haben.

Vor der 4. Strafkammer des Berliner Landgerichts I, unter dem Vorsitze des Landgerichtsrats Braun standen als Angeklagte der Versicherungsbeamte Otto Knappe aus Tempelhof und der Redakteur der „Welt am Montag" Max Ludwig. Auf Grund der Angaben des Angeklagten Knappe, der ein ganz unbescholtener junger Mann ist, veröffentlichte der zweite Angeklagte in der „Welt am Montag" vom 12. September unter der Überschrift „Schutz gegen die Polizei" die längere Darstellung eines Abenteuers, das dem Knappe am 25. August durch die Schöneberger Polizei bereitet worden ist. Danach habe sich Knappe, dem vom Arzte möglichst häufige Bewegung in der Sonne verordnet worden, nach dem in der Nähe seiner Tempelhofer Wohnung belegenen Feld begeben und sich am Rande der sogenannten „Blanken Hölle" buchlesend hingesetzt. Unten im Teich badeten zwei Schüler, und zwei ältere fischten im Wasser. Plötzlich sei der Teich von etwa 20 Männern umringt gewesen, die die vier Leute mit sich nahmen und auch ihn, Knappe, aufforderten, mitzugehen. Trotz seines Protestes hätten die Männer, die sich nicht als Beamte auswiesen, ihn gezwungen, mitzugehen. Er sollte mit einer ganzen Schar fragwürdiger Gestalten in Reih und Glied nach Südende zu marschieren, und als er sich etwas seitwärts gehalten, habe er plötzlich einige empfindliche Stockhiebe gegen die Waden erhalten. Er habe in seinem Gefühle vollkommener Unschuld dagegen lebhaft protestiert und sich geweigert, weiter zu gehen. Da habe er aber von einigen Beamten weitere Stockschläge erhalten, und der eine habe ihm die Handschelle so eng umgelegt, daß das Blut in der Hand stockte. Unterwegs habe er allerlei höhnische Bemerkungen über seine „feine Pelle" und seine weiße Weste anhören müssen. Einer sagte dabei: „Das ist der erste Schritt zum Staatsverbrecher." In strömendem Regen sei es dann von Südende noch eine kleine Stunde weit auf der Landstraße bis nach Schöneberg gegangen. Auf einem Polizeibureau habe dann endlich ein Verhör stattgefunden. Obwohl die Personalien Knappes auf telephonische Anfrage von der Tempelhofer Polizei bestätigt worden seien, habe man ihn dennoch in eine Zelle gesperrt, und dort sei er sistiert geblieben, bis die lange Reihe der übrigen Vernehmungen beendet war. An diese Mitteilungen knüpfte der Artikel eine das Verhalten der Polizei geißelnde Kritik. Gegen den Inhalt dieses Artikels erließ der Polizeipräsident von Schöneberg, Graf

Westarp, eine Berichtigung. Dieser gegenüber wurden in einem zweiten Artikel alle Angaben des Knappe durchaus aufrecht erhalten. Der Polizeipräsident, Graf Westarp, hat darauf den Strafantrag gestellt.

Die Angeklagten wurden freigesprochen, jedoch mit dem „ausdrücklichen Bemerken" des Herrn Vorsitzenden, „daß die Angeklagten damit nicht Recht bekommen haben" (!!), sondern nur weil die „erforderlichen Strafanträge" fehlten. Diese hätten für sämtliche Polizeibeamte, die an der Razzia teilgenommen, vom Minister des Innern gestellt werden müssen, was nicht geschehen. „Außerdem" (!) käme dem Angeklagten Knappe „die große Erregung", in der er sich befunden habe, zugute.

Berührt schon eine Freisprechung, bei der der Freigesprochene „nicht Recht bekommt", eigentümlich, so noch mehr die weitere Begründung des Urteils. Auch diese bestreitet nicht direkt den nach Laienverstand in allen wesentlichen Punkten erbrachten Wahrheitsbeweis, sondern wirft dem Knappe nur „arge Übertreibungen" vor, eine subjektive Meinung, für die auch in der Urteilsbegründung keinerlei Tatsachen beigebracht werden. Die Polizei sei berechtigt, Razzias vorzunehmen, Leute zu verhaften (ohne weiteres?) und dem Richter zu überliefern. Daß dabei Verfehlungen einzelner Beamten vorkommen, sei begreiflich, aber die gegenwärtige Sache nicht geeignet (!) gewesen, ein solches Aufheben zu machen! Allerdings sei ihm übel mitgespielt worden!! (Ja, was sollte ihm denn noch geschehen?!) „Der Angeklagte Knappe hat Herrn Ludwig mitgeteilt, er sei von den Polizeibeamten mit dem Stock geschlagen worden. Das ist eine nicht erweislich wahre Tatsache. Allein der Gerichtshof ist der Ansicht, der Angeklagte befand sich in einer derartigen Erregung, daß er es schließlich selbst geglaubt hat. (Wird wohl auch wissen, warum!) Es wurde ferner behauptet: der Angeklagte sei widerrechtlich gefesselt worden. Die Polizeibeamten sind anderer Meinung (!). Wenn seitens der Beamten eine Aufforderung ergeht, ihnen zu folgen und sich der Betreffende weigert, so muß er es sich eben gefallen lassen, gefesselt zu werden. Endlich sind die Beamten der Freiheitsberaubung beschuldigt worden. Dieser Vorwurf wäre berechtigt, wenn man den Angeklagten in die Zelle gesperrt hätte, obwohl schon seine Personalien festgestellt waren. Dies war aber nicht der Fall. Wenn der Angeklagte sich formgerecht bei dem Herrn Polizeipräsidenten beschwert hätte, dann würde er vielleicht (!) Recht bekommen haben."

Es sei ein unerträglicher Gedanke für jeden, der Ehre im Leibe hat, so kommentiert die „Berliner Zeitung" den peinlichstes Aufsehen erregenden Fall, sich sagen zu müssen, daß ihm jeden Tag dasselbe Schicksal bereitet werden könnte. Derartiges könne vermieden werden, wenn der Polizei das Gefühl, jeden, der ihr ins Gehege kommt, bis zum Beweis des Gegenteils für einen Staatsverbrecher zu halten, mit aller Energie ausgetrieben werde. „Da ist die ‚blanke Hölle' — folglich ist der lesende

Jüngling am Rande derselben ein verdächtiges Individuum; der Kerl hat eine schöne weiße Weste und auch sonst eine anständige ‚Kluft' an — folglich ist er nicht Strolch, sondern Zuhälter; das Subjekt sträubt sich gegen das Mitgehen — folglich ist er nicht etwa ein anständiger Mensch, sondern vermutlich ein ganz ‚schwerer Junge', bei dem die Kette straff zu halten ist und dem gegenüber einige höhnische Redensarten als Erziehungsmittel nicht unangebracht erscheinen! — Es ist notwendig, daß solche subalterne, solche Unteroffiziersauffassung ausgemerzt und den Beamten vor allen Dingen die höchste Achtung vor der persönlichen Freiheit der Staatsbürger zur Pflicht gemacht wird. Es ist nicht so schlimm, wenn ein bedenkliches Individuum einmal durch die Lappen geht, als wenn ruhige, ehrenwerte Bürger in die Schmach und Schande geraten, ‚wie ein Stück Vieh' — so sagte einer der Verteidiger — durch die Straßen getrieben zu werden.

„Und nun Herr Landgerichtsrat Braun! Sein Verhalten den Angeklagten, dem einen Entlastungszeugen, der Presse gegenüber ist so eigenartig, daß die schärfste Sprache kaum scharf genug ist, um sich mit ihm abzufinden. Herr Braun hat sich mit Erfolg bemüht, Töne in die Verhandlung hineinzubringen und Anschauungen zu äußern, die von der gesamten unabhängigen Presse einhellig zurückgewiesen werden müssen. Ein Gefühl der Entrüstung überkommt uns, wenn wir hören, wie der junge Hauptangeklagte von dem Vorsitzenden behandelt wird. Der schwer in seiner Ehre gekränkte junge Mann muß sich sagen lassen, daß er nur zur Presse ‚rennt', um ‚Klatsch und Reklame' zu machen; er wird auf Grund einer kleinen Unebenheit in den Aussagen, die aber gleich darauf aufgeklärt wurde, schlankweg als ‚verlogener Mensch' gebrandmarkt; er wird freigesprochen, aber nicht, ohne daß man ihm hinterherruft: Recht hast du damit aber nicht bekommen! Kurz: Herr Braun behandelte Herrn Knappe so, als wenn er ein wer weiß wie großer, notorischer Missetäter sei, während sein einziges ‚Verbrechen' darin bestand, gegen die Freiheitsberaubung seitens der Polizei zu remonstrieren und einen in allem Wesentlichen wahrheitsgetreuen Bericht an die Presse zu geben. Wir hegen den unchristlichen Wunsch, daß Herr Braun auch einmal auf einem Spaziergang von der Polizei aufgegriffen und mit allerhand Gesindel zusammen abgeführt würde. Wir glauben bestimmt, daß sein Verhalten sich in diesem Falle von dem des jungen Knappe kaum in irgend einem Zuge unterscheiden würde. Dieser hat genau so gehandelt, wie jeder anständige, ehrliebende, durch Polizeischikanen noch nicht abgebrühte Mensch in ähnlicher Situation handeln würde. Er hätte nicht zur Presse ‚rennen', sondern sich ‚formgerecht' an den Polizeipräsidenten wenden sollen, ‚vielleicht' daß er dann Recht bekommen hätte? Hand aufs Herz, Herr Braun, auch Sie hätten die Presse vermutlich in Anspruch genommen (wenn auch wahrscheinlich die Kreuzztg. oder die Post), Sie hätten jeden ausgelacht, der Ihnen zugemutet hätte, mit Ihrer berechtigten

Beschwerde über den Ihnen angetanen Schimpf den langwierigen Instanzenweg abzuwarten. Und der kleine Mann ist noch weit mehr wie ein Herr Ihrer Sphäre gewohnt, sich mit seinen Klagen und Anliegen an die Presse zu wenden, da er weiß, daß diese Stimme am lautesten schallt und doch noch ihres Eindruckes nicht ermangelt.

„Höchst befremdlich war die Haltung des Landgerichtsrats Braun dem Zeugen Mietzelfeld (der als interessiert bei seiner Zeugenaussage hingestellt wurde!) gegenüber. Es darf unseres Erachtens nicht angehen, daß ein Entlastungszeuge, bevor er noch ein Wort gesagt hat, vom Vorsitzenden als befangen stigmatisiert wird. Ein solches Verfahren läßt den Verdacht der Voreingenommenheit aufkommen, die ein Verhandlungsleiter streng von sich fernhalten müßte. Die Bemängelung des Zeugen war hier um so deplacierter, als Herr Braun den Aussagen der direkt beteiligten Polizisten, der moralisch eigentlich Angeklagten, den weitestgehenden Glauben beimaß. Unsere Rechtspflege wird in ihren Grundfesten erschüttert, wenn von vornherein das Zeugnis der einen als tabu, das der anderen als minderwertig angesehen wird.

„Auf die Presse ist Herr Braun sehr schlecht zu sprechen. Er ist aufgebracht darüber, daß jemand den Redakteur für den ‚kompetenten Mann' hält, um ein Unrecht zu sühnen; er gesteht ihr nicht mehr Recht zu, öffentliche Mißstände zu rügen, als jeder Privatperson, und er glaubt, daß die Presse mit der Geißelung von Mißständen nur ‚Klatsch und Reklame' verbreiten will. Die Presse ist es gewohnt, von seiten mancher Gerichtsvorsitzender in ihrem Wesen und in ihren Zielen völlig verkannt zu werden. Aber wir gestehen dennoch Herren, die so wenig von der Presse verstehen, nicht das Recht zu, von hoher, geschützter Stelle aus sich in so abfälliger Weise über die Männer zu äußern, die im Kampfe für das Recht und gegen allerlei Mißstände mutig ihre Haut zu Markte tragen. Diese ‚grüne Tisch'-Weisheit darf sich die Presse aufs entschiedenste verbitten. Gerade der Prozeß Knappe hat wieder aufs klarste den Beweis geführt, welche wichtigen und großen Aufgaben der Presse in Deutschland zustehen: der Anwalt zu sein derer, die unter Polizei, Bureaukratie und Justiz zu leiden haben."

Es ist immer wieder das alte „probate" Verfahren: werden irgendwo Übergriffe und Mißstände aufgedeckt, so geht man nicht etwa diesen auf den Grund, sondern es gilt von vornherein — bis zum Beweise des Gegenteils — als ausgemacht, daß alles, aber auch alles Lüge und böswillige Beleidigung sei. Es ist nichts bequemer, als einfach den Spieß umdrehen, den Kläger zum Angeklagten machen und ihn einem hochnotpeinlichen Inquisitionsverfahren unterziehen, wobei ihm jeder einzelne „nicht erweislich wahre" Punkt — und sei er noch so nebensächlich — als Staatsverbrechen angerechnet wird. Und wie bequem ist das Verfahren, da doch die eigentlich Angeklagten in ihrer eigenen Sache als Zeugen

aussagen dürfen, dieses ihr Zeugnis in eigener Sache als rechtskräftiges Beweismittel gilt. Denn nicht sie sind die Kläger, sondern die von der absoluten Unschuld und Makellosigkeit ihrer Untergebenen — immer bis zum Beweise des Gegenteils — stets tief durchdrungene „vorgesetzte Behörde". Ein wahrhaft geniales Verfahren, so schlicht erhaben, wie alles Große und Schöne!

Ja aber der „Instanzenzug"? Da hat der „Vorwärts" gut spotten:

„Schon der Gedanke, daß jemand wider das Recht polizeiliche Unbill erfahren habe, ist eine schwere Ehrenkränkung der Polizei. Was die Polizei tut, ist immer richtig, und wer glaubt, daß ihm Unrecht geschehen ist, erschüttert die Grundlagen der Staatsordnung und beleidigt die Polizei. Wenn morgen etwa auf einer Polizeiwache ein unbescholtener Mann wegen eines polizeilichen Irrtums halb totgeschlagen wird, so soll er ja nicht unterlassen, sich sofort dem Gericht zu stellen und gegen sich schwerste Strafe zu beantragen, weil in seinem frivolen Kopfe die Auffassung besteht, er sei zu Unrecht von einem Polizisten geschlagen worden ...

„Der Landgerichtsrat Braun war der Meinung, daß ein deutscher Staatsbürger verpflichtet sei, wenn er glaube, daß ihm Unrecht geschehen, den Instanzenweg zu gehen, statt in scharfen Worten den Mißgriff der Polizei, der alle persönliche Sicherheit aufhebt, zu rügen. Er begründete das Urteil mit der sinnigen Bemerkung, wo Holz gehauen werde, da fallen auch Späne; der Angeklagte hätte sich nur beim Polizeipräsidenten beschweren sollen, dann würde er vielleicht Recht bekommen haben. Der Landgerichtsrat Braun interpretiert den Grundsatz der deutschen Verfassung, daß jeder seine Meinung frei äußern könne, in dem Sinne, daß er sie nur formgerecht auf dem Instanzenwege äußern dürfe. Wir wissen aber nicht, warum der Landgerichtsrat Braun dem Polizeipräsidenten ein minder scharfes Urteil zutraut als sich selbst. Er erklärte auf Grund eines kleinen Versehens einer Zeugin den Angeklagten für grundverlogen; um wieviel mehr hätte der Polizeipräsident Veranlassung gehabt, das unglaubliche Abenteuer, das dem Herrn Knappe begegnet ist, auch für den Ausfluß von Grundverlogenheit zu erklären! Da niemand einen Grund hat, die Urteilsweise eines Polizeipräsidenten anders zu werten wie eines Landgerichtsrates der vierten Strafkammer, so wird auch niemand die Neigung haben, sich formgerecht bei Instanzen zu beschweren, die eine gewisse Neigung haben, Anklagen, die gegen die Behörden gerichtet werden, für Lügen zu erklären. Zum Unterschied von Polizeipräsidenten und Landgerichtsräten der vierten Strafkammer Berlin steht aber die anständige Presse auf dem allein möglichen Standpunkt, daß man einen Menschen so lange für ehrlich hält, bis das Gegenteil bewiesen ist. Die Presse wird niemanden ohne weiteres für grundverlogen erklären, weder einen Besucher der ‚Blanken Hölle', noch einen Beamten im Polizeipräsidium oder in Moabit.

„Man kann es unter diesen Umständen begreiflich finden, daß anständige Leute zur Presse und nicht zum Polizeipräsidium gehen, denn es

ist nicht jedermanns Neigung, sich nach unrechtmäßiger Verhaftung, Fesselung und Mißhandlung nun auch sagen lassen zu müssen, daß man grundverlogen sei. Übrigens pflegt die Presse ja auch ohnehin vorsichtiger in solchen Wertschätzungen zu sein. Würden wir z. B. über den Landgerichtsrat Braun ein abfälliges Urteil fällen, wie es der Richter der vierten Strafkammer auf Grund einer Zeugenaussage getan hat, so würden wir vermutlich demnächst eine höchst formgerechte Zustellung aus Moabit erhalten ...

„Die Gerichtsverhandlung hat als herrschenden Rechtszustand erkennen lassen, daß es die Pflicht jedes Staatsbürgers sei, Opfer polizeilicher Übergriffe zu sein, und, wenn ihm dieses Geschick begegnet ist, sich noch Anklagen und Beleidigungen seitens der Richter zuzuziehen, denn — wo Holz von der Polizei gehauen wird, da fallen auch die Späne der vierten Strafkammer ..."

Wenn wir die logischen Schlüsse aus den Ergebnissen dieses Prozesses ziehen und sie verallgemeinern wollten, so käme allerdings etwas Ähnliches als „herrschender Rechtszustand" heraus oder doch etwas nicht allzuweit davon Entferntes. Wir wollen hoffen, daß es noch nicht an dem ist, um dem aber vorzubeugen, ist das beste Mittel, sich über die Konsequenzen solcher Rechtsanschauungen völlig klar zu werden. —

Auch das Vertrauen, das der Rechtspflege und ihren bestellten Wächtern noch immer von einem Teile des Bürgertums entgegengebracht wird, ist kein unerschöpfliches Kapital. Immer wieder wird mindestens der Schein nicht vermieden, daß nicht alles mit rechten Dingen zugeht. Zurzeit spielt sich ein Prozeß gegen „Kaliski und Genossen" ab. So hat's aber nicht immer geheißen. Früher hieß es — und, wie mir scheint, mit viel besseren Gründen — „Schneidt und Genossen". Und nun ist auf einmal „Kaliski und Genossen" daraus geworden. Erkläre mir, Graf Örindur —?

Doch wir brauchen keine Anleihe bei der „Ahnfrau" zu machen. Karl Schneidt erzählt uns selbst mit der ihm auch in solchen prekären Lebenslagen eigenen Genügsamkeit die Vorgeschichte dieses seltsamen Rollen- und Szenenwechsels:

„Vor etwa Jahresfrist habe ich bekanntlich in der ‚Z. a. M.' eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, in denen die Behandlung der Strafgefangenen in Plötzensee einer kritischen Beleuchtung unterzogen und auch andere Mißstände des Strafvollzuges gerügt wurden. Diese Artikel hat der ‚Vorwärts' zum Teil abgedruckt. Außerdem hat er aber auch im Anschluß daran eigene Enthüllungen gebracht, die, glaubwürdigen Mitteilungen zufolge, im Strafgefängnis zu Plötzensee sowie in sonstigen Strafanstalten vorgekommen sein sollten.

„Wenn eine Zeitung sich erdreistet, irgendwelche Mißstände öffentlich zur Sprache zu bringen, so wird seitens der Behörden nicht etwa untersucht, ob ihre Angaben auf Wahrheit beruhen oder nicht, sondern es wird

in der Regel kurzerhand ein Strafverfahren wider den verantwortlichen Redakteur eingeleitet, dessen Hauptzweck es ist, ihn, wenn irgend möglich, ins Gefängnis zu bringen. Wer die Wahrheit kennt und saget sie frei, der kommt in Preußen auch heute noch immer in die Stadtvogtei. Für uns Berliner Redakteure aber ist die Stadtvogtei seit Jahren schon am Saum der Jungfernheide gelegen, wo im See die Plötzen schwimmen, oder aber in Tegel draußen; wo sich's auf Staatskosten so friedsam und beschaulich leben läßt.

„Natürlich konnte von der hergebrachten Regel zu meinen und der ‚Vorwärts'-Redakteure Gunsten keine Ausnahme gemacht werden. Es war ganz undenkbar, daß unsere Angaben genau geprüft und etwa vorhandene Mißstände im Strafvollzug abgestellt wurden. Dabei wäre ja der Staat, der doch ein ganz hervorragendes Interesse daran hat, daß Verbrecher wie die Kollegen Kaliski, Büttner und ich unschädlich gemacht werden, nicht auf seine Rechnung gekommen. Also mußte wohl oder übel die Klage gegen uns angestrengt werden.

„Dies geschah denn auch anfänglich in ziemlich korrekter Form. Da ich das Karnickel war, das angefangen hatte, wurde von der Kgl. Staatsanwaltschaft ein Verfahren gegen Schneidt und Genossen eingeleitet. Hiernach wäre die 7. Strafkammer, mit der ich in einer beide Teile sehr befriedigenden Geschäftsverbindung stehe, für die Verhandlung zuständig gewesen, und ich erwartete natürlich, daß der Fall an sie würde verwiesen werden. Groß war daher meine Überraschung, als mit einem Male das bereits getaufte Kind einen andern Namen erhielt, indem das Verfahren von nun ab ‚gegen Kaliski und Genossen' geführt wurde. Weshalb man mich an die zweite Stelle schob, war mir nicht recht klar. Aber es war keineswegs gekränkter Ehrgeiz, der mich veranlaßte, gegen diese Andersbenennung Einspruch zu erheben, in der ich vielmehr einen rechtswidrigen Versuch erblickte, mich dem zuständigen Richter zu entziehen. Mein Protest wurde abschlägig beschieden. ...

„Von der Rechtswidrigkeit des gegen mich zur Anwendung gebrachten höchst auffälligen Verfahrens bin ich aber nach wie vor überzeugt, und der Herr Staatsanwalt wird es mir hoffentlich nicht allzusehr übelnehmen, wenn ich mir über seine Beweggründe meine eignen Gedanken mache. Und wenn ich dabei auch die Tatsache gebührend berücksichtige, daß die 4. Strafkammer bei allen Wohlgesinnten in dem Rufe einer besonderen Zuverlässigkeit stehen soll, so kann mir auch daraus kein Vorwurf gemacht werden. Inwieweit meine Besorgnisse begründet sind, wird ja die Verhandlung selbst lehren.

„Für den Prozeß sind mehrere Verhandlungstage in Aussicht genommen worden. Es soll sogar eine Hilfsstrafkammer konstituiert und mit der Bearbeitung der laufenden Strafsachen betraut werden. Der Gerichtshof scheint also wohl der Meinung zu sein, daß eine peinliche genaue Beweisaufnahme sich in diesem Falle nicht werde umgehen lassen. ...

„Trotzdem aber frage ich mich, ob es denn wirklich notwendig war, daß ein so umfangreicher Apparat in Bewegung gesetzt wurde, um der durch unsere Enthüllungen ‚beunruhigten öffentlichen Meinung' Genugtuung zu verschaffen. Meines Erachtens wäre es viel einfacher und praktischer gewesen, wenn die Regierung eine Untersuchungskommission ernannt und wenn diese die von uns vorgebrachten Beschwerden und Enthüllungen einer unparteiischen Prüfung unterzogen hätte. Wenn dann die schuldigen Beamten zur Verantwortung gezogen worden und die übrigen Mißstände, die im Laufe der Zeit eingerissen waren, abgestellt worden wären, so würde die Bekanntgabe *dieser* Tatsachen gewiß eine *außerordentlich beruhigende Wirkung* getan haben. Durch den Strafprozeß gegen meine Mitangeklagten und mich läßt sich die gleiche Wirkung keineswegs erzielen. Im Verfahren tritt *der Staat als Partei* auf. Er läßt *von vornherein durch den Staatsanwalt die Erklärung abgeben, daß unsere Behauptungen jeder Begründung entbehrten und daß wir gemeine Verleumder seien.* Und der Herr Staatsanwalt müßte ein ganz außergewöhnlicher Mensch sein, wenn er es nicht für seine heiligste Aufgabe hielte, die Beschuldigten der ihnen zur Last gelegten Straftaten zu überführen und auf die Verhandlungen in dem Sinne einzuwirken, daß die Organe des Strafvollzuges gänzlich rein und unbemakelt aus ihr hervorgehen. ... Dabei braucht er, da er von der Vortrefflichkeit staatlicher Einrichtungen durchdrungen ist, seiner Überzeugung nicht einmal Zwang anzutun.

„Wehe uns, wenn *auch nur der tausendste Teil* dessen, was wir auf Grund eines zuverlässigen Aktenmaterials behaupteten, *unerwiesen bleibt.* Dann sollt ihr einmal sehen, ihr lieben Leute, über welche gewaltigen Vorräte an sittlicher Entrüstung die Kgl. Staatsanwaltschaft verfügt. Und auch ein preußischer Gerichtshof kann sich nicht unter allen Umständen staatsanwaltlicher Beredsamkeit entziehen. Von den Richtern der vierten Strafkammee will und mag ich zwar nicht annehmen, daß sie befangen sind. Das schafft aber doch die Tatsache nicht aus der Welt, daß die Staatsanwaltschaft *gerade diese Kammer* als *besonders geeignet für die Zwecke dieses Prozesses* angesehen hat. ...

„Wenn man häufig mit den Gerichten zu tun hat, wird man *Fatalist.* Es kommt ja doch meist anders, als naive Gemüter annehmen. Wer Glück hat, wird freigesprochen, wer Pech hat, fällt hinein. Der Betrieb der Rechtsprechung unterscheidet sich hinsichtlich seiner Ergebnisse in manchen Fällen kaum vom Betrieb des Roulettes in Monaco und des Pokerspiels in Oldenburg. Wenn die Beweisaufnahme geschlossen und die Plaidoyers beendet sind, wenn das rien ne vas plus! erklungen ist, dann wird im Beratungszimmer der Richter der Apparat für die Urteilsfindung in Bewegung gesetzt, und wenn es dabei auch ganz reell zugeht, so ist das Endresultat doch von tausend Zufälligkeiten, die in der Individualität der Richter begründet sind, so sehr abhängig, daß selbst die gründlichste Gesetzeskenntnis

im Verein mit dem größten juristischen Scharfsinn nicht imstande sind, auch nur annähernd zutreffende Schlüsse auf das Urteil zu ziehen. ..."

Inzwischen hat die Verhandlung begonnen. Allerdings nur begonnen, denn sie wurde auffallend schnell, nach 3 Tagen, vertagt und zwar mit ebenso auffallender Rücksichtnahme auf einen der Sachverständigen, der angeblich nicht abkömmlich gewesen sei. Eine Nötigung, den Prozeß aus diesem Grunde zu vertagen, lag nicht vor. Um so anerkennenswerter ist die freundliche Rücksicht auf den vielbeschäftigten Sachverständigen.

Aber schon bei diesem bescheidenen Anfange mußte sich die Staatsanwaltschaft von der Verteidigung den schweren Vorwurf gefallen lassen, daß sie ein politisches Ausnahmegericht für diesen Prozeß künstlich konstruiert habe, worauf die Staatsanwaltschaft zu ihrer Verteidigung nur zu erwidern wußte, daß die Umrubrizierung wegen der größeren „Bedeutung" des „Vorwärts" geschehen sei. Weiter stellt der „Vorwärts" aus den Akten folgende Verfügung fest: „Blatt 15—26 sind auszutrennen und zu den Handakten zu nehmen."

„Die Verteidiger", so heißt es weiter in dem Bericht des „Vorwärts", „haben in wiederholten Beschwerden an die oberen Justizinstanzen die rechtliche Zulässigkeit der verhängnisvollen Umrubrizierung, durch welche ein politisches Ausnahmegericht geschaffen werde, auf das lebhafteste befehdet. Sie erhielten lange Monate hindurch stets nur die Antwort, daß die Staatsanwaltschaft ‚nach ihrem freien pflichtmäßigen Ermessen die ihr zweckmäßig (!) erscheinende Reihenfolge wählen' konnte. Abgesehen von der formalen Unrichtigkeit dieser Auffassung erschien es nun außerordentlich eigentümlich, daß die Behörde nicht das, worauf es ankam, nämlich den sachlichen Grund des Ermessens und der Zweckmäßigkeit, mitzuteilen für gut befand. Erst unter dem Datum des 5. Oktober kam Oberstaatsanwalt Isenbiel mit der besonderen Bedeutung des ‚Vorwärts' hervor, welche Begründung in vermehrt ungeschickter Form der Erste Staatsanwalt Schönian in der Donnerstagsverhandlung vortrug. Die Verspätung dieser Begründung und ihre Seltsamkeit vermehrte die schweren Bedenken, welche bei der Verteidigung gegen das Verfahren der Staatsanwaltschaft dadurch erregt war, daß nun gerade nach demjenigen Angeklagten als erstem und anscheinend hauptsächlichstem Täter der Prozeß rubriziert war, welcher unter den zahlreich inkriminierten Fällen nur einen einzigen veröffentlicht hat und noch dazu nur im abgeschwächten Nachdruck aus der ‚Zeit am Montag'...

„Leider unternimmt die Staatsanwaltschaft, vielleicht allzu gebeugt unter dem Verdacht, den sie auf sich lasten fühlt, nichts, um nach Möglichkeit ihre Tadellosigkeit zu erweisen. Schon in der Donnerstagssitzung des Gerichts wurde geradezu die Frage an die Staatsanwaltschaft gestellt, ob die Annahme richtig sei, daß sich in den ausgetrennten Aktenblättern Äußerungen finden, welche die Absicht der Erzielung eines Ausnahmegerichts beleuchten. Der Staats-

anwalt gab jedoch keinerlei Auskunft. In nichts beweisender Entrüstung, daß die Staatsanwaltschaft hoch über solchen Angriffen stehe, hat er versäumt, die erhobene Anschuldigung sachlich zu entkräften. Auch an den beiden folgenden Tagen verharrte die Staatsanwaltschaft in Schweigen über den Inhalt der ausgetrennten Aktenblätter. Wenn die Behörde so wenig besorgt ist, die Öffentlichkeit aufzuklären, dann darf sie nicht erstaunen, daß der Plötzenseeprozeß schon jetzt für das Ansehen der Justiz einen schweren Verlust, und für die Sozialdemokratie, in ihrem Streit gegen den kulturwidrigen Strafvollzug, einen großen Gewinn bedeutet!"

Kann eine schärfere oder mildere Bestrafung des präsumtiven Preßsünders irgend welchen Ersatz für die Einbuße bieten, die das schon so sehr strapazierte Vertrauen zur deutschen Rechtspflege durch solche Fälle notwendig erleiden muß? Und wenn hier wirklich nur der „Schein" vorliegen sollte, — ist es denn so schwer, ihn zu vermeiden? Wir haben leider schon so viel Klassenjustiz und politische Tendenzprozesse erleben müssen, daß es nur natürlich ist, wenn der Verdacht, daß es sich um dergleichen handelt, bei jedem ähnlichen Falle wieder aufersteht. —

Großes Aufsehen hat die Heidelberger „Schwaben"-Affäre erregt. Weniger wegen des an sich nicht gerade ungewöhnlichen Tatbestandes, als wegen des typischen Gepräges, in dem sich hier gewisse Klassen- und Kastenanschauungen in aller Harmlosigkeit und Naivität offenbarten. Bekanntlich hatte das Korps „Suevia" zwei Redakteuren des „Heidelberger Tageblatts" schwere Säbelforderungen gesandt, weil jene sich erkühnt hatten, das herausfordernde Benehmen der jungen Herrchen im Theater noch sehr milde als „roh und unanständig" zu bezeichnen. Natürlich mußten die Musensöhne „angeklagt" und auch „verurteilt" werden. Ob aber das ganze Verfahren — selbstverständlich objektiv — mehr als eine Komödie, eine Farce war — ut aliquid fecisse videatur — mögen die Leser selbst nach dem Bericht des „Heidelberger Tageblatts" entscheiden. Nach einem überaus einfachen Verfahren, unter gänzlichem Verzicht auf irgendwelche Beweisaufnahme und Zeugenvernehmung, wurden die Inkulpaten zu ganzen fünf und zwei Tagen Festung „verdonnert". Vorher war das Gericht noch so freundlich, die Verhandlung um zwei Stunden zu vertagen, da zwei der Herren „Angeklagten" nicht geruht hatten, pünktlich zu erscheinen. Wie nachsichtig doch deutsche Richter sein können!

„Die Forderung war auf schwere Säbel (krumme, geschliffene), eine der gefährlichsten Waffen, an zwei Redakteure ergangen, von denen der eine seit Jahren politisch . . . erfolgreich tätig ist, der andere, wie wir, wenn auch in eigener Sache, sagen dürfen, in rastlosem Fleiß sich eine geachtete journalistische Stellung verschafft hat; sie war ergangen von drei blutjungen Leuten, die sich studierenshalber als Mitglieder des Korps

‚Suevia' in Heidelberg aufhalten. Die Forderung enthielt in idealer Konkurrenz eine schwere Beleidigung für die Geforderten, indem man ihnen zutraute und zumutete, ein Vergehen gegen das Reichsstrafgesetzbuch zu begehen. Hier mag man ja den Angeklagten zugute halten, daß sie nach ihren mittelalterlich-traditionellen Begriffen von bürgerlicher Ehre und Ehrenverteidigung nicht die Empfindung haben konnten, wie bei einem schlicht Bürgerlichen der Respekt vor einem Reichsstrafgesetzbuchsparagraphen ausgeprägt ist, den er ernst nehmen zu müssen glaubt.

„Der Herr Vorsitzende begründete nun die überraschende Milde der Strafausmessung damit, es sei in weitgehendem Maße den Angeklagten zugut zu halten, daß die gewählten Ausdrücke ‚roh und unanständig' von vornherein weniger als Rüge, denn als Beleidigung hätten empfunden werden müssen; der Presse stehe ein Rügerecht zu, sie müsse es aber in einer Weise tun, daß es nicht den Eindruck einer Beleidigung, sondern den einer rechten Kritik mache. Die vorhandene ‚Beleidigung' wäre noch verstärkt worden durch den Zusatz: ‚Es waren wieder Schwaben.'

„Wir dürfen hierzu etwas weiter ausholen. *Jahrelang* war in früherer Zeit *das Theater in empörender Weise den Launen gewisser studierender Herren ausgesetzt, die sich in souveränster Weise über das Genußbedürfnis ihres kleinbürgerlichen Mitpublikums hinwegzusetzen vermochten.* Durch mühsam errungene Repressalien — wir könnten ein Dutzend alter Kritiken hervorsuchen — war eine Zeitlang Wandlung und Besserung geschaffen. In diesem Winter regte sich in den Logen wiederum die edle Sportlust. Auf einzelne Vorkommnisse wollen wir hier nicht näher hinweisen. Unser Kritiker und Redakteur fühlte sich, was ihm ja auch vom Gerichtshof gewissermaßen zugestanden wird, verpflichtet, das Publikum und die Kunst vor diesen Übergriffen zu schützen.

„Es ist uns bei unserem Laienverstand unfaßlich, woher der Gerichtshof *ohne Beweisaufnahme* entnehmen konnte, daß eine Beleidigung vorliegt, *da ja jede Prüfung unmöglich war, zu wissen, ob die Charakterisierung ‚roh und unanständig' eine richtige, den Tatsachen entsprechende war.* Nicht unser Redakteur, sondern sehr kompetente Zeugen hätten bestätigen müssen, daß unser Redakteur die gewählten Prädikate als den Tatsachen entsprechend wählen zu müssen und zu können berechtigt war. Selbst die schärfste Rüge, wenn sie dem Gerügten entspricht, kann doch nach unseren Begriffen keine Beleidigung sein, wenn nicht aus Form oder begleitenden Umständen die Absicht der Beleidigung hervorgeht. Es soll diese angebliche Beleidigung eine Verschärfung durch den Hinweis auf die Person der Täter enthalten. Die Exzesse sind — wie sich übrigens auch aus den zur Verhandlung nicht vorgenommenen Polizeiakten ergibt — aber derart gewesen, daß unser gewissenhafter Kritiker in seinem ehrlichen Interesse für das Theater die Täter festzunageln für gut befand — schon um vorbeugend zu wirken. Da ihm aber die Namen

nicht bekannt waren, so konnte er nicht anders, als sie nach der Zugehörigkeit zu ihrem Korps zu bezeichnen. Ja, es sollte eine Denunziation im ehrlich juristischen Sinne sein. Wie aber der offene, unverzagte Hinweis auf die Person zu Nutz und Frommen der Aufsichtsbehörde eine Beleidigung oder gar eine Verschärfung der Beleidigung sein sollte, ist für uns unverständlich.

„In seiner Urteilsbegründung meinte der Herr Vorsitzende noch, daß es dazu gehört hätte, um beim Publikum den Eindruck einer ‚richtigen Kritik' und keiner Beleidigung hervorzurufen, in der Kritik das Publikum wenigstens einigermaßen darüber aufzuklären, was eigentlich vorgefallen sei. Das sei aber nicht geschehen. Was von dieser Verhaltungsmaßregel, die der Vorsitzende hier der Presse gibt, zu halten ist, gibt am besten eine Bemerkung wieder, die die Redaktion der ‚Frankfurter Zeitung' (in Preßsachen sicher kompetent!) in ihrem gestrigen Abendblatt zu diesem Passus macht: ‚Diese Unterlassung scheint uns vielmehr der Ausdruck einer sehr weitgehenden Rücksichtnahme. Im übrigen hängt es ganz von dem freien Ermessen des Theaterreferenten und von den besonderen Umständen ab, ob und wie er Vorgänge außerhalb der Bühne mitbesprechen will.' Wir haben dieser Rektifizierung kein Wort hinzuzufügen. Sie entspricht wohl der Meinung der ganzen deutschen Presse.

„Die Entscheidungsgründe haben weiter die minimale Strafe mit den angeblichen Vermittlungsversuchen motiviert. Gewiß haben die Angeklagten vor der Forderung andere Schritte getan. Was aber wünschten die Betreffenden? Es sollten die Redakteure öffentlich und persönlich die Ausdrücke widerrufen! Unsere Redakteure sind, wie wir versichern dürfen, Männer von Ehre. Es ist eine seltsame Zumutung, wenn solchen Männern das Ansinnen gestellt wird, das, was sie aus Überzeugung ausgesprochen und mit nach ihrer Empfindung den Tatsachen entsprechenden Ausdrücken charakterisiert haben, zu revozieren. Bei einer Zeugeneinvernahme wäre wohl auch die Bedingung dieser ‚gütlichen Vermittlung' zur Sprache gekommen. Woher das Gericht die Tatsache der Vermittlung kannte und wußte, welcher Art sie war und unter welchen Bedingungen sie erfolgte, ist uns unbekannt. In einer Beweisaufnahme ist jedenfalls Näheres nicht festgestellt worden.

„Der Vorsitzende sprach sich dahin aus, daß die Angeklagten nach dem Scheitern dieser Vermittlungen nach ihrer Anschauung, wie sie ja vielfach bestehe, als ‚beleidigt' sich Genugtuung verschaffen mußten. Das Gericht hat damit die traurige Tatsache festgestellt, daß in der Gesellschaftsklasse der Angeklagten diese ‚Anschauung' über die Art der Genugtuungsschaffung natürlich ist."

Ist der Fall auch nicht geeignet, eine Haupt- und Staatsaktion abzugeben, so ist er doch sehr lehrreich für die Milde und das liebevolle Verständnis, das deutsche Richter auch gesetzwidrigen Gepflogenheiten

und Vorurteilen entgegenzubringen wissen — wenn, ja wenn sie in der eigenen Kaste herrschen. Hätte man da nicht allen Grund, auch die Anschauungen und Bräuche anderer Bevölkerungsklassen verständnisvoller zu würdigen und sie bei der Strafabmessung in Anrechnung zu bringen? Da mangelt's aber gar sehr. Man vergleiche mit der obigen Milde die unnachsichtige Härte, mit der im Verhältnis sehr harmlose Vergehen von streikenden Arbeitern geahndet werden, von der Feindseligkeit in Preßprozessen gar nicht zu reden. Liegt nicht z. B. für den Redakteur eine ungleich größere, weil eben wirkliche und nicht nur eingebildete moralische Verpflichtung vor, das Redaktionsgeheimnis zu wahren, als für ein junges Bürschchen, sich für vermeintliche „Beleidigungen" blutige Sühne zu verschaffen? Und doch wird gegen Redakteure, die eine nach ihren und aller anständigen Leute Begriffen ehrlose Handlung nicht begehen wollen, das schärfste Zwangsverfahren angewendet.

Einige Urteile aus dem letzten Bergarbeiterstreik:

In einer Versammlung zu Dorstfeld hatte der Bergmann A. geäußert, er rufe seinem arbeitswilligen Nachbarn öffentlich ein Pfui! zu. Für dieses Pfui erhielt der Sünder vom Dortmunder Schöffengericht 4 Wochen Gefängnis.

Am 17. Januar rief der Bergmann K. aus Kastrop dem Arbeitswilligen Wagner zu: „Wo willst du L......... mit der Kaffeepulle hin?" — Dafür setzte es — man muß die derbe Ausdrucksweise der Leute aus dem Volke kennen! — 14 Tage Gefängnis.

Am 14. Januar sagte der Bergmann F. zu Lütgendortmund zu dem Arbeitswilligen Karl Hiddemann: „Bleib lieber zu Hause bei deiner Frau und setze dich hinter den Ofen!" Der Arbeitswillige erklärte, daß er sich durch diese Äußerung bedroht gefühlt habe! Das Gericht erklärte den Tatbestand der Nötigung für erfüllt und diktierte 10 Tage Gefängnis.

Der Fabrikschmied Franz F. aus Barendorf bei Bochum besuchte am 16. Januar seinen auf der Zeche Matthias Stinnes beschäftigten Bruder. Er geriet auf diesem Wege an einer Gassenecke zwischen einen Trupp streikender Bergleute. Zu diesem Trupp trat ein Gendarm, der die Leute dreimal aufforderte, auseinander zu gehen und die Passage frei zu machen. F. blieb aber stehen, worauf er in Haft genommen wurde. Die Anklage ist sehr schnell erhoben worden, und schon am 25. Januar — also gerade 9 Tage später — erfolgte seine Aburteilung vor der Essener Strafkammer. Er wurde beschuldigt, sich unter der Menschenmenge agitatorisch betätigt zu haben. Wegen Verursachung eines Auflaufs wurde der Mann auf 1 Monat ins Gefängnis geworfen.

Eine Frau aus Marten sollte vor Arbeitswilligen ausgespuckt haben. Dafür erhielt sie vom Dortmunder Schöffengericht 3 Tage Gefängnis. Dergleichen Verurteilungen wegen Ausspuckens vor Arbeitswilligen hat es ja bei Streiks schon mehrfach gegeben. Das Auffällige hieran ist, daß man sogar eine Frau deshalb bestraft hat. In anderen Fällen sind Verurtei-

lungen erfolgt, ohne daß nachgewiesen werden konnte, daß das Ausspucken absichtlich geschehen war.

Der Bergmann H. aus Mengede hatte am 11. Januar nach einer Versammlung zu dem Arbeitswilligen Weber gesagt: „Was, du willst die ganze Sache verderben, du Speichellecker?" Dabei soll er zu einer Ohrfeige ausgeholt haben. Urteil: 2 Monate Gefängnis.

Solche Urteile, meint die „Berl. Volkszeitung", der wir diese Sammlung verdanken, „erklären sich nur daraus, daß in den Schöffengerichten und in den Strafkammern vielfach Männer sitzen, die den Streik an sich für etwas Verwerfliches halten.

Jedenfalls müßten Urteile wie die hier angeführten außerordentlich verbittern. Auch die Zentrumspresse hat sich mit großer Schärfe gegen diese Verurteilungen gewandt. Die „Kölnische Volkszeitung" schrieb, daß sonst sogar applizierte Ohrfeigen nur mit einer geringen Geldstrafe belegt werden, während des Streiks aber gäbe es sogar auf nur angedrohte schon längere Gefängnisstrafen.

Am 23. Januar rief die Ehefrau Minna Wegener zu Östrich von der Zeche kommenden Bergleuten die Worte zu: „Ihr Mannsleute habt wohl Hunger, ich habe noch Kasseler Brot im Schrank, wenn mein Mann auch nicht arbeitet. Ihr könnt etwas davon haben!" Zur Illustrierung dieser Worte stellte sich die Ehefrau Marie Schmidt mit einem Schwarzbrot daneben. Da letztere nur eine Statistenrolle spielte und stumm blieb, konnte das Gericht in ihrem Tun eine strafbare Handlung nicht erblicken, sie wurde infolgedessen freigesprochen. Die Wegener jedoch bekam wegen versuchter Nötigung und Beleidigung eine Woche Gefängnis zudiktiert.

Dieser Bericht ist wörtlich dem Amtsblatt, der „Dortmunder Zeitung", entnommen und auch die anderen dortigen Blätter legen der Frau kein beleidigendes Wort in den Mund. Und doch eine Woche Gefängnis! Wofür? Warum? Man greift sich an die Stirn und zerbricht sich vergebens den Kopf mit phantastischen Vermutungen über irgendwelche triftigen Gründe. Eine Woche Gefängnis — pro nihilo!

Wegen solcher Nichtigkeiten sollte es überhaupt zu keinem Verfahren kommen. Minima non curat prætor — um Kleinigkeiten kümmert sich der Prätor nicht. Wie diese wahrhaft weise Sentenz bei uns gedeutet und gehandhabt wird, dafür liefert der Reichstagsabgeordnete H. v. Gerlach in der „Berl. Ztg." einen höchst ergötzlichen Beitrag. Der Fall hat sich in der Südwestecke der Provinz Hannover abgespielt. Es handelt sich zwar nicht gerade „um nichts", aber doch nur „um eine — Wurst"!

„Lebt da in Grasdorf im Kreise Bentheim ein Bauer namens Heesman. Dieser Heesman hat eine Schwester in Holland wohnen. Eines schönen Tages stattet er ihr einen verwandtschaftlichen Besuch ab. Schwesterlicher und schwägerlicher Liebe voll, packt sie ihm zum Schluß eine prächtige, selbstgemachte, holländische Wurst von 1/2 Kilo Gewicht in seinen Korb. Er soll sie seiner kranken Frau mitbringen. Schmunzelnd macht sich Hees-

man auf den Weg. Wenn er mit einer solchen Leberwurst erscheint, wird ihn seine Frau doppelt freudig willkommen heißen.

„Doch das Auge des Gesetzes wacht! Ein preußischer Grenzaufseher sieht ihn, untersucht seinen Korb und findet die Wurst. Aha, mein Bürschchen! Der arme Heesman ist todeserschrocken. Er weiß absolut nicht, welcher schwarzen Tat er sich schuldig gemacht hat. Doch der Beamte belehrt ihn, daß seit einigen Jahren die Einfuhr von Wurst nach Deutschland verboten ist. Er geleitet ihn nach der nächsten Stadt, nach Neuenhaus, auf das Zollamt. Dort verfügt der Oberkontrolleur, das corpus delicti sei sofort wieder an seinen Ursprungsort zurückzubringen. In Begleitung des Grenzaufsehers wandert Heesman wieder nach Holland zu seiner Schwester zurück, um ihr unter obrigkeitlicher Kontrolle die Leberwurst in aller Form Rechtens zu restituieren. Daß die Zeit, während deren der Grenzaufseher mit der Geleitung der Heesmanschen Wurst beschäftigt war, nicht etwa von Schmugglern dazu benutzt worden ist, um Waren über die preußische Grenze zu paschen, wollen wir im Interesse des Fiskus annehmen.

„So, seine Wurst war Heesman nun also glücklich los. Aber die Konsequenzen dieser Wurst sollten ihn noch lange beschäftigen.

„Zunächst wurde er vor das Schöffengericht in Neuenhaus wegen Vergehens gegen das Fleischbeschaugesetz und das Vereinszollgesetz vorgeladen. Der Amtsanwalt beantragte 1 Mark Strafe und 50 Pf. Werterſatz. Das Gericht sprach den Angeklagten jedoch frei, indem es ihm guten Glauben zuerkannte, ja, nicht einmal Fahrlässigkeit annahm. Das Einfuhrverbot erwies sich nämlich als in der dortigen Gegend fast völlig unbekannt. Selbst einer der Schöffen wußte nichts davon.

„Der Staatsanwalt nahm Ärgernis an dem Freispruch und legte Berufung ein (!!) Die Leberwurst mußte unbedingt gerochen werden! Die Sache kam also vor die Strafkammer in Osnabrück. Heesman machte sich auf den Weg, ging nach Neuenhaus, setzte sich dort auf die Bahn und fuhr schweren Herzens die hundert Kilometer bis nach Osnabrück. Was mochte ihm dort bevorstehen?

„Es kam noch schlimmer, als er in seinen schlimmsten Träumen befürchtet hatte. Die Strafkammer stellte fest, daß sie als Berufungskammer mit ihren drei Richtern gar nicht zuständig sei, da die Sache von vornherein nicht vor das Schöffengericht, sondern vor die Strafkammer gehört hätte. Denn es handle sich um einen Paragraphen des Fleischbeschaugesetzes, auf dessen Übertretung bis sechs Monate Gefängnis stünden! Der Wurst gebührt eine Strafkammer von fünf Richtern.

„Tief bekümmert fuhr Heesman nach Grasdorf zurück. Bis sechs Monate Gefängnis konnte er bekommen! Heesman ist selbst Landwirt. Aber von dem Maße von Landwirtschaftsfreundlichkeit, wie es in unserem Fleischbeschaugesetz steckt, hatte er doch keine rechte Vorstellung gehabt. Er wußte zwar, daß nach dem Willen unseres hochmögenden Agrariertums Hausschlachtungen von jeder Fleischbeschau befreit sind, so daß jeder Agrarier

das Recht hat, ungestraft seine Familie, seine Dienstboten und selbst Gelegenheitskäufer zu vergiften. Aber er wußte nicht, daß man bis zu sechs Monaten ins Gefängnis wandern muß, wenn man für seinen eigenen Konsum von seiner Schwester eine tadellose holländische Wurst geschenkt erhält.

„Zum zweiten Male stand Termin in Osnabrück an. Zum zweiten Male löste sich Heesman eine Rückfahrkarte dahin. Diesmal fand er fünf Richter vor. Und es waren gute Richter. Sie sprachen ihn frei. Aber die Erstattung seiner Unkosten lehnten sie ab.

„Für Heesman ist die Unglückswurst ein kostspieliges Geschenk geworden. Für den preußischen Fiskus nicht minder. Wieviel Richter und andere Beamte sind ihretwegen bemüht worden!

„Du aber, lieber Leser, der du etwa eine Reise ins Ausland machst, nimm dich ja in acht, daß du bei der Rückkehr über die deutsche Grenze nicht ein Brötchen mit Wurst in deiner Reisetasche hast. Nicht alle Richter sind so einsichtsvoll wie die Osnabrücker, und sechs Monate Gefängnis sind kein Spaß."

Auf demselben Felde der „Korrektheit" um jeden Preis gewachsen ist ein anderes wahres Histörchen, das sich an den Tod Menzels knüpft. Dieser Tod ist zwar weltbekannt, vom Reichsanzeiger offiziell gemeldet, die Beisetzung vom Kaiser mit feierlichem Pomp begangen, trotz alledem aber noch lange nicht — gerichtsnotorisch. Und so hat sich denn ein Berliner Nachlaßrichter geweigert, die Eröffnung des Menzelschen Testaments vorzunehmen, weil ihm der Anwalt der Erben keine Sterbeurkunde vorgelegt hatte. Auch diesen Fall beleuchtet Herr von Gerlach sehr lustig:

„Ein korrekter Richter ... ist der Menzelsche Nachlaßrichter. Wenn ich das ausspreche, so habe ich dafür drei gute Gründe. Erstens: wenn ich das Gegenteil sagte, würde ich mir eine Anklage wegen Richterbeleidigung zuziehen. Zweitens: ich bin lange genug selbst Jurist gewesen, um zu wissen, wieviel man als Jurist in Ausführung der nun einmal bestehenden Gesetze tun muß, was niemand von den Laien mit dem gesunden Menschenverstand in Einklang bringen kann. Drittens: ich weiß, daß der Richter im vorliegenden Falle gar nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat, wenn er sich an den Buchstaben des Gesetzes halten wollte. Es liegt mir also weltenfern, dem korrekten Richter ob seiner Korrektheit irgend einen Vorwurf zu machen. Nur darum handelt es sich, an einem konkreten Falle zu zeigen, wohin die formell korrekte Anwendung eines Gesetzes führen kann.

„Der Anwalt der Menzelschen Erben behauptete, der Tod Menzels sei notorisch. Hat ihn doch sogar der ‚Reichsanzeiger' gemeldet! Die Gerichte sehen manchmal etwas als notorisch an, dessen Notorietät von anderer Seite sehr bestritten wird. Als ‚notorisch' wurde es von den Richtern schon hingestellt, daß die Gewerkschaften Streikvereine seien, und daß sozialdemokratische Blätter systematisch verleumdeten. Wenn aber

vie beim Tode Menzels etwas in Frage kommt, was weltkundig ist, so rklärt der Richter, daß es um deswillen noch lange nicht gerichtskundig sei.

„Viele Richter führen eben die Vorschriften der Gesetze stets mit erselben Peinlichkeit aus, deren sich in den letzten Wochen die italienischen Eisenbeamten zum großen Unbehagen des Publikums und der Verwaltung ei der Beobachtung des Betriebsreglements schuldig gemacht haben. Sie aten genau das, was ihnen der Buchstabe der Vorschriften gestattete, ja ebot. Bei ihnen nannte man es Obstruktion. Bei den Gerichten nennt nan es Korrektheit.

„Auch in Frankreich sind die korrekten Richter die Regel. Wer sie ennen lernen will, sehe sich die Komödien Courtelines an. Alle diese korekten Richter Frankreichs sind für das Publikum eine namenlose Masse, eren man nicht mit allzuviel Liebe gedenkt. Aber einen Richter kennt edermann in Frankreich. Das ist Herr Magnaud in Château-Thierry. Er st der gute Richter. Unter seinen Händen wurde das Recht lebendig. Man atmete ordentlich auf, als man sah, wie mit einem Male hinter den Buchstaben des Gesetzes der Geist des Gesetzes hervorleuchtete, wie Recht nd Gerechtigkeit sich als identisch erwiesen. Endlich ein Richter, für den as Gesetz nicht Selbstzweck schien, sondern nur der Ausgangspunkt für die Rechtsfindung wurde!

„Man kann den Formalismus durch noch größeren Formaismus ad absurdum führen. Wenn ein Richter die Sterbeurkunde Menzels verlangt, so kann man ihm entgegenhalten, daß auch die Sterbeurkunde den Tod noch lange nicht beweist. Sie beweist nur, daß der angebliche Tod beim Standesbeamten gemeldet ist. Der, dessen Tod amtlich emeldet ist, kann ruhig leben. Nicht einmal das Begräbnis beweist etwas. Hat man nicht historische Beispiele dafür, daß Särge, als sie später geöffnet vurden, statt des vermeintlichen Toten eine Puppe oder einen toten Hund nthielten?

„Der strenge Formalismus, den man Korrektheit nennt, führt nicht ur höchsten Rechtsgarantie, sondern zur Verschleppung, ja er kann direkt ls Schikane empfunden werden. Woher das Sehnen weiter Volkskreise ach Sondergerichten, nach Gewerbegerichten, Kaufmannsgerichten und ähnichen? Ist es nicht lediglich der in die Praxis umgesetzte Schrei: Los vom Formalismus!

„Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Es liegt wahraftig mehr Weisheit in manchem Spruch der Bibel, als selbst in manchem öniglich preußischen Richterspruch."

Ei freilich — was nützen aber alle noch so auswendig gelernten Wahrheiten, wenn man auch nicht im Traume daran denkt, praktische Schlüsse daraus zu ziehen? Niemand leugnet ernstlich die Berechtigung der Klagen, die von der unabhängigen Presse unausgesetzt erhoben werden. Es wird nicht einmal der Versuch einer sachlichen Rechtfertigung gemacht, geschweige

denn die Richtigkeit des Tatsachenmaterials bestritten. Was man von Zeit zu Zeit zu hören bekommt, sind absprechende Urteile von oben herab über „vorlaute Dreistigkeit" usw. Statt daß man den Dingen auf den Grund geht, das von der unabhängigen Presse dargebotene Material dankbar entgegennimmt, tut man gerade so, als ob die Presse die Schuldige sei, und gibt sich alle Mühe, ihr das schwere Amt noch zu erschweren. Eine Sanierung könnte — wie die Dinge in Preußen-Deutschland heutzutage liegen — nur von den obersten Stellen ausgehen, und daß diese freiwillig vorgehen würden ohne starken und andauernden Druck, ist leider gar nicht zu erwarten. Gewisse, nicht nur von den „unteren Klassen", sondern auch vom gebildeten Bürgertum lebhaft beklagten Zustände sind gewissen maßgebenden Stellen nur erwünscht, weil sie ihnen als Bürgschaft für ihre uneingeschränkte Herrschaft gelten und als Mittel, unbequeme Regungen zu unterdrücken. Wenn das nun auch eine verhängnisvolle Selbsttäuschung ist, so muß doch damit gerechnet werden. Eine Besserung der Zustände auch in unserer Rechtspflege ist somit nur noch von einer entschiedenen und andauernden Wirksamkeit der unabhängigen Presse zu erwarten, zumal diese, wie in so vielen Fällen, so auch hier, von der — freiwillig oder unfreiwillig — abhängigen schmählich im Stich gelassen, ja aus sehr naheliegenden Gründen aufs gehässigste angefeindet wird.

„Es wäre ungerecht", schreibt die „Berliner Volkszeitung", „zu behaupten, daß man in leitenden Kreisen nicht den Wert der Presse zu schätzen wüßte. Aber für diese Kreise existiert zwischen Presse und Presse ein Unterschied. Man begönnert einen Teil der Presse mit einem Wohlwollen, das sich in den verschiedensten Formen über die Günstlingsblätter ergießt. Aber dieses ‚Segens' werden nur die artigen Kinder teilhaftig. Die gouvernementale, die regierungsfreundliche Presse; die Presse, die nie ein Wort der Kritik an der Politik, an den Maßnahmen der hohen Obrigkeit wagt; die Presse, die den Ruhm der Regierungsweisheit in allen Tonarten singt, sie nährt sich von der gnädigen Herablassung der Mandarinen, denen sie sich zur Verfügung stellt für alle Lagen des politischen Lebens.

„Auch diejenigen Blätter, die unter der angenommenen Maske der Unparteilichkeit oder der politischen Tendenzlosigkeit die Leser zu einem andauernden Murmeltierschlaf erziehen, erfreuen sich in den Kreisen der maßgebenden politischen Rückständigkeit einer besonderen Wertschätzung. Denn sie ersticken zur großen Freude der reaktionären Mächte die oppositionellen Instinkte des Volkes. Je denkträger ein Volk in politischer und sozialer Beziehung ist, um so ungenierter vermag die politische Reaktion ihr Wesen zu treiben. Darum liebt man in reaktionären Kreisen jene politisch gesinnungslose Sensationspresse, die allen zeitbewegenden politischen und sozialen Problemen ängstlich aus dem Wege geht, dafür aber das politische Gewissen der Nation mit dem nichtigsten Fraubasenklatsch ein-

t. Blätter dieser Art geben vor, sie wollen ihre Leser in politischer
ehung nicht ‚bevormunden'. Dabei aber führen sie sie durch das, was
en Lesern an politischem Material verschweigen, um nirgends an-
ßen, nach Belieben an der Nase dahin, wohin sie sie planmäßig bringen
n: in den Schoß der allein seligmachenden Reaktion.

„Von dieser Art Presse hat denn auch niemand zu erwarten,
sie jemals zur Verteidigerin bedrohter Rechte des
kes oder zur Wahrerin verletzter Rechte des einzelnen
. Die Furcht, sich bei solchen Gelegenheiten das einträgliche Wohl-
n ihrer behördlichen Gönner zu verscherzen, hält die auf standfeste
tgesinntheit' geeichte Presse gründlich davon ab, einen behörd-
en Übergriff als solchen zu bezeichnen und seine Fest-
ung zum Ausgangspunkte genereller Forderungen auf
eitigung von Gebrechen und von Mängeln der Verwal-
g zu machen. ...

„Wenn in diesen Tagen ein preußischer Landgerichtsrat einem An-
gten den Vorwurf gemacht hat, daß er bei einer unabhängigen Zeitung
tz gesucht habe gegen eine Behörde und daß er dies nur aus Lust an
Sensation oder am Klatsch getan habe, so bekundet dieser preußische
ter dadurch mit unerschütterlicher Beweiskraft: er hat keine Vor-
ung von der Größe des Schutzbedürfnisses des einzelnen
gers gegen behördliche Übergriffe. Ihm ist die Bedeutung
unabhängigen Presse für die Aufrechterhaltung der staatlichen
nung ein Buch mit sieben Siegeln. Ihm ist die Einsicht gänzlich ver-
sen, daß gerade die Presse, die sich der Volksrechte am ehrlichsten, am
nsten annimmt, es am wenigsten nötig hat, auch am wenigsten Neigung
besitzt, der Sensationslüsternheit oder Klatschsucht weitester Kreise oder
lner Personen zu dienen. Wir Journalisten, die wir in der Tätigkeit
ine von den Behörden völlig unabhängige Presse unsere Befriedigung
n und dadurch unserem Leben einen reichen Inhalt gegeben sehen, wir
eln über die Mißachtung ehrlichen nnd sauberen journa-
schen Strebens, wie sie uns häufig aus den Schreibstuben
r verknöcherten Bureaukratie oder aus den Gerichtssälen
egentritt ..."

Wie sagte doch Bismarck? Wenn er einen ganzen Leiterwagen
Geheimräten vollpackte, so gäben sie noch keinen tüchtigen Publizisten
aber aus jedem tüchtigen Publizisten könne er einen Minister machen.
ungefähr, jedenfalls war's der Sinn, und der ist heute noch wahr.
entlich die Ämter der Justiz und des Innern könnten von praktischen
lizisten manches Nützliche lernen und solche selbst in ihren Ressorts
gut brauchen. Sie würden — so paradox das klingt — von diesen
nern der Feder vor allem lernen, daß viel weniger — geschrieben
en müsse.

Mit dem 1. April bekommt die Reichshauptstadt ein neues Droschken-

Polizeireglement. Es zählt nicht mehr als nur 113 (Einhundertunddreizehn!) Paragraphen. Ob die wohl alle in den Kopf der Schutzleute hineingehen werden, von den Droschkenkutschern zu schweigen?

Einige Zeit vorher wurde Berlin mit einem neuen An- und Abmeldesystem beglückt, das an Umständlichkeit wohl den Rekord schlägt und die wunderbarsten Blüten zeitigen muß. So kann es z. B. vorkommen, daß jemand, der von einer Seite der Straße in das Haus vis-a-vis zieht, auf jeder Seite wer weiß wieviele Formulare mit wer weiß wie vielen Fragen auszufertigen, sich überdies noch womöglich auf dem oft entfernten Polizeiamt persönlich zu melden hat. Läßt man solches schon dem getreuen „Untertan und Bürger" angedeihen, so kann man sich leicht vorstellen, was erst die Fremden an polizeilichen Inquisitionen auszustehen haben, und wie abschreckend das auf den Besuch der deutschen Reichshauptstadt wirken muß. Das ist denn auch in der Tat der Fall, wie Professor Eduard Engel in der „B. Z." feststellt:

„Wer ... in Berlin, wie ich, viel mit Ausländern verkehrt, der hört von ihnen allen auf eine ehrliche Frage auch die ehrliche Antwort des wahren Grundes, aus dem Berlin für so viele Ausländer trotz all seiner Anziehungen doch immer etwas Unerquickliches behält: es ist unsere Fremdenpolizei. Wie oft schon haben mir ausländische Freunde ihre helle Verzweiflung ausgesprochen über die endlosen Scherereien, die ihnen nach ihrer Ankunft in Berlin unsere Paß- und Fremdenpolizei gemacht hat, der Paßzwang ist zwar schon längst, ich denke, seit der Begründung des Norddeutschen Bundes, abgeschafft; dennoch hält sich die Polizei für berechtigt, von jedem Fremden, auch wenn er sich nur wenige Tage in Berlin aufhalten will, allerlei Papiere zu verlangen. Ein Mensch ohne Papiere, ohne recht viele Papiere, ist unserer Polizei höchst verdächtig. Sie vergißt dabei, daß in der Regel die wirklich verdachtswürdigen Fremden entweder reichlich mit den schönsten Papieren ausgestattet sind, oder sich dem engmaschigen Netz der Fremdenpolizei zu entziehen wissen. Namentlich den Engländern und Amerikanern geht es in Berlin schlimm. Rechnet man die Fremden, die aus Rußland und aus Österreich zu uns kommen, ab, die ja durch die engsten Geschäftsbeziehungen zum Aufsuchen Berlins gezwungen sind, so stehen die Engländer und Amerikaner obenan in der Liste unserer fremden Gäste. Im September 1904 waren in Gasthäusern abgestiegen und polizeilich gemeldet 1156 Engländer, 1764 Amerikaner, zusammen also beinahe dreitausend in einem Monat. Das ist nicht wenig, aber es könnte viel mehr sein, und vor allem die angelsächsischen Besucher würden an dem ihnen sonst überaus angenehmen Leben Berlins durch längeren Aufenthalt teilnehmen, wenn er ihnen nicht durch die fortgesetzte Belästigung von seiten der Fremdenpolizei verleidet wäre. In Paris und in London mag es auch eine Fremdenpolizei geben, aber der Fremde merkt sie nicht, er braucht sich nicht anzumelden, keine Behörde kümmert sich um ihn,

– es geht auch so. Es würde auch in Berlin vortrefflich gehen,
meinethalben nach Anmeldung im Hotel, die Berliner Polizei sich
n mindesten um die Ausländer kümmerte, oder doch nur dann, wenn
um die Polizeisprache zu reden, lästig machen." —

Das Tollste, was an Polizeitaten geleistet werden konnte, wäre, wenn
bestätigte, ein Vorgang, der in Kattowitz und Umgegend die Be-
ng schon seit einiger Zeit in Aufregung erhalten soll. Es fällt einem
an die Möglichkeit des Falles zu glauben, auch wenn man sich schon
manches gewöhnt und entsprechend abgehärtet hat. Und doch wird
erhörte mit allen Einzelheiten in voller Bestimmtheit gemeldet.

Im Dezember v. J. wurde der Arbeiter Viktor aus Charlottenhof
nigshütte auf dem Wege nach seiner Wohnung plötzlich von drei
isten angehalten und mit dem Säbel blutig geschlagen.
eamten glaubten, V. sei der gesuchte „Raubmörder Stronczek", ob-
er mit diesem kaum Ähnlichkeit hat. Sein lebhaftes Be-
daß er der Gesuchte doch nicht sei und daß man ihn doch kennen
da er doch in der Nähe wohne, wurde immer nur mit Säbel-
n über den Kopf und auf seine Arme beantwortet. Sie nahmen
ine Papiere ab, ohne jedoch hineinzusehen. Erst nach
ündiger Haft (!) ließ man den aus vielen Wunden Bluten-
ieder frei, obwohl man binnen weniger Minuten den Fehlgriff
einsehen können! Der so Behandelte stellte Strafantrag bei
aatsanwaltschaft, aber die Staatsanwaltschaft lehnte jedes
reiten gegen die Beamten ab, obwohl sie in ihrem Bescheid
, daß V. erheblich mißhandelt worden sei! Der Staats-
rechtfertigte das Vorgehen der Polizisten mit der — „frappanten
keit" V.'s mit dem gesuchten Raubmörder — eine „Feststellung",
Kattowitz Heiterkeit und Protest hervorruft. Ferner sagt der Staats-
: Da V. seine Hände über dem Kopf zusammengeschlagen,
ie Beamten in den Glauben versetzt worden, er habe einen —
lver hervorholen und auf die Beamten schießen wollen!

Der so um sein Recht gekommene V. hat von diesem merkwürdigen
d sofort telegraphisch dem Oberstaatsanwalt in Breslau Mitteilung
t und um Beschleunigung gebeten. Die Bevölkerung, die so wie so
Polizisten nicht auf allzu gutem Fuße lebt, ist über den bisherigen
ng der Affäre aufs höchste erbittert, zumal jeder befürchtet, bei der
Gelegenheit ebenso behandelt und ohne richterlichen Schutz gelassen
den. Der Oberstaatsanwalt hat nun eine erneute, gründliche Unter-
der Affäre angeordnet. Außerdem soll die Antwort der Staats-
schaft im Reichstage zur Sprache gebracht werden.

Selbst wenn es sich um einen Raubmörder handelte, wären die
beamten doch nicht befugt gewesen, ihm ohne weiteres mit der
Waffe zu Leibe zu gehen. Dazu hätten sie nur ein Recht gehabt,
r Widerstand leistete. Die Polizei hat keinerlei Strafbefugnis,

dazu haben wir die Gerichte. Von welcher Seite man den Fall auch ansieht, selbst wenn man sich — was ja ganz ausgeschlossen — die Voraussetzungen des Staatsanwalts zu eigen macht, läßt sich auch nicht das Geringste entdecken, das irgend geeignet wäre, den Fall auch nur in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Das Ganze liest sich wie ein Schauerroman aus dem dunkelsten Sibirien. — —

So wird Vernunft Unsinn, Wohltat Plage. Ist das aber wirklich ein unumstößliches Naturgesetz, ein unvermeidlicher Ausfluß menschlicher Unzulänglichkeit, wie die gewerbsmäßigen Verteidiger der „gottgewollten (Un-) Ordnung" ihre Getreuen glauben machen wollen? Auch wo Menschlichkeit und gesunder Menschenverstand an den starren Klippen des Buchstabens zu scheitern drohen, können weise Richter noch einen Ausweg finden, wenn sie den Geist des Gesetzes walten lassen.

Vor einiger Zeit mußte ein Termin gegen den Generalagenten und Tanzlehrer Eduard Pinkpank und dessen Ehefrau Helene geb. Dittmann vertagt werden, da sich zwei Zeugen, der Stepper Emil Lauckner in Magdeburg und die 52jährige unverehelichte Näherin Nentwig, die Mitglieder einer Religionssekte sind, beharrlich weigerten, den Zeugeneid zu leisten. Die beiden Zeugen wurden seinerzeit zu einer Ordnungsstrafe von je 30 Mark verurteilt, auch wurden ihnen die sämtlichen Kosten des durch ihre Eidesverweigerung vereitelten Termins auferlegt.

Die schwierige Sachlage machte bei der erneuten Verhandlung dem Richterkollegium wieder einige Kopfschmerzen. Auf die Frage des Landgerichtsdirektors Kanzow, ob die Zeugen den Eid leisten wollten, erklärten beide bestimmt: „Nein, wir schwören nicht! Wir gehören beide zur Gemeinde Gottes, und unser Glauben steht ausschließlich auf dem Boden der Heiligen Schrift, welche die Anrufung Gottes in weltlichen Dingen verbietet!" Vors.: „Es steht doch aber in der Bibel, ‚man solle der Obrigkeit gehorchen und nur in unnützen Dingen den Namen Gottes nicht anrufen'." Der Vorsitzende versuchte nun an der Hand einer großen Anzahl Bibelzitate den beiden Zeugen klar zu machen, daß der Eid nicht verboten ist. Beide Zeugen erklärten trotzdem, den Eid nicht leisten zu wollen. Der Staatsanwalt beantragte daraufhin gegen beide Zeugen die Haft, die das Gesetz in Höhe bis zu 6 Monaten im Falle einer Eidesverweigerung zuläßt, anzuordnen. Zeugin Nentwig: „Wenn Sie die Todesstrafe über mich verhängen oder mich auf Jahre ins Gefängnis werfen, ich leiste keinen Eid!"

Nach kurzer Beratung verkündete der Vorsitzende, daß der Gerichtshof von einer Bestrafung Abstand genommen habe, da er sonst einen förmlichen Gewissenszwang auf die Zeugen ausüben müßte. Ein ähnlicher Fall, in dem ein Gerichtshof einem Zeugen trotz unbeeideter Aussage ebenfalls Glauben schenken mußte, sei erst kürzlich vom Reichsgericht entschieden. Wenn ein Zeuge vor seiner Vereidung nach gemachter Aussage plötzlich vom Schlage getroffen wird und verstirbt, so

müsse dieser Aussage derselbe Glaube beigemessen werden als einer beeidigten.

Der Prozeß als solcher kann uns hier nicht weiter interessieren. Bemerkt muß aber werden, daß die Eidverweigerer durch die Angeklagten schwer geschädigt waren, also vom reinmenschlichen Standpunkt eher Grund gehabt hätten, den Eid zu leisten, als ihn zu verweigern. Die juristische Weisheit und das menschliche Empfinden, mit denen die Richter der eigenartigen Sachlage gerecht zu werden wußten, statt nach dem so bequemen wie beliebten Schema „F" zu verfahren, ist aller Achtung wert. Da zieht auch der „Türmer" gern den Hut.

* * *

... Aus dem Schematismus herauskommen — wäre das nicht ein Ziel, des Schweißes der Edlen wert? Denn Schematismus — das Wort im weitesten Sinne genommen — ist wohl das Hauptübel, an dem wir kranken. Die religiösen Dogmen verblassen, dafür kristallisieren sich auf den verschiedensten weltlichen Gebieten andere Dogmen. Wie wir's auch nennen wollen, es ist immer derselbe verhängnisvolle Kreis, die wahre Drehkrankheit. Patriotismus, Monarchismus, Bureaukratismus; Umsturzbekämpfung — alles nach Schema F. Auch der Schillerfeier schickt man sich schon an das beliebte Schema zugrunde zu legen. Da hat die Satire leichtes Spiel. Ja, man weiß nicht, welche eigentlich satirischer ist: die freiwillige oder die unfreiwillige. Vergleichen wir einmal eine fingierte Schillerfeier mit einer ernstlich geplanten. Der „Vorwärts" läßt ein Festkomitee zusammentreten, dessen Zweck es ist, die Hundertjahrfeier von Schillers Todestag „in würdige Bahnen zu lenken". Ein Redner führt aus, daß es nicht angängig sei, der Demokratie die Ehrung des Dichters allein zu überlassen. Aufgabe der kirchlich und national gesinnten Elite des deutschen Volkes sei es vielmehr, den idealistischen Zug, der im Andenken an Schillers Todestag lebendig werde, den nationalen Gütern nutzbar zu machen. Diese Ausführungen finden ziemlich ungeteilten Beifall, und der nur vereinzelt hervortretenden Ansicht, daß es unter gläubigen Gemütern Anstoß erregen könne, wenn Vertreter des positiven Christentums und der konservativen Gedankenrichtung den Dichter des „Fiesko" und des „Tell" feierten, wird lebhaft widersprochen. Es komme nur darauf an, so führt ein durch seine kirchlichen Bestrebungen bekannt gewordener weltlicher Würdenträger aus, die Schillerfeier mit dem rechten Geist, dem Geist der Königstreue und der religiösen Standfestigkeit, zu beseelen. Da füge es sich denn glücklich, daß der ehrfurchtgebietende Monarch, der das deutsche Vaterland weitausschauend zu einem nationalen Ganzen zusammengeschmiedet habe, daß Kaiser Wilhelm der Große gewissermaßen noch ein Zeitgenosse Schillers gewesen sei. Diese von keiner verbissenen Kritik wegzuleugnende Tatsache genüge jedem Patrioten als Anknüpfungspunkt. Es gebe keine andere Möglichkeit einer wahrhaft nationalen Schillerfeier als die Stiftung eines großen Fonds zur Erbauung von Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-

kirchen in deutschen Landen. Es sei ein erhabener Gedanke, wenn in jeden Grundstein dieser Kirchen eine Urkunde eingefügt werde mit dem Vermerk, daß es Friedrich v. Schiller vergönnt gewesen sei, in den Tagen, wo der große Kaiser im ersten jugendlichen Tatendrang sich auf seine künftigen Aufgaben vorbereitet habe, seine reifsten Werke zu dichten.

Nun eine ernstlich geplante. Aus der Festkomödie zur Schillerfeier „Fürst und Künstler" (Verlag von Schäfer und Schönfeld, Leipzig, Preis 1.20 M.):

Schiller. (Feierlich prophetisch.)

Noch schlummre dieses Volkes Kraft
In Tatenruh' in Knospenhülle:
Wie Perlenblick in dunklen Meeren,
Wie Sommernacht in Liebesarmen,
Wie Mondstrahl in den goldnen Schäumen,
Indes die Hand der Allgewalt
Ihr Schicksal allen Völkern schreibt.
Doch stimme sich jedwede Brust
Bereit, bereit zur großen Wandlung.
Denn unsern, unversehens wird
(Das ganze Theater erhebt sich.)
Ein Herrscher, Zweiter seines Namens,
Dem Reiche seine Stärke geben:
Die Wagenburg zu Land und Meer.
Und dazu auserwählt von obenher
Dem Ozeane folgend, folgend, folgend . . .
Mir bleicht das Bild im Abendsonnenglanze.

Mag der Stoff noch so spröde, der Gegenstand noch so entlegen sein, — „unversehens" wird der geschätzte Festspieldichter von byzantinischen Krämpfen befallen. Mögen Jahrhunderte, mögen Welten dazwischen liegen, — goldene Phantasie schlägt ihm eine Regenbogenbrücke zum brünstig ersehnten Ziele. Und dieses Ziel —? Proskynein, auf grob deutsch: anhündeln.

Anständiger, darin muß man dem „Vorwärts" recht geben, als die Schillerschändung durch die Byzantiner ist die ehrliche Ablehnung, wie sie das katholische „Amtsblatt des Oberamts Rottenburg" in Württemberg, der Domäne des Bischofs Keppler, fordert, wo vor Feierlichkeiten aus Anlaß des Schillertages gewarnt wird, welche nur „verwirrend und irreführend" wirken könnten, denn „Schiller stehe eben, trotzdem er manches Schöne und Edle geschaffen, doch nicht auf christlichem Boden".

Schillers religiöse Weltanschauung steht auf einem andern Blatt. Jedenfalls aber ist eine solche ehrliche Selbsteinschätzung immer noch ästhetischer als die obige — Talentprobe.

Ob nun gerade die Schillerfeier den geeigneten Anlaß zur — „Bekämpfung" der Sozialdemokratie bietet? — Und doch scheint man ausgerechnet in Weimar dieser Ansicht zu sein. Die Schillerfeier

vird von dort geschrieben, soll in Weimar in besonders großartiger Weise
er Anteilnahme der gesamten Bevölkerung begangen werden. Jedoch
etwa 700 organisierten Arbeiter wollte man nicht haben. Num-
hr beschlossen die Gewerkschaften für die Arbeiterschaft eine besondere
ier am 9. Mai. Aber alle Saalbesitzer lehnten es ab, ihren
al den Arbeitern zu einer solchen Feier zur Verfügung
stellen. Die Angst vor dem Terrorismus der sogenannten gebildeten
sellschaft, die Angst vor dem Militärboykott treibt den Arbeitern die
le ab. Die vor Jahren geplante Goethefeier wurde den Arbei-
n polizeilich verboten. Zur Schillerfeier erhalten sie
nen Saal.

So ist es recht, so wird der Staat gerettet, nur immer so fort nach
hema F. Es lebe Schema F! Schließt nur immerzu die arbeitenden
ssen aus eurem Gemeinschaftsleben aus, überlaßt sie vollständig dem
getrübten Einfluß der sozialdemokratischen Führer, brecht alle Brücken
schen euch und dem „verseuchten" Proletariat ab, — dann werden sie
viß den Segen der bestehenden Gesellschaftsordnung nicht länger ver-
nen und euch noch demütig aus der Hand fressen! O alter Oxenstjerna,
recht sprachst du doch, als du deinen Sohn in die Ferne entließest:
u wirst sehen, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt
iert wird! —"

Angesichts so mancher Bemühungen, Schiller in das Prokrustesbett
loyalen Durchschnittsbürgers nach modernen Begriffen zu pressen und
der konventionellen „staatserhaltenden Gutgesinntheit" nutzbar zu machen,
der Protest, den ihn die „W. a. M." vom hohen Olymp herab gegen
hen wohlgemeinten Diensteifer erheben läßt, nicht unzeitgemäß. Ein
szug daraus sei immerhin erlaubt:

„Ich war und bin das Gewissen der deutschen Nation, des Volkes
Denker und Dichter, und dies Gewissen will man betäuben. . . . Käme
heute nach Preußen, ich würde geächtet ob meiner freien religiösen und
itischen Anschauungen; weder als Lehrer noch als Beamter bekäme ich
e Anstellung. In tyrannos! Wider die Tyrannen ging mein erstes
ama in die Welt. Der Dichter der ‚Räuber', von ‚Kabale und Liebe',
‚Fiesko' und ‚Wilhelm Tell' gälte heutzutage von vornherein als politisch
dächtig; die Zensur würde die Aufführung seiner Stücke nicht dulden,
Hoftheater sie aufführen, bis der Rost der Klassizität auf ihnen liegt. . . .

„Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Aber sehen
e sich um in dieser herrlichen Natur! Auf Freiheit ist sie gegründet —
wie reich ist sie durch Freiheit! Soll man ertragen, was unleidlich ist?
in, eine Grenze hat Tyrannenmacht! Wenn der Gedrückte nirgends
cht kann finden, zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen
l, ist ihm das Schwert gegeben . . .

„Da habt ihr einen Schillerpreis geschaffen. Mir selbst würde er
er nie verliehen sein . . . Gegen Lauff oder Phili Eulenburg käme ich

nicht auf. Nicht einmal den Grillparzerpreis würde ich bekommen; den hat ja Gerhart Hauptmann in Erbpacht. Eher hätte ich Anwartschaft auf den Nobelpreis für ideale Dichtung; aber auch da würden wohl andere Dichter einflußreichere Gönner haben. Aber das war von jeher so. Kein augustisch Alter blühte, keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst; sie ward nicht gepflegt vom Ruhme, sie entfaltete die Blume nicht am Strahl der Fürstengunst. Vor dem größten deutschen Sohne, vor des großen Friedrichs Throne ging sie schutzlos, ungeehrt. Rühmend darf's der Deutsche sagen, höher darf das Herz ihm schlagen: selbst erschuf er sich den Wert. So soll es auch bleiben. Es soll der König mit dem Dichter gehen, nicht der Dichter mit dem König.

„Und die ... die überall in den Dichtungen nach Unsittlichkeiten schnüffeln, müssen sie mich nicht in Grund und Boden verdammen? Nicht nur in den ‚Räubern', im ‚Fiesko', in manchen Gedichten müssen sie Anstößigkeiten herausfinden, auch in meinen ästhetischen Schriften habe ich ketzerisch freie Ansichten über das Recht der Dichtung ausgesprochen ... Allen den Exzellenzen und Hofschranzen aber, die so leichtfertig meinen Schatten heraufbeschwören, sollte das deutsche Volk die Tür weisen, wie mein Stadtmusikus Miller: ‚Deutsch und verständlich. Halten zu Gnaden. Euer Exzellenz schalten und walten im Land. Das ist meine Stube.' Das ist ein Gebot der nationalen Ehre, und nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre.

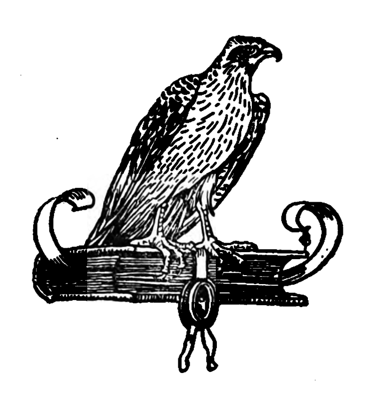
„Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe, ein Bürger derer, welche kommen werden. Ich bin ein Baumeister am Dome der Freiheit und ein Zerstörer der geistigen Zwingburgen ... Aber ich sehe weiter. Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken, durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt. Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes, und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht. Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! ... Wir, wir leben, unser sind die Stunden, und der Lebende hat recht!

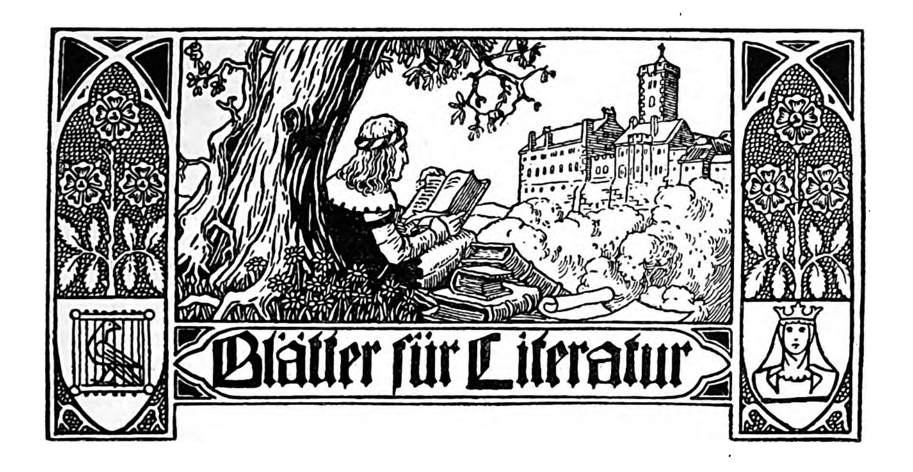
„Wie groß war diese Welt gestaltet, solang die Knospe sie noch barg; wie wenig, ach! hat sich entfaltet, dies Wenige wie klein und karg! Selbst die äußere Welt ist gleich unerfreulich wie vor hundert Jahren: Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, und das neue öffnet sich mit Mord. Seine Handelsflotten streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus, und das Reich der freien Amphitrite will er schließen wie sein eigen Haus. Doch um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und Freiheit, wird gerungen.

„Nur meinen Namen, nicht meinen Geist wollen sie ehren, die Herren vom Rückschritt und der Finsternis. Ist die Feier vorüber, dann heißt es: Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen ... Ich aber, als Prophet des freien Menschentums und des erlösenden Gedankens, ich habe nichts zu schaffen mit den Sklaven und Bütteln ... Mein Herz

schlägt mit den freien Männern, dem Fähnlein der Aufrechten und Zukunftsfrohen ... So soll es bleiben: Wahrheit gegen Freund und Feind, Männerstolz vor Königsthronen, — Brüder, gält' es Gut und Blut — dem Verdienste seine Krone, Untergang der Lügenbrut!" —

So weit, so gut. Ebensowenig aber dürfen wir es zulassen, daß unser Schiller von der andern Seite eskamotiert und etwa in einen seichten Wald- und Wiesenliberalismus oder gar in die marxistische Doktrin eingepfercht werde. Auch an solchen Versuchen fehlt es nicht und wird es nicht fehlen. Sie lassen denselben Respekt, dieselbe keusche Ehrfurcht vor der Hoheit seines Geistes vermissen, wie jene. Auch das hieße, das Strahlende schwärzen und das Erhabene in den Staub ziehen. Freuen wir uns vielmehr, daß der Staub des Alltags nicht an ihn heranreicht, daß er uns als eine Leuchte vorschwebt, die uns den Weg in reinere und höhere Regionen erhellt, wenn Tagesgewölke ihn verdunkeln wollen. „Denn er war unser" — mag dies stolze Wort alles Parteigezänk und allen Konfessionshader gewaltig übertönen!





Walther von der Vogelweide.

Von

Dr. Friedrich Brachmann.

Kräftige Gegengewichte brauchen wir heutzutage, um von dem allerorten so unverblümt zutage tretenden nüchternen Egoismus nicht zu Boden gedrückt zu werden. Bundesgenossen sind uns vonnöten im Kampfe gegen den alles zersetzenden und zerfetzenden Zeitgeist. Denn allein zu stehen im Streit gegen Feinde ringsum, das hält auf die Dauer niemand aus. Und doch, wie oft ist es uns so zumute im alltäglichen Leben, als stünden wir vielleicht mit einem Dutzend Gesinnungsgenossen einer Welt von Andersartigen unverstanden gegenüber! Da hält es schwer, sich seinen Idealismus zu bewahren, nicht jenen schwärmerischen, der seine Träger von den realen Aufgaben der Zeit ablenkt, sondern den tatenfrohen, der im Aufblick zu Gott und im Vertrauen auf den endlichen Sieg der wahrhaft realen Mächte in dieser Welt des Scheines fähig macht, auch in den schwierigsten Verhältnissen mutig auszuharren.

Solch ein Idealismus ist nicht Stimmung, sondern Gesinnung. Und zwar die Gesinnung eines Menschen, dem es gelungen ist, loszukommen vom eigenen Ich und offenen Auges Umschau zu halten, wo er andern dienen und helfen kann, ja, dem es ein unabweisbares Bedürfnis geworden ist, irgendwie mitzuarbeiten zum Heile seiner Volksgenossen. Dieses Dienen hat mit feiler Kriecherei und furchtsamem Duckmäusertum nichts zu tun. Stellt man sich doch nicht in den Dienst eines einzelnen um persönlichen Vorteils willen, sondern man sucht den nach eigener Erfahrung lebenspendenden Kräften möglichst weite Geltung zu verschaffen, dagegen die zerstörenden Mächte von all denen fernzuhalten, in deren Mitte man steht. Das kann aber nur geschehen durch Wahrhaftigkeit um jeden Preis, durch furchtlose Auswirkung des eigenen sittlich gefestigten Charakters.

Wo aber finden wir gegenüber der flachen Alltäglichkeit diese nötigen Gegengewichte und Kraftspender, wenn Mißerfolge den Rat zu erteilen scheinen, sich schneckenhaft einzuziehen? Bei der Musik etwa oder der Malerei? Der Anblick schöner Linien und Formen, der Genuß von Ton- und Farbenharmonien kann wohl erquicken und erheben. Aber Willenskraft und Selbstlosigkeit können sie nicht hervorrufen. Das ist nur die Frucht ernsten mühevollen Ringens, zu dem wir uns immer neuen Ansporn verschaffen durch die Betrachtung großer Vorbilder in Dichtung oder Wirklichkeit. Und unserm Vaterland hat es Gott sei Dank an markigen Heldengestalten nicht gefehlt, weder im neuen noch im alten Kaiserreich.

Eine solche sittlich kerngesunde Persönlichkeit nun, welche die Schäden ihrer Zeit klar erkannte und ihrer Überzeugung offen Ausdruck verlieh, ein grimmer Feind der Lüge und ein frohgemuter Geselle im Kreise Gleichgesinnter, ein Mann, der trotz eigener Not und Bedrängnis seines geliebten Vaterlandes Wohl mit all seinen Kräften zu fördern suchte, ein Mann, der sich selbst treu blieb, obwohl er dienen mußte, soll jetzt mit wenig kurzen Strichen gezeichnet werden.

Wer kennt ihn nicht, den Namen jenes Minnesängers, dessen hehres Loblied auf Deutschlands Männer und Frauen so oft mit unserm „Deutschland, Deutschland über alles" verglichen worden ist: Herrn Walther von der Vogelweide? Aber wie wenige kennen ihn als Charakter!

Es war eine gar merkwürdig bewegte Zeit, in der unser Dichter heranwuchs. Das herrliche Geschlecht der Staufer, kriegsgewaltig und sangesfroh, mit eiserner Energie danach strebend, daß die Kaiserkrone alle Königskronen der christlichen Welt überstrahle; öfters glänzende Hoffeste veranstaltend, wo viele tausend Ritter ihre Lanzen gegeneinander verstachen und kein Fahrender unbeschenkt von dannen zog: ein solches Herrscherhaus war wohl geeignet, das Herz eines ritterlichen Jünglings zu begeistern.

Und was für ein frischer, idealer Zug ging damals durch Deutschlands Ritterschaft! Nicht wie früher bildeten körperliche Übungen, Jagd und Trinkgelage die einzige Beschäftigung der rauhen Helden. Die weitausschauenden Pläne der staufischen Politik, die Kriegsfahrten in ferne Gegenden gegen die Feinde des Kaisers und der Kirche lenkten den Sinn ab vom Alltäglichen und gaben den Gedanken einen höheren Flug. Durch den Verkehr mit dem französischen und provenzalischen Adel lernten die Ritter feine, höfische Sitte und galantes Benehmen den Damen gegenüber, die nun nicht mehr in ihren Kemenaten zurückgezogen ihre Tage hinbrachten, sondern in stetem Umgang mit den Rittern das gemeinsame Leben reicher und anmutiger gestalteten. Zur Unterhaltung der Gesellschaft verlangte man nach dem Vorbild der Provenzalen zierliche Reime, und die derbe Faust des Ritters lernte die Laute schlagen.

Die Folge dieser geistigen Regsamkeit und vielseitigen Ausgestaltung des Lebens auf den Burgen war ein immer vornehmeres Sichabschließen der Ritter den andern Ständen gegenüber, und diese Entwickelung barg

manche ungesunde Keime in sich. Nicht das, was fahrende Sänger bisher dem Volke gesungen aus dem unerschöpflichen Born der deutschen Heldensage, begehrte man in diesen vornehmen Kreisen zu hören: das war nicht standesgemäß. Vom damaligen Frankreich war die feine Rittersitte gekommen, von dorther nahm man auch die Stoffe für die neuen Ritterepen, die unerhörte Heldentaten, im Dienste einer schönen Frau vollbracht, in wohlgefügten Reimpaaren besangen. Und vollends die reich erblühende Lyrik war Standespoesie. Diente doch der von den Rittern gepflegte Minnesang ausschließlich der Pflege und Verherrlichung einer französischen Mode: dem Minnedienst, d. h. dem Dienst einer vornehmen verheirateten Frau, ursprünglich wohl der Gemahlin des Lehnherrn. Nicht Jubellaute und Schmerzenstöne eines in seinen tiefsten Tiefen von wahrer Liebe durchglühten Menschenherzens kamen hier zum ergreifenden Ausdruck: vielmehr galt es nun, die ritterliche Gesellschaft mit geistreichen Reflexionen über das Wesen der Minne und ihre wundersame Macht zu unterhalten und die Jugend darüber zu belehren, daß die neue Mode des Minnedienstes den Rittern erst wahren Wert verleihe.

swer wirde u froide erwerben will
der diene guotes wîbes gruoz.

Zwar war dieser Dienst ein gar dornenvoller, denn die feinen Damen machten sich ein Vergnügen daraus, ihre Anbeter recht lange schmachten zu lassen und unglaubliche Dinge von ihnen zu verlangen, um sie dann mit einem leichten Kopfnicken gnädigst abzulohnen. Aber gerade in einem derartigen Verhältnis konnte der moderne Ritter seine höfische Bildung glänzend betätigen, indem er staete bewies trotz aller Aussichtslosigkeit und seinen Ärger über die schnöde Behandlung so trefflich zu meistern wußte, daß kein unhöfisches Wort seinen Sang verunzierte.

Das Trauern über die Sprödigkeit der Dame, verbunden mit stetem Lob der Geliebten, das Klagen und Hoffen, das Entschuldigen der Angebeteten, die stets valsches âne ist und das Entzücken über nichtssagende Gunstbezeugungen, das Ausmalen des Liebesglückes in Gedanken, dem die Wirklichkeit so grausam widersprach: das war damals der Inhalt der kunstvoll gebauten, mit zierlichen Reimen geschmückten Liedchen, die der feinen Gesellschaft vorgetragen wurden.

Walthers Lehrer, Reinmar, war durch die Meisterschaft in dieser Standespoesie beim österreichischen Hofe zu hohen Ehren gekommen. Was Wunder, daß sein Schüler es ihm anfangs gleichzutun, ja womöglich ihn zu überbieten suchte.

Aber bald erwacht sein gesunder Sinn. Seine gerade Natur sträubt sich gegen dieses unnatürliche, unmännliche Tun und Treiben; er erlaubt sich unerhörte Verstöße gegen die Regeln des höfischen Minnesängers; er verletzt das oberste Gesetz, nur Gutes zu reden von den Frauen, und antwortet einer Dame, die ihn spottend fragt, ob er denn nicht mehr loben könne, er sei noch nie an Lob so reich gewesen als jetzt; das Benehmen

ieler Frauen aber mache ihm das Loben unmöglich! Nicht vornehme Herkunft und Schönheit des Leibes sei ihr höchster Ruhm, sondern Reinheit es Herzens und edle Gesinnung. Die Frauen seien schuld daran, daß ie Männer nicht immer feiner Sitte sich befleißigen. Er bedauert, daß er er törichten Mode zuliebe seine Jugend vertrauert, seine Zeit vergeudet abe. „Ich will mein Lob an Frauen kehren, die danken können; was hab' h von den Überhehren?"

So wendet er sich ab von der welschen Unsitte und folgt den natürichen Empfindungen seines Herzens. Und hatte sich Reinmar bei seiner em wirklichen Leben entfremdeten Poesie um die Natur draußen so gut ie gar nicht bekümmert und nur gelegentlich einmal erwähnt, er habe Besseres zu tun als darauf zu achten, ob es draußen grüne oder das Laub ich färbe, so führt uns Walther hinaus auf die blühende Heide, wo Blumen nd Klee im fröhlichen Wachstum miteinander streiten, wer von ihnen wohl änger wäre. Dort draußen in der Frühlingsherrlichkeit genießt er mit einer Herzensgeliebten selige Stunden und trauert, wenn der Winter den Sommerfreuden ein jähes Ende bereitet und der Reif, der den kleinen Vöglein wehe tut, ihren fröhlichen Sang verstummen läßt. Wie einfach, ie ungekünstelt wird nun Walthers Sprache! Nichts mehr von der gechraubten Ausdrucksweise seines Meisters. Er, der ritterliche Sänger der öfischen Gesellschaft, schämt sich nicht, den schlichten Ton der Fahrenden achzuahmen. An Stelle des sentimentalen Klagens tritt sprudelnde Lebensust und kecker Humor. Er foppt die Gesellschaft durch eine spannende Eineitung, will einen bedeutsamen Traum erzählen — aber — ein Krähenschrei at ihn vorzeitig aufgeweckt. Oder er berichtet, wie er halb verzweifelt vor Liebesgram Trost gefunden hätte: „Trost darf man's nicht nennen, es war a kaum ein kleines Tröstelein, so klein, daß, wenn ihr's wißt, ihr spottet nein; ich zählte nämlich nach Kinderweise ab: Sie liebt mich, liebt mich icht — und immer war das Ende gut. Das war mein Trost. Nicht wahr, iel Glaube gehört dazu!"

Daß bei diesem Gegensatz der Empfindungen das Verhältnis zwischen Reinmar und seinem Schüler sich bald lockern mußte, ist nicht zu verwundern. Um so mehr ehrt es Walther, der seinen Meister so weit überlügelte, daß er nach dessen Tode ihm einen so tief empfundenen Nachruf vidmet. Walthers strenge Wahrhaftigkeit duldet es zwar nicht, daß er die ersönlichen Gegensätze vertuscht und nach dem Grundsatz de mortuis nil isi bene ein phrasenhaftes Lob auf Reinmar anstimmt. Er beginnt vielnehr ganz treuherzig: Wär' ich gestorben und du lebtest noch, Reinmar, o würdest du wohl weniger Betrübnis über meinen Tod empfinden, als ch über den deinen; auch ist es nicht deine Person, die ich schmerzlich vermisse. Dann aber rühmt er den wol redenden munt, der aller Welt Freude nehren konnte, bedauert, daß sein Lehrer nicht gewartet habe, bis er ihm Gesellschaft leisten konnte auf dem Wege ins Jenseits, und schließt mit einem erzlichen Dank für sein Singen.

Das ist die Sprache eines wahrhaft edlen, lauteren Charakters.

Der Adel seiner Gesinnung tritt uns am deutlichsten in seinen Sprüchen entgegen, einer Gattung der Poesie, die bisher nur von den Fahrenden niederen Standes gepflegt, erst von Walther hoffähig gemacht wurde. Es wäre sehr erklärlich gewesen, wenn er, der selbstbewußte ritterliche Sänger, dessen leicht verwundbares Ehrgefühl wiederholt durch rauhe Behandlung empfindlich verletzt wurde, grade bei seinen ärmlichen Verhältnissen, die ihn, den Fahrenden, oft genug mit dem Volk der Gasse in nahe Berührung brachten, alles von der Mode als unfein und unhövesch Gekennzeichnete ängstlich gemieden hätte; aber diese Art Klugheit hat Walther nie gekannt. Vielmehr benutzte er die Form des Spruches, um seinen Zeitgenossen recht gründlich die Wahrheit zu sagen, mochte sich drüber ärgern, wer da wollte. Hatte er doch sogar einmal die Keckheit, auf der Wartburg die Gäste des Landgrafen Hermann von Thüringen mit den Worten zu begrüßen: „Guten Tag, ihr Bösen und ihr Guten!"

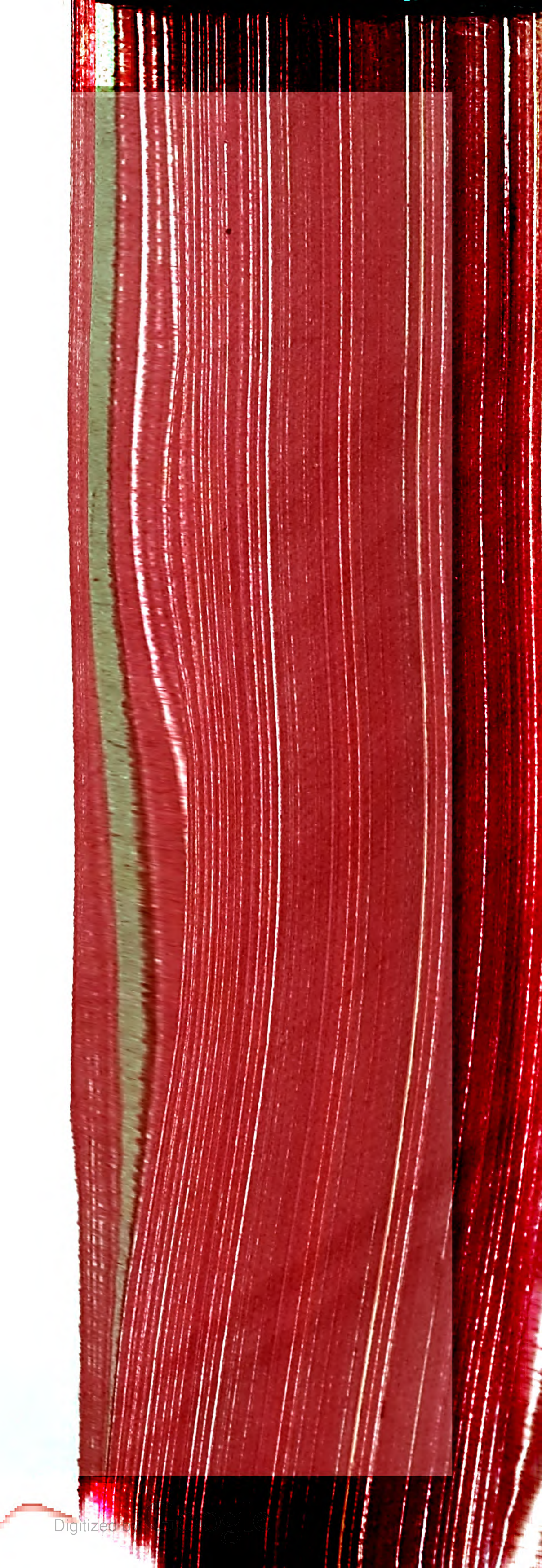
Vor allem wendet er sich an die Jugend und ermahnt sie: Strebt nicht so sehr nach Geld und Gut, das hat schon manchen in Sünde und Schande gebracht. Laßt eure Begierden nicht die Zügel schießen, schaut um euch und haltet wie ein guter Reiter eure Leidenschaft im Zaum, seht euch vor, daß ihre tollen Sprünge euch nicht zu Fall bringen! Hütet eure Augen, Ohren und Zungen, wollt ihr weise sein und eure Ehre wahren. Nur wer sich selbst bezwingt und stets in Zucht zu halten weiß, kann allen Gefahren des Lebens Trotz bieten. Ist jedoch die höfische Zucht nur äußerlicher Schliff, nur Scham vor Gästen, dann ist sie wertlos und ohne Bestand. Stetigkeit, Hilfsbereitschaft und Kühnheit sind die drei Tugenden, nach denen der Mann vor allen Dingen streben soll. Zu tadeln aber ist der allzu Weichherzige, der nicht „Nein" sagen kann, denn das führt nur zur Lüge. Lieber zehnmal nein gesagt als einmal ja gelogen.

Über alles haßt Walther die Untreue. Ihm graut vor dem, der Honig auf der Zunge und Galle im Herzen hat. Mannessinn muß fest sein wie ein Stein, schlicht und eben wie ein geglätteter Stab.

Wir sehen: aller Schein, alle Unwahrhaftigkeit, alles unechte Blendwerk ist Walther in tiefster Seele zuwider. Er war eine ideal angelegte Natur, aber doch andrerseits ein Mann, der mit beiden Füßen fest auf der Erde stand, der mit offenem Auge in die Welt hinausschaute und nicht müßig blieb, wo er glaubte helfen und nützen zu können. Wäre er nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht gewesen, er hätte besser getan, durch Schmeicheleien und unterwürfiges Lob sich die Gunst der Großen zu gewinnen, und die Schäden, die er allerorten sah, auf sich beruhen zu lassen. Aber er konnte nicht schweigen. Was er für recht erkannt, das mußte offen herausgesagt werden.

Drum hat er's auch herbe gehabt im Leben. Nach kurzer froher Jugendzeit am wonnereichen Hof zu Wien mußte er den Wanderstab ergreifen, und erst als Fünfziger durfte er nach einem Leben voll Entbehrungen jubelnd ausrufen:

ich hân mîn lêhen, al die wert, ich hân mîn lêhen!



In dieser langen Wanderzeit ist er vielfach politisch tätig gewesen, und grade diese seine politische Tätigkeit hat man oft falsch beurteilt. Es darf nach den neuesten Forschungen als erwiesen gelten, daß Walther nicht — wie das fahrende Volk gewöhnlichen Schlages, das bei jeder größeren Festlichkeit in hellen Haufen Gaben heischend sich einfand — von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg gezogen sei und gelegentlich diesem und jenem Herrn zuliebe ein politisch Lied gesungen habe. Vielmehr suchte er Dienst wie jeder andre ritterliche Ministeriale ohne eigenes Besitztum, nur daß er nicht mit dem Schwerte diente, sondern mit seinem Sange. Diese seine Lieder, in großer Versammlung vorgetragen und alsbald von den gewöhnlichen Fahrenden als neues Zugstück allerorten nachgesungen, übten eine ähnliche Wirkung aus, wie die Presse heutzutage, so daß wir im Ausdruck kaum zu weit gehen, wenn wir sagen: Walther bot dem Kaiser und andern fürstlichen Persönlichkeiten seine Dienste als Publizist an. Da nun jeder Ministeriale einen festen Anspruch auf Verpflegung und Ausstattung und sonstige Geschenke besaß, so haben die häufigen Bitten und Mahnungen Walthers um Lohn durchaus nichts Ehrenrühriges. Und ebensowenig belastet der wiederholte Wechsel der Herren Walthers Charakter. Denn erst Friedrich II. gab dem alternden Dichter nach langem treuen Dienst das heiß ersehnte Lehen und damit eine unkündbare Stellung. Aber auch in diesen so überaus gefährlichen Stellungen an Fürstenhöfen hat Walther nicht um schnöden Gewinnes willen seine Überzeugung zum Opfer gebracht, — sonst hätte er wohl eher bequemen Unterschlupf gefunden; sondern obwohl er seine Poesie in den Dienst der Fürsten stellte, vertrat er doch stets nur seine eigne Anschauung. Walther liebte sein Vaterland über alles. Voll staunender Bewunderung hatte er am gut staufisch gesinnten Wiener Hofe immer wieder aufs neue gehört, wie meisterlich Heinrich VI. es verstanden, einer Welt von Feinden Trotz zu bieten und den staufischen Weltreichsgedanken immer mehr und mehr zu verwirklichen. Wenn auch zähneknirschend hatten seine Gegner ihm zu Willen sein müssen, und der stolze Richard Löwenherz ward nach jahrelanger Kerkerhaft gezwungen, ihm hohes Lösegeld zu zahlen und den Lehnseid zu leisten. Staufische Reichsministerialen verschafften mit dem Schwert in der Hand dem Kaiser in Italien Anerkennung, und Sizilien wurde von deutschen Beamten verwaltet.

Da starb der junge Heldenkaiser. Gierige Hände griffen zu, um seinem Sohne, dem hilflosen Knäblein, dem man vordem den Huldigungseid hatte leisten müssen, Stücke vom Reichsgut zu entreißen. In Rom herrschte fieberhafte Tätigkeit, um die erlittenen Niederlagen wieder wett zu machen. Die deutschen Fürsten aber, denen Heinrichs allzu herrische Art oft genug unbequem gewesen war, atmeten erleichtert auf, und Erzbischof Adolf von Köln gebärdete sich als Königsmacher, indem er drei Thronkandidaten nacheinander dem jungen Staufenkönig gegenüberstellte.

So trostlos war der Zustand des Reichs, als Walther gezwungen wurde, dem Hof von Wien den Rücken zu kehren und den Wanderstab zu

ergreifen. Die Schamröte stieg ihm ins Gesicht, als er sah, wie allenthalben in deutschen Landen selbstsüchtige Parteiinteressen ein starkes Königtum nicht aufkommen lassen wollten. Er schaute hinaus in die Reiche der Natur; auch dort fand er zwar Kampf und Streit, aber trotzdem feste Ordnung und Gesetzlichkeit. Da entringt sich ein schwerer Seufzer seiner gequälten Brust:

> so wê dir, tiuschiu zunge,
> wie stêt dîn ordenunge!
> daz nû diu mugge ir künec hât,
> und daz dîn êre alsô zergât.
>
> untriuwe ist in der sâze,
> gewalt vert ûf der strâze:
> fride unde reht sint sêre wunt.

Und nun macht er sich zum Sprecher der staufischen Getreuen, die bald erkannt hatten, daß in diesen Wirrnissen ein Reichs*verweser* nichts ausrichten könne, sondern nur ein selbständiger Herrscher, und ruft der deutschen Nation zu, sie solle Philipp die alte Krone aufsetzen und damit allem selbstsüchtigen Treiben der Fürsten und der Reichsfeinde an den Grenzen ein mächtiges Halt gebieten.

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Philipp, der diesen kühnen Verfechter staufischer Ideen wohl zu werten wußte, nahm ihn in seine Dienste. Doch der Friede im Reich blieb gestört. Die Kurie konnte einen Staufenkaiser nicht brauchen. Otto von Poitou war ihr Mann, Bürgerkrieg tobte allerorten, und der Bannfluch wurde zu politischen Zwecken mißbraucht, nachdem man längere Zeit hindurch *beide* Gegner durch ein feines Intrigenspiel im Unklaren darüber gelassen hatte, wer in Rom der bevorzugte sei. Solche Unlauterkeit war Walther in tiefster Seele verhaßt. Voll Entrüstung rief er aus:

> „In Rom hört ich lügen
> Zwei Könige betrügen" —

und läßt einen einsamen Klausner als Vertreter schlichter Frömmigkeit weinend ausrufen:

> „O weh, der Papst, der ist zu jung!
> Hilf, Herre, deiner Christenheit" —

Grade weil Walther eine tief religiöse Natur war, wandte er sich mit aller Entschiedenheit gegen jede Verquickung geistlicher und weltlicher Interessen; und wenn diejenigen, welche den Laien den Weg zum Himmel weisen sollten, kein Mittel scheuten, um weltliche Herrschaft an sich zu reißen, so mußte dies nach seiner Überzeugung die heilloseste Verwirrung in den Herzen der Gläubigen hervorrufen.

Aber Philipp vergalt ihm seine treuen Dienste schlecht; er war ein karger Herr und auch sonst dem gewaltigen Heinrich VI. gar unähnlich. Walther wandte sich verstimmt von ihm ab; seine politische Tätigkeit war für längere Zeit beendet.



Erst als Otto vier Jahre nach Philipps Ermordung aus Italien zurückkehrt, gebannt von Innozenz, der ihn doch selber zum Kaiser gekrönt und gegen Philipp unterstützt hatte, gebannt, weil er den weltlichen Machtgelüsten des Papstes gegenüber seine kaiserlichen Ansprüche in Italien geltend gemacht hatte, — da ruft ihm Walther ein feierliches Willkommen zu. Glaubt er doch in Otto den Mann gefunden zu haben, der die alte, bisher von den Staufern so eifrig verfochtene Idee vom Weltreich zu verwirklichen strebte. So finden wir denn in den Sprüchen, die Otto gewidmet sind, keine Spur von einem Gesinnungswechsel; vielmehr kommen die gleichen Gedanken wie im Dienste Philipps, nur noch wuchtiger und wirkungsvoller zum Ausdruck. Der junge Sänger ist zum Mann gereift, und seine Überzeugung hat sich gefestigt und vertieft. Er tritt als Gottesbote vor den Kaiser und überbringt ihm den Auftrag, das Heilige Land den Heiden zu entreißen. Erst solle er in Deutschland strenges Gericht halten und Ordnung schaffen, dann aber seine christliche Herrschaft auch über fremde Gebiete ausdehnen. Der Zweizüngigkeit des römischen Klerus aber tritt er mit Entrüstung entgegen, weist hin auf das Gleichnis vom Zinsgroschen und wiederholt im Hinblick auf den Bannfluch mit schneidender Ironie die Worte, die Innozenz bei Ottos Krönung gesprochen: „Wer dich segne, sei gesegnet, und wer dir fluche, der sei verflucht mit Fluche vollgemessen".

Walther war eine heißblütige Natur. Sein Zorn über römische Herrschaftsgelüste, sein Ingrimm über die beständigen Intrigen, die seinem geliebten deutschen Vaterland Bürgerkrieg und namenloses Elend gebracht, machten ihn ungerecht. Er sah auch da nur schnöde Ausbeutung der deutschen Gutmütigkeit von seiten des Klerus, wo lautere Absichten vorlagen. Aber die Quelle dieses Irrtums war die Vaterlandsliebe.

Möglich, daß grade Walthers maßlose Angriffe gegen das Papsttum Otto unbequem waren, weil sie von gegnerischer Seite gegen ihn ausgebeutet wurden. Jedenfalls hat auch dieser Kaiser, dessen Härte ja auch sonst vielfach gerügt wird, unsern Sänger im tiefsten Elend ohne Hilfe gelassen, so daß er der Verzweiflung nahe war.

Da erstand ihm ein Retter in dem jungen Friedrich II., der, aufmerksam gemacht auf diesen einflußreichen Reichsherold und seiner alten Sprüche in staufischem Dienste gedenkend, ihn mit reichen Gaben erfreute und dem müden Wanderer seinen heißesten Herzenswunsch durch Bescherung eines eignen Heims erfüllte. Hatte Walther bisher in tiefer Verstimmung das Unwürdige seiner Lage öfter hervorgehoben, daß er, der reichbegabte Dichter, so kärglich darben müsse, so rührt uns jetzt sein kindliches Frohlocken über den eignen Herd. Er hat diese Wohltat dem Kaiser reichlich vergolten; in mancher schwierigen Lage haben seine Sprüche Friedrichs Tätigkeit wirksam unterstützt.

Aber immer schwärzere Wolken türmten sich am politischen Horizont. Der alternde Sänger fühlte den nahenden Sturm; er sah, wie allenthalben Treu und Glauben, Recht und Sitte wankten; er fühlte sich unverstanden

in dem leichtsinnigen Treiben um ihn her. Er sagte der Frau Werlt, die ihn so oft betrogen, den Dienst auf und stellte seine Hoffnung auf den allein, den er in manchem weihevollen Gesang als seinen Herrn gepriesen:

> mach ê mich reine,
> ê mîn gebeine
> versenke sich in daz verlorne tal.

* * *

Die Nachwelt hat ihn nicht vergessen. Wehmütig rief ein jüngerer ihm nach:

> Her Walther von der Vogelweide,
> swer des vergaeze, der taet mir leide,

und in unsern Tagen hat man ihm in Bozen, in dessen Nähe man seine Heimat vermutet, ein herrlich Denkmal gesetzt.

Wir aber wollen ihn ehren, indem wir uns seine männliche Persönlichkeit zum Vorbild nehmen.



Aus Walthers Liedern.

Weimar und der Wartburgkreis sind die zwei bedeutendsten Epochen deutscher Kulturpoesie. Das Beste in Wolfram und Walther war wiederum in Schiller und Goethe mächtig, in ganz andren Formen und Zeiten. Und die großen Weimarer, obwohl Goethe einmal mehrere Wochen auf der Wartburg wohnte und zeichnete, hatten so gut wie gar keine Ahnung von jener Blütezeit. Das Wort Wartburg kommt meines Wissens nur dreimal in Goethes sämtlichen Werken vor; und zwar zweimal in nebensächlicher Erwähnung, und nur einmal in einem Huldigungsgedicht zu einer Feier am Weimarer Hofe. Und doch sind die Ähnlichkeiten zwischen dem Geist der weimarischen und der Wartburg-Poesie überraschend. „Edles Maß“ steht dort wie hier im Kern des Empfindens und der Sprache; Manneswert und Frauenwürde; Zartheit und Achtung vor allem Hohen im Menschen; ein Reifen des inneren Menschentums (Parzival, Faust); Eingliedern der Kunst in einen Lebensidealismus; tiefe Freude an rein aufgenommener und verfeinert widergespiegelter Natur; Warmherzigkeit und Liebe zu Dingen und Menschen („Minne“ in vertiefter Auffassung): — dies und manches andere stellt beide Poesie-Epochen, ihrem menschlichen Gehalt nach, unmittelbar nebeneinander.

Ihrem W e s e n nach sind also jene Sänger lebendig. Ihre F o r m aber ist nur dem Studium zugänglich. Auch die besten Übertragungen geben keinen Begriff von Tonfall und Wortklang des mittelhochdeutschen Sprechgesangs. Und wenn ich das unbedeutendste »slüzzelîn« in ein „Schlüsselein“ verwandeln muß, so ist schon etwas von der Klangfarbe des ganzen Gefüges hinweggewischt. »ez ist vil kûme ein kleinez troestelîn«, heißt es in Walthers

treuherzig-neckischem Halmorakel: wie soll man das übersetzen? „Es ist viel kaum ein kleines Tröstelein?“ Der liebliche Klang ist sofort verflogen. Und so in allem.

Nur zur Ergänzung des obigen Aufsatzes geben wir hier einige der so „bekannten“ und doch so unbekannten Waltherschen Gesänge wieder. Und zwar aus einer kürzlich erschienenen Prachtausgabe mit vielen Vollbildern, Vignetten und Randleisten von Franz Staffen (Verlag von Fischer & Franke, Düsseldorf). Der Herausgeber, Johannes Nickel, hat aus den verschiedenen Übertragungen das Beste zusammengestellt; besonders natürlich von Simrock, aber auch von Panier, Eigenbrodt und Kleber. Wir haben uns einzelne leise Änderungen gestattet.

* * *

Frau Glück.

Frau Glück verteilet rings um mich
Und kehret mir den Rücken zu.
Sie will nicht mein erbarmen sich:
Ich weiß nicht, was ich dazu tu'.
Sie zeigt nicht gern ihr Antlitz mir,
Lauf' ich um sie herum, stets bin ich hinter ihr,
Denn ihr beliebt's, mich nicht zu sehn.
Ei, wollt' ich, daß die Augen ihr am Nacken
stünden: dann müßt's ohne sie geschehn!

Gegenseitige Liebe.

Bin ich dir zuwider?
Ach, ich weiß es nicht. Ich liebe dich.
Eines drückt mich nieder:
Deine Blicke schweifen über mich.
Solchem Brauch entsage!
Meinst du, ich ertrage
Diese Liebe ohne Pein und Schaden?
Trage mit! Ich bin zu schwer beladen.

Dient es deinem Schutze
Vor den Spähern, daß dein Blick mich flieht?
Tust du mir's zunutze,
Will ich tadeln nicht, was mir geschieht.
Magst mein Antlitz meiden;
Will es gern erleiden.
Blicke nur auf meinen Fuß!
Darfst du anders nicht, sei das dein Gruß!

Mag ich alle schauen,
Die mit Recht mir könnten wohlbehagen —
Krone aller Frauen
Bist doch du, das darf ich kühnlich sagen.

Reich und vornehm scheinen
Manche mir von ihnen,
Dazu stolzen Sinns. Von beßrem Blut
Mögen diese sein, doch du bist gut.

Herrin, so besinne
Dich, ob ich ein wenig lieb dir sei!
Einem taugt die Minne
Nimmer, wenn das andre nicht dabei.
Was ist Liebe einsam?
Sie soll sein gemeinsam,
So gemeinsam, daß in eins
Sie zwei Herzen flicht und weiter keins.

Verfall des Gesanges.

Weh dir, höfisch edles Singen,
Daß dich ungefüge Töne
So von Hof zu weichen zwingen!
Ob sich Gott dir nie versöhne?
Weh, wie nun dein Preis daniederliegt!
Keinen deiner Freunde sieht man froh.
Muß es denn so sein, so sei es so:
Unfug, du hast obgesiegt!

Wer uns Freude wiederbrächte,
Die der rechten Kunst entspränge:
Wie man rühmend sein gedächte,
Wo sein Name nur erklänge!
Ja, das wäre höfisch edler Mut,
Nichts erwünscht sich wohl mein Herz so gern,
Wonne schüf' es Frauen noch und Herr'n —
Weh uns, daß es niemand tut!

Die so schnöd und vorlaut schallen,
Zürnend muß ich ihrer lachen,
Daß sie selbst sich wohlgefallen
Mit so ungelenken Sachen!
Das ist recht der Frösch' in Teichen Art,
Denen ihr Geschrei so wohl behagt,
Daß die Nachtigall davor verzagt
Und ihr süßes Singen spart.

An die Jugend.

Zieh deinen Zügel an, schau um dich, junge Welt!
Denn läßt du laufen deinen Sinn: gib acht, sein Sprung dich fällt!
Du trägst im Herzen Gier nach Weltgut fort und fort:
Das freut dich hier und ist ein Leid der Seele dort.

Laß deinen rechten Sinn dem bösen Mut nicht trauen!
Und minne Gott, willst du auf festem Grunde bauen!
Wirb stets um Lob in rechter Art, wenn du noch willst genesen,
Vertraue nicht der bösen Räte bösem Wesen
Und glaube, was die Pfaffen Gutes lesen!
Willst du dann alles übergolden, so sprich gut von Frauen!
[Mittelhochdeutsch: wilt du'z dann' allez übergülden, so sprich wol von wîben!]

Elegie.

O weh, wohin entschwunden sind alle meine Jahr'!
Ist mir mein Leben geträumet oder ist es wahr?
Was je ich wirklich wähnte, war's nur ein Traumgesicht?
So hab' ich denn geschlafen, und ich weiß es nicht.
Nun bin ich erwachet und ist mir unbekannt,
Was mir hievor war kundig wie meine rechte Hand.
Leut' und Land, da ich von Kindheit an erzogen,
Die sind mir fremd geworden, recht, als sei's gelogen.
Die mir Gespielen waren, die sind träg' und alt.
Geackert ist das Feld, gehauen ist der Wald:
Wenn nicht das Wasser flösse, wie es weiland floß,
Fürwahr, ich wähnte, mein Unglück wäre groß.
So kalt grüßt jetzt mich mancher, der einst mich wohl gekannt.
Voll Not und Ungnad' ist die Welt in Stadt und Land.
So ich gedenk' an manchen wonniglichen Tag,
Die sind mir entfallen, recht wie ins Meer ein Schlag.
Immer mehr o weh!

O weh, wie jämmerlich unser Jungvolk tut,
Dem ehmals nie verzagte ihr Geblüt und Mut!
Die wissen jetzt nur Sorgen — weh, was tun sie so!
Wohin ich immer komme, da ist niemand froh.
Tanzen, lachen, singen zergeht vor Sorgen gar,
Nie sah man unter Christen so jämmerliche Schar!
Seht nur, wie den Frauen schlecht steht Schmuck und Band!
Die stolzen Ritter tragen dörperlich Gewand.
Uns sind unsanfte Briefe her von Rom gekommen:
Uns ist erlaubt, zu trauern, und Freude gar benommen.
Das schmerzt mich inniglich (wir lebten einst so wohl!),
Daß ich nun für mein Lachen Weinen wählen soll.
Die wilden Vögelein betrübet unsre Klage,
Was Wunders, wenn auch ich davon beinah' verzage?
Doch ach, was sprech' ich Tor in meinem bösen Zorn!
Wer ird'scher Wonne folget, der hat jene dort verlor'n.
Immer mehr o weh!

O weh, wie ward uns Gift mit Süßigkeit gegeben!
Ich seh' die Galle mitten in dem Honig schweben.
Die Welt ist außen schöne, weiß, grün und rot,
Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod.

Wen sie verleitet hat, der suche Trost bei Zeit:
Er wird mit kleiner Buße von großer Schuld befreit.
Daran gedenket, Ritter, es ist euer Ding!
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu die festen Schilde und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre des Sieges-Kreuzzugs wert!
So wollt' ich meinen Nöten gewinnen reichen Sold.
Nicht mein' ich Hufen Landes, noch der Herren Gold:
Ich wollte eine ew'ge Siegeskrone tragen.
Die kann ein armer Söldner mit dem Speer erjagen.
Könnt' ich die liebe Reise fahren über See!
So wollt' ich singen „wohl" und nimmermehr „o weh"!
Nimmermehr o weh!

* * *

So ergreifend klingt irdische Minne bei jenen Sängern in *ewige* Minne aus.

„Sankt Marie, Mutter und Magd,
Unsre Not sei dir geklagt" —

sangen die Heere, wenn sie in die Schlacht zogen. Minnedienst und Mariendienst — es ist eine einzige Linie. Jene heißeren Herzen nahmen die Welt durch das Gefühl auf — und nicht nur die Welt, nicht nur die Natur, nicht nur die Menschheit: auch das Ewige, das sie hinter den Dingen ahnten. Es ist kein „Zusammenbrechen am Kreuz", wie man in grober Verkennung des Mittelalters wähnt: das sind ja nur die Formen, in denen sich jene Ritter und Sänger das Ewige nahebrachten. *Wir* stecken viel mehr in dürren Vorurteilen und Satzungen! Wären wir so freimütig und freidenkend, so unbefangen und lebensstark wie Herr Walther von der Vogelweide! L.



Umschau.

Die Briefe der Frau Rat.

Goethes Mutter, die Tochter des Stadtschultheißen Textor, hat in ihren Briefen ein köstliches Zeugnis ihrer Frohnatur abgelegt. In zwei stattlichen Bänden sind nun diese Briefe zum erstenmal vollständig gesammelt (Leipzig, C. E. Pöschel; herausgegeben von Alb. Köster; geh. 10 Mk., geb. in Halbfranzband 14 Mk.), und zwar mit genauer Beibehaltung der Orthographie, mit der ja Frau Rat geradezu genial umging. Katharina Elisabeth Goethe hatte keine besondere Schulbildung genossen; aber ihr Lebensgefühl war so beweglich und schöpferisch, daß sie sich überall zurechtfand, in praktischen Dingen wie in der Bewunderung der Werke ihres Sohnes oder auch des Theaters, das sie leidenschaftlich liebte. Und mit der gleichen frohsinnigen Lebenskraft verkehrte sie in ihren Briefen mit Lavater wie mit der Herzogin Amalia, plau-



derte mit Fritz von Stein wie mit Goethes Diener Seidel, immer frischweg, in munterstem Tempo, daß die Buchstaben davonflogen. Ihren Pflichten als Gattin und Mutter neben dem bedeutend älteren und etwas pedantisch gestimmten, auch wohl grämlichen Gatten war sie mit der ganzen Fülle ihrer angeborenen Genialität nachgekommen; war dann mit 50 Jahren Witwe, sorgte mit offenen Augen und herzlicher Anteilnahme überall mit, regsam, unermüdlich; und im Herbst 1808 starb sie, siebenundsiebzigjährig, rüstig bis zuletzt.

„Ein so beweglicher Geist war sicher vor dem Verrosten und vor Unzufriedenheit. Ja, er hatte von seinem Reichtum noch übergenug an andre abzugeben. Frau Ajas Humor," [Aja hieß die Mutter der vier Heymonskinder; Goethe gab ihn der Mutter scherzhaft, als die beiden Grafen Stolberg und Baron Haugwitz 1775 bei dem Dichter zu Besuch waren] „ihr Talent, sich zu freuen und Freude zu verbreiten, ihr klarer Überblick über die Verhältnisse ihrer Umgebung und ihre Ruhe, die aus Erfahrung floß, verschafften ihr ein unbeabsichtigtes Übergewicht über andre. Sie verstand es, genau wie der Sohn, durch Teilnahme das Beste aus den Menschen herauszulocken und durch Lob jedermanns Leistungen zu steigern. Denn sie hatte ihre Mitmenschen unendlich lieb, die vergnügten vor allen ... Wo man die Briefe der Frau Rat aufschlägt, überall geht eine beglückende Wirkung aus von dieser Spiegelung einer reinen und starken Persönlichkeit."

So schreibt Professor Köster in der Einleitung. Wir stimmen ihm bei und lassen nun einige dieser schönen Zeugnisse selber sprechen.

* * *

An J. G. Zimmermann.

Franckfurth d 16ten Febr. 1776

Lieber Herr Leibmedicus! Ihr lieber Brief machte mir von der einen seite viel Freude: Aber, aber, das was ich an Ihnen in Spaß schrieb, ist also nicht gantz ohne grundt, Sie sind nicht gesundt, glauben Sie mir, ich bin von Hertzen drüber erschrocken. Gott im Himmel! Wie kommt ein so Vortrefflicher, geschickter, Freundlicher, herrlicher, Lieber Mann zu der Verdamten Kranckheit? Warum just an die brauchbarsten Menschen, ich kenne eine menge Schurcken, die solten Kranck seyn, die sind ja doch der Welt nichts nütze, und mann hat von ihrem Wachen oder Schlaffen nicht den geringsten nutzen. Lieber bester Freund! Wollen Sie von einer Frau einen Rath annehmen, die zwar von der gantzen Medicin nicht das mindeste versteht, die aber doch Gelegenheit gehabt hat, mit vielen Menschen in genauer Verbindung zu stehn, welche von diesem Übel geplagt wurden. Die Veränderung der gegenstände War immer die beste Cur, da braucht mann nun nicht eben 30 Meilen zu reißen, wenn man nur aus seinen vier Mauren komt, nur nicht zu Hauß geblieben, so sauer es gemeiniglich denen Krancken ankomt, in die freye Luft, aufs Landt, unter Menschen gegangen die man leiden kan, und alle schwartze Gedancken dem Teufel vor die Füsse geschmissen, dieses Mittel hat Doctor Luther schon probatum gefunden, und in seinen herrlichen trost Briefen dem Spaladinus seinem Vertrauten Freund angerathen. Folgen Sie also bester Mann dem Rath einer Frau, das thut Ihrer großen Gelehrsamkeit keinen sch aden, gab doch ehmals ein Esel einem Propheten einen guten Rath. Den Ducaten habe richtig erhalten, aber Lieber Freund Sie haben mir zu viel geschickt, ich habe ja nur

3 f 24 xr ausgelegt, ich wills aufheben, es wird sich schon eine Gelegenheit finden daß ichs Ihnen verrechnen Kan. Gott lob daß die Schlossern sich besser befindet: Wer war aber ihr Helfer? Wem hat sies zu dancken? nechst Gott gewiß niemandt als unserm theuren Zimmermann. Das Zeugnüß von Wielandt Liebe gegen meinen Sohn, das Sie die Freundschafft hatten, mir mitzutheilen freute mich hertzlich; das ist nun einmahl das glücklich Looß von Docter Wolf, daß ihn alle Leute lieben denen er nahe kommt, das ist nun freylich gantz natürlich, er hat ein gutes Hertz, liebt seine mitmenschen, sucht wo er hinkommt Freude zu verbreiten, mann sieht in der Nähe nur den Menschen Freund, und vergießt gerne den Satiren schreiber. Daß Ihre Liebenswürdige Jungfer Tochter noch an uns denckt, und sich wohl und vergnügt befindet, war auch eine Nachricht nach meinem Hertzen: erlauben Sie, daß ich mir die Freude mache und die Zahl meiner Kinder durch dieselbe vermehre, dieses süße liebe Mägdgen kommt in gute Gesellschafft, auser denen Zwey die unter meinem Hertzen gelegen, habe ich das Glück noch viele Söhne und Töchter zu haben, als da sind, die zwey Graffen Christian und Friedrich von Stollberg, Lavater, Wieland, von Knebel, von Kalb, Demoiselle Fahlmer, Delph, von Wreden u. s. w. und da meine liebe Tochter Zimmermann den Seel und Leib erfreuenden Mutter Nahmen leyder schon lange nicht mehr nent, so hoffe ich Sie nimbt meinen Vorschlag an, um nur den Nahmen nicht gantz zu verlernen. Mein Lieber Mann Empfiehlt sich Ihnen und meiner Lieben Tochter aufs beste. Behalten Sie uns in gutem Andencken und seyn versichert daß wir sind, biß ins Grab, ja noch drüber hinaus Ihre wahre und Auffrichtige Freunde

C. E. Goethe.

N. S. Noch eins, es ist wieder aus dem Gehirn des Docter Fausts etwas in der Welt erschienen, ist gedruckt zu haben, und heist Stella.

An Klinger.

[gegen Ende Mai 1776.]

Der Doctor ist Vergnügt und Wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten welcher dem Hertzog gehört bezogen, Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort als wenn er angenagelt wäre, Weimar muß Vors Wiedergehn ein gefährlicher Ort seyn, alles bleibt dort, nun wenns dem Völklein wohl ist, so gesegnes ihnen Gott. — Nun lieber Freund leben Sie wohl, so wohl sichs in Gießen leben läßt. Ich meine immer das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten Orte zu Idealisiren, könnt ihr aus nichts etwas machen, so müßt es doch mit dem sey bey uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Feen Stadt zu machen wäre. Darinen habe ich zum wenigsten eine große Stärcke, Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihren blauen Wunder sehn, aber in Prosa müßte es seyn, von Versen bin ich keine Liebhaberin, das hat freylich seine Ursachen, der poetische Kannengießer hatte den nemlichen Haß gegen die Lateinische Sprache. Grüßen Sie Schleierm. von uns u sagen Ihm, er würde künftige Messe Ihnen doch nicht allein hirher Reißen laßen, u dann versteht sich das andre von selbst, daß wir Ihn und Sie bey uns sehen, manch Stündchen vergnügt verschwazen, allerley schöne Geschichten erzählen u. s. w.



An Louise von Göchhausen [Hofdame in Weimar].

[Anfang Januar 1779.]

Dein guter Wunsch auf grün papier
Hat mir gemacht sehr viel pläsir,
Im Verse machen habe nicht viel gethan
Das sieht mann diesen Warlich an
Doch hab ich gebohren ein Knäbelein schön
Das thut das alles gar trefflich verstehn
Schreibt Puppenspiele kutterbunt
Tausend Alexandriner in einer Stund
Doch da derselbe zu dieser frist
Geheimdter Legations Rath in Weimar ist
So kan Er bey bewandten sachen
Keine Verse vor Frau Aja machen
Sonst solldest du wohl was bessers kriegen
jetzt mußt du dich hieran begnügen
Es mag also dabey verbleiben
Ich will meinen Danck in prosa schreiben.

An die Herzogin Anna Amalia.

Den 1ten Mertz 1783

Durchlauchdigste Fürstin!

Ich bin ja wohl eine recht glückliche und beneidungs würdige Frau! In dem Andencken, in der Gnade einer Amalia zu stehn! Einer Fürstin die in allem betrachtet, würcklich Fürstin ist — Die der Welt gezeigt hat, daß Sie Regiren kan — Die die große Kunst versteht alle Hertzen anzuziehn — Die Liebe und Freude um Sich her verbreitet — Die — Mit einem Wort zum Seegen vor die Menschen gebohren wurde. Ja Große und vortreffliche Frau! Ich schwöre bey allem was heilig ist, daß, die Fortdauer von Höchst Dero Gnade und Güte, mir mehr werth ist, als der Beyfall einer gantzen Welt. Theureste Fürstin! Erhalten Sie mir diesen Unausſprechlich großen Schatz! Der nun einmahl zu einem Wesentlichen theil von mir gehört, ohne den meine Exſiſtentz so wenig ein gantzes wäre, als der Leib ohne Seele. Unser Theurer Erbprintz befindet Sich also wohl — Gott sey Taußend Danck davor gesagt! nach Dero Beschreibung, gibt das ja einen zweyten Reinhold — und da ich zuverläßig weiß, daß Er die beste Erziehung nach Leib und Seele bekommen wird; so kan auch der Wachsthum an beyden nicht fehlen — und alles Volck soll sagen Amen. Wieland und meinem Sohn würde ich es ewig nicht verzeihen, wenn Sie bey dieser frohen Begebenheit Ihren Pegasus nicht weidlich tummeltten, und mich verlangt recht hertzlich, Ihre Gebuhrten zu sehen. Freylich kommt es mir vor als ob mein Sohn, sich in etwas mit den Musen Brouliert hätte — doch alte Liebe Rostest nicht — sie werden auf seinen Ruf, schon bald wieder bey der Hand seyn. Mit Wieland — ja das ist gantz was anders, Das ist ein gar beständiger Liebhaber — die 9 Mädger mögen lachen oder sauer sehen — Er schickt sich in alle Ihre Launen — und ich weiß von sichrer Hand, daß so was, die Damen überaus gut aufnehmen. Ihro Durchlaucht haben die Gnade Sich zu erkundigen was ich mache — Ich befinde mich

Gott sey Danck, gesund, vergnügt, und fröliges Hertzens — suche mir mein bißgen Leben noch so angenehm zu machen als möglich — Doch liebe ich keine Freude, die mit unruhe, wirrwar und beschwerlichkeit verknüpft ist — Den die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gern seine ihm gebührendte Ehre. Morgens besorge ich meine kleine Haußhaltung und übrigen Geschäffte, auch werden da Briefe geschrieben — Eine solche lächerliche Correßpontentz hat nicht leicht jemandt außer mir. Alle Monath raume ich meinen Schreibpult auf — aber ohne lachen kann ich das niemahls thun — Es sieht drinnen aus, wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und geringe, Fromme und Zöllner und Sünder, alle auf einem Haufen — Der Brief vom frommen Lavater liegt gantz ohne groll, beym Schauspieler Großmann u. s. w. Nachmittags haben meine Freunde das Recht mich zu besuchen, aber um 4 uhr, muß alles wieder fort — dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche — komme um 9 uhr nach Hauß — das ist es nun so ungefähr was ich treibe. Doch das beste hätte ich bald vergessen. Ich wohne in der langen gaßen, die mann vor Leßer erbauen laßen u. s. w. Nehmen Ihro Durchlaucht mit der Beschreibung meines geringhaltigen Lebens Wandel vor lieb, und erhalten mir Dero unschätzbare Gnade, diß ist die einzige Bitte von

Ihrer Durchlaucht

unterthänigst und treusten Dienern

Goethe.

An Fritz von Stein [Goethes Liebling, Sohn der Frau von Stein].

Frankfurt, den 9. Jenner 1784.

Lieber Sohn!

Vielen Dank vor Ihren lieben Brief, er hat mir große Freude gemacht, — es geht Ihnen also recht gut bei meinem Sohne, — o, das kann ich mir gar wohl vorstellen. Goethe war von jeher ein Freund von braven jungen Leuten und es vergnügt mich ungemein, daß Sie sein Umgang glücklich macht. Aber je lieber Sie ihn haben, und also gewiß ihn nicht gern entbehren, je zuverläßiger werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die Abwesenheit von ihm mir oft trübe Stunden macht. Sie, mein kleiner Freund, könnten nun da ein großes gutes Werk thun, — zumahl da Sie mich lieb haben, so wird es Ihnen gewiß nicht sauer ankommen, hören Sie, lieber Freund, meinen Vorschlag, — da Sie beständig um meinen Sohn sind, also mehr von ihm wissen, als Jeder andere, wie wäre es, wenn Sie so ein kleines Tagebuch hielten, und schickten es mir alle Monath, — viele Arbeit soll das Ihnen gerade nicht machen, nur ohngefähr auf diese Weise; Gestern war Goethe im Schauspiel, Abends zu Gaste, — Heut hatten wir Gesellschaft", u. s. w. Auf diese Weise lebte ich gleichsam mitten unter Euch, — freute mich eurer Freuden, — und die Abwesenheit verlöre viel von ihrer Unbehaglichkeit, — eine kleine Zeile Morgens oder Abends geschrieben, — macht Ihnen wenig Mühe, mir aber würde es unbeschreiblich wohl thun, — überlegen Sie die Sache einmahl, ich glaube, es geht.

Wenn mein Sohn einmal nach Frankfurt kommt, müssen Sie mitkommen, an Vergnügen soll es dann nicht fehlen, wenigstens wollte ich Alles zur Freude stimmen. Nun, das kann ja wohl einmahl geschehn, — Inzwischen behalten

Sie mich lieb, ich verspreche Ihnen desgleichen, Grüßen Sie meinen Sohn, und seyn versichert, daß ich ewig bin

Ihre
wahre Freundin und treue Mutter
Elisabeth Goethe.

An Fritz von Stein.

Fr. den 12 Februar 1784.

Lieber Sohn!

Das ist ja recht brav, daß Sie so Wort gehalten haben — das Tagebuch ist so ganz recht, und hat mich außerordentlich gefreut, machen Sie mir das Vergnügen und schicken alle Monath so eine Beschreibung Ihres Lebens und Ihrer Beschäftigungen — die Entfernung von meinem Sohne wird mir dadurch unendlich leichter, weil ich im Geiste Alles das mitgenieße, was in Weimar gethan und gemacht wird, — ich bitte, fahren Sie so fort, und Sie sollen mein lieber, lieber Sohn seyn. Die Zeichnung von Ihrer Stube hat sich recht gut conservirt, — sie liegt auf meinem Arbeitstisch und in Gedanken bin ich gar öfters bei Ihnen. Hier giebts nicht viel Neues, das interessant wäre, wir haben diesen Winter nur alle Dinstage Schauspiel. Die Schauspieler sind in Maynz und Schnee und Eis machen die Wege überaus schlimm, — grüßen Sie meinen Sohn vielmahls, und glauben, daß ich ewig bin

Ihre treue Mutter
E. Goethe.

An Goethe [nach der Schlacht von Jena].

den 27ten October 1806

Lieber Sohn!

Mein erstes Geschäffte /: nach erhaltung deines mir so zu rechter Zeit gekommenen Briefes :/ war Gott dem Allmächtigen auf meinen Knieen zu dancken und laut mit Anbettung zu jublen: Nun dancket alle Gott mit Hertzen — Mund und Händen! Ja Lieber Sohn! das war wieder eine Errettung — wie die 1769 — 1801 — 1805 da nur ein Schritt ja nur ein Haar, dir zwischen Tod und Leben war. [Goethes Leben war durch französische Soldaten bedroht; Christiane warf sich dazwischen.] Vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergeße. Er der große Helfer in allen Nöthen, wird ferner sorgen, ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, den ich habe Glauben — Vertrauen und feste Zuversicht auf Ihn — und niemand ist noch zu Schanden worden — der Ihm das Beste zugetraut hat — Jetzt noch einmahl Tausend Danck vor deinen trostreichen — lieben und herrlichen Brief. Zu deinem neuen Stand [Heirat mit Christiane] wünsche dir allen Seegen — alles Heil — alles Wohlergehen — da hast du nach meines Hertzens wunsch gehandelt — Gott! Erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer — wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen Hochbeinigen erbärmlichen Zeiten thun kan. Aber nur Gedult die Wechsel Briefe die ich von unserm Gott erhalten habe — werden so gewiß bezahlt als jetzt /: da ich dieses schreibe :/ die Sonne scheint, darauf verlaßt Euch — Ihr solt mit Eurem theil zufrieden seyn — das schwöre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — sage Ihr, daß ich Sie Liebe — schätze — verehre — daß ich Ihr selbst würde geschrieben haben, wen wir nicht in einem beständigen

Wirrwel lebten — Heute werden die Straßen die zum Bockenheimer Thor führen nicht leer von Preuschischen Gefangenen!!! Es ist ein getümmel ein Romor — daß man beynahe nicht im Stande ist, einen vernünftigen Gedancken zu haben. So bald es etwas ruhiger ist hole ichs nach. Jetzt muß ich nach einer kleinigkeit fragen — Am 20ten October hab mit dem Postwagen 28 ℔ Castanien an Euch abgeschickt habt Ihr sie bekommen? im entgegengesetzten Fall schicke ich andre, doch muß ich solches mit umgehnder Post nur mit ein paar Worten wißen sonst wird es zu spät — Herr Braun der mir deinen Lieben Brief über brachte glaubte daß sie glücklich angekommen wären — weil am 20ten Weimar und die Gegend wieder frey geweßen wäre — also nur ein wörtgen — Augst kan ja schreiben — Alle Freunde grüßen Euch — und freuen sich Eurer Erhaltung — das war ein wirr warr in unserer Stadt Gott sey Danck! daß dein Brief zu rechter Zeit ankamm.

Lebt wohl! Behaltet lieb — Eure

treue und hocherfreudte

Mutter Goethe.

Der letzte Brief, der uns von dieser glücklichen Frau erhalten ist, galt Christiane von Goethe (1. Juli 1808). „Das ist heute der dritte Brief, den ich schreibe", heißt es darin. Als sie fühlte, daß es zu Ende gehe, traf sie ruhig alle Verfügungen und streckte sich dann zur Ruhe aus (13. Sept. 1808). Sie hat gern und dankbar gelebt, die Mutter, die uns unsren größten Dichter gegeben hat. L.

*

Fiona Macleod.

Das phantasievolle Keltentum, besonders die Gälen der schottischen Hochlande und auf den Hebriden, hat sich eine eigenartige Verinnerlichung durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt. Uralte Sagen und Erinnerungen sind dort lebendig geblieben. Das zweite Gesicht und mystische Träumerei sind dort nicht ausgestorben; das Volk achtet mit feinstem Ahnungsvermögen auf die Stimme der Wasser und Winde, auf die Zeichen der Natur, auf die Wege des rätselvollen Schicksals. Ihre Weltbetrachtung ist durch und durch poetisch. Schon einmal hat ein Schotte, Macpherson, durch seine teils gesammelten, teils selbst gedichteten Ossianlieder die Welt daran erinnert, was Poesie ist; und ebendort ist nach der Dürre des 17. Jahrhunderts der prächtige Robert Burns aufgeblüht, zum erstenmal wieder ein Dichter nach so viel Literatur und Kunst.

Heute macht die keltische Dichterin Miß Fiona Macleod [sprich: Mäklaud] in England von sich reden, seit einem Jahrzehnt etwa. Die Dichterin selber ist mit ihrer Persönlichkeit zurückhaltend; man weiß nicht viel von ihr. „Ich habe kein Verlangen, persönlich bekannt zu werden", so hat sie sich brieflich geäußert. „Meine Schriften, nicht ich selbst, sind für das Publikum. Mein Leben verbringe ich hauptsächlich in den Hochlanden und auf den Inseln des Westens. Abgesehen etwa von einer Woche, die ich hin und wieder in Edinburg verlebe, bin ich niemals in Städten, die mich über die Maßen niederdrücken und die für mich nur in Betracht kommen wegen der Musik, die ich dort hören kann. Im übrigen — ich ward geboren vor mehr denn tausend Jahren in jenem fernen Lande der Gälen, das bekannt ist als die ‚Traumeshügel'. Meines Vaters Name war Romantik, und der meiner Mutter war Traum."

Damit ist sie charakterisiert. Natur, Einsamkeit, Musik, Phantasie, Traum — das sind die Stimmungen ihrer seltsamen dichterischen Visionen. Tod ist für sie nur „Daseinswechsel“ oder auch ein Gehen „in den Schatten“, kein Aufhören. Ihre Menschen sprechen so feinsichtig mit Geistern wie mit Lebenden. Dann wieder bricht eine dämonische Kraft der Darstellung in ihren Bildern durch; etwas von der rauhen Seeluft der alten Sachsen ist dann im Wogengang ihrer Worte.

Freilich: auch moderne Nerven-Romantik flimmert hinein, ein wenig Poe oder Maeterlinck; auch an Rudyard Kipling wird man erinnert; und Selma Lagerlöf hat ähnliche Stimmungen. Aber das soll nur zur Kennzeichnung gesagt sein, nicht zur Beeinträchtigung dieser starken dichterischen Persönlichkeit.

„Wind und Woge“ heißt eine ihrer Sammlungen (Jena, Eugen Diederichs, 5 Mk.; übersetzt von Winnibald Mey). Wir nehmen daraus ein nordisches Seebild aus der Wikingerzeit.

Das Lied der Schwerter.

... Am Abend des Tages, der auf jenes Segeln folgte, sprang ein wilder Wind auf, der gerade gen Norden wehte. All die südwärts-steuernden Galeeren außer einer suchten nach einem Hafen, obwohl es eine wilde Küste war, die im Süden von Skye sich entlang zog. In der Finsternis des Sturmes dachte Olaus, daß die andern neun Wogenrosse ihm folgten, und er trieb vor der Windsbraut, während seine Mannen in Lee unter der Schanzkleidung kauerten, und Finnleikr der Harfner ein wildes Lied vom Schaum der See und fließendem Blut und dem Wirbeln der Schwerter sang.

Dann kam das Morgengrauen, und der Sonnenregen strömte heiter, ein frischer Ostwind wehte über den Minch, und der Svart-Alf, der weit nach Norden verschlagen war, kam hüpfend südwestwärts; Gelächter erklang und himmelblaue Augen leuchteten wild, wo die Wikinge an den Rudern sich mühten oder ihre von der Salzflut benetzten Schwerter und Wurfspieße glätteten.

Den ganzen Tag fuhren sie so fröhlich dahin. Hinter sich konnten sie die blaue Linie des Festlandes sehen und die dunkelblauen Bergkämme von Skye; südwärts war ein langer, grüner Streifen, wo Coll die Wogen auffing, ehe sie gegen Tiree trieben; im Südosten stiegen die blaugrauen Spitzen des Halival und Haskival aus der Insel des Schreckens auf, wie Rum damals genannt wurde. Die purpurgrauen Linien, die aus dem Westen vor ihnen sich erhoben, nach Norden und Süden, soweit sie sehen konnten, waren die Umrisse der Hebriden.

„Siehst du jenen blauen Schminkfleck?“ rief Olaus der Weiße dem Weibe zu, das schlaff an seiner Seite lag und zusah, wie das Sonnengold die Fülle rötlichen Haares bestrahlte, die sie über den Bord gebreitet hatte, als ein Netz, um die Augen der Wikinge darin zu fangen: „Siehst du jenen blauen Schminkfleck? Ich weiß, was es ist. Es ist das Vorgebirge, das Olaf der Rasende Skipneß nannte. Hinter ihm ist ein langer Fjord mit zwei Armen. Am Ende des südlichen Armes ist ein Platz der Weißröcke [Mönche], welche die Inselleute Kuldeer nennen. Mitten an der östlichen Krümmung des nördlichen Armes liegt eine Stadt von gegen hundert Familien. Über beide herrscht Maoliosa, ein Priester und Krieger; und unter ihm gebietet in der Stadt ein Graubart namens Ramon mac Coag. All das habe ich von Anlaf dem Schwarzen gehört, der mit uns aus Faroe kam.“

Morna blickte ihn unter ihren gesenkten Augenlidern an. Gewiß, er war schön anzusehen, obwohl sein langes Haar weiß war. Weiß war es geworden durch den Schrecken einer Nacht auf einer Eisscholle, auf der ein Mann, der den jungen Erl haßte, ihn hatte forttreiben lassen mit sieben Wölfen. Er hatte drei erschlagen und drei ertränkt, und einer war in die See gesprungen; und dann hatte er auf dem Eise gelegen, und Schnee war sein Kissen, und als der Morgen graute, war sein Haar ebenso wie der Schnee. Das war nun zehn Jahre her, als er ein Jüngling war.

Sie sah ihn an, und als sie sprach, geschah's in der langsamen, trägen Art, die in seinen Ohren so schläfrig-süß klang wie das Summen der Bienen auf der Farm, wo seine Heimstatt war.

„Bald werden die Männer jener Stadt in einem roten Schlafe liegen, denke ich, Olaus. Und die Frauen werden nicht Wolle kratzen, wenn morgen abend der Mond aufgeht. Und —"

Das schöne Weib hielt plötzlich inne. Olaus sah, wie ihr Blick sich verdüsterte.

„Olaus!"

„Ich höre."

„Wenn dort ein Weib ist, das du mehr begehrst als mich, so will ich ihr eine Gabe geben."

Olaus lachte. „Laß dein Messer in deinem Gürtel, Morna. Wer weiß, ob du es nicht bald brauchst, um dich eines Kuldeers zu erwehren!"

„Pah! Diese weißrockigen Mannweiber haben nichts mit uns zu schaffen. Ich fürchte keinen Mann, Olaus; aber ich hab' eine Klinge für jedes Weib, das deine Augen blendet."

„Sei ohne Sorge, weiße Wölfin. Der Seewolf kennt seine Gefährtin, wenn er sie gefunden hat."

Eine Stunde nach Sonnenuntergang stieg ein Nebel auf. Der Wind wurde frischer. Olaus gebot Stille auf der Kriegsgaleere. Die Wikinge hatten ihre Ruder umwickelt, denn schon konnte man die Wogen am Gestade branden hören. Stunde um Stunde verstrich. Als endlich der Mondschein einen Spalt in die Nebelwand riß, und plötzlich ein Windstoß, der aus Norden kam, den Dunst aufleckte, sahen sie, daß sie dicht unter Land waren, und gerade östlich vom Vorgebirge von Skipneß.

Anlaf der Schwarze ging nach dem Bug. Dunkel hob er sich gegen das Mondlicht ab, als er dort stand und, seinen langen Speer wiegend, die Tiefen lotete, während das Fahrzeug langsam dem Gestade zuschwankte. Nach einiger Zeit war ein Hafen gefunden, und die Wikinge standen schweigend auf den Felsen, die Nacht erglänzte gelb im Mondschein, und die braune Erde war von einem sanften, weißen Schimmer überzogen, in dem blaßblau die langen Schatten lagen.

Tiefer Friede lag über der Inselstadt. Die Kühe waren in der Nähe auf den Strandweiden, und fest die Hunde schliefen. Lange Zeit war nichts Übles geschehen, und Ramon mac Coag war ein alter Mann und träumte allzuviel von seiner Seele. Das kam von der Lehre der Kuldeer. Bevor er wußte, daß er eine Seele hatte, war er ein Mann gewesen und hätte sich nicht unversehens überfallen lassen als Oberherr einer Seestadt wie Bail'-tiorail.

Olaus der Weiße bildete mit seinen Männern einen weiten Bogen. Dann schloß der Kreis sich langsam zusammen.

Ein Stier, der mitten im Seegras stand, brüllte, stampfte unruhig und zog wieder und wieder die Luft ein. Plötzlich begann eine Färse, dann eine andere, dann erhoben all die Kühe ein seltsames Brüllen. Mit gesträubtem Fell sprangen die Hunde auf, krochen zur Seite und knurrten, und ihre roten Augen funkelten wild.

Bethoc die Junge, Ramons drittes Weib, war wach und träumte von einem Mann aus Eireann, der ihr an jenem Tage Freude bereitet hatte mit seinem Harfenspiel und seinen düsteren Augen. Sie kannte das Brüllen. Es war das andauernde Brüllen gegen den Fremden. Leichtfüßig stand sie auf, öffnete die lederne Lasche und sah herab von dem Grianan [Sommerhaus], in dem sie war. Ein Mann stand dort im Schatten. Sie dachte, es sei der Harfner. Mit einem leisen Seufzer beugte sie sich hinab, um ihn zu küssen und ein Wort in sein Ohr zu flüstern.

Ihr langes Haar fiel über ihre Augen und ihr Gesicht und blendete sie. Sie fühlte, daß es erfaßt wurde, und streckte ihre Hand aus. Diese ward ergriffen, und ehe sie wußte, was mit ihr geschehen war, ward sie zu dem Manne hinabgezogen.

Da plötzlich sah sie, daß er gelbes Haar hatte und wie ein norwegischer Mann gekleidet war. Sie keuchte. Wenn die Seeräuber da waren, so bedeutete es Tod für alle dort. Der Mann flüsterte etwas in einer Zunge, die ihr fremd war. Sie verstand besser, als er seinen Arm um sie schlang und eine Hand auf ihren Mund legte.

Bethoc stand stumm. Warum hörte nur niemand dies Brüllen der Kühe dies Knurren der Hunde, das jetzt zu einem lauten, andauernden Bellen geworden war? Der Mann an ihrer Seite dachte, sie sei eingeschüchtert oder habe sich in den Schicksalswechsel ergeben. Er ließ sie stehen und setzte seinen Fuß in eine Spalte; dann begann er, das Schwert unter seinem Kinn, verstohlen hinaufzuklettern.

Er hatte seinen Speer auf den Boden geworfen. Geräuschlos schritt Bethoc vorwärts, hob ihn empor und trat heran wie ein Schatten.

Ein wilder Schrei drang durch die Nacht. Es folgte ein gurgelnder und sprudelnder Laut, wie wenn eingedämmtes Wasser hindurchtröpfelt. Ramon sprang von seinem Lager auf und starrte aus der Fensteröffnung. Unter sich sah er einen Mann, den ein Speer von hinten durchbohrt und an das weiche Holz geheftet hatte. Seine Hände griffen in die zerschnittenen Hirschfelle, und sein Haupt lag auf seiner Schulter. Er lachte fürchterlich. Schaumblasen sprudelten unaufhörlich aus seinem Munde.

Im nächsten Augenblick sah Ramon Bethoc. Ehe er Zeit hatte, sie anzurufen, glitt ein Mann aus dem Schatten und tauchte ein Schwert in sie, bis von der Spitze rote Tropfen auf das Gras hinter ihren Füßen tröpfelten. Sie stieß keinen Schrei aus, sondern fiel lautlos, wie eine Bassansgans fällt. Ein schwarzer Schatten flog durch die Finsternis. Ein Krach, ein Schrei, und Ramon sank schwer zu Boden; ein Pfeil stak mitten zwischen den Brauen in seinem Kopfe.

Dann herrschte ein wildes Getümmel überall. Von den Weiden liefen laut brüllend die Kühe in einer wilden Flucht. Das Wiehern der Pferde erhob sich zum Kreischen. Hier und dort brachen rote Flammen hervor und sprangen von Hütte zu Hütte. Bald stand der ganze umwallte Weiler in Flammen. Um den Dun [Turm] Ramons blitzte eine Wand von Schwertern.

Alle hatten im Dun Zuflucht genommen, alle, die dem ersten Gemetzel entgangen waren. Sprang einer vor, so war's auf einen Wikingspeer, oder zeigte einer sein Gesicht, so ward's die Zielscheibe für einen sicher-schnellen Pfeil.

Ein langer, durchdringender Klageruf stieg empor. Die Kuldeer an dem weiter abseits gelegenen Loch hörten ihn und liefen aus ihren Zellen. Das laute Gelächter der Seeräuber war fürchterlicher für sie als die wirbelnden Flammen und die wild-kreischende Klage der Sterbenden und der Verfallenen.

Niemand kam lebend aus jenem Dun außer drei Männern und sieben Frauen, die noch jung waren. Zwei der Männer wurden gezwungen, alles zu erzählen, was Olaus der Weiße zu wissen wünschte. Dann wurden sie geblendet, in ein Boot gesetzt und den Flutstrudeln übergeben, die sie dort hinführen mußten, wo die Kuldeer waren. Und für die Kuldeer hatten sie eine Botschaft von Olaus.

Von den sieben Weibern war keine so schön, daß Morna ihr die geringste Beachtung schenkte. Aber sieben Männer erhielten sie als Beute. Lang bevor der Morgen graute, war ihre wilde Totenklage dahingestorben in ein Schweigen blasser Verzweiflung. Als das Tageslicht kam, drängten sie sich in einer weißen Gruppe zusammen, nahe den Aschenhaufen ihrer Heimstätten. Überall lagen die Toten verstreut.

Bei Sonnenaufgang hielten die Wikinge ein Alefest. Als Olaus der Weiße gegessen und getrunken hatte, verließ er seine Mannen und ging hinab zum Strande, um nach dem befestigten Platze hinüberzuschauen, wo der Kuldeer Maoliosa mit seinen Weißröcken lebte. Als er dorthin schritt, durch das, was Bail'-tiorail gewesen war, da war nicht ein Mann mehr am Leben, außer dem einen Gefangenen, den man zurückbehalten hatte, Aongas dem Bogenmacher, wie er genannt wurde; keiner außer Aongas und einem verirrten Kind in den Salzgräsern nahe dem Strande, einem kleinen Knaben, nackt und mit blauen Augen und heiterem, sonnigem Lächeln.

*

Zur öffentlichen Schillerfeier.

Hohe Geister führen uns in die Stille. Sie bilden in uns eine Gegenkraft aus gegen den verwirrenden Lärm der andrängenden Außenwelt: sie helfen uns den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" finden.

„Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille,
Mit stillem Geist will es empfunden sein."

Den hundertjährigen Todestag des Mannes, der diese Worte gesprochen hat, mit *lautem* Gepränge feiern, heißt unsern Schiller verzerren. Da eine Gemeinschaft aber ihre Gedenktage braucht und ihre geistigen Führer mit Recht durch eine dankbare Rückschau ehrt, so sei wenigstens *diese* Feier und grade *heute* so ernst und einfach wie nur möglich. Schiller ist in sehr ernster Zeit gestorben, und wir leben heut in sehr ernster Zeit; Schiller hat streng und würdig sein Kämpferleben durchgeführt — und unser Geschlecht von heute läßt sich treiben, überschüttet sich mit Feiern und Äußerlichkeiten, läßt sein Bestes verkümmern in einer ununterbrochenen Hast und Aufregung. Sonntag feiern heißt Einkehr halten; in solchem Sinne war in unsrem hochgeistigen und hochherzigen Schiller steter Sonntag, den er dem Werktag abgerungen hatte. Der Ton des Aufschwungs war ihm Natur; es blieb nüchternen Zeiten vorbehalten,



diesen Ton als „Pathos“ und gar „Rhetorik“ zu belächeln. Wir wollen nicht Schillers ihm ureigenen Ton herbeiwünschen: aber seinen Geist, sein Herz, seine sittliche Würde.

Also ernst und einfach! Wer etwas Poesie in sich hat, wird schon von selbst die Form finden, wie er in seinem Kreis unsren volkstümlichsten Dichter feiern kann. In jedem besseren Liederbuch, auch z. B. in einer Sammlung von Ludwig Erk findet der Lehrer „Schiller-Lieder für gemischten Chor“; in einem Buch wie Jonas, „Schillers Seelenadel“ (Berlin, Mittler & Sohn) findet der Vortragende den Menschen Schiller; an kleinen und größeren Biographien fehlt es auch nicht; in Schillers Werken warten Balladen oder Szenen (mit verteilten Rollen) genug, die im Anschluß an den Unterricht öffentlich vorgetragen werden mögen. Aber das Ganze kurz und nicht zerstreuend! Und zum Schluß mag an jeden Schüler ein passendes Buch verteilt werden, mit dem Stempel der Anstalt und dem Gedenkwort „Schillerfeier 1905“.

In diesem einfachsten Rahmen kann sich jede Feier bewegen — wenn schon gefeiert werden muß. Auch gegen Spiele im Freien, Pflanzen eines Schillerbaumes, Höhenfeuer am Abend usw. ist weiter nichts einzuwenden. Sehe jeder, wo er bleibe!

Heldennaturen feiert man aber, indem man etwas von ihrem Seelenadel seinem eignen Blut einimpft, durch Vertiefung in ihr Leben und in ihre Werke. Dies Aufgenommene strahle man in Wort und Werken wieder aus — und dies ist alsdann eine tätige „Schillerfeier“. F. L.

*

Verein zur Förderung des Harzer Bergtheaters.

Folgender Aufruf geht uns zu:

„Der Zweck des Vereins ist, das in seiner Eigenart einzig dastehende Harzer Bergtheater als ein echt nationales, dem gesamten Deutschtum in idealem Sinne dienendes Unternehmen zu fördern, seine materiellen und ideellen Interessen zu unterstützen und seine Zukunft zu sichern.

Nachdem der Begründer des Harzer Bergtheaters, Dr. Ernst Wachler in Weimar, durch zwei Spielzeiten (Sommer 1903 und 1904) sein Wollen und Können auf diesem Gebiete überzeugend nachgewiesen hat, so daß die Presse des Inlandes, sowie auch viele ausländische Stimmen das Unternehmen anerkennend beurteilt haben — nachdem ein einzelner bisher allein die Kosten hierfür getragen und persönliche Opfer an Zeit und Geld gebracht hat, erscheint es als Ehrenpflicht für weitere Kreise, zur Weiterentwickelung des Unternehmens Herrn Dr. Wachler zur Seite zu stehen.

Das Bergtheater ist ein nationales Unternehmen, bestimmt, die Seele der deutschen Nation — durch Vorführung idealer Heldengestalten und Charaktere, Sitten und Gebräuche, inmitten einer gewaltigen, urwüchsigen Natur — zu vertiefen.

Die Örtlichkeit ist hiezu ihrer unübertroffenen landschaftlichen Schönheit, ebenso wie ihrer durch Geschichte und Sage ausgezeichneten Vergangenheit wegen, die geweihteste Stätte. Hier an der uralten Kultusstätte unserer Vorfahren, der Wiege der germanischen Volksseele, soll dieselbe zu höheren Idealen begeistert werden. Dieser Aufgabe dienen die bisher dargestellten neuen Stücke: ‚Widukind‘, ‚Herzog Heinrich am Finkenherd‘, ‚Spielmanns Kirmes‘, ‚Wal-

purgis' u. a., die neben älteren Meisterwerken, wie ‚Sommernachtstraum', bereits zur Aufführung gelangt sind. Es gilt, dem Volke eine Feststätte, den Dichtern einen würdigen Platz für den jährlich zu erneuernden Wettstreit deutschnationaler Kunst zu erhalten.

Ein solches Unternehmen, welches den Zielen eines Richard Wagner nachstrebt, ist würdig der Hilfe der Nation, um so mehr, als das Bergtheater durch mäßige Eintrittspreise jedem einzelnen aus der Mitte des Volkes zugänglich gemacht werden soll.

Soll dies Ziel erreicht werden, so bedarf das Bergtheater einer tatkräftigen materiellen und ideellen Unterstützung. Aus diesen Gründen ist der Verein zur Förderung des Harzer Bergtheaters, mit dem Sitz in Thale, ins Leben gerufen, dem bereits Mitglieder aus den verschiedensten Orten angehören und der nunmehr mit der Bitte um Beitritt sich an weitere Kreise wendet.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch einen Jahresbeitrag von mindestens 5 Mk., wofür den Mitgliedern das Recht freien Eintritts zu drei beliebigen Vorstellungen des Harzers Bergtheaters in der nächsten Spielzeit gegeben werden soll in Form von Anweisungen auf Eintrittskarten für hierzu besonders bereitgehaltene gute Plätze.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft und Geldsendungen werden an Herrn Lehrer Seelmann in Thale a. H. erbeten.

Thale a. H., im Februar 1905."

Den Türmerlesern unterbreiten wir diesen Aufruf mit der Bitte, nicht ohne weiteres daran vorüberzugehen. Es stehen unter dem Aufruf manche wertvolle Namen (Prof. Brandl, Adolf Bartels, Hans Hoffmann, Felix Dahn, Ernst von Wildenbruch usw.); ich selbst meinesteils habe nicht gezögert, beizutreten, und wünsche dieser schönen Sache den Erfolg, den sie verdient, obschon ich mich mit einem stark unterstrichenen „Germanisch" und „Deutschnational" nicht befreunden kann, sobald es einen Beigeschmack von Parteibildung erhält. Doch ist eine solche Gefahr dogmatischer Verengung um so kleiner, je weiter die Kreise werden, die sich für dieses wundervoll gelegene Landschaftstheater interessieren. Es können von da manche Möglichkeiten einer Neubildung ausgehen. Ob unsere Stücke bereits Erfüllung dieser Art von dramatischer Kunst bedeuten, das fällt vorerst weniger ins Gewicht. Es ist zunächst einmal ein Weg versucht.

Die Aufführungszeit fällt in die Hochsommerferien (Juli und August). Näheres werden wir noch mitteilen. **F. Lienhard.**





Die erste deutsche Oper.

Von

Dr. Karl Storck.

Die eigenartigste Wirkung der Renaissancebewegung für die Musik war die Entdeckung der Oper. Denn als Entdeckung eines Neuen muß man wohl bezeichnen, was jener Kreis von Florentiner Gelehrten und Musikern auffand, als er sich auf die Suche nach dem Drama der Antike begab. Schnell hatte denn auch in Italien die Oper das antike Vorbild vergessen und sich zu jener Kunstart entwickelt, mit der die italienische Musik die Weltherrschaft gewann.

Zuerst fand die italienische Oper ihren Weg nach Deutschland. Wenn wir daran denken, wie schon am Ende des Mittelalters die deutschen Musiker mit Vorliebe Venedig und die norditalienischen Städte aufsuchten, um dort sich die neuesten Errungenschaften der Musik zu holen, werden wir uns darüber nicht wundern. Allerdings war jetzt die böseste Zeit über unser Vaterland gekommen. Hatten vorher hauptsächlich geistige Kämpfe seine Einheit zerrissen, so wurde es jetzt von einem wütenden Kriege in beispielloser Weise zerfleischt. Das Land verarmte und verkam in geistiger und sittlicher Beziehung. Hätten nicht gerade die Deutschen in so einzigartiger Weise die Gabe, sich in sich selber zurückzuziehen, sich einzukapseln in kleine, scheinbar so enge Verhältnisse, und hier verborgen vor den gewaltigen Ereignissen der Zeit sich ein bescheidenes Glück und eine heimliche Schönheit aufzubauen, es wäre wohl in dieser Zeit dauernd die deutsche Kunstüberlieferung vernichtet worden. So aber retteten sich einzelne stille Naturen selbst in diesen Jammerjahren einen zuversichtlichen Idealismus zu künstlerischer Arbeit und regem Schaffen. Freilich, die Zuversicht auf das Können des eigenen Volkes hatten sie dabei völlig eingebüßt. Man war glücklich, und es war ja in der Tat unter diesen Verhältnissen immerhin auch schon eine Leistung, wenn man sich aneignete, was die Fremde schuf.

Unter diesen bedrängten Verhältnissen war es jetzt nur einem deutschen Musiker vergönnt, die ein Menschenalter vorher fast zur Gewohnheit

gewordene Fahrt nach dem gelobten Lande musikalischer Schönheit zu machen. Die anderen mußten daheim aus Büchern und Schriften sich mit der fremden Kunst bekannt machen. Heinrich Schütz aber, der gewaltigste deutsche Musiker jener Tage, hatte im Jahre 1628 den bewunderten Claudio Monteverdi in Venedig aufgesucht. Und eine, jedoch glücklicherweise nicht die vollkommenste Frucht dieser Reise war die erste deutsche Oper, „Daphne". Des Florentiners Rinuccini am Beginn der ganzen Oper stehende Dichtung wurde von Martin Opitz, dessen bescheidene Begabung die anspruchslosen Zeitgenossen zu dem Lobworte „Vater der Poesie" begeisterte, deutsch umgedichtet; Schütz schuf die Musik dazu. Sie ist nicht erhalten. Der Historiker mag diesen Verlust beklagen; aber etwas Eigenartiges, wie in seinen großen Chorwerken, hat Schütz hier vermutlich nicht geschaffen, vielmehr hat er sich wohl ganz sicher an das italienische Vorbild angeschlossen. Wir dürfen das um so mehr annehmen, als in diesem Falle auch in Deutschland die Renaissancegelehrsamkeit bei der Oper Pate gestanden hatte; denn sie war auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen entstanden, der die Hochzeit seiner Tochter mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen durch diese „gelehrte" Veranstaltung feiern wollte. Zu einer zweiten Oper ist Schütz nicht gekommen, und das Beispiel des sächsischen Kurfürsten hat bei den anderen Höfen keine Nachahmung gefunden, aus dem einfachen Grunde, weil diesen Höfen die Lust und die Möglichkeit zu Festen in der Kriegszeit verloren gegangen war. Fast überall hatten in der Not der Zeit die Hofkapellen aufgelöst werden müssen, und die Musiker sanken mehr oder weniger wieder in den ehemaligen Stand der fahrenden Leute herab. Als aber nach den Friedensschlüssen die Höfe wieder ihre glänzende Hofhaltung eröffneten, da glaubten sie es nur in möglichst treuem Anschluß an das französische Vorbild würdig tun zu können, und für eine deutsche Oper war von nun ab an den deutschen Fürstenhöfen kein Platz. Überhaupt haben ja diese deutschen Fürstenhöfe zur Wiedererweckung eines deutschen geistigen Lebens schmachvoll wenig beigetragen. Man freut sich schon, wenn man einen kleinen Fürsten nennen kann, der sich seiner Volksart nicht schämte.

Dagegen lebte im städtischen Bürgerstande ein warmes Gefühl für deutsche Sprache und Kunst; das Meistersingerwesen ist dessen ein rührender Beweis. Aber freilich, der gute Wille allein reichte nicht aus, und die biedere Gesinnung bewahrte die Bürgerschaft und auch den vielfach deutsch gebliebenen Adel nicht vor völliger Geschmacksverrohung. Haben doch auch die von adligen und gelehrten Kreisen ins Werk gesetzten Bestrebungen für Sprachpflege und Sprachreinheit, die in dieser Zeit zu den viel belächelten, aber trotz alledem verdienstvollen Sprachgesellschaften führten, durchweg etwas Pedantisches, selbst Komisches, jedenfalls gar nichts Künstlerisches an sich. So ist es leicht erklärlich, daß die vielfachen Ansätze zu einer mit Musik vermischten Dramatik, die aus den alten Mysterienspielen sich in die Fastnachtsspiele und Scherzspiele eines Hans Sachs und vor

allem Jakob Ayrers (gestorben 1605) hinübergerettet hatten, nicht fruchtbar gemacht wurden. Immerhin ist es doch einmal auf diesem Wege zur Gestaltung einer Oper gekommen, und zwar in Nürnberg, in dem sich immer noch etwas von der alten Bürgerherrlichkeit erhalten hatte. Einem Kränzchen von Musikfreunden und Musikern gehörte hier der Dichter Philipp Harsdörffer und der Musiker Siegmund Staden (1607—1655) an. Sie schufen gemeinsam im Jahre 1644 ein „geistliches Waldgedicht, Seelewig", in dem wir die zweite deutsche Oper sehen können. In diesem geistlichen Singspiel, das durch einen Neudruck von Eitner (Berlin 1881) uns wieder zugänglich gemacht ist, vermeinte der Verfasser vorzustellen, „wie der böse Feind den frommen Seelen auf vielerlei Wegen nachtrachte und wie selbige hinwiederum vom ewigen Heil abgehalten werden". Auch hier ist das italienische Vorbild für die Dichtung nicht schwer zu erkennen. Auch die Musik versucht es wenigstens, den Italienern nachzustreben, erreicht dieses Ziel aber nicht, da die deutsche Sprache sich dem Rezitativ nicht fügen will, andererseits der deutsche Tonsetzer aus den überkommenen geschlossenen Chorformen sich nicht herausfindet. Nur als ein Beispiel, wie selber in dieser bescheidenen Erscheinung das deutsche Streben nach Charakteristik durch die instrumentale Begleitung sich offenbart, sei die Anordnung des Komponisten angeführt, „daß den Nymfen Geigen, Laute und Flöte, den Schäfern Schalmeyen, Zwerchpfeifen und Flageolett, dem Trügewald aber ein großes Horn zugeeignet werden". „Seelewig", in der wir die Keime des späteren deutschen Singspiels wohl erkennen können, blieb eine vereinzelte Erscheinung. Da das deutsche Volk Mühe genug hatte, das verwüstete Haus seines Daseins wieder aufzubauen, war an den künstlerischen Schmuck desselben vorerst nicht zu denken.

Trotzdem ist auch in Deutschland die Errichtung des ersten stehenden Opernhauses dem Bürgerstande zu danken und nicht einem Fürsten. Freilich müssen wir dabei bedenken, daß, je mehr die Fürsten die Oper als eine höfische Unterhaltung ansahen, sie diese nur bei besonderen Gelegenheiten zur Verschönerung bestimmter Feste brauchten, sie also zunächst zu einer Einrichtung ständiger Opernhäuser keine Veranlassung hatten. Wie in Italien die freie Republik Venedig, so war es auch in Deutschland eine freie Handelsstadt, die keinen Fürstenhof zum Mittelpunkt hatte, in der die Oper ihr erstes festes Heim fand.

Die Hamburgische Oper ist die seltsamste Erscheinung des deutschen Musiklebens um die Wende des 17. Jahrhunderts. Sie hat genau 60 Jahre bestanden und hat nur schwache Seitenstücke und keine Fortsetzung gefunden. Die Hamburger Verhältnisse hatten nicht nur in politischer Hinsicht etwas Ähnliches mit den venezianischen. Die alte Hansastadt war vom Krieg weniger schwer heimgesucht worden als das übrige Deutschland, ihre vielfachen Verbindungen verhalfen ihr schneller wieder zur Erholung, und es wurde ein Stolz dieser Stadt, für ihre künstlerische Unterhaltung reiche Mittel flüssig zu machen und sich vor allem auch die besten Musiker des

deutschen Landes zu sichern. An den Orgeln ihrer Kirchen saßen die besten Organisten der Zeit, wie Johann Adam Reinken, Johann Prätorius, Heinrich Scheidemann, und auch für die weltliche musikalische Unterhaltung war im „Collegium musicum“, das im Refektorium des Domes abgehalten wurde, ein weit berühmter Mittelpunkt geschaffen, in dem die bedeutendsten musikalischen Leistungen der damaligen Zeit zu Gehör gebracht wurden. Diese reichen Kaufleute, die selber so gut zu leben wußten, sorgten auch für ihre Musiker in einer im übrigen Deutschland nicht geübten Weise. Es steckte freilich gerade in den weltlichen Musikern damals noch so viel vom alten Vagantentum, daß man diese Reichlichkeit ihrer Gehälter fast bedauern möchte; denn sie trägt sicher einen Teil der Schuld daran, daß mancher begabte Künstler vor Wohlleben nicht zur rechten Sammlung seiner Kräfte kam.

In Hamburg ging also am 2. Januar 1678 die erste deutsche Originaloper in Szene. Unternehmer waren eine Anzahl wohlhabender Bürger; der Lizentiat Lütjens, der Organist Johann Adam Reinken und der Rechtsgelehrte und Ratsherr Gerhard Schott standen an der Spitze. Der letztere war die Seele des Unternehmens, das mit seinem 1702 erfolgten Tode die höchste Blütezeit hinter sich hatte. Man hatte ja nun keineswegs die Absicht, hier etwas anderes zu schaffen, als was die Italiener mehr als ein halbes Jahrhundert früher schon gestaltet hatten. Aber auch ohne solche programmatische Absichten mußte infolge der Verschiedenheit der Verhältnisse etwas anderes entstehen; denn nicht höfischer Unterhaltung, sondern dem Bürgertum diente dieses Unternehmen, von seinen Wünschen wurde der Charakter bestimmt. Das offenbart sich gleich darin, daß die biblischen Stoffe hier in den Vordergrund treten. Leider fehlte es auch hier an einem wirklich schöpferischen Dichter, der es vermocht hätte, die naturwüchsigen und damit gesunden Wünsche des Volks zu veredeln und die noch völlig ungebildete, aber auch nicht verbildete Zuhörerschaft in künstlerischem und nationalem Geiste zu erziehen. Langweilige Gelehrsamkeit, unfruchtbare Allegorie und zopfig steife Formengebung ließen die ernst strebenden Dichter zu keiner glücklichen Schöpfung gelangen, während die oberflächlich veranlagten nur allzu rasch den groben Instinkten des Pöbels verfielen und sich hier durch Roheiten und Abgeschmacktheiten billigen Erfolg holten. Auch die biblischen Stoffe blieben davon nicht verschont, so daß man in steigendem Maße von einer Profanation des Heiligen reden muß und es fast als eine Erlösung betrachtet, daß später neben den derb komischen, das städtische Leben und die heimische Vergangenheit aufnehmenden Werken die mythologischen und historischen Stoffe der italienischen Oper ihren Einzug hielten.

Hand in Hand mit der geistigen Verrohung ging eine Steigerung der äußeren Pracht der Ausstattung, die einerseits auf einen derben Realismus, andererseits auf einen möglichst sinnfälligen und protzig teuren Aufwand hinauslief. Der Aufwand an Kostümen, die Beteiligung von großen

Massen der Mitspielenden, das Hineinziehen von Pferden und allerlei exotischem Getier wurde der Spektakelsucht der Masse bald zur Hauptsache. Andererseits bleibt zu bedenken, daß es mit der Gesangskunst, zumal in den ersten Jahrzehnten, recht bedenklich aussah; so nahm man eben die Kräfte, wo man sie fand: Handwerker, verlaufene Studenten, aufgelesene Vagabunden, allerlei gescheiterte Existenzen, daneben in der Weiblichkeit — da man von Kastraten — den „welschen Kapaunen", wie Mattheson sie nennt — in gesunder Empfindung nichts wissen wollte — Marktweiber und sogar Dirnen wurden in die Gewänder der Götter, Göttinnen und Heroen der Menschheit gesteckt. Allmählich besserten sich diese Verhältnisse, vor allem durch die außerordentlichen Fähigkeiten des Dirigenten Kusser, aber es ist doch bezeichnend, daß die durch Schönheit und Stimme gleich berühmte Sängerin Conradi in musikalischer Hinsicht so unwissend war, daß sie keine einzige Note kannte und ihr die Rolle so lange Ton für Ton vorgesungen werden mußte, bis sie sie auswendig behalten hatte.

Eröffnet wurde die Opernbühne auf dem Gänsemarkt mit dem geistlichen Singspiel „Adam und Eva oder der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch". Der Text stammte von dem kaiserlichen Poeten Richter, die Musik hatte Johann Theile (1646—1724), ein Schüler von Heinrich Schütz, geschaffen, der sich schon zuvor als guter Orgelspieler und großer Fugensetzer Ruhm erworben hatte. Von den wenig bedeutenden Komponisten in der ersten Zeit sei nur noch Nikolaus Adam Strungk (1640—1700) genannt, der als Geiger auf seinen späteren Fahrten nach Italien selbst den berühmten Archangelo Corelli in Schatten stellte.

In den bürgerlich gediegenen, aber auch etwas langweiligen Betrieb kam ein anderes Leben, als Johann Siegmund Kusser 1693 Kapellmeister und Direktor der Oper wurde. 1657 zu Preßburg geboren, war er ein unruhiger Geist, den es nirgend lange duldete, der aber, wo er hinkam, durch die Energie seiner Persönlichkeit auch mit schwächlichen Kräften Bedeutendes erreichte. Nach Matthesons Urteil in der „Ehrenpforte" muß er das Ideal eines Dirigenten gewesen sein. Leider blieb er, dessen Opern, der internationalen Laufbahn Kussers entsprechend, den italienischen Stil trugen, nur bis 1697 in Hamburg. Er hat dann später noch in Paris, Italien und zuletzt in Dublin eine große Tätigkeit entfaltet und ist 1726 gestorben. Kusser hatte auch einen oder vielleicht den für die deutsche Oper damals begabtesten Komponisten nach Hamburg gezogen. Schon 1694 war ihm der um 1674 in Teuchern bei Weißenfels geborene Reinhard Keiser in die Hansastadt gefolgt und wurde hier schon nach den ersten Werken der erkorene Liebling der Bevölkerung. „Wenn man auf dem natürlichen historischen Wege, nämlich auf dem Gang durch Deutschland im 17. Jahrhundert, endlich bei Keiser anlangt, so überkommt einen plötzlich das Gefühl des Frühlings: seine Töne sind wirklich gestaltet wie die ersten Blüten der neuerwachenden Natur, ebenso zierlich, klein und behende, ebenso verwelklich und von derselben untadeligen Schönheit. Aber an dem Säewerk, welches

zur selben Zeit in Hoffnung reicher Garben herrlich aufging, hat er allerdings wenig teil," so urteilt der Händelbiograph Chrysander (Händel I, 80). Und der gleichzeitige Mattheson rühmte: „Was er setzte, das sang alles aufs anmutigste, gleichsam von sich selbst, und fiel so melodisch reich und leicht ins Gehör, daß man's fast eher lieben als rühmen möchte." Leider fehlte diesem Manne, in dem ganz vereinzelt zu jener Zeit das freudige deutsche Singtalent lebte, jeglicher ernst künstlerische Trieb und alle sittliche Kraft. Er blieb zeitlebens „der Züchtling der Natur," wie ihn der gelehrte Telemann verächtlich schalt, strebte niemals nach künstlerischer Kultur und hat leider auch seine Natur verkommen lassen. Das üppige Hamburg wurde ihm gefährlich. Als er gar 1703 die Direktion selber übernommen hatte, jagte er wahllos in den Mitteln der Gunst des Pöbels nach, büßte freilich seinen Leichtsinn mit dem Zusammenbruch, mußte sogar Hamburg verlassen, fand aber in kärglichen Verhältnissen gleich wieder den richtigen Schaffenseifer, so daß er zwei Jahre später, 1709, mit sieben neuen Opern zurückkommend, seinen alten, renommistisch üppigen Lebenswandel wieder aufnehmen konnte. Leider verkam seine Kunst in moralischer Hinsicht immer mehr, und er frönte den niedrigsten Instinkten des Pöbels in solchem Maße, daß 1725 seine 107. Oper, „Die Hamburger Schlachtzeit", wegen großer Anstößigkeiten in der auch in dieser Hinsicht freien Stadt vom Senat verboten werden mußte. Von 1719 ab hatte er sein Glück vielfach außerhalb versucht, wußte sich aber doch in Hamburg seinen Platz so warm zu halten, daß er nach vergeblichen Versuchen, in Stuttgart oder in Kopenhagen anzukommen, hier 1728 die Kantorei- und Kanonikerstelle an der Katharinenkirche erhielt, deren reichliche Einkünfte er bis zu seinem Tode (1739) genoß.

Die Reihe der Hamburger Lebemannstypen setzt in recht eigenartiger Weise Johann Mattheson (1681—1764), ein geborener Hamburger, fort, eine in dieser Zeit, in der die Gelehrsamkeit sich nur in der Würde der steifen Perücke wohl fühlte, doppelt seltsam wirkende Mischung von erstaunlich fleißiger Gelehrtennatur mit allzu selbstgefälligem, aber vielseitigem und überall verwendbarem Künstlertum. Dabei ein wenig wählerischer Genießer, andererseits wieder Patrizierart nachahmender Gönner, so steht der für die Kenntnis der musikalischen Verhältnisse seiner Zeit außerordentlich wichtige Mann vor uns da. Als Komponist hat er trotz seiner zahlreichen Arbeiten nicht viel zu bedeuten, und der sittliche Halt, durch den er in dieser Zeit Keisers der Bühne seiner Vaterstadt mehr hätte nützen können, fehlte ihm gleichfalls, wenn ihn auch seine gewandte und kluge Lebensart vor dem Verkommen schützte. So hat ihn die Musikgeschichte hauptsächlich als den Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Werke zu nennen, unter denen „Das neu eröffnete Orchester" (1713), „Die critica musica" und vor allem „Der vollkommene Kapellmeister" (1739) und „Grundlage einer Ehrenpforte" (1740) bis auf den heutigen Tag ihren Wert behalten haben. Am 17. April 1764 ist der bis an sein Ende gleich unermüdlich und vielseitig arbeitende und nach Möglichkeit das Leben ebenso vielseitig genießende Mann ge-



storben. Unter seinen Verdiensten, für deren Aufzählung und reichliche Beleuchtung er doch immer noch am fleißigsten besorgt war, pflegt er sich besonders hoch die Begünstigung Händels anzurechnen.

Unser großer Händel war 1703 als achtzehnjähriger Jüngling nach Hamburg gekommen. Der Ruf der Oper war also trotz ihres Niedergangs noch so stark, daß der an Können und auch an sittlichem und künstlerischem Ernst der Auffassung seines Berufs schon damals seine ganze Umgebung überragende junge Künstler hier sein Ziel am ehesten erreichen zu können glaubte. Der Allerweltsmensch Mattheson lernte den jungen Musiker sofort nach seiner Ankunft kennen, und wenn er auch nur drei Jahre älter war, so war er doch klug genug, die außerordentliche Begabung des Künstlers zu erkennen, edel und berechnend genug, ihn sofort zu begönnern. Händel war freilich nicht der Mann, sich begönnern zu lassen, und so kam es bald zum Zerwürfnis, wobei es freilich dem aalglatten Hamburger schnell wieder gelang, den jungen Künstler zu versöhnen. Händel, der sich zuerst recht bescheiden an ein Pult der zweiten Violine gesetzt hatte, lernte hier schnell, was ihm nach seiner strengen Kantorenschulung an Gewandtheit der Mache und auch an Leichtigkeit der Melodieführung fehlte. Am 8. Januar 1705 kam seine erste Oper „Armida oder der in Kronen erlangte Glückswechsel" zur außerordentlich erfolgreichen Aufführung; bald folgte sein „Nero". Die beiden Werke müssen auf die Hamburger einen unauslöschlich starken Eindruck gemacht haben. Es ist ja leicht erklärlich, daß gerade gegenüber der leichten und weichlichen Art Keisers die herbe Größe, ernste Leidenschaft und scharflinige Charakteristik, die schon in diesen ersten Werken Händels liegt, doppelt hervorstechen mußten. Händel wäre auch sicher der beste Mann dazu gewesen, die Hamburger Oper hoch zu bringen. So kurz seine Wirksamkeit an diesem Orte war, so empfand doch das Volk jetzt stärker als je zuvor die Erbärmlichkeit der Hanswurstiaden, des Sprachmischmaschs und der Zoterei in den Werken Keisers und seiner Genossen. Händel wurde denn auch nach Keisers Abgang von dem neuen Direktor sofort für neue Opern verpflichtet; aber er schuf nur noch ein Werk für die Bühne, das seiner Länge wegen freilich als zwei Opern gegeben wurde „Florindo" und „Daphne".

Als diese Werke zur erfolgreichen Aufführung kamen, hatte Händel die Hansastadt bereits verlassen und begann im Ausland sich zu jenem Universalmenschen heranzubilden, der in sich die musikalischen Kräfte der damaligen Welt aufnahm und mit seinem deutschen Wesen durchtränkte. Die Hamburger haben aber seiner Wirksamkeit stets in Dankbarkeit gedacht und bei der späteren glänzenden Entwicklung des Künstlers immer mit Selbstzufriedenheit betont, daß er sich in ihrer Stadt die ersten Sporen verdient hatte. Mit der Oper aber ging es trotz vielfacher neuer Direktionsversuche immer mehr abwärts. Auch die 1722 erfolgte Berufung Georg Philipp Telemanns (1681—1767) vermochte diesen Niedergang nicht aufzuhalten. Freilich wenn das durch Ruhm oder durch fruchtbares Schaffen

möglich gewesen wäre, so hätten die Hamburger sich kaum einen Besseren suchen können, als den in jenen Tagen einem Bach weit vorangestellten Kantor des Hamburger Johanneums. Telemann, eine scharfsichtige und geistreiche, daneben eine unermüdlich fleißige Natur, hat die Schäden der Hamburger Oper sicher erkannt, aber es fehlte ihm ursprüngliche Schöpferkraft. Mit seinem reichen Können und großen Wissen hat er eine kaum aufzählbare Zahl von Werken (44 Passionen, zahlreiche Oratorien, 600 Ouvertüren, noch mehr Kantaten, 40 Opern und eine Menge Instrumental- und Gesangskompositionen der verschiedensten Art) geschaffen, die oft außer der Gewandtheit des Satzes eine freilich durch bewußte Überlegung gewonnene Originalität aufweisen; aber etwas Gewinnendes, Packendes oder gar Hinreißendes haben sie alle nicht.

So ging es denn unaufhaltsam zu Ende. Der Boden eines gesunden Volkstums, aus dem immerhin die ersten biblischen Opern gewachsen waren, war längst verlassen. Jetzt hatte man ein halbinternationales Gemisch, dem man als volkstümliche Kraft die plebejische Roheit entgegensetzte. 1738 hörte die Hamburger Oper nach 60jährigem Bestehen, während dessen 246 verschiedene Opern aufgeführt worden waren, auf. Zwei Jahre später hielt auch in Hamburg die italienische Oper unter Angelo Mingotti ihren Einzug in das Haus am Gänsemarkt, das den ersten groß angelegten Versuch deutscher Musikdramatik hatte entstehen und vergehen sehen.





Neue Bücher und Musikalien.

Schillerchöre. Bei den Schillerfeiern wird es wohl das Bestreben etwa mitwirkender Gesangvereine sein, nur Werke zu Gehör zu bringen, die auf Schillersche Dichtungen gesetzt sind. Schillers ganze Dichtungsweise ist wenig musikalisch, und sicher ist von ihm verhältnismäßig wenig komponiert. Immerhin stellt sich jetzt, wo man danach sucht, heraus, daß es viel mehr ist, als man zunächst dachte. So veröffentlicht soeben der Verlag von Ernst Eulenburg, Leipzig, in seiner mit Recht beliebten Männerchorsammlung „Deutsche Eiche" sechs Chöre, die, durchweg leicht aufführbar, unseren Vereinen sehr willkommen sein werden. Der von Peter Cornelius schwerblütig und dumpf erfaßte Chor „Von dem Dome schwer und bang" aus Schillers „Glocke" wird für eine Schillerfeier freilich nicht in Betracht kommen. Für Begräbnisfeierlichkeiten sollten unsere Dirigenten ihn aber sich bereit halten. Im breiten Strom seiner süßen Melodik singt Franz Schubert von der Allgegenwart der „Liebe". C. H. Döring hat zu den feierlichen Versen „Nacht und Träume" eine ernste, auch in der weichen Sehnsuchtsstimmung glückliche Melodie gefunden. Voll markiger Kraft sind des Altmeisters Karl Zöllner „Drei Worte des Glaubens". Endlich bietet der Verlag zwei gute Bearbeitungen der zu Volksliedern ge-

wordenen Melodien des Liedes „An die Freude" und des Reiterliedes „Wohlauf Kameraden". Nach Umfang und vor allem in den Ansprüchen an die Ausführenden viel größer ist Georg Schumanns „Sehnsucht" für Chor und Orchester (Leipzig, F. E. C. Leuckart. Klavierauszug Mk. 3.—). Es ist schon der zweite große Chor, den der Berliner Singakademiedirektor nach einer Dichtung Schillers schafft. In der „Totenklage" aus der „Braut von Messina" fand er den erschütternden Ausdruck der Trauer, sein neues Werk ist voll hinreißender Schwungkraft als Lied der Sehnsucht. Und war dort alles voll düsterster Stimmung, so herrscht hier ein köstlicher Farbenzauber berückender Klangschönheit. Leider, leider ist es kein eigener Klang. Wagners „Tristan" beherrscht diese Ausdrucksweise in solchem Maße, daß man nur von einer Kunst aus zweiter Hand sprechen kann. St.

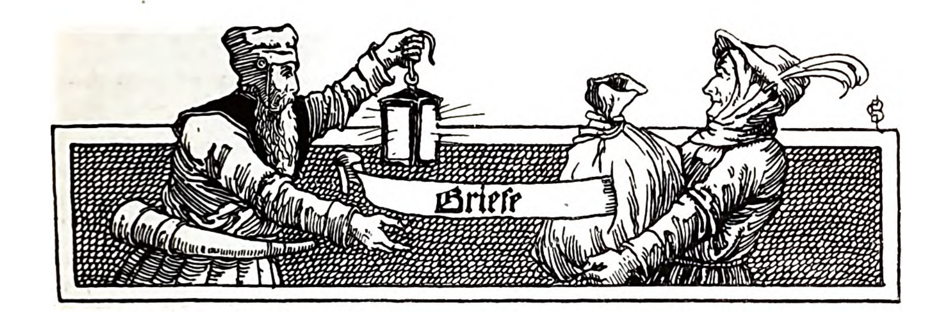


Zu unseren Kunstbeilagen.

In der Photogravüre bieten wir die Nachbildung eines der schönsten Werke der kirchlichen Kunst im 19. Jahrhundert. Antonio Ciseris (1821—1891) „Grablegung Christi" gehört zu jenen künstlerischen Schöpfungen, die uns vom ersten Augenblick an im Innersten ergreifen und so von uns Besitz nehmen, daß das Bewußtsein schwerer Mängel oder das Gefühl fremder Anschauung nicht gegen die dankbare Empfindung eines seligen Schönheitsgenusses aufkommt. Wir lieben, und diese Liebe wollen wir uns nicht stören lassen. Das ist wie Musik, die unser Herz gefangen nimmt. Nur die gläubige Frömmigkeit des Südens kann die Trauer so in Schönheit auflösen. Nur das in heiterer Luft erzogene Auge empfindet diese Harmonie der Linien, deren jede ihren eigenen Schönheitsweg geht, die dennoch zum gewaltigen Akkord zusammenklingen. Drunten im Tessin, bei Locarno leuchtet vom schroffen Felsen die alte Burg Madonna del Sasso ins südlichen Zauber atmende Voralpenland. In der Wallfahrtskapelle auf dieser steilen Höhe hängt Ciseris Meisterwerk als schönster Schmuck. —

Die übrigen Kunstbeilagen unseres Heftes sind eine bescheidene Huldigung zu Defreggers siebzigstem Geburtstag, den der treffliche Tiroler schaffensfrisch am 30. April begehen kann. Wir wollten die drei wichtigsten Richtungen seines Schaffens kennzeichnen: den vaterlandsstolzen Künder der Geschichte seiner Heimat, den volksfreudigen Schilderer des Tiroler Volkslebens, den liebevollen Ergründer des Menschentums seiner Volksgenossen. Ein köstlicher Dreiklang, dessen harmonischer Wohllaut ins traute Wort Heimat zusammentönt. St.







J. L. G., Alt — A. Fr. K. Angeln. Fr. P. H., z. Z. N. i. H. — Pf. Fr. H., A., N. — C. S. in T. — J. H. L. A. Can. — J. T., W. — M., G. b. D. — St., H. a. S. — E. A. O., G. — A. S., D.-K. — Fr. v. S., G. — G. E., P. b. R. — B. — H. H., Str. — P. F. Gr. — Saar. — H. R., W. b. J. — H. Hamburg. — J. B., Gr. — Dr. Sch. in Sch. — K. K., H. (H.) — O. B., L., O. A. B. — H. E., L.-R. — A. M., B. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

E. F., E. Es ist beim besten Willen unmöglich, in jedem einzelnen Falle die Ablehnung, vollends noch nachträglich, zu begründen. Jedenfalls hat das Gedicht unserm besonderen Geschmacke nicht entsprochen.

M. D., R. i. M. Nicht ohne Temperament, aber noch etwas zu unbekümmert drauflosgeschrieben, ließe sich bei aller Flottheit viel feiner in der Stimmung herausarbeiten. Lesen Sie daraufhin einmal die Skizzen von Karl Schwerin, die der T. und das T.-Jahrbuch brachten (seitdem auch als Buch unter dem Titel „Wilde Rosen und Eichenbrüche“ bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, erschienen), sie haben das vollauf, was Ihrer Skizze noch fehlt. Frdl. Gruß!

O. P., D. Wirklich druckreif noch nichts, zumal in formaler Hinsicht. Aber es steckt etwas in den Sachen, die für die Zukunft hoffen lassen.

E. B., K. i. P. Zur Druckreife gehört doch mehr, als Ihre Jugend Sie ahnen läßt.

P. J. M., T. (Sibirien). Führende Zeitschriften auf dem Gebiete der deutschen Schule sind: A. Volksschulen: 1. Der Säemann, Monatsschrift für pädagogische Reform, Schriftleiter Karl Götze. Leipzig, B. G. Teubner. 2. Die deutsche Schule, Monatsschrift, herausgegeben im Auftrage des deutschen Lehrervereins von Rektor Robert Rißmann. Leipzig u. Berlin, Julius Klinkhardt. 3. Blätter für deutsche Erziehung, Monatshefte. Herausgeber Arthur Schulz in Friedrichshagen bei Berlin. (Selbstverlag.) B. Höhere Schulen: Monatsschrift für höhere Schulen, herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Schulmänner, Universitätslehrer und Verwaltungsbeamten von Dr. R. Köpke und Dr. A. Matthias, Vortragenden Räten im Kgl. Preuß. Kultusministerium. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. — Über die P.sche Gedächtnislehre haben wir manches Gute gehört; aus eigener Erfahrung können wir nicht urteilen. Für Ihre frdl. Worte herzl. Dank und Gruß!

L. R., S. — C. L., H. — A. R., W. b. A. — L. H. B. i. W. — Dr. A. B., B. — Pf. H., K. — D., F. a. M. — H. B., E. R. — Verbindlichsten Dank für die Zeitungsausschnitte!

A. E., M. — Fr. D., H. — P. H., St., C. C. Südafr. Vielen Dank für die frdl. Zeilen.

Fr. G. J., S.-B. Besten Dank für die Broschüre, auf die wir bei Gelegenheit zurückgreifen werden.

Japan. Ein liebenswürdiger Leser teilt mit, daß ein Heim für ältere Männer sich in Kassel, Amalienstraße, Diakonenheim, befindet. Die Bedingungen werden Ihnen auf Wunsch gern zugesandt. Der Aufenthalt dort sei sehr zu empfehlen. Von anderer Seite wird darauf hingewiesen, daß die Heilsarmee solche Unterkunftshäuser hat; und zwar nimmt sie darin jeden auf, ohne Unterschied des Glaubens, der das geringe Entgelt bezahlt oder entsprechende Arbeit zu leisten gewillt ist. Arbeitsunfähige werden ebenfalls aufgenommen; alle natürlich, soweit Platz vorhanden ist. Solche Männerheime hat die Heilsarmee z. B. in Hamburg, Freienwalde a. O., Mühlheim a. d. Ruhr, Solingen und Köln a. Rh. Weitere Heime sind im Entstehen begriffen. Das Kölner Heim ist das bislang größte; aufs beste und gediegenste eingerichtet, hat es Platz für 100 Personen. Übrigens macht der frdl. Auskunftserteiler darauf aufmerksam, daß dieses Heim, in dem Bestreben, seinen bedürftigen Insassen den Aufenthalt darin so lieb und angenehm wie möglich zu gestalten, im Begriffe sei, eine Bibliothek daselbst zu errichten. Die Türmerleser seien gebeten, dieses Werk christlicher Nächstenliebe gütigst unterstützen zu wollen durch Zuwendung von gebrauchten und entbehrlichen guten und nützlichen Büchern an die Adresse von Otto Classen, Köln-Lindenthal, Haus Weyerthal. Im Namen der Armen sagt der Empfänger schon im voraus den gütigen Spendern herzlichsten Dank.

J., Z. Sie schreiben: „Durch den Aufsatz ‚Eine offene Wunde‘ im Dezemberheft (Nr. 3) des VII. Jahrgangs (1904) des Türmers kam ich auf folgende Gedanken: In M. Sch. befindet sich hart neben dem Gymnasialgebäude die Wohnung eines Israeliten. Durch die Fenster des einen Flügels können die Schüler den Hofraum überblicken. Freitag vormittags kann man oft den Schächter bei seiner ‚Arbeit‘ sehen. Er schneidet den zum Schabbesbraten bestimmten Opfern die Halsadern durch und läßt sie wieder laufen. Der Anblick des umherflatternden Geflügels ist herzzerreißend. Einst versuchte eine Ente, die von dem Schächter losgelassen war, in die Hausflur zu gelangen, wurde aber wieder zurückgetrieben. Sie brach zusammen, versuchte wieder weiterzulaufen, schlug mit dem Kopf mehrmals zur Erde, bis endlich der Schächter ihr den Kopf zertrat. (!) Diese Grausamkeit ist aber, wie ich hörte, nach mosaischem Gesetz erlaubt und nach österreichischem Gesetz unsträflich! Läge es nicht in der Macht der Staatsgewalt, diese Roheit zu verhindern? Könnte diese ‚Arbeit‘ wenigstens nicht in einem geschlossenen Raume (Schlachthaus) verrichtet werden? Kann da nicht Wandel geschaffen werden?...“ — Das müßte sogar geschehen. Im Deutschen Reich hat eine Bewegung gegen das Schächten einige Erfolge erzielt. Welche Aussichten dafür in Österreich sind, vermag der T. zurzeit nicht festzustellen. Vielleicht der eine oder andere Leser? Mit dem bloßen Verbergen des Anblicks wäre noch nichts getan. Das Übel selbst muß abgestellt werden. Tierquälerei bleibt Tierquälerei und als solche schimpflich und menschenunwürdig, gleichviel ob sie von Protestanten, Katholiken oder Juden verübt wird. Mit Konfession hat das m. E. nichts zu tun. Und sollte selbst eine Konfession dergleichen gestatten oder vorschreiben, so dürfte es doch als unsittlich und öffentliches Ärgernis erregend vom Staate nicht geduldet werden. Darüber kann zwischen aufgeklärten Anhängern aller Konfessionen keine Meinungsverschiedenheit herrschen. Am ehesten werden wohl die Tierschutzvereine, deren Sie ja auch in Österreich haben, Rat wissen. Der erste praktische Schritt wäre, einem solchen Verein beizutreten. — Ihnen und Ihrem verehrten „alten Herrn“ freundl. Gruß und Dank.

Pf. H. Wie Sie sehen, mit verbindl. Dank verwendet.

Prof. B., E. Absicht war doch nur, auf die Inkonsequenz des Verfahrens hinzuweisen, nicht aber die Bestrebungen an sich herabzusetzen. Nach den Berichten von Teilnehmern an jener Vorstellung war der dort gebotene — Anschauungsunterricht auch nicht „ohne“ und soll jedenfalls den Vergleich mit manchen der von Ihnen gerügten Abbildungen ausgehalten haben. Warum wird denn immer nur vor den Türen der anderen gekehrt, nie vor der der eigenen Kaste? „Man darf es nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können.“ Darf man es dann aber — zeigen? Ich meine, es steckt auch ein gut Stück Pharisäertum in der Art, wie dieser Kampf nur nach einer Seite geführt wird. Wenn gewisse andere „Damen“ sich in solchem Kostüm präsentieren wollten, würden sie unweigerlich von der Sittenpolizei aufgegriffen werden. Mit dem zweierlei Maß, der Tapferkeit, wo man nichts zu fürchten hat, der — Vorsicht, wo man anstoßen könnte, ist eben auf die Dauer nicht viel auszurichten. Dadurch wird auch das Vertrauen zu an sich berechtigten Bestrebungen geschmälert. Frdl. Gruß!

J. B., M. i. W. Sie haben ganz recht, erst kürzlich haben sich auf diesem Gebiete geradezu ungeheuerliche Zustände enthüllt. Aber alles läßt sich nicht auf einmal besprechen. Der T. kommt auf das Thema noch zurück, aber erst in einem späteren Hefte. Verbindl. Dank für Ihr freundl. Interesse.

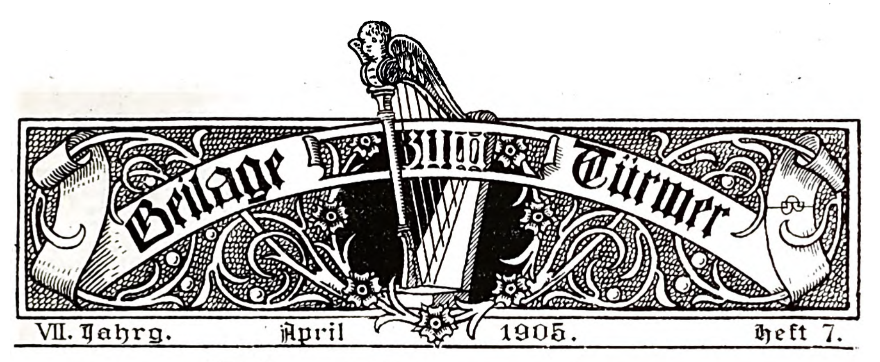
M. W., St. Die Aufhebung des Dessauer Kriegsgerichtsurteils durch das Oberkriegsgericht und die von diesem vollzogene Umwandlung der Zuchthausstrafe in Gefängnis durfte doch der T. als männiglich bekannt voraussetzen. Die Tatsache ist gewiß an sich erfreulich, ändert aber nichts an der andern, daß solche Anschauungen, wie die in der Dessauer Verhandlung und im Dessauer Urteil ausgesprochenen überhaupt möglich waren. Es sind übrigens in jüngster Zeit wieder ähnliche Urteile ergangen. Darüber bei anderer Gelegenheit mehr. Frdl. Gruß!

Fr. R., K. Verbindl. Dank für das liebenswürdige Schreiben und die Drucksache. Sobald sich Gelegenheit bietet, kommt der T. darauf zurück.

C. H. Th., J. Verbindl. Dank. Wird gern berücksichtigt werden.

J. E. R. Schwarzwald. Gern gestatten wir, Berichte oder Auszüge aus dem T. unter Quellenangabe an die Tagespresse zu liefern; nur werden Sie sich, wenn es sich um Nachdruck nur wenig gekürzter Auszüge handelt, mit den betr. Autoren ins Einvernehmen setzen müssen. Frdl. Gruß!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen). ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VII. Jahrg. April 1905. Heft 7.

Die Erwartung.

Gedicht von Schiller, komponiert von
Johann Rudolph Zumsteeg.

Langsam.

Pianoforte.

p
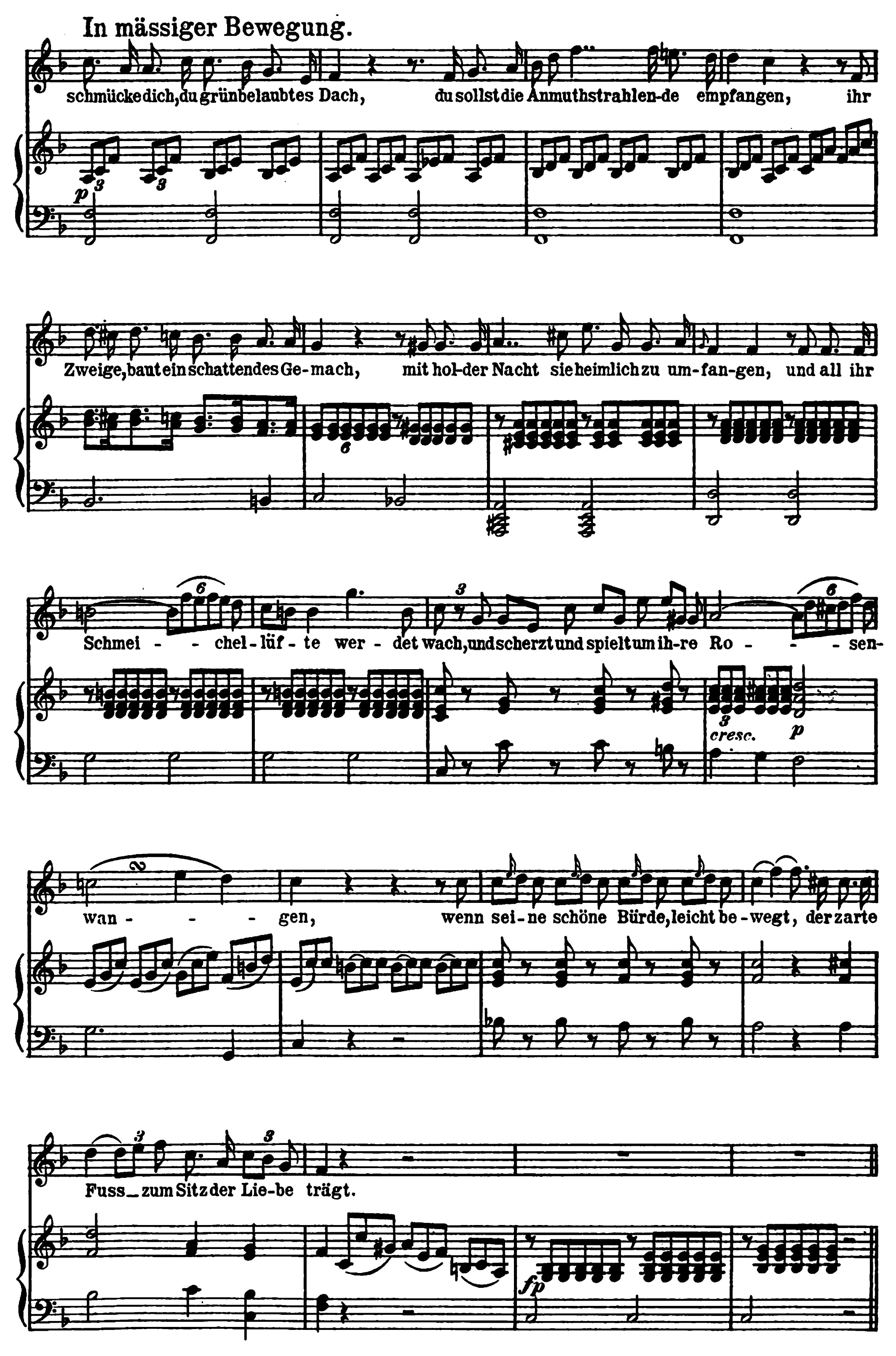
fp
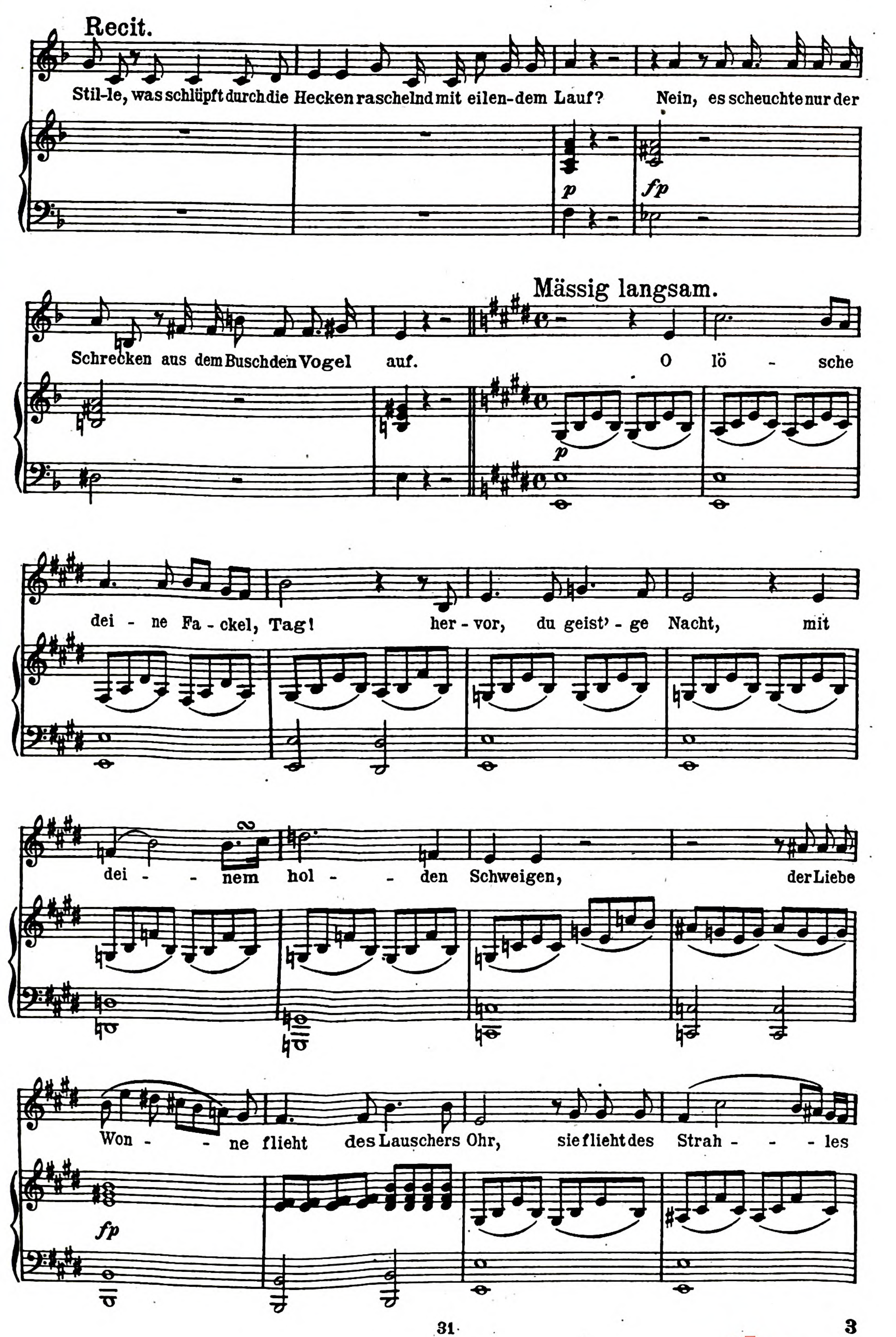
f *p*
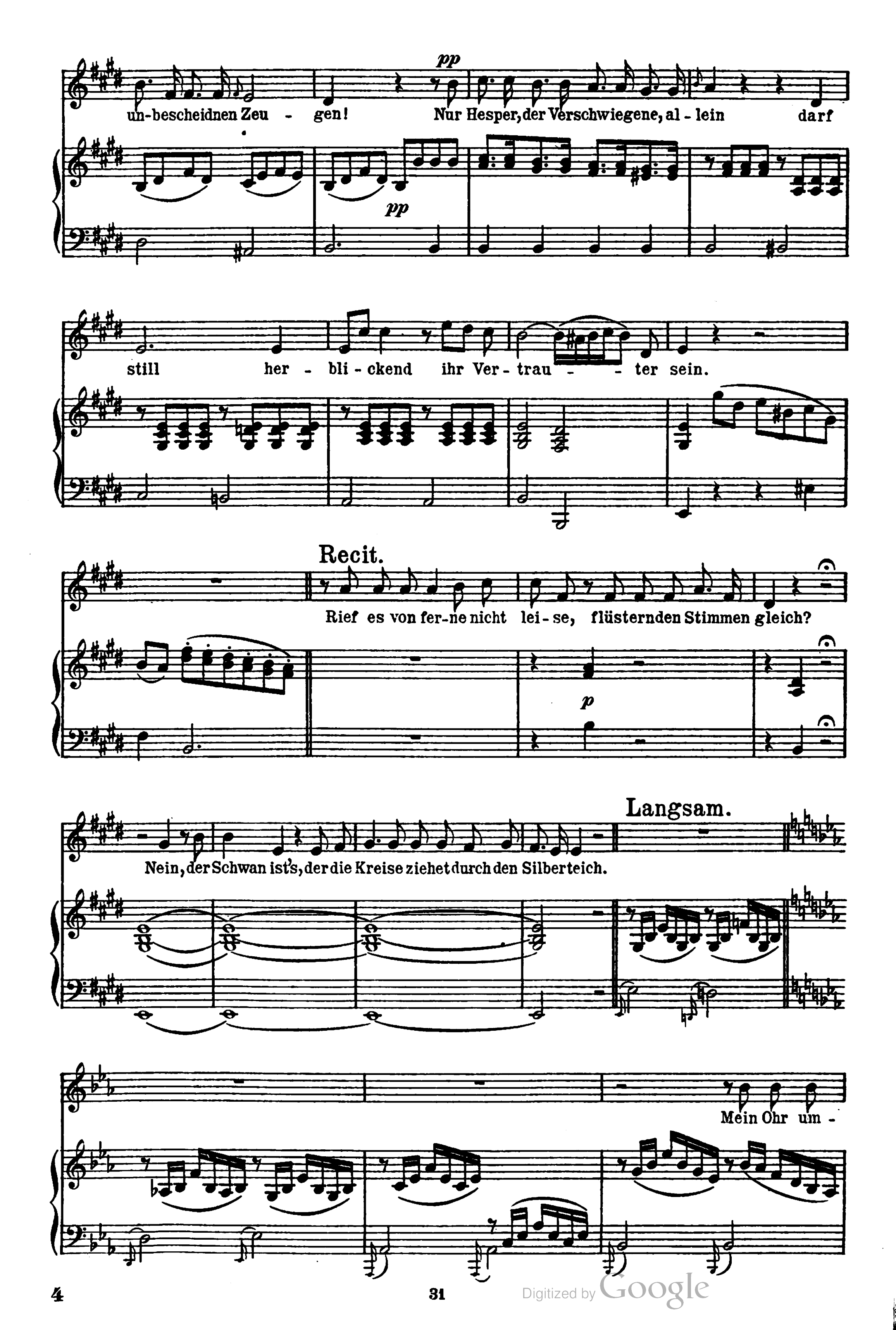
fp
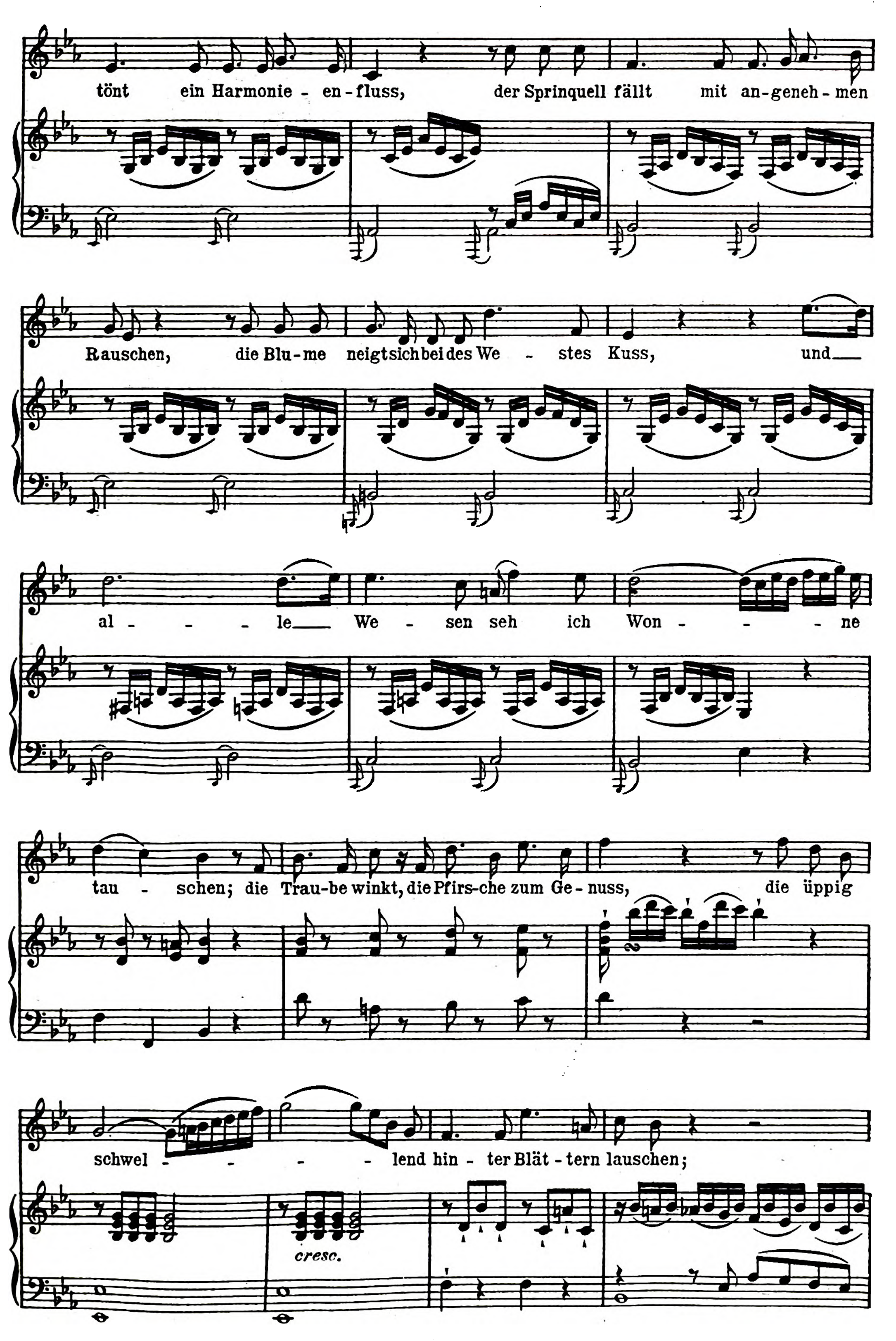
Recit.
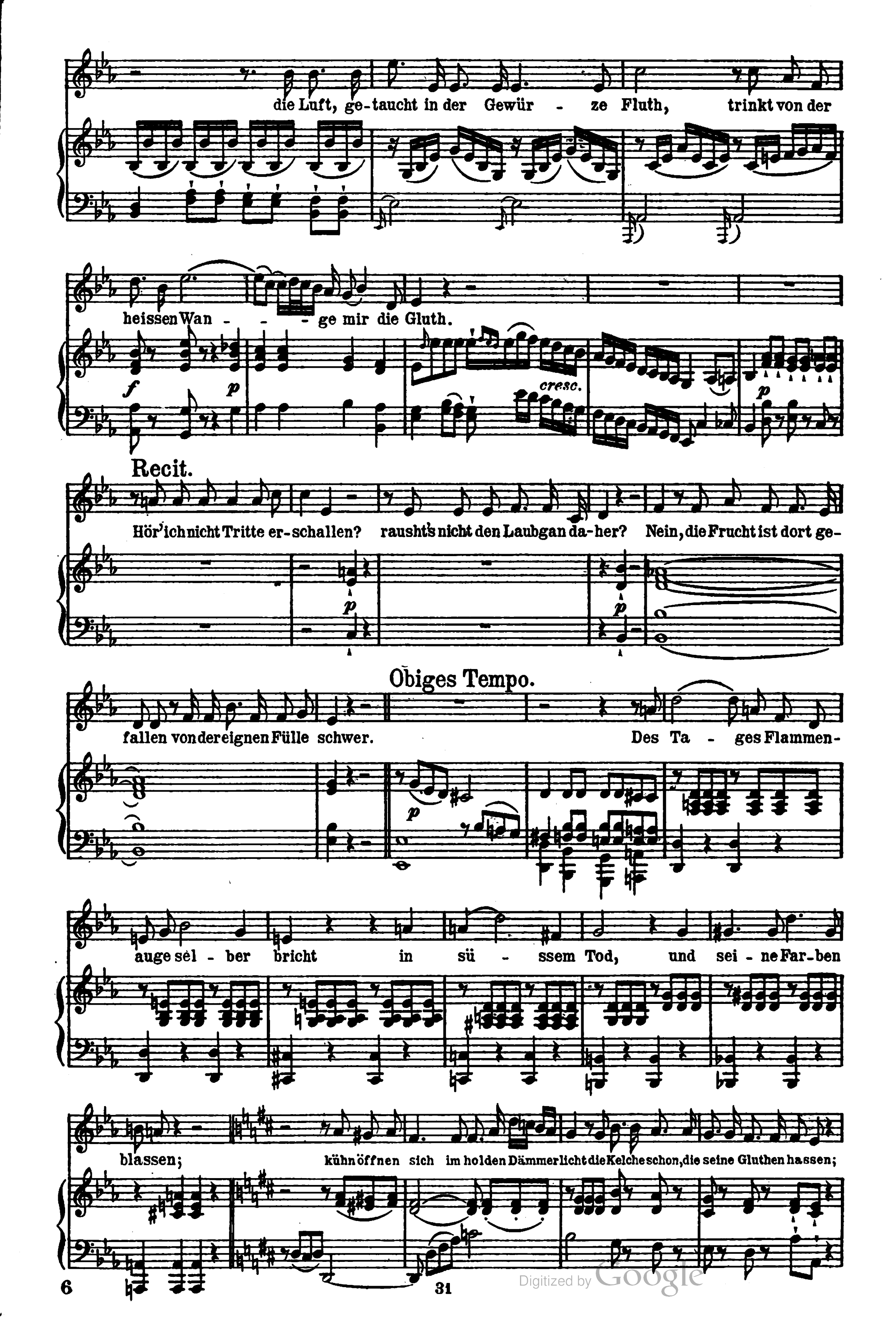
Hör' ich das Pförtchen nicht gehen? hat nicht der Riegel geklirrt? Nein, es war des Windes Wehen, der durch diese Pappeln schwirrt. O


In mässiger Bewegung.
schmücke dich, du grünbelaubtes Dach, du sollst die Anmuthstrahlen-de empfangen, ihr
Zweige, baut ein schattendes Ge-mach, mit hol-der Nacht sie heimlich zu um-fan-gen, und all ihr
Schmei - - chel-lüf-te wer - det wach, und scherzt und spielt um ih-re Ro - - - sen-
wan - - - gen, wenn sei-ne schöne Bürde, leicht be-wegt, der zarte
Fuss_zum Sitz der Lie-be trägt.
p
cresc.
p
fp
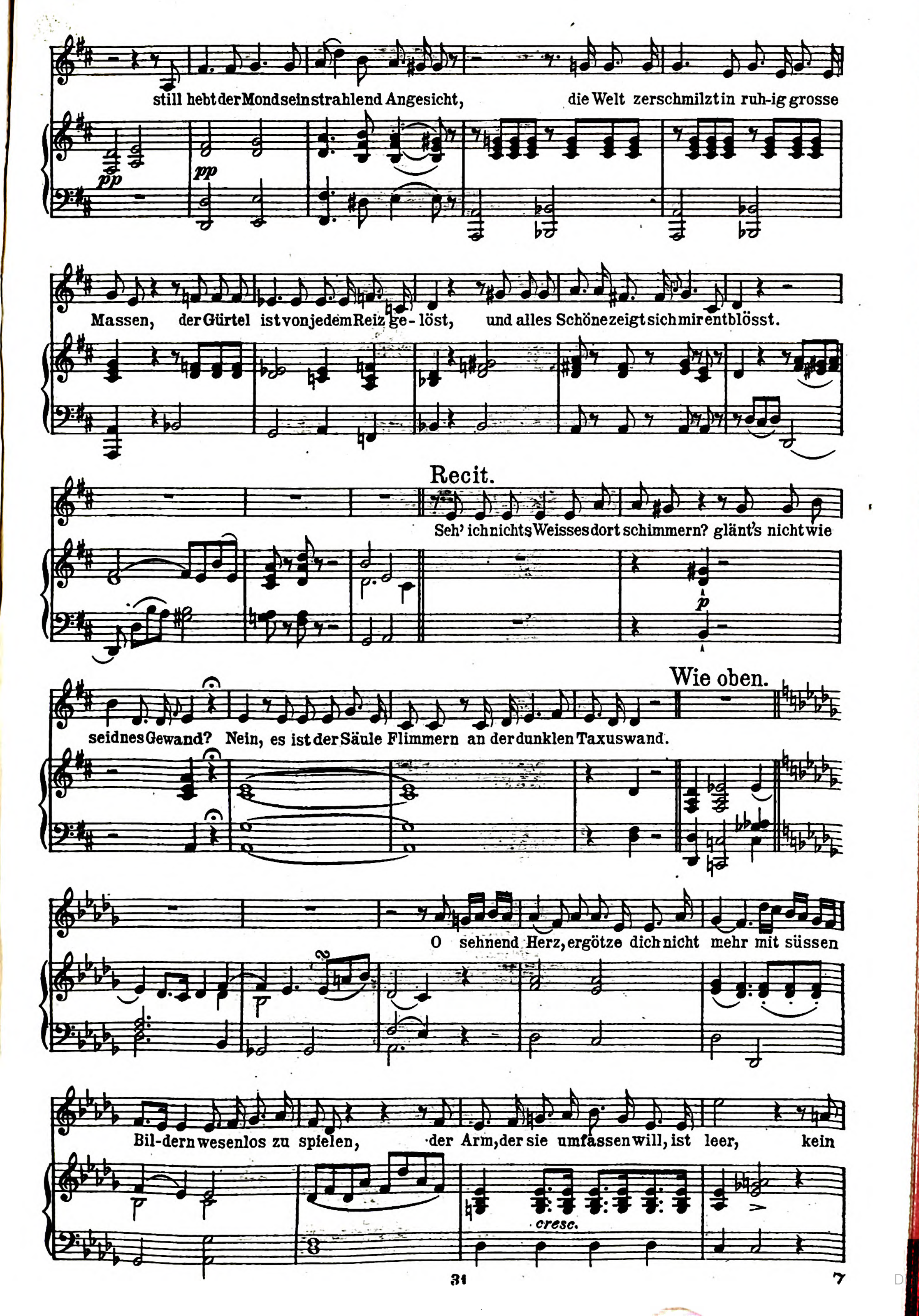

Recit.
Stil-le, was schlüpft durch die Hecken raschelnd mit eilen-dem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der
p
fp
Schrecken aus dem Busch den Vogel auf.
Mässig langsam.
O lö - sche
p
dei - ne Fa - ckel, Tag!
her - vor, du geist' - ge Nacht,
mit
dei - - nem hol - - den Schweigen,
der Liebe
Won - - ne flieht des Lauschers Ohr,
sie flieht des Strah - - - les
fp
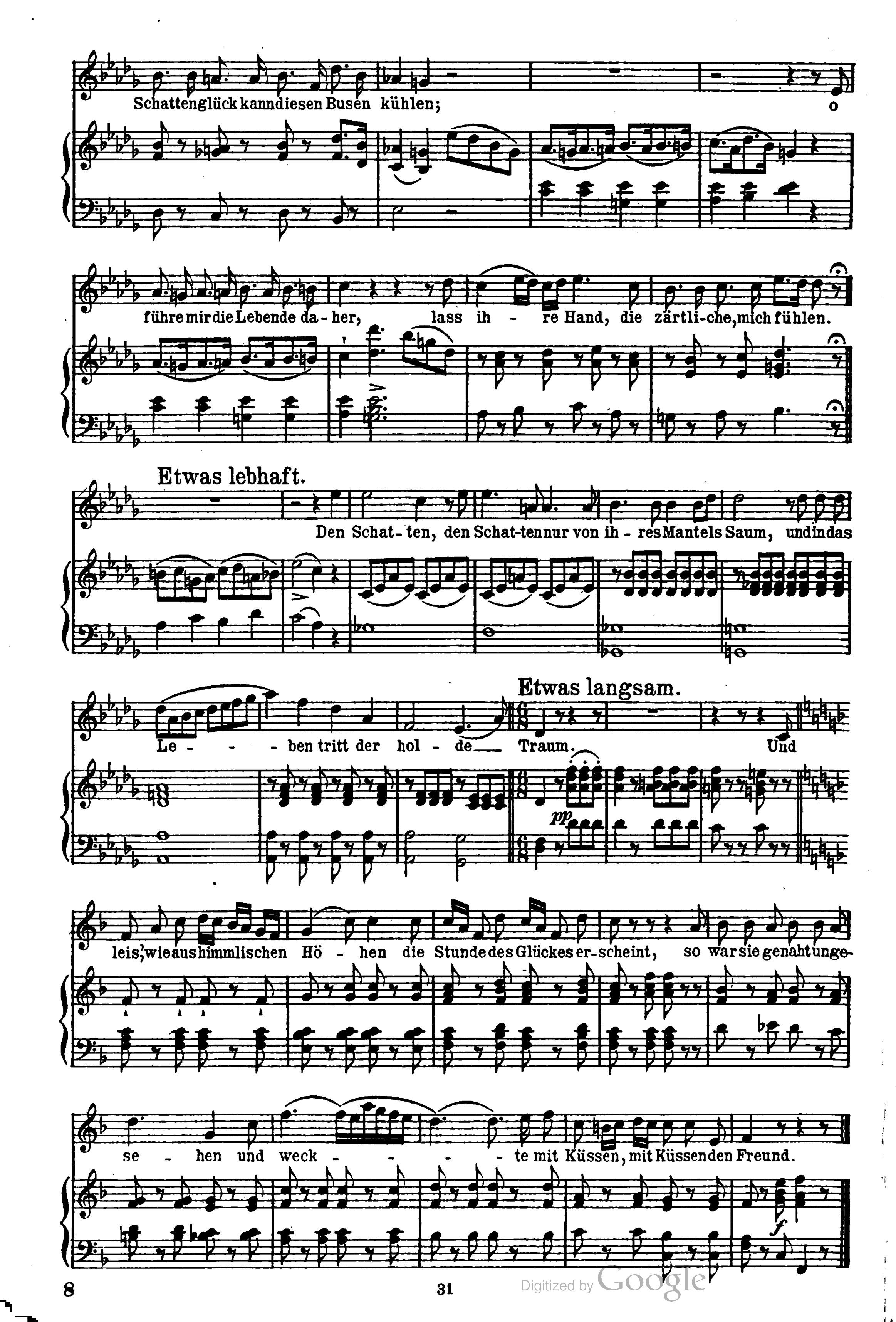

pp
un-bescheidnen Zeu - gen! Nur Hesper, der Verschwiegene, al - lein darf
pp
still her - bli - ckend ihr Ver - trau - - ter sein.
Recit.
Rief es von fer-ne nicht lei - se, flüsternden Stimmen gleich?
p
Langsam.
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise ziehet durch den Silberteich.
Mein Ohr um -

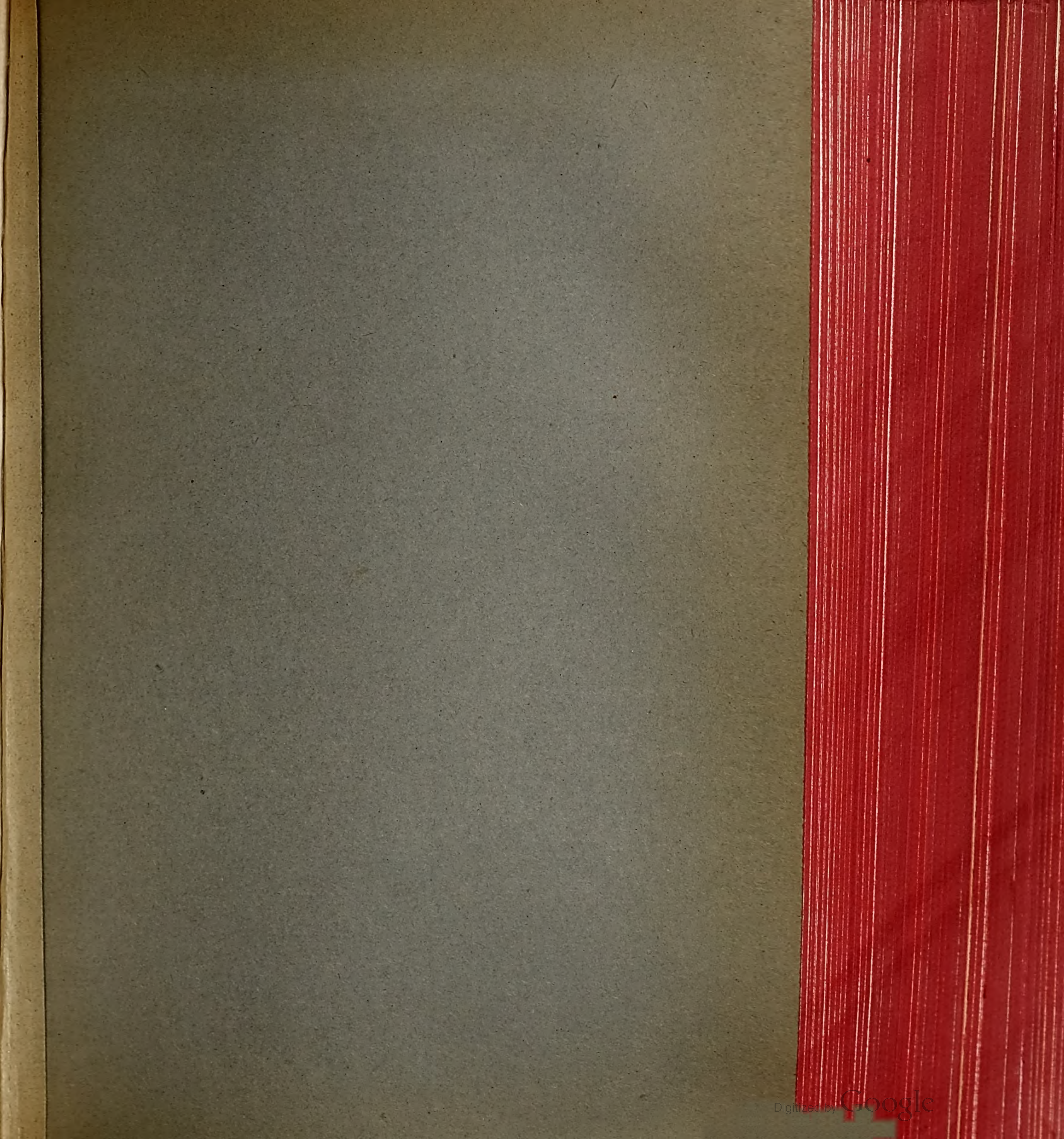

tönt ein Harmonie - en-fluss, der Sprinquell fällt mit an-geneh-men
Rauschen, die Blu-me neigtsichbeides We - stes Kuss, und
al - - - le We - sen seh ich Won - - - ne
tau - schen; die Trau-be winkt, die Pfirs-che zum Ge-nuss, die üppig
schwel - - - - lend hin - ter Blät - tern lauschen;
cresc.



die Luft, ge-taucht in der Gewür - ze Fluth, trinkt von der
heissen Wan - - ge mir die Gluth.
f p cresc. p
Recit.
Hör'ich nicht Tritte er-schallen? rausht's nicht den Laubgan da-her? Nein, die Frucht ist dort ge-
p p
Obiges Tempo.
fallen von der eignen Fülle schwer. Des Ta - ges Flammen-
p
auge sel - ber bricht in sü - ssem Tod, und sei - ne Far-ben
blassen; kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht die Kelche schon, die seine Gluthen hassen;


still hebt der Mond sein strahlend Angesicht, die Welt zerschmilzt in ruh-ig grosse
pp
pp
Massen, der Gürtel ist von jedem Reiz ge-löst, und alles Schöne zeigt sich mir entblösst.
Recit.
Seh' ich nichts Weisses dort schimmern? glänt's nicht wie
p
seidnes Gewand? Nein, es ist der Säule Flimmern an der dunklen Taxuswand.
Wie oben.
O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr mit süssen
Bil-dern wesenlos zu spielen, der Arm, der sie umfassen will, ist leer, kein
cresc.


Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
o
führe mir die Lebende da-her,
lass ih - re Hand, die zärtli-che, mich fühlen.
Etwas lebhaft.
Den Schat-ten, den Schat-ten nur von ih - res Mantels Saum, und in das
Le - - - ben tritt der hol - de Traum.
Etwas langsam.
pp
Und
leis, wie aus himmlischen Hö - hen die Stunde des Glückes er-scheint, so war sie genaht unge-
se - hen und weck - - - te mit Küssen, mit Küssen den Freund.
f





Franz Stassen
Huldigung an Schiller



VII. Jahrg. Mai 1905. Heft 8.

Schiller.

Zum 9. Mai 1905.

Im Berglicht wandelnd, hör' ich in das Geigen
Des Waldwindblätterspiels ein stolzes Tönen.
Das ist der Hochwald nicht, ist nicht der schönen
Hellgrünen Wellen Kommen und Verneigen,
Was so metallen herrollt durch die Gründe,
Als wenn ein Waffenschmied am Amboß stünde
Und sänge dieser Zeit, die ganz vernarrt
In Tändeleien: „Landgraf werde hart!"

Es schäumt unsichtbar -- es verflüchtigt wieder.
Jetzt steht der Wind -- da hör' ich voll die hellen
Und harten Töne, die zum Sange schwellen:
Es ist der Bergstrom! Der hat solche Lieder!

Du kommst erbeten! Sing uns, starker Schall!
Dem weichen Walde, dessen wirkend Weben
Uns hold umspinnt, dem vielgestalten Leben
Sollst du mit deiner Kraft das Beste geben!

Du Vorwärtsdränger, der mit Heldenprall
Felsen des Widerstandes überspringt
Und Schlamm und Schlaffheit in Erregung zwingt!

Wer nun im Hochwald geht auf Wildes Spur,
Wer durch die vielverästelte Natur
Beschauend wandelt — horchend steht er schon,
Vernimmt mit Staunen solchen Glockenton,
Erkennt am Sprachenklang den Göttersohn
Und weiß: „Das ist er, der aus Himmeln sprang!
Im Wolkenkleide — wie die Götter kommen —
Hat er mit herrenhaftem Frohgesang
Den Heilweg in das Menschenland genommen.
Er wird sein Gutwort sagen, wird vergehn,
Wird aus dem Meer gen Himmel auferstehn,
Holt neue Kraft — springt in den Fels zurück,
Und rauscht aufs neu zu Tal — das ist sein Götterglück!"

So kamst du, hehrer Geist! So schaff uns Rat
Auch heute wieder! Sieh, viel gute Saat
Sehnt sich umsonst empor aus dumpfem Zwang!
Gib uns das Beste! Gib zum heil'gen Drang
Sie, die allein befreit — die heil'ge Tat!

F. Lienhard.





Friedrich von Schiller.

Von

Dr. Paul Berbeck.

Wieder liegt eine Zeit der literarischen Gärung hinter uns. Wieder haben wir die Schlachtrufe einer Sturm- und Drangperiode gehört, und wieder verhieß man uns eine neue Kunst, die endlich unsere Sehnsucht nach einem Messias erfüllen sollte. Sie stellte sich abweisend der Vergangenheit gegenüber; aus noch jungfräulichem Boden sollte das Leben emporblühen. Aber noch immer warten wir vergebens auf den, der da kommen soll; bei keinem von denen, die auf den Schild erhoben wurden, konnte man eine stetige, zu höheren Hoffnungen berechtigende Entwicklung verfolgen. Bei keinem von ihnen erkennen wir eine reine, in strenger Selbstzucht gebildete dichterische Persönlichkeit, und niemals konnte man aus den vorhandenen Werken entnehmen, welches Gepräge das folgende tragen würde. Heute, wo wir fast auf den Ruinen des Naturalismus stehen, erschrecken wir vor der Leere, die eine freudelose Kunst uns hinterlassen hat. Anstatt uns aus der Angst des Irdischen herauszureißen, hat man sie uns noch schwerer gemacht. So wenden unsere Blicke sich wieder in die Vergangenheit, nach der hohen und edlen Gestalt, die uns die Gegenwart versagt, und da steigt das Bild Schillers in neuem Glanze vor uns empor.

Besser konnte der Gedenktag seines Todes nicht vorbereitet werden. Die Trauer, daß wir ihn so früh verloren, erwacht aufs neue, aber auch der Stolz, daß er unser war. Es ist kein Zufall, daß seine Persönlichkeit nie so rein erkannt worden ist wie gerade jetzt, wo immer wieder versucht wird, in sein Wesen einzudringen, wo immer neue Lebensbeschreibungen wetteifern, die Wahrheit des Goetheschen Wortes zu verkünden: „Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Auf Schillers Entwicklungsgang fällt das volle Licht eines kritischen Zeitalters. In jeden Winkel seines Geistes, in jedes Fältchen seines Herzens



hat man hineingeleuchtet. Die Dramen eines Shakespeare stehen in ihrer Vollendung vor uns, als ob sie leicht geboren wären wie Atem aus dem Haupte des Zeus; die Wogen des Geistes, aus denen Romeo und Julie, Hamlet gestiegen sind, haben sich geglättet, und kein Bericht meldet uns von diesen seelischen Kämpfen, wie sie furchtbarer wenige Sterbliche durchlebt haben. Die Ergebnisse des tüftelnden Verstandes bleiben bei Shakespeares Werken immer kläglich, und nur dem schauenden Gefühl erblühen ihre Schönheiten ganz. Bei Schiller ist es anders. Seine Werke wachsen aus seinem Leben hervor; wir fühlen den stürmenden Puls des Jünglings und seinen ruhigen Gang beim gereiften Manne; wir sehen einen Gedanken aufblitzen, haften und sich gestalten, wir erleben die allmähliche Gliederung, die belebende Verzweigung des Nervgewebes mit. Nur muß der nachschaffende Geist auch etwas von dem Blute des Dichters in sich fühlen; er darf nicht bloß zergliedern, sondern muß zusammenfassen können, denn unter der Hand des rücksichtslosen Sezierers bleibt nur der Leichnam übrig.

Auch Schiller ist ein Kind seiner Umgebung und seiner Zeit. Der Genius wird geboren, aber seine Entwicklung ist von unberechenbaren Einflüssen abhängig. Hätte die Morgenröte Goethescher Jugend Schillers Haupt umschimmert, wir hätten die Räuber und Kabale und Liebe nie gesehen. Hätte Körner nicht dem fast Versinkenden die Hand gereicht, wir würden uns nicht am Klange der Jamben des Don Carlos berauschen. Hätte er Goethe nicht an seine Seite gezwungen, so wären seine letzten Lebensjahre nicht die glücklichsten der deutschen Literatur geworden.

So sehr wir Schiller um seiner freudelosen Jugend willen beklagen — sein Geist bedurfte des Zwanges, um seine elementare Kraft zu beweisen. Von seinem Lieblingsstudium abgeschnitten, der Freiheit beraubt, für alle Zukunft in eine verhaßte Bahn gewiesen, goß er seine glühende Seele in sein Drama aus. Noch fühlen wir darin, wie jede Fiber des Jünglings zitterte, wir sehen seine Augen glänzen, seine Wangen gerötet, und wir fragen uns, wie der Körper des kaum Zwanzigjährigen die Zuckungen der übermächtigen Leidenschaft ertrug. Er selbst schrieb später an Körner: „Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft." Und welchen Raum durchmaß die Seele des weltfremden jungen Dichters! In derselben Brust wohnte das schrankenlose Freiheitsbegehren Karl Moors und wühlten die grauenhaften Gedanken des Franz, deren verbrecherische Logik vor den heiligsten Rätseln der Natur nicht zurückschaudert. Und aus diesen Gegensätzen konstruiert er die Handlung, deren Schrecken „die Sünde erröten, Kannibalen erschauern machen, worauf seit Äonen kein Teufel gekommen ist", alles in raschem Flusse, in starker Steigerung, mit Höhepunkten, die zu den dramatischen Naturlauten zählen, und die Zeitgenossen sehen die hochgeschwungene Geißel auf verderbte soziale Zustände fallen — fürwahr, man versteht es, wenn bei der ersten Aufführung die Zuschauer fast die Besinnung verloren; ihre Augen rollten, die Fäuste ballten sich, heisere Aufschreie wurden laut: „Fremde Menschen fielen einander schluch-

zend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung, wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht."

Die Wirkung der Räuber beruht auf der unmittelbaren Offenbarung des Genius. Bewußte Kunst und Geschmack darf man in ihnen nicht suchen; aber der Stoff verlangte sie auch nicht. Andere Anforderungen stellte die große historische Tragödie, die Schiller jetzt begann. Im Fiesko mußten geschichtliche Personen mit bestimmten Leidenschaften auftreten, und der Dichter konnte noch erst seine eigenen geben; seelenlose Staatsaktionen mußten sich abspielen, und der Dichter kannte noch erst Handlungen aus seinem Herzen. Unter diesem Zwiespalt hat der Fiesko gelitten. Aber wo das Herz versagte, da bildeten sich die ersten Keime bewußter Kunst; unter oft erbarmenswürdigen äußeren Umständen, die den Schwung der jungen Seele lähmten, entstanden prächtige Szenen wie die zwischen Fiesko und seinem Mohren.

Dabei mußte das Drama einer künstlichen Frühreife entgegengeführt werden. Denn mitten in der Arbeit drängten sich neue, mächtigere Gedanken in die Seele des Dichters. Ein Bild stieg in ihm auf von gewaltigen Leidenschaften, die sich auf einem sozialen Hintergrunde von schauriger Düsterheit abhoben. Ferdinand ist wieder sein eigen Fleisch und Blut, und Luise trägt Züge der geliebten Charlotte von Wolzogen. Aber auch die Welt um sie hatte er durchlebt. Daher reißt uns auch hier das echte Pathos der Räuber fort, aber geleitet von einem edleren Geschmack, durchdrungen von dem Geiste des bewußt arbeitenden Künstlers; Gestalten, die sich dem Gefühl des Dreiundzwanzigjährigen nicht erschlossen, erstehen in plastischer Meisterschaft; mit dem dramatischen Instinkt vereinigt sich eine sichere Technik zu einem Gang der Handlung ohnegleichen. — Unüberbrückbare Gegensätze steigen vor uns empor. Auf der einen Seite das übertünchte Grab des Hofes; der Herzog selbst tritt nicht auf, aber sein Medusenhaupt starrt uns aus jeder Person seiner Umgebung entgegen. Unter der glänzenden Hülle lauert jedes Laster und Verbrechen. Auf der andern Seite das Bürgerhaus; die Bewohner fast bis zur Roheit ungeschliffen; aber die Mauer der Standesvorurteile hat sie vor dem Pesthauch des Lasters geschützt. Dadurch, daß Ferdinand aus seinen Schranken heraustritt und Luise aus den ihrigen reißt, führt er die Katastrophe herbei. Der Riß zum unendlichen Weltall, in dem der Liebe ihr Recht gegeben wurde, ist in der Hofluft verblichen; die Verhältnisse, in die Ferdinand durch seine Geburt geworfen, lassen ihn nicht los, hundert Polypenarme strecken sich hinter ihm her, das nachgeschleuderte Gift verwirrt seine Sinne, und als er seine Braut getötet, rettet auch ihn nur der Tod aus der greulichen Verstrickung der Kabale, die weiterfressend ihre eigenen Urheber verschlingt. Schillers Kabale und Liebe bedeutet einen Höhepunkt in seinem Leben und in der Literaturgeschichte; sie steht als ragendes Mal in der Reihe der realistischen Dramen, ein getreues Abbild einer furchtbaren Wirklichkeit und doch beseelt vom Hauche der Poesie bis zum letzten Worte.

Weht in diesem Drama auch noch der Sturm von Schillers Jugend, so verkünden doch überall Spuren neuen Lebens, daß es Frühlingsstürme sind, Vorboten einer neuen Zeit. Die bitteren Mannheimer Erfahrungen nach der Flucht, das Bauerbacher Idyll klingen im Drama nach. Aber stärkere Schläge mußten ihn treffen, um den Dichter des Don Carlos zu schmieden. Diese brachte ihm sein zweiter Aufenthalt in Mannheim, so reich an Erfolgen und Ehren, aber reicher an Enttäuschungen. Hier konnte er die Menschen kennen lernen, die sich ihm nur zu oft in armseliger Entblößung zeigten. Ihren bewegten Abschluß fand diese Zeit durch die verzehrende Leidenschaft zu Charlotte von Kalb, und, unfähig, des „Herzens Flammentrieb" zu dämpfen, flüchtete er, einer Einladung unbekannter Verehrer folgend, nach Leipzig und Dresden.

Dieser Schritt ins Ungewisse ward ihm zum Heile. In Dresden fand er an Körner einen Freund, der ihn stützte und hob, der in nimmermüdem, selbstlosem Beistand seine hohen Gaben dazu benutzte, ihn zu beraten und zu ermutigen, um auf dem Dornenpfade zur Höhe der Kunst nicht zu erlahmen. Sein Umgang reinigte ihn von so manchen Schlacken, so manchem Gewalttätigen und Übertriebenen, das dem Stürmer und Dränger noch anhaftete. So schritt er zur Vollendung des Don Carlos, dessen erster Entwurf noch in die Bauerbacher Zeit zurückreicht. Aber jetzt spricht ein anderer Mensch zu uns. Solche wundervollen Verse waren auf dem deutschen Theater noch nicht erschollen. Eines solchen Glanzes hatte man die deutsche Sprache nicht fähig gehalten. Weg waren die Maßlosigkeiten und Geschmacksverirrungen, die in früheren Zeiten ein an französische Eleganz gewöhntes Publikum erschreckten. Aber auch die rote Fahne war zusammengerollt; der stürmende Revolutionär war zum Reformator geworden, unter dem Banne seiner hinreißenden Rede sollten die Menschen freiwillig auf den Opfertisch legen, was ihnen Karl Moor und Ferdinand mit Gewalt abtrotzen wollten. Er, der noch kürzlich unter Räubern in den böhmischen Wäldern gelagert, trägt jetzt mit stolzer Würde den Mantel des spanischen Granden. Das Herz des finstersten Königs ist ihm vertraut; die Geheimnisse der edelsten Königin hat er belauscht. Es bleibt ewig schade, daß Schiller während der langen Zeit, in der die Dichtung langsam reifte, sein Interesse von Carlos auf den Marquis übertrug. Noch war seine Neigung stärker als der Künstler in ihm; er mußte etwas haben, um sich selbst genug zu tun. Er rückte diese Lieblingsgestalt unkünstlerisch in den Mittelpunkt. So viele herrliche Züge er ihr verliehen, dem Drama war sie nicht von Vorteil. Die ersten drei Akte schreiten klar und sicher voran; die beiden letzten scheinen hin und her zu schwanken. Die Motive, die den Marquis leiten, sind kaum erklärlich, und ohne die „Briefe über Don Carlos", in denen er, wie er selbst an Körner schreibt, eine „schlimme Sache" zu verfechten hatte, würde sich noch heute der Streit der Meinungen nicht gelegt haben. Aber trotz seiner Mängel ist das Werk dem deutschen Volke und besonders seiner Jugend ans Herz gewachsen.

Die äußere Ausbildung seiner Persönlichkeit vollendete Schiller in Weimar im Verkehr mit dem Hofe und mit der literarischen Welt, in Rudolstadt in der Familie seiner zukünftigen Frau; die Ausbildung seines Geistes leitete er selbst mit klarer Selbsterkenntnis durch die Gebiete der Geschichte und Philosophie. Auf beiden ist er schöpferisch tätig gewesen; aber trotz der Tüchtigkeit seiner Werke liegt ihre eigentliche Bedeutung in ihrer befruchtenden Wirkung auf seine Dichtungen. Die Geschichte bereicherte seinen Geist, die Philosophie klärte ihn; die Geschichte gab ihm neue Stoffe die Philosophie eine neue Behandlungsweise. Er erkannte, daß er das leidenschaftliche Begehren seines Geistes, sich selbst in den Hauptpersonen seiner Werke geltend zu machen, zurückdrängen müsse, daß die reine Liebe des Künstlers jede Gestalt um des Ganzen willen mit gleicher Lust erschaffe. Die Kunst selbst aber ward sein Ideal. Was er in seiner Jugend dunkel gefühlt, was er in den Künstlern mit dichterischer Begeisterung verkündet, baute er jetzt mit dem Scharfblick des Philosophen zu einem System. Die Kunst erzieht und veredelt den Menschen; sie befreit ihn aus dem engen Kreis des täglichen Lebens; aber sie löst diese Aufgabe gleichsam unbewußt, wenn sie einzig und allein der Schönheit zustrebt. Diese Überzeugung ward seine Religion. Als Priester dieser erhabenen Kunstlehre stellte er an sich selbst die höchsten Anforderungen, denn nur in einer reinen Persönlichkeit kann das Bild der Schönheit sich rein spiegeln.

Fast zehn Jahre hat dieser Läuterungsprozeß gedauert, viel zu lange für die Sehnsucht der Nation. In diese Zeit fällt seine Vermählung mit Charlotte von Lengefeld im Jahre 1790, die ihm eine treusorgende und feinfühlende Lebensgefährtin wurde. In diese Zeit fällt aber auch der erste Anfall des schweren Lungenleidens, von dem er nicht mehr genesen sollte. Sein Körper war nie besonders stark gewesen; aber von jetzt ab zehrte die unheimliche Krankheit in seiner Brust, bis sie ihn nach 13 Jahren dahinraffte. Wie ein roter Faden ziehen sich jetzt durch seine Briefe die Klagen über immer neue Anfälle des tückischen Leidens. Mit dem klaren Bewußtsein seines Zustandes schritt er seinem Ziele zu. Ein Schauspiel ohnegleichen, niederdrückend und erhebend zugleich, wie er seinem kranken Körper immer neue Tage angestrengter Arbeit abrang, wie er seine schlaflosen Nächte benutzte, um die Kürze der ihm noch vergönnten Zeit zu verlängern. In dem Maße, wie sein Körper zerfiel, wuchs sein Geist, zu immer höherer Vollendung schreitend, in immer neuen Wunderwerken unzerstörbare Denkmäler dieses gewaltigen Kampfes errichtend.

Die Horen kündigten die neue Zeit an. Sie zeigten zuerst die junge Freundschaft mit Goethe. Dieser hatte schon längst und viel leichter als Schiller den Sturm und Drang seiner Jugend überwunden. An seiner Leichtigkeit, sich über den Stoff zu erheben, rang sich der Jüngere empor. Dafür riß dessen kräftigere Individualität den schon ruhenden Gefährten zu neuem Wettlaufe mit. Was den Horen nicht gelang, erzwangen die Xenien; sie zogen die Augen der Welt von der leichteren Mittelmäßigkeit ab auf

die beiden kühnen Männer. Und nun begann eine fieberhafte Tätigkeit. Als Goethe bald darauf erlahmte, schritt Schiller allein auf der Sonnenbahn fort; er hat der Wende des Jahrhunderts den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Seine kulturhistorischen und philosophischen Gedichte, seine Balladen bereiteten auf Größeres vor; sein „Lied von der Glocke" bedeutet einen nicht wieder erreichten Höhepunkt des menschlichen Geistes. Im Drama aber enthüllte seine gereifte Kunst sich ganz.

Schon hatten Lessing, Goethe und Schiller selbst das deutsche Drama über die Franzosen emporgehoben; der Wallenstein stellte es ebenbürtig zwischen die Griechen und Briten. In jahrelangem Ringen mit dem gewaltigen Stoff war das Riesenwerk entstanden. Schillers Technik hat hier in der Bewältigung der Massen Ungeheures geleistet. Aber nirgends mehr sieht man den Schweiß der Arbeit; die Gestalten stehen vor uns, als ob ein Gott sie frei geschaffen. In finsterer Größe, aber doch in durchsichtiger Klarheit erwächst der Charakter des Helden. Nichts ist zweifelhaft an ihm; wo die Handlung nicht erklärt, enthüllt er sein Innerstes in tiefsinnigen Monologen. Trotz seines Ehrgeizes, der vor dem Verbrechen nicht zurückschaudert, trotz des Bewußtseins von der Notwendigkeit seines Todes zieht uns seine große Seele wie Max in ihren Bann. Ihm gegenüber ragt die Sphinxgestalt Oktavios, vieldeutig wie Hamlet, und doch wahr wie der einfachste Charakter. Zwischen ihnen, im Gegensatz zu beiden, steht die leuchtende Gestalt des Max; mit ihm hat Schiller seinem Herzen genug getan, ohne, wie durch Posa, Gang und Ziele der Handlung zu verrücken. Um diese Hauptpersonen drängt sich ein Heer von anderen, alle mit fester Hand gezeichnet, alle Kinder ihrer Zeit, aber jede ein eigener Charakter, vom Soldaten bis zum General. Schon gewinnt eine Frau, die leidenschaftliche Gräfin Terzky, entscheidenden Einfluß auf die dramatische Entwicklung und weist so auf die folgenden Dramen hin, in denen Frauen im Mittelpunkt stehen: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Isabella.

Nachdem dieser große Wurf dem Dichter gelungen war, nachdem er sich im Vollbesitze der neuen Kunst wußte, fielen ihm leichter gereifte Früchte zu. Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans zeigen die sichere Hand des Meisters. Immer weitere Gebiete umfaßte sein Blick; er versenkt sich mit Leichtigkeit in Zeiten und Zustände, die ursprünglich seinem Gefühl fremd waren; während er im Don Carlos dem katholischen Mittelalter noch voreingenommen gegenüberstand, lebt er sich jetzt darin ein und sucht es von innen heraus zu gestalten. Und noch mehr. Während ihn früher nur Personen und Handlungen reizten, die seinem Herzen nahestanden, veranlaßte ihn jetzt sein künstlerischer Trieb, sich eines Stoffes zu bemächtigen. Aber bald wird sein Herz davon in Mitleidenschaft gezogen; es durchdringt ihn und erfüllt ihn mit schönerem Leben. Während er noch von Wallenstein an Goethe schrieb, noch nie habe er für sein Sujet eine solche Kälte empfunden, während er hier noch die Episode von Max und Thekla mit unverkennbarer Liebe behandelte, übertrug er diese Liebe in der Jung-

frau von Orleans auf das Mädchen selbst, das doch seinem persönlichen Gefühl wenig bot; darum konnte er ihm das Geleitwort mitgeben: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben." Mit vollkommener Naivität steht er dem Wunderglauben der Zeit gegenüber; kein Wort verrät den aufgeklärten Philosophen; ein Calderon hätte die Jungfrau nicht mit einem reineren Glorienschein umgeben können.

So hatte sich die innere Wandlung in Schiller vollendet. Aber sein rastlos strebender Geist konnte sich nicht mit dem Erworbenen begnügen; in immer reinere Sphären stieg er empor, und die letzten Schatten sollten aus seinem Wesen verschwinden. Er kannte seine Vorliebe für den Glanz des Wortes und die Reflexion. Alle Personen sprachen mit einer leichten rhetorischen Färbung. Monologe und lyrische Partien hielten den Gang der Handlung auf. Auch diese Eigenheiten wollte er überwinden. In der Braut von Messina suchte er die Reflexion von der Handlung zu trennen, indem er in antiker Weise den Chor wieder einführte. Daher erhebt sich diese, in gedrängter Knappheit fortschreitend, zu furchtbarer tragischer Größe. Um so freier erging er sich in den Reden des Chors. Die Tiefe der Betrachtungen und die Pracht der Sprache ziehen den Hörer unwiderstehlich in ihren Bann. Aber die Unterbrechungen der atemlos verfolgten Handlung lassen sich schwer ertragen, und nur Schiller konnte darüber triumphieren; so ist das Werk seine eigene Gattung geblieben.

Im Tell finden wir den Chor nicht mehr. Aber gleich der Eingang führt uns in eine neue Welt. Ein solches Lied wie das des Fischerknaben war Schiller noch nicht gelungen. Eine solche natürliche, charakteristische und doch dichterische Sprache wie die Unterredung zwischen Ruodi, Kuoni und Werni hören wir im Gewand des Blankverses zum erstenmal. Und dieser glückliche Ton hält durchweg an. Man vergleiche Amalias Gesang, „Schön wie Engel, aus Walhallas Wonne," Theklas Klage, „Der Eichwald brauset, die Wolken ziehen," und Walters Liedchen: „Mit dem Pfeil, dem Bogen." Amalia singt in den Tönen eines Stürmers und Drängers, Walter in denen eines Kindes. Amalias Lied ist nur zu verstehen aus der damaligen Zeit und Schillers Gemütsverfassung; Walters Lied wird jeder deutsche Junge immer gern singen. Was tut es, daß der Dichter für das Schauspiel den straffen Gang der Handlung verschmähte? Wir wissen ja, daß er darin Meister war. Daß er ein ganzes Volk zum Helden machte, gibt ihm Gelegenheit, in prächtigen Massenszenen seine Kunst zu zeigen. Eine Landschaft, die er nie gesehen, umhüllt er mit dem Regenbogenglanz der Poesie. Sein Geist schwebt für alle Zeiten über den Wassern des Vierwaldstätter Sees; die Bergriesen, die ihn umgürten, hat er selbst zu gewaltigen Denkmälern seines Genius geschaffen.

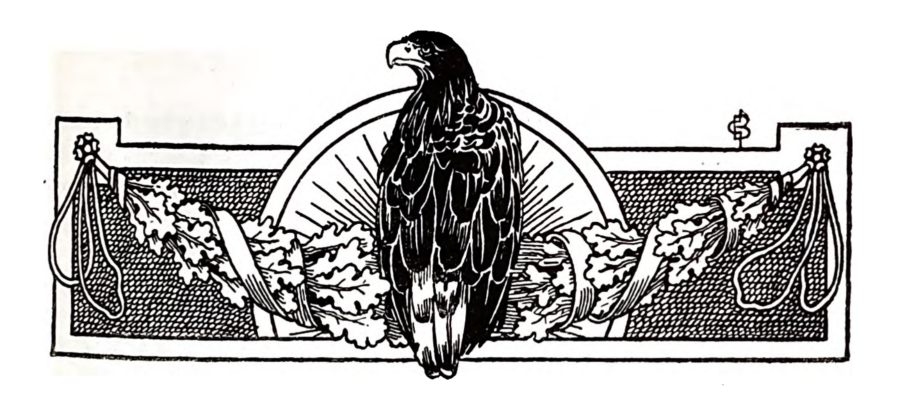
Vierzehn Tage vor seinem Tode schrieb Schiller an Körner, daß sein Mut und seine Stimmung zur Arbeit wieder wüchsen. Er wolle zufrieden sein, wenn ihm Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushielten. Es sollte nicht sein. Das unerbittliche Schicksal hat ihn

uns genommen. Das schreckhaft mitternächt'ge Läuten der Totenglocke, das in der Nacht vom 9. Mai Goethes Herz zerriß, tönt fort und fort mit ewiger Klage durch die unvollendeten Hallen des Demetrius; ihr Ton ruft uns erschütternd zu, was Schiller noch geworden wäre, eine Gestalt, in der Weltliteratur ohnegleichen, um die Griechen und Engländer uns beneideten. —

Wohl hat gerade an Schiller, viel ungestrafter als an Goethe, die Kritik ihr zersetzendes Handwerk ausgeübt. Schon von der Romantik her stammt der Vorwurf, daß er an lyrischen Stellen uns statt echter Poesie Rhetorik gebe. In der Tat machte seine starke Persönlichkeit ihm schwer, sich mit der Natur in eins zu setzen. Aber keiner erkannte diesen Mangel klarer als er selbst; er hat unablässig an seiner Beseitigung gearbeitet, und als er den Tell schrieb, hatte er ihn überwunden. Unberechtigt dagegen ist der Vorwurf der Naturalisten, daß er durch seine Idealisierung der Stoffe die Natur verfälsche. Sie wollen sie wieder splitternackend, daß man ihr jede Rippe zählen kann. Diese Kritik hat sich schon jetzt selbst gerichtet. Unberechtigt ist auch der Standpunkt jener Männer, die Goethe oder Shakespeare als Norm hinstellen und Schiller an dieser messen. Auch diese Dichter zeigen stärkere und schwächere Begabung in den verschiedenen Dichtungsarten, und jeder Genius hat das Recht, sich nach seiner Eigenart zu entwickeln. Schiller kann die Kritik leicht ertragen, denn unsere Größten haben sich vor ihm gebeugt. Richard Wagner hat ihm gehuldigt, und Gottfried Keller erklärte ihn zu seinem Lieblingsdichter. Keiner hat wie er in dem Herzen des deutschen Volkes Wurzel geschlagen. Keiner hat einen so tiefen, veredelnden und versittlichenden Einfluß ausgeübt. Damit hat er erreicht, was er mit Einsetzung aller Kraft erstrebt hat, und Goethes Wort, das er dem verstorbenen Freunde zehn Jahre nach seinem Tode widmete, hat Geltung erlangt für alle Zeiten:

Er schwebt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.





Vor der Sündflut.

Erzählung von Rungholts Ende

von

Johannes Dose.

(Fortsetzung.)

Unter den Rungholter Vikaren, welche die neue Kapelle zur Bequemlichkeit als ein Annex der Domkirche verwalteten, war gelost worden, wer die erste Predigt halten solle, und das Glückslos fiel auf den, der ohne Ehrgeiz war. Paulinus galt nicht als des Domherrn Günstling und war bisher unangefochten vom Neide seine Wege gegangen.

Am Tage vor Allerheiligen wanderte er durch die Dünen, nach einem Texte suchend, der für die Gemeinde der Armen geschrieben sei. In seine Gedanken vertieft und im Geiste abwesend, sah er in den grauen Himmel hinein und nicht zur Rechten noch Linken.

Ein Gruß weckte den Träumer, welcher jetzt erst den Mann vor der Fischerhütte erblickte. Tedje hatte ein Schwein geschlachtet und hängte das ausgeweidete Tier an die Leiter.

„Warum habt Ihr das magere Ferkel abgestochen? Wollte es nicht mehr gedeihen?"

Sachkundig betrachtete der Priester die specklosen Seiten.

Der Fischer stieß mit den Fingerspitzen die Mütze zurück und murmelte in den Bart: „Dem Ferkel, das ich von Nomme gekauft, fehlte nichts, als daß es kerngesund und ein allzu gieriger Fresser war ... weil seit Wochen der Schellfisch ausgeblieben ist, hatte ich kein Futter für das schreiende Ferkel. Auch sperren in meinem Hause sechs hungrige Mäuler sich auf ... ich mußte schlachten, damit wir einige Tage Speise haben."

Der Vikar blickte nach den Kindern in der Haustür, die mit der Faust in den geronnenen Rinnsalen des Tränenwassers herumrieben und den fremden Mann angafften. „Warum weint ihr? Morgen wird Schwarzsauer gekocht und Wurst gestopft."

Die Worte hatten keine tröstende Kraft, und der größte Knabe heulte: „Mathis ... Mathis ist tot."

„Sie können nicht verwinden, daß unser Ferkel Mathis sein Leben lassen mußte."

Paulinus wurde erschrocken. „Mit Schnitz und Prunk verzieren sie das neue Gotteshaus ... und in Eurer Hütte, Tedje, sitzt der bittere Hunger ..."

„Noch nicht, nur draußen auf der Schwelle sitzt er und ängstigt ein wenig. Jetzt kostet Roggenmehl drei Mark die Tonne ... obgleich wir zur Hälfte Kaff dazwischen mahlen, damit es besser fülle, will es nicht reichen."

Wie ergeben der Mann das furchtbare Klagelied sang!

Dem Vikar fiel der Spruch ein: Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat! Schweigsam zog er den Beutel, der immer schmal und schmächtig war, dieweil der Vikarlohn im reichen Rungholt nur 24 Mark im Jahre betrug. Seine Pfennige und Blafferte teilte er genau in zwei Teile und drückte die eine Hälfte in die Hand des großen Knaben, der die Sache nicht begriff, aber die blanken Münzen krampfhaft festhielt.

Höchst sonderbar wurde darauf das Betragen des Paulinus, der sich wie das schlechte Gewissen eilig aus dem Staube machte.

Maike hantierte soeben an ihrem Herde und blies wie ein Blasebalg in das salzgetränkte Strandholz, das schlecht brennen wollte. Sie hörte nicht, daß die Tür leise aufging, und sprach mit sich selber: „Auf welcher Straße wird mein armer Wildfang wanken und unter welchem reifweißen Strauche sein Haupt hinlegen? Ihn wird viel frieren und hungern. Ein Tröstlein ist mir, daß ich zum letzten mit meinem Suddenkohl ihn gelabt."

Paulinus lauschte, und sie wischte die Augen, die der Rauch biß.

„Viel Wegerich wird am Strande wachsen und welken, ehe er wieder von dem Friesenkohle kosten wird ... ob er nach Mutter Maike und ihrem Sudden wohl Heimweh kriegt? Mir fehlt der Unband, und leer steht sein Alkoven. Doch hat's der Herrgott gut gemeint und, ehe die Hungerzeit anbrach, ihn sich verlaufen lassen ... ich hätte den Nimmersatt nicht halb satt kriegen können."

Maikes Muttergedanken verweilten immer bei dem Pflegesohne, und sie murmelte: „Das hat der Herrgott gut gemacht."

„Er macht es allzeit besser, als wir meinen," sprach eine Stimme hinter ihr. „Sorget Euch nicht um Kurt! Der wird nicht nur Brot und Bett, sondern des Morgens seine Biersuppe und des Abends ein Fleischstück in der Schüssel haben. Die Art hat Witz und wird nicht darben ... aber hier ist bittre Not."

„Ja, heuer wird's hart für die Armen, die viele Kinder haben. Die fetten Rochen und Schollen haben uns verwöhnt, und wir sollen die Leckermäuligkeit verlernen. Ach, es waren von jeher zuviel Kinder und Nimmersatts im Dünendorfe ... ich brauche wenig und werde immer satt."

Mißtrauisch guckte er in den Kessel auf dem Herde. Im kochenden Wasser schwammen kahle Kohlstrünke, ohne Schmalz oder Butter, und nur eine Handvoll Salz war hinzugetan, um das Hungergericht genießbar zu machen.

„Pottenkieker, Pottenkieker!“ schalt Maike den Priester und legte geschwind den Deckel auf den Kessel.

Paulinus war so erschüttert, daß er nichts reden konnte, sondern hastig den Rest des Beutels auf den Tisch ausschüttete und hinauslief.

Die rechte Barmherzigkeit errötet in blöder Schamhaftigkeit, wenn sie aus ihrer Verborgenheit hervortreten muß. Maike sah mit feuchten Augen dem Manne nach, der so kopflos von dannen eilte, und ging aus, ihre Nachbarn zu besuchen. Je nach der Zahl der Kinder legte sie drei, vier oder fünf und einmal sogar neun Blafferte auf den Tisch.

Da war sie um Kurts Not getröstet und trocknete die Augen.

In dieser Stunde aber sangen die Engel im Himmel, und ein Lächeln glitt über des Ewigen Angesicht. Gottes Seele hatte ein Wohlgefallen an den Likendelern im Dünendorfe.

Paulinus sann auf dem Wege über seine Predigt. Aber lieblose Gedanken drängten sich störend in sein erbarmendes Herz, das sich über die Ungerechtigkeit der Welt erboste. Warum darben diese? Und in Rungholt prunken sie mit geschlitzten Gewändern, die zwölf Mark kosten, und schwelgen an üppigen Tafeln, die unter zwölf Schüsseln sich biegen!

Er verwarf den weichlichen Trosttext und mußte einen andern wählen, der scharf und schneidig war. —

Die Glocken des Allerheiligentages läuteten zum erstenmal. Sogleich setzte sich die schwere Staatskarosse, die vor dem Steinhause am Markte hielt, in langsame Bewegung. Fedder Heikens, der inmitten der Seinen hochaufgerichtet saß, schien weder nach links noch rechts zu blicken und machte immer dieselbe gleichmäßige, gemessene Handbewegung. Um drei Zoll hob und senkte sich das Ratsbarett auf seinem Haupte, und als der reiche Ratmann Peters aus seinem Hause trat, wurden's fünf Zoll.

Das rechte Maß galt in ganz Rungholt als die Mutter aller Tugenden.

Kein Ende war des Grüßens an Fedder Heikens' hohem Ehrentage. Auf dem Wege zwischen der Stadt und dem Dünendorfe zog einer Völkerwanderung buntes Gewühl. Doch war kein Armer mit dem Bettlerzeichen, kein Vagant im geflickten Kamisole unter dem Haufen; es waren eitel wohlgenährte und wohlgekleidete Leute — gedrungene, fest auftretende Männergestalten, rundbackige, ehrbare Frauen in bauschig-faltigen Röcken, die des Weges halbe Breite beanspruchten, feine Jünglinge in geschnäbelten Schuhen und blitzsaubere Jungferlein in teuren Pelzmänteln, die vorne offen standen und das silberbehangene Mieder sehen ließen.

Im schlichten Priesterrock schritt Paulinus über den Markt, und des Ratsherrn Karosse fuhr an ihm vorüber. Im Wagen war kein Raum mehr.

Aber der Domherr und der Dompriester, die kurz dahinter im Trabe

daher kamen, ließen den Kutscher halten, winkten herablassend und wiesen auf den leeren Vordersitz, den der Vikar einnahm.

Vor dem Tore engte sich die Gasse, und die Pferde mußten einem mit Torf beladenen Wagen ausweichen. Sogleich schrie der rote Theodorus ein lautes Halt, sprang im Sitze empor und donnerte dem Manne, der in Holzschuhen neben dem Torfwagen ging, die Frage zu: „He du! Bist du nicht der Taglöhner Hauke? Und weißt du nicht, daß heute Allerheiligen ist?"

Demütig zog der Torffahrer die fettige Mütze. „Der Herr, dem ich diene, leiht mir nicht am Werkeltage sein Gespann ... und ich habe nichts zu brennen."

Theodorus warf die zornige Hand aus. „Du Sabbatsschänder! Ich will dich vor die geistliche Jurisdiktion bringen, und du sollst die volle Brüche zahlen oder vierzehn Tage im Turm sitzen."

Nach dieser Strafrede legte er sich in den schaukelnden Stuhl zurück und lachte aus der Tiefe seines feisten Leibes: „Hoho! Ich will die Übertreter lehren, den Feiertag zu heiligen."

Der Vorfall schnitt Paulinus in die Seele, so daß seine in die Predigt vertieften Gedanken noch schärfer wurden.

Ein Bauernknecht in langen Stiefeln, dem der Zipfel der Mütze auf und nieder flog, rannte neben den Wagen und rief: „Ich habe eine Eilbotschaft an den Ratsherrn zu bestellen ... ist er hier?"

Durch das Rädergerassel brüllte Theodorus: „Siehst du Lümmel nicht, daß wir Geweihte sind?"

Paulinus aber wies nach vorne, wo die große Karosse fuhr.

Jetzt scharrten und schleppten die Räder derselben im weißen Sande, der Läufer kam näher, und unter der Dünenkirche hielt der Wagen.

Mit seinen Kindern war Herr Heikens ausgestiegen, stand just unter dem Portale und schlug über Brust und Stirn das Kreuz — da tupfte eine täppische Hand seinen Arm — er kehrte sich hochfahrend um und knurrte ein grobes „Was wollt Ihr?"

Der nach Atem schnappende Bauer brachte kein Wort hervor, sondern nahm die Mütze vom Kopfe und aus dem Zipfel einen zerknitterten Brief.

Heikens erkannte die ungefüge Handschrift, und seine knochigen Finger bebten. „Es ist von meinem Schwäher in Everschop!"

Der Pharao von Rungholt las und war sehr blaß geworden.

Die Tochter umklammerte den Vater. „O! Isa, mein Schwesterlein, ist gestorben."

Wie dumpfer Donner grollte seine Stimme: „Ja, Isa ist tot, geistlich und ewig tot." Und er knirschte: „Sie ist mit jenem Buben, der ein Mörder und Räuber ist, entflohen."

Der kleine Ekke kreischte und heulte himmelhoch.

Rings im Kreise standen die Kirchgänger und sperrten die Mäuler, aber auch die Ohren auf. Geärgert schaute Heikens sich um und schüttelte den Knaben. „Willst du still sein! Richte dich gerade auf, Inge!"

Er selbst drehte die Augen nach aufwärts und las die Inschrift über dem Kirchportale: ‚Gott allein zur Ehr' hat Fedder Heikens von Rungholt, der sehr erlauchte Ratsherr und sehr bescheidene Knecht Gottes, dieses Haus bauen lassen.'

Nachdem er ergebungsvoll gemurmelt: „Ich habe nur drei Kinder mehr ... der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen", nachdem er noch einmal sich bekreuzigt, trat er aufrechten Hauptes in die Maria-Magdalenen-Kapelle des Dünendorfes, welche bei allem Volke aber die Fedder-Heikens-Kapelle genannt wurde.

Alle Priester von Rungholt zogen in Prozession dreimal um das Gotteshaus und besprengten und weihten es zu einem Tempel des Dreifaltigen und dreimal Heiligen.

Kopf an Kopf saßen die Kirchgänger in ihren kostbaren Schauben und Hauben. Wo waren aber die Armen der Armengemeinde? Maike und Tedje und die anderen Fischer hatten sich hinter den Pfeilern und in den dunklen Stühlen versteckt. Des Bischofs Offizial, der das glänzende, goldene Kreuz auf Brust und Rücken trug, zelebrierte das lateinische Hochamt und hielt in deutscher Sprache die Weiherede. Mild und leise, als wenn er zarte Gefühle schonen müsse, sprach er den ersten Teil seiner Rede.

„Wie der Stifter es in seiner Fundation bestimmt hat, weihe ich Sankta Maria-Magdalena, die eine Sünderin war und unter die Zahl der großen Heiligen erhöhet wurde, diese Kirche, die ein Trostborn und eine Trostburg sein soll allen Vätern und Müttern, welche ohne Schuld um ihrer Güte willen leiden und mit Geduld die Anfechtung ertragen. Wer um eigner Sünden willen geplagt wird, erntet nach seiner Aussaat. Selig aber ist der Mann — ich nenne keinen Namen —, der um anderer willen die Widerwärtigkeit erduldet! Er wird mit Freuden die Garben seiner Trübsalssaat heimtragen, und wahrlich, heute wird die Krone der Gerechtigkeit, die geziert ist mit den Edelperlen aller guten Werke, im Himmel für ihn hingelegt.

„Im Namen der Maria-Magdalena weihe ich die Kapelle zu einem Sühnaltar, den wir dem Höchsten erbaut haben. Jeder Stein der Mauer ist ein Fundament der Seligkeit, jede Messe, die unblutig dargebracht wird, gibt dem Stifter und seinem Geschlechte hunderttägigen Ablaß. In der köstlichen, kupfernen Taufe, die der Kirchenerbauer hat gießen lassen, rinnen die reinwaschenden Wasser der Wiedergeburt. Wer will verdammen? Wir sind gerecht geworden durch das gute Werk! Wer wagt noch in den Winkeln zu raunen? Wahrlich, ich sage euch: Gesühnt ist die Schuld und getilgt die Schmach! Gebenedeiet sei Maria-Magdalenas heilige Kraft!"

Fedder Heikens, der fest in seinen Stuhl sich gesetzt hatte, beugte das Haupt und bewegte die Lippen.

Der Domherr hatte ein feines Evangelium verkündet und sprach den zweiten Teil mit tönender Stimme.

„Dieses Haus ist als ein Bethel erbaut für die Armen des Dünen-

dorfes, damit sie endlich Buße tun und sich bekehren. In diesen letzten Zeiten sind der Ketzer viel geworden in aller Welt, und es sind Füchse von verschiedenem Antlitz, aber mit zusammengekoppelten Schwänzen, die insgesamt danach trachten, ein höllisches Feuer zu entzünden und den Weinberg des Herrn zu verwüsten. Insonderheit sind es die Leute von Lyon, welche als Krämer des Satanas ihre falschen Perlen verkaufen und das greuliche Schlangengift in Babels Kelchen umhertragen. Uns, die wir Türmer und Wächter sind auf Zions Mauern, ist nicht verborgen geblieben, daß auch hier etliche von der Lyoner Seuche angesteckt worden sind. Damit sie geheilt werden vom Krebsgeschwür der Irrlehre, hat der fromme und vorsorgliche Hauptmann, der das Volk lieb hat, den Armen dieses Haus als eine Schule des Herrn gebaut. O, der geduldige Mann, der ohne Klage und Murren durch ruchlose Räuber mehr als fünfzehnhundert Mark Silber verloren hat! O, der Werktätige, welcher dennoch den zehnten Teil seines Vermögens opferte! O, der kluge Kaufmann, der sich einkauft in das unbekannte Land, aus dem noch keiner zurückgekehrt ist! Seine Werke werden noch bei Kind und Kindeskindern hundertfältige Frucht tragen."

Paulinus, der hinter der offnen Sakristeitür saß, stützte den Kopf in die Hände, so daß ihm die Ohren zugehalten wurden. Von den schmalen Lippen des weißen Theodorus troff lauter Honigseim des Lobes.

Nach ihm stand der junge Vikar auf der Kanzel, befangen niederblickend auf das Gewimmel von Köpfen, die auf und nieder zu wogen schienen. Unter den unzähligen Gesichtern erkannte er ein einziges und erschrak heftig. Oda, wie eine Fischerfrau gekleidet und die Stirn verhüllt, saß unter den Weibern am Pfeiler! Als er das schwindelnde Haupt zum Gebet niederbeugte, betete er nicht für sich, sondern für sie. „Ach, Herr, hülle sie wie in einen Mantel, daß die bösen Augen zugehalten werden und die Unehrliche nicht erkennen!"

Kurz war der Text, den er gewählt: ‚Ich bin der Herr, euer Gott; darum sollt ihr euch heiligen, denn ich bin heilig.'

Des Predigers Stimme war wie eine leise bebende, aber immer lauter klingende Saite.

„Allerheiligen ist für Friesland oft ein böser Heiliger gewesen, der dem Meerlande Überstürzen der Wasser und Menschensterben gebracht hat. Darum bestehet eine Verordnung auf dem Strande, daß am Allerheiligentage die Prediger in allen Kirchen ihren Zuhörern die dräuende Zornrute Gottes ernstlich vor Augen stellen und die Herzen zu wahrhafter Buße antreiben sollen."

Der junge Heikens dachte, solches hebe gut an, und legte sich zurück, die Augen schließend. Der Ratsherr aber spitzte den Mund und horchte aufmerksam. Was vernahm er?

„Heilig, heilig ist der Herr. Der die Liebe ist, hasset auch, wie kein Mensch ergrimmen kann, denn er hasset die Sünde und am meisten die Lüge und Hoffart. Der dreimal heilige Gott hat gewaltige Augen, die wie

das Licht des Tages und die Finsternis der Nacht allerwärts durchdringen und die Herzen erforschen. Wehe, wenn ein Mensch das Verschwiegenste unserer Gedanken erriete! Der Herr aber siehet das Heimlichste des Heimlichen. Darum hat er die Kinder der Menschen in drei Geschlechter geschieden.

„Zum ersten die Unheiligen! Das sind die, so in den Schenken und Kammern und im Beichthause der Diebe und Mörder sitzen, auf welche mit Fingern und Fisi von männiglich gezeigt wird. Nach ihren Werken, die offenbar sind, werden sie gerichtet. Ach, ich habe ein banges Erbarmen um diese Geringsten unter unsern Brüdern.

„Zum andern die Scheinheiligen, die Pharisäer und Schriftgelehrten, wider die der Herr Christus, der sonst nie zornig wurde, gewettert und geflucht hat. Auch ihre Werke sind offenkundig. Ihr Fasten und Almosengeben, ihre Seelenmessen und Seelbäder, ihre Siechhäuser und frommen Stiftungen sind ruchbar und gerühmt auf allen Gassen. Aber sie werden nicht nach ihren Werken, sondern nach ihren Herzen gerichtet und im Feuerofen Gottes geläutert. Da wird viel Glanz und Glimmer als Schlacken und Katzengold sich erweisen und gleich wie Stroh und Spreu verbrennen. Ich und kein Mensch kann und darf richten und scheiden. Aber Gott wird die Heuchellarve von jedem frömmelnden Antlitz und den modrig morschen Purpurmantel der Selbstgerechtigkeit von den steifnackigen Schultern reißen, daß sie in ihrer Blöße und Nacktheit dastehen und mit den Zähnen klappern und heulen.

„Zum dritten und letzten die wahrhaft Heiligen! Eia, wie wundersam! Das sind die armen Sünder, von denen jeder der größte sich dünkt, die stillen und demütigen Kinder der großen Sehnsucht, welche schlechterdinge nichts haben, nicht Frommheit noch Gerechtigkeit, noch gute Werke, die nichts suchen und wollen und wünschen, als Gott allein. Das sind die mutigen und wahrhaften Helden der Welt, die gedrängt und verfolgt und geängstigt werden und alle Zeit ihres Lebens sich leiden und streiten. Diese Heiligen sind die klugen Kinder des Lichts, die um kurze, flüchtige Zeit ewige Ewigkeit kaufen und eintauschen. Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von jedem Streit."

Über allen Häuptern, aufgerichtet wie ein Riese, stand der Redner, und der bescheidene, blöde Vikar schien ein geistesmächtiger Mann geworden.

In etlichen Wimpern perlten die Tränen der Rührung, aber viele hatten Augen des Unwillens und Hasses auf den Prediger gerichtet.

Des werkfrommen Stifters der Maria-Magdalenen-Kapelle war mit keiner Silbe erwähnt worden.

Theodorus Rufus lauerte auf jeden Satz und raunte am Schlusse verbissen seinem Herrn Vetter zu: „Schläulich hat er eine abgestandene Satzung des Rungholter Kirchenspiegels hervorgesucht, damit wir keine Ursache finden, ihn anzutasten."

Kalt und abweisend erwiderte der Domherr: „Fühlt Ihr Euch getroffen, Konfrater? Er hat rein nach der Regula der Schrift gepredigt."

Vor der Tür standen die von Rungholt herübergekommenen Kirchgänger und murmelten: „Hm, hm, heute gab es starkes Bier in der Kirche." Der Ratmann Peters schüttelte unwillig den Kopf.

Ihn stieß der dicke Fleischermeister an und lachte aus der Tiefe seines Bauches: „Die Scheinheiligen, das sind die, so im Gestühle einen Silberpfennig zum Scheine aus dem Beutel ziehen und draußen einen Kupferblaffert heimlich in die Büchse stecken."

Peters stampfte erbost von dannen, und die meisten Zuhörer gingen unerbaut nach Hause.

Einige aber bewegten die Allerheiligenpredigt in ihrem Sinn, und eine Zuhörerin hielt sie von Anfang bis zu Ende noch einmal.

In der Scharfrichterwohnung saß Henneke, in Decken gehüllt, weil das Frösteln ihn nicht verließ, und sein Gesicht war eingesunken und grau wie welkes Gras geworden. Oda, die zuweilen ein ganz erstaunliches Gedächtnis bekundete, stand vor dem Vater und trug das Gehörte auswendig und beinahe wörtlich vor. Ihre Hände gestikulierten lebhaft, und ihre schwarzen Augen leuchteten wie eines rechten Redners, der seiner Sache froh ist.

Henneke aber wiederholte langsam das Wort: „Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von jedem Streit."

Das war tief und tröstlich und wurde Tag und Nacht von ihm durchsonnen.

Zehnter Abschnitt.

Die Mitternachthochzeit.

In der Nacht nach Allerheiligen lag der Vikar Paulinus in seiner Kammer und hatte sich gegen die Nachtkälte fest in die Wolldecke gewickelt. In Schweiß und Schrecken stöhnte der Schläfer, denn ihm träumte leibhaft, daß er von der Kanzel falle und mitten in die bösen, stechenden Augen hineinstürze.

Doch nicht von dem Angsttraume, sondern von dem Rütteln einer kräftigen Hand erwachte er — über seinem Lager stand eine dunkle, riesige Gestalt.

Der weder ein schlecht Gewissen, noch gut Gold oder Silber hatte, fragte sehr ruhig: „Wer bist du?"

„Du sollst nicht schreien noch dich fürchten", kam's schwichtigend zurück.

Paulinus erkannte die Stimme. „Kurt Widerich, ich fürchte mich nur vor Gott."

Die schwarze Gestalt beugte sich herab und flüsterte: „Es war ein arger Schelmenstreich, den ich dir spielte, doch hast du ohne Schaden für deine Gesundheit den kleinen Schlaftrunk verdaut. Das bittere Muß hat kein Gewissen und ist immer Notwehr. Ich mußte leben ... und du bist nicht daran gestorben. Oder willst du Rache nehmen und meine Häscher rufen?" Durch das Nachtdunkel blitzte ein lauernder Blick.

„Die Rache ist nicht des Menschen, und wäre sie mein, würde ich sie nicht nehmen; . . . ich bitte dich, eile von hinnen, bevor sie dich erhaschen!" Das war die Antwort.

Kurt faßte Paulini Hand, von einer wahren Regung ergriffen. Aber er machte sich hart und sagte schroff: „Absolviere mich von der Sünde, die ich tun will! Ich muß ein zweites Schelmenstück begehen und deine Gelindigkeit mißbrauchen. Mit meinen Mannen und mit Isa, meiner Braut, bin ich nach Rungholt gekommen, um fröhliche Hochzeit zu machen. Wir wollen nicht wider Gottes Gebot in Unehe leben . . . darum sollst du vor dem Altare den Segen sprechen."

Paulinus erhob sich vom Lager und sagte standhaft: „Ich tue es nicht, dieweil die Ehe ein Sakrament und es wider die Kirchensatzung ist, ohne Aufgebot die Trauung zu vollziehen."

„Aber du mußt!" Der Räuber schlug an sein Schwert.

„Trotz der Menschen, die nur den Leib töten können, tue ich es nicht." Der Vikar ließ sich nicht schüchtern noch schrecken.

Kurts Stimme schlug andere Saiten an und redete schmerzhaft: „Isa ist ein Mägdelein und war mir nahe und doch so fern in diesen Tagen und Nächten. Wie lange werden wir den Kampf bestehen? Wird sie nicht mein Weib vor Gott, so wird sie es nach dem unzwingbaren Gesetz des Menschengefühls . . . aber ihr unschuldiges Herz wird daran verbluten und brechen . . . und in mir wird der letzte Rest des Guten zugrunde gegangen sein. Bist du ein Priester Gottes, so bewahre mich vor dem Greuel des Seelenmords!"

Der Vikar hatte sich angekleidet, und von neuer Erkenntnis der Liebe waren seine Züge erleuchtet, als er kurz sagte: „Höher als der Buchstabe ist der Geist . . . ich muß wohl, um dem Greuel zu wehren, deines und ihres Gewissens wegen die Kirchenordnung übertreten. Laßt uns gehen und kein Geräusch machen!"

Der andere stutzte plötzlich. „Mein lieber Paulinus . . . sie werden dich verklagen und vor geistliches Gericht stellen."

„Ich werde nicht von einem menschlichen, sondern nur vom Tage Gottes geurteilt."

Entschlossen warf er das Pluviale um.

Kurt aber faßte seinen Arm und fragte nachdenklich: „Aus meiner Jugendlehre klingt mir nur noch etwas in die Ohren, und ich meine gehört zu haben . . . ein Sakrament sei und bleibe, auch wenn es von einer schlechten und schmutzigen Priesterhand gereicht werde, dennoch ein Sakrament . . . ?"

„Ja, ob auch ich unwürdig bin, verbleibt es ein vollgültiges Heiligtum Gottes und verliert kein Fünklein von seiner Kraft."

In Kurts Mundwinkeln spukte ein Teufelsschalk. „Ei, ei, dann ist mir leichtlich geholfen . . . liebwerter Paulinus, gehe ruhig schlafen! Mein Leibpriester Theodorus soll mich im Schein aller Altarkerzen und im vollen Prunk der Priesterstola trauen. Lebe wohl und grüße mir des Scharf-

richters Tochter! Ich aber weissage dir: Sie werden dich treten und drücken und zangen und zwicken und zuletzt in den Turm werfen, weil die Pharaos und Pharisäer keinen wahrhaft Gerechten, der ihnen ein Ärgernis ist, in ihrer Mitte dulden. Darum fliehe mit Oda zu mir auf die freie Almende des Meeres! Ich will dir Herberge und Heim, Arbeit und Brot die Fülle geben."

Paulinus bekreuzte sich hinter der schwarzen, enteilenden Gestalt und erschauderte bis in die Knochen vor dem gotteslästerlichen Gedanken, den er hatte anhören müssen.

Der Räuber und seine Spießgesellen liefen um die Kirche und grinsten über den Markt. Warum?

Auf dem Steinpflaster vor Heikens Haus lagen sechs lang ausgestreckte Gestalten mit den Füßen in der Gosse und rührten kein Glied. In dem gefesselten Arm eines jeden ruhte der friedliche Morgenstern. Die sechs Kerle aber waren nicht mause-, sondern nur mundtot gemacht.

Katzengleich war die Bande über Rungholts Mauer geklettert, hatte ohne Rumor die Scharwächter einzeln überfallen, auch gute Weil' sich gelassen und alle nach dem Markte geschleppt, wo sie die Geknebelten dem Ratsherrn zu Spott und Hohn vor die Haustür legten.

Im Priesterhause erwachte die Hauswirtin und kreischte: „Mein Herr Theodorus!"

Der gab keine Antwort und war schon aus dem Bette gerissen. Gespensterfahl stand er im weißen Hemde vor vier blinkenden Schwertern.

Der lange Peter nahm die zappelnde Magd wie ein Bündel unter den Arm und warf sie neben die Hauswirtin. „So, nun hast du eine Bettgenossin und sollst fein stille sein. Sonst spielen wir Kille-kille, und ich kitzle dich, mein Schatz!" Er hielt ihr die Schwertspitze entgegen.

„Schlaf, schlaf! Ich bin die Amme und soll die Kinder hüten und will auch hübsch singen, wenn ihr artig seid."

Der lange Peter saß auf dem Bettrande, hielt die nackte Schwertklinge und sang:

„Bum — bum — beier!
De Prester mag ken Eier,
Watt mag he dann?
Speck in de Pann,
De Prester is en Lekkermann."

Die Frauen schlossen entsetzt die Augen, und ihr Atem ging wie ein Röcheln. Sie wollten vor Todesangst versterben und starben nicht.

Dem Priester, dessen Hände nichts halten konnten, tat Kurt schnelle und geschickte Kammerdienste. Die Alba und die goldglänzende Stola wurden ihm übergeworfen.

„Wollt Ihr mich nun um—bringen und er—morden?" stotterte der Verzweifelte, dessen Glieder wie Espenlaub im Sturmwind flogen.

„Nein, ich bin der Seekönig des Westmeeres und will dich zu meinem

Hofpriester machen. Heute nacht sollst du meine verlobte Braut und mich vor dem Altare der Domkirche trauen, mit Rauchfaß und Lichtern, mit Ring und Brautkranz und allen kirchlichen Ehren. Auch befehle ich dir, eine rechte Traupredigt zu halten, nicht von den schlechten zu einem Schilling das Stück, mit denen die Armen abgespeist werden, sondern eine von den fürtrefflichen, welche die Reichen und Ratsherrn mit acht Schillingen bar im voraus bezahlen."

Marcellus schmunzelte: „Konfrater im Herrn! Über welches Wort gedenkt Ihr zu reden?"

Theodorus rang die Schlotterhände und wimmerte zum Erbarmen: „Va—ter, Vater, ver—gib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun ..." Der Kloß saß ihm im dicken Halse knittelfest.

Kurt faßte und zupfte ihn höhnend am roten Barte. „Nicht über den Text, du Belialspriester, sondern über das Wort sollst du predigen: Singet dem Herrn, der des Armen Leben aus den Händen der Boshaftigen errettet! Ich aber will von dem Spruche: Brand um Brand, Wunde um Wunde, Beule um Beule! den Rungholtern eine verständliche Predigt machen."

Vier grobe Fäuste griffen dem Schwankenden unter die Arme und geleiteten ihn nach der Domkirche. Im hohen Chore, im Schein aller Kerzen stand ein Traugefolge von verwegenen Galgengesichtern.

Marcellus verdrehte die Augen und schwenkte das Rauchfaß.

Kurt führte Isa, die lilienweiß wie ihr Gewand war, die Stufen hinauf, mit dem Arm sie stützend.

Das rote, gesunde Gesicht des Theodorus, den sie gegen den Altar gelehnt hatten, war grau wie ein Aschermittwoch. Er drückte an dem Kloße im Halse: „Öh, öh, öh!"

„Konfrater, nehmt einen Schluck aus dem Kelche zur Stärkung, sonst kriegt Ihr den Schlagfluß", raunte der Mesner Marcellus und ließ zur Belebung den Weihrauch vor der Nase ihm spielen.

Aber der Bräutigam befahl: „Wird's bald mit der Traupredigt!"

Theodorus stotterte mit blecherner Stimme: „Sin—get ... sin—get ... sin—get ..."

„Heraus mit dem Singsang! Singet dem Herrn, der des Armen Leben aus den Händen der Boshaftigen errettet!"

Der gefolterte Priester schluchzte und schniefte: „Ich kann nicht ... ich habe nie ex tempore geredet."

„Herr, soll ich eine feine Predigt halten?" fragte Marcellus und setzte das Rauchfaß hin.

„Halt 's Maul! Du aber, Priester, mach's kurz und plappere den auswendig gelernten Sermon des Sakraments herunter!"

Der gegen den Altar Gelehnte räusperte sich und redete und stockte und raspelte die Formel ab.

Die Fragen waren gestellt und beantwortet. Eine fette Hand, die den Zitterkrampf eines Greises hatte, segnete die Häupter und schloß den Bund.

Rite und in aller Form Rechtens war die Ehe geschlossen.

Da kam der Schluß der Nachttrauung. Ein dumpfer Fall erdröhnte. Theodorus stürzte ohnmächtig vor dem Altare nieder, als habe ihn die furchtbare Aufregung und Angst erschlagen.

Sie ließen den Wanst liegen und löschten alle Lichter aus.

Der König der Westsee verschwand mit seiner Bande spurlos auf dem pfadlosen Meere, und keine Verfolger waren hinter ihm.

Als der Priester erwachte und mit gesträubtem Haar durch die Finsternis tappte und durch die Nacht taumelte, war sein Mund vor Entsetzen verschlossen — er konnte nicht schreien.

Ihm war ein kleiner Trost, daß seine liebe und getreue Hauswirtin unversehrt aus dem Bette sprang. Nachdem sie sich bekleidet, saß er — noch immer in der goldglänzenden Stola — mit ihr und der Magd hinter verriegelten Türen. Sie hielten den Atem an und horchten, ob nicht die Räuber von neuem kämen.

Erst am hellen Morgen schrien sie mit Kreischen und Gellen die Nachbarn wach. Die sechs reglosen Gestalten, die als Wächter der Nacht in der Gosse des Ratsherrn lagen, wurden von ihren Fesseln befreit, aber zur Strafe auf sechs Tage in den ehrlichen Bürgergehorsam eingesperrt.

Durch ganz Rungholt ging ein Zorngeschrei von dem unerhörten, schandbaren und frechen Überfall des verruchten Räubers. Die Schmiede liefen von der Esse, die Schuster vom Leisten, die Schreiberknechte rannten mit dem Gänsekiel hinter dem Ohre auf dem Markte herum, und das Mundwerk der Weiber am Brunnen ging wie Räder der Wassermühlen.

Im Tinghause versammelte sich der ganze Rat, ohne vom Boten zur Sitzung gerufen zu sein. Viele kamen im Werkeltagskleid, und der Zunftmeister der Schneider war nur notdürftig gewaschen und strichweise gewischt. Sogar Herr Heikens hatte in der Aufregung vergessen, die goldne Amtskette um den Hals zu hängen.

Die Ratmannen redeten, ohne daß der Vorsitzende das Wort erteilen konnte, in Zorn und Gezeter durcheinander.

„Wir können hinter unsren Mauern und in unsren Betten nicht mehr sicher schlafen."

„O scelus infernale!" Das war des Domherrn Stimme.

„Das frechste und freventlichste von allen Verbrechen ist im ehrbaren Rungholt zu nachtschlafender Zeit begangen ..."

„Wozu der Verhandlungen langes Geschwätz?" brummte Peters.

Und der Schmied brüllte: „Flugs das Urteil, das Urteil! Er soll mit allen Graden der Folter gemartert ..."

„Gerädert ..."

„Gevierteilt ..."

„Und auf den Galgen geflochten werden."

Der Herr des Rates winkte Ruhe und verkündete den Blutbann: „Mit allen und einer Stimme ist beschlossen worden, den Räuber in Acht

und Achtung zu tun. Ich nehme dich, Kurt Widerich, aus Recht und Frieden und Freiheit und mache dich acht- und ehrlos, recht- und friedlos, und verfeme deinen Leib dem Rade und deinen Hals dem Schwerte und deinen Leichnam den Vögeln und befehle deine Seele Gott im Himmel, wofern er sie nehmen will, und — ich — mache — dein Weib zur Witwe und deine Kinder zu Waisen." Gegen den Schluß hin brach die Donnerstimme dumpf ab.

„Das Urteil!" brüllte der Schmied.

Heikens erhob sich und fällte den Spruch. „Der Stab ist gebrochen im Namen Gottes und der Gerechtigkeit. Der vorbenannte Missetäter soll mit dem Rade gerädert, von Rossen zerrissen und von Henkershänden auf den Galgen geflochten werden, bis sein Fleisch verfault."

Der rote Theodorus, der eine weißliche Nase und eine matte Sprache hatte, bat um Gehör. „Mich will bedünken, daß wir den Balg verkaufen, ehe wir den Fuchs gefangen. Nach meinem bescheidenen Ermessen muß aus dem Säckel der Stadt ein hoher Preis auf den Kopf des Räubers gesetzt werden."

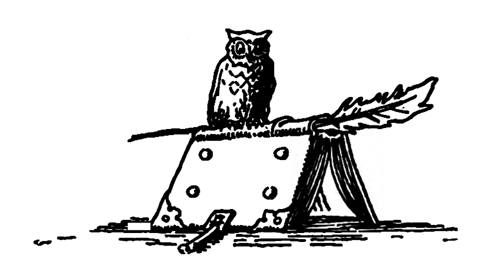
„Hört, hört! Ja, ja, wir sind keine Nüremberger, die den Dieb hängen, ehe sie ihn haben."

Einmütig beschlossen die opferwilligen Stadtväter, einen Preis von 300 Silbermark in allen Städten der Westsee ausrufen zu lassen.

Auch heute hatte Fedder Heikens das letzte Wort. „Obgleich ich durch den Schandbuben am schwersten geschädigt worden bin, will ich dennoch aus meinem Vermögen 200 Mark dazu legen."

Alle drückten dankbar dem Ratsherrn die selbstlose, immer für das gemeine Stadtwohl sorgende Hand. — —

(Forsetzung folgt.)





Schillers Läuterung.

Von

J. Höffner.

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Die Lebensführungen unserer großen Dichter sind fast durchweg schwere gewesen. Wenn es uns gewöhnlichen Sterblichen schon nicht leicht gemacht ist, sich nur einigermaßen ritterlich durch dies Gedränge durchzuschlagen, so stellen sich dem Genie mit seinem so viel feurigeren Empfinden, mit seiner so viel höher gesteigerten Genuß- und Leidensfähigkeit und seiner stärkeren Neigung zur Überschätzung seiner selbst und Unterschätzung der „viel zu vielen" Hindernisse fast unüberwindlicher Art entgegen, wie das Leben nun einmal beschaffen ist. Sehr leicht wird die leise und vernehmliche Stimme des Gottes in der Brust übertönt von andern, wilden und verworrenen Lauten. Das schlichte Empfinden unseres Volkes verlangt aber von denen, die es lieben und bewundern will, vor allem eins: Kraft der Selbstüberwindung; wer ihm als Vorbild und Führer in seinen geistigen Kämpfen und Nöten dienen soll, der soll, was er im Gedicht verkündet, mit seinem Leben und Sterben bekräftigt haben. Wer Heldengedichte schreiben will, sagt Milton, muß aus seiner eigenen Existenz ein Heldengedicht machen. Das ist leichter in großen Verhältnissen, im Sturm und Drang gewaltiger Zeiten, als in des Lebens Enge. Keiner von denen, die mit Schiller um die Palme gerungen haben, wird seine einfache Gestalt hinwegstoßen von dem Platz im Herzen seiner Nation, solange in der Seele des Germanen der unzerstörbare Glaube an das Eine lebt, das von grauen Zeiten her das Erbteil unserer Rasse war: der Glaube an die Kraft der sittlichen Weltanschauung. Diese Kraft ist es, die uns entschädigt für alle Bevorzugung anderer Völker. Sie verjüngt und macht lebendig, sie hat unsere Einfachheit triumphieren lassen über die subtile Hochkultur romanischen Geistes, sie hat in inbrünstigem Erfassen in der Botschaft des Christentums ihre höchste Erfüllung gefunden, aus ihr gebiert sich unter Qualen, die besonders unserm

Land fast das Leben kosten, die Reformation, sie hat uns den stolzen Weg aufwärts geführt und hat uns nach den Zeiten der Sattheit und Überhebung auch wieder hinabgeleitet in die tiefen Gründe der Einkehr und der Buße, in denen ein Volk sich wieder auf sich selbst besinnt. Eine hohe Inkarnation dieser höchsten Kraft unseres Stammes hat der sichere Instinkt des Volkes in Friedrich Schiller gefunden, der als Programm seines Lebens — ein Jüngling noch — die strenge Forderung aufstellt: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichen Menschheit hinauf zu läutern, ist sein erstes, wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren" und ihr in unablässig mühevoller Arbeit an sich selbst gerecht geworden ist. „Lasset uns sein Beispiel lehren, wieviel der Mensch über sich vermag."

* *
*

In jedem lebt ein Bild des, das er werden soll, solang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll. Es gibt einen Hunger, der qualvoller nagt als sein roherer Bruder, es gibt einen Durst, der heißer brennt als der körperliche. Das ist es, was den grollenden Ruf der Massen so fürchterlich macht, was drohend hinter ihrem Begehr nach Brot und Spielen sein Haupt erhebt: der Schrei der in den Gliedern des vierten Standes latenten geistigen Begabung, die, unter dem Druck der Verhältnisse erstickend, nach Licht und Luft stöhnt. Und doch geht wie im großen Haushalt der Natur auch in der ewigen Werkstatt des Geistes nichts zugrunde. Das ist der göttliche Trost, der verheißungsvoll in die Nacht des Ärmsten hineinleuchtet, den die unerbittliche Gewalt eherner Gesetze festschmiedet an die Stätte seiner Fronarbeit, daß er für kommende Generationen leidet, durch die die „Natur, die unendliche, ihn dem All verknüpft", und in denen, was in ihm lebt, einst auferstehen wird.

Schillers Eltern dürfen als typische Repräsentanten dieser Kämpfenden gelten.

Beide Eltern haben ihren Kindern das Erbe heftiger und starker Leidenschaften mitgegeben. Beide waren Vollnaturen, die ihr energisches Temperament mühsam bändigten, die nicht mit der leicht gesättigten Zufriedenheit kleiner Charaktere in der Dumpfheit ihrer engen Verhältnisse ihr Genüge fanden, sondern deren endliche Gelassenheit das Resultat langer und schwerer Seelenkämpfe ist, in denen nur ein kindliches, vertrauensvolles Sich-anklammern an die Güte und Gerechtigkeit der „Vorsehung, die alles lenkt und herrlich hinausführt", sie aufrecht erhält und vor Verbitterung bewahrt. Ihr Leben ist ein unablässiges, ehrgeiziges Klimmen und Sichmühen; sie scheinen das charakteristische Beispiel jener kernhaften, unverbrauchten Unterschichten des Volkes, aus denen heraus seine physische und geistige Erneuerung erfolgt. Bei Schillers Vater haben wir vielleicht noch

mit einer dunklen Ahnung aus unerforschten Tiefen des Blutes zu rechnen, mit gewissen Herreninstinkten, die in der Jahrhunderte zurückliegenden Bedeutung seiner Familie wurzeln, von der er selbst wahrscheinlich nichts wußte. (Diese bezeichnenden Familienzüge finden sich in noch eindringlicherer Weise vereinigt in dem „Vetter", der bei Schiller Pate stand, sie treten bei allen Kindern hervor, am wenigsten bei der etwas hausbackenen Luise.) In beiden Eltern, bei dem Vater mehr als bei der Mutter, lebt endlich das Bewußtsein einer gewissen geistigen Überlegenheit, von Anlagen, die durch die Ungunst der Verhältnisse verkümmert sind, — wenn auch in späteren Jahren ein gerechtes Selbstgefühl auf die durch eigene Arbeit erreichten Erfolge, immer mit dem Gefühl demütigen Dankes verbunden, auftritt, — eine Resignation, die für sich selbst nichts mehr begehrt, aber sehnsuchtsvoll an das Herz Gottes klopft: Lege unsern Kindern zu, was du uns nicht geben konntest!

Es ist etwas Alttestamentliches in diesen Gestalten, wenn man die Kleinlichkeiten ihrer Zeit und ihrer besonderen Verhältnisse abzieht, wenn man sich nicht an den Hauptmann Schiller mit der lächerlichen Uniform und der wohldressierten Frisur, sondern an die Seele des Mannes hält. Es weht uns etwas entgegen vom Geist des gewaltigen Cromwell, von der einfachen Größe der Männer, die mit Gott gerungen haben und deren Speise das Mark und Bein durchdringende Wort des Herrn war. Im Lärm der Schlachten, unter dem Schmerzensgeschrei der Verwundeten hat er die menschliche Ohnmacht erkannt und ist demütig geworden vor seinem Gott. Diesem Mann wird ein Sohn geboren, eine Verkörperung seiner Sehnsucht, seiner Hoffnungen, für den sein einfaltsvoller Glaube auf den Knien liegt: Herr, gib ihm, was du mir nicht geben konntest! Nichts für mich, alles für ihn!

Die Verhältnisse gestalten sich anders, als er denkt: er fügt sich. Sein Kind wird ihm entfremdet, Züge, die seinen einfachen Verstand verwirren, treten in der Entwicklung auf, und mehr geängstigt als erfreut sieht er in dem Sohn den Genius sich regen, dessen Natur er in seiner Bescheidenheit nicht zu erkennen vermag und dessen wildes, erstes Ungestüm er aufs heftigste mißbilligen muß. Er sieht — immer von seinem Standpunkt aus — den Sohn, des schuldigen Dankes vergessend, seiner Pflicht sich entziehen und erblickt ihn endlich in den mißlichsten Lagen, in die er durch eigene Schuld sich gebracht.

Es ist nun mit das menschlich Schönste, was man lesen kann, wie dieser einfache Mann, der wohl einsieht, wie weit der Sohn über ihn hinausgewachsen ist, trotz aller angstvollen Besorgnis um sein Kind, sich doch keinerlei Beeinflussung seines Schicksals anmaßt, dagegen mit einer Art von gewaltigem, heiligem Ernst dahin arbeitet, den Sohn zum verlassenen Glauben zurückzuführen. Die Erfüllung seiner Gebete bleibt nicht aus. Dankbar und beschämt erkennt er in späteren Tagen mit „Tränen des Dankes gegen Gott", „wieviel mußte der liebe Fritz leiden, sich öfters in dem härtesten

Druck befinden, durch wieviel Umwege hat Gott all dieses an ihm und an uns getan! . . . Ich muß jetzt zu meiner Demütigung bekennen, daß ich für meinen Sohn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt habe, und das vornehmlich deswegen, weil ich ihn zu Erreichung seiner über meinen Horizont hinausgegangenen Absichten nie unterstützen konnte. Inzwischen mag er selbst jetzt die Frage beantworten, ob, wenn er alles vollauf gehabt, sein Fleiß nicht würde nachgelassen haben, anstatt daß er ihn im andern Fall verdoppeln mußte? Es ist wahrlich kein Ungefähr, das die Dinge in der Welt regiert, denn aus den Folgen erkennen wir eine weise Leitung eines verborgenen höheren Wesens." — Wir verweilen bei diesem Gegenstand so besonders lange, um mit dem erforderlichen Nachdruck auf die Wurzeln von Schillers Kraft hinweisen zu können. Die tiefe, echte Religiosität, die, wenn sie auch zeitweilig hinter den Einflüssen der Philosophie und der Antike zurückzutreten scheint, Schillers ganzes Sein und Wesen lebendig durchdringt, die deutsche Redlichkeit und Reinheit des Willens, die hochgespannte, konzentrierte Begeisterung, „den guten Kampf zu kämpfen", die Selbstverleugnung und Selbstentäußerung um der Idee willen, kurz alles, worauf die ungeheure und noch nicht auszumessende Bedeutung Schillers basiert, sind das Erbe und der „sehr große Lohn" jenes einfachen schwäbischen Feldschers.

* * *

Schiller „hatte früh das strenge Wort gelesen". Die Natur hatte bei seiner Bildung den hohen Geist in eine unzureichende und gebrechliche Hülle gepreßt. Sie ist ihm überhaupt nie die gütige Mutter gewesen, nie hat sie ihn wie ihren Liebling Goethe, den „Götterjüngling", zärtlich am Busen gehalten; sie hat sich ihm frühe in ihrer wahren Gestalt gezeigt: die furchtbare, mitleidslose Schöpferin, die ein Geschöpf in Qualen zugrunde gehen läßt, damit das andere lebe, die schöne Bestie, in deren Bezirk wir hineingestellt sind, und die uns niemals ganz aus dem Bereich ihrer verderblichen Pranken läßt. Er hat ihren heißen Atem zeitlebens im Nacken gespürt.

Das ist wichtig für seine ganze Entwickelung. Ein junger Mensch, der das Bewußtsein eines starken, aber noch durch nichts Reales bewiesenen Wertes in sich trägt, dabei aber äußerlich durch eine in der unvorteilhaften Uniform fast groteske Häßlichkeit das Lächeln seiner Umgebung herausfordert, muß notwendigerweise eine viel größere innere Unausgeglichenheit aufweisen, als sie ohnehin eine Begleiterscheinung seines Alters ist. Nehmen wir dazu noch eine ungünstige soziale Stellung, die eine im besten altdeutschen Sinn hochgemute Natur unter das Joch einer beinahe kriecherischen Unterwürfigkeit vor einem allmächtigen, zwar wohlwollenden, aber mit sehr wahrnehmbaren Fehlern ausgestatteten Menschen drückt, verbunden mit der Lektüre unverdauter Rousseauscher Schriften und dem gewissen Zynismus, den das medizinische Studium in seinen Anfangsstadien bei den dazu Disponierten

erzeugt, so können wir uns die Entstehung der Räuber, in denen die guten und bösen Instinkte des Dichters als handelnde Personen maskiert sind, erklären und uns zugleich schwerer Bedenken für die Zukunft eines derart Veranlagten nicht erwehren. Die Kerkertür öffnet sich, die materielle Lage bleibt zwar so eng und eingeschränkt wie möglich, aber schon die begrenzte persönliche Freiheit wird Schiller verhängnisvoll. Viele der überschäumenden Produkte dieser Jahre sind zwar der verwilderten Phantasie auf Rechnung zu schreiben, aber selbst die pietätvolle Karoline v. Wolzogen deutet hin auf „Sinnentaumel, jugendlichen Leichtsinn und sittliche Torheiten", deren Einfluß sich auch unleugbar anderweit bemerkbar macht.

Der junge Schiller jener Zeit bietet das wenig anziehende Bild eines zwar höchst begabten, aber dünkelhaften, gelegentlich stark egoistischen, sinnlichen, wenig taktvollen, leichtsinnigen und leicht überspannten, kurz völlig ungebändigten Menschen, obwohl der unangekränkelte edle Kern zeitweilig durch alles Gestrüpp des überwuchernden Unkrautes hindurchblickt. Man muß daneben zu seiner Entschuldigung anführen, daß der ungeheure Erfolg der Räuber auch einem gefestigteren Charakter zu Kopf steigen konnte, daß wir bei fast allen genialen Deutschen eine solche Periode des Taumels beobachten können, sobald dem jugendlichen Herzen der Halt des bisherigen Glaubens genommen wird, und daß endlich die Reaktion nach der eisernen Zucht der Schule bei dieser Natur eine über das gewohnte Maß hinausgehende sein mußte.

Es hat daneben etwas Erschütterndes, zu sehen, wie vertrauend sich dieser mit starker Schöpferkraft begabte Geist dem kalten, fremden Leben in die Arme wirft, mit welcher Glut und Stärke einer ersten Liebe der brausende Frühlingssturm der Leidenschaft zur Dichtung über ihn kommt, und wie die übermannende Gewalt des ausbrechenden Genies den ganzen inneren und äußeren Menschen aus den Fugen reißt und wie in Fieberkrämpfen durcheinander schüttelt, ihn tief in den Staub der Erde drückt und ihn dann der Pein der mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes folgenden Depression überläßt. Der tiefe Pessimismus, den einzelne Gedichte der Jugendperiode atmen, spiegelt die entsetzliche Öde dieser Reuestunden wieder; wir erinnern auch an seine Gefühle auf der Sachsenhäuser Brücke zu Frankfurt.

Da streckt sich ihm die freundliche Hand entgegen, die dem durch die Macht der Verhältnisse (und nicht durch sie allein) dem Vaterhaus fremd Gewordenen das Bauerbacher Asyl öffnet. In der Einsamkeit, der Stille, der Einfachheit und Natürlichkeit des Landlebens beginnt sich das Verworrene zu glätten, laute, lärmende Stimmen schweigen und süß vertraute beginnen wie aus weiter Ferne zu rufen. Eine edle Frau versöhnt ihn wieder mit der Welt, „die ich mit der glühendsten Empfindung umfaßt hatte und am Ende fand, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte". Sie rüstet ihn wieder für das feindliche Leben aus; an sie richtet er von Mannheim aus das Bekenntnis:

„Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen

verbessert und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgestanden. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben", und ferner: „Wenn mir Gott meine Gesundheit schenkt, so will ich sie gewiß auf das Edelste anwenden und mit Weisheit erhalten." Allerdings muß er später gestehen, daß ihn zuweilen „eine Trunkenheit umnebeln" könne, aber, setzt er naiv hinzu, „sie wird gewiß bald verfliegen".

Der Strom des Lebens reißt ihn wieder mächtig in seine Wirbel, Krankheit und die graue Sorge erheben ihr Haupt, die faszinierende Gestalt Charlotte von Kalbs wird sichtbar, und wie prophetische Schatten huschen die Erscheinungen der Schwestern Lengefeld über die Bühne seines Lebens. Ein wehmütiges Heimwehgefühl nach der ländlichen Stille will nicht von ihm weichen; „war mein Aufenthalt in B. etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wieder kommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wanderung hängen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden? — Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft." —

Als der einzige Weg für ihn, sein „Herz von den tausend wilden Affekten zu reinigen, die mich ewig herumzerren", erscheint ihm der Hafen einer Ehe mit einem sympathischen Wesen; wir werden später sehen, wie richtig dieser Instinkt war. Aus diesen Prämissen heraus sind seine Anträge für die Wolzogen und die Schwan zu verstehen, die man mit sehr wenig Recht zu großen Passionen hat stempeln wollen. Der verderbliche Keim der wirklichen großen Leidenschaft, der einzigen, die ja sein ganzes Sein erfüllte, begann schon damals in seinem Blut zu kreisen.

Wir müssen bei Schiller die vielfachen Erhitzungen der jugendlichen Sinne für dies oder jenes anziehende Gesicht, und was damit zusammenhängt, wohl von jenen höheren Gefühlen unterscheiden, die er den geistigen und seelischen Eigenschaften anderer Frauen entgegengebracht hat. Nebenher gehen noch Reflexionen, die meist auf geringem tatsächlichen Untergrund das Problem einer nur auf gegenseitige Achtung ꝛc. gegründeten Vernunftehe behandeln.

Frau von Kalb ist eine Ausnahmeerscheinung, die schwerste Versuchung, die seinem ungehärteten Herzen entgegentrat und deren Überwindung erst ihn zu dem macht, was er geworden ist.

Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? mir graut, ich bekenn' es.
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht.

Und schon im Beginn des Mannheimer Verhältnisses zu Charlotte sendet ihm der große Wille, durch dessen „Hand die Fäden unsres Schicksals gehen", den Freund und treuen Berater entgegen, der ihm Halt geben wird.

Am 9. Mai (seinem späteren Todestage) 1784 lernte S. die junge Frau v. Kalb kennen, die mit ihrem in Landau garnisonierenden Gatten

auf einige Tage nach Mannheim kam. Der gegenseitige Eindruck war bei beiden Teilen ein tiefer. Im Juni trifft der bekannte erste Brief Körners Schiller „in einer der traurigsten Stimmungen seines Lebens, worüber er in Briefen kein Licht geben kann“. „Sorgen, unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken ihm in diesem Augenblick noch Wunden schlägt,“ halten ihn sieben Monate davon ab, seiner durch den Brief vom 7. Juli an Frau v. Wolzogen so deutlich bezeugten Freude über das Leipziger Schreiben Ausdruck zu geben. Diese sieben Monate umfassen die Epoche seines Lebens, die unter dem Zeichen der Frau v. Kalb steht.

Sie kehrt Ende Juli nach Mannheim zurück, um dort ihre Niederkunft abzuwarten, die Anfang September erfolgt. Nach ihrer Genesung knüpfen sich die Beziehungen zwischen ihr und Schiller immer enger. Frau v. Kalb ist der Typus der modernen unverstandenen Frau. Schön, elegant, mit der Charme der großen Welt und dem Übergewicht, das ihr die höhere Kultur ihrer Erziehung dem noch ziemlich ungeleckten Dichter, dessen Toilettemängel die Schauspielerinnen bespötteln, gegenüber verleiht, war sie schon durch ihre äußeren Mittel geeignet, auch ein weniger leicht entzündliches Herz in Flammen zu setzen. In dieser chiken Schönheit lebt ein durch puritanisch fromme Erziehung und schwere Lebenserfahrungen in Zaum gehaltener glühend leidenschaftlicher und die charakteristischen Merkzeichen des Dichterischen tragender Geist. Etwas Ahnendes, Geheimnisvolles, schweifende Phantasie und sehr wahrscheinlich hysterische Veranlagung werden ihr in ihrer Blüte zweifellos nur einen Reiz mehr gegeben haben.

Diese Frau, deren Sinne durch eine ohne Liebe geschlossene Ehe geweckt sind, deren Seele nach einer gleichgestimmten Seele dürstet, mit den Anlagen der blind drauflosgehenden Triebnatur (die wir aus ihrem späteren Verhältnis zu Jean Paul in ihrer ganzen Nacktheit erkennen), trifft auf diesen Geist und in dieser Situation. Bloße äußere Reize hätten in Schiller nach einiger Zeit den bekannten moralischen Katzenjammer hinterlassen: hier war mehr. Sein Zustand war schon äußerst desperat, und nun beginnt am Rande des Abgrunds der übermenschliche Kampf gegen dämonische Gewalten, gegen das Weib als Sünde schlechthin. Denn Sünde war für ihn das Verhältnis zu dieser durch heilige Bande gefesselten Frau. Palleske bemüht sich um die Mohrenwäsche Charlottes; es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie durch grobe oder feine Koketterie Schillers Leidenschaft bis zum äußersten getrieben hat; sie als wissende Frau verstand sehr wohl, um was es sich am letzten Ende handeln würde. Was Schiller für „Selbstbestimmtheit“ bei ihr hielt, war nur ihre größere gesellschaftliche Routine.

Aus den trauererfüllten Briefen des Vaters tönt uns der Widerhall von Schillers seelischen Leiden entgegen. Auf der einsamen, winterlichen Solitüde sitzen die Eltern in banger Sorge um ihr Kind; sie schoben sein Elend auf die freilich auch traurige äußere Lage. Das reine Bild der mütterlichen Freundin verblaßt in seiner Seele, das Wasser geht ihm bis an den Hals. Wenn in irgend einer Situation das „Nach mir die Sünd-

flut“ erklärlich gewesen wäre, so in dieser. Es ist die Zeit in Schillers Leben, in der es tatsächlich um Sein oder Nichtsein geht.

Das sind die Zeiten im Leben, in denen alle Kräfte zum Guten, die in der Seele schlummern, zum Entscheidungskampf sich erheben, wo das letzte Aufgebot aller sittlichen und religiösen Eindrücke von den Tagen der Kindheit an dem ringenden Herzen zu Hilfe eilt. In diesen kritischen Tagen findet auch der feste, schlichte Glaube des Vaters den Weg zu des Sohnes Ohr. „Ach Gott, behalte meinem Sohn diese schwere Sünde nicht,“ schreibt er auf einen verzweifelten Brief Friedrichs, „hätte Er nur einen Funken Christentum, so würde Er sich in alle Wege der Vorsehung leichtlich finden können, aber daran fehlt es, und da muß Gott, Seine Seele zu retten, Ihn vorher tief herunterfallen lassen, daß Er weder bei sich selbst noch bei andern Hilfe finden kann. . . . Der Mensch wird wahrlich nicht immer, was die Umstände wollen, sonst wäre er ganz Maschine. Mein lieber Sohn, Er hat noch nie recht mit sich selber gerungen.“ . . . Zwischen die blasphemischen Ausbrüche einer rasenden Leidenschaft:

> „Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren,
> Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht!
> . . . .
> Getrennt von Dir, warum bin ich geworden?
> Weil Du bist, schuf mich Gott!
> Er widerrufe oder lerne Geister morden
> Und flüchte mich vor seines Wurmes Spott!“

klingen die ernsten Worte: „Gott selbst hat nach seiner Weisheit und Güte zu Seiner Selbsterkenntnis keinen andern Weg wählen können, als Ihn in den äußersten Druck kommen zu lassen, Ihn fühlen zu lassen, daß all unser eigenes Wissen und Können, all unsre Hoffnung auf Menschen meist eitel, töricht und vergeblich ist, und daß er es ist, der allein Hilfe schafft allen denen, die ihn mit Ernst und Geduld darum bitten. Aber wehe dem, der keinen Gott hat, zu dem er in der Not fliehen kann!“

Die Tage sind dunkel und von der düstern Glut des wütenden Verlangens durchzuckt; „nein“, ruft der Dichter aus, „länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht. Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen, so fordre, Tugend, dieses Opfer nicht! Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen, mich selbst zu bändigen — hier ist dein Kranz! Er sei auf ewig mir verloren! Nimm ihn zurück! und — laß mich sündigen!“ Das Verhängnis scheint unaufhaltsam. Da — in „der Wehmut eines einsamen Abends“ — erinnert er sich an seine Schuld Körner gegenüber und wirft sich dem neuen Freund bedingungslos ans Herz. Sein Selbstbekenntnis, daß er „große Dinge im Herzen getragen und kleine getan habe, und daß er so wenig sei, was er so gern sein möchte“, zeigt, daß seine Füße auf den rechten Weg gerichtet sind. Es „geht eine Revolution in ihm vor . . . die Epoche in seinem Leben macht.“ Nun bricht er unaufhaltsam los: „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben.

In einer unnennbaren Bedrängnis des Herzens schreibe ich Ihnen, meine besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß, aus der Welt zu gehen ... Ich habe keine Seele hier, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situation. ... Werden Sie mich wohl aufnehmen?"

Er hat überwunden, in diesem Fall war Flucht die beste Tapferkeit.

Es ist vorbei. Ein reines Feuer hat mein Wesen
Geläutert ... endlich seh' ich's ein,
Es gibt ein höher, wünschenswerter Gut,
Als dich besitzen.

Die tränendurchbebte „Resignation" gibt Zeugnis von dem Ernst seines Kampfes. Sein Entschluß besteht fest bei der Trennung von der geliebten Frau, wobei es zu einem leidenschaftlichen Auftritt kam; der Bann ist gebrochen, ein neues Leben tut sich vor ihm auf, in einem Brief vom 30. März 1785 gibt der Vater mit Freudentränen seinem Dank gegen Gott Ausdruck, „daß er unser armes Gebet für Ihn um Regierung seines guten Geistes nicht verworfen hat" und „daß aus Finsternis Licht und Hilfe, die einem Wunder gleich siehet", erschienen sei und aus der Wonne der Reaktion nach so langem und qualvollem Druck entspringt dann zu Gohlis im Freundeskreise jener jubelnde Aufschrei eines Erlösten, der dithyrambisch jauchzende Ausbruch des Überwinders, der trotz allen verstiegenen Pathos noch heut wie griechisches Feuer in junge Herzen fällt:

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

Duldet mutig, Millionen,
Duldet für die beßre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen!

Mit „Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft", sieht Schiller rückwärts in die Vergangenheit. „Ich fühle die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch Erziehung und Schicksal, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet", und in einem „herkulischen Gelübde" gelobt er sich, den „edlen Wettlauf zum höchsten Ziele" von vorn anzufangen. Wir wissen, wie er dies Gelübde gehalten hat.

Anfangs muß er wohl klagen: „Jede Kokette kann mich fesseln und beunruhigen"; er traut sich auch in bezug auf die Kalb zuviel zu und hält ein reines geistiges Verhältnis für möglich, als er zwei Jahre später nach Weimar geht. Die krankhafte Leidenschaftlichkeit ihres Wesens belehrt ihn bald eines Besseren und sofort beginnen in richtigem Instinkt der Gefahr



Schiller
Nach einer Zeichnung von Ferdinand Jagemann

die Versuche zu einer Rettung durch eine „vernünftige Verbindung“ mit Wielands Tochter u. a. m. Der geisterfüllten edlen Weiblichkeit der Schwestern Lengefeld gelingt es endlich, das schon verzerrte Bild Charlottens in seinem Herzen zu verdunkeln. und die kluge, taktvolle Güte Karolinens lenkt ihn unmerklich der Schwester zu, in der er, der bisher als „isolierter, fremder Mensch in der Natur umhergeirrt ist“ und „nichts als Eigentum besessen hat“, die Ruhe, den Frieden, das Glück findet, dessen ewige Basis in den reinen Freuden des Hauses bereitet liegt. In dieser Hinsicht ist er im Hafen.

* * *

Schon warten neue Prüfungen. Nicht nur durch sündige Liebe, auch durch Haß beleidigt Maria Stuart das höchste Gut. Er ist nach Weimar gekommen, sich an den dortigen „Riesen“ zu messen. Seine Bekanntschaft mit Herder und Wieland „verbessert seine Meinung von sich selbst“. Aber in seiner Seele lebt etwas anderes. Nicht ohne Rührung lesen wir von den Empfindungen, die der Gedanke an Goethe in ihm auslöst.

„Göttergleich“, im Glanz höchster menschlicher Ehren war der zehn Jahre ältere zuerst dem Jüngling entgegengetreten, der in seines Nichts durchbohrendem Gefühl, ein armseliger Schüler, vor ihm steht, und knirschend unterm Druck seiner erniedrigenden Lage dem fürstlichen Wohltäter, neben dem jener fast gleichberechtigt erscheint, mit bedientenhafter Huldigung die Rockschöße zu küssen hat. Und doch trägt er das Bewußtsein „anch' io sono pittore“ (auch ich bin Maler) untrüglich in sich. Sollte es ein Zufall sein, daß die tiefe Verzweiflung an sich selbst, die wir oben erwähnten, und die so stark war, daß Schiller noch nach Jahren mit Schauder davon sprach, gerade bei einem Besuch in Frankfurt sich ihm aufdrängt, der Stadt, in der der bloße Name ihn an den erinnert, der vom Glücke leicht getragen, im vollen Glanz dichterischen Ruhms, als Genosse von Fürsten seinen Weg zieht, während er selbst, stöhnend und schwitzend unterm Druck des Lebens, ein armer Lastträger, im Staube der Landstraße keucht? Sein edler Geist kämpft mutig gegen Verbitterung: nicht diesen großen Menschen zu hassen, ihn zu lieben will er da sein; kein Schriftsteller hat unablässiger mit der Materie gerungen, kein Bildner hat sehnsüchtiger den Marmor zu beseelen gestrebt, als er sich müht, die Tiefen von Goethes Wesen zu ergründen und den mächtigen Geist in all seinen Schwingungen zu verstehen. Nur aus jahrelanger, inniger Vertiefung, verbunden mit der natürlichen Intuition des kongenialen Geistes, konnte der berühmte Brief, diese edelste Analyse Goethes, geboren werden.

Er kommt an den Ort von Goethes Wirken, er ermißt erst jetzt ganz den vollen Gegensatz der äußeren Lage. Sehnsüchtig erwartet er den Moment, der ihn mit ihm selbst zusammenbringen wird. Der Augenblick erscheint und bringt die bitterste Enttäuschung. Goethe behandelt ihn in der bekannten Weise. Wie er selbst erzählt, hatten einige Sätze aus „Anmut und Würde“, die er gegen sich gerichtet glaubte, ihm sehr mißfallen.

Schiller, der diesen Grund nicht ahnen konnte, gibt die Hoffnung auf eine nähere Verständigung nicht auf. In dieser Zeit wird er auf eine harte Probe gestellt. Er rezensiert den Egmont. Für eine weniger adlige Natur lag nun die Versuchung sehr nahe, nicht durch unwürdige Schmeichelei, aber durch uneingeschränkte Bewunderung diese Persönlichkeit, die ihn so stark und mächtig anzog, für sich zu gewinnen. Er gehorcht seinem Gewissen. Nicht unbescheiden und anmaßlich, aber in gemessener Haltung, hebt er, was ihm als Schwäche erscheint, hervor und betont geziemend das Gute. Wir legen Wert auf sein Verhalten in dieser Beziehung, weil man Schiller sehr oft das als schlaue Berechnung ausgelegt hat, was Schwäche des Herzens war.

Aus seiner Güte ist manches zu freundliche Wort hervorgegangen, aus dem Wunsch heraus, in andern wohltuende Empfindungen zu erwecken, sind Briefe entstanden, die man dem routinierten Geschäftsgeist hat zuschreiben wollen. Hier, wo es sich um etwas handelt, was ihm unberechenbaren Vorteil verschaffen konnte, bändigt er den raschen Impuls und vergibt nichts seiner Würde und nichts der Würde des Gegners. Goethes Verdruß über die Sache beweist eine kurze Bemerkung von ätzender Schärfe, die darauf hinausläuft, daß Schiller von der Poesie überhaupt nichts verstünde.

Man braucht nicht gleich mit Herman Grimm anzunehmen, daß er den unbequemen Autor durch die Berufung nach Jena hat kaltstellen wollen, aber der Grund, ihn aus den Augen zu haben, hat sicher dabei mitgewirkt. Schiller wartet währenddessen auf eine Gelegenheit, wo er Goethe nicht nur „beobachten, sondern auch etwas für sich aus ihm nehmen kann“. Als sie sich endlich bietet, findet er den wohltemperierten Vorgesetzten, der ihn mit einem gewissen amtlichen Wohlwollen über seine Professurbedenken zu trösten geruht. Allmählich wird auch seinem harmlosen Gemüt die schneidende Kränkung klar, die in Goethes Nichtachtung liegt. Was hat der, „dessen Geist er von ganzem Herzen lieben muß,“ „an dessen Urteil ihm überaus viel liegt,“ gegen ihn? — —

Er denkt über sich selbst nach, er erkennt seinen Mangel an Bildung und Kunsterfahrung, er studiert von neuem Goethes Schriften und macht sich demütig die hohe Überlegenheit des Goetheschen Genius klar: er läßt nicht ab, zu hoffen. Goethe fährt fort, ihn zu ignorieren.

Endlich unterliegt auch dieser redliche Wille der unverdienten Härte der Behandlung und macht sich in wohlbekannten, herben Worten Luft. Vereinsamung, Mangel, „des Mächt'gen Druck, des Stolzen Kränkungen, Beamtenübermut und Mißhandlung“, die nicht Unwert, sondern der, den er so gern lieben möchte, seinem schweigenden Verdienst erweist, all die tausend Stöße, die, wie Hamlet sagt, des Fleisches Erbteil, lassen ihn unwillig sich aufbäumen gegen das harte Geschick, das den einen im Schoß des Glückes hegt und hätschelt und den andern kämpfen läßt bis aufs äußerste. Dann findet er auch jetzt sich selbst wieder. Keine unedle Bitterkeit, nichts Gemeines bleibt in ihm, seine Seele hat sich ein Vermögen er-

stritten, „sich keusch zu bewahren, allen fremden Stoff auszuwerfen und über jede unheilige Berührung zu siegen." Der Stolz des Herzens besiegt die mit Füßen getretene Liebe, ohne sie umzubringen.

„Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne."

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die bekannten Umstände, durch welche nach Jahren eine Annäherung sich anbahnt, hier wiederzugeben. Ob der Anblick des von Leiden verheerten edlen Gesichts, „das dem des Gekreuzigten glich", Goethe gerührt hat? Ob die stolze geistige und gesellschaftliche Vereinsamung, in die sein Verhältnis zur Vulpius und sein eigener Wille ihn gebracht hatte, ihn empfänglicher gestimmt hat für den Geist von seinem Geist, dessen Hauch er in Schiller spüren konnte? Genug, jener einzige Brief, dessen wir schon gedachten, fällt in eine geeignete Stunde und zeigt ihm, daß auch diesmal das Gute nahe liegt, daß in ganz Deutschland, in der ganzen Welt vielleicht niemand ist, der ihn so tief versteht wie der seelisch mißhandelte Schiller.

Mit der edlen Beschämung einer hohen Natur, die zum Bewußtsein eines Unrechtes kommt, erkennt er nun den „redlichen und so seltenen Ernst" Schillers an, gesteht, von dieser Zeit an eine Epoche rechnen zu wollen, und trägt dem lange Verkannten seine Freundschaft an.

Eine weniger „grandiose" Seele als Schiller hätte jetzt unfehlbar ihren Vorteil wahrzunehmen gewußt. Die Bitterkeit der langen Entbehrung, die nagenden Schmerzen der Jahre währenden Enttäuschung hätten einen niedrigeren Sinn sicher zu manchen Menschlichkeiten dem Schuldner gegenüber veranlaßt. Nichts davon bei Schiller. So umsonst er seinerzeit von andern Güte, Liebe und Nachsicht empfangen hat, so umsonst spendete er jetzt aus seiner eigenen Fülle. Nur eine leise, gedankenvolle Wehmut, „wieviel von dem Wege noch übrig sein mag?" zieht durch sein Herz; dann ist alles vergeben und vergessen, ausgelöscht aus dem Schuldbuch des Daseins, und ohne die Klauseln und erbärmlichen Empfindlichkeiten der gemeinen Welt schlägt er in die Hand, die sich ihm bietet, ein.

Nichts vermag mehr seine Treue zu erschüttern. Welche neidlose Anerkennung von Goethes Genie, gegen das er sich mit zu weit getriebener Bescheidenheit als „poetischer Lump" vorkommt! Welche herzliche, bewundernde Freude an allem, was dem Freunde gelingt, der seinerseits noch im hohen Alter gerührt bedenkt, was ihm in dieser Zeit, „da er an der Welt müde zu werden begann," des Jüngeren „frisches Streben" geworden ist. Wenn Schiller mit schmerzender Brust in dem „von Bergen umschlossenen Kessel", „den der kalte Nebel drückt," mit angstvollem Eifer um seinen und der Seinen Unterhalt arbeitet, — kein noch so leiser Seitenblick auf den Freund, der in herrlicher Gesundheit, unberührt vom verzehrenden Atem

der Not auf den Besuch der Muse warten kann, die ihm die Unsterblichkeit in den Schoß wirft. Kein bitterer Vergleich, wenn er, dessen Geist nach griechischer Schönheit hungert und dürstet, froh sein muß, in elenden Abdrücken einen matten Schein des klassischen Ideals zu erhaschen, wenn er die ewigen Wunder einer gewaltigen Natur, die er so tief zu fühlen fähig war, aus dem leeren Stroh von Reisebeschreibungen mühsam zusammentragen muß, und der andere jahre- und monatelang ihren Geist zu dem seinen reden lassen kann, frei von der Enge äußerer Verhältnisse. Mit reiner und schöner Einfalt preist er neidlos das Los des Glücklichen, dem die Götter es schlafend geben, dem sie schon vor dem Kampf die Schläfe kränzen, und ruft sich selbst zu:

> Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
> Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk.
> Laß sie die Glückliche sein, du schaust sie, du bist der Beglückte!

Und wie er mit dem treuen Auge des Freundes Goethes Fehler erkennt, und sein selbstbereitetes häusliches Los schmerzlich beklagt, so weiß er sein gerechtes Selbstgefühl zu schonen und empfindet „Ekel" vor Veranstaltungen, die ihn auf Kosten des Gefährten erheben wollen. Und so steht er nach seinem Tode in Goethes Erinnerung als ein „rechter Mensch, und so sollte man auch sein", seine Zeit als die, „die etwas war", und so senkt sich auch noch auf seine vermorschten Gebeine die dankbare Liebe des großen Genossen:

> Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
> Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?

* * *

„Es ist nichts Geringes," schrieb Schiller beim Tode seines Vaters, „auf einem so mühevollen Lauf so treu auszuhalten und mit so kindlichem, reinem Sinn von der Welt zu scheiden. Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vorteile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und den wahren Frieden verknüpft. Möchte ich, *wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete*, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen!" Als er das — acht Jahre vor seinem Tode — schrieb, wußte er aus Erfahrung, *was* körperliche Leiden sind.

Sein schwacher, hagerer, früh gebeugter Körper, durch Entbehrungen geschwächt, durch anhaltende anstrengende Arbeit ermattet, war allzu unbarmherzig vorwärts gepeitscht worden. Die beständige Unrast seines Lebens, die aufreibenden Sorgen, Seelenkämpfe schwerster Art konnten auch eine dauerhafte Gesundheit untergraben. Als endlich das Behagen des eigenen Herdes und der (halbwegs) gesicherten Lebensstellung ihn umgibt, und er mit einer gewissen Schüchternheit es wagt, sich nach seinen bescheidenen Ansprüchen glücklich zu fühlen, da bricht die verheerende Krankheit, zu der sein

Bau ihn längst disponierte, aus ihrem Hinterhalt hervor und stürzt sich mit solcher Gewalt auf ihr Opfer, daß es ihr zu erliegen droht. In den Jahren, in denen seine glänzendste schöpferische Periode beginnt, wartet ein Meer von Leiden, „das auszutrinken er kein Ende sieht," auf ihn. Jetzt beginnt „dieser fortdauernde Schmerz auf der Brust, der durchaus nicht weichen will". In der Zeit, in der für andere das Leben eigentlich anfängt, begrüßt er das erwachende Leben seines Erstgebornen mit dem ergebungsvollen Wort: „Mir ist, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sehe, und ich bin ausgesöhnt mit meinem Geschick." Wer könnte ohne Wehmut einen Blick auf seinen Schmerzensweg werfen, auf dem seine herrlichsten Schöpfungen zu Stationen eines fast beispiellosen Martyriums werden, beispiellos nicht durch die Fülle der Leiden, sondern durch die himmelentstammte Kraft, die durch sie zu wachsen scheint.

„Ein so hartnäckiges Übel müßte endlich auch einen stärkeren Mut als den meinen überwältigen, ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstraktionsgabe.... Gebe der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Wert bei mir behalte.... Ich muß mich darein ergeben, daß meine Gesundheit mir die besten Freuden verdirbt.... Mein kleiner Sohn ist so frisch und gesund und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist trotz meines ewigen Krampfübels selten so wohl an Geist und Herzen gewesen.... Das Wetter setzt mir gar hart zu.... Meine Krämpfe erlauben mir kaum, das Haus zu verlassen.... Ich existiere nur im engsten Lebenskreise, und das Kind ist mir so zum Bedürfnis geworden, daß mir in manchen Momenten bange ist, dem Glück eine solche Macht eingeräumt zu haben.... Hätte ich nur zehn Wochen Gesundheit, so wäre der Wallenstein schon fertig ... ich fühle mich an Geist und Körper ermattet ... Gott gebe nur, daß ich wenigstens im nächsten Jahre fertig werde.... Meine Schlaflosigkeit raubt mir immer den dritten Tag.... Seit Oktober bin ich schon das viertemal durch Krankheit unterbrochen worden.... Wenn ich das fünfzigste Jahr erreichen kann ... Mit Sehnsucht erwarte ich das Frühjahr, es ist nichts als die Tätigkeit, was das Leben erträglich macht.... Der Winter naht mit starken Schritten und wickelt Leib und Seele in seine düstere Nebelluft.... Das Übel hat mich aufs heftigste angegriffen, so daß ich mich jetzt noch kaum erholen kann.... Mit zerstörtem Kopf muß ich oft wochenlang pausieren.... In dieser Zeit ist Herder gestorben und verschiedene andere, so daß wir uns der Todesgedanken kaum erwehren können, und recht traurige Betrachtungen anstellen. Ohnehin ist der Winter ein so düsterer Gast und enget das Herz.... Meine Gesundheit ist noch sehr schwach und ich spüre kaum eine Zunahme an Kräften.... Der Katarrh greift mich in der Tat sehr an und ertötet allen Lebensmut.... Sowie das Eis wieder anfängt aufzutauen, geht auch mein Herz und Denkvermögen wieder auf, welches leider in den langen Wintertagen ganz erstarrt war.... In keinem Winter habe ich noch so viel ausgestanden, wie in diesem (drei

Wochen vor seinem Tode).... Ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen 40 und 50 nicht mehr so, wie im dreißigsten Jahr. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und Gesundheit bis zum 50. Jahr anhält."

Welcher Kampf des Geistes gegen die Materie! Nicht um des Lebens als Leben willen, sondern um den höheren Zweck des Daseins! Welche Momente der Qual, des größten körperlichen Elendes, welche heroischen Anstrengungen, um dem grinsenden Tod die wahren Güter des Lebens in kurzen, oft unterbrochenen Spannen Zeit abzulisten! Welche harte Schule endlich, um das Herz vom Irdischen, „das Sterbenden so süß ist", abzuwenden und auf das Ewige hinzurichten! Gerade in den letzten Jahren, als die Vermögensumstände günstiger zu werden begannen, schien alle unermeßliche Schönheit unserer Erde Schiller noch einmal verlockend die Arme entgegen zu breiten. Wie sehnsüchtig wünschte er nur einmal das Meer zu sehen, wie strebte sein Herz nach den Bergen seines Tell, deren rote Firnen er doch nicht mehr schauen sollte. Aber mit Recht sagt auch der geistesverwandte Brite, der „heroes-worshipper", von ihm: „Manche seiner späteren Gedichte atmen eine unaufhörliche, stets wachsende Sehnsucht nach einer Lösung des Lebensrätsels. Sein feuriger Geist konnte keine Befriedigung im Sichtbaren finden, so hold er es mit dem vollen Glanz des Geistes und der Phantasie zu vergolden verstand; er strebte hinweg, ein anderes Land zu suchen, und schaute mit unaussprechlichem Verlangen nach der sicheren und lichten Heimat jenseits des Horizontes dieser Welt. Es war für ihn kein Grund vorhanden, seinen Tod für so nahe bevorstehend zu halten, aber wir bemerken leicht, daß die erhabenen und schrecklichen Geheimnisse des Sterbens seiner Betrachtung längst vertraut waren."

Er hat sich in der Tat zeitlebens auf dieser Erde als Fremdling gefühlt. Im Gegensatz zu Goethes „der Geist der Erde ist mir näher", war es ihm der Geist jener Welt, für die die vergängliche nur ein Gleichnis ist. Er, der das Schöne und Wahre mit solcher Inbrunst suchte, der das himmlische Feuer in diesem Gefäß des Staubes so rein zu erhalten wußte und der gehört und geschaut hatte, „was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n", mochte sich wohl nach dem „seligen Gebiet" sehnen, wo die tapfre Gegenwehr des Geistes endlich abrüsten darf, das schwere Traumbild des Erdenlebens hinter dem Erlösten zurücksinkt und das Göttliche flammend zu seinem Ursprung aufsteigt.

Aber er war ein Mensch, die Erde hielt ihn fest mit ihren süßesten und ehrwürdigsten Banden. Er hatte Kinder, die er mit der ganzen Innigkeit, deren seine Natur fähig war, liebte; er hatte eine zarte und vielfach leidende Frau, der mit ihm die beste Stütze dahinsank. Für die Seinen ferner leben und arbeiten zu können, war sein einziger Wunsch; alles, was er aus der Fülle seines innerlichen Reichtums heraus von dem kargen Leben noch verlangte, war tägliches Brot, und ein Notpfennig für die, die er

liebte, und Kraft, den müden Körper noch kurze Zeit dem Geist dienstbar zu machen. Das war das Ende von Hoffnungen, die in der brausenden Kraft der Jugend den Ossa auf den Pelion türmen wollten. Er kannte alle Tiefen und alle Höhen der Existenz, und als er die Summe seines Lebens zog, blieb als einziger Rest und Gewinn die Arbeit für den „Bau der Ewigkeit", an den er glaubte, zurück und die schönen, menschlichen Beziehungen von Herz zu Herzen, gegen die alles andere, Ruhm, Glück und sämtliche Güter dieser Welt, so gleichgültig ist.

Aber auch der Abschied von diesem Letzten, was ihm die Erde teuer machen konnte, kam näher. Er hat sich damit auseinandergesetzt wie ein Mann und ein Held. Der letzte Tribut, den er dem Irdischen zollte, waren die Tränen, die über seine Wange rollten, als er, das unschuldige Händchen seines jüngsten Kindes zum Abschied erfassend, mit „unaussprechlicher Wehmut des Blickes bitterlich zu weinen begann und den Kopf in die Kissen steckte". Damit war das Maß dessen, was ihn in dieser Welt leiden machen konnte, erfüllt. Der Gott, den er in seinen Schmerzen angerufen hatte, kam von oben herab und bewahrte ihn vor langwieriger Qual. In der Stunde, in der die Seele von aller menschlichen Hilfe entfernt, in furchtbarer Einsamkeit den Schrecken des Abgrundes gegenüber tritt, wurde er „heiterer und heiterer". Die Welt mit ihrem Wirrsal versinkt hinter ihm und auf unergründlich dunkeln, schweigenden Gewässern zieht das Schiff des Siegers den fernen, seligen Gestaden entgegen ... Schiller hatte ausgekämpft.

Seine durchgewachten Nächte haben unsern Tag gehellt.



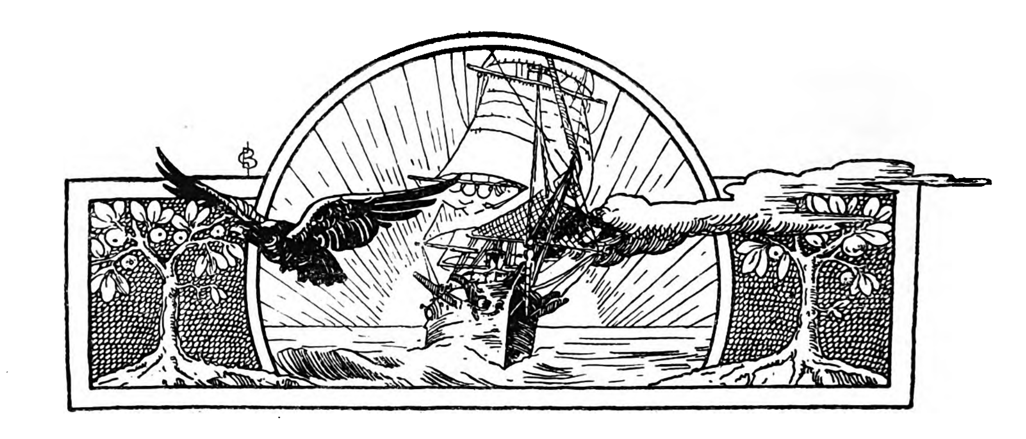
Nachruf.

Von

M. Feesche.

Wenn man mir einst mein Bett macht in der Erden,
Wird mir von manchem noch ein Wort zur Nachred' werden.
Der eine rühmt mich wohl und hat mich nie gekannt,
Ein andrer sagt, daß er mich manchmal nicht verstand.
Der dritte, der in Liebe innig mir verbunden,
Spricht traurig von vergangnen sonnigfrohen Stunden;
Leis rügt ein andrer dies und das an meinem Tun.
Und ach, dies alles läßt mich ja so friedlich ruhn;
Nur einen Nachruf gibt's, vor dem das Herz mir bebt, —
Wenn über meinem Hügel klingt: Umsonst gelebt!





Der Einzige und seine Liebe.

Novelle von Timm Kröger.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Achtes Kapitel.

Der Kurs war gegeben, Harder Rickers war Holzhändler, freilich nur ein kleiner, aber immer noch zu groß für seine Mittel. Die an den Zimmerplatz stoßende Koppel hatte sich wirklich in einen Holzplatz verwandelt. Harder machte seinem Ideal Jochen Riese alles nach und bemühte sich zu räuspern und zu spucken wie er.

Was helfen einem Mann, der mit Blindheit geschlagen ist, Töchter, und wenn sie auch noch so klug sind. Katrien sah klar, wie es kommen mußte. Sie bat, sie flehte, sie beschwor. Aber das alles war machtlos bei dem am Goldfieber kranken Meister Harder. Er liebte seine Tochter, aber er betete zu Jochen Riese und nicht zu seiner Katrien. Er schlief nicht mehr so ruhig, wie er früher geschlafen hatte, er wachte ganze Stunden. Und in langen schlaflosen Stunden der stillen Nacht mußte er immer (er mochte wollen oder nicht), er mußte immer rechnen, mehr kopfrechnen, als er je in der Schule getan hatte. Anfangs rechnete er immer aus, wie viel Gewinn er davontragen werde, und schlug ärgerlich auf die Decke, weil er sich verrechnete, da er bald eine Null zuwenig, bald eine zuviel genommen hatte. Aber allmählich — ganz allmählich — mußte er anders rechnen, die Verluste ziffernmäßig feststellen, die er erlitten hatte oder demnächst erleiden müsse. Und endlich bedurfte es schon einer ganz haarscharfen und verwickelten Rechnung, um klarzumachen, wieviel seine Schulden mehr betrügen als sein Vermögen, wenn er das Haus zu so viel und die Weide mit so viel und seine Waren mit so viel ansetzte, und seine Ausstände „alle einkriegte".

Schließlich war es aber doch nicht mehr wegzuleugnen, daß er mehr Schulden als Vermögen hatte. Aber da kam die Hoffnungsseligkeit. Man sagt es den Schwindsüchtigen nach, daß sie sich über ihren Zustand täuschen und ewig hoffnungsvoll bleiben. Aber sind die, die am Schwund der Lungen leiden, hoffnungsvoll, so sind die am Vermögensschwund Leidenden hoffnungsselig. Dort ist sie eine häufige, hier aber eine fast regelmäßige Erscheinung. Wenn der Kanzleidiener des Gerichts schon die Tinte, womit ihre Fallit-erklärung unterschrieben wird, dem Richter ins Glas gießt, wenn die Formulare ihres Konkursproklams bereits im Fach zur nächsten Verwendung nach oben gerückt sind und bei jedem Luftzug erbeben — dann sind sie noch immer im Besitz der Überzeugung, alle Verlegenheiten, die sie gewissen Zufälligkeiten und gewissen Schlechtigkeiten zuschreiben, beseitigen zu können. Für die ganze Welt mag ihre geschäftliche Unfähigkeit klar sein wie der Tag, sie selbst würden es nicht zugeben wollen, auch wenn wieder mal ein Walfisch den göttlichen Befehl erhielte, einen Jonas auszuspeien, und dieser Jonas die ganz aparte Sendung bekäme, ihnen zu predigen, wie dumm sie eigentlich seien.

Eine ganze Zeitlang dauerte die Seligkeit des Wechselziehens. Harder hatte unten und hinten und quer — meistens quer — geschrieben. Beim Schreiben war Harder in der Schule Nummer zwei gewesen; es machte ihm jetzt eine knoische Freude, die lang entwöhnten Finger wieder geschmeidig zu machen. Erst hatte er seinen Namen hingepflügt und sein Freund hatte dem Dokument durch sein „Joachim Riese" erst seinen Wert gegeben, auf Grund dessen es — zum Erstaunen von Harder — als bares Geld bei der Bank in der Stadt angenommen worden war. Rieses Namenszug hatte auf ihn starken Eindruck gemacht; die selbstbewußte, einzige, gewichtige Hand. Wie er in allem seinem Meister nachzuahmen sich bemühte, so auch in der Schrift. „Harder Rickers" sollte aussehen wie das „Joachim Riese", jeder Buchstabe seines ehrlichen Namens sollte ebenso wie die J, die R und so weiter bei Riese sagen: Das bin ich und ich bin der einzige. Aber erst nach langer Übung gelang ihm — nicht das, was er wollte, aber doch eine Annäherung, erst das Gewicht und dann eine Art Fluß der geläufig hingeworfenen Buchstaben. Aber seiner merkwürdigen, wir wollen sagen kindischen Eitelkeit genügte das nicht. Je mehr Jochen Riese vor ihm aufwuchs, um so knechtischer glaubte er ihm nachahmen zu müssen. Er saß ganze Sonntage in seinem Bretterschuppen draußen auf dem Holzplatz, den er sein „Kontor" nannte, und malte Jaochim Rieses Namen. Dabei dachte der ehrliche Meister bewußterweise noch mit keiner Faser an einen andern Zweck als an den, ebenso charaktervoll zu schreiben wie Jochen. Sein böser Dämon aber stand hinter seinem Stuhl und sah auf die besser und immer besser gelingenden Übungen des alten Mannes. Harder wollte hinter das Geheimnis jener charaktervollen Zeichen kommen, er wollte ihre mystische Seele ergründen. Aber hinter seinem Stuhl standen seine innersten, nicht gedachten, da standen seine zukünftigen Gedanken.

Wenn der Alte im „Kontor“ Buchstaben malte, dann saß Katrien in der Stube. Sie lebten sich ganz auseinander. Selbst den Kaffee brachte sie ihm in den Bretterverschlag. Einmal war er wieder dabei, Namen zu schreiben, als ihn das Tassengeklirr aufschreckte. Da war es ihm plötzlich, als ob er etwas Unerlaubtes tue. Er versuchte den Bogen zu verstecken. Aber Katrien hatte es bemerkt, sie zog schweigend — sie war überhaupt still und schweigsam geworden —, die arme Katrien zog den Bogen ruhig unter dem Hauptbuch hervor und betrachtete das vollgekritzelte Blatt.

„Vater!“ rief sie.

„Was, mein Tinchen?“

„Du ahmst Jochens Handschrift nach, Vater! Das ist nichts Gutes, das führt ins Verderben.“

Bleich und strafend stand sie vor ihm.

Der Alte sah aus wie ein ertappter Junge. Aber er suchte sich zu fassen.

„Mach doch nicht solche Anstalten, Katrien!“ sagte er. „Was hab ich denn getan? Ich schreib seinen Namen, um zu sehen, wie man es macht, daß es nach etwas aussieht.“

„O Vater! Was du gedacht hast, was du gewollt hast, ich weiß es nicht, ich will es dir glauben. Ich weiß aber auch, daß du seinen Namen mißbrauchen wirst, wenn es sich mal um das Letzte handelt.“

Erst zerknüllte sie den Bogen. Aber dann genügte ihr diese symbolische Vernichtung nicht. Sie strich ihn mit der Hand wieder glatt und zerriß ihn dann in hundert Stücke. Sie brach in krampfhaftes Weinen aus und bedeckte ihre Augen.

„O Vater, Vater — was tust du! Du meinst spielen zu dürfen in deinen Gedanken. Aber warte! Bald gehören sie dir nicht mehr zu, bald spielen sie mit dir.“

Sie ließ die Augen frei und warf sich dem alten Mann stürmisch an die Brust.

„Ich weiß, wie es steht, hör' ich dich doch Nacht für Nacht rechnen, Zahlen und nichts als Zahlen. Der Gerichtsdiener mit dem Schild kommt Tag für Tag. Ich weiß nicht, was er bringt, aber ich weiß, daß es Unheil ist. Aber das macht ja alles nichts, Vater! Das ist Unglück, vielleicht Ungeschick, aber keine Unehrlichkeit. Sie werden kommen und uns alles nehmen. Aber das macht ja nichts! Bin ich nicht jung und gesund und stark? Und du, bist du nicht noch rüstig und hast von Natur ein gutes Herz? Wir wollen alles, alles dahingeben, aber ehrlich, lieber Vater — sie bedeckte seinen Mund mit Küssen —, ehrlich wollen wir bleiben!“

Der arme Meister! In solcher Lage hatte er sich noch nicht gesehen. Anfangs hatte er zornig werden wollen, und bei dem, was die Katrien ihm zutraute, glaubte er tausend Gründe dazu zu haben. Aber er konnte mit seinem „Aufbegehren“ nicht so recht zustande kommen. Es war wunderlich, irgendwoher sprach eine Stimme: Sie hat recht, du bist schon ein halb verlorener Mann. So mußte er es aufgeben, wütend zu werden, er

wurde nur gerührt. Und dann kam ein fürchterliches Mitleid mit sich selbst und mit der Tine über ihn. Er weinte mit der Tochter um die Wette. Schließlich faßte er sich.

„Kind, Kind, meine Katrien," sagte er, „du siehst es zu schlimm an, so steht die Sach' doch nicht."

Von der Möglichkeit, unehrlich zu werden, schwieg er. Wog er sein sittliches Schwergewicht und befand er es zu leicht?

Neuntes Kapitel.

Vier Wochen ging es so hin.

Harder stand vor Jochen Riese in dessen Kontor, ein Wechselblankett in der Hand. Es handelte sich um nochmalige Verlängerung. Er sah alt und grau und verzagt aus; Jochen, der Einzige, der Wohltäter, hatte ein verflucht geschäftliches Gehaben.

„Tu's, Jochen!" wiederholte Harder. „Tu's, sonst bin ich verloren."

„Tu's, Jochen, sonst bin ich verloren", ahmte ihm der andre nach. „Und das soll für mich ein Grund sein, Tausende wegzuwerfen."

„Ich bitte ja nur um eine Unterschrift", entgegnete Harder.

„Ja, um meine Unterschrift, um Jochen Rieses Unterschrift, die so viel wert ist, wie klingendes Bargeld. Ich muß es doch bezahlen, denn du kannst es nicht und wirst es in Zukunft auch nicht können. Wenn ich hier meinen Namen hinschreibe, meinen guten, ehrlichen Namen — sieh so (er malte sein Joachim Riese auf ein Stück Papier) —, dann zieht jeder den Hut. Aber dein Harder Riders ist nichts als Luft, für die bei der Bank ... und auch für mich."

Jochen war in Gefahr, sich ganz in seinem Hochgefühl zu verlieren.

„Ja, aber", wagte Harder zu unterbrechen, „wenn du später zahlen mußt, dann mußt du's jetzt auch, wenn du nicht schreibst."

„Dummer Kerl, siehst du denn nicht, daß das just meine Rettung ist. Ich prolongiere nicht, nicht wahr? Der Wechsel ist fällig — nicht wahr? Die Bank verlangt es von mir, nicht wahr? Ich deponiere es bei der Bank und klage gegen dich, pfände deine Holzvorräte, deine Mobilien, deine Forderungen, mache die Hypothek an dem Haus geltend; das Häuschen wird gerichtlich verkauft, alles wird gerichtlich verkauft, soweit es nötig ist — und ich bin gedeckt. Bin ich ein gutmütiger Hans Narr und prolongiere, dann machst du, so gewiß wie zweimal zwei vier ist, neue Dummheiten und fährst die Karre immer tiefer in den Dreck. Nicht wahr? Andre kommen mir zuvor — ich weiß, du bist bei Partsch & Ehrich gewesen, die haben natürlich auch Wechsel in Händen (weh, o weh, die Prozente!), ich glaube, du hast die Klage schon bekommen, nicht wahr? Nach drei Monaten ist das Nest ausgenommen und ich habe das Nachsehen."

„Und wenn's noch einen Zweck hätte!" fügte Jochen hinzu. „Aber bei dir ist doch Hopfen und Malz verloren."

Meister Harder sagte gar nichts; er fühlte, daß Jochen Riese recht hatte.

„Wie konntest du auch so unsinnige Geschäfte machen?" fing Jochen wieder an. „Weiß Gott, ich habe dir geraten, als wäre ich dein leiblicher Vater. Und solange du mit mir gingst, war's gut; du verdientest Geld, und die Sache machte sich. Dann, ja dann wolltest du selbst der Kluge sein und hast dich denn auch hineinlegen lassen, daß es man so rauchte. Nun sieh denn auch zu, wie du herauskommst!"

Jochen hatte vergessen, daß Harder sich erst auf seinen Rat selbständig gemacht hatte.

„Jochen!" bat Harder wieder — „nur dies eine Mal noch. Ich sehe es ein, ich war nicht klug, aber es wird anders werden, Jochen!"

„Riese ist mein Name!" unterbrach ihn hart und herrisch sein väterlicher Berater, der Mann mit dem feinen Ehrgefühl.

„Also Riese — Herr Riese, wenn du lieber willst. Ich tu' alles, um dich zu erweichen. Ich falle dir zu Füßen, ich knie vor dir."

Er tat es wirklich.

Jochen aber stellte sich ans Fenster und fing an zu pfeifen. Er pfiff seine Lieblingsmelodie: Muß i denn, muß i denn zum Städtlein hinaus ... unterbrach sich aber und kehrte rasch um. „Rickers," sagte er, „du machst dich zum Narren und außerdem sandig. So was verfängt bei mir nicht."

„Jochen," redete Harder Rickers ihn noch einmal verbotenerweise an, „hab Mitleid mit mir, und wenn nicht mit mir, so doch mit meiner Tochter! Das Kind vergeht. Se översteit dat ni", drückte Harder sich aus.

„So, so," murrte Jochen und sah befriedigt drein — „Fräulein Tochter kommt es hart an!"

Er lächelte so fein, wie er konnte, und flötete sein „Muß i denn" so leise, wie er vermochte. Dann machte er ein ernstes Gesicht und setzte sich breit in seinen Stuhl. Seinem Freund hatte er keinen angeboten, der stand, wie sich's für einen Bittsteller schickt, am Schreibtisch, die Mütze in der Hand. Nun sah man erst, wie häßlich der Holzhändler eigentlich war. In diesem Augenblick waren seine Haare gar nicht blond, sondern rot.

Jochen Riese sann nach. Erst lagen die Augen glanzlos in ihren Höhlen, sie waren nach innen gerichtet und besahen die Seele, die ihr Eigner hatte. Dann schlossen sie sich ganz. Riese wurde nach außen ganz blind, um seine Pläne um so deutlicher zu prüfen. Er fing an zu lächeln und mit den Fingern auf der Tischplatte zu trommeln.

„Die Katrien ist also traurig", sagte der blinde Jochen.

Meister Harder weinte selbst, als er antwortete: „Sie weint Tag und Nacht."

Nun öffnete Jochen die Lider, er hatte wieder Augen.

„Nun, vielleicht gibt es noch ein Mittel", sagte er groß und gemessen. „Ich unterschreibe das Ding nicht nur, sondern löse es auch ein, ohne Ersatz zu beanspruchen."

„Jochen, du wolltest ..."

Ein Hoffnungsstrahl, an den Harder vorläufig selbst noch nicht glaubte, fiel in seine Seele.

„Ja, ich wollte, aber ich stelle meine Bedingungen.

„Erstens: du holst sofort deine Tochter ... Zweitens: deine Tochter bittet mich, sie zu heiraten, und ersucht mich, ‚liebes Tinchen' zu ihr zu sagen. Drittens: sie sagt ‚mein lieber Jochen' zu mir und erklärt mich für den besten Menschen auf der Welt, der es mit allen gut meint. Viertens erklärt sie, daß sie mich liebt, und zwar aus dem Grunde ihres Herzens und mit reiner, aufrichtiger Liebe. Fünftens streichelt sie mir die Backen, kraut mir den Bart und gibt mir einen Kuß. Und dann ... nun, wenn das alles geschehen ist, ... dann unterschreibe ich den Wechsel und das andre, was ich versprochen habe, gebe ich schriftlich."

„Aber Jochen ..."

„Was ist?" fragte dieser.

„Das tut Katrien nicht."

„Dann ist Katrien ein undankbares Mädchen und eine lieblose Tochter. Dann unterschreib' ich auch den Wechsel nicht."

„Das ist ganz unnatürlich und unmenschlich," eiferte der Alte.

„Ich bin nun mal für das Unnatürliche und Unmenschliche."

Ein Arbeiter trat ein.

„Ja, ja," rief Jochen ihm entgegen, „geh nur, ich komm'."

„Du mußt mich wirklich entschuldigen", wandte er sich an Harder. „Ich geh' jetzt. Ich hab' Geschäfte. Du kennst ja meine Meinung, und nach der Kontoruhr kannst du deine Rübe einstellen. Also nach einer Stunde."

Als der Alte das Zimmer verlassen hatte, rief Jochen den Arbeiter zurück. „Wir wollen es jetzt lassen, Krischan", sagte Jochen. „Heute nachmittag ist auch noch früh genug. Ich komme heute nachmittag."

Krischan verschwand durch die Tür nach dem Schneideraum. Um ihn kümmerte sich Jochen nicht. Jochen verfolgte durch das Fenster den langsam über den Hof gehenden Harder. Dann trat er zurück, warf die Arme in die Luft und lachte laut auf, aber nicht aus dem Kehlkopf, sondern aus voller Brust. „Die soll mir schon kommen! Endlich, endlich!"

„Ich will sie feierlich empfangen. Ich habe in der Stadt mal ein Theaterstück angesehen, da stand der Mann, der alle zunichte machte, unter Palmen. Palmen habe ich nicht, aber Blumentöpfe, die habe ich. Das gibt auch schon etwas her."

„Lene! Heinrich!" rief er durchs Haus.

„Was? ... Hier! ..." antwortete es mit weiblicher Stimme rechts, mit männlicher links.

In seiner Wohnstube ließ Jochen Riese alle Blumentöpfe des Hauses zusammentragen und auf Reolen amphitheatralisch aufbauen. Dem großen Spiegel gegenüber richtete er seinen die Lorbeeren vertreten sollenden Blumenhain her. Unter diesen eingebildeten Lorbeeren wollte er Braut und Brautvater empfangen.

Mit gravitätischer Miene setzte er sich hinein und wartete auf Katriens Liebeserklärung.

Er wartete eine Stunde ... Katrien kam nicht. ... Er wartete noch eine in seinem Blumenhain ... und die nicht kamen, waren Harder und Katrien.

Da gab er Befehl, den Blumenhain wieder wegzutragen.

„Verrücktheit!" sagte Lene. „Blödsinn!" drückte sich Heinrich aus ... und ging, als der Blumenhain weg war, in seine Kammer, schlug den Deckel seiner Truhe zurück und die Stützlade darin auf. Er entnahm ihr einen Brief, erbrach ihn und las.

„Der Schneider sehnt sich ... der Schneider weiß nicht, weshalb Katrien nichts von sich hören läßt, er will zurückkehren. Das ist nun schon der dritte", murmelte der getreue Heinrich. „Jochen Ries muß nun bald Ordnung machen. Sonst geht's, weiß Gott, noch schief."

Zehntes Kapitel.

Meister Harder ging also nicht in den Blumenhain. Meister Harder machte sich am andern Tag auf zur Stadt. Ein auf Jochens Namen ausgefülltes Wechselformular hatte er in der Tasche. Noch war es nichts mehr und nichts weniger, als ein im „Kontor" zustande gekommenes Übungsblatt. Er hatte es eingesteckt, er wußte selbst nicht weshalb.

„Wenn ich es nun täte, wenn ich es nun täte", sagte er für sich. „Wäre es ein Unrecht? Nein, es wäre kein Unrecht. Nach drei Monaten kommt's zum Zahlen. Dann hab' ich meine Sachen in der Reihe. Es kräht kein Hund und kein Hahn danach. Da ist kein Unrecht bei."

Die ganze Nacht hatte er gerechnet, sein Sinnen zersonnen und dadurch um alles Unterscheidungsvermögen für bös und gut gebracht. Er hatte herausgerechnet, daß sich alles ebnen lasse, wenn nur der Wechsel verlängert werde. Das war aber notwendig, sonst war er verloren. Seiner Tochter hatte er weder von dem wunderlichen Ansinnen ihres Liebhabers gesagt, noch von dieser Reise. Sie sah zu scharf, sie hätte sicher durch seine Jacke hindurch den Wechsel, auf dem „Joachim Riese" so groß quer herübergeschrieben war, gesehen. Nein, die Sache wollte er allein abmachen, und dann wollte er sehen, seine Ausstände einzubekommen, und alles in Ordnung bringen.

Bis zum Nobiskrug, der eine halbe Stunde vom Ort entfernt liegt, führt ein düsterer Weg zwischen Waldgehegen durch, und fünf Minuten vor dem Wirtshaus liegt, so recht in der Einsamkeit, eine kleine Mooskate.

Hier hatte Peter Rank, der falsche Papiere gemacht und nun saß, gewohnt. Dessen Frau rief Harder Rickers an und bat ihn, sich nach ihrem Mann umzuhören.

Das traf ihn wie ein Donnerschlag. War das eine Warnung des Himmels? War er nicht im Begriff, sich zum Schuld- und Schicksals-

genossen von Peter zu machen? Aber lange ertrug sein Wille, der sich in der Erreichung seines Zieles gehemmt sah, diese Störung nicht. Nein, mit Peter Rank hatte er nichts zu tun. Mit Peter war das eine ganz andere Sache. Der hatte Hans Hollers Namen unter einen Bürgschaftsschein geschrieben, ohne ein Recht dazu zu haben. Denn Hans Holler hatte beschworen, daß er dem Peter nichts versprochen habe, wenn Peter auch bei seiner Behauptung geblieben war. Aber er und Jochen! Wie oft hatte Jochen Riese nicht gesagt, ihn nicht im Stiche zu lassen und Wechsel zu verlängern, wenn es mal mit Geld nicht passe! Einmal, zweimal, dreimal hatte er es denn auch getan. Nun wollte er es nicht mehr. War das nicht ein himmelschreiendes Unrecht? Wer konnte ihm verdenken, daß er jetzt selbst den Namen schrieb, den Jochen Riese zu schreiben verpflichtet war? War das unrecht? Nein, das war kein bißchen Unrecht.

Das Bankgebäude war ein massiv gebautes Ziegeldach. Mit seinem grauen Zementputz sah es solide und einfach aus. Zu dem Haupteingang führten schwere Steinstufen. Vor der Haupttür lagen Granitblöcke, schwer und massig, wie das Gewissen nach begangener Tat.

Kurz vor Mittag trottete Harder Rickers die Stufen hinauf. Er war von unansehnlicher Figur, ein kleiner Bauer, in den letzten Monaten war er alt und welk geworden. Zwar war sein Haar noch voll und dicht, aber grau und steif war es, so daß es sich der Mütze nur widerwillig bequemte. Es schien den leichten Deckel heben zu wollen, und an den Schläfen und Ohren strebte es eigensinnig in die Weite. Es war, zumal als er nach verrichteter Sache über die Granitplatten wieder hinabschritt, ein borstiges, widersetzliches Haar, ein Haar, das Wert darauf legte, auf einem ehrlichen Kopfe zu wachsen.

Harder hatte sein Bankgeschäft besorgt, der Auftrag der Frau Rank war ihm ganz entfallen, er hätte also nach Hause gehen können, aber er tat es nicht. Das Bankhaus hielt ihn, als sei es ein Magnet und als sei er eine Stecknadel. Er mußte immer an das Stück Papier und an Rieses Namenszug denken, der darauf stand. Für sein Leben gern hätte er noch einmal in die Kontorfenster hineingesehen, ob das Papier wirklich im Fache liege und nicht vielleicht als verdächtig nachgeprüft werde.

Und immer zweifelhafter wurde ihm sein sittliches und juristisches Recht, Rieses Namen in der Weise zu gebrauchen. „Ja", sagte sein Gewissen — „du behauptest, Jochen Riese sei verpflichtet gewesen, seinen Namen zu schreiben. Das ist aber doch sehr fraglich. Und wenn auch: eine Fälschung, einen Betrug hast du jedenfalls begangen. Denn du sagst durch das Papier allen, durch deren Hände es geht, daß Riese die Unterschrift geschrieben habe. Und das ist nicht wahr! Du bist ein Fälscher und Betrüger! Eine andere Bezeichnung gibt's nicht dafür."

„So schlimm ist's doch nicht", redete er auf sein Gewissen ein. „Ich bin doch kein Verbrecher wie ... wie ... nun, wie Peter Rank."

„Ich sehe nur den Unterschied: bei Peter Rank handelte es sich um

ebenso viele Hunderte wie bei dir um Tausende" — antwortete das Gewissen.

„Ach hättest du das vorher gesagt!" seufzte Harder.

Diese Beschwerde hat eine allgemeine Berechtigung. Vor der Tat leistet unser böser Wille an moralischer Schönfärberei das Mögliche. Die Moralanschauung muß sich gefallen lassen, dem Interesse zu dienen, die glänzende Seite des Zieles wird grell beleuchtet, die keck zugreifende Hand wird empfohlen. Überall sieht man Eideshelfer für das eigene Recht. Die Warner schweigen oder sind doch so von dem Willen eingeschüchtert, daß sie Eindringliches nicht leisten. Aber nach der Tat, wenn es zu spät ist, da fehlen die Eideshelfer, da werden die schüchternen Warner dreist, da werden sie herzlose und unerbittliche Ankläger.

Der alte Mann begann die Bank zu umkreisen. „Hätte ich es nicht getan! O Katrien, meine gute Katrien!" Was sollte er beginnen? Sollte er vor die Kasse treten, den Wechsel wieder fordern und sich der Fälschung anklagen? Ach nein, das ging nicht. Den alten Wechsel konnte er nicht zurückgeben, den hatte er gleich zerrissen, man würde ihn verhaften. Jochen Riese würde Nachricht erhalten. Das alles war klar.

Harder ging und ging. Er wanderte ruhelos in den Straßen umher, aber das schreckliche Bankhaus, das den falschen Wechsel barg, behielt er im Auge. An der Hinterseite war es von Höfen und Geländen eingeschlossen, man mußte, wollte man darum herumgehen, durch einsame Gassen und Gäßchen. Das war für einen alten Mann mit abstrebendem ehrlichen Haar eine rechte Mühsal. Aber er unterzog sich dieser Mühsal, er mußte das Haus sehen, und wenn es einmal durch Giebel und Dächer, wie zum Beispiel in der Torstraße, verdeckt war, dann steigerte sich die Beklemmung seiner Seele bis zur Atemnot.

Die Torstraße ist schmal und feucht und übelriechend. Sie ist auf der einen Seite durch niedrige Häuser, auf der andern Seite durch eine hohe Mauer begrenzt, deren regelrechte Fugen eine prächtige Augenweide für die Fenster der andern Häuserzeile bilden. Harder kannte die Mauer, jeder kannte sie, sie faßte den Hof des Zuchthauses ein.

Harder Rickers schrak heftig zusammen. Unmittelbar vor ihm hatte sich klirrend und rasselnd ein Tor geöffnet, eine Patrouille mit geschultertem Gewehr führte einen Trupp Sträflinge vor ihm her.

Zwei zerlumpten Knaben, die sich grade an der Jacke hatten, schien das so wichtig, daß sie ihre Balgerei einstellten. „Dat sönd Galeerensklaven," — erklärte der eine — „de arbeit op 'n Stadtwall mit 'n Kugel ant Been." „Kiek," erwiderte der andere — „se hebbt en gel Been un en swart."

Die Sache war dem Meister Harder nicht neu. Als er noch eine intakte Seele besaß, hatte er zu seiner mehreren seelischen Erhebung sich die Sache selbst angesehen. Die Züchtlinge verrichteten in der Tat schwere Karrenarbeit mit einer Kugel am Bein. Es ist doch ein eigener Genuß

Schiller auf dem Totenbette
Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann (1805)



— das Gefühl sittlicher Höhe, wenn man weiß, daß einem so was nicht passieren kann. Wie oft und mit welchem Behagen hatte er bei allem Mitleid das früher gefühlt. Die Sträflinge hatten alle graue Gesichter, überall standen Wachen mit geladenem Gewehr dabei. Einmal hatte er auch seinen Freund Peter in der Karre getroffen, er hatte mit ihm sprechen wollen, war aber barsch auf die Sprechstunde in der Anstalt verwiesen worden.

Der Beamte hatte den Mittwoch genannt, und nun war es Mittwoch, und auch die Stunde war richtig, und von Frau Rank hatte er auch Bestellung zu verrichten. Peter Rank wurde in seinen Augen zu einem Kameraden, zu einem Unglücklichen, den wollte er besuchen. Hauptsächlich aber wollte er ihn fragen, ob es wahr sei, daß Hans Holler auch ihm, just wie in seinem Fall, die Unterschrift versprochen hatte.

Wenige Minuten später war er im Sprechsaal der Anstalt. Als die Tür hinter ihm zufiel und abgschlossen wurde, mußte er an einen Sargdeckel denken. Dieses Schlüssel- und Kettengeklirr, ihm war immer, als müßte die nächste Handschelle sich um seine Knöchel legen. Überall roch es nach Teer und Öl, und alle Leute hatten die unheimlich bleierne Gesichtsfarbe.

Elftes Kapitel.

Um dieselbe Zeit, als Harder Rickers sich beim Kastellan des Zuchthauses meldete, sprach ein halb städtisch, halb bäurisch gekleideter, selbstbewußt tuender junger Mann auf der Bank vor. Das war Jochen Riese. Er wurde seiner Bedeutung und seinem Vermögen entsprechend empfangen und behandelt und in das Direktionszimmer genötigt.

Der fällige Wechsel von Rickers sei doch eingelöst? warf er so hin.

„Selbstverständlich! Sie haben ja prolongiert,“ lautete die Antwort. Man legte ihm das von Harder abgegebene Papier vor.

Mit lächelnder krauser Lippe und mit krausem Kinn prüfte der große Jochen Harder Rickers Kunst.

„Sie machen ein so eigentümliches Gesicht, Herr Riese? Mit dem Wechsel ist es doch in Ordnung?“

„Darüber möchte ich mir eine Erklärung vorbehalten“, war die reservierte Antwort.

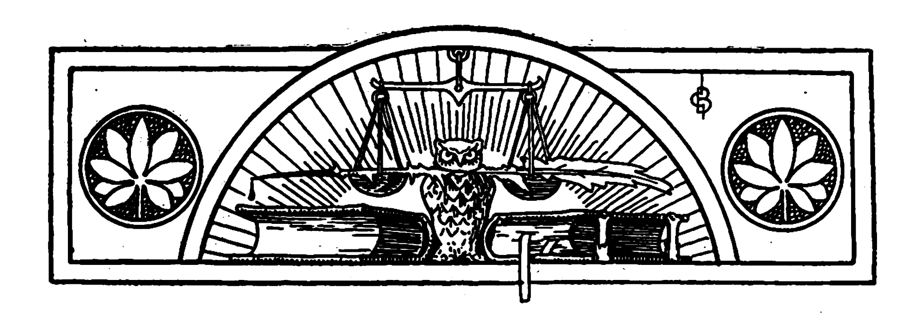
„Spaß!“ lachte der Direktor. „Der alte ehrliche Harder!“

„So denke ich auch“ — antwortete der Diplomat. „Die Sache wird gewiß in Ordnung kommen.“

* * *

(Schluß folgt.)





Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Von

Karoline von Wolzogen.

Der Geist Schillers, das Leben und die Natur desselben stellt sich in seinen Werken dar, der Charakter in der Behauptung der Wahrheit und der Ehre, das ganze Leben hindurch, in der Stellung zu Welt und Menschen; die eigentümliche Güte des Herzens durchatmet den stillen Kreis der Freundschaft und der Familie. Wie ein Mensch liebt und geliebt wird, gibt uns das Bild seines eigentlichen Wesens.

In welcher Weise der Gehalt seines Daseins sich in seinen Geisteswerken ausdrückt und in das innere Gewebe ihrer Gestaltung greift, wird dem klaren und tiefen Blicke, dem etwas von produktiver Imagination zuteil ward, nicht entgehen. Mächtig war seine Wirkung als Dichter. Jedes reinfühlende Herz schlug ihm zu, jeder klare und hohe Geist begegnete dem seinen. Eine große Gesinnung, wie das Bedürfnis eigner Selbstachtung war unserm Freunde angeboren; von der Wahrheit konnte er nie weichen. Daß er durch diese hohe Sittlichkeit besonders tief und allergreifend wirkte, ist das reinste Resultat, das sich junge Gemüter, die auf der Bahn der Dichtkunst ihm nachzuwandeln streben, aus der Betrachtung seines Genius ziehen können. Die Form war in Schiller immer nur ein Kleid der Seelenschönheit. In allen Gegenden Deutschlands tönen seine Lieder; allen Herzen ist sein Bild zugleich mit den Ideen und Gefühlen des ewig Guten und Wahren eingeprägt. Alle gebildeten Nationen streben, sich seine Geisteswerke in ihrer Sprache anzueignen. Wie reich wurde das Leben mit ihm! Jeder, der seines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte sich vom Zauber seines Gesprächs hingerissen, das immer schaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd zu hohen und zarten Lebensansichten führte. Es war, als redete er nur, um zu denken. Es freute ihn, sich verstanden zu fühlen; aber oft lieh er auch den Zuhörenden eine größere Kraft des Verstehens, als sie besaßen. Er schaute den Menschen gern ins Herz und hatte zarte Empfänglichkeit für Freude und Schmerz, die es bewegten. Das Kantische Moralgesetz, jeden Menschen als Zweck, nie als Mittel zu be-

trachten, war der Ausspruch seiner eignen Natur. Mild begegnete er jedem rein menschlichen Gefühle, das in seine Sphäre drang. Jede Existenz, die sich nicht mit falscher Anmaßung kundtat, nahm er freundlich auf. Wahre Leiden suchte er hilfreich, wie er's vermochte, zu heben oder zu mildern.

Die Kenntnis der menschlichen Natur, die er sich durch das Studium der Medizin erworben, nutzte er gern im Aussinnen von Hilfsmitteln gegen physischen Schmerz. Er floh den Anblick des Leidens nicht; die Tätigkeit, zu der es ihn aufrief, stumpfte die Dornen des Mitleids in der eignen Brust. Die Kraft eines tröstenden Wortes kannte er, und sie lag immer auf seinen Lippen. Alle Klänge, von menschlichen Herzen ausgehend, tönten von dem so reich und voll besaiteten Wesen wieder, und zarte Teilnahme verklärte seine Züge. Lavater, den man wohl immer als einen Kundigen der menschlichen Natur anerkennen wird, sagte zu Schillers Frau, als er sie in Jena besuchte: „Ich habe mir Ihren Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel seines Gesichts drückt Delikatesse aus."

Leidenschaftliche Stimmungen anzuschauen, zog ihn an; aber immer waltete der menschliche Anteil vor; er begegnete ihnen schonend, mildernd, in jede Individualität eingehend. Selbst für die kleinen Leiden gedrückter Eitelkeit suchte er eine milde Auslegung. Dabei fühlte er alle Schwächen und Torheiten schnell. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmütigkeit verriet, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Sein feiner Takt und sichrer Verstand, der das Können und Vermögen eines jeden, sowie dessen Stellung zur Gesellschaft leicht abwog, gab ihm ein zartes Gefühl für das Lächerliche. Er überließ sich diesem für den Moment und scherzte, von ihm angeregt, im vertrauten Kreise; aber ein Beschäftigen damit war ihm zuwider. Freude an Fehlern anderer, ein Genuß des eignen sie entdeckenden Scharfsinns deuteten ihm auf eine niedere Naturanlage. „Freude am Lächerlichen müsse nur wie ein Dithyramb durch die Unterhaltung fliegen", sagte er. Die Linie, wo der Spott an Bosheit grenzt und Neckerei in Schadenfreude übergeht, ließ er nie überschreiten.

Die großartigere Weise, in der ausgezeichnete Geister alles, was auf Erden geschieht, wie ein Spiel betrachten, wußte er zu würdigen. „Wer über alles lachen könnte," sagte er, „würde die Welt beherrschen." Er selbst hatte scharf in den gewöhnlichen Weltlauf geblickt, wo kleinliche Tücke und Gemeinheit oft für den Augenblick über das Große siegt und an der Wurzel des Edlen nagt. Darüber ereiferte er sich nicht. Aber das Unrecht haßte er und bekämpfte es, wo er vermochte.

Ein reines Auffassen seines Geistes in seinen Werken war ihm willkommen und wohltätig; aber alles affektierte und absichtliche Lob wies er mit sicherm Takte ab; es ward nie ein Mittel der Annäherung an ihn. Was der Mensch an sich selbst war, galt ihm einzig; und von jedem falschen Streben, was ihn verwirren konnte, suchte er ihn zurückzuführen. Doch drückte er strenge Wahrheit in milder Form aus, zeigte andere Wege, leitete

auf Studien und Lebensweisen, die zu glücklicherm Erfolg führen konnten. Wahrem Talent suchte er förderlich zu sein; es konnte ihn innig und anhaltend beschäftigen, jedem auf der Bahn, die er zu durchlaufen vermochte, fortzuhelfen. Ein echtes Talent überwinde alle Schwierigkeiten, war sein Glaube, und man tue ihm selbst wohl, wenn man es Prüfungen unterwerfe. Er ließ es sich recht angelegen sein, in allen, die ihm nahe standen, die Aufmerksamkeit auf jedes Bedeutende, das sich darbot, zu schärfen. Beim Durchsehen fremder Arbeiten, wie ich es an meinen eignen kleinen literarischen Produkten erfahren und bei bedeutenderen gesehen, setzte er nie etwas hinzu, aber er strich aus! Und das Ganze bekam eine neue Gestalt in Deutlichkeit und Präzision nach den Regeln des guten Stils. Vor Entzweiung mit seiner äußern Lage warnte er jeden Jüngling. Diener, Handwerksleute, jeder, der mit ihm ein Geschäft hatte und Worte mit ihm gewechselt, faßte Zuneigung zu ihm. Klarer Verstand und milder Sinn sind eine allgemein verständliche Sprache.

Er pflog gern Umgang mit Menschen aus allen Klassen. Ein kaltes Abstoßen, ein Entfernen anderer aus seiner höhern Bildungssphäre ward nie bei ihm verspürt. Angenommene, konventionelle Würde war ihm ganz fremd. Geist und Wohlwollen, da, wo ihm nicht entschiedener böser Wille entgegentrat, erfüllten wie Licht und Wärme seinen Kreis. Die Eigenheiten in jeder Menschennatur beobachtete er gern; alles, was Charakter andeutete, zog ihn an, und mit Lust griff er Züge in der Natur auf für seine Dichtungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundenes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinn waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zogen ihn immer an; sie sind der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen. Unmanier und Roheit, die sich in den Sälen der sog. großen Welt wie auf dem Marktplatze des Volkes finden, waren ihm ganz feindliche Pole; ja er ertrug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Bessern und Streben nach demselben andeuten. Er selbst wollte in seinem Benehmen nie gegen die Formen anstoßen, und dies gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Schillers große, in richtigem Verhältnis gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Äußern ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja sie sogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältnis. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr

Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter den hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen warf nur selten und im Gespräch belebt Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigne Innere gekehrt als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen; aber in der Akademie habe er so lang' daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Übergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Rötliche. Die Hautfarbe war weiß, das Rot der Wangen zart. Er errötete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmutig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches.

Die ähnlichsten Bildnisse Schillers sind: Danneckers Marmorbüste, auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar; ein Ölgemälde von Graf, im Besitz des Staatsrats Körner in Berlin, und ein anderes von einer stuttgartischen Künstlerin, Simanowitz, welches die Geheime Kirchenrätin Griesbach in Jena besitzt. Nach beiden letzteren sind gute Kupferstiche erschienen, nach dem ersteren von Müller in Stuttgart, nach dem zweiten im Weimarischen Industriekontor.

Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig und legte auch keinen Wert darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung seines Gemüts und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Zynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, und dies geschah früh, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf seine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet sein. Er liebte sehr Blumen um sich; Lilien hatte er vor allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter, ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heitern, aber mäßigen Genusse des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er sagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstöre. Beim Schreiben trank er nie Wein; oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag

eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines glücklichen, heitern Kindes ergötzt. Trat er, von einer gelungenen Arbeit aufstehend, in den Kreis der Seinen, dann war er empfänglich für alles, was ihn umgab.

Der zarten Erscheinung der Freude, die, wie der Bogen der farbigen Iris, schnell und flüchtig das Menschenleben umspannt, begegnete er, bei wem sie sich auch wies, immer mit heiterer Teilnahme; sie zu zerstören, war ihm unmöglich; ja er konnte selbst kindlich lustig sein. Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Keine sinnvolle Äußerung, keine graziöse Bewegung entging ihm. Was sich nicht unbequem machte, sollte sich frei und heiter in seiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfsinn, das Kleinliche und Gemeine. Seinem eignen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernst nahe, was sein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefsten ausspricht. Die Flucht des Lebens, nach einem alten Ästhetiker der Grundstoff der Tragödie, schwebte immer vor seiner Seele. Die innere Stimmung beherrschte meist sein Vermögen, die Außenwelt anzuschauen, ja verschloß oft das Gefühl für dieselbe und ihren Genuß. Die schönste Natur konnte von ihm unbeachtet bleiben, wenn die Gestalten in seinem Innern lebendig waren. Es ist eine Frage, ob vielfältige Weltanschauung ihm genützt und den Kreis seiner Produktionen erweitert haben würde. Erst im späteren Leben regte sich in ihm ein Verlangen darnach.

Wenn ihm ein Kunstwerk im rechten Moment vor das Auge kam, genoß er es lebhaft. Daß das Anschauen der alten Bildwerke schon in Mannheim und Dresden dunkel auf ihn gewirkt, zeigen seine Dichtungen aus jener Zeit. Als sie ihm durch Goethes und Meyers Umgang, durch die Entwicklung ästhetischer Ideen recht verständlich geworden, sah er sie, wie besonders bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden der Fall war, mit neuem, aufgeschlossenem Sinne. Die Musik wirkte nur dunkel auf ihn; er hatte sie nie geübt, aber er sagte, daß sie seine dichterischen Stimmungen angenehm belebe. Die erste Gluckſche Oper, die er hörte, entzückte ihn. „Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Musik vor," sagte er, „aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen sein mag, daß ich ungerührt blieb."

Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, sowie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er sein können. Er gefiel sich oft in dem Gedanken, im vorgerückten Alter zu einem Staatsamte tüchtig zu sein, und glaubte, es mit Interesse und Nutzen verwalten zu können. Unterwerfung unter irgend eine nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht war ganz gegen seine Natur. Hätte Schiller dem Welteroberer gegenübergestanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtsein der Menschen- und Dichterwürde von jener hohlen, kolossalen Größe ungeblendet geblieben sein, die zusammenstürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußern Motives wegen etwas zu tun, was seiner Überzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Übergewicht des innern über das äußere Leben ab. Ich hörte ihn sagen, es gehe ihm wie Rousseau, dem die besten Bonmots erst einfielen, wenn das Gespräch geendet war. Seine Phantasie konnte ihm oft die Wirklichkeit anders darstellen, als sie war, wie es wohl allen genialen Naturen zuzeiten begegnet; Verhältnisse, Lagen, Empfindungsarten, die in der Natur und im Weltlauf sich als unhaltbar zeigen, konnte er als möglich, als dauernd denken; von Freunden konnte er oft zuviel erwarten; aber sein schöner Verstand kehrte immer zur Billigkeit, zum Maß und reiner Ansicht zurück. Nach dem ersten, oft schmerzlichen Gefühle der Täuschung im Verhältnis zu andern erkannte er den Grund des Nichtgenügens und Mißverstehens in sich selbst, und Achtung und Freundschaft blieben ungestört. Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältnis der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig. War er von dem Unwert oder dem bösen Willen eines Bekannten überzeugt, so brach er den Umgang nach offener Erklärung ab. Kein literarisches Verhältnis ging ihm über ein menschliches. Wesenloser Schein und das Zersplittern der Zeit und des Lebens in Kleinlichkeiten und Eitelkeiten war ihm zuwider. Aber wenn eine solche Existenz ihn auch verletzend berührte, so warf seine gute Natur den Tropfen des Unmuts bald wieder aus. So war es mit literarischen Angriffen. Seinen guten Humor konnten sie nie lange stören. Mit der Feder konnte er schärfer sein und sich dem Reize des Witzes mehr überlassen, als er es angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Überwindung, etwas Bitteres und Hartes zu sagen. Sein Haß gegen Formeln, zumal wenn sie das Gefühl des Heiligen in hohle Worten binden und beschränken wollten, war kalt und streng abschneidend. War er einmal zu einer ungerechten, leidenschaftlichen Äußerung über seine Freunde hingerissen worden, so kehrte er bald und wärmer zu ihnen zurück. Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfnis seines Herzens. Das Leben schien ihm öde, wenn dieses ungestillt blieb. Mangel an Zartheit und edler Sitte war ihm an Frauen ganz unerträglich. Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das geistig Schöne sprach immer mächtig seinen innern Sinn an, und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf.

Der Weise, dessen Ideen ein Element wurden, in dem sein Geist atmete und lebte, der ihm in den Jahren der Krankheit, wo die produktive Kraft der Dichtung schlummerte, Gesellschafter, Freund und Tröster war, hatte ihm auch Beruhigung für alle Ereignisse im äußern Leben gegeben. Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von

allen Sorgen ab und beschwichtigte oft ein physisches Leiden. Beschränkung der äußern Lage trübte seine Stimmung selten, und immer schaute er auf den Reichtum seines Geistes als auf einen sichern Schatz. Die Natur habe ihm einen bodenlosen Leichtsinn gegeben, sagte er oft; und wenn er andere durch kleine Sorgen gequält und ängstlich mit der Zukunft beschäftigt sah, pries er diese Gabe seines freundlichen Genius.

Ob er gleich größtenteils von seinen schriftstellerischen Arbeiten lebte, so hat gewiß niemand weniger als er um Geld geschrieben. Wenn er eine Arbeit ausführte, so legte er die ganze Kraft seines Geistes hinein. Nie war er ein Diener der Zeit, auch strebte er nicht, ihr Lenker zu sein. Er stand unter der Herrschaft seines Geistes, der nur das Gesetz der Wahrheit und Schönheit anerkannte.

Daß Schiller immer auf sich selbst stehen, daß er seine Lage sich selbst bilden mußte, hat vielleicht auch dem Genius in ihm seine Eigentümlichkeit bewahrt und ihm Selbständigkeit gegeben. Hätte er, wie andere Dramatiker, in der Atmosphäre und Gunst eines mächtigen Beschützers und Versorgers gelebt: wer kann entscheiden, ob nicht Dankbarkeit und Liebe den freien Schwung seines Geistes gehemmt hätten? — Wie anders würde Calderon gedichtet haben, hätte er nicht am spanischen Hofe gelebt! So stand Schiller allein in der Welt, nur auf den Laut der großen Natur in seinem Innern horchend, den die Stimme der Nation im Widerhall zurückgab. Der Schutz, die Teilnahme, die er von Höhern erfuhr, waren nie hinreichend, seine äußere Existenz zu gründen und zu sichern, und gewannen nie dauernden Einfluß auf ihn. Eigne Einsicht blieb seine Regel, und seine Geistesprodukte gediehen in ungekränkter Natur. Er hatte immer nur die Wirkung auf das große Ganze, auf die Menschheit im Auge.

Das ist wohl ein schönes Leben zu nennen, wenn die Gefühle des Jünglings sich als die Grundsätze des Mannes zeigen und bewähren. Man begeht eine Ungerechtigkeit an genialen Naturen, wenn man die sichre Folge und Haltung im Handeln, Fühlen und Meinen von ihnen begehrt, welche nur Verstandesmenschen eigen sein kann, die immer bereit sind, ihre Individualität in bestimmten Zahlen mit der umgebenden Welt in Rechnung zu stellen. Jene umgibt eine eigne Atmosphäre. Das Vorhandene ist für sie nur da, insofern sich sein Bild in ihrem Dunstkreise spiegelt und, von ihrem eignen, innern Lichte berührt, neue Lichter und Zauberfarben erzeugt. So ist's in der Liebe, so in der produktiven Imagination.

Mißverhältnisse mit der Außenwelt können sich erzeugen, die oft in entscheidenden Augenblicken die Lebensbahn verirren und in Abgründe stürzen. Glücklich der, der wie Schiller fest in der Idee der Wahrheit und Schönheit ruht und sich mit seinem Innern immer wieder aus dem reißenden Strome zu retten vermag, um an dem grünen, blumenreichen Ufer reiner Menschlichkeit zu landen! Im großen Gewebe des Menschengeschicks, in welchem Vernunft und Gefühl in ihren reinsten und höchsten Momenten die Hand der allwaltenden Güte erblicken, stehen diese höher begabten

Naturen als tröstende, leitende Gestirne über der Nacht der Zeiten, und Jahrhunderte hindurch strahlen und erwärmen ihre segenvollen Kräfte. Schiller sagte einst in einer schwermütigen Stimmung: „Wenn man auch nur gelebt hätte, um den 23. Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich nicht über sein Dasein beschweren.“ Vielleicht sagt ein Dichter dasselbe nach Jahrhunderten von einem seiner Werke.

Wenn man das kurze Leben von 46 Jahren betrachtet, dessen Hauptmomente von mir dargestellt sind, insofern sich Dokumente und glaubwürdige Zeugnisse der Erinnerung dazu fanden, so wird man über den Reichtum produktiver Kraft, den es enthält, staunen und ihm schwerlich ein anderes vergleichbar finden. Zudem waren noch die letzten 14 Jahre durch Krankheitsanfälle getrübt, die das Leben bedrohten und die heitre Kraft des Geistes hemmten.

Schillers Leben fiel in die Umgestaltung Europas, in eine schwere, für unser Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einsah und fühlte, zeigt manche Stelle in seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, die unsre bis dahin ruhige Heimat in die äußerste Bedrängnis brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres 13 erlebt, wie würde ihn der Geist und der Mut, mit dem unser Volk Taten übte und Opfer brachte, erfreut haben!

Da das geistige Leben eines Volkes in seiner Sprache liegt, in der Masse von Begriffen und Gefühlen, in den Ideen, die sie auszudrücken vermag, so kann man sagen, daß Schillers Geist mächtig auf die Erhaltung und Regeneration des deutschen Sinnes gewirkt hat.

„Das Leben der Dichter“, sagte er selbst, „kann kein bedeutendes Interesse haben, da es nur ein innerliches ist.“ Das seinige war vielleicht innerlicher als das der meisten anderen; aber eben in dieser stillen, innerlichen Tiefe, an der die Gegenwart machtlos vorüberzog, hat es eine rührende Einfalt und Größe. Das Höchste aller Zeiten stand immer vor seinem Geiste, und zu dem Höchsten und Besten wollte er auch die Gemüter der Menschen erheben.

Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur erfüllte ihn mit Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebes immer inniger und tiefer wurde. Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemütern die Überzeugung zurückließ, wenige seien edler gewesen, wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt wie er.





Der Berliner Dom.

Unter Beteiligung hervorragender Gäste aus allen evangelischen Landen, mit einer Überfülle an Prunk ist der Berliner Dom am vorletzten Tage des Februar eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden. Auch für das heutige Preußen, das sich für öffentliche Feste an viel Lärm und viel Pracht gewöhnt hat, war der Rahmen dieser Feier ungewöhnlich prunkvoll, und es hätte danach kaum noch der halbamtlichen Versicherung bedurft, daß mit dieser Feier dem Neubau gewissermaßen der Charakter des evangelischen Doms gegeben werden sollte, daß er geradezu als ein Gegenstück zur St. Peterskirche in Rom, der Dom der evangelischen Christenheit werden sollte. In jedem Fall sollte nach der Absicht des Schirmherrn und der Erbauer diese Kirche viel mehr sein, als das Gotteshaus einer Gemeinde. Daraus folgt für den Beurteiler die Pflicht einer eindringlicheren und strengeren Beurteilung. Dabei dürfen wir uns nicht damit begnügen, diesen Bau als Kunstwerk an sich zu betrachten, sondern müssen gleich die Frage hinzutun: Entspricht er dem Geiste, den er verherrlichen soll? Ist dieses Bauwerk ein Ausdruck der evangelischen Christenheit?

Ganz streng genommen sind ja in jedem Falle diese beiden Fragen nur eine. Man mag ein Kunstwerk noch so sehr vom bloß künstlerischen Standpunkt aus betrachten, es wird sich die Begutachtung aus dem Gesichtswinkel der Zweckerfüllung gerade dann nicht umgehen lassen, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, das von vornherein mit einer Zweckbestimmung errichtet wird. Und wenn die Architektur noch zahlreiche andere Aufgaben kennt, bei denen der Zweck ebenso bestimmt ausgesprochen ist, so gibt es doch keine zweite, bei der er so charakteristisch ist und so fest umrissen, wie bei der Kirche. Also wird nur jene Kirche ein wirkliches Kunstwerk sein können, die ihrem Zwecke vollauf dienlich ist, in deren Wesen dieser Zweck in Erscheinung tritt.

Es ist ja längst keine Freude mehr, über amtliche Berliner Bauten zu sprechen. Das neue Berlin wird mit jedem Jahre unschöner und geschmackloser. Es geht ihm beinahe wie seinen Bewohnern, die mit wachsendem Reichtum und steigender Betätigung dieses Reichtums auch keineswegs an Kultur gewonnen haben. Das alte Berlin war trotz oder vielleicht wegen einer gewissen Nüchternheit, jedenfalls trotz der großen Sparsamkeit, die überall hatte

walten müssen, eine schöne Stadt. Das einzige, was wir bedauern mögen, ist, daß diese Vorzeit, daß vor allem Schinkel infolge der kläglichen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, durchweg in falschem Material bauen mußte; echter Sandstein war für die damaligen Verhältnisse unerschwinglich. Wie großartig sich das Genie Schinkels zu helfen wußte, können wir ja glücklicherweise immer noch an einigen Gebäuden bewundern. Aber es ist doch keineswegs bloß dem Genie dieses und ähnlich gearteter Männer zu verdanken, wenn das alte Berlin schöner war, als das neue. Vielmehr liegt es daran, daß man den Mut der Eigenart hatte, daß man auf sein Preußentum stolz war. Und die Hohenzollern verkörperten diesen Geist des Preußentums; sie waren, von dem einzigen Friedrich I. abgesehen, durchweg sparsame, nüchterne, einfache Männer, die gerade für das Wesen der Zweckerfüllung ein starkes Verständnis hatten, denen es bei jedem baulichen Auftrag immer weit mehr darauf ankam, daß das Bauwerk seinen Zweck genau erfüllen, als daß es besonders ein Schmuck werden sollte.

Nun liegt es in der Natur der Sache, daß ein Bauen für den Zweck fast naturgemäß zu einem Bauen von innen heraus wird, daß es also vom Geiste beherrscht wird und nicht durch von außen empfangene Formgesetze. Gerade was also manchem im ersten Augenblick als undienlich erscheinen mag, trägt die stärkste Förderung des echt Künstlerischen in sich. Das Ergebnis dieses Geistes können wir in herrlichster Weise bewundern an einzelnen Berliner Plätzen. Das heißt der schönste derselben ist nun eben durch den Bau des Doms in seinem Gesamteindruck zerstört worden, und wenn im nächsten Jahr nun auch noch der Pariser Platz durch den Prunkbau eines neuen Hotels seines Charakters beraubt wird, wird man in Berlin an keiner Stelle mehr erfahren können, zu welcher monumentalen Großartigkeit sich das Zusammenwirken einer größeren Zahl dieser einfachen und schlichten Bauwerke steigern konnte. Ich gehöre zu den begeistertsten Bewunderern Dresdens und habe oft mit freudigstem Gefühle die Umgebungen des Schlosses genossen; aber ich will nicht leugnen, daß gegenüber jener Freudigkeit, jenem stolzen Besitz die ernste Sachlichkeit, die herbe Einfachheit, die fast schmucklose Nützlichkeit der alten Berliner Plätze (Lustgarten und Pariser Platz) mir einen noch fast gewaltigeren Eindruck monumentaler Größe erweckte, zumal an einem lichten Sommertag, wenn die goldige Sonne einem zu sagen schien: Diese Strenge ist ja nicht so unerbittlich, die Härte ist nicht so herb, die Einfachheit ist noch nicht Armut; diese Plätze sind wie das Volk, dem sie gehören; wenn man sie erst genauer kennen lernt, findet man hinter der harten, schmucklosen Außenseite einen traulichen und freundlichen Sinn. Vor allem ist das alles aber nur außen so; darinnen ist's behaglicher, wohnlicher und auch reicher. Das alles gehört einem Geschlecht, das nicht auf der Straße, sondern im Hause wohnt.

Die Zeit hat sich gewandelt. Berlin ist heute eine reiche Stadt, Preußen ein reicher Staat. Wir haben es nicht mehr nötig, mit kärglichem Material zu arbeiten, wir leisten uns das teuerste, leisten es uns in so gediegener Art, daß wir gründlich damit protzen können. Aber während nun gerade diese Gediegenheit des Materials die höchste Einfachheit zuließe, müssen wir doch zeigen, daß wir ein künstlerisches Volk geworden sind. Die Musen wohnen jetzt in Berlin zur Miete. Fast das ganze Jahr sind sie hier beschäftigt, und nur wenn es ihnen recht wohl sein soll, gehen sie anderswohin auf Ferien. Hier aber haben sie amtliche Dienststunden und haben jährlich so und so viele Denk-

mäler abzuliefern und in lächerlich kurz bemessenen Fristen Riesenwerke aufzuführen, die auf Jahrhunderte hinaus Stolz und Zierde dieser Stadt sein sollen. Bauwerke, für die das ganze Volk beisteuern muß, Bauwerke, die den Geist dieses Volks, sein Wesen darstellen sollen, werden hinter den grünen Tischen der Ministerialbureaus für öffentliche Bauten gleich Schulaufgaben entworfen. Wir sind eben ein Industriestaat geworden und haben Großbetrieb. Wir haben keine Zeit zu warten und etwas reifen zu lassen. Das Bild, das Berlin heute bietet, ist trostlos. Wenn in den öffentlichen Gebäuden und auf den öffentlichen Plätzen einer Stadt keine Kunst gezeigt wird, so ist das ja gewiß nicht erfreulich; aber es zeugt immerhin von einem unendlich höher entwickelten Geschmack, als wenn in jedem Winkel ein mißlungenes Kunstwerk steht. Das ist dann ins große Maß des Staatlichen übertragen, was wir mit grimmigstem Mißbehagen an unseren Privatbauten sehen müssen, wie nämlich eine in ihrer Schmucklosigkeit ehrliche, zweckdienliche und darum jedenfalls nicht unkünstlerische Anlage dadurch ins Künstlerische hineingezwungen werden soll, daß allerlei Kunst äußerlich angeklebt wird. Wenn es so weiter geht, wird Berlin nicht die „schönste Stadt" werden, wozu es ohnehin alle Aussicht verloren hat, sondern als Schulbeispiel dafür dienen können, daß die ärgste Kunstbarbarei nicht in der Verachtung der Kunst, sondern in ihrer falschen Anwendung liegt. Schier bangt mir, wenn ich diese zunehmende Häßlichkeit sehe, statt der Musen seien die — Phorkyaden bei uns eingezogen, denen Mephistopheles in der „klassischen Walpurgisnacht" (Faust II, 2) den Rat gab:

„Da müßtet ihr an solchen Orten wohnen,
Wo Pracht und Kunst auf gleichem Sitze thronen,
Wo jeden Tag behend im Doppelschritt
Ein Marmorblock als Held ins Leben tritt."

* * *

Ist es so für den Kunstfreund keine angenehme Aufgabe, über die amtlichen Kunsttaten des neuen Berlin zu berichten, so ist mir doch die Kritikerpflicht noch selten so unangenehm gewesen wie gegenüber dem neuen Dom. Denn er ist doch die in architektonischer und geistiger Hinsicht bedeutsamste Aufgabe, die das neue Berlin zu erteilen hatte, und nach beiden Richtungen hin ist die Lösung der Aufgabe nicht gelungen. —

Seit Jahr und Tag sahen wir mit ängstlichen Augen das Emporwachsen dieses umfangreichen Baues an. Längst bevor der Bauzaun entfernt war, war es für alle Kunstverständigen klar, daß die schöne Einheit, die den Lustgarten vorher ausgezeichnet hatte, ein für allemal zerrissen sei. Ich will nicht annehmen, daß die schon zu Eingang angedeutete Absicht, gegenüber der Peterskirche zu Rom hier den protestantischen Weltdom zu errichten, dazu geführt hat, daß auch für den Berliner Dom die Form der italienischen Renaissance gewählt wurde. Das wäre doch eine zu groteske Oberflächlichkeit und Äußerlichkeit. Wir wollen also annehmen, daß man sich für diese Form entschloß, weil die den Lustgarten beherrschenden Gebäude, das alte Museum, das Zeughaus und das Schloß, in mehr oder weniger ausgesprochenen Renaissanceformen gehalten sind. Aber gerade diesen breitausladenden Gebäuden gegenüber mußte man sich von vornherein sagen, daß der zur Verfügung stehende Raum viel zu klein sei. Der schmale Streifen zwischen Spree und Lustgarten, der dafür zur Verfügung stand, hätte jedem anderen Stil viel eher die Mög-

lichkeit zu großen Verhältnissen geboten als gerade der Renaissance, bei der die Höhe nur dann als verstärkend wirken kann, wenn die Breite noch viel wuchtiger auslädt. So ist gegen die Baumeister von vornherein der schwere Vorwurf zu erheben, daß sie den Plan zum Dom gänzlich ohne Berücksichtigung der gegebenen Raumverhältnisse geschaffen haben. Der Vorwurf wiegt um so schwerer, als der alte Dom diesen Verhältnissen aufs genaueste angepaßt war. Nun gibt es manche bedeutsamen Bauwerke in der Welt, die auf nicht gerade günstigen Plätzen stehen: aber es gibt vielleicht kein zweites Beispiel dafür, daß ein vorher herrlicher Platz durch ein Bauwerk in seinem künstlerischen Gesamteindruck so völlig vernichtet wurde, wie hier. Mit seinen gewaltig emporgetriebenen Massen zerreißt der Dom die Einheitlichkeit, die vorher den Platz zierte. Offenbar wollte man durch die Höhe erreichen, daß er den gesamten Platz beherrschen sollte. Aber die Höhe allein vermag nichts gegen die breiten Riesenflächen des Schlosses und des Museums. Es ist weiter nichts erreicht, als daß sich die Gebäude gegenseitig beeinträchtigen. Der Dom wirkt noch viel schmaler, als er ohnehin ist, Schloß und Museum aber wirken gegenüber der in die Höhe getriebenen Kuppel niedrig und gedrückt. Ich glaube bestimmt daß, wenn man ganz kühn eine gotische oder romanische Kirche hingestellt haben würde, der Platz viel einheitlicher wirken würde. Es gibt nichts Lächerlicheres als den Glauben, daß die künstlerische Einheitlichkeit eines Platzes durch die Anlage im gleichen Stil bedingt sei. So viel hätte man doch gerade hier in Berlin von dem Mißerfolg lernen müssen, den die Vereinheitlichung der Stilcharakters in der Umgebung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche herbeigeführt hat. Es wirkt keineswegs erhebend, wenn Kaffeeräume, Zigarrenläden, Delikateßhandlungen, Tierhäuser (des Zoologischen Gartens) und womöglich die Bedürfnisanstalt in denselben Formen und wohl gar in demselben Steinmaterial prunken wie die Kirche. Dagegen kann man sich auf jedem Platze unserer alten Städte davon überzeugen, daß der Reiz dieser Plätze durch eine in der geschichtlichen Entwicklung ja bedingte Stilverschiedenheit eher gehoben als gemindert wird, sofern nur — und darin liegt das allein Ausschlaggebende — die allgemeinen Größenverhältnisse künstlerisch und vernünftig zueinander abgestimmt werden und die Gebäude an sich etwas wert sind. Nun gebe ich zu, daß bei der vorhandenen Stileinheitlichkeit des Lustgartens die Wahl des Renaissancestils für den neuen Dom nahe lag, trotzdem gerade dieser Stil für den evangelischen Kirchenbau so wenig sich eignet, wie nur einer. Aber gerade dann ist die Verschiebung der Raumverhältnisse ein um so größerer Fehler, denn man hatte im alten Dom das genaue Vorbild dafür, welche Größe ein Renaissancebauwerk an dieser Stelle haben durfte.

Die Nichtberücksichtigung der Raumverhältnisse hat auch den Dom als Bauwerk selbst aufs schwerste geschädigt. Die größte Länge des Bauwerks beträgt 112 m, die größte Höhe 105 m. Da diese Höhe nicht durch einen spitzen, schlanken Turm, sondern durch eine breite, massige Kuppel gewonnen wird, ist das Verhältnis von vornherein ein unglückliches. Man hat den Eindruck, als sei der ganze Bau überhaupt nur ein Vorwand für einen riesigen Kuppelbau. Dieser steht auf einem für seine Verhältnisse viel zu schwachen Unterbau; er lastet auf ihm und erdrückt ihn. Die Kuppel wuchtet unorganisch und unharmonisch empor und ist mit den übrigen Teilen der Kirche in kein Verhältnis zu bringen. Der Baumeister hat sie von vier Türmen flankieren lassen, die den unglücklichen Eindruck noch vermehren, denn diese Türme

selbst sind — ich finde kein deutsches Wort — banal und stören überdies, da sich ja kein freier Platz für eine volle Besichtigung des Bauwerks gewinnen läßt, fast auf allen Stellen durch die Schnittlinien den auf den Mittelpunkt der Kuppel gerichteten Blick. Der Raum war eben gerade für einen Renaissancebau viel zu eng. Es fehlen völlig die für die Renaissance unentbehrlichen breiten Flächen, nirgendwo verspüren wir die erhabene Ruhe der Massigkeit. Man hat immer und immer wieder betont, daß der Erbauer, Professor Raschdorff, den Stil der Renaissance bis in alle Einzelheiten beherrsche. Das ist eine geradezu unsinnige Behauptung. Er kennt ihn, gewiß, und ich will ohne Beweis zugeben, daß sich jede architektonische Einzelheit am Dom aus berühmten Bauwerken der Renaissance belegen läßt; aber der Erbauer war kein Beherrscher, sondern ein Sklave des Stils. Er war es in so hohem Maße, daß es ihm nicht gelang, den geringen Raumverhältnissen Rechnung zu tragen und danach die Formengebung zu gestalten. Es ist ja fast selbstverständlich, daß wir im großen Berlin nur von den größten Bauwerken der Renaissance lernen konnten. So wurde das Modell oder, wenn man recht vorsichtig sein will, die Vorbilder für unsere Verhältnisse viel zu groß gewählt. Durch ihre getreue Befolgung ergab sich auf dem kleineren Platz eine Zusammendrängung, infolgedessen Einschiebung und Verschachtelung, die jegliche breit ausladende Größenwirkung unmöglich machte. Am allerschlimmsten ist das auf der Südseite, wo der Blick umsonst nach einer Fläche sucht, auf der er ruhen kann. Diese Unsinnigkeit in den Größenverhältnissen zeigt sich auch in dem Triumphbogen, der über dem Westportal lastet; in welchem Verhältnis er zu dem kleinen Eingang stehen soll, ist einfach nicht zu denken. Überhaupt zeigt sich beim Dome im allerschroffsten Maße wie bei einer großen Zahl von gerade im Renaissancestil aufgeführten neuen Bauten die Beobachtung, daß diese Baumeister ein starkes Hervortreten der Grundform nicht vertragen und noch weniger die Bedeutung der Flächenbildung beim Renaissancebau erkannt haben. Was hier am Dom der Baumeister selber noch nicht verdorben hatte, das wird durch die Ausschmückung zugrunde gerichtet. In jedem Winkel und an jeder Ecke sind Schnörkelwerk und Verzierungen angebracht, jede Fläche soll um jeden Preis geschmückt werden. Das Ganze wird von jenem geradezu barbarischen Grundsatz beherrscht, der die Berliner Mietshäuser in einen so schrecklichen Ruf gebracht hat: daß man ein Bauwerk damit am besten zu schmücken glaubt, wenn man möglichst viele Schmuckstücke daran klebt. Das Auge findet so überhaupt keinen Ruhepunkt mehr. Dabei erhebt sich nicht ein einziges dieser Schmuckstücke über den Durchschnitt; nicht ein einziges vermag sich von der Konvention zu befreien.

Doch mag das Urteil über diese Einzelheiten ausfallen wie es wolle, die Hauptsache bleibt der Gesamteindruck, und dieser ist leider, wie aus unseren bisherigen Ausführungen hervorgeht, völlig verfehlt. Er ist so weit verfehlt, daß der völlig naive Beschauer, wenn er vor den Dom tritt, gar nicht daran denken wird, daß er vor einer Kirche steht. Er wird an einen großen Ausstellungspalast oder irgend an ein profanes Bauwerk denken, schwerlich gerade an eine Kirche. Sicherlich liegt das mit daran, daß von vornherein in der langen Geschichte des Berliner Dombaus, die auf die Zeiten Friedrich Wilhelms IV. zurückreicht, bestimmt war, daß die Zentralkirche zur Grundform zu wählen sei. Gerade diese aber ist für deutsches Empfinden am allerwenigsten zu einem Kirchenbau geeignet. Keiner, dem es nicht auf ein architektonisches Kunststück, sondern auf den Eindruck eines Gotteshauses ankommt, bedauert

es, daß bei der römischen Peterskirche die ursprünglich geplante Zentralanlage aufgegeben wurde. Denn jetzt ist es in genialer Weise dem Baumeister gelungen, den Kuppelbau nur zum Steigerungsmittel einer in allen ihren Massen gewaltigen und riesigen Anlage zu machen, nicht aber diese Anlage um des Kuppelbaus willen verkümmern zu lassen.

Der Kuppelbau des Berliner Doms an und für sich betrachtet ist, wie wir uns beim Eintritt in das Innere überzeugen, eine tüchtige architektonische Leistung. Die Maße sind gewaltig. Der Abschluß der Kuppel ist 74 m über dem Fußboden der Kirche, die Spannung beträgt 33 m. Die Anlage der achteckigen Rotunde, die Zwickel, der Tambour, die Verhältnisse der Bogenschwingung bis hinauf in die Laterne sind klug berechnet und untereinander harmonisch abgestimmt. Gleichwohl war bei der ersten Besichtigung auf allen Seiten von Enttäuschung der allerdings durch die vorangehenden Mitteilungen hochgespannten Erwartung zu hören. Wie kommt das? Zum Vergleich sei angeführt, daß der ganze Dom in die St. Peterskirche in Rom hineingestellt werden könnte, wobei dann die Kreuzblume noch nicht einmal in die Laterne der dortigen Kuppel hineinreichen würde. Dennoch hat man bei der Kuppel der Peterskirche im ersten Augenblicke vielleicht nicht in gleichem Maße das Gefühl einer gewaltigen Höhe, einer riesenhaften Größe wie hier; wohl verstanden: im ersten Augenblick. Dann aber machen wir die Erfahrung, daß im Berliner Dom der Eindruck der Größe sich stetig abschwächt, während er in der Peterskirche umgekehrt fortwährend wächst, so daß man dort schließlich das Gefühl einer unendlichen, unbegrenzten und unfaßbaren Größe mit sich fortnimmt, während hier der letzte Eindruck der einer schmerzlichen Enttäuschung ist. Man hat sich nach verhältnismäßig kurzer Zeit an das unbequeme Zurückwerfen des Kopfes gewöhnt, und jeglicher Eindruck des Ungewöhnlichen ist damit verloren. Das liegt vielleicht zum Teil daran, daß die Kuppel im Verhältnis zum Durchmesser zu hoch ist. Aber die eigentlichen Gründe liegen doch tiefer und müssen wenigstens kurz geschildert werden.

Der überwältigende Eindruck der Peterskuppel liegt zunächst daran, daß man Maßstäbe für diese Größe hat. Man ist durch gewaltige Säulenhallen gegangen, man stand vor hochragenden Altären, man bewunderte ausgedehnte Bildwerke, und nun sagt man sich: Wenn alles das, was uns schon einen so gewaltigen Eindruck machte, gegenüber dieser Kuppel klein und niedrig erscheint, wie unendlich groß muß diese Kuppel erst sein. Und der Blick fängt an zu wandern. Nur allmählich gelangt er hinauf zur Höhe, denn in jedem Winkel, in jeder Bogenrundung halten ihn neue Eindrücke fest, Eindrücke, die alle im Riesenmaß gehalten sind, die alle für sich bereits eine gewaltige Größe bedeuten. Aber das alles ist ja nur ein Teilchen des Ganzen, die Eindrücke sammeln sich, sie häufen sich, sie werden zu einer Summe, die man kaum fassen zu können glaubt, die man nicht fassen würde, wäre sie nicht grade durch die Kuppel zu dieser erhabenen Einheit zusammengeschlossen. Aber man würde das alles ja nicht so empfinden, nicht so in sich aufsammeln können, wenn nicht in unvergleichlicher Weise dieses Aufnehmen dem Auge erleichtert wäre. Wie wunderbar ist das Licht gedämpft, so daß das Auge in dem weiten Raum ohne Ermüdung, ohne jegliche Anstrengung sich umsieht. Überall sind durch die straff hervortretende Gliederung, durch die Behandlung des Steinmaterials, durch die Bemalung Anhaltspunkte und Ruhepunkte der Betrachtung geboten. So sind wir imstande, zu sammeln, zu vergleichen, am Vergleichen der Einzel-

heiten, am wechselseitigen Abmessen allmählich der Erfassung des Ganzen uns zu nähern und zum Begreifen dieser Riesengröße zu gelangen. Jeder neue Besuch, jede neue Besichtigung vertieft, erweitert und vergrößert den empfangenen Eindruck.

Man müßte fast Satz für Satz ins Gegenteil verkehren und hätte damit die Art der Kuppel des Berliner Doms geschildert und damit die Gründe aufgetan, weshalb der im ersten Augenblick nicht ungünstige Eindruck sich stetig abschwächt. Zunächst fehlt hier jede Möglichkeit, Maße zu gewinnen. Wir sehen eigentlich überhaupt, wenn wir uns in der Kirche befinden, nur die Kuppel. Das Vorhandensein der zwei Seitenkirchen, Taufkirche und Denkmalskirche, ahnen wir, wenn wir in dieser Predigtkirche stehen, nicht einmal. So fehlen unserm Auge Maßstäbe, die ohne alles Denken, einfach mit Naturnotwendigkeit sich unserem Geiste einprägen; sodann ist uns eigentlich überhaupt nur ein erster Eindruck möglich, die eingehende nähere Betrachtung ist fast unmöglich gemacht. Durch 24 große Fenster fällt das Licht mit voller Grelligkeit in den Raum, und selbst wenn hier einmal in künftigen Zeiten die farblosen Scheiben durch gemalte Fenster ersetzt werden sollten, so wird auch das nicht sehr viel helfen, denn das grelle Weiß der Kuppelwände wird auch dann noch den Augen keine Ruhe gewähren, der Eindruck der Kälte und Nüchternheit wird niemals zu verwischen sein. Vollends so, wie es jetzt ist, lösen diese Lichtmassen die Gliederung des Kuppelbaus völlig auf. Die einzigen lebendigen Farbenwerte, die in der Laterne angebrachten Mosaikbilder der acht Seligkeiten, nach Entwürfen von Anton von Werner, sind gänzlich außerstande, auf die darunter liegenden Kuppelwände und den Tambour wärmere Töne zu werfen. Die völlige Auflösung aller Umrisse durch das flutende Licht ist so stark, daß die vier riesigen Zwickelreliefs Otto Lessings nur mit Mühe zu erkennen sind, daß man die acht großen Standbilder der Reformatoren und Schützer der Reformation, die auf den das Achteck der Grundform betonenden Pfeilern stehen, fast suchen muß. Nun ist es freilich gerade nicht sehr schade, wenn diese Marmorgestalten auf dem weißen Hintergrund fast verloren gehen, denn sie sind würdige Seitenstücke zur Siegesallee, wo man die Leistungsfähigkeit der offiziellen Berliner Bildhauerwelt ja viel bequemer studieren kann. Erst sehr weit unten kann das Auge ruhig betrachten, und man begreift es nicht, daß die hier erzielte Wirkung für die Erbauer nicht noch im letzten Augenblick lehrreich geworden ist; denn trotz der lebhaften Farben, trotz der fast zu reichen Anwendung glänzenden Gesteins und trotz der allzuhellen Tönung des Eichenholzes ist hier Wärme und harmonische Gesamtwirkung erreicht. Sie ist leider nicht mehr imstande, den Eindruck öder Nüchternheit und stimmungraubender Kälte aufzuheben, der durch die Gesamtlage in immer steigendem Maße hervorgerufen wird.

In denkbar schroffstem Gegensatz ist der Chor gegenüber dem Kuppelbau nun ganz in leuchtende Farben getaucht. Hier flimmert es von Gold. Es kommt zur ausschließlichen Verwendung an der Altarrückwand. Die an sich sehr wertvolle, aus dem alten Dom stammende Apostelgalerie und die Kandelaber sind golden; Gold prangt an den Marmorsäulen, Gold an den Gittern der Seitenlogen, Gold an den Türen, so daß man den unangenehmen Eindruck einer überladenen Protzerei empfängt. Ich will mich sonst wegen Einzelheiten nicht aufhalten, will nicht des näheren dartun, daß nicht ein einziges der zahlreichen Schmuckmittel, die jetzt bereits angewendet sind, selbständigen oder eigenartigen Wert besitzt, freue mich allerdings, wenigstens das eine fest-



Schillers Büste von Dannecker (1794)

stellen zu können, daß man nicht, wie wir es von anderen Bauten bereits gewöhnt sind, nun gleich alles fix und fertig haben wollte. Es ist hier sehr viel Gelegenheit für künstlerische Stiftungen geboten, und wir wollen hoffen, daß sich unter diesen auch wertvolle Gaben befinden werden. Vor allen Dingen wollen wir hoffen, und auf diesen einen Punkt wenigstens muß ich eingehen, um zu zeigen, welch unglücklicher Stern über dem ganzen Bauwerk geschienen hat, daß dann die drei Altarfenster, die bereits jetzt gestiftet worden sind, durch neue ersetzt werden. Es sind ja nicht die Fenster gestiftet worden, sondern das Kapital dazu, und es liegt sicher im Geiste der Stifter, daß die gespendeten Summen eine würdigere Anwendung finden als hier. Ich will noch nichts dazu sagen, daß auch hier die Entwürfe von Anton von Werner herrühren, dessen ganze Kunst auch dem wohlwollendsten Beurteiler sicher nicht als die für eine Kirche geeignete erscheinen wird; aber die technische Ausführung dieser drei Fenster ist geradezu schmählich. Wenn man schon sich Scheiben aus der Diaphanieindustrie, die dem an sich guten Grundsatz „schmücke dein Heim" einen so verächtlichen Beigeschmack verschafft hat, bestellt und hier eingefügt hätte, der Eindruck wäre nicht schlimmer. Daß die malerischen Entwürfe ohne jegliche Rücksicht auf die Bedingungen der Glasmalerei angefertigt sind, nehmen wir beinahe als selbstverständlich hin; aber dabei blieb es nicht. Während unsere Kunst gerade im letzten Jahrzehnt in der Glasmalerei, in der Herstellung farbiger Glasflüsse bedeutende Fortschritte gemacht hat, während man so einerseits die technischen Vorbedingungen errungen hat, mit Hilfe derer wieder vollendete Leistungen, wie wir sie an alten Glasfenstern bewundern, zu erreichen sind, andererseits unsere Künstler den besonderen Stil dieser Aufgabe erkannt haben, wurden hier die völlig stillosen Entwürfe Werners in einer Technik (Luce flores) ausgeführt, die allen Sonderanforderungen der Glasmalerei geradezu ins Gesicht schlägt. Man hat mit Glasfenstern gewissermaßen einen Ölfarbendruck herzustellen versucht, indem man die Fenster nicht aus einzelnen vollfarbigen Glasflüssen zusammengesetzt hat, sondern durch drei übereinandergelegte farbige Scheiben die Töne herzustellen sucht. Das Ergebnis ist einfach trostlos. Das ist ein Unglück, gewiß; aber hat man das denn nicht schon längst gemerkt, hat man denn keine Versuche mit dieser neuen Technik gemacht, bevor man den schönsten Schmuck, der einer Kirche werden kann, damit herstellte?!

Einen günstigeren Eindruck hinterläßt die Denkmalskirche mit ihren in Marmor ausgekleideten Wänden, die durch die dunkle Bronze an den Basen und Kapitälen der Säulen eine schöne Gliederung erhalten. Und auch das Gruftgewölbe vermag, obgleich das Tageslicht etwas zu hell hineinfällt, eine weihevolle Stimmung zu erzeugen. Aber das Gesamturteil über den Dom kann dadurch leider nicht verändert werden. Er ist in architektonischer Hinsicht ein mißlungenes Bauwerk. Er ist aber auch nichts weniger als eine evangelische Kirche. Man könnte allenfalls sagen, daß er die charakteristischsten Merkmale des katholischen Kirchenbaus abgeschwächt hat, natürlich nur insoweit, als die Befolgung des vom katholischen Kirchenbau übernommenen Stils es zuließ. Man käme also dazu, zu sagen, der Dom sei eine schlechte katholische Kirche. Vom Geist des evangelischen Kirchenbaus lebt in ihm auch nicht ein Hauch. Und das erst ist für mein Gefühl die volle Verurteilung, die über dieses umfangreiche Bauwerk gefällt werden muß.

Dr. Karl Storck.



Vom kleinen Welttheater.

Klara Viebig packt mit resoluten Händen ihre Stoffe aus den drängenden Nöten des Lebens. Das Triebhafte elementarer Geschöpfe sucht sie darzustellen und die Pole ihrer Kunst sind Hunger und Liebe.

In einem Dramen-Zyklus „Der Kampf um den Mann" (Buch bei Egon Fleischel & Ko., Berlin), der in innerem Zusammenhang mit der Novelle vom „Weiberdorf" steht, hat sie jenen „Prozeß", der nach Hebbel „zwischen den Geschlechtern anhängig gemacht ist", zur Erscheinung gebracht. Doch nicht mit psychologischer Spintisiererei, nicht mit dem spürenden Sinn für das Problematische, diese Schriftstellerin geht mehr auf die Simplizität der Charaktere, auf die ungebrochenen, undifferenzierten Gefühle aus. Sie bildet lieber Erdgeschöpfe, die der Natur noch nahestehen, als daß sie schillernde, durch vielfältige Kulturmischungen komplizierte Charaktere analysiert. Zolas „La Terre" ist ihre künstlerische Heimat. In solchem Boden, zwischen Himmel und Erde, wie eine Milletsche Gestalt, wurzelt die stärkste Erscheinung dieses Zyklus, die „Bäuerin", die in einer Matinee von Rosa Bertens mit schicksalsstarker Wucht verkörpert wurde.

Dieser Einakter ist der energischste Wurf der Reihe.

Typisch der Stoff, aber das Geschehen zu markiger Gegenwart zusammengeballt.

Typisch der Stoff: die Mitte-Lange-Bäuerin, die reichste im Dorf, eine alternde Frau, hat sich nach dem Tod des Bauern den jungen Großknecht zum Mann genommen. Doch sie wird des späten, und wie sie sicher fühlt, letzten Glückes nicht froh, fressende argwöhnische Eifersucht verzehrt sie. Und — das ist ein echter Zug — diese Eifersucht kommt nicht allein aus Leidenschaft und Sinnlichkeit, sie kommt auch noch aus der unbändigen Herrschsucht, aus dem Bauerntrotz auf Reichtum und Besitz, der auf sein Eigentum, auf sein Geschöpf feste Hand legt und nicht einmal den begehrsüchtigen Blick der anderen erträgt.

Um solch Gefühl bis in die Tiefe auszuschöpfen, fand Klara Viebig eine fruchtbare Situation. Zwischen Leben und Tod schwebt sie. Der junge Bauer liegt im Sterben, und die Bäuerin, der es bei den Fieberphantasien klar geworden, daß er eine andere, eine Junge, liebt, bittet in einem wilden, aufrührerischen Gebet um seinen Tod. Sie will ihn lieber tot, da gehört er ihr für immer, da „wird sie liegen an seiner Seite bis in Ewigkeit", als daß sie ihn lebendig an die andere verliert und ein Spott wird.

Aus einem katholischen Volksbrauch wird hier dann noch eine große tragische Wirkung geholt.

Zu dem Aufgegebenen kommen die „Jungfrauen vom Rosenkranz", mit Gebet und Gesang ihm das Scheiden leicht zu machen, seine Seele zu befreien und loszulösen. Und unter den Mädchen ist die, die den Sterbenden liebt. Ein Doppelkonflikt ist hier mächtig: sie, die um sein Leben flehen möchte, muß um seinen Tod beten; sie, die ihm als Rosenkranzjungfrau das Ende erleichtern soll, muß es ihm erschweren, denn dem Glauben nach hilft das Gebet nicht, wenn eine dabei ist, die „nicht rein an Seele und Leib".

Es gelang in packender Polyphonie die Register der vielfältig gemischten Stimmungen zum Austönen zu bringen. Die Mischung religiösen Zeremoniells voll einer gewissen unpersönlich-anteilslosen Geschäftigkeit, und im Hintergrund

lauernd die leidenschaftlichsten Gefühle zweier Frauen in Haß, Todesangst, Verzweifelung. Durch die Marienhymne glaubt man den kreischenden Aufschrei gequälter Geschöpfe zu vernehmen.

Und die Atmosphäre spannt sich, geladen, zum Zerspringen, bis von den Rosenkranzjungfrauen eine ohnmächtig zusammenbricht. Die anderen tragen sie hinaus; in diesem Augenblick reißt sich der Mann von seinem Lager auf, er schreit einen Namen: „Cilla", wild ringend. Da drückt ihn die Bäuerin in der Wut der Gewißheit zurück in die Kissen. Und er stirbt ihr unter den Händen.

Mit unerbittlicher Konsequenz hat Klara Viebig ihren Stoff durchgeführt in herben, harten Zügen, starr und holzgeschnitzt, so wie die kalte, eckige, mitleidslose Maske der Rosa Bertens war, Lukas Cranachschen Bildern gleich.

Aus der Sicherheit des Tones fällt nur der etwas buchmäßig-papierene Lyrismus heraus, der refrainartig — „Flachs blüht, wo die Weiden am Lug stehen", — das Liebesmotiv zwischen Cilla und dem Bauern angibt und der in den Fieberphantasien zum Verräter wird. Die „Liebe auf dem Lande" verziert sich wohl kaum mit Ornamenten des Naturgefühls, sie pflückt vielleicht Blumen, aber sie spricht nicht „poetisch" davon.

Die Charakteristik des Herben liegt der Viebig besser als die zarten Töne „leisen Flehens, süßen Wimmerns". Und der Bäuerin gab sie in einem Abgang voll Echtheit jenen strengen selbstbeherrschten Sinn für Form, jene abwehrende Hoheitsgeste, wie sie nur Königs- oder Bauernstolz aufbringt: „Geht, tut dem Gesinde ansagen und dem Vieh, der Herr is tot. Un zum Küster tut schicken, daß der läuten soll, ... Un zu denen vom Rosenkranz sprecht: De Bäuerin tut sich scheene bedanken fürs Beten — es hätt' geholfen. Un heut über drei Tagen tu ich se laden zum Leichenschmaus, ich, die trauernde Witfrau vom Mitte-Lange-Bauer selig — ich tu se laden — die Jungfern alle!" Das ist im Stil außerordentlich getroffen, wie hier die Bäuerin tränenlos jeden Affekt unterdrückt und starr nach Gebrauch und Formel handelt.

Und wesensverwandt, wenn auch größer, steigt eine Gestalt der Marie Ebner-Eschenbach auf, „Maslans Frau". Von alttestamentarischer granitner Schroffheit ist dies Lebenskapitel von dem Mann und der Frau, die leidenschaftlich in Liebe und Zorn sich in einem aufgewühlten Erbitterungsmoment die Gemeinschaft mit wilden Schwüren aufgekündigt und sich diese Schwüre in jähverbissenem Trotz und fanatisch-religiösem Ehrgefühl halten. Und selbst auf dem Totenbett gibt er nicht nach und ruft sie nicht. Und sie geht nicht zu ihm. Und auf den Zuspruch erwidert sie, sich emporrichtend, während „ein seltsam fremdartiger Zug, etwas wie ein weltverschmähendes Lächeln sich in den strengen Linien ihres Mundes ausprägt: Wenn mein Mann stirbt, wie Gott will. Ich bin eine Witfrau seit vielen Jahren. Dieses Leben haben wir uns verdorben, aber es gibt ein anderes, ein besseres, das wollen wir uns nicht verderben." Als Toten erst nimmt sie den Mann wieder in ihrem Hause auf, ein Leichenbegängnis rüstet sie, wie ein Opferfest ihrer stolzen Trauer und ihrer unantastbaren Würde. Und als der Zug naht, der ihn ihr bringt, steht sie da, aufrecht, stumm und tränenlos. Sie teilt ihr Gefühl nicht mit.

Ein anderes Schicksal zwar, aber der elementare Grundzug der Naturen ist wesensgleich, und zwei Dichterinnen haben ihn gefühlt und zum Ausdruck gebracht.

* * *

Das Thema vom „Kampf um den Mann" wird auch in einer Komödie von Hans Brennert und Hans Ostwald „Der Kaiserjäger" variiert.



Der Boden, auf dem sie spielt, ist die „Mutter Landstraße". Aber was Schmidt-Bonn in seinem so benannten Stück teils lyrisch, teils balladesk zu paraphrasieren versuchte, wird hier, wenigstens im Anfang, mehr humorhaft gewendet.

Die Farben, die Züge und die Requisiten stammen aus Hans Ostwalds Buch „Vagabunden". Ostwald schilderte hier seine Erinnerungen vom „Leben auf der Walze", das er wie Gorki selbst erprobt. Interessante ethnographische Kapitel voll scharfer Beobachtung und eindringenden menschlichen Verständnisses. Dabei ein starkes Gefühl, wie es ja auch Gorki hat, für die Phantasie besitzlosen, freizügigen Wanderns, ohne Zwang, ohne Grenzen, und dabei auch wieder die ungeschminkte Wiedergabe des Hintergrunds jener Freiheit voll Hunger und Elend. Für das Theater wurde das etwas leichter eingestimmt. Der düstere Hintergrund wurde außer Gesichtsweite geschoben und die „Fahrenden" etwas mehr auf den Lumpacivagabundus-Possenton eingestellt. Die Menschencharakteristik verdünnte sich dabei, aber dafür gab es recht gelungene Situationscharakteristik, und vor allem sehr gut gefundene Situationen. Sie ergeben sich aus der Berührung zweier Welten: der eingesessenen dörflichen Bauernschaft und der Stromer. Und das vermittelnde Schicksal dabei ist der Landrat, der — es ist Arbeitermangel — das liederliche Kleeblatt zur Feldarbeit preßt.

Was nun unter den neuen Umständen für Wandelungen sich ergeben, wie durch diese neuen, anders gearteten Elemente in dem kleinen Ort allerlei Änderungen sich vollziehen, das wird humorvoll und charakteristisch gespiegelt. Und der „Kampf um den Mann" ist dabei das Treibende. Die Eindringlinge erobern sich den Boden durch die Weiber. Es ist nun weiter sehr witzig, wie der eine der drei, seines Zeichens Friseur, sich schnell einnistet, gefügig die Konstellation erkennt und mit Landrats Protektion ein wohlgesitteter Schwiegersohn wird, der nun außerordentlich verächtlich auf die früheren Brüder von der Landstraße herabsieht.

Sein Gegenbild ist der „Kaiserjäger", dem wirklich die Ungebundenheit im Blut sitzt, der sich in die Ordnung nicht schicken kann und wieder davonzieht in das alte, ungebundene Wandererleben. So echt psychologisch das sein mag, so verfehlt ward dafür der Ausdruck genommen. In die Charakteristik dieses „Stromers" kommt etwas hinein, was auch bei Gorki oft als schief berührt: eine gewisse „poetische" Stilisierung, eine phantastische romantische Steigerung durch Lyrismen. Bei Gorki geht das eher noch an, die Ferne macht es möglich; die Gorkischen „Wanderer" haben ja auch immer einen Vorstellungszusammenhang mit den mittelalterlichen Bettelbrüdern, „Barfüßer" sind sie, und gleich indischen „Bairaghis" haben sie alle Fesseln bürgerlicher Existenz abgestreift, um unter dem Himmel vogelfrei ihr eigenes Leben zu führen mit ihren Gedanken und der Natur.

Zu den Steppen, zu der grenzenlosen russischen Landschaft stimmt das, aber papieren und gemacht wirkt es, wenn bei Ostwald und Brennert in dem märkischen Dorfkrug der Kaiserjäger, der ehemalige österreichische Kellner, vor den Bauern einen Freiheitshymnus in der Weise von Wanderers Sturmlied anstimmt, ehe er vor seiner Frau Wirtin Reißaus nimmt. Vorher hatte er, was schon bedenklich war und von ihm das Schlimmste befürchten ließ, eine sentimental-papierene Zwiesprach mit einem Vögelein im Bauer über das Thema des goldenen Käfigs gehalten.

Man kann hier die interessante Beobachtung machen, daß bei allem Gestalten das Richtiggewachsene und die Taktsicherheit der inneren Vorstellung, das Stilgefühl für das Passende und das Nichtpassende viel wichtiger ist als die tatsächlichen stofflichen Erfahrungen. Die Erfahrungen, die Ostwald hat, haben für diese Szenen gar keinen künstlerisch wirkenden Einfluß geübt und sich einfach durch theatralische Konvention überrumpeln lassen. Wohingegen ein Mensch von sicherem Stilgefühl, von ausgebildetem Gefühlstakt den Ton der Schilderung auch für Situationen treffen kann, die er äußerlich nie durchgemacht.

* * *

Aus solchem primitiven unkomplizierten Kreis führt in verschlungenere Gänge eine Tragikomödie „Schusselchen" von Georg Reicke. Die „kritischen Tage" der Ehe sind sein Thema. Er wollte wohl zeichnen, wie in einer Gemeinschaft ganz allmählich durch kleine, scheinbar unbedeutende Äußerlichkeiten zwei Menschen die starke Verschiedenheit ihrer Naturen zur unzweifelhaften Bewußtheit kommt und sie innerlich immer weiter voneinander abrücken, während sie beide doch so gern ihre Liebe halten möchten. Reicke nahm für sein Paar eine Frau, die ein lieber, lustiger Irrwisch ist, ein „Schusselchen", phantastisch, unpraktisch, wie verlaufen im Leben, allen Notwendigkeiten gegenüber verkehrt, so daß sie es nie recht machen kann. In der „Korrektheit", unter „vernünftigen" Menschen erfriert sie. Sie ist von der Rasse mancher Böhlauschen Temperamente, im „Rangierbahnhof" und im „Halbtier" sind ihre Schwestern, und aus dem Halbtier stammt auch der Schädel, den Schusselchen als imaginäre Mitgift in die Ehe bringt. Der Partner in dieser Ehe ist nicht schlechthin ein trockener Pedant, so einfach machte sich Reicke die Sache nicht. Schusselchens Mann hat für das Wesen seiner Frau heiter-verständnisvollen Sinn, wenigstens im Anfang. Dann aber kommt dieser Sinn in Konflikt mit dem immer stärker in ihm sich regenden Ordnungssinn, der auch ästhetisch durch das Drunter und Drüber der Wirtschaft, durch die Zerfahrenheit der äußeren Lebenseinrichtung geärgert wird. Was anfangs komisch wirkte, die Technik, Flecke mit Ölfarbe zu bemänteln, Krawatten als Lesezeichen zu benutzen, das wird jetzt bedenkliches Zankmotiv.

So ist dies Ehestück angelegt. Es hätte zu einer tragischen Groteske von der „Tücke der Objekte" werden können, die Macht über die Nerven bekommen und mit heimlichem Nagen die Grundlagen eines Glückes zerstören. Reicke aber hat seinen Weg nicht so konzentriert gesehn und ist etwas unsicher allerlei anderen Wegweisern folgend abgebogen. Er wirft plötzlich Noramotive hinein, sein Schusselchen will ernst genommen werden und nicht bloß Spielzeug sein.

Schließlich wird der ganze Handel auf den dramatisch-bequemen, aber in diesem Zusammenhang etwas banalen Boden der ehelichen Untreue verlegt und damit das Stück vollkommen umrangiert. Schusselchen erfährt, daß ihr Mann sie betrügt, was in gar keinem ursächlichen Zusammenhang mit ihren Eigenschaften steht. Sie wird dadurch ganz haltlos und verfällt einem für diesen Zweck bereitgehaltenen Vetter. Und die Sache wird im letzten Akt so geschlichtet, daß die beiden Untreuen sich gegenseitig verzeihen, und für Mann und Frau eine neue Ehe beginnt. Hier macht sich Reicke die Ordnung der menschlichen Dinge denn doch allzu einfach. Ihm schwebte etwas Vages von einer „neuen Ethik" vor, von der Philosophie des wahrhaft guten Menschen: „Güte ist Macht".



Aber er machte solche Erkenntnis nicht durch Menschen lebendig, sondern er nahm die hierfür ganz ungeeigneten Figuren, blies ihnen die ethische Rolle ein und zog an dem Faden, daß sie die versöhnenden Eintrachtsgebärden machten.

Sehr wenig glücklich ist es auch, daß Reicke bei dieser Szene den verbummelten, vertrunkenen Schwiegervater als Verkündiger der Güte auftreten läßt. Dadurch wird der Mangel an Glaubwürdigkeit noch fataler bemerkbar. Der Ausgang dieses Ehekrieges beruht nicht auf wirklich reinigendem Austrag, sondern auf einer momentan-täuschenden dramatischen Wunderkur. Wunderkur ist aber meist nichts anderes als Kurpfuscherei.

* * *

Neben den Schilderern, die ihren Spiegel so aufstellen, daß das Bild darin eine Wirklichkeitsillusion ergibt — ein Ziel, das selten überzeugend erreicht wird —, gibt es andere, die bewußt zeigen, daß sie Spiegel- und Guckkastenabbilder des Lebens bringen wollen. Sie rahmen ihre Spiegel ein, sie schleifen Facetten hinein, sie betonen das Künstliche, den Schein ihres Tuns, sie kommen als moderne Marionettenspieler und nennen ihre Welt bewußt und mit Absicht ein kleines Welttheater. Der Däne Gustav Wied liebt solche Gattung. Eine Probe davon sah man in seinem Akt „Eine Abrechnung", der mit der Viebigschen „Bäuerin" zusammen in Dr. Martin Zickels Lustspielhaus in einer Matinee aufgeführt wurde.

Wie ein Schattenspiel war das, oder wie einer jener Reigen, die aus alten Kunstuhren beim Schlag der Stunde aus den Pforten treten, gravitätisch possierlichen Umgang halten und im Dämmern verschwinden. Was hier vorgeht, ist gleichsam jenseits des Lebens. Uralte Menschenkinder treiben ihr wunderlich-barockes Wesen mit Humoren und Nachdenklichkeiten; das Altenheim, das Altmännerstift, in dem sie hausen, ist wie eine Welt für sich, eine Insel der Ruhe, an die nur von weitem die Brandung der Gegenwart schlägt. Mannigfache Temperamente sind hier beieinander, und wie jedes nun sich eigensinnig zum Ausdruck bringt, unabhängig von allen den Interessen und Rechnungen und Rücksichten, die da draußen gelten, das ist fast wie bei den Kindern. Diese Greise, diese Lebenspensionäre, die abseits der Zeit ihre letzten Tage fristen und feiernd zuschauen, brauchen ihr Spielzeug, wie die Kleinen. Und das Spielzeug der Alten sind Erinnerungen und Vorstellungen, bunte Bausteine, die sie zusammensetzen und aus denen sie Vergangenheitsluftschlösser sich errichten, die fast mehr Vergnügen machen und ungefährlicher sind als die Zukunftsluftschlösser der Jungen. Sie machen sich das Frühere zum Märchen, und was entschwand, das wird zu Wirklichkeiten. Aber wie die Kinder, stören sie sich auch selbst, in der schadenfrohen Laune der Müßigkeit, das Spiel und reißen sich die hübschen Bauten ein. Dann gibt es Greinen und Schmollen. Doch alles verwischt sich, die Erinnerung hält nicht mehr so fest wie in den Jahren der Affekte. Ein seltsam verschleierndes Klima liegt über diesen Räumen, und selbst als zwischen zwei Alten ein sorglich gehütetes Geheimnis plötzlich auftaucht, hat es hier keine Macht mehr. Das, weswegen man sich draußen die Hälse brechen muß, gilt hier nicht. Schleier breiten sich, und in der Dämmerung gehen alte Menschen langsam abwärts in weiches Dunkel....

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Schiller als Redakteur.

Auch unser großer Dichter, dessen hundertsten Todestag wir in diesem Jahre begehen, hat die Freuden und Leiden des publizistischen Berufs kennen gelernt. Fast immer wurde Schiller durch seine redaktionelle Tätigkeit in eine Polemik verwickelt. Allerdings war er vielfach selbst der Angreifer. Seine Feder war spitz und scharf, erheblich schärfer, als man es gemeinhin der ruhigen und harmonischen Natur des Dichters zutrauen sollte.

Bereits im Alter von 23 Jahren sehen wir ihn in der literarischen Bewegung Schwabens als Mitstreiter in einer redaktionellen Wirksamkeit. Damals war die Zeit der „Musen-Almanache" und „Anthologien", die allenthalben üppig emporsproßten und der Welt die Kenntnis der neuesten literarischen Erscheinungen vermittelten. So hatte auch der Stuttgarter „Dichter" Friedrich Stäudlin 1781 bei Cotta (der damals noch nicht Schillers Verleger war) einen „Schwäbischen Musen-Almanach auf das Jahr 1782" herausgegeben, dem Schiller, der sich von Stäudlin wegen Verstümmelung eines Gedichts gekränkt fühlte, alsbald eine „Anthologie auf das Jahr 1782", enthaltend zahlreiche eigne Gedichte, entgegensetzte. (Erschienen bei J. B. Metzler in Stuttgart. In einer gegen Stäudlin gerichteten satirischen Absicht war als Erscheinungsort „Tobolsko" und als Titel „Sibirische Blumenlese" angegeben.) Er wollte damit den Stäudlinschen Almanach „zermalmen" und ging dem Herausgeber auch in dessen Eigenschaft als Übersetzer hart zu Leibe.

Die ganze Fehde ist heute für uns ziemlich bedeutungslos, und selbst in neueren Schillerbiographien finden wir sie nur oberflächlich berührt. Wer sich darüber eingehender informieren will, dem sei Karl Bergers „Schiller" (München 1905. C. H. Beck) empfohlen. (Kap. 9.)

In diese Zeit fällt auch Schillers Tätigkeit als Rezensent für das „Wirtembergische Repertorium". Hier ist eine von ihm selbst verfaßte kritische Besprechung seiner „Räuber" zu erwähnen, die natürlich anonym erschien. Diese sehr objektive Kritik verursachte aber bei den Freunden der Schillerschen Muse lebhafte Bewegung, und ein Frankfurter Rezensent war darüber so entrüstet, daß er sich sehr kräftig gegen den ungenannten Kritiker bzw. für den Dichter ins Zeug legte. Erst als er erfuhr, daß die beiden ein und dieselbe Person seien, mußte natürlich sein Zorn verrauchen.

In diesem „Repertorium für Literatur" ging Schiller wie mit seinen eigenen Poesien so auch mit denen anderer scharf ins Gericht. Selbst seinen früheren Lehrer, Professor Johann Christoph Schwab (nicht zu verwechseln mit dem viel später lebenden Dichter Gustav Schwab), der seine Mußestunden zu dilettantischen „teutschen und französischen Poesien" benützte, schonte er nicht. Von ihm selbst erschienen an dieser Stelle noch die Erzählung „Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte", der „Spaziergang unter den Linden" und — als weitaus wesentlichste Gabe — die Abhandlung: „Über das gegenwärtige deutsche Theater", worin er die edle Aufgabe der Kunst: sich in den



Dienst der Zivilisation und Moral zu stellen, beleuchtet, gegen die Mißstände auf dem Gebiete der dramatischen Produktion sich wendet und endlich seiner Auffassung über die Art der Darstellung Worte verleiht.

Während seiner Tätigkeit als Theaterdichter in Mannheim reifte in Schillers Kopf ein anderer Plan, nämlich die Begründung einer „Mannheimer Dramaturgie", die als periodisch fortlaufendes Werk gedacht und durch die Theaterkasse subventioniert werden sollte. Aber der Intendant Frhr. v. Dalberg zögerte die Sache unter allerlei Ausreden hin, bis schließlich nichts daraus wurde, zumal Schiller alsbald, durch Intrigen verdrängt, aus seiner Stellung als Theaterdichter scheiden mußte.

In dieser Zeit hatte er, des Theaterdienstes nun ledig, die Idee der Begründung eines Theaterjournals ins Auge gefaßt. Es war die im März 1785 nach langen Vorbereitungen erschienene „Rheinische Thalia". Hierbei hat der Dichter zum ersten Male und gründlich die Leiden eines echten Zeitungsmannes kennen gelernt. Er war zugleich Verleger, Herausgeber, Redakteur und schließlich der einzige Mitarbeiter.

Unermüdlich hatte er Subskribenten zu sammeln gesucht. Er benützte alle alten Verbindungen; er wandte sich an die Freunde Scharfenstein, Reinwald, Winckelmann, an die Professoren Meister in Zürich, Ebert in Braunschweig und J. G. Jacobi in Freiburg, an Lavater und Gleim, an die Herausgeber anderer Journale, wie Boie vom „Deutschen Museum" und Göckingk vom „Journal von und für Deutschland", wegen des Abdrucks seines Prospekts und Verbreitung im Kreise ihrer Mitarbeiter.

In dem Prospekt aber wandte er sich in allzu optimistischem Vertrauen an das Publikum: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient... Das Publikum ist mir alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter... Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andre Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appellieren als an die menschliche Seele..."

Schillers Hoffnungen wurden schwer getäuscht: die erhofften Subskribenten, deren Namen und „Charakter" sogar auf der ersten Seite verzeichnet werden sollten, stellten sich nur spärlich ein, und schließlich ist dem Dichter der ganze „Brief- und Krämerkommerz" überaus lästig und ungewohnt geworden. Seiner durch und durch poetischen, zum produktiven Schaffen drängenden Natur konnte natürlich diese Art mechanischer Propagandaarbeit nicht behagen, obgleich das Unternehmen durchaus nicht ungeschickt vorbereitet und in Szene gesetzt war.

Die „Rheinische Thalia" erschien nur in Gestalt dieses einen Heftes im März 1785 (in Schillers Selbstverlag); später mit den folgenden zusammen als „Thalia" (3 Bände, 1785—91); daran reihte sich dann die „Neue Thalia" (4 Bände, 1792—93), sämtlich in Göschens Verlag in Leipzig.

Ganz anders, und zwar erheblich wichtiger für unsre Literatur gestaltete sich Schillers redaktionelle Wirksamkeit bei der Begründung und Herausgabe der Monatsschrift „Die Horen", deren vornehmster Mitarbeiter neben Schiller kein Geringerer denn Goethe war. Allerdings blieben auch hier Enttäuschungen nicht aus, und Goethe urteilt noch nach Jahrzehnten ärgerlich ab über die bei den „Horen" verlorene Zeit. Dennoch aber ist der positive Gewinn, den Schiller und Goethe durch die Horen dem literarischen Publikum und sich selbst vermittelten, ein sehr erheblicher.

Die Verwirklichung von Schillers langgehegtem Plane, „eine literarische

Zeitschrift in großem Stile" zu begründen, geschah in Stuttgart im Mai 1794. Bei dieser Reise, die den Dichter nach langer Abwesenheit endlich als ruhmgekrönten Mann nach seiner Heimat zurückführte, war Cotta in seinen Gesichtskreis getreten. Der unternehmungslustige und weitsichtige Verleger wollte eine „Allgemeine europäische Staatenzeitung" gründen und hatte dabei den wissenschaftlich und besonders historisch erfahrenen, dichterisch und philosophisch feingebildeten Landsmann Schiller im Auge. Dieser lehnte aber eine solche Stellung in großer Öffentlichkeit, die ihn „doch gar zu weit aus seiner bisherigen Tätigkeit herausgeführt hätte", ab — auch wegen seiner Kränklichkeit. Die Zeitung ist dann 1798 als die noch heute in München, früher in Augsburg erscheinende, bekannte (Augsburger) Allgemeine Zeitung ins Leben getreten.

Aber als Redakteur der „Horen" stellte er sich Cotta gern zur Verfügung. Hier schien ihm eine lockendere Aufgabe. Was er mit der „Thalia" vergeblich angestrebt hatte, nämlich im Verein mit literarisch bedeutenden und tüchtigen Männern in gemeinsamer Arbeit veredelnd zu wirken auf Bildung und Geschmack des Publikums — dazu sollte die neue Zeitschrift dienen: dies Ideal sollte sie erreichen helfen. „Nur der innere Wert einer literarischen Unternehmung ist es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum versichern kann . . . Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen . . ." Mit diesen Sätzen wandte sich Schiller in dem Prospekt an das Publikum.

Zu bemerken ist vorerst, daß in Cotta der Mann gefunden war, der als Verleger eine emsige Tätigkeit entwickelte: hohe Intelligenz und vornehme Gesinnung waren ihm eigen. Die letztere betätigte er hauptsächlich auch dadurch, daß er den Mitarbeitern Honorare gewährte, die selbst für die damaligen Zeiten glänzende genannt werden müssen. Durch die „Horen" wurde auch die ständige Verlagsverbindung zwischen Cotta und Schiller begründet. Der Schillerbiograph Wychgram (Schiller. Von J. Wychgram. Leipzig, Velhagen & Klasing) bemerkt, daß Schillers früherer Verleger Göschen einige Zeit vorher das Projekt einer Zeitschrift wie die „Horen" kurzsichtigerweise abgelehnt habe; daher habe ihn auch Schiller als Verleger seiner Werke fallen lassen, zumal er in Cotta einen Mann von weiterem Blick und allergrößtem Entgegenkommen gefunden habe. Der Biograph Ernst Müller erzählt indes in seinem jüngst erst bei Hofmann & Ko. in Berlin erschienenen interessanten Buche: „Schiller. Intimes aus seinem Leben", daß die Verlagsdifferenzen andre Gründe gehabt hätten. Göschen sei unwillig gewesen, daß Schiller ihn beiseite setzte und Cotta bevorzugte. (Das kann nach der besseren Bereitwilligkeit Cottas nicht wundernehmen.) Es handelte sich bei dem Streit hauptsächlich aber um einen Neudruck des Don Carlos, den Göschen verlegt hatte und auch behalten wollte. Schiller aber wollte ihm „das Stück entreißen", und nur Cottas sehr taktvolles Verhalten verhinderte starke Konflikte, so daß später Göschen und Schiller sich wieder versöhnten.

Indessen waren „Die Horen" zu Neujahr 1795 in die Welt getreten. Neben Goethe, der von Anfang an zu den treusten Mitarbeitern gehörte, hatten sich Männer wie Herder, A. W. Schlegel, Voß und Hölderlin, Philosophen wie Fichte, Wilhelm v. Humboldt, Jacobi, Engel, Historiker wie Archenholtz und Woltmann zu Beiträgen verpflichtet. Auch Kant hatte seine Mitarbeit für später zugesagt.



Es war also alles aufs schönste vorbereitet, und in der Tat erfüllten sich in Hinsicht auf Abonnements die gehegten Erwartungen in hohem Maße. Schillers Namen allein übte eine bedeutende Zugkraft. Im Laufe des Jahres 1795 konnte Schiller dem Freunde Körner melden, daß Cotta mit dem Absatz der Horen „äußerst zufrieden" sei, daß sogar „in sehr kleinen Städten" zwölf und mehr Exemplare bestellt seien, und daß die Gesamtzahl der Abonnenten nahezu ein Tausend betrage.

Daß der Fortgang des Unternehmens den allgemeinen Erwartungen nicht entsprach, hatte mancherlei Gründe, die hier wenigstens in ihren Hauptzügen beleuchtet werden müssen. Denn gerade das Entstehen und dreijährige Dasein der Horen ist kulturgeschichtlich und literarisch von eigenartigstem Interesse.

Schiller selbst ist am wenigsten verantwortlich zu machen für das allmähliche Abflauen der Teilnahme des Publikums. Zunächst ließen ihn seine Mitarbeiter trotz ihrer Versprechungen arg im Stich. So lernte er bald die vielen Ärgerlichkeiten kennen, welche nun einmal und immerdar mit der Herausgabe von Zeitschriften verbunden sind.

Schiller hatte zunächst den Fleiß und die Energie der Mitarbeiter überschätzt. Aber er überschätzte vielleicht auch das geistige Niveau des Leserkreises. So viele ausgewählte Geister unter den Zeitgenossen und unter den Abonnenten gab es nicht, die z. B. tieferes Interesse an einem Hauptartikel der ersten Horenhefte, an den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" genommen hätten. Dagegen wurde hier und da Seichteres, wie Lorenz Stark von Engel, bevorzugt, Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" wurden arg mißverstanden, während wieder dessen „Römische Elegien" alle Empfänglichen hinrissen.

So ergab es sich bald, daß bei dem Unternehmen die schlimmste Schwierigkeit die war, dem Inhalt (nach Wychgrams Ausführungen) ein Gepräge zu geben, „das sowohl den Höchstgebildeten wie denen genügte, auf die man nicht verzichten konnte, weil sie die Masse waren".

Dazu kam, wie Johannes Scherr richtig betont, daß das ganze Heer der lieben Mittelmäßigkeit, wie es damals in der deutschen Publizistik organisiert war, von Anfang an neidisch auf die Horen blickte und allmählich zu Feindseligkeiten aller Art überging.

Vor allem war diesen Leuten der für unsre Literatur und Kunst in seinen späteren Folgen so überaus wertvolle Bund zwischen Goethe und Schiller, wie er sich in dem gemeinsamen Wirken an den Horen dokumentierte, ein Dorn im Auge. Daß die deutsche Bildung noch weit unter dem Niveau stand, welches die beiden Dichter persönlich in ihren Anschauungen und Überzeugungen erreicht hatten, zeigte sich in erschreckender Deutlichkeit. Alle Neider und Hasser taten sich zusammen: gelehrte Pedanten von poesiefeindlichem Wesen, die seichten Aufklärer à la Nicolai, die eifernden und geifernden Zeloten vom Schlage des Hauptpastors Goeze und seiner Nachfolger, deren es selbst heutzutage leider immer noch sehr zahlreiche gibt; ferner die stillen Frommen à la Stolberg, die politischen Enthusiasten, welche in der französischen Revolution das alleinige Heil sahen, dann die Schwärmer à la Lavater, die Empfindler à la Lafontaine, die Rührseligen à la Kotzebue und das ganze Heer der Denkfaulen, Trivialen, Niedrigen und Kleinlichen! Wahrlich: eine ebenso bunte wie in ihrem gemeinsamen Wühlen gegen Goethe, Schiller und die Horen höchst schädliche Gesellschaft.

Wenngleich es daher tief bedauerlich ist, daß das ideale Streben, durch

die Horen auf den Fortschritt der Bildung, Erhöhung der Urteilskraft und Erleuchtung der Geister zu wirken, so schmählich mißverstanden wurde, so mag als Entschuldigung und Erklärung immerhin herangezogen werden, daß man der Menge (dies Wort hier in bestem Sinne gebraucht) eben nicht zumuten kann, sich mit einem Sprunge in Regionen zu versetzen, wo Genies sich heimisch fühlen. Und endlich hatten, wie oben ausgeführt, nicht alle Versprechungen, die der Prospekt der Horen gemacht hatte, eingehalten werden können. Schiller hatte einerseits dem guten Willen der Mitarbeiter zu sehr vertraut und andererseits seine Erwartungen auf das Verständnis und die Empfangsfähigkeit des weiteren Leserkreises zu hoch gespannt. Und weil er diesen seinen eigenen Enthusiasmus und Idealismus bei Mitarbeitern und Publikum vorausgesetzt hatte, fühlte er sich alsbald arg enttäuscht. Er hätte, der Ärgerlichkeiten und Plackereien müde, die Zeitschrift schon eher eingehen lassen, wenn nicht Cotta, um den äußeren Erfolg unbekümmert, zur Fortsetzung immer wieder zugeredet hätte. So bestand sie drei Jahre, während derer Schiller die Erfahrung gewann, daß der Journalismus, selbst in seiner vornehmsten Form, ein undankbarer und unerquicklicher Beruf ist.

Die Beschäftigung mit der Poesie gewann alsbald bei dem Dichter wieder die Oberhand, und in drei verschiedenen „Musenalmanachen" der folgenden Jahre finden wir die Produkte seines damaligen künstlerischen Schaffens, vor allem die herrlichen Balladen, niedergelegt.

In den „Xenien" des „Musenalmanaches auf das Jahr 1797" aber rechneten Schiller und Goethe in ebenso geistvoller wie derb ironischer und satirischer Weise mit allen denen ab, die durch ihr feindliches Verhalten zur Schädigung ihres Dichterrufes und der in den Horen verfolgten künstlerischen Absichten beigetragen hatten. Der „Xenienkrieg" tobte in ungeahnter Heftigkeit in Deutschland, wirkte aber in höchstem Grade reinigend und klärend auf das allgemeine literarische Urteil.

Wenn nun Goethe kurz vor der Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller in einem Anflug von Ärgernis Eckermann vor „Zersplitterung der Kräfte" durch solche redaktionelle Tätigkeiten warnt und dabei meint: „Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet", so hatte er nur die Ärgerlichkeiten und Plackereien im Auge und unterschätzte im Moment des Unmuts den inneren Gewinn.

Daß er im Grunde anders dachte, beweisen seine Äußerungen in zwei Briefen an den Staatsrat Schultz, in denen es heißt: „... Schillers Geist mußte sich manifestieren. — Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Hätt' es ihm nicht an Manuskript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im allgemeinen wie im besonderen wäre gar manches anders geblieben."

Dieses Urteil Goethes dürfen wir aus voller Überzeugung unterschreiben, wenn wir die Gesamtsumme ziehen von Friedrich von Schillers fruchtbringender Wirksamkeit als Publizist und Redakteur. **Erich Kloss.**



Modelle.

Daß die Vorstellungen, die man sich in der „guten Gesellschaft“ von diesem Beruf zu machen pflegt, in vielen, in den meisten Fällen nicht zutreffen, will eine Plauderei im „Vorwärts“ veranschaulichen. Einer Sitzung im Atelier beiwohnen zu dürfen, scheine manchen Männern mit dem Tode nicht zu schwer gebüßt. Und doch, wie nüchtern spiele sich alles in der Praxis ab, wie ganz anders, als der Laie es sich denke und ausmale.

Unter honetten Frauen weckt die Erwähnung eines Modells Nasenrümpfen oder gar Entrüstung. Hier wird mit anderem Maß gemessen.

Die eleganten Damen aus Berlin W., welche ohne Flirt, ohne Dekolletage (Gott weiß, wie weit!) nicht salonfähig sind und in ihrem Kreise „ohne Fleischansicht“ nichts gelten, wie raffen sie die Kleider zusammen, kommt zufällig eines dieser Geschöpfe nur in ihre Nähe! Ein Atemzug könnte infizieren.

Warum dieses Vorurteil gegen Menschen, die versuchen, auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen, die dem ausübenden Künstler Ruhm und Ehren einbringen und dennoch wie Verfehmte, Ausgestoßene dastehen?!

Keiner weiß, keiner ahnt, wieviel Tränen, wieviel trübe Stunden es gekostet hat, sich den Entschluß abzuringen, als Modell zu gehen. Fragt aber die Armut danach, wo Brot hernehmen für die alternde Mutter, den kranken Vater, die hungernden Geschwister? Wo eine passende Stellung finden, nachdem man tagelang sich vorgestellt, treppauf, treppab gelaufen ist, um schließlich immer das Gleiche zu hören: „Wir werden es uns überlegen, Sie bekommen Bescheid!“ Und immer noch ist kein Erfolg zu sehen. Dann endlich reift der keimende Gedanke zur Tat. Wozu ist einem Figur und Körperschönheit gegeben? Lieber ehrlich und treu Modell stehen, als sich dem Straßenleben ergeben und schließlich „so eine“ werden . . .

Dem Künstler ist das Modell Material, dem Modell ist der Künstler Brotgeber. Ganz Geschäft! Der Künstler bezahlt die Arbeit; die Stellungen, die er wünscht, werden ausgeführt, mehr verlangt er nicht.

Um dem Künstler passende Modelle vorzuführen, wird jeden Montag in der Kunst-Akademie eine Börse abgehalten. Alles trifft dort zusammen, was befähigt zu sein glaubt, Begehrte und Unbegehrte. Es kommen Leute, die es nicht so nötig haben; auch finden sich ganze Familien mit großen und kleinen Kindern, Generationen, die immer wieder dem Handwerk folgen. Greise mit Charakterköpfen, mit wallenden, weißen Haaren, mit langen, gepflegten oder ungepflegten Bärten, alles ist dort zu finden. Dort sucht sich der Künstler das ihm passend scheinende Material aus, von dort geht oft der Weg zum Ruhm. Nach links begeben sich die männlichen Modelle, der rechten Seite wenden sich die weiblichen zu; als Cerberus hält der Portier den Mittelgang besetzt, mit Argusaugen beobachtend, daß alles in Ordnung zugeht.

Bei männlichen Modellen sind die Fragen schnell erledigt. Frauen nehmen etwas mehr Zeit in Anspruch, nach ihnen ist auch mehr Nachfrage, trotzdem das Angebot reichlich ist. Der Schluß der Verabredung ist gewöhnlich: „Kommen Sie ins Atelier, dort reden wir weiter!“

Die Ateliermodelle fallen in die drei Kategorien der Gelegenheits-, Berufs- und Gefälligkeitsmodelle.

Die Gelegenheitsmodelle sind zumeist durch die Not gezwungen,

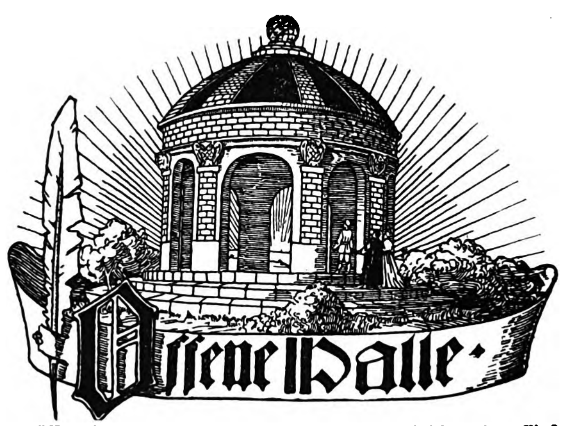
Verdienst zu suchen. Auf die Fragen des Künstlers geben sie schüchtern Antwort. Wünscht er aber dann die Entblößung eines Armes oder Beines, so röten sich die Wangen vor Entrüstung, tausenderlei durchsichtige Ausreden folgen, und sie sind oft glücklich, wenn sie die Tür des Ateliers von außen schließen können. Ganz anders die Berufsmodelle.... Ganz genau wissen sie, was sie zu leisten haben . . .

Nach dreiviertelstündiger Arbeit folgt eine Viertelstunde Pause. Mit erneuter Kraft geht es dann weiter, bis die Zeit der Sitzung abgelaufen ist. Der Schrecken der Ateliers sind die sogenannten Gefälligkeitsmodelle. Sie selbst wollen angeben, welche Stellungen zu machen sind; wagt aber der Künstler, eine passende Haltung vorzuschlagen, so findet sie sicher keinen Beifall, da dieses oder jenes nicht kleidsam sei, nicht genügend die Schönheit ins rechte Licht rücke, mag von schöner Figur auch wenig vorhanden sein. Der Künstler atmet befreit auf, wenn so eine „Gefälligkeit“ sein Atelier auf Nimmerwiedersehen verläßt.

So spielt sich das meistenteils angefeindete Leben der Modelle an der Börse und im Atelier ab.

Diese armen weiblichen Wesen ergeben sich dem Beruf wahrlich nicht zum Vergnügen, sondern zumeist aus bitterster Armut. Es fehlt oft die genügende Wäsche, bei der einen oder anderen allerdings auch die Bekanntschaft mit Wasser und Seife. Modellstehen ist bei manchen jungen Mädchen die letzte Etappe, sich ehrlich durch die Welt zu schlagen.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Kunst für alle?

Unsere Zeit hat die Parole ausgegeben: „Die Kunst für alle." Das will sagen: „Die Kunst soll nicht nur den Bessergestellten zugänglich sein, sondern auch die Unbemittelteren, ja die Proletarier sollen sich der Kunst erfreuen dürfen." Gewiß ein edles, hohes Ziel!

Was geschieht nun bis jetzt gewöhnlich zu dessen Erreichung? Mancherorts hat man den Eintrittspreis zu einer Gemälde- oder Kunstausstellung an gewissen Tagen oder für einzelne Stunden ermäßigt. Oder eine Theatervorstellung, ein Konzert werden zu sog. Einheitspreisen gegeben, die etwa 50 Pf. pro Platz betragen.

Genügt dies, damit die Kunst zu einem Gemeingut aller werde? Diese Frage muß verneint werden. Angenommen, aus einer Handwerker- oder Arbeiterfamilie möchten vier Personen eine Vorstellung oder ein Konzert zu Einheitspreisen besuchen, so hätten sie als Eintrittsgeld 2 Mk. zu entrichten; die Kosten dürften mit Programmen und Garderobe zusammen 3 Mk. betragen. Daß diese Ausgabe für die Familie oft zu groß ist, liegt auf der Hand, und deshalb wird auf den Besuch verzichtet.

Das Ideal wären nun „regelmäßige Kunstdarbietungen bei freiem oder teilweise freiem Eintritt". Ist dies erreichbar, vielleicht irgendwo schon verwirklicht?

Zu Straßburg i./E. besteht an der Kirche zu St. Wilhelm ein Chor von 100—120 Sängern, der im Dezember 1884 durch den Organisten dieser Kirche, den seit kurzem zum Professor ernannten Lehrer am Musikkonservatorium genannter Stadt, Herrn Ernst Münch, gegründet wurde. Der „Wilhelmer-Chor" darf also bereits auf eine zwanzigjährige Tätigkeit zurückblicken. Sein Ziel ist die Aufführung klassischer Kirchenmusik. Es wurden durch ihn z. B. gegeben: Psalmen von Schütz, von Mendelssohn, Tod Jesu von Graun, Reformationskantate von Becker, Requiem von Mozart, Messias von Händel. Vor allem aber führt der Chor die Werke des Großmeisters deutscher klassischer Kirchenmusik, Joh. Seb. Bachs, auf. Bis jetzt wurden etwa ein Drittel aller Bachschen Kantaten, die Passionen und das Weihnachtsoratorium zu Gehör ge-

bracht, und zwar die größeren Sachen wiederholt. Zum zwanzigjährigen Jubiläum gab der Chor Bachs Monumentalwerk, die „Hohe Messe" (H-moll). Diese Aufführung war nach dem Zeugnis der gesamten Straßburger Presse eine ganz hervorragende, ein künstlerisches Ereignis ersten Ranges, ein Erlebnis von Anfang bis zu Ende.

Nun, alle diese „Musikvorträge", wie die Kirchenkonzerte auf den Programmen bescheiden genannt werden, sind Volksaufführungen, und der Eintritt erfolgt in der Weise, daß alle Plätze auf den Emporen und ein Teil derjenigen im Schiff (also mehrere hundert) Freiplätze sind. Nur in einem Teil des Schiffes werden reservierte Plätze à 1 Mk. bei den Aufführungen verkauft. Die Generalproben sind öffentlich und auf allen Plätzen frei.

Durch die bezahlten Plätze und durch die nach Schluß an den Kirchentüren eingelegten freiwilligen Gaben werden die oft sehr erheblichen Konzertunkosten nicht immer gedeckt. Öfter half der Kaiserliche Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, größere Defizite decken.

So ist es allen, auch den Ärmsten, möglich, sich an wirklicher Kunst zu freuen, wozu der Wilhelmer-Chor jährlich mehrere Male, gewöhnlich an den hohen christlichen Feiertagen, Gelegenheit gibt.

Wer den Andrang zu den Aufführungen schon gesehen hat, ist überzeugt, daß auch in den unteren Volksschichten ein großes Verlangen nach Kunst herrscht. Um den vielen, die aus Mangel an freien Plätzen den ersten Aufführungen eines Werkes nicht anwohnen können, entgegenzukommen, hat der Chor einige Sachen wiederholt in kurzen Zwischenräumen gegeben, das Requiem von Mozart zwei- und den Messias von Händel sogar dreimal.

Wenn nun das, was in Straßburg seit 20 Jahren regelmäßig in bezug auf klassische Kirchenmusik geschieht, auch anderwärts auf dem Gebiete der Musik unter ähnlichen Gesichtspunkten geschehen würde und in andern Zweigen der Kunst verwirklicht werden könnte, dann wäre das Ziel erreicht:

Die Kunst für alle!



Zur Frage der konfessionellen Verbindungen.

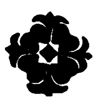
Im „Türmer-Tagebuch" der März-Nummer 1905, S. 811, schreiben Sie anläßlich eines Berichtes über die Bewegung in der deutschen Studentenschaft: „Die Jugend hat das Recht der Inkonsequenz", und wenden diesen Satz an auf die Stellungnahme jener gegenüber den „konfessionellen Verbindungen". Darauf erlaube ich mir — im Vertrauen auf den vom „Türmer" stets hochgehaltenen freien Meinungsaustausch — folgendes zu erwidern:

„Der bedauerliche und nachgerade immer mehr fühlbare Zwiespalt der Meinungen hinsichtlich der Behandlung der „konfessionellen Verbindungen" ist im letzten Grunde, wie so viele verhängnisvolle Irrtümer im Kampfe gegen den Ultramontanismus, auf eine über die Begriffe „Toleranz" und „Freiheit"

herrschende schiefe Anschauung zurückzuführen, wie sie besonders in sog. liberalen Kreisen gang und gäbe ist und mit Wonne von der ultramontanen Presse weiter verbreitet wird. Der Begriff „Toleranz“ ist heutzutage gleichbedeutend geworden mit einer Art Charakterschwäche, welche dem Grundsatz „laissez faire, laissez aller“ huldigt. Dieser Art von „Toleranz“ verdanken wir das unaufhaltsame Anwachsen des Ultramontanismus, ebenso wie der verkehrt aufgefaßten und angewandten „Freiheit“ das Wachstum reaktionärer Elemente. Man muß fragen: Wo bleiben „Toleranz“ und „Freiheit“, wenn mit ihrer Hilfe ihre eigenen schlimmsten Feinde immer mehr an Macht zunehmen? Wie kann man der „Toleranz“ und der „Freiheit“ zum endgültigen Durchbruch und Siege verhelfen, wenn man immer wieder Konzessionen an intolerante und unfreie Elemente macht! „Toleranz“ ist ohne Gefahr für ihre eigene Geltung nur möglich gegenüber „Toleranz“, ebenso „Freiheit“ nur dem gegenüber angebracht, „dem sie gebührt“ und der sich selbst zu liberalen Ideen bekennt! Das ist ja das Verhängnis unseres heutigen Liberalismus, daß er die liberalen Prinzipien mit „Toleranz“ zur Herrschaft zu bringen hofft und nicht durch rücksichtslosen, zielbewußten Kampf für dieselben! Wenn irgendwo, so gilt dies für den Kampf um die „akademische Freiheit“! Sieht man das denn nicht ein, oder will man es nicht einsehen in dem verwaschenen Liberalismus unserer Zeit, daß „akademische Freiheit“ nur dort zur Herrschaft gelangen kann, wo ihre Gegner niedergeworfen sind? Haben unsere Großväter vielleicht für Deutschlands Freiheit nicht mit den Waffen in der Hand gekämpft? Sollen die deutschen nationalen Studenten mit ihrem Auftreten gegen die unfreien Elemente vielleicht aus lauter Toleranz so lange warten, bis diese die Oberhand gewonnen haben? Wahrlich, es gehört schon ein Übermaß von Kurzsichtigkeit dazu, wenn man meint, man würde dem „konfessionellen Frieden“ dienen, wenn man die eigentlichen, berufsmäßigen Hetzer, wie sie als Angreifer allein im Ultramontanismus zu suchen sind, ruhig gewähren lassen wollte! Gegenüber dem Prinzip der Unduldsamkeit gibt es nur ein wirksames Mittel, das ist Kampf, Kampf bis aufs Messer, da jegliches Zugeständnis nur wieder ein neues hervorrufen muß. Wir dürfen uns in unserer Zeit der wachsenden politischen und konfessionellen Gegensätze nicht mehr scheuen, dies offen auszusprechen, wollen wir nicht in kürzester Frist der „Intoleranz“ unterliegen. Darum ist es mit großer Freude und Genugtuung zu begrüßen, daß die „Inkonsequenz der Jugend“ gegen jene Art von „Toleranz“ und „Freiheit“ energisch und zielbewußt Front macht. Bleibt sie standhaft in diesem Kampf, so wird sie ungeheure Werbekraft auf alle wahrhaft Liberalgesinnten ausüben und schließlich auch einer Neubelebung des gesamten Liberalismus die Wege bahnen.

Nur die „inkonsequente, stürmische, unreife Jugend“ kann unser deutsches Volk noch aus dem einem Starrkrampf ähnelnden Zustand der Gleichgültigkeit und Schwäche gegenüber seinem schlimmsten Feind, dem Ultramontanismus, erretten, und nur dieselbe Jugend, die in erster Linie uns die politische Einheit gebracht, kann uns auch zur geistigen Einheit führen.

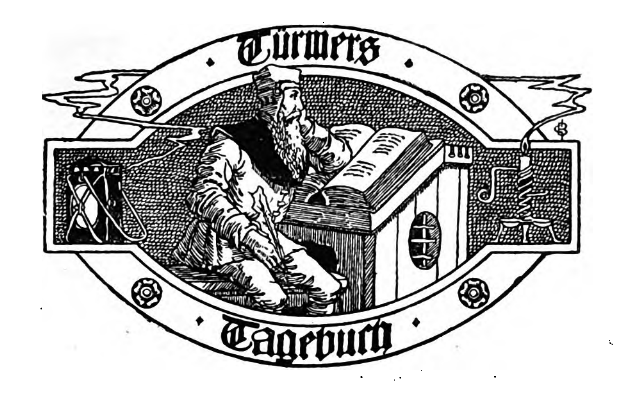
L. H. Thiele.





Schiller-Denkmal in Stuttgart
Von Thorwaldsen

Nach einer Photographie von Alfred Hirrlinger, Hofphotograph in Stuttgart



Schiller und wir.

Es ist noch gar nicht lange her, da konnte man in allerlei Literaten- und Artistenblättern und -blättchen äußerst geringschätzige Urteile über Schiller lesen. Leute, die sich gern „Realisten" und „Naturalisten" nannten, erklärten Schiller mit Vorliebe für einen „Rhetoriker" und noch dazu einen „sentimentalen". Der kürzlich verstorbene Otto Erich Hartleben, der ja allerdings seinen eigenen Schädel testamentarisch der Nachwelt als „Kuriosität" vermachte, kennzeichnete unsern Nationaldichter kurz und schlicht als — „Limonade". Ist das auch nicht anders zu werten als eine drastische Selbstcharakteristik, so beweisen solche Bekenntnisse, wie tief sich ein Teil unseres gebildeten Nachwuchses wahrhaft deutschem Wesen entfremdet hatte.

Heute sind die Vorlauten merklich stiller geworden. Diese vielleicht, weil sie sich eines Besseren belehrt haben, jene, weil sie es bei aller Keckheit doch nicht wagen, gegen die mächtige nationale Meinung anzukämpfen, weil sie — nicht mit Unrecht — fürchten, sich einfach lächerlich zu machen. Diese passive Haltung wäre dann aber ebenso undeutsch-kläglich wie die vorherigen Herausforderungen gesunden deutschen Empfindens und Denkens.

Schillers sog. Rhetorik ist nichts anderes als der gewaltige Strom, der nur in einem gewaltigen Bette daherwogen konnte, die großzügige Form für eine großartige Gedankenwelt. Man versuche doch einmal, Schillersche Ideen in die nüchterne Sprache des Alltags zu kleiden. Der Versuch müßte ebenso kläglich scheitern, wie die mehrfachen Versuche, Schillersche Dramen „realistisch" zu geben. Ehrliche dramatische Darsteller haben sich denn auch nachher selber über diese Versuche weidlich lustig gemacht. So notwendig-echt ist Schillers — „Rhetorik".

Wie jeder wahre und große Idealist im letzten Grunde Realist, ja Realpolitiker ist, schon weil er ungleich größere und nachhaltigere Wirkungen auslöst, als alle die realpolitischen Schwätzer oder — mit dem alten Blücher zu reden: „Diplomatiker", so auch Schiller. Und wenn ein neuerer Schillerbiograph gelassen behauptet, ein Marquis Posa sei, obgleich er erklärt, ein

Bürger derer zu sein, welche kommen werden, doch schon für uns nach hundert Jahren eine Gestalt der Vergangenheit geworden, aus deren Munde wir nicht unsere Zeit und noch weniger die Zukunft reden hören, — so darf ihm Wolfgang Kirchbach in einer soeben erschienenen Schrift (Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker. O. Lehmann, Schmargendorf bei Berlin) mit vollem Recht entgegenhalten:

„Ich traute meinen Augen kaum, als ich diesen Satz las. Ich traute ihnen auch nicht, als ich las, in ‚Don Carlos' werde durch Posa über Freiheit ‚deklamiert'. Da man dieses Gerede in jedem Berliner Café hören kann, so erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß man den Marquis Posa nicht richtig gelesen hat. Der Marquis ‚deklamiert' keineswegs über einen leeren ‚Freiheits'begriff, sondern fordert einfach mit unserem ganzen Jahrhundert, mit dem Jahrhundert Schillers und dem Jahrhundert Philipps II.: ‚Gedankenfreiheit'. Mancher scheint sich so sicher im Besitze dieser Gedankenfreiheit zu fühlen, daß sie ihm schon ‚Vergangenheit' geworden ist. Uns ist sie das nicht. Wir erlebten den völligen Zusammenbruch der spanischen Macht, den Untergang des Weltreichs dieses Philipp II., weil die Marquis Posas in Spanien mit ihrer Forderung der Gedankenfreiheit vor allem und einiger anderer politischer Freiheiten nicht durchdringen konnten, weil Männer wie Pombal und andere scheiterten zu ihrer Zeit an dem großen Problem, das Schillers Szene zwischen dem Marquis und dem König aufrollt. Kulturgeschichtlich ist der Marquis Posa ein Zeitgenosse Giordano Brunos. Wer dessen Schriften kennt, zweifelt keinen Augenblick, daß Schiller im Posa eine Figur von vollständiger kulturgeschichtlicher Realität gezeichnet hat.

„Nie ist von einem Dichter eine so wenig ‚deklamatorische', eine so außerordentlich staatsmännische Szene geschaffen worden, als gerade jene Szene mit Philipp. Nur wenn man junge, unreife Schauspieler sie hat spielen sehen, mag sie wohl als bloße Deklamation erscheinen. Ich habe das Glück gehabt, als langjähriger Theaterkritiker und Schauspielerbildner auch ab und zu einen Posa zu sehen, der wirklich einen jungen Staatsmann zeichnete, der den König nicht ‚anschwärmte', was abscheulich ist, sondern als ein wohlberechnender Mann verfuhr, der bei dem Worte: ‚Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!' durch Blick und Miene das Bewußtsein andeutete, daß er sich jetzt um seinen Kopf reden könne. Der Marquis ist eine meisterhaft gezeichnete Figur. Seine ‚Rhetorik' ist die Sprache des vornehmen Romanen, die Eleganz der spanischen Redeweise. Solche Männer liefen auch unter den Illuminaten herum ...

„Nein, dieser Marquis ist kein ‚Schwärmer', er spricht das realpolitische liberale Programm für mehrere Jahrhunderte aus, und wenn wir uns des Krefelder Katholikentages und der folgenden erinnern, so werden wir uns in keinen Illusionen mehr wiegen, als ob die große Grundforderung der ‚Gedankenfreiheit' eine bloße Schwärmerei sei. Groß und mächtig ist der Zusammenhang der Zeiten; zwischen dem Jahre 1600 und 1601 war

so wenig eine Bretterwand errichtet, wie sie es zwischen 1900 und 1901 war. Und wenn es einem Tolstoi und seinem Wirken zu gelingen schien, einen Zaren für gewisse Humanitätsideale zu gewinnen, so wird ein Schillerbiograph im kommenden Jahrhundert vor allem auch zu würdigen wissen, was ein Tolstoi diesem Schiller und seinem ‚Don Carlos' verdankt.

„Zola hat ‚menschliche Dokumente' gesammelt; Schillers Dramen aber sind weit mehr, es sind ‚Dokumente der Menschheit' selbst, geschöpft aus einer tiefen Gabe historischer Einsicht in Verbindung mit voller psychologischer Kenntnis der menschlichen Seele. Diese Einsicht sah nicht mehr die Moralbegriffe von Kathederschuld und -sühne in den Vorgängen des Lebens und der Geschichte, sondern mächtige *Naturgesetze* der Geschichte, *ethische Energien* und ihre wechselseitige Auslösung ...

„Die Gesetze dieser ethischen Energie kamen Schiller mehr zum Bewußtsein als allen seinen Zeitgenossen. Er hat sie in seinen historischen Schriften wiederholt geradezu als ‚Naturgesetze' bezeichnet. Im Altertum schon sehen wir, daß Sophokles und Euripides sie beobachteten und darstellen. Weil das Volk dieses Unbekannte, noch Unerforschte die ‚Moira', das Schicksal nannte, legten die Dichter wohl ab und zu den Sehern und sonstigen Figuren das Wort in den Mund. Unvollständiges Lesen ihrer Schriften brachte dann den Glauben an ein Schicksal und das törichte Wort von der Schicksalstragödie auf. Ich habe an anderer Stelle gezeigt, daß es im gesamten Altertum nicht eine einzige Schicksalstragödie gibt. Wir besitzen vielmehr einige Dramen, welche sich mit der Frage der *körperlichen, sittlichen und ethischen Vererbung* beschäftigen und mit dem Verhältnis der Gerechtigkeitsforderung dazu. Man hat sie irrtümlicherweise Schicksalstragödien genannt.

„Das alte Problem wurde sowohl durch Goethes ‚Iphigenie' wie Schillers ‚Braut von Messina' wieder zeitkräftig, als die Naturwissenschaft eines Lamarck und seiner Vorgänger, Goethes eignes Forschen *die Vererbung als eine wirkende Energie der Natur* erkannt hatten. Die Frage ist die ‚modernste' geworden, auch in der Literatur der letzten Jahrzehnte, durch Gustav Freytags ‚Ahnen', Zolas Romanzyklus, Ibsens ‚Gespenster'.

„Ein neuer Schillerbiograph ist völlig zu der Erkenntnis vorgedrungen, daß Schiller in der ‚Braut von Messina' die ‚Vererbung' als das ‚Schicksal' bezeichnet hat, wie man über ‚Wallenstein' das napoleonische Wort schreiben konnte: ‚Die Politik ist das Schicksal.' Trotzdem man weiß, daß Schiller mit Bewußtsein das Vererbungsgesetz zur handelnden ethischen Energie gemacht hat, die *nur im Munde seiner abergläubischen Helden als ‚Schicksal'* bezeichnet wird, *ohne doch für den Dichter selbst eine unbekannte Größe zu sein*, sagt man über die ‚Braut von Messina': ‚An Stelle des subjektiven Schicksalsbegriffes ist der objektive getreten, damit sind wir in eine Welt versetzt, die nicht mehr die unsrige werden kann."

„Merkwürdig. Wir leben in einer Zeit, wo Tausende von Büchern vom ‚realen Zusammenhang der Vererbung' reden, den Schiller mit diesen Worten als Aufgabe seines Werkes hinstellte. Vielleicht wird man einen viel größern Genuß an dieser Dichtung haben, wenn man die ‚Braut von Messina' unter dem Ausblick der Worte des Don Cesar vor seinem Selbstmord noch einmal studieren oder besser in einem guten Theater dargestellt sehen wird. Jener sagt:

‚Den alten Fluch des Hauses löſ' ich sterbend auf,
Der freie Tod nur bricht die Kette der Geschicks.'

„Das heißt aus der poetischen Sprache in eine andere übersetzt: ‚Der Übel größtes ist die Schuld' deshalb, weil es in ihrer Natur liegt, daß sie sich vererbt. Darin ihre Furchtbarkeit. Aber wenn auch so aufgesammelte Schuld von Eltern und Voreltern eine Lebensenergie ist, die — wie ein Schicksal — auch in den Nachkommen verwirrend wirkt, so hat der Mensch doch andre Kräfte ihr entgegenzusetzen, sowie nur das Übel als solches erkannt wird . . ."

Ich halte diesen Nachweis — möge auch einzelnes beanstandet werden — für außerordentlich dankenswert. Es ist für unsere Volkserziehung durchaus nötig, daß endlich das Gerede von dem „ideologischen Schwärmer" Schiller aufhöre und wir ihn in jedem Sinne ernst nehmen. Und das auf die Gefahr hin, daß er den vermeintlichen „Realpolitikern" mitsamt dem politischen Spießertum unbequem wird. Denn in der Tat: in das Prokrustesbett der jeweilig herrschenden „Staatsräson" und des friedlich bürgerlichen Ruhebedürfnisses um jeden Preis der Ehre und Freiheit läßt er sich nun ein für allemal nicht pressen.

„Wie viele gibt es," fährt Wolfgang Kirchbach weiter unten fort, „die infolge der üblichen falschen Schulbetonungen sich auch heute noch nicht zum Verständnis der Parricidaszene im Tell aufgeschwungen haben! Wenn der weimarsche Klatsch behauptet, die ‚Frauen' wären an dieser Szene schuld, so hat jedenfalls Schiller etwas anderes daraus gemacht, als was die Frauen dabei denken mochten. Wir wünschen vielen, und Kritikern wie Julian Schmidt hätten wir es auch gewünscht, daß sie einmal einen ‚Tell' gesehen hätten, der in die Worte: ‚Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände, verfluche dich und deine Tat' auch die volle Leidenschaft und Größe eines solchen Fluches hineinlegt. Das ist keine Abschlagszahlung an juristische Unterscheidungen von Notwehr und Totschlag, das ist keine nachträgliche banale Selbstverteidigung, das ist etwas viel Größeres, Gewaltigeres. Als ein Sakrosankter fühlt sich Tell, und der Dichter spricht einfach die politische Selbsthilfe heilig in diesem großen Fluche. Heilig und verflucht zugleich heißt sakrosankt; denn die ‚heilige Natur' hat Tell gerächt, und wenn der Schauspieler nur den Ton des Erhaben-Unheimlichen, Großen darein zu legen weiß, so verstehen wir auch den psychologischen Vorgang in Tells Seele, daß er zwar den Parricida verflucht, aber ihm doch die Wege weiset zum Entkommen. Wie tief und schön ist es, daß

er sich des Unglücklichen doch annimmt! Tell sieht in ihm sein Spiegelbild, sein Negativ; wie groß und schaurig schön ist es, daß Tell mit den Worten endet, die sein letztes Wort überhaupt sind:

Und wenn er geht, so wende deine Augen,
Daß sie nicht sehen, welchen Weg er wandelt.

„Versteht man nicht die tiefe Gemütssymbolik hierin? Dieselbe ahnungsvolle psychische Symbolik, die in der Wegschilderung an Parricida vom schwarzen Felsentor und vom Tal der Freude liegt? Tell fühlt sich in das hinein, was er sein könnte und hätte sein können. Die leisen Reflexerscheinungen des Eventualgewissens begleiten ihn, aber aus der Stimmung, daß er einer anderen Sphäre angehört: eben der sakrosankten wie im koloneischen Ödipus des Sophokles, wo auch der sakrosankte Blinde den großen Fluch auf die Söhne häuft. Nicht den gemeinen Fluch der Straße, sondern den heiligen Fluch. Und so entsühnt Ödipus sein Haus und geht heilig zur Unterwelt. — Wir bewegen uns mit Schiller hier in einem ethischen Gebiete, dessen Höhe allerdings die Philistergeister nicht abmessen können. Nicht die ‚Frauen', aber der ‚koloneische Ödipus' und einige andere Hochszenen großer ethischer Erhebung des Altertums dürften hier in Schillers Geist nachgeklungen haben, um seinen Helden mit den Schauern einer auserlesenen, geweihten Erscheinung zu umgeben. Und die naiven Zuschauer haben es auch nie anders empfunden. Schillers grandiose Furchtlosigkeit, die einen politischen Meuchelmord aus indirekter Notwehr einfach heiligt, entspricht freilich nicht unserem Polizeigewissen. Aber seit Harmodios und Aristogeiton und dem berühmten athenienfischen Volksliede auf diese hat das Volksbewußtsein und das historische Gewissen doch solche Sakrosankte geschaffen eben aus der dunklen Ahnung jener größeren ethischen Energien, die über den bürgerlichen Moralkodex hinausgreifen. Die französische Revolution ist nichts gegen die viel tiefer bohrende, heilsame, edle Revolution, die in Schillers Geist liegt und sicher noch ein Jahrhundert weiter wirken wird. Bekanntlich legt Tell ‚an heiliger Stätte' seine Armbrust nieder. Und das sagt genug.

„Und so wünschen wir ... manchem, daß es ihm vergönnt sein möge, einmal eine wirklich gute, nicht rhetorische Darstellung der ‚Jungfrau von Orleans' zu sehen. Ein Schillerbiograph meint darüber: ‚Wenige werden ein Verlangen haben, sie zum zweiten Male zu sehen.' Ich bin in langer Referentenpraxis genötigt gewesen, sie wohl zwanzigmal zu sehen, aber mein Staunen auch über dieses Werk hat sich nur gesteigert. Wenn die Zeiten uns Deutsche von neuem lehren werden, jene ‚Imponderabilien' der politischen Kräfte, von denen Bismarck spricht und die Schiller in dieser Jungfrau darzustellen wünschte, Begeisterung, seherhafte Regungen der Volksseele und anderes, zu würdigen, dann wird man erst die volle Größe dieser Konzeption mit ihren kleinen Schwächen und ihren hinreißenden Vorzügen verstehen. Man wird den Takt Schillers preisen, daß er diese ‚Imponderabilien' in Form einer romantischen, nicht

einer realistischen Tragödie vorführte, man wird seinen Takt auch sonst würdigen, der ihn für jedes Werk, je nach seinem Ideengehalt, auch eine anschließende Form wählen ließ...."

Mit unserem „Polizeigewissen" dürfen wir freilich an diesen Geist nicht herantreten. Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine muß auch jeder Verdacht an der absoluten Lauterkeit seines Strebens liegen. Sein „Tell" erhebt sich so hoch über alle kleinlich menschlichen Beweggründe und Vorurteile, daß die Frage, ob Schiller den politischen Mord billigte oder nicht, in dieser Allgemeinheit unstatthaft ist. Hier muß man sich von höheren Gewalten durchschauern lassen, in deren unsichtbaren Händen der Tell ein Werkzeug ist. Das Persönlich-Begrenzte tritt hinter die weltgeschichtliche Ethik zurück. „Groß und beruhigend", sagt Schiller selbst in der Einleitung zu seinem „Abfall der Niederlande", „ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnendsten Pläne an der bürgerlichen Freiheit zuschanden werden, daß ein herzhafter Widerstand noch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmäßige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen erschöpfen kann." Und mit Seherblicken in die Zukunft schauend: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist auch unter uns nicht verschwunden, der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen."

Sehr zur rechten Zeit kommt ein Neudruck der Schillerrede, die Emil Palleske, der bekannte Schillerbiograph, anschließend an die letzte Feier des 50jährigen Gedenktages der Leipziger Schlacht am 10. November 1863 in Leipzig gesprochen hat (Stuttgart, Karl Krabbe Verlag, Erich Gußmann). Schiller als das politische Gewissen unseres Volkes wird uns hier in großen Zügen auf weltgeschichtlichem Hintergrunde dargestellt. Und was könnte zeitgemäßer sein als diese Erinnerungen? „Denn das ist's ja," so Palleske, „was den großen Dichter der Nation so weit vom bloßen Poeten unterscheidet, daß der Dichter der Nation nur in einem freien Volke, wie in ‚einer festen Burg' sicher wohnen kann. Und wenn es ein wahres Wort ist, was ein deutscher Denker gesprochen, daß ein Volk, wenn seine ganze klassische Literatur auf einmal vernichtet würde, wohl fortbestehen, aber nicht fortleben könnte, so ist das ganz unzweifelhaft wahr, daß, wenn ein Volk auch äußerlich fortbesteht, aber nicht von innen heraus als ein ursprüngliches in Selbständigkeit und Selbstregierung fortlebt, seine höchste und markigste Geistesblüte, seine nationale Dichtung dem Tode verfallen ist.

„Und war es nicht so? Hatte das Deutschland von 1806 wirklich den Schiller, den wir jetzt haben, den wir wachsend haben werden? Schlugen die Mahnungen Attinghausens: ‚Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!' bei den Fürsten und Völkern des Rheinbundes nicht an taube Ohren? Drang sein Ruf: ‚Seid einig!' mit solcher Kraft ins Herz der Zeit wie jetzt? War der Tell in den

Gauen, welche Napoleons Landvögte, ohne einen Arm zu rühren, bei sich duldeten, nicht ein Spott? Konnte man ihn ohne Schamröte lesen? Mußte sich nicht, wenn das Heldenmädchen von Orleans über die Bühne schritt, der Patriot mit tränendunklem Auge abwenden und sich sagen: Nein! wir sind nicht das Volk dieses Dichters, seine Schauspiele sind uns nichts als bunte Bilder zum Spielen, seine Ideale sind nicht die unsern! Wir haben ihn verraten! Wir haben ihn verloren! Wir haben ihn niemals besessen! ..."

Der ganze Jammer der Rheinbundsschmach zieht an uns vorüber und, fürwahr, noch heute muß uns für jene Zeit die Schamröte ins Gesicht steigen:

„Soviel Greuel und Elend im Gefolge des Krieges und der Niederlage sind, kein Greuel, kein Elend, keine Niederlage muß uns für alle Zeiten, wenn wir würdig denken, tiefer erschüttern, als unsre furchtbarste Niederlage — die Entstehung des Rheinbundes. Sie lehrt uns, daß nichts an einer Nation von außen zerstört werden kann, als was schon in ihr morsch und faul ist. Mit dem Rheinbunde, sagte Fichte, wollte Napoleon bloß das, was schon vorher da war und sich gezeigt hatte. Die kleineren Reichsfürsten mußten sich an Frankreich wenden, weil die Reichsföderation sie nicht zu schützen vermochte. Wie zum Hohn auf die beiden deutschen Großmächte suchte Napoleon im Rheinbund eine dritte deutsche Großmacht zu schaffen. Er brauchte ja bloß die Gelüste der Fürsten nach souveräner Macht zu unterstützen, und er tat es. Er brauchte ja bloß die tragischen Keime, welche die Vergangenheit im deutschen Reiche gesammelt, zu entbinden, bloß den alten Bürgerkrieg, welcher seit dem Dreißigjährigen Kriege geschlummert und mit dem Siebenjährigen verhängnisvoll geweckt war, aufs neue aufzustören. Die Antipathien vom Süden gegen den Norden, von Preußen gegen Österreich, von Sachsen gegen Preußen, fochten ebenso siegreich für ihn wie seine Heere. Nun zeigte sich die Ohnmacht der Reichsföderation, nun erntete Österreich die Früchte seiner Hauspolitik, welche die deutsche Politik so weit versäumt und verscherzt hatte, daß es Preußen die volle Berechtigung gegeben, sich im protestantischen Norden zu einer europäischen Großmacht zu entwickeln."

Alle deutschen Länder außer Österreich und Preußen, 17 Millionen Deutsche unter 31 Fürsten, darunter ein Italiener und drei Franzosen, waren im Rheinbund vereinigt. „Die deutschen Fürsten, welche so eifrig in Wahrung ihrer Sonderinteressen gegen den deutschen Kaiser gewesen (nicht weniger aber auch in Erhaltung der Rechtlosigkeit ihrer Untertanen! D. T.), lernten nun Gehorsam gegen den französischen, 120 000 deutsche Streiter verstärkten den Landesfeind, ja 200 000 Deutsche durfte Napoleon, im Bunde mit Preußen und Österreich, nach Rußland schleppen. Deutsche Krieger unter französischer Führung hatten die Österreicher bei Regensburg besiegt, ein deutsches Korps unter dem

württembergischen General Normann vernichtete 1813 während des Waffenstillstandes bei Kitzen die Lützowsche Freischar, deutsche Truppen erlagen bei Dennewitz der Tapferkeit des preußischen Volksheeres."

Ein furchtbares göttliches Strafgericht mußte sich über dem teils pflichtvergessenen, teils in Knechtschaft gehaltenen Volke entladen, um ihm das Gefühl seiner Würde und Kraft ins Bewußtsein zu rufen. „Erst als jeder Bürger mit dem Schwert der Freiheit, dem Schilde der Gleichheit gerüstet, der Soldat von der Spießrute, der Fuchtel und der Gamasche erlöst war, da waren die Waffen denen des Gegners gewachsen; erst als die ‚ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich', vom Himmel zu Hilfe gerufen waren, erst da war die sichere Brücke zum Siege geschlagen. Dies das Geheimnis von dem ungestümen Vorwärtsmarsch der Preußen. Aus solchem Stoff konnte der deutschen Freiheit Waffenschmied, der weise Scharnhorst, in aller Stille unter den Augen des Feindes sein verderbenbringendes Eisen schmieden. Mit solchem Volke konnte das kleine, verstümmelte Preußen bei allen blutigen Entscheidungen, auch bei der letzten, bei Waterloo, ein Gewicht in die Wagschale der Verbündeten werfen, welches gegen Osten und Westen Deutschland zugute kam....

„Aber wenn sie auch die Ersten waren zum blutigen Kriegstanze, am allerwenigsten hat ein spezifisches Preußentum sich dieser Taten zu rühmen. Denn gerade dies hemmte landesverräterisch alle Reformen, gerade dies durchkreuzte Steins und Scharnhorsts beste Pläne. Was die Erhebung schuf und ihr diesen herrlichen Charakter lieh, das war doch nur das innerste Leben und Weben der gesamten deutschen Volksseele, die nur in jenem äußersten Herde des ehemaligen deutschen Ordens sich energisch zusammenfaßte. —

„Wir müssen es betonen, daß Stein, Scharnhorst, Hardenberg, Blücher, Gneisenau, die großen Vorwärtsstürmer, nicht geborene Preußen waren, daß sie aus den verschiedensten deutschen Gauen stammten, daß ein deutscher Held, Eugen von Württemberg, am 16. Oktober dem schwersten und entschiedensten Angriff Napoleons einen Widerstand ohnegleichen entgegensetzte. Wir werden es vor allem anerkennen dürfen, daß die innere Wiedergeburt Preußens im Geiste und in der Vernunft nur das zur Ausführung brachte, was die großen Aufklärer des 18. Jahrhunderts Friedrich und Joseph auf dem Thron, und im Volk die gesamte Literatur der freien Persönlichkeit von Lessing und Kant bis zu Fichte und Schiller als die innerste Lebensquelle des deutschen Geistes aufgedeckt hatten...."

Und mit herrlichstem Rechte preist Palleske diese „großen, unsichtbaren Mitkämpfer, welche durch keine Ketten zu fesseln, durch keine Bajonette zu töten, durch keine Karlsbader Beschlüsse stumm zu machen sind. Die geistigen Heroen, welche zuerst einem erschlafften Zeitalter mit Sturm und Drang und dann in Milde und Klarheit eine

neue Sehnsucht nach menschenwürdigem Dasein einhauchten, welche dem im Zopftum und dogmatischen Formeln verknöcherten deutschen Herzen die ganze Fülle seines inneren Reichtums zuerst wieder aufschlossen, welche in Lehre und Dichtung die Schönheit und ursprüngliche Kraft unserer herrlichen Sprache über alle Stammverschiedenheit hinaus ertönen ließen als erste Bürgschaft unserer unzerreißbaren Einheit und noch wie unbewußt und darum um so viel mächtiger und glaubwürdiger die ewige, geheimnisvolle Gottheit auch unserer Nation offenbarten, wie sie zwar noch nicht im schöngegliederten Tempel eines kraftvollen Staates, aber in dem dunkeln, ahnungsreichen, faserfesten Eichenhaine des deutschen Volksgeistes unantastbar und unvergänglich lebte. . . .

„Wenn Kant die innere Freiheit des Menschen in der Sprache der Philosophie erwiesen, Lessing das Recht der freien Forschung, das Evangelium der Toleranz und Liebe neu begründet hatte, so war, wie wir alle wissen, in Deutschland der politische Freiheitstrieb aufs schlimmste vernachlässigt. Dieser ist auch schwerlich durch Philosophie und Kritik zu wecken, denn er gehört den Massen und bedarf der Massen. Einbildungskraft und Gefühl sind die Organe, welche bei der Masse der Menschheit dem Willen zunächst liegen. Und womit waren diese Organe im vorigen Jahrhundert erfüllt? Die Aufklärung hatte sie fast leer gelassen, das Geschäft, sie zu ergötzen und zu nähren, besorgten anakreontische Dichter, Verfasser geistlicher Epen, französische oder französierende Schlüpfrigkeiten; Klopstocks Oden drangen nicht ins Volk, Goethe berührte den Schatz politischer Dichtung mit dem Götz und wandte sich dann in die Tiefen seiner Gemütswelt zurück.

„Ohne daß Schiller je von einem politischen Triebe anders als etwa in der Glocke vom Trieb zum Vaterlande gesprochen, hat er doch diesen Trieb zuerst, wie es nie ein Dichter bei andern Nationen vermochte, den Deutschen fast mit magnetischer Kraft mitgeteilt. Selbst von glühender Freiheitsliebe beseelt, mit Begeisterung den großen Geschicken der Menschheit zugewandt, an den Helden des Altertums erzogen, trat er, wie er es vom echten Künstler verlangt, der Sohn seiner Zeit, aber nicht ihr Geschöpf, in sein unpolitisches Jahrhundert und riß die nüchterne Menge zu seinem Ideal empor . . ."

Ich wüßte zur Massenverbreitung im Volk und in den Schulen keine bessere Festgabe als diese Palleskesche Schillerrede. Ihr geringer Umfang und der entsprechend geringe Preis erleichtern wesentlich ihre Anschaffung und — Wirkung.

* * *

„Gedankenfreiheit" —: „Verboten sind . . . alle Schriften von Akatholiken, welche wesentlich religiösen oder theologischen Inhalts sind, außer es stände fest, daß sie nichts gegen den katholischen Glauben enthalten. . . . Die älteren und neueren Klassiker, welche obszöne(!)

Stellen enthalten, sollen purgiert und nur diese Ausgaben dürfen im Unterricht benutzt werden.... Im Fall das Werk von einem abgefallenen ungläubigen Katholiken oder von einem Akatholiken herrührt, religiöse Irrtümer enthält und verteidigt, ist auf dessen Lektüre sogar die von selbst eintretende Strafe der Exkommunikation festgesetzt."

So zu lesen in einem Artikel „Kirchliches Bücherverbot, Zensur, Index" in Nr. 38 der Wissenschaftlichen Beilage zum Jahrgang 1897 der „Germania". Gehört da ein Marquis Posa mit seiner Forderung wirklich so ganz der Vergangenheit an, daß er heute mit seiner Forderung nur offene Türen einrennen könnte?

Und die Gedankenfreiheit in der Volksschule, insbesondere beim Religions- und Geschichtsunterricht? Jeder Lehrer wird mich ohne weiteres verstehen, sobald ich nur die erste Note dieses Themas anschlage. Aber es ist nötig, daß auch weitere Kreise darüber aufgeklärt werden, zumal die Reaktion naturgemäß nicht ausbleiben kann und die Gefahr vorliegt, daß wir aus dem einen Extrem in das andere geraten. Worum es sich handelt, will ich dem Leser einmal ad oculos demonstrieren, indem ich ihn mit der neuesten Agitationsschrift der Sozialdemokratie bekannt mache, einer Darstellung der „Hohenzollernlegende", die der ehemals nationalsoziale „Genosse" Maurenbrecher soeben im Vorwärtsverlage erscheinen läßt. Daß die sozialdemokratische Presse dafür mächtig die Trommel rührt, braucht kaum gesagt zu werden. Das Einleitungskapitel ist außerordentlich lehrreich. Wer noch nicht in das eigentliche Wesen der „materialistischen Geschichtsauffassung" und die Art, wie sie popularisiert und propagiert wird, eingedrungen ist, kann sich keinen deutlicheren Anschauungsunterricht wünschen. Gelangt er dann zu der Erkenntnis, daß gegen solches Rüstzeug mit den Pappschwertern, wie sie von den Regierungstischen aus und den Redaktionssesseln der „staatserhaltenden" Presse mit Vorliebe geschwungen werden, ebensowenig etwas auszurichten ist wie mit Polizei und Gericht, so wäre mit solcher Erkenntnis die erste Vorbedingung zu einer wirklich ernsthaften Bekämpfung jener Welt- und Geschichtsanschauung gewonnen. Nichts Gefährlicheres, als den Gegner unterschätzen. Wenn dem mächtigen Rußland mit dem winzigen Japan diese bittere Lehre nicht erspart geblieben ist, so brauchen sich ihrer auch unsere patentierten „Ordnungsstützen" nicht zu schämen. Maurenbrecher geht also zu Werke:

„Es ist nicht zufällig, daß der Kaiser gerade die Sorge für die Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner bei der Schilderung seiner Vorfahren herausgreift. Es hat Zeiten gegeben, in denen man das weniger geschätzt hat. Die erste Hohenzollernlegende, die mit der nationalliberalen Bourgeoisie der vierziger und fünfziger Jahre entstand, hat nach ganz anderen ‚Verdiensten' der Hohenzollern gefahndet: ihre auswärtige Politik, ihr Militarismus, ihre Hineinreißung des Landes in die großen europäischen Staatenkämpfe, kurz ihre größere oder geringere ‚nationale' Be-

deutung im Sinne der Bourgeoisie, das war der Maßstab, an dem die Droysen, Sybel, Treitschke usw. die ‚Größe' und Bedeutung der Hohenzollern maßen. Heute ist es die ‚soziale Tätigkeit der Hohenzollern', ihre Sorge für materielle und geistige Blüte, ihr Arbeiten für das Glück und die Wohlfahrt ihrer ‚Untertanen', die ihre ‚Größe' am deutlichsten zeigen soll.

„Kein Zweifel, daß diese neue Zuspitzung der Hohenzollernlegende genau so gut ihren politischen Hintergrund hat wie jene ältere bürgerlich-nationale, die in den vierziger und fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts heranwuchs. Diese ältere Form diente dem Bedürfnis der Bourgeoisie. Sie sollte die Herzen gewinnen für die große Idee der staatlichen Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, sollte nachweisen, daß um ihrer ‚nationalen Verdienste' in der Vergangenheit willen kein anderes Herrscherhaus so befähigt sei, diese Einheit zu schaffen, als gerade die Hohenzollern. So hat auch die neue Form ihren politischen Zweck. Sie soll die Arbeiterbewegung mit dem Monarchismus versöhnen. Der Kaiser sieht die Stimmen der Gegner wachsen. Zum erstenmal geht eine ernstlich antimonarchistische Bewegung durch größere Teile des deutschen Volkes. In der Zeit, da Wilhelm II. Kaiser ist, ist sie von 768000 auf über 3 Millionen Wählerstimmen gestiegen. Keine Frage, daß der Kaiser die wirkliche Ursache dieses Wachsens der antimonarchischen Bewegung nicht kennt; er müßte sich ja selbst aufgeben, wollte er ihre inneren Gründe verstehen. So vermag er nur Täuschung und Verhetzung, nur Lug und Verführung in ihr zu erblicken. Ihm ist es ja so deutlich, daß er und sein Haus dieses wachsende Mißtrauen des Volkes nicht verdient hat. Warum nur die Menschen nicht sehen wollen, wie segensreich gerade wir Hohenzollern um die unteren Klassen uns mühen? Man muß es ihnen sagen, man muß der Verführung entgegentreten, man muß Verehrung und Vertrauen zur Monarchie von neuem erzeugen. Es ist ja gar nicht zu verstehen, warum die Leute so mißtrauisch sind. Man muß die Geschichte unseres Hauses ihnen nur völlig klarmachen, und die Verführer werden zuschanden werden!

„Von hier aus erst wird verständlich, warum der Kaiser solchen Nachdruck darauf legt, daß ausnahmslos alle Hohenzollern diese landesväterliche Sorge für ihre Untertanen als höchstes Ziel ihres Lebens kannten. Das ist geradezu der Schwerpunkt seiner Anschauung überhaupt. Nicht, daß es unter den Hohenzollern neben gewissenlosen Verschwendern auch einige gewissenhafte, landesväterlich sorgsame Monarchen gegeben habe, will er behaupten. Das könnten andere Fürstenhäuser auch von sich rühmen. Das wäre überhaupt kein großer Ruhm; denn daß im Wechsel der Generationen edlere und unedlere Charaktere sich folgen, ist ein Schicksal, das alle, auch die bürgerlichen und proletarischen Familien, ohne Ausnahme trifft. Nein, gerade erst die Ausschließlichkeit der landesväterlichen Sorge, erst, daß sie eine ‚Tradition', ein ‚Vorrecht' des Hauses ist, das wie eine Naturkraft in jedem seiner Mitglieder wirkt, erst das gibt dem Kaiser das Recht, blindes

Vertrauen der ‚Untertanen' auch für sich und seine eigene Regierung zu fordern.

„Gerade die Ausnahmslosigkeit der hohenzollernschen Begabung ist der neue Zug, den die Hohenzollernlegende des Kaisers zu jener bürgerlich-nationalen Heroisierung einzelner Hohenzollern hinzubringt, die früher die herrschende war. Die bürgerlich-‚nationale' Geschichtschreibung, so befangen sie auch in den politischen Bedürfnissen ihrer Klasse und den daraus fließenden Vorurteilen gewesen, sie hat doch immerhin noch einen Unterschied zwischen den einzelnen Fürsten gekannt. Unter den dreizehn Hohenzollernfürsten, die Droysen in seiner vierzehnbändigen ‚Geschichte der preußischen Politik' behandelt, sind nur drei, die er geradezu in märchenhafter Weise verherrlicht; zwei andere lobt er noch ziemlich stark; vier beurteilt er mitleidig-sympathisch, und über fünf gießt er die volle Schale seines Zornes. Von einem ausnahmslosen Preisen aller Hohenzollern, bloß weil sie Hohenzollern waren, ist nicht im entferntesten die Rede. Das ist das neue, das die Regierung Wilhelms II. zu der alten Hohenzollernlegende hinzutrug, daß heute die Ausnahmslosigkeit ihrer Größe und Güte zum eisernen Bestande jeder ‚volkstümlichen' Darstellung der preußischen Geschichte gehört....

„Der heutige Geschichtsunterricht in der Volksschule gibt den Kindern des Volkes nicht die Wahrheit, so gut oder so schlecht die heutige Forschung sie eben kennt. Er verheimlicht auch nicht nur unbequeme Dinge, wie es auf den Realschulen und Gymnasien wohl auch geschieht. Nein, er dichtet direkt Lumpen in glänzende Wohltäter um! Es ist einfach nicht wahr, daß das Hohenzollerngeschlecht nur aus einer Reihe glänzender Lichtgestalten, unermüdlich besorgter ‚Landesväter' bestanden. Die bürgerliche Wissenschaft — trotz aller Befangenheit gegenüber dem Monarchismus, in der auch sie noch versunken — weiß ganz genau, daß es unter den siebzehn Hohenzollernfürsten von Brandenburg-Preußen, die von 1415—1888 regiert haben, genug gewissenlose Prasser und sinnlose Verschwender, genug Schwachköpfe und Jammerlappen gab. Sie weiß sehr wohl, daß darin die Hohenzollern nicht um eines Haares Breite besser sind als andere Fürstengeschlechter auch. Jener im Innersten verfaulte Hof Friedrich Wilhelms II. — seine Zeitgenossen nannten ihn in Spottschriften ‚Saul den Dicken von Kanonenland' —; jener erste König in Preußen, der nicht glaubte, ein König zu sein, wenn er nicht eine Maitresse halte wie sein leuchtendes Vorbild, der König von Frankreich; jener Joachim II., dem sogar sein Hofprediger in der Leichenpredigt nur nachsagen konnte, daß sein Leben und Wandel gar sträflich und sündlich gewesen; dessen Vater, jener Joachim I., den Luther ... einen Hurer und Buben nannte — um nur die bekanntesten Fälle zu nennen: gehören die auch zu der ‚Fülle sittlich tief und nachhaltig anregender Momente', von der der Kultusminister von Goßler schrieb? Jeder Gymnasiast und jeder Student würden lachen, wollte man ihnen so

etwas erzählen. Aber für die Volksschule ist es eben noch gerade gut genug; dort braucht man ja nicht Wahrheit und Wissen — wenn nur Gottesfurcht und Liebe zum Fürstenhause gedeihen!

„Das ist das Empörende an jener ministeriellen Verfügung, daß sie zweierlei Wahrheit einführt, eine für die höheren und eine für die niederen Schulen. Das Arbeiterkind, das dies merkt, wird damit erst recht zur Erbitterung gegen die herrschenden Klassen gebracht. Aber wie viele sind im späteren Leben so glücklich, Aufklärung und Befreiung von diesem Weihrauchnebel der Volksschul-Legende zu finden? Hunderttausende gehen hin und nehmen das Märchen als bare Münze, glauben und hoffen, von der ‚ausnahmslos' wirkenden Kraft der ‚Tradition' des Herrscherhauses auch in ihrem eigenen Leben noch etwas zu spüren. Das ist der Hauptzweck dieses Buches, daß es, wo es hinkomme, die Volksschulnebel zerstreue.

„Das gilt zunächst für die Volksschule im Königreich Preußen. Aber die neue deutsche Kultur ist ja nicht auf Preußen beschränkt. Auch in die Schulen der anderen Staaten sickert die Hohenzollernlegende hinein. Und sie hat zur Wirkung, daß man nun auch in Bayern, in Sachsen, in Hessen und überall sonst das sittliche Vorbild der ‚angestammten' Fürstenhäuser preist. Die neue Landesvaterlegende ist längst kein rein preußisches Gewächs mehr; sie läuft in 22facher Gestalt in Deutschland herum, wie es 22 monarchische Vaterländer in Deutschland gibt. Für sie alle soll die Arbeit mitgelten, die hier an dem preußischen Beispiel getan wird ...

„Daß der Junker und nicht der Bürger in Brandenburg-Preußen die führende Klasse war, darin liegt der Unterschied dieses Landes von den westeuropäischen Staaten begründet. Holland, Frankreich, England konnten bürgerliche Staaten werden, weil ihre geographische Lage das Bürgertum hob. Amsterdam, Paris, London lagen an der Straße des großen Welthandels, die den Orient und die neuen amerikanischen Kolonien mit West- und Mitteleuropa verband. Der bürgerliche Kaufmann und mit ihm der Industrielle wurden die treibende Kraft schon in der Entstehung der absoluten Monarchien in Burgund, Frankreich und England, die das 15. Jahrhundert sah. Sie haben die Befreiung der Niederlande von Spanien, die englische Revolution und den Absolutismus Ludwigs XIV. in Frankreich in gleicher Weise getragen. Vom 17. Jahrhundert ab bilden sie in Westeuropa die Grundlage einer neuen, rein weltlich-wissenschaftlichen Kultur. Mit dieser ganzen westeuropäischen Blüte aber hingen Brandenburg und Preußen nur durch den dünnen Faden des Getreide-Exportes zusammen. Der Getreide-Export aber war das Gewerbe der Junker. Er schuf keine neue bürgerliche Klasse; er zertrat nur, was an Resten eines mittelalterlichen Bürgertums noch bestand. Er schuf auch keine neue Bildung; seinen Junkern war das Evangelium der lutherischen Orthodoxie eben recht. Es bewirkte, daß mindestens von Anfang des 16. Jahrhunderts an Brandenburg-Preußen rückständig war gegenüber der westeuropäischen Kultur.

„Es soll uns ganz fernliegen, diese Rückständigkeit einzelnen Menschen, Fürsten oder Staatsmännern zum Vorwurf zu machen. Die Verkommenheit der brandenburgischen Kurfürsten des 16. Jahrhunderts ist viel mehr eine Folge als die Ursache dieser Rückständigkeit der ökonomisch-geistigen Entwicklung des Landes. Daß Brandenburg zwischen Elbe und Oder lag und nicht an der Seine, Themse oder am Kanal, daß seine Handelswege nach der Ostsee drängten und nicht unmittelbar vom süd-nördlichen Welthandel berührt wurden, daß die breite ostdeutsch-polnisch-russische Tiefebene eben zum Getreide- und Holzexport drängte und nicht geeignet war, ein Mittelpunkt städtisch-bürgerlichen Handels zu werden, das alles sind Tatsachen, die weit jenseits aller menschlichen Verantwortlichkeit liegen. Aber es sind die Tatsachen, in denen wir die letzte, endgültige Erklärung für das rückständige, unbürgerliche, feudale Wesen des preußischen Staates suchen. Sie wirken, wie wir wissen, bis heute, bis in die Zeit der Bülowschen Handelsverträge hinein. Sie sind für unsere Geschichtsbetrachtung das eigentliche Rückgrat der preußischen Geschichte ...

„Es ist eins der stärksten Zeichen für die politische Entkräftung des Bürgertums in Deutschland, daß es so völlig verlernt hat, die preußische Geschichte im Lichte dieser Tatsachen zu sehen. Wie es politisch schon vor 1848 vor der Monarchie kapituliert hat, so haben auch seine Geschichtschreiber seit dieser Zeit ihre Augen steigend vor dem reaktionären Charakter des Preußenstaates verschlossen. Schon die ältere Hohenzollernlegende hat aus denen, die Deutschland unter den märkischen Junker beugten, nationale Heroen, Helden voll vaterländischer Begeisterung gemacht. Aber sie ist noch ehrlich im Vergleich zu dem, was die neueste byzantinische Entwicklung der Bourgeoisie an den Hohenzollern rühmt.

„Nur der Proletarier steht heute dieser Verherrlichung kühl gegenüber. Aus den eigensten Instinkten seiner Klasse, aus den täglichen Erfahrungen seines Lebens heraus weiß er, daß die Soziale-Königs-Legende nicht wahr sein kann. Sie ist unmöglich, weil sie allem widerspricht, was er täglich sieht. Nicht, als ob der Proletarier von sich aus eine höhere Kenntnis oder ein tieferes Verständnis der Vergangenheit hätte als andere Klassen auch. Wie sollte er Muße zu geschichtlichen Quellenstudien haben! Aber er hat einen richtigeren Instinkt für das, was möglich ist, was nicht. Er ist selber kämpfende Klasse; das schärft seinen Blick, auch in der Vergangenheit den Klassenkampf als die treibende Kraft der Geschichte zu sehen. Und er steht selber noch heute auf der Schattenseite des Lebens; das öffnet sein Gemüt, auch in der Vergangenheit Seufzer derer zu hören, die unter dem Siegeswagen der herrschenden Klassen zermalmt sind. Darum darf auch die Wissenschaft, die für Proletarier schreibt, den Nachtseiten der Vergangenheit gegenüber aufrichtiger sein, als es die der Herrschenden meist heute ist ..."

Es läßt sich an dieser Geschichtsauffassung genau derselbe Fehler

— nur nach der entgegengesetzten Richtung — aufweisen, dessen sich die bisherige bürgerliche Forschung schuldig gemacht hat. Wenn diese die ökonomischen Tatsachen und Entwicklungen in der Regel völlig außer Betracht ließ oder ihnen doch eine ungebührlich untergeordnete Rolle zuwies, so werden auf der anderen Seite die Imponderabilien, die immanenten ethischen Gesetze der weltgeschichtlichen Entwicklung, die unabsehbare Einwirkung großer Persönlichkeiten auf ihre Zeitgenossen und die folgenden Geschlechter verkannt. Einseitig, schief gesehen sind beide Anschauungen. Vom Klassenstandpunkte aus läßt sich eben nicht Geschichte schreiben, tatsächliches Geschehen nicht objektiv sehen und erzählen. Denn dies Geschehen vollzieht sich unabhängig vom Standpunkte des Beobachters. Und so wenig eine völlig objektive Geschichtschreibung menschenmöglich ist, um so weiter entfernen wir uns noch vom Ziele, wenn wir mit irgendwelchen politischen oder sozialen Nützlichkeitsrücksichten an diese Aufgabe herantreten. Aber so erzeugt ein Extrem immer sein entgegengesetztes: dem bis zur dreisten Geschichtsfälschung gediehenen, an Abgötterei grenzenden Hohenzollernkultus stellt sich naturnotwendig die Hohenzollernlegende entgegen.

Und man muß gestehen: die Gegenwart tut das Mögliche, die Lehre von der Hohenzollernlegende populär zu machen. Wird nicht geradezu der Spott herausgefordert, wenn sich der Scherlsche „Lokalanzeiger" zur letzten Kaiserreise depeschieren läßt: „Die meisten Blätter veranstalten Extra-Ausgaben und bringen Dutzende von Spalten über Kaiser Wilhelm und Deutschland. Die Zeitungen preisen den Kaiser als Heerführer, Diplomaten, Kolonialpolitiker, Förderer der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und der Wissenschaft, als Künstler, Musiker, Redner und Sportsmann"? Vergebens zermartert man sich das arme Hirn, um noch irgendwelche Tugenden und Talente zu ergrübeln, die dem Kaiser nach diesem nicht eigen sind.

Auf welche Weise fürstliche Personen sich dieser hündischen Schweifwedelei, die ihnen doch gewiß nur physische Übelkeit erregt, erwehren können, dafür hat der Herzog Leopold Friedrich Franz Nikolaus von Anhalt ein Beispiel gegeben, das allen leidtragenden Fürstlichkeiten auf das wärmste zur Nachahmung empfohlen werden kann. In einem Erlaß an die Kreisdirektoren und Magistrate seines Ländchens hat er gesagt, er freue sich zwar, wenn der Bürger, um seine Freude über die Anwesenheit des Landesherrn zu zeigen, sein Haus schmücke, wünsche aber nicht, daß die Behörden bei solchem Anlaß für Straßenschmuck sorgen; die Mittel der Gemeinden seien für diesen Zweck nicht in Anspruch zu nehmen. „Man liest's und glaubt zu träumen," bemerkt die „Zukunft", „glaubt, nicht mehr in den Allfeiertagen modischer Patriotenputzsucht zu leben. Glückliches Anhalt! Rühmenswert unzeitgemäßes Herzogtum! Welche Summen wären den deutschen Kommunen erspart worden und zu nützlicherer Verwendung geblieben, wenn dieser Erlaß seit siebzehn Jahren in Nord und Süd Geltung hätte! Paul de Lagarde schon suchte Wege, um den von

irgendwelchem großsprecherischen Eigennutz genasführten Philistern der Bürgerkollegien das Verbrechen abzugewöhnen, das Geld ihrer Mitbürger in Illuminationen, Statuen, Ausstellungen zu vergeuden', und wollte ‚mindestens die Stadtverordneten oder Bürgervorsteher für allen Schnickschnack, zu dem sie das Geld anderer bewilligen, regreßpflichtig machen'. Das ist nicht gelungen. Jetzt hat der Herzog von Anhalt den richtigen Weg gezeigt. Wenn dieser Fürst fortan eine seiner Städte im Festkleid findet, weiß er, daß der Putz nicht erzwungen, nicht von Kommunaltyrannen den Darbenden abgeknausert ist. Den Zeitungen freilich könnte es unter der Herrschaft solcher Erlasse schlecht gehen; denn sie haben's weit auf dem Wege gebracht, dessen erste Strecke Hoffmann von Fallersleben sah, als er vor vierundsechzig Jahren rief:

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern niedergekommen
Und morgen wird der Herzog kommen;
Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen.
Die Lakaien erhielten silberne Borten,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden,
Und zeitig ist es Frühling geworden.
Wie interessant! Wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!"

* *
*

Bei der Übertragung politischer Kämpfe auf das persönliche Gebiet sind jedenfalls ganz zuletzt Lorbeeren zu pflücken. Wer solches unternimmt, muß sich darauf gefaßt machen, auch im eigenen Lager entschiedenen Widerspruch zu finden. Leider hat sich die kürzlich begründete christlich-soziale Zeitung „Das Reich" — in vielleicht erklärlicher Verstimmung — dazu hinreißen lassen, den Verfasser der „Hohenzollernlegende" eben dieser Schrift wegen persönlich anzugreifen und ihm Schändung seiner Vergangenheit und des Andenkens seines Vaters, des bekannten Geschichtsprofessors, vorzuwerfen. Es ist nun interessant, was einer, der sich auch „durchgemausert" — und zwar nach der andern Richtung — darauf erwidert. Max Lorenz, der frühere Sozialdemokrat und gegenwärtige Herausgeber der „Antisozialdemokratischen Korrespondenz" schreibt in diesem Blatte:

„Es ist üblich, solche ‚Entwickelungen' aus einem moralischen Defekt der Persönlichkeiten zu erklären, wie ja überhaupt noch immer die politischen Kämpfe durch Moralinsäure vergiftet werden. Solche Methode erklärt in den meisten Fällen gar nichts. Ich halte Herrn Maurenbrecher — obwohl ich längst keine Berührung mehr mit ihm habe — noch genau so für einen anständigen Menschen, wie etwa im Jahre 1896, als er mir, dem damaligen

Sozialdemokraten, in öffentlichen Versammlungen zu Leipzig mit einem Höchstgrad von nationaler und monarchischer Leidenschaft entgegentrat. Es müssen meiner Überzeugung nach im bürgerlichen Geistes- und Bildungszustand liegende Momente sein, die solche Entwickelungen, wie die Maurenbrechers, ermöglichen. Was ist's eigentlich, das der heutige Wissenschaftsbetrieb und die heutige offizielle bürgerliche Bildung dem hungrigen Herzen einer begabten Jugend zu bieten hat? So gut wie nichts! Der herrschende Historizismus — als Methode — ist nur ein Zeichen von Geistesflachheit und Phantasiearmut. Immer wieder hört man von akademisch gebildeten Männern im Alter von 30 Jahren etwa, ihr größter und einziger Eindruck wäre Treitschke gewesen. Was aber machte Treitschke so groß? Sein subjektives Pathos, das das Wachsen und Werden des nationalen Staates vorfand, um sich daran objektivieren zu können. Es ist das Elend unserer Tage, daß der große Gegenstand fehlt, der erhabene sachliche Zweck, dem hungrige Herzen der jungen Generation sich ganz zu eigen geben könnten. Wir sind wurzellocker geworden, zu sehr auf uns gestellt. Subjektivisten. Die Leichtfertigeren begnügen sich damit, werden literarische Artisten, gründen Zeitschriften. Die Tieferen suchen nach einer objektiven Macht und einem reellen Zweck, wo sie dienstbar sein können. Die katholische Kirche und die Sozialdemokratie — diese beiden sind die stärksten und eindruckvollsten objektiven Mächte unserer Tage. Ob man vom protestantischen Boden, wenn man das protestantische Prinzip wirklich innerlich, als Erfahrung der Seele, begriffen hat, sich wieder zum Schoß der katholischen Kirche zurückzufinden vermag, ist mir zweifelhaft. Daß die Sozialdemokratie die Leute anzieht, die von bürgerlicher Weisheit nicht satt geworden sind, erleben und erfahren wir. Wir sollten diese ‚Abtrünnigen' nicht allein anklagen — so sehr wir sie auch sachlich befehden müssen —, sondern uns die tieferen Gründe einer Geistesschuld nicht verhehlen, mit der unsere ‚bürgerliche' Gesellschaft und ‚moderne' Geistesbildung belastet ist."

Gibt das nicht sehr zu denken? Es ist leider nur zu wahr: der bürgerlichen Gesellschaft von heute fehlen die Ideale. Mit Neid müssen wir der Zeitgenossen Schillers gedenken: ihnen winkten hohe, leuchtende Ziele, ein bei allen Schrecken doch herrlich reinigendes Gewitter lag in der Luft, und die Gegenwart trug eine große Zukunft im Schoße. Nicht, daß wir keine Ideale haben könnten, wenn wir sie wollten. Wollen wir sie aber ehrlich und opfermutig? Ist nicht gerade heute so vieles in Staat und Gesellschaft des Schweißes der Edeln wert? Und gibt es kein politisches, kein nationales Ideal mehr? Haben wir nach der Begründung Kleindeutschlands keine nationalen Sehnsüchte mehr? Haben wir aufgehört, eine große Volksgemeinde zu sein — soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt? Gibt es keinen großdeutschen Gedanken? Wohl gibt's das alles, aber ach, wir sind im kleineren Deutschland ein kleines

Geschlecht geworden, das ängstlich nach oben schielt und sich die Köpfe der Regierung zerbricht. Wir wollen jeder ein kleiner Bismarck sein und werden darum nicht das, was wir werden können: freie, aufrechte Persönlichkeiten mit eigener Prägung. Keine schwarz-rot-goldene Fahne flattert vor uns her, den alten Burschenhut und mit ihm den alten Burschengeist bedeckt der Staub, es sank der Flaus in Trümmer ... Regt sich's einmal freier in den Herzen unserer Jugend, durchweht sie mal ein frischerer nationaler Hauch — ein kalter Wasserstrahl von oben, und das Vaterland ist wieder einmal gerettet, das europäische Gleichgewicht hergestellt. Vgl. Innsbruck.

* * *

Auf religiösem Gebiet ist's nicht anders. Wer kann sich denn noch ehrlich für unser Staats- und Kirchenchristentum begeistern? Sind wir evangelische Christen? Wir Protestanten wissen nur, daß wir — keine Katholiken sind, und dieser Gegensatz ist vielleicht noch die einzige Lebensäußerung unseres „religiösen Bekenntnisses". Außer natürlich den Kirchenbauten. Ja, wenn's nach der Zahl, dem Pomp und Prunk unserer neuerbauten Kirchen und Kircheneinweihungen ginge, was müßten wir da für patente Christen sein. Und doch schreibt Graf Hoensbroech, hier ein doppelter Ketzer, in seiner Zeitschrift „Deutschland" über das großartigste — großartig sind wir immer — Ereignis der deutschen evangelischen Christenheit:

„Die Einweihung des Doms war eine Profanation des Christentums. ... Höfisch-militärischer Pomp in seiner prägnantesten Entfaltung war die Signatur dieser ‚Einweihung'. Und das alles ist aufgeboten, um — es fließt schwer aus der Feder — das erstmalige Zusammentreffen einer Christengemeinde zu feiern an dem Orte, wo zu Gott ‚im Geist und in der Wahrheit', in Demut und Einfalt, in Reue und Zerknirschung gebetet, gefleht werden soll! Und das alles an einem Orte, über dessen Eingangstür man die Worte gesetzt hat: ‚Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.' Und da kommt diese durch den demütigen, überweltlichen Christus- und Gottesglauben überwundene ‚Welt', gespreizt wie ein Pfau, schillernd in ihrer weltlichsten Form, geputzt mit den weltlichsten Eitelkeitsabzeichen: Hofuniformen, Ordensbändern und Ordenssternen, eleganten Frauentoiletten, und nimmt Besitz von der Stätte, von der es heißen sollte: ‚Löse deine Schuhe, denn der Ort, wo du stehest, ist heilig.' Und die Krone setzt diesem Unchristentum auf die Art der Anwesenheit so vieler evangelischer Geistlicher. Sie wollen und sollen sein Nachfolger und Mithelfer des demütigen Christus, und da schreiten sie einher behangen mit weltlich-höfischen Orden! Ja, war denn in dieser großen Schar von Christusdienern auch nicht einer, der das Gefühl dafür hatte, was ihnen ziemte an diesem Orte und bei dieser Gelegenheit, der den Mut fand, auszusprechen: Brüder, legen wir ab alle weltliche Hoffart und Eitelkeit, denn der Ort, wo wir stehen, ist heilig?! ... Ich will mich nicht als Richter

hinstellen und ganz gewiß nicht als Musterchristen. Allein jeder Christ, so unvollkommen er auch sei, hat das Recht und die Pflicht, Dinge, die das Wesen des Christentums zerfressen und es aus einer Religion demütiger Innerlichkeit zu einer Unreligion hoffärtiger Äußerlichkeiten zu machen drohen, bei Namen zu nennen und den schärfsten Tadel über sie auszusprechen. Die Veräußerlichung der evangelischen Geistlichkeit, ihr selbstgewolltes und vielfach sogar erstrebtes Stehen mitten unter den titel- und ordensuchenden Menschen ist mit ein Hauptgrund, weshalb das Evangelium Christi mehr und mehr an Einfluß verliert. Die schönsten und salbungsvollsten Predigten vermögen den klaffenden Gegensatz zwischen Christusdienerberuf und eitelweltlicher Lebensführung nicht zu verdecken. Wenn irgendwo, dann will bei Religionsdienern das Volk Taten sehen und nicht bloße Worte hören. Jüngst ist ein Oberhofprediger ‚Exzellenz' geworden. Ich habe mich an den Kopf gegriffen und gewiß mit Tausenden gefragt, wie ist es nur möglich, daß ein Mann mit diesem Beruf diesen ausgeprägt höfischen Titel annimmt? Oder liegt vielleicht in der Hofpredigerstellung die Berechtigung, höfische Titulaturen, trotz Nachfolgerschaft Christi, anzunehmen? War nicht auch der große Täufer ein Hofprediger?

„Der Gegenstand ist ein furchtbar ernster. Verstaatlichung einerseits und Verweltlichung anderseits dringen mehr und mehr ein in die Religion Jesu Christi; mehr und mehr wird sie durch das eine vergewaltigt und durch das andere verzerrt; ihrer Innerlichkeit wird sie beraubt, mit Äußerlichkeiten durchsetzt, die ihr nicht nur fremd, sondern die ihrem Wesen entgegengesetzt sind. So wie es jetzt geht, darf es nicht weitergehen, und wenn die geborenen, berufsmäßigen Förderer des christlichen Gedankens, der evangelischen Auffassung, wenn die Geistlichkeit ihre Pflicht nicht erkennt, dann muß die Laienwelt sie energisch an diese Pflicht erinnern."

* * *

Bleibt noch das „soziale Königtum". Seine neueste Tat ist die bisher — und soweit sich ihr ferneres Schicksal übersehen läßt — verunglückte Berggesetznovelle. Am 27. März schloß Graf Bülow im preußischen Abgeordnetenhause seine Rede zur Berggesetznovelle:

„Meine Herren, die Bergarbeiter des Ruhrreviers haben die Arbeit wieder aufgenommen mit der Hoffnung, daß die ihnen in Aussicht gestellte Novelle zum Berggesetz einen stärkeren Schutz ihrer Arbeitskraft, eine sichere Gewähr ihrer Arbeitsleistung und die Einführung von Arbeiterausschüssen bringen wird. Mögen auch die Übelstände in den Bergwerken vor Ausbruch des Streiks stark übertrieben worden sein, so vermag doch die staatliche Fürsorge in mehr als einer Richtung helfend und fördernd einzugreifen. Enttäuschen Sie, meine Herren, diese Hoffnungen nicht! Prüfen Sie mit Wohlwollen die Vorschläge, welche Ihnen die königliche Staatsregierung unterbreitet. Was Sie, meine Herren, in Erfüllung der sozialen

Aufgaben, der sozialen Pflichten des Staates mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit für die Abstellung wirklicher Beschwerden tun, das tun Sie gegen sozialdemokratische Bestrebungen, das tun Sie für die Monarchie!"

Und was hat die Kommission des Abgeordnetenhauses in diesem Falle und auf diesen Appell „gegen sozialdemokratische Bestrebungen und für die Monarchie" getan? Sie hat die obligatorischen Arbeiterausschüsse abgelehnt und dafür folgenden Antrag angenommen:

„Es ist Aufgabe des Arbeiterausschusses, auf geordnete und friedliche Verhältnisse in der Arbeiterschaft des betreffenden Bergwerks hinzuwirken und Störungen der öffentlichen Ordnung sowie Bedrängung von Arbeitswilligen insbesondere auch gelegentlich von Arbeitseinstellungen hintanzuhalten. Eine politische Betätigung ist den Arbeiterausschüssen und deren Mitgliedern unbeschadet der Ausübung ihres politischen Wahlrechts untersagt. Zuwiderhandlungen ziehen den Verlust der Mitgliedschaft und die Auflösung des Ausschusses nach sich. Die Entscheidung darüber steht der Bergbehörde zu. (Als Absatz 2 des § 80 f.)

„All das Gesäusel vom sozialen Königtum," frohlockt der „Vorwärts", „von der Erfüllung der berechtigten Arbeiterforderungen, vom sozialen Frieden ist abgetan. Das Geldsackparlament läßt sich auf keine Experimente, auf kein Schachern und kein Handeln ein. Wir oder Ihr! Dazwischen gibt es nichts.

„Recht so! Wozu das Vertuschen und Versteckspielen!

„Die überschlaue Regierung gedachte den Arbeitern mit dem Spielzeug der von vornherein zur Ohnmacht verdammten Arbeiterausschüsse weiszumachen, daß sie doch noch etwas von ihr, der Unternehmerregierung zu erhoffen hätten. Die Junker und die Grubenkapitalisten aber lassen sich auf diesen sozialen Schwindel nicht ein. Was die Grubenherren außerhalb des Parlaments schon ausgesprochen und wonach sie gehandelt haben, danach handeln sie auch in dem Parlament, das ihnen durch das Klassenwahlrecht ausgeliefert ist. Der Arbeiter soll Sklave sein, solange er sich die politische Herrschaft der Unternehmer gefallen läßt. Und er wird es sein! Nichts da von Gleichberechtigung, nichts da von sozialem Frieden! Einer nur kann Herr sein! Und der Unternehmer ist der Herr! Der Herr im Betriebe und der Herr im Staate, der Herr in der Gesetzgebung. Und er nützt seine Herrschaft, wie nur irgend ein brutaler Sklavenhalter. Das sollen die Arbeiter endlich einsehen lernen. Den sozialdemokratischen, klassenbewußten Arbeitern ist es ja längst bekannt. Sie setzen keine Hoffnungen auf den guten Willen der Kapitalistenregierung und des Kapitalistenparlaments. Aber die Millionen Arbeiter, die noch am Gängelbande sozialer ‚Friedens'-Parteien trotten, sie müssen erst noch durch immer neue Taten der Kapitalistenbrutalität belehrt werden, daß es kein Heil für sie gibt außer im rücksichtslosen Klassenkampfe, dessen Ziel nur sein kann die Niederwerfung der politischen Herrschaft des Unternehmertums. Keine Harmonie mit dem

Unternehmertum, kein Vertrauen zu der Regierung und dem Parlament des Unternehmertums, kein Vertrauen zu denen, die den Arbeitern Friedensschalmeien blasen, von Harmonie der Klassen erzählen und die Arbeiter verhindern möchten an der selbständigen Wahrnehmung ihrer Interessen!"

Das ist die Quittung der Sozialdemokratie. Sie konnte nicht ausbleiben, und sie wird von manchem bisher königstreuen Arbeiter mit unterschrieben werden. Daran ist kein Zweifel und konnte auch kein Zweifel sein bei jedem nur einigermaßen politisch zurechnungsfähigen Kopfe. „Mit dem Beschlusse, daß die Arbeiterausschüsse nicht obligatorisch werden sollen," schreibt die Berliner „Volkszeitung", „ist eine der wichtigsten Forderungen der Arbeiter unerfüllt geblieben. Denn es wird keinem der Ruhrzechenbarone einfallen, einen Arbeiterausschuß zu bilden, wenn sie durch das Gesetz nicht dazu gezwungen werden. Als weitere Ergänzung dazu eskamotierten die Unternehmerfreunde in die Novelle die Bestimmung hinein, daß den Arbeiterausschüssen als solchen eine politische Tätigkeit untersagt wird! Natürlich wird diese Kautschukbestimmung schlimmster Art in ihrer unheimlichen Dehnbarkeit ausschließlich gegen die Arbeiter ausgenutzt werden, indem man stets die Eingriffe und Handlungen ihrer Vertreter, wo man solche in Gnaden zuläßt, zu einer politischen Tätigkeit stempelt. Und ein Arbeiterausschuß, der solcher Art seine Befugnisse ‚überschreitet' — nach der Meinung der Grubenbarone natürlich — kann zufolge eines weiteren Beschlusses der Kommission kurzerhand aufgelöst werden! Das bedeutet die vollkommene Wehrlosigkeit der Arbeiter! Die Krönung des edlen Werkes bedeutet endlich die Einführung des Verwaltungsstreitverfahrens als oberster Instanz bei Auflösungsfragen. Den Unternehmern ist es eine Leichtigkeit, dieses Verfahren durchzuhalten; den Arbeitern ist es unmöglich. Vergeblich wies der Oberberghauptmann v. Velsen auf die Gesetzwidrigkeit dieses Beschlusses hin, der eine Durchbrechnng des preußischen Berggesetzes bedeutet." Über dieses „kleine Bedenken" hätte sich die Mehrheit mit der größten Gemütsruhe hinweggesetzt, dagegen durch einen Antrag auf die Bestrafung der Bedrohung Arbeitswilliger eine neue kleine — „Zuchthausvorlage" in die Novelle hineinzuschmuggeln versucht.

Also noch ein Strick soll den Arbeitern aus einer Gesetzesvorlage gedreht werden, die angeblich zu ihrem „Schutze" bestimmt war! Der „Vorwärts" „gratuliert" denn auch „aufrichtig zu diesem Erfolge. Die königstreuesten Arbeiter werden nun einsehen, daß das soziale Königtum hilflos und glatt kapitulieren muß vor dem Machtgebot der Unternehmer und Junker."

Zu denselben Schlüssen, wenn auch natürlich von ganz anderem Standpunkte aus, gelangt der „Reichsbote":

„Es gibt gar kein anderes Mittel mehr, um die Arbeiter mit dem Schutz ihrer Interessen von der Sozialdemokratie loszumachen, als gerade diese gesetzlichen Organisationen. Mit Gewaltmaßregeln ist gegenüber einer Partei, welche mit achtzig Abgeordneten im Reichstag

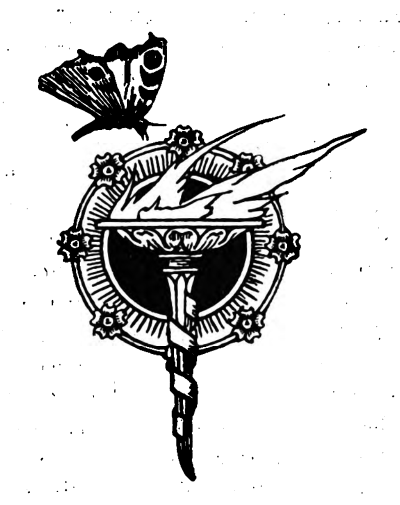
vertreten ist, nichts auszurichten. Ihr gegenüber hilft nur eine Politik, die ihr den Boden entzieht — und dieser Boden ist gerade der Mangel an Organisation zur Wahrung der Interessen der Arbeiter, die nur, während alle anderen Interessen ihre gesetzlichen Organisationen haben, auf Koalition und Streik angewiesen sind. Das treibt sie in die Hände der Sozialdemokratie, und dieser Zwang macht es der Sozialdemokratie möglich, ihren Terrorismus auszuüben und die Arbeiter mit Mißtrauen gegen Staat und Gesellschaft zu erfüllen. Es bleibt deshalb gar nichts anderes übrig, als daß man den Arbeitern gesetzliche Organisationen gibt, durch welche sie ihre Interessen schützen können. Daß dabei auch die politischen Gesinnungen sich geltend machen werden, ist selbstverständlich, und deshalb muß man das mit in den Kauf nehmen, in der Überzeugung, daß man gerade durch diese gesetzlichen Organisationen die sozialrevolutionären Bestrebungen überwinden werde. So vernagelt und so boshaft sind unsere Arbeiter nicht, daß sie die Revolution um ihrer selbst willen und nicht um des Schutzes ihrer Interessen willen wollten. Wird ihnen dieser Schutz durch gesetzliche Organisation gewährt, so wird der revolutionäre Gedanke ebenso sicher seine Macht verlieren, wie früher bei der Fortschrittspartei, nachdem die konstitutionelle Organisation eingeführt war. So revolutionär, wie jene Partei, ist die Sozialdemokratie kaum, wenigstens hat sie noch keine Revolution gemacht, wie diese 1848.

„Damals fürchtete man auch, man würde durch Einführung der Konstitution den Republikanern in die Hände arbeiten. Das Gegenteil ist aber geschehen; die Monarchie steht in Deutschland fester als vorher, und an die Republik denkt kein verständiger Mensch mehr. Deshalb sollte man auch jetzt den Mut haben, die sozialen Organisationen einzuführen trotz der Sozialdemokratie. Dadurch allein kann ihr ebenso wie früher der Demokratie der Boden entzogen werden. Wir würden es deshalb sehr bedauern, wenn die Arbeitsausschüsse nicht eingeführt werden und zwar als obligatorische. Wenn ihre Einführung fakultativ gemacht und also in das Belieben der Bergherren gestellt wird, dann wird nichts weiter erreicht, als daß man einen neuen Gegenstand des Mißtrauens und der Verbitterung schafft. Die Regierung hat den Arbeitern den Schutz ihrer Interessen versprochen und sie muß ihr Wort halten, und die staatserhaltenden Parteien dürfen sie dabei nicht im Stiche lassen. Wie es verkehrt ist, die Arbeiterausschüsse fakultativ zu machen, so wäre es auch verkehrt, sie so zu verklausulieren, daß sie den Schutz der Interessen der Arbeiter nicht mehr leisten können, sondern mehr zum Schutz der Interessen der großen Bergherren als der armen Arbeiter werden. Man muß die Sozialdemokratie mit den Waffen bekämpfen, mit denen sie jetzt selbst kämpft, und das sind die Arbeiterorganisationen. Sie sind ja jetzt schon vorhanden, aber unter der Herrschaft der Sozialdemokratie. Die Aufgabe ist, sie auf gesetzlichen Boden zu stellen. Eine andere Taktik gibt es nicht — aber dazu gehört ein gewisser Wagemut, und den muß

man haben im Vertrauen auf unsere Arbeiter, die doch nichts anderes wollen, als was auch alle anderen Interessengruppen mit ihren Organisationen erstreben — nämlich Schutz und Förderung ihrer Interessen — und dazu haben sie ein gutes Recht. Man muß das Mißtrauen überwinden; wenn man den Arbeitern Vertrauen erweist, wird man auch die vertrauenswürdigen Elemente bei ihnen stärken. Wenn man den Menschen immer mit Mißtrauen entgegentritt, macht man sie schlecht und aufsässig, während das Vertrauen bessert." — —

* * *

Und nun, lieber Leser des Schiller gewidmeten Heftes, stelle an dich mal die Frage, wie er wohl über alle diese deinem Auge vorgeführten Dinge denken, auf welcher Seite er stehen würde? Ja, denke einmal darüber nach, und du wirst freiere Höhen und klarere Horizonte vor dir sehen, als sie deine „staatserhaltenden" Frühstücksblätter dir weisen können. Ja, frage dich recht ernstlich: Was würde Schiller dazu sagen? Und wenn du ihm wirklich vertraust, wirst du auch wissen, wo dein Platz ist.





Einführung in Schillers Gedankenwelt.

Von

F. Lienhard.

> Die Philosophie ist in die neue Literatur dergestalt eingedrungen und mit der poetischen verschwistert, daß man unmöglich diese ohne jene verstehen, geschweige lesen kann. Dies gilt von der neueuropäischen Literatur insgesamt, ganz vorzüglich von der deutschen und zwar bis zum heutigen Tag. Kuno Fischer.

Die Wasser der Ilm gleiten noch ebenso rasch und hell unter den überhangenden Parkbäumen von Tiefurt die Wiesen und Büsche entlang wie einst, als hier eine muntere Hofgesellschaft die „Fischerin" aufführte. Und Goethes Gartenhäuschen ist noch ebenso anmutig vom Frühling umrankt und von fallenden Herbstblättern überrieselt wie einst, als er hier auf dem Altan Gewitternächte verlebte, in den blauen Mantel eingewickelt, blaue Blitze zu Häupten und im Herzen ein zartes Gedenken an Frau von Stein. Und die Thüringer Berge sind noch überall voll Poesie wie schon zu Walthers und Wolframs Zeiten, voll Poesie, die uneingefangen durch den Wald läuft wie das Hochwild oder das zitternde Sonnenlicht.

Der poetische Mensch, ob er nun in Worten dichtet oder seine Poesie im Empfindungsgeflecht hangen läßt oder dies Empfinden in Genialität der Tat umsetzt — sei dem, wie ihm wolle: erst der poetische Mensch ist die Erfüllung des Menschentums. Denn nicht die „Pflicht" an sich ist diese Erfüllung. Eingesperrt in einen unbarmherzigen Gesellschafts-Organismus, was anders willst du denn tun als das, was man gemeinhin Pflicht nennt? Die eiserne Notwendigkeit, die Kontrolle der Mitmenschen, Hunger und Ehrgeiz — alles erzieht dich zu dieser Art von dürrer Pflichterfüllung. Sie ist nur der Körper deines sozialen Daseins. Aber was du innerhalb und

außerhalb dieser Berufspflicht aus Eigenem hinzutust, erwärmend, beseelend, Unscheinbares ins Licht hebend, Sachliches durch persönliche Anstrahlung belebend: das ist dein Eigentum.

Erst durch diese persönliche Zugabe wird deine Welt wertvoll. Der Dichter und Schöpfer in uns gibt diese Zugabe. Nur soweit du Dichter, Bildner, Künstler bist oder für die bildende Kraft andrer Verständnis hast, bist du freier und froher Mensch.

Zu dieser heiligen Tat drängte auch Schillers energische Wesensart. Seine Tat war zunächst schon seine einheitliche Lebensführung; sodann sein Denken; und endlich, als Zusammenfassung, sein Kunstwerk.

Die künstlerische Tätigkeit unsrer landläufigen Dichter und Erzähler, soweit sie wirklich Poeten sind, besteht in einer feinen Vergoldung von Gegenständen und Ereignissen der Nähe. Größere Dichter wenden sich bedeutenderen Widerständen zu; sie tauchen in die seelischen und gedanklichen Tiefen der Menschheit; sie werfen ihre Sonnenspeere in die Drachen des Zweifels und der Sorge. Sind sie Poeten von der sieghaften Klarheit eines Schiller und Goethe, so verdampft das Gewölk, und die geistige Landschaft liegt aufgehellt. Sind sie nicht siegreich: so bleibt das Zweifeln bestehn — und zwar bittrer als zuvor.

In zähem Kampf hat Schiller mit Gedankenfragen gerungen. Der Ansturm der Jugenddramen fand im Weinberghäuschen zu Loschwitz mit dem bereits verfeinerten „Don Carlos" einen Abschluß. Schon tönte das weitere Wanderlied hindurch: nicht länger die Königin selber begehren, nicht unrechtmäßig besitzen, sondern mit ihr und mit Posa Flandern befreien!

Und nun schwieg der Dichter. Was trieb er in diesen zehn Jahren dichterischer Untätigkeit?

Schiller stand zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre. Mannessorgen beschäftigten ihn, Sorgen, die mit den Mitteln der Poesie und Kunst zunächst nicht zu lösen waren. Erst mußte schwere Gedankenarbeit erledigt werden; das überkommene Gedankenerbe mußte in ein neues Gefüge gebracht und persönlicher Besitz geworden sein. Dann erst konnte der klar gewordene Dichter wieder gestalten.

Darin bestand die Tätigkeit jener zehn Jahre, darin die Scheidung von der landläufigen Poesie. Der Denker und Ethiker trat vor, vertiefte sich und rief dann wieder den Dichter herbei. Und als der Dichter aufs neue sprach, war der Knabe Karl ein Mann geworden. Der Mann Wallenstein, an dem alles Ringen und Zweifeln jener Jahre, belastend, aber auch feierlich stimmend, wie eine schwere Eisenrüstung hängt, bedeutet die Wiederaufnahme dichterischer Tätigkeit.

Über dieses Gedanken-Jahrzehnt lohnt sich eine besondere Betrachtung.

1. Das schöpferische achtzehnte Jahrhundert.

Einfachheit: einfache Größe, Güte, Sprache — ist es nicht in verwickelter Kultur die schwerste Kunst?

Einfach die Dinge so hinsagen, als müßten sie so sein und könnten gar nicht anders sein. Und sie können auch gar nicht anders sein als so, wie deine innerste Natur dich zwingt, sie zu sehen und sie auszusprechen. Du mußt nur erst einmal auf deinen innersten Grund getaucht sein.

Manchmal im Traum glauben wir diesen innersten Grund im Bilde zu schauen. Wir gehen dann durch seltsame Landschaften, aus deren beruhigender Erhabenheit wir nur ungern scheiden. Die Sehnsucht der Menschheit nach der versunkenen Insel Atlantis oder nach einem Paradies ist die Sehnsucht nach diesem Friedensland des Traumes. Atlantis ist ein Land des Geistes: es liegt in uns. Diese „Bodenreform" ist allen Menschen möglich, ob sie Handwerker seien wie Jakob Böhme oder Geistesfürsten wie Goethe. Wir haben „heiliges Land" in uns.

In uns? Man darf dieses „in uns" nicht räumlich fassen, als handle es sich hier um Phantasien des Gehirns. Hier liegen merkwürdige Tiefen. Schon die älteste indische Weisheit spricht von diesem „in uns" und enteilt doch zugleich in kosmischem Fernflug. Und Christus hat bekanntlich das Wort gesprochen: „Das Reich Gottes ist in euch" — obwohl auch er von einem Vater „in den Himmeln" spricht. Ist hier nicht ein Widerspruch? Ist jenes nicht „Immanenz" und dieses „Transzendenz"? Wie vereinigt sich denn das? Wenn ich in mich hineintauche, kann ich doch unmöglich das Draußen erfassen?

Man muß hier die geniale Einfachheit der deutschen Mystik zu Hilfe rufen.

Wenn sich der mystische Seher auf geistige Suche begibt nach schwer zu findenden Entschlüssen oder Tatsachen, so versenkt er sich „in sich selbst". Er verfällt in Tiefschlaf. Er? Sein Körper: seine geistige Kraft aber wandert nun, wie der Träumende wandert, ohne Schwere, ohne Vorurteile. Dinge liegen mit kristallener Klarheit vor ihm offen, die er mit den fünf Sinnen des Tages und dem sogenannten gesunden Menschenverstand nicht bewältigt hätte.

Der Weg zum Erschauen des Ganzen und des Feinsten geht durch die intuitive Kraft des Innern. Das scheinbare Sich-zurückziehen ist keine Weltflucht: es ist ein Sich-sammeln auf einen engsten Kreis. Die schauende Kraft zieht sich aus allen Zerstreuungen zusammen zu winzigem, aber um so schärferem Kristall. Mit gesteigerter Energie spiegelt nun der Geist alles Erreichbare wieder. Und so ist diese Verinnerlichung keine Schwäche, sondern Stärke; kein Entsagen, sondern Besitzen; keine Unklarheit, sondern schärfste Reinheit. Wer an einem Sommermorgen ganz nah in ein Tautröpfchen hineinblickt, der hat ein Symbol und Bild für die seelische Feinheit, die ich hier meine.

Das ist es, was Goethe unter weiser „Beschränkung" verstanden hat, in der sich erst der „Meister" zeige. Das Glück ist immer da; lerne nur die schwerste Kunst: das Glück zu ergreifen! Hier hilft taufeine Seelenreinheit besser als alle düsteren und umständlichen Machtmittel des Intellekts:

Märchen und Sage sind voll von dieser tiefen Ahnung des Zusammenhangs zwischen reinem Menschenwert und reinem Menschenglück.

Diese Kraft tätigen Stilleseins — das war die auszeichnende Macht und Größe unsrer Klassiker. Goethe und Schiller, Kant und Friedrich der Große: in diesen vier Namen gipfelte die deutsche Kultur des 18. Jahrhunderts.

Schon Kants Lebensbegriff formte sich in die Erkenntnis des erlösenden Wertes der klar und streng durchgeführten sittlichen Tat; König Friedrich war in Kampf und Frieden das verkörperte Beispiel dieses Lebensprogramms. Die beiden Süddeutschen waren Dichter; sie gaben der philosophischen Strenge und dem königlichen Stolz Schwung und Zartheit. Mannigfaltig spiegelte ihre Phantasie die Umwelt wieder: aber geheim oder offen zog sich auch durch ihr Leben jene große Linie.

„Im Mittelpunkt aller Bestrebungen" — sagt ein neuester Kant-Biograph (Kronenberg, S. 31) — „stand diesem Geschlechte der Mensch, der allgemeine wie der individuelle; nur wenig oder nichts galt ihm die Welt außer dem Menschen, wenn sie sich nicht zu ihm, seinen Wünschen und Hoffnungen in irgendwelche Beziehungen bringen ließ. Das gemeinsame Ziel dieser Vielheit von Bestrebungen war die Frage: Welches ist die ursprüngliche Natur des Menschen, aus der alle verschiedenartigen Beziehungen seines Seins, sei es zu den Dingen um ihn her, zur Welt, zu Gott oder zu den übrigen Menschen, sich herleiten lassen? So führen alle diese Bestrebungen auf ein gemeinsames Ziel hin, welches in der Philosophie Kants erreicht wurde. Tiefer als alle Philosophen vor ihm ist Kant in die innersten Schachte der menschlicheu Natur hinabgestiegen und hat hier den Brennpunkt seines Seins entdeckt, von welchem die Strahlen ausgehen, die das gesamte menschliche Dasein und mit ihm alles, was es rings umgibt, erleuchten. So vollendet Kant das Werk der Aufklärung der Menschen dadurch, daß er sie aufklärt über sich selbst. Er ruft die Philosophie von den Sternen zur Erde herab und macht den Menschen zum Ausgangspunkt wie zum Mittelpunkt aller denkenden Beobachtung, zum ruhenden Zentrum für alles Seiende" ...

Das ist Kants Bedeutung. Wir dürfen noch deutlicher sein und das Wort „Mensch" noch einmal sieben und sichten; denn auch der Triebmensch und Egoist hält „sich" für den Mittelpunkt der Welt. Wir werden also sagen: nicht der Mensch schlechthin ist das Maß der Dinge, sondern jene schöpferische Kraft im Menschen, von welcher derselbe Kant sagt: „Man kann nicht satt werden, sein Augenmerk darauf zu richten und in sich selbst eine Macht zu bewundern, die keiner Macht der Natur weicht."

Das Freilegen dieses meist unter Kulturballast verschütteten Quells; das Wecken dieses göttlichen Keims, der aus dem ersterbenden Triebmenschen den Geistmenschen aufblühen läßt: — das ist das Grundthema der Schillerschen Philosophie.

2. Schillers Theosophie.

„Schon mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, daß er solchen allzusehr an das Irdische hefte und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme."

Mit diesem bezeichnenden Wort beginnt die Philosophie Schillers. Der Satz steht an der Spitze der Erstlingsschrift des jungen Mediziners („Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", 1780). Unbewußt steckt hier ein Lebensprogramm.

Der Kandidat der Medizin setzt sich in dieser Arbeit mit den zwei Naturen auseinander: mit der Triebnatur und der Geistnatur. Er gibt die Macht des Tierischen realistisch zu: aber der Idealist benutzt sie, um das Geistige erst recht daraus abzuleiten.

Die Not nämlich, die der Körper in jenem Kerker leidet, ist grade der Ansporn zur Entwicklung der geistigen Natur. „Hunger und Blöße haben den Menschen zuerst zum Jäger, Fischer, Viehhirten, Ackermann und Baumeister gemacht. Wollust stiftete Familien, und Wehrlosigkeit der einzelnen zog Horden zusammen."

Absichtlich wurden also vom Weltenschöpfer „beide Naturen, geistige und tierische, also eng miteinander verschlungen, daß ihre Modifikationen sich wechselsweise mitteilen und verstärken." Somit ist der Mensch eine „gemischte Natur". Und eben aus dem Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken dieser Mischung entsteht höheres Leben. „Zerrüttungen im Körper können auch das ganze System der moralischen Empfindungen in Unordnung bringen und den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen." Andererseits aber: „Philosophie und noch weit mehr ein mutiger und durch die Religion erhobener Sinn sind fähig, den Einfluß der tierischen Sensationen durchaus zu schwächen und die Seele gleichsam aus aller Kohärenz (Zusammenhang) mit der Materie loszureißen." Das Ganze klingt in Worte aus, die uns an Lessings Schlußworte in der „Erziehung des Menschengeschlechts" erinnern. Schiller schließt mit folgendem Ausblick:

„§ 27. Trennung des Zusammenhangs.

Endlich dann, auf den Zeitpunkt, wo der Geist den Zweck seines Daseins in diesem Kreise erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik auch seinen Körper unfähig gemacht, weiter sein Werkzeug zu sein. Alle Anordnungen zur Aufrechterhaltung des körperlichen Flors scheinen nur bis auf diese Epoche zu reichen. Die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unsrer physischen Natur eine solche Sparsamkeit beobachtet, daß ungeachtet der steten Kompensationen (Ausgleichungen) doch die Konsumtion (Verbrauch) immer das Übergewicht behalte, daß der Tod aus dem Leben, wie aus seinem Keime, sich entwickle. Die Materie zerfällt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in andren Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, anderen Absichten zu dienen. Die Seele fährt fort, in anderen Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im geringsten noch

nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommener hätte verlassen können; aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen jetzt manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser."

Also in die kühne Phantasie einer Seelenwiederkehr, behufs immer größerer Vervollkommnung, mündet diese Erstlingsschrift eines jungen Mediziners aus. In demselben Jahre 1780 schrieb der alternde Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts": „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet? Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen bin? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil so zuviel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" In diesem Schlußsatz blitzt die ganze triebkräftige Geisteskraft des 18. Jahrhunderts, die von Voltaire bis Friedrich, von Kant bis Schiller und Goethe dem Geist das Primat überließ. Ein stolzes „Cogito ergo sum" — steht an der Schwelle der Neuzeit. Sie dachten diese geistige Weltanschauung — und sie handelten danach: sie setzten ihre Gedanken in Tat um.

Schiller verwandelte sich inzwischen aus einem Regimentschirurgen in einen freien Dichter. Er lernte am Rhein die Sorgen und Bitternisse des irdischen Kerkers kennen und atmete erst wieder in Bauerbach auf. Dort saß er an einem Aprilmorgen in der Gartenhütte und schrieb an seinen Freund Reinwald, Bibliothekar in Meiningen, einen bemerkenswerten Brief. Die hier zusammengefaßte Philosophie (Theosophie) blieb Jahre hindurch des Dichters Anschauung, bis er Kant kennen lernte.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte.
Montag, 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk ich Sie, Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr ... Ich stelle mir vor: jede Dichtung ist nichts anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntnis von fremden, in andre Mischungen bringen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst.

Liebe, mein Freund, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen

Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus ... Sein Bild sieht er aus der ganzen Ökonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen und liebt Sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpfe Trümmer seines Wesens zerstreut.

Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existieren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation (Beziehung) auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen ... Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen oder dasselbe in sich hineinzuschlingen, es anzureißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kuß bis zur innigsten Umarmung — so viele Äußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

... Das was wir für einen Freund und das was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir sehen uns unter andren Farben, wir leiden für uns unter andren Leibern.

Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend feine Nüancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen ...

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um Bauerbach herum ...

Teurer Freund! Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter besseren Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie Mein! S.

Ein echter Schillerbrief! Diesem heißherzigen Empfinden genügt es nicht, seine Gestalten zu „malen“: er rückt ihnen näher, er springt in sie über, er ist ihr Busenfreund, er ist sie selbst. Und warum ist das dem liebenden Schaffen möglich? Weil ja sie alle Teile sind derselben Kraft.

Reinwald war nicht der berufene Freund. Aber im Körnerschen Freundschaftsbereich blüht wenige Jahre danach dieser menschheitumfassende Liebesgedanke erst recht auf. Dort steigt das Lied an die Freude dithyrambisch empor.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr!

Schon in einem älteren Gedicht („Die Freundschaft“) ist Ähnliches ausgesprochen:

„Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen —
Götter, wenn wir liebend uns umfassen!“

Und ebendort:

> „Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
> Seelen träumt' ich in die Felsensteine
> Und umarmend küßt' ich sie!"

Und als kühnster Gedanke:

> „Freundlos war der große Weltenmeister,
> Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
> Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!"

Und eben dies pantheistische Alles-in-Gott und Gott-in-allem finden wir als Kerngedanken der in Dresden entstandenen „Philosophischen Briefe" zwischen Julius (Schiller) und Raphael (Körner).

Es sind Freundschaftsbriefe. Was jene hohen Menschen unter Freundschaft verstanden, wissen wir aus dem Briefwechsel Schiller-Körner. Der erste — zunächst anonyme — Brief des Körnerschen Kreises an den Dichter lautet (1784): „In einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, tut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohltäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Tränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärke, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte, ob seine Zeitgenossen wert wären, daß er für sie arbeite. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesamt wert sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen." Und Schiller erwidert in einem seiner nächsten Briefe: „Glück zu also, Glück zu dem lieben Wandrer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhm, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will! Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts ... Freuen Sie sich, teurer Freund, daß unsre Freundschaft das Glück hatte, da anzufangen, wo die gewöhnlichen Bande unter den Menschen zerreißen. Fürchten Sie von nun an nichts mehr für ihre unsterbliche Dauer. Ihre Materialien sind die Grundtriebe der menschlichen Seele. Ihr Termin ist die Ewigkeit und ihr non plus ultra die Gottheit."

Das war tätige Freundschaft, keine „gemütliche", das war geistige Wanderung nach einem bedeutenden Ziel.

Wie in diesen Privatbriefen, so klang es in den gedruckten „Philosophischen Briefen".

„Das Universum ist ein Gedanke Gottes ... Die ganze Summe von harmonischer Tätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott."

Was ist hierbei des Menschen Arbeit und Aufgabe?

„Aus diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in den Phänomenen."

Also die Gottheit zu finden, den Geist zu finden, die Idee des Ganzen. Gott, Geist, Idee — Schiller nennt es hier das vielfältig ausgestrahlte „denkende Wesen", eine „Kraft, die mir ähnlich ist." Es gibt somit „keine Einöde in der ganzen Natur mehr: wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist" ... „Die Gesetze der Natur sind die Chiffren, welche das denkende Wesen [Gott] zusammenfügt, um sich dem denkenden Wesen [Mensch] verständlich zu machen: — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selber unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den tätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte: ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo" ...

Durch und durch dichterische Gedanken! Unser Erdenweg ein Zurücksuchen zu Gott, zur Vollkommenheit — von der wir ausgegangen sind. Das denkende Wesen (Gott) hat die Welt geschaffen: und das denkende Wesen (Mensch) schafft durch dieselbe Kraft wiederum Gott! Ein großes Gesetz der Wechselbeziehung und Polarität.

„Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Äußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst.

„Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmut, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtsein in unseren Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu tun?

„Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Moment des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen."

Ausdrücklich betont der Idealist: „Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister." Und: „alle Geister sind glücklich durch Vollkommenheit."

Wir könnten sagen: durch Wieder-eins-sein mit der Gottheit. In diesem Sinne allein begehren wir Glückseligkeit; diese Eigenliebe ist aber nicht Egoismus, denn das „Ich", das wir glücklich sehen möchten, ist ja das Geistige in uns: erhöhen wir es, so erhöhen wir das Geistige der Menschheit überhaupt. Und so ist diese Liebe ein Drang zum Besitzergreifen des Vollkommenen; solche Liebe ist „das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der mächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht

und der erhabenen Tugend". Wir hören hier Klopstockschen Gemütsschwung, den später der phantasievolle Jean Paul wieder aufnahm.

„Liebe (sagt Schiller) ist nur der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen. Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens."

So hat dieser junge deutsche Idealist das Problem der Liebe vergeistigt und vertieft.

„Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unserer Geliebten. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im kleinen und großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt.

„Die Philosophie unsrer Zeiten widerspricht dieser Lehre. Viele unsrer denkenden Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen und diese Energie, diesen edlen Enthusiasmus im kalten tötenden Hauch einer gleichgültigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eigenen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschreien!"

Wie für heute gesprochen!

Aber unser Dichter fährt fort, echt Schiller: „Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einzelne Glieder an ihrem Werte verzagen?!" Es ist nun einmal Tatsache: „Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter."

Wendet jemand ein: Dies alles ist nur „ausgedacht", nur Hypothese oder Postulat, so antwortet der Theosoph: „Diese Philosophie hat mein Herz geadelt und die Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich, daß das ganze Gerüst meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen; die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daß ich bei Erblickung des wahren Originales meine eigene schülerhafte Zeichnung schamrot in Stücke reiße — alles dies mag eintreffen, ich erwarte es. Dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so ent-

zückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner sein, als die Ideen des ewigen Schöpfers?!"

So spiegelte sich im Dichter der „Don Karlos" das Weltganze.

Wolf-Leibniz hatten die Schulphilosophie jener Zeit geprägt; und ein subjektiver Gefühls-Pantheismus lag, neben aller dürren Aufklärungsarbeit der Popularphilosophie, in der dichterischen Stimmung der Zeit.

Und nun kam Kant.

3. Schiller und Kant.

Im philosophischen Briefwechsel zwischen Julius und Raphael hat letzterer das Schlußwort: der Kantianer Körner.

Dieser Brief ist bemerkenswert. Wir verstehen den Kern von Kants Einwirkung auf Schiller, wenn wir diesen ersten Hinweis auf Kant verstanden haben.

„Mit innigem Vergnügen" hat Raphael von den Ideen seines Julius Kenntnis genommen. „Sie sind einer Seele wie der deinigen wert. Aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüsse für jede Stufe des Geistes. Du sollst zu einer höheren Freiheit des Gesetzes gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst."

Behelfe? Wir horchen auf. Jene schöne und kühne Gedankenpoesie ein „Behelf"?!

Raphael holt weiter aus. Er legt dar, daß die unterste Geistesstufe darin besteht, gehorchen zu lernen, d. h. nachzulernen, was Reifere vorgedacht. Diese Unterjochung des Geistes gelingt von allen Erziehungskunststücken gewöhnlich am ersten. In diesem Zustand der Unmündigkeit befand sich Julius, als Raphael ihn kennen lernte; Julius hatte als Denker noch keine eigene Meinung. Nun bestand die Erziehung durch Marquis Posa darin, daß er seinen Schüler verlockend auf den „Wert des Selbstdenkens" aufmerksam machte, indem er ihm „Zutrauen zu den eigenen Kräften" einflößte. Und so begann es in der Tat in dem jüngeren Freunde zu arbeiten; Phantasie und Ahnungen schufen jenes System, das wir vorhin kennen gelernt haben.

„Alles kam darauf an, dich auf den Wert des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als dein Scharfsinn. Aber eben dies begeisternde System gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Tätigkeit; und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwicklung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Szene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft dieser Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts und du bedarfst keiner Schonung mehr."

Das hört sich hart an. Dem Kundigen fällt freilich ein, daß der

spätere Schiller einmal an Goethe schrieb, der ästhetische Mensch „brauche keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten" — wobei er freilich meint, er brauche nicht den liebkosenden Gedanken daran als Behelf; denn — fahren wir fort — die Seele hat jene Systeme und Gedanken nicht etwa abgestreift und als Lügengebilde vernichtet, sondern deren Kerngehalt in sich aufgenommen und in Tat umgesetzt, die Spekulationen aber als müßige Phantasien beiseite geworfen. Denn der Fernflug in Spekulationen lähmt die entschlossene Tat. Die Tat aber allein erhebt und befreit.

Dies ist der Übergang zu Kant. Kant war zwar erfüllt vom Glauben an die Gottheit, an die Unsterblichkeit und die daraus sich ergebende schöpferische Tugend als der innersten und stärksten Macht des Menschen. Aber er vermied alle theosophischen Phantasien, alle „überschwenglichen Anmaßungen mit Theorien des Übersinnlichen, wovon man kein Ende absieht, dadurch man aber die Theologie zur Zauberlaterne von Hirngespenstern macht", wie es einmal in der Praktischen Vernunft heißt. Das höchste Gut kann nur durch die geläuterte, willensreine Persönlichkeit in treuer Tat erlebt und durch Erlebnis als allein beseligend erkannt werden. „Tut den Willen Gottes, so werdet ihr sehen, ob meine Worte von Gott sind", sagte Jesus. Der Wille Gottes aber — so dürfen wir in Kants Sinne fortfahren — ist zwar in Büchern und Autoritäten niedergelegt, aber durch edelmenschliche Organe hindurch: und dieses edelmenschliche Aufnahme-Organ ist heut noch lebendig wie ehedem. Weckt es nur, verfeinert und reinigt es nur! Dann wird man sagen können (wie vom „Reich Gottes"): der Wille Gottes ist in euch selber.

„Nehmt die Gottheit auf in eurem Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!" ...

Jetzt verstehen wir, was ich im Kapitel vom schöpferischen 18. Jahrhundert skizziert habe. Kant appellierte an den persönlichen Stolz und drängte darauf hin, die Gottesmacht in uns selber selbständig zu machen, damit sie sich als Vernunft oder als Gewissen offenbare. So wirkte er als Befreier von Spekulationen, als Befreier zur Tat. Dies ist die praktische Seite von Kants Bedeutung.

Und so schreibt denn auch der Kantianer Raphael an den Pantheisten Julius: „Den Keim jeder höheren Begeisterung, das Bewußtsein des Adels deiner Seele, in dir zu beleben, dies ist mein Zweck."

Raphael deutet den Weg zu Kant nur an: „Es ist ein gewöhnliches Vorurteil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, während es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. ... Wir übersehen einen zu kleinen Teil des Weltalls, und die Auflösung der größeren Menge von Mißtönen ist unsrem Ohre unerreichbar ... Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edleren Menschen fehlt

es weder an Stoff zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann."

Und die philosophischen Briefe klingen in den echt kantischen Satz aus: Mache dich erst einmal mit dem „Umfang deiner Kräfte völlig bekannt"!

Jetzt sind wir wieder auf der Erde, im Menschenland. Wie hieß es doch in Schillers Jugendgedicht „Die Größe der Welt"?

„Steh, du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!
Steh, du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir!
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie" — —

Mutlos? Nur für den ist Kant der „Alleszermalmer", der dem Ikarusflug seiner eigenen Erkenntniskräfte zu viel oder alles zutraute; für den Gereiften aber ist die weise Beschränkung die einzig wahre, tiefe, starke Erkenntnis, eine Errungenschaft, keine Resignation.

Und so wird der spätere Schiller sich an sein andres Wort halten („Breite und Tiefe):

„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren:
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft!"

So verlegt denn Schiller allen Schwerpunkt in das schöpferische Zentrum, das in uns selber ist. Sind wir denn „denkende Wesen", wie das denkende Wesen Gott, so laßt uns dieser Kraft in uns alles Augenmerk zuwenden! Leicht stellt sich somit das Heroische und Erhabene in den Mittelpunkt der stolzen und würdevollen Schillerschen Weltanschauung. Und sein Aufsatz Über das Erhabene, den wir in gekürzter Fassung abdrucken, ist in seinem metallenen Vortragston ein echter Schilleraufsatz.

Aber das Erhabene ist nur die eine Seite der Lebensentfaltung, wenn auch eine wichtige Seite. Kant stellte bereits neben das Erhabene — in der „Kritik der Urteilskraft" — das Schöne. Und so teilte auch Schiller die Ästhetik in Anmut und Würde. Jenes weibliche Element umfaßt alles Schöne, Heitre, Gefällige, Zarte — dieses männliche Element alles Heroische und Harte. „Die erhabene Geistesstimmung ist das Los starker und philosophischer Gemüter, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben", heißt es einmal (Über die tragische Kunst). Anmut aber ist der Ausdruck einer „schönen Seele"; und „eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft,

mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen nicht eigentlich sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Die schöne Seele hat kein andres Verdienst, als daß sie ist. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältnis seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen" (Über Anmut und Würde).

Hier ist nun der bekannte Punkt, wo Schiller auch über den „drakonischen" Kant hinausging und sich — dem Künstler Goethe näherte. Über Kant hinaus? Nein, das bedarf einer Einschränkung. Kant hat recht, wenn er in seiner Schrift über die Religion (Anmerkung zum ersten Stück) Schillers Abhandlung, die er als „mit Meisterhand verfaßt" ausdrücklich lobt, nicht als Gegensatz empfindet; Kant ist als Philosoph und Moralist unanfechtbar folgerichtig. Aber Schiller entdeckt unbewußt, vom dichterischen Genie getrieben, eine noch feinere Kraft im Menschen: die Intuition, das unmittelbare und unbewußte Gefühl des reinen Herzens, dem das Sittengesetz Natur geworden.

Und so tritt an Stelle des führenden Mannes Kant, der in seiner Sphäre durchaus die rechten Worte fand, nunmehr eine neue Führerin: die weibliche Muse, das seherische Gemüt. An Stelle Vergils führt nun Beatrice; an Stelle des Bewußten der unbewußte Künstlerinstinkt; an Stelle der Philosophie die Poesie. Das Schöne tritt wieder zum Dichter, der so lange nur Denker war: Anmut gesellt sich zum Erhabenen. In Briefen an Körner (Januar und Februar 1791) beschäftigt sich Schiller eindringlich mit dem „objektiv Schönen", das er als „Freiheit in der Erscheinung" auffaßt, als etwas, das seine Gesetze in sich selbst hat oder zu haben scheint, Schwere überwindend, Materie besiegend. Mit eben diesen Fragen ringt er in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen". Bis er sich zu der Verkörperung des künstlerisch-seherischen Instinktes hindurchfindet: zu dem großen Bildner und seelenfeinen Betrachter Goethe.

Damit brechen wir ab. Alle Ströme dieses langen und mühevollen Denkens fließen nun wieder in eins zusammen. Schiller hat auf mühsamen Umwegen wieder sein nunmehr geläutert Element gefunden: die dichterische Tat.



Über das Erhabene.

Von Schiller.

Alle anderen Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will. Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg.

Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahllosen Kräften, die alle ihm überlegen sind und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicherweise seine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen alles, sagt das Sprichwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen sein, welches will, wenn es auch nur einen Fall gibt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Gespenst ihn begleiten und ihn, wie auch wirklich bei den mehrsten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behilflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dies ist auf zweierlei Weise möglich. Entweder *realistisch*, wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht; oder *idealistisch*, wenn er aus der Natur heraustritt und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet.

Was ihm zu dem ersten verhilft, heißt *physische Kultur*. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte, nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen, oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freiheit getan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch sein, also in keinem Fall etwas *gegen* seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnismäßige physische Kraft mehr entgegensetzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anderes übrig, als: ein Verhältnis, welches ihm so nachteilig ist, ganz und gar aufzuheben und eine Ge-

walt, die er der Tat nach erleiden muß, dem Begriff nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts anderes, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn eh' es bis zu ihm kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von allem, was sie erreichen kann, freitätig scheidet.

Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der „Resignation in die Notwendigkeit“ und die Religion unter dem Begriff der „Ergebung in den göttlichen Ratschluß“ lehrt, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Überlegung sein soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu sein pflegt. Glücklicherweise aber ist nicht bloß in seiner rationellen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine ästhetische Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse, sinnliche Gegenstände geweckt und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüts kultiviert werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der Realist in seinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er sie in seinem System nicht zugibt, werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüt, welches sich so weit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden und, ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüt trägt in sich selbst eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nötig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er sich zeigt, und solange also ein Bedürfnis auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfnis nach dem Dasein von Gegenständen übrig, und unsere Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Dasein gebietet.

Es ist nämlich etwas ganz anderes, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seien. Das letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüts bestehen, aber das erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sei, können wir fordern, daß das Schöne und Gute vorhanden sei, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüts, welcher gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existiere, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existierende gut und schön und vollkommen sei, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu teilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von

den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorherzusagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zu viel einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfnis als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muß einen rüstigeren Affekt zum Begleiter haben und das Gemüt eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmütig und unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühvolle Reise, macht uns die Fesseln der Notwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet, über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise.

Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessiert sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unseres Geistes nicht notwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht notwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbständiges Prinzipium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsere Fassungskraft und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem

andern Fall durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich sein, wenn die Grenzen unserer Phantasie zugleich die Grenzen unserer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert sein wollen, wenn wir nicht noch etwas anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann?

Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphiert, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Notwendigkeit unser Wohlsein und unser Dasein; denn das erinnert uns eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind; so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind. Und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann — durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüt ergreift.

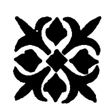
Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs schärfste voneinander geschieden; denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung seiner Kraft und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählich (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Übergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmackes auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat, wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betruges zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu erteilen und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für

den Moment, aufzunötigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Kalypso hat den tapferen Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt: er erinnert sich seiner besseren Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei.

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen, verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen! Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung, des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal ringenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glückes, der betrogenen Sicherheit, der triumphierenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maß aufstellt und die tragische Kunst nachahmend vor unsere Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago lesen und bei solchen Szenen verweilen kann, ohne dem ernsten Gesetz der Notwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten und, ergriffen von dieser *ewigen Untreue alles Sinnlichen*, nach dem *Beharrlichen in seinem Busen zu greifen*?

Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprunges aus dem selbständigen Denk- und Willensvermögen unsere Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwicklung verdient. Das Schöne macht sich bloß verdient um den *Menschen*, das Erhabene um den *reinen Dämon* in ihm; und weil es einmal unsere Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das *Erhabene* zu dem *Schönen hinzukommen*, um die *ästhetische Erziehung* zu einem *vollständigen Ganzen* zu *machen* und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens *nach* dem *ganzen Umfang unserer Bestimmung*, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.



Umschau.

Schillers Tod.

Es ziemt sich, daß auch die rein menschliche Seite des ernsten Gedenktages, den wir am 9. Mai feiern, beachtet werde.

Uns zu sagen, wie Schiller gestorben ist, dazu dürfte seine Gattin am ersten berufen sein. Wir stellen also an die Spitze dieser Umschau eine sehr zarte und tiefe Gefühlsäußerung: den Brief, den die Witwe an Luise Franckh, geb. Schiller, wenige Wochen nach des Dichters Tod geschrieben hat.

Weimar, den 12. Juni 1805.

Liebe Schwester! Ich schreibe Dir, da ich eben einen ruhigen Moment finde. Was wir eigentlich verloren haben, fühlt niemand als wir; ihr verlort einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rat und Tat sich gezeigt hätte und seinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing, so liebte er auch seine Kinder wieder! Aber unter uns allen verlor niemand so viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkömmt, kann ich nur fühlen; diesen treuen Anteil an meinem Wesen, wie die höhere geistige Existenz, deren ich durch seinen Umgang teilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde ersetzen und sollte es auch nicht, wenn es auch möglich wäre; denn dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muß auch einzig geliebt sein.

Mein Trost, meine Kinder seiner würdig zu bilden, ist noch der einzige, den ich haben kann auf dieser Welt; sie allein halten mich noch am Leben, ich kann sonst nur im Grabe wieder Ruhe finden. Sein Geist ist um mich und gibt mir Mut in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen. Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll, denn er, mit den unendlichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, teilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an.

Liebe, gute Luise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gefristet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Versiegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß G. R. Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage. Er war viel ruhiger als sonst, nahm Teil, solange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag bis Donnerstag phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er tat es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden,

als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz, er war heiter und voll Vertrauen. Aber dies war Montags; von Montag nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mittwoch phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. (Jetzt geh' ich zu Ende dieses Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernst hin.) Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm, da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute! Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! Dies war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Mut verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag; ich saß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „Da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut;" (ich rief mir die gute Natur unsrer geliebten Eltern zurück;) ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt!

Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. Solange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe wert war, denn sie sind sein teures Erbteil. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Konstitution stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz freier Bewegung des Körpers war gewiß der erste Grund zu unseres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in seiner Jugend zu wenig auf sich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber so gewaltsam kurierte, war es der zweite schlimme Einfluß auf seinen Körper.

Bei meinen Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Trost, denn ich suchte mit allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachteilig sein können. Ich habe seinen Geist, seine volle rege Tätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange der Welt geblieben. Dieser schöne Zweck des Lebens ist nun nicht mehr für mich; ich muß meine Kinder an mein Herz

drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verlust einfällt. Wenn wir an sein Leben denken, liebe Luise, wenn wir denken, wie hundertmal tätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird als eine ganze Generation von Menschen, so sollten wir nicht klagen über seine Tätigkeit des Geistes. Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht, und er war am glücklichsten in diesem Moment! Ich suchte nur die ängstlichen Vorstellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rücksichten, daß sein Geist nicht sollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich diesem Geist keine Fesseln anlegen könne, und suchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung seiner Wirksamkeit. Ich hätte jedes Schicksal mit ihm geteilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir sagen. Andere, die seinem Geist nicht so nahe lebten, hielten das, was der Erguß seines Wesens war, für künstliche, gefährliche Anspannung. Er hat lange nur noch durch seinen Geist gelebt, so zeigte es sich leider, wie alle sagen. Welchen Anteil, welche Liebe er hatte, werden Dir die öffentlichen Nachrichten sagen; ich lese nichts darüber, denn ich allein habe mehr als die Welt verloren.

Aber, als meiner lieben Schwester, muß ich Dir etwas sagen, das Dich freuen wird, was uns noch als Beweis der Verdienste unseres Geliebten aufrichtet: daß die Großfürstin, die hiesige Erbprinzeß, mir gleich in den ersten Tagen die Versicherung gab, daß Karl und Ernst ihr gehörten; sie sorgt für ihre Erziehung bis in ihr zwanzigstes Jahr, und behält sich noch vor, sie auch anzustellen. Sie hat es auf eine so edle, feine Weise mir geschrieben, daß ich auch mit Feinheit diese Tat behandeln muß. Also sage ich es nicht, und Du und Dein lieber Mann werdet als meine Freunde auch keinen unvorsichtigen Gebrauch davon machen, ihr werdet es fühlen. Sie hat mir gleich geschrieben, ehe sie noch dieses für die Söhne entschied, daß ich mich bei allem, was mir begegnen könnte, an sie zuerst wenden solle, weil sie Schiller geschätzt hätte und herzlichen Anteil an mir nähme. Ach hätte dieses unser Geliebter noch wissen können!

Jetzt nimmt er auf diese menschliche Weise nicht mehr teil an den Ereignissen; wenn ich aber nun manches möglich machen kann, was ich sonst nicht konnte für die guten Kinder, so will ich es als den Segen Gottes und ihres Vaters betrachten.

Wenn die geliebte Großfürstin aber auch sich nicht so edel bezeigt hätte, so hätte sie mein Herz ewig gewonnen durch ihren Anteil und ihre Rührung. Sie war bei mir mit der Herzogin und weinte so herzlich, innig an meinem Hals, als hätte sie einen Bruder verloren.

Für mich werde ich niemals ihre Großmut ansprechen. Die Vorsehung hat Schillers Unternehmungen gesegnet: ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Kapital zu lassen, daß sie doch nicht einst abhängig werden, und im Notfall, wenn sie sich einschränken wollen, unabhängig leben können. Gibt mir Gott Kraft und Mut, so werde ich alles anwenden, um dies zu erreichen, und zurücklegen, was ich kann.

Cotta hat sich auch als teilnehmender Freund gezeigt, und wie er Schiller liebte, ist rührend.

Was mir Wolzogen und meine Schwester sind, kann ich nicht ausspre-

chen; von meiner Schwester erwartete ich stets das Herzlichste und Beste im Leben; aber wenn Du Wolzogens Teilnahme, seine Betrübnis um Schiller gesehen hättest, und die Art, wie er mit mir und meinen Kindern umgeht, wie er uns zu sich rechnet, so würde es in Dir innige Liebe und Achtung und Dankbarkeit erwecken.

Daß man im Unglück auch wieder irgendwo Trost finden kann, dies ist Hilfe, die von oben kommt.

In den Nächten, wo Schiller nicht ruhete, sagte er inbrünstig: Komm von oben herab und bewahre mich vor langwierigen Leiden! Auch zum Himmel laß uns blicken, liebe Luise. Von den letzten Stunden unseres Verewigten laß uns gegen andere Menschen schweigen; sie sind mir zu heilig, als daß ich davon sprechen sollte, und die Menschen sind so zudringlich und wollen unter der Hülle des Mitleidens nur Nahrung für ihre Neugierde und Schreibsucht.

Wir müssen uns nun auch im Namen des Geliebten lieben, und unsre Freundschaft sei treu und unverbrüchlich; was wir uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen, bleibe auch verwahrt. Du wirst immer eine treue Schwester an mir finden.

Lebe wohl! Der Brief ist so lang, daß, wenn er nicht von einem solchen Gegenstand handelte, er zu beschwerlich zu lesen sein würde. Aber Du wolltest viel wissen. Gott erhalte Dich und den lieben Schwager, den ich herzlich grüße und um den Teil der Freundschaft für mich bitte, die er unserem geliebten Verstorbenen schenkte.

Die Kinder sind wohl: Emilie ist entwöhnt und zahnt, da ist sie etwas schwächlich, aber sehr heiter und freundlich. Es ist mir immer, als wär' es ein Blick, den mir ihr Vater sendet, mich zu trösten, wenn sie mich so liebend anlacht; sie schmiegt sich immer so herzlich an mich an, und ich muß sie immer tragen, wenn ich zu ihr komme.

Küsse Deine lieben Kinder herzlich!

Lotte.

*

„... Aber in die heitren Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstren Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau."

Schiller.

*

Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.

Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Taten
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

Schiller.

*

Neue Schillerschriften.

Wie zu erwarten war, hat die weithin wogende Bewegung zur Schillerfeier eine Unmenge von größeren und kleineren Schillerschriften an den gastlichen Strand des jubiläumsfrohen deutschen Volkes geworfen. Bei feierlichem Anlaß macht sonst wohl auch der grimmigste Kritiker eine leidlich gute Miene zum bösen Spiel. Aber gerade bei dieser Gelegenheit, wo es dem Wahrhaftigsten zu huldigen gilt, wollen wir, wie am Alltag auch, das Treffliche trefflich, das Schlechte schlecht, ein jedes Ding bei seinem Namen nennen. Wenn endlich unserem deutschen Volke die köstliche Frucht eines langen, heißen, ehrlichen Ringens um Schiller reifen soll, dann müssen wir ihn, selbst auf Kosten der Festgemütlichkeit, wenn's sein muß, vor den dreisten Schlagworten unreifer Knaben nicht weniger behüten als vor der lobenden Schönrednerei, vor einer nur oberflächlichen Volkstümlichkeit und herkömmlicher Falschschätzung. Wir bekämpfen jene schädliche Schillerschwärmerei, die sich auf einige abgegriffene Zitate gründet; wir bekämpfen noch mehr jenen anmaßenden Sondergeist, der glaubt, diesen Großen für seine besondere Richtung oder Partei in Anspruch nehmen zu können. Wenn heute sogar viele gebildete Leute den tatenfreudigen, in allen Tiefen und Höhen des Lebens kundigen Schiller für eine Art Schwarmgeist und Wolkenwandler halten, ihn, der dem heißen Atem des Lebens und der Geschichte wie keiner gestanden hat, so ist nicht am wenigsten jene allzulange geduldete, ebenso wohlfeile wie philiströse Schillerbewunderung daran schuld. Wir müssen umlernen, wir müssen in die Tiefen steigen, wo Schillers Lebenswille entspringt und im Menschen und Dichter und Denker in großartiger Einheit sich auswirkt. Indem wir uns auf Schillers ureigne Größe besinnen, gewinnen wir ein rechtes Verhältnis zum Besten und Größten, was das deutsche Leben entwickelt hat. Schiller verehren heißt ihn in uns zum Leben erwecken. Nur Bücher, die uns zur Neubegründung einer aufrichtigen, vertieften Schillerverehrung verhelfen, haben Wert. In diesem Sinne sei hier eine Auswahl des Charakteristischen getroffen.

Der Schwäbische Schillerverein hat dem deutschen Volke mit dem von Otto Güntter herausgegebenen, von der Verlagshandlung reich und geschmackvoll ausgestatteten „Marbacher Schillerbuch" (J. G. Cotta, Stuttgart; 7,50 Mk.) eine prächtige Festgabe überreicht; etwa 70 glücklich gewählte, gute Abbildungen, darunter einige neue oder wenig bekannte Schillerbilder, verleihen dem Buch Reiz und Wert. Unter den 32 literarischen Beiträgen, unter denen sich auch eine großzügige Studie des längst verstorbenen Fr. Th. Vischer über Hölderlin und „Wieland-Briefe" (mitgeteilt von Bernh. Seuffert) befinden, ragt hervor der jetzt erst von Erich Schmidt aus dem Staub des Staëlschen Archivs zu Coppet gezogene französische Brief Wilhelm von Humboldts an die Verfasserin des Buches „Über Deutschland". Unter dem frischen Eindruck der Nachricht: „Schiller ist tot!" erhebt der Freund seine Totenklage zu einer tiefgründigen Charakteristik der heimgegangenen Feuerseele: „Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was auch nur von fern an das Ge-

meine, selbst an das Gewöhnliche grenzte, ihn niemals berührte.“ Wertvoll in dem von mir bezeichneten Sinne sind Adolf Baumeisters Abhandlung „Schillers Idee von seinem Dichterberuf“, H. Bulthaupts und Berth. Litzmanns Beiträge zu Schillers Balladentechnik und -dichtung, befremdend Adolf Bartels’ auf falschen Voraussetzungen aufgebaute Anschauung von „Schillers Theatralismus“; Baumeister gibt S. 27 eine richtigere und ungezwungenere Auslegung der Äußerung Schillers über die Natur seiner Dramen. Besonders hervorgehoben seien noch die Berichte aus Amerika über die Beschäftigung der dortigen Gelehrten mit Schiller und dessen Bedeutung im Kampfe um die Erhaltung deutscher Art und Sprache. Als politischer Helfer leistet der große Überwinder immer noch begeisternde Dienste, aber man hüte sich, ihn etwa vom Standpunkt der 1859er Einheits- und Freiheitsbestrebungen einseitig, d. h. falsch zu betrachten. Wir brauchen den ganzen Schiller.

Dem eigentlich Biographischen tragen Rechnung die von dem Schwaben Theodor Mauch geschickt zusammengestellten und geschmackvoll vorgetragenen „Schiller-Anekdoten“ (Stuttgart, Robert Lutz; 2,50 Mk.). Ernste und heitere Bilder aus dem Leben des Dichters, durch hübsch angebrachte Zitate in Vers und Prosa belebt, bringen ihn dem Leser in eine traulichwarme Nähe und gestatten zugleich tiefe Blicke in sein schwäbisch-deutsches Menschentum. Und so darf auch dieses bunte Büchlein, das durchaus nicht nur Schnurren erzählen will, als ein gelungener Versuch gelten, das Verständnis für Schiller von einer neuen Seite zu fördern.

Viel umfassender und anspruchsvoller kündigt sich das „Schiller“-Buch Ernst Müllers an mit dem nicht gerade glücklich gewählten, unzutreffenden Untertitel: „Intimes (?) aus seinem Leben nebst einer Einleitung über seine Bedeutung als Dichter und einer Geschichte der Schillerverehrung.“ (Berlin, A. Hofmann & Komp.; 6 Mk.) Der Verfasser verspricht zuviel und hält zuwenig. Fleiß ist viel, aber nicht alles. Weder des Dichters „Bedeutung“ noch sein „Menschentum“ kann durch genaue trockene Berichterstattung erschöpft werden. Geradezu schrecklich finde ich Bemerkungen wie die: „Übrigens war Schiller selbst eine sinnliche Natur.“ ... Unter „Geschichte“ verstehen wir doch innere Entwicklung, Darlegung der Zusammenhänge — man lese daraufhin einmal diesen dürren Tatsachenbericht, der sich „Geschichte der Schillerverehrung“ nennt. Das Buch ist reich ausgestattet und mit 65 Bildern und 8 faksimilierten Schriftstücken geschmückt.

Weit übertroffen ist es in dieser Hinsicht durch die Schillerbiographie in Bildern, die Dr. Gustav Könnecke durch einen bedeutend vermehrten Sonderabdruck aus seinem „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ hergestellt hat. (Marburg, N. G. Elwert; 2,50 Mk.) Ein knapper Text liefert die nötigen Erklärungen zu den 208 Abbildungen, unter denen das Titelbild (Schiller von Frau Simanoviz, auch einzeln käuflich für 1,50 Mk.) durch seinen künstlerischen Wert und einige andere Stücke (z. B. die Reproduktion eines Ölgemäldes „Schiller im 27. Jahre“) durch den Reiz der Neuheit anziehend sind. Soweit meine Kenntnis reicht, kann kein anderes Bilderwerk über Schiller den Anspruch erheben wie dieses, sein Leben und Wirken, seine Zeitgenossen und seine Umgebung gleich anschaulich vor Augen zu stellen.

Nun ein paar Bücher, die uns in Schillers junge Jahre führen. Eine Bereicherung der Schillerliteratur bedeutet Julius Hartmanns Werk „Schillers Jugendfreunde“. (Stuttgart, J. G. Cotta; 5 Mk.). Viel

mühsames Suchen nach den Quellen ist dadurch dem Forscher erspart. Fast ein halbes Hundert nähere und weitere Freunde, Schulgenossen und Lehrer werden hier dem Leser in Wort und Bild vorgeführt. In den verschiedenen Lebensläufen spiegelt sich ein beträchtliches Stück damaliger Zeit- und Kulturgeschichte. Wir lernen die Zaubermacht kennen, die Schillers Persönlichkeit früh schon auf die Menschen ausübt; aber auch das alte Märchen, der junge Schwabe habe im Gegensatz zu dem Frankfurter Patrizierssohn nur mit unbedeutenden Menschen verkehrt, wird durch die Namen Abel, Conz, Scharffenstein, Lempp, Dannecker, Zumsteeg, Reinhard (späteren Grafen und Pair von Frankreich) glänzend widerlegt.

Keiner der geistig bedeutendsten von Schillers Jugendfreunden, aber an opferwilliger Treue, Liebeskraft und Bescheidenheit der prächtigste war Andreas Streicher, der Fluchtgenosse des Dichters. Aus später Erinnerung hat Streicher bekanntlich „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785“ in einem liebenswürdigen Büchlein beschrieben. Im Jahr 1836 erschienen, war das Werkchen ein seltenes Juwel geworden. Nun bringt es uns das Schillerjahr gleich in drei Neudrucken mit entsprechenden Einleitungen und Anmerkungen von Dr. Hans Hofmann (Berlin, B. Behr; 3 Mk.; als würdig ausgestattete Nr. 134 der „Deutschen Literaturdenkmale“), von Hans Landsberg (Berlin, Pan-Verlag, mit einem kleinen Auszug aus Fr. W. von Hovens Autobiographie), von Professor Dr. J. Wychgram (Leipzig, Reklam Nr. 4652/53). Namentlich der deutschen Jugend sei das treffliche Buch von Herzen empfohlen: sie wird daraus einen kräftigenden Hauch von Schillers Wesen empfangen.

Der Letztgenannte, Wychgram, hat neuerdings auch das innerlich so reiche Leben der Gattin des Dichters, Charlottes von Schiller, in einem besonderen Werkchen dargestellt (Bielefeld, Velhagen & Klasing). Das in warmen Farben gemalte, nur etwas zu knapp gehaltene Bild findet seine notwendige Ergänzung in dem unvergleichlichen Briefwechsel zwischen „Schiller und Lotte“, der soeben bei Cotta in Stuttgart in vierter Auflage erscheint. Kein Deutscher, gleichviel ob Mann oder Frau, sollte mit diesem einzigartigen Geistes- und Gemütsaustausch zweier großen Seelen unvertraut bleiben.

Unbedingt zu warnen ist dagegen vor dem unzuverlässigen, das Bild unseres Schiller freventlich entstellenden Machwerk „Friedrich Schiller und die Frauen“ von Dr. Adolf Kohut (Oldenburg, Schulze), wenngleich auch dieses Werk auftritt mit dem Anspruch, „die Liebe und Verehrung, die uns für den Genius Schiller beseelt, noch zu vertiefen“. Warum das Buch diesen Zweck nicht erfüllen kann, habe ich an anderer Stelle bereits dargelegt; hier muß ich mich mit einem kräftig ablehnenden Wort begnügen.

Kohut druckt aus der Schillerbiographie der Karoline v. Wolzogen auch einen Teil der bekannten „Erinnerungen aus Schillers Gesprächen“ wieder ab, die durch Christiane von Wurmb uns erhalten sind. Seither nur unvollkommen veröffentlicht, erscheinen sie jetzt zum ersten Male in ursprünglicher Gestalt in den von D. Adolf Heuermann herausgegebenen Erinnerungen und Betrachtungen des Gatten der Christiane, Bernhard Rudolf Abeken: „Goethe in meinem Leben“ (Weimar, Herm. Böhlau; 4 Mk.). Darin sind auch viele interessante, neue Mitteilungen dieses Freundes der Schillerschen Familie über den Dichter enthalten; ein Brief der Kirchenrätin Griesbach zeigt deutlich den erschütternden Eindruck, den der Tod Schillers bei den nächsten Freunden hervorrief.

Noch liegt mir eine Anzahl Schriften vor, die ausdrücklich als „Festgaben“ sich anmelden. Ein mit warmem Eifer und richtigem Takt für das Wesentliche geschriebenes Werkchen „Unser Schiller“ aus der Feder des Pforzheimer Professors Dr. Karl Brunner skizziert „dem Volke“ des Dichters Lebensgang und Persönlichkeit, bringt die wichtigsten Daten über sein Leben und seine Werke und versucht darzulegen, was Schiller uns ist. S. 14, Z. 11 v. u. verwechselt der Verf. „den Dichter Voß“ mit dessen Sohn Heinrich. S. 40 bezieht er ein Zitat aus Goethes „Winckelmann“ fälschlich auf Schiller, (ein Irrtum übrigens, den schon Vischer im Jahre 1852 beging), — aber gleichviel: zur Massenverbreitung ist das nette Schriftchen mit gutem Gewissen zu empfehlen. (Pforzheim, Otto Rieckers; Einzelpreis: 0,50 Mk., bei größerem Bezug sehr bedeutende Preisermäßigung.)

Im Auftrage der Leipziger Schulbehörde hat Dr. Oskar Dähnhardt einen stattlichen Band „Friedrich Schiller“ „für die deutsche Schuljugend“ herausgegeben (Leipzig, Dürr; 2,50 Mk.). Was das Buch bietet, ist ein biographischer Abriß, ausgewählte Gedichte, die Dramen teils in Auswahl mit Inhaltsangaben des Weggelassenen, teils in Form von Erzählungen. Gegen dieses Verfahren kann nicht entschieden genug protestiert werden. Wenn die Kinder nicht reif sind für Schiller, dann sollen sie eben die Finger von ihm lassen. Auf keinen Fall aber hat irgend ein Schulmann das Recht, des Meisters Form zu zerbrechen und gar seine eigenen „Erzählungen“ an die Stelle zu setzen. Die „Versündigung an dem Geiste des Dichters“, die der Verfasser (laut Vorwort) auf diese Weise vermeiden will, begeht er so erst recht.

Ein guter Gedanke dagegen war es von dem Verleger Heinrich Kerler in Ulm, vierzehn der besten „Schillerreden“ (2 Mk.) des Jahres 1859 in einem Bande zu vereinigen. Wir finden da unter anderen Zeugen für Schillers Bedeutung und für die Festerwartungen jener gewaltigen Schillerfeier Jakob Grimm, Fr. Th. Vischer, Karl Gutzkow, Ernst Curtius, Moritz Carrière, Rudolf Gottschall. Freilich wollen diese vielfach glänzenden Reden zum Teil recht kritisch gelesen sein: wir haben das Recht, Schiller nach unserer Art und vom Standpunkt einer inzwischen gereiften Kenntnis aufzufassen.

Die berühmte Rede Grimms ist im Einzeldruck auch im Hamburger Gutenberg-Verlag (0,50 Mk.) und in dem Grimm-Band der „Bücher der Weisheit und Schönheit“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; 2,50 Mk.) erschienen. Derselbe Türmer-Verlag bereitet, wie ich während des Schreibens erfahre, auch eine (soeben erscheinende) Ausgabe von Schillers historischen Schriften vor (in der gleichen Sammlung vom Herausgeber des „Türmers“ besorgt). —

In geistvoller Festrede hat vor kurzem der Göttinger Germanist Edward Schröder einen geschichtlichen Rückblick auf „Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode“ geworfen. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht; 0,50 Mk.) Wenn ich auch überall eine gewisse Zagheit in der vollen Anerkennung und Einschätzung Schillers zu spüren geglaubt habe, so empfehle ich dennoch allen, die es angeht, die Rede zu aufmerksamer Lektüre: Prüfet euch, ehe ihr redet! Prüft euer Verhältnis zu dem Dichter, ehe ihr ihn in gedankenloser Wiederholung der Nationalfeier von 1859 als „Nationaldichter“ preiset! Solche Mahnungen können nicht genug beherzigt werden.

Zum Schluß noch ein wertvolles Buch: „Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen“ von Eleonore Lemp. (Frankfurt a./M., Moritz Disterweg).

Prof. Wychgram hat dem Buche ein erklärendes und empfehlendes Geleitwort mitgegeben, aber es empfiehlt sich selbst. Die Herausgeberin hat es verstanden, Schillers charakteristische Äußerungen über die Kernfragen unseres Lebens auf beschränktem Raum (300 S.) so zu vereinigen, daß die Entwicklung seiner Anschauungen scharf hervortritt. So kommt das Große an ihm, sein unermüdlicher Vollendungsdrang, zum Ausdruck. Wenn mich nicht alles täuscht, hat die Herausgeberin hier ein Werk geschaffen, das herrliche Früchte tragen kann. Denn wichtiger schließlich als alle Bücher über Schiller ist doch sein eigenes Lebensbuch und Lebenswerk.

[Anmerkung der Redaktion: Diesem Bericht des neuesten Schillerbiographen seien noch zwei Werke beigefügt, über die sich eine Kritik an dieser Stelle natürlich verbietet: Bergers eigenes Schillerbuch (Verlag von C. H. Beck, München), das ich als Seitenstück zu Bielschowsky bereits empfohlen habe, und meine eigene kleine Schiller-Biographie (Verlag von Schuster & Löffler, Berlin). L.] **Karl Berger.**

*

Schiller und das Theater.

[Das Folgende entnehmen wir Ed. Genasts lesenswerten Denkwürdigkeiten „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit" (Stuttgart, Robert Lutz). Diese Erinnerungen eines tüchtigen Schauspielers und Regisseurs geben ein anschaulich Bild wenigstens von einem Hauptteil der gemeinsamen Arbeit Schillers und Goethes — einer Arbeit, von deren Anstrengungen im Kampf mit kleinen oder großen Widerständen und Verdrießlichkeiten man sich nur selten eine rechte Vorstellung macht.]

So kam das Jahr 1798 heran, in welchem das Theater durch Baumeister Trouet aus Stuttgart renoviert wurde. Am 12. Oktober begannen die Vorstellungen wieder, und mit den „Korsen" von Kotzebue, auf die der Prolog — von Vohs im Kostüm des Max Piccolomini gesprochen — und dann zum ersten Male „Wallensteins Lager" folgten, wurde das neuhergestellte Haus eingeweiht. Goethes Tätigkeit bei der Inszenierung war unermüdlich. Hofrat Meyer mußte alle möglichen Holzschnitte, welche Szenen aus dem Lagerleben des Dreißigjährigen Krieges darstellten, herbeischaffen, um die Gruppen auf der Bühne darnach zu stellen; sogar eine Ofenplatte, worauf eine Lagerszene aus dem 17. Jahrhundert sich befand, wurde einem Kneipenwirt in Jena zu diesem Zweck entführt. Goethe leitete das Studium der Schauspieler und stattete an Schiller (nach Jena) genauen Bericht ab; bis zur letzten Probe veränderte Schiller noch dieses und jenes. Mir war der Dragoner zugeteilt worden. Eines Tages jedoch ließ mich Goethe zu sich rufen und teilte mir mit, daß Schiller gesonnen sei, noch einen Kapuziner in das Lagerleben hineinzubringen, der den Soldaten predigen sollte; da Schiller dabei um Rat frage, so habe er ihm einen Band des Abraham a Santa Clara gesandt und mich zum Darsteller der drastischen Figur, welche der Kapuziner abgeben würde, vorgeschlagen. „Da Ihr", sagte er, „viel mit solchen Kuttenmännern in Berührung gekommen seid, so werdet Ihr gewiß den Ton treffen, der zu einem solchen Feldpfaffen gehört. Schickt Euren Dragoner in meinem Namen an Benda."

Bestimmte Rollenfächer durften die Schauspieler unter Goethe nicht beanspruchen und selbst die ersten durften sich nicht weigern, wenn es zum Besten des Ganzen war, eine Anmelderolle zu übernehmen. Er verlangte von jedem, daß ihm die Kunst höher stände als sein liebes Ich.

Zur Hauptprobe kam Schiller selbst von Jena herüber und änderte dabei noch manchen Vers. Über die Inszenierung war er entzückt, und mit Recht, denn sie war vollkommen charakteristisch und entsprach ganz dem, was er beabsichtigte; namentlich auch die Gruppierungen, deren sich Hofrat Meyer besonders angenommen hatte, überraschten allgemein. Die Vorstellung wurde als vortrefflich bezeichnet, und der Beifall des Publikums war ein enthusiastischer.

Schillers Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben. Ein Beispiel möge hier folgen.

Unserem Vohs, der, wie ich früher schon bemerkte, ein ausgezeichneter Künstler war, hatte Schiller die Rolle des Macbeth zugeteilt. Bei der ersten Theaterprobe war er seiner Aufgabe noch gar nicht so mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und selbst die lauteste Hilfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Vohs wegen seines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung stand und man seine Reizbarkeit kannte, so machten Dichter und Direktor gute Miene zum bösen Spiel und keine Rüge erfolgte ob der Nachlässigkeit. Dieser störende Übelstand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor; Goethe schwoll nun die Zornesader und er rief, da ich zu fungieren hatte, mit seiner mächtigen Stimme: „Herr G'nast“ (Goethe liebte es, meinen Namen zu apostrophieren), „verfügen Sie sich zu mir herab!“ Er, Schiller und Meyer saßen im Parterre und der zweite Akt war eben zu Ende. „Was ist denn das mit diesem Herrn Vohs?“ fuhr er mich an. „Der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle; wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publikum blamieren? Man sistiere das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Vohs noch dem Personal zu verschweigen.“ Schiller suchte Goethes Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Vohs, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde, denn die Auffassung des Charakters sei doch vortrefflich. Auch ich stimmte der Ansicht Schillers bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich, beauftragte mich aber, Vohs im Vertrauen einen Wink zu geben, was ich wohlweislich bleiben ließ, da ich die heftige Gemütsart von Vohs nur zu gut kannte.

Die Vorstellung fand den anderen Tag statt. Der Andrang des Publikums war enorm, besonders auf der Jenaischen Straße. Bruder Studio hatte sich in pleno aufgemacht zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, um der ersten Vorstellung des „Macbeth“ beizuwohnen. Der Beifall steigerte sich von Akt zu Akt, und namentlich war es Vohs, der das Publikum enthusiasmierte. Nach dem zweiten Akt kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwäbischen Dialekt: „Wo ischt der Vohs?“ Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen; Schiller umarmte ihn und sagte: „Nein, Vohs! ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Akt um!“ Vohs mußte anderes erwartet haben. Denn mit inniger Freude dankte er Schiller für seine unbegrenzte Nachsicht. Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu mir: „Sehe Sie, Genascht, wir habe recht gehabt! Er hat zwar andere Vers gesproche, als ich sie geschriebe hab', aber er ischt trefflich!“ Es war eben ein Mann, dessen Milde und Liebenswürdigkeit ganz unwiderstehlich jeden anzog, der das Glück hatte, in seiner Nähe weilen zu dürfen. Ich war nur ein kleines Licht an der Weimarschen Bühne, aber er erkannte bald, wie ehrlich ich es mit der Kunst meinte und daß ich

mich mit ganzer Hingebung der Sache widmete; darum würdigte er mich öfters seines Vertrauens und ich durfte als Regisseur ohne Rückhalt meine Ansicht gegen ihn aussprechen. Er war für mich der Stern einer milden Sommernacht, zu dem ich mit unbegrenzter Verehrung und Liebe aufblickte, während Goethe mich öfters die Mittagshitze einer Julisonne empfinden ließ, obgleich er mir ebenfalls gewogen war.

Schiller rezitierte und spielte zuweilen in den Proben den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, wenn nicht der Dialekt die Wirkung hier und da etwas abgeschwächt hätte; aber trotzdem, daß seine Haltung steif und gebückt, daß seine Bewegungen durchaus nicht plastisch waren, riß er uns alle durch sein Feuer und seine Phantasie zur Begeisterung hin.

Schiller war übrigens bei den Proben voll Nachsicht und Freundlichkeit gegen die Schauspieler, man mußte ihn liebgewinnen; und doch gab es einige gelehrte Thebaner unter diesen, die sich klüger dünkten als er, weil ihnen die sogenannten Handgriffe des Bühnenlebens mehr zu Gebote standen; und sonach kamen Widersprüche bald von dieser, bald von jener Seite. Mich brachte die Anmaßung dieser Leute öfters in Harnisch und ich hätte gern mit Fäusten drein geschlagen, aber Schiller widerlegte stets mit der größten Freundlichkeit oft ganz widersinnige Ansichten.

Dem „Macbeth" folgte „Maria Stuart", die am 14. Juni 1800 gegeben wurde. Schiller las, da der fünfte Akt noch nicht beendet war, uns zunächst vier Akte vor und nach wenigen Tagen auch den letzten.

Bei der Besetzung der beiden Königinnen war man zweifelhaft, ob man der Vohs die Maria und der Jagemann die Elisabeth geben sollte, oder umgekehrt. Endlich entschied der Vohs schlanke, üppige Gestalt für die Maria und der Jagemann geistige Kraft für die Elisabeth.

Die letztere war anfänglich höchst ungehalten darüber und sandte die Rolle mit dem Bemerken zurück, daß weder ihre Persönlichkeit noch ihr Talent sich für die Elisabeth eigne; aber Schillers freundliche Bitte und seine treffliche Auseinandersetzung des Charakters gewannen sie vollkommen, und mit einer wahren Leidenschaft ging sie endlich an das Studium dieses Charakters. Schiller hatte auch in seiner Ansicht vollkommen recht; die Vohs war eine sehr schöne Frau und ihr Talent allenfalls ausreichend für die Maria, zur Elisabeth aber fehlte ihr die geistige Fähigkeit.

Schiller leitete die Proben mit unermüdlichem Eifer und trefflicher Anordnung. Einen großen Anstoß gab die Abendmahlszene, und Herder besonders soll gegen diese Profanierung der Kirche protestiert haben; dennoch wurde sie dargestellt, aber nur einmal, denn das Publikum selbst erklärte sich dagegen.

Von allen Orten waren Zuschauer herbeigeströmt und alle Räume des Auditoriums bis auf den letzten Platz besetzt. Schillers Ruhm hatte sich nicht nur in den Städten Thüringens, sondern auch auf den Dörfern schon verbreitet, und selbst Bauern sah man im Theater, wenn ein Schillersches Stück gegeben wurde. Die Darstellung ging gut zusammen. Die Jagemann als Elisabeth, Vohs als Mortimer, der allerdings in der Gartenszene etwas übers Maß ging, waren vortrefflich; Graff (Talbot), Becker (Burleigh), die Vohs (Maria), Cordemann (Leicester) lösten ihre Aufgaben zu allgemeiner Zufriedenheit; die übrigen beeiferten sich, zum vollkommenen Gelingen des Ganzen beizutragen. Besonders war die Rezitation tadellos, denn die Schauspieler hatten sich be-

reits in die Schillerschen Jamben hineingelebt, so daß sie sich derselben öfters im gewöhnlichen Leben bedienten.

Nächst Vohs zeichnete sich darin Cordemann aus, der die gewöhnlichste Phrase in Verse, womöglich in gereimte, einzukleiden suchte, wie:

„'s ist Zeit nun, nach dem Mittagsmahl zu sehn;
Mit Gott ihr Lieben; mög's euch wohlergehn."

Diese Übungen sollten ihm und Vohs bei einer Wiederholung der „Maria Stuart" in Lauchstädt trefflich zu statten kommen.

Die Jagemann hatte an die Szene mit Leicester, am Schluß des zweiten Akts, nicht gedacht; rechtzeitig bemerkte ich, daß sie nicht an ihrem Platze stand; schnell eilte ich nach ihrer Garderobe und rief ihr durch die Tür zu, daß die Szene mit Mortimer gleich zu Ende sein würde. Von innen erscholl der Schreckensruf: „Mein Gott! ich habe an die Szene nicht gedacht und bin im Umkleiden begriffen, aber ich komme gleich!" Vorsorglich flüsterte ich aus der ersten Kulisse den beiden Spielenden die Verlegenheit zu, und beide hatten Geistesgegenwart genug, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Die frühere Mitwirkung in der extemporierten Komödie, in welcher der Schauspieler Selbständigkeit haben mußte, half ihnen dabei. Immer waren meine Augen auf die Kulisse gerichtet, woher die Jagemann kommen mußte; nur wenige Verse waren bis zum Schluß der Szene noch übrig. Endlich vor den Worten: „Maria hofft", sah mich Vohs mit fragenden Blicken an, die ich pantomimisch verneinen mußte: darauf extemporierte er sechs bis sieben Verse; ein gleiches tat Cordemann, der nochmals seine Zweifel über das Gelingen des Plans aussprach und die Worte: „Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!" passend anreihte. In Todesangst hatte ich der Entwickelung dieses Dramas zugesehen, doch zum Glück erschien die Jagemann auf ihr Stichwort, allerdings ohne Krönungsmantel und Krone. Als ich Schiller bei unserer Heimkehr dieses Intermezzo mitteilte, amüsierte er sich köstlich darüber und sagte: „Ja, ja, der Vohs ischt e ganzer Kerle, aber dem Cordemann hätt' ich's net zugetraut."

Bei einer Wiederholung von „Tankred" hielt Schiller die Probe ab, und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsames Auge auf Haide zu haben, der den Tankred spielte, daß er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organs anschlagen und sich der ewigen Malerei mit den Händen und Armen enthalten solle. Der gute Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen; auch die Warnungen Schillers fruchteten nichts; er wollte diesem sogar seine Gründe auf das breiteste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus, und er rief voller Zorn: „Ei was! mache Sie's, wie ich's Jhne sag' und wie's der Goethe habe will. Und er hat recht — es ischt e Graus, des ewige Vagiere mit dene Händ und das Hinaufpfeife bei der Rezitation!" Haide stand wie vom Donner gerührt da, denn so war Schiller noch nie aufgetreten. Die Folge dieser Szene war, daß Schiller die Szenierung von: „Nathan der Weise" ablehnte und die ausgeschriebenen Rollen davon an Goethe zur Verteilung schickte.

In der zweiten Hälfte des Februar fingen die Leseproben von „Wilhelm Tell" an, der am 17. März gegeben wurde. Dieselben Schwierigkeiten hinsichtlich der Besetzung, wie bei der „Jungfrau von Orleans", stellten sich auch hier heraus; mancher Schauspieler mußte zwei, ja drei Rollen übernehmen. Mir selbst hatte Schiller den Fronvogt und Rösselmann übertragen, dabei hatte

ich noch die Regiegeschäfte zu besorgen, und es war keine Kleinigkeit, den Anordnungen Schillers und Goethes nachzukommen. Die erste Theaterprobe, bei der nur drei Akte probiert wurden, dauerte von nachmittags 4 Uhr bis abends 10 Uhr. Mehrere Proben folgten nun noch und die Hauptprobe endlich ging tadellos; wie es denn überhaupt Goethes Prinzip war, daß diese als erste Darstellung von dem Personal betrachtet wurde.

Die Zahl der Fremden, die herbeigeströmt kamen, war so enorm, daß schon nachmittags 3 Uhr der ganze Theaterplatz voll Menschen stand. Die Armen mußten diesen Genuß, Schillers neuestes Werk zu sehen, teuer erkaufen, denn da nichts gestrichen war, dauerte die Vorstellung von 1/26 Uhr abends bis in die Nacht um 11 Uhr.

Schon bei der Hauptprobe war Schiller über die Länge des Stücks unruhig geworden, indessen hoffte er, daß die Vorstellung viel schneller gehen würde, als die Probe; allein es trat der umgekehrte Fall ein. Er war darüber so außer sich, daß er gleich nach der Darstellung das Manuskript an sich nahm, um zu streichen. Schiller war darin überhaupt schonungslos, besonders wenn es seine Stücke betraf; man mußte ihm förmlich in den Arm fallen, um ihn in seiner chirurgischen Arbeit zu hemmen.

Daß das Stück mit dem größten Beifall aufgenommen werden würde, hatten wir alle vorausgesehen; der Enthusiasmus war beispiellos. Den Preis des Abends trug Graff als Attinghausen davon, der in rhetorischer Hinsicht ein Meisterbild voll Würde und Wärme lieferte. In diesem Stück trat Korona Becker, die Tochter unserer unvergeßlichen Neumann, zum erstenmal als Walter Tell auf. Mit Teilnahme betrachteten wir Schauspieler und wohl auch das ältere einheimische Publikum dies Engelsgesicht, das von seiner Mutter wohl die Schönheit, denn sie sah ihr sprechend ähnlich, aber weniger das Talent geerbt hatte. Goethe hob sie zu sich empor, küßte sie und sah sie mit trüben Blicken an. Nachdem sie Schillers Anweisungen gefolgt war, streichelte dieser ihr die goldblonden Locken und sagte: „So ischt's recht, mei' Mädle! So mußt du's mache."

Bis zum Schluß der Saison fanden noch mehrere Wiederholungen, stets bei gedrängt vollem Hause, von diesem Meisterwerk statt.

Acht Tage vor seinem Tode besuchte Schiller noch das Theater. Ich stand am Eingang, als er kam. Er grüßte mich mit den Worten: „Guten Abend, Genast! Goethe hat mich bis an das Palais begleitet; er kommt heute nicht, aber ich will mir das Stück doch ansehen. Kotzebue ist zwar nicht mein Mann, aber er kennt das Theater." Ich war erschrocken über sein blasses Gesicht und seine fast gläsernen Augen. Den andern Tag ging ich in geschäftlicher Beziehung zu ihm. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und zu Bette läge. Trotzdem empfing er mich mit seiner gewohnten Milde. „Ja, ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder", sagte er. „Mit Goethe geht es heute auch nicht gut; ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über alles hinaus; er wird genesen; wer aber weiß, was uns die nächste Stunde schwarzverschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben." Darauf gab er mir einige Befehle und reichte mir zum Abschied die Hand, die fieberisch brannte. Mit tiefer Wehmut verließ ich sein einfaches Stübchen, um ihn nur auf der Bahre wiederzusehen. Am 9. Mai hauchte er seinen unsterblichen Geist aus.

Eduard Genast.



Schiller und die Musik.

Von

Dr. Karl Storck.

Motto: Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennst sie wohl, du übst sie mächtig aus,
Was ahnungsvoll den tiefen Busen füllet,
Es spricht sich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Ergieß' ich meinen Strom von Harmonien,
In süßer Wehmut will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn,
Und setz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen.
(„Huldigung der Künste.")

Über Schillers Verhältnis zur Musik ist bei den ungeheuren Stößen, zu denen die Literatur über Schiller angewachsen ist, erstaunlich wenig, eigentlich so gut wie nichts geschrieben worden. Das ist immerhin ein Zeichen, daß der Dichter selbst dazu keine Veranlassung gegeben hat. Aber es wäre doch völlig verkehrt, daraus nun zu schließen, daß Schiller alle Beziehungen zur Musik abgingen. Zwar bezeichnete er sich oft, so in einem Briefe an Herder, als vollkommenen Laien im Musikfache, meinte Goethe gegenüber: „In Angelegenheiten der Musik habe ich wenig Kompetenz und Einsicht", schrieb auch an Körner: „An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde." Aus dieser letzten Briefstelle geht hervor, daß Schiller hier vor allem an die philosophische Ästhetik der Musik denkt. Es ist leicht erklärlich, daß er, dessen ganzes poetisches Schaffen sich stets aus der Stimmung sofort zur Idee erhob, den eigentlichen Urgrund des musikalischen Schaffens nicht erkennen konnte. Und da seine ganze theoretische Ästhetik aus der Philosophie Kants heraus sich selbst gebildet hatte, Kant selber einer der wenigen ganz un-

musikalischen großen Männer gewesen ist, von denen die deutsche Geistesgeschichte zu berichten hat, so ist leicht erklärlich, daß auch Schiller für die Ästhetik der Tonkunst nicht bedeutend werden konnte. Immerhin besaß er in Gottfried Körner einen musikalisch gebildeten Freund, dessen zwar auch im Dilettantismus befangenen Ausführungen er nicht nur willig annahm, durch den er sich vielmehr des weiteren zu eigenem Nachdenken über Stellung und Wesen dieser Kunst anregen ließ. Wir geben unten einiges aus den Bemerkungen wieder, mit denen er Körners Aufsatz „Über die Darstellung der Charaktere in der Musik" begleitete. Ebenso mag man aus den zwei wesentlichsten Stellen, in denen Schiller theoretisch über Musikästhetik spricht, erkennen, daß er auch hier mit tiefdringendem Geiste die unterschiedliche Stellung gegenüber den anderen Künsten wenigstens ahnte.

Die ausdrückliche Art, mit der er die Wirkung der Musik in der sinnlichen Kraft ihres Materials sucht, zeigt uns, daß er musikalischem Empfinden keineswegs so unzugänglich war, wie der große Königsberger Denker, der seine ästhetischen Anschauungen beeinflußte. Im Gegenteil haben wir manche Zeugen dafür, daß das vom bloßen Empfinden diktierte Urteil, das Schiller mit seinem einfachen Laiengenuß aussprach, meist recht zuverlässig war. Allerdings hat auch hier den Dramatiker vor allem die dramatische Musik angesprochen. Die Art, wie ihn Glucks „Iphigenie" im Tiefsten ergriff, ist dafür ebenso bezeichnend, wie der hochbedeutsame Ausspruch über seine Erwartungen von der Oper, der sich in einem Briefe an Goethe findet (vgl. u.). Wenn er dagegen in demselben Briefe an Körner vom 5. Januar 1801, in dem die schönen Worte über Glucks „Iphigenie" stehen, Haydns Schöpfung als charakterlosen Mischmasch bezeichnet, so werden wir das sicherlich weniger auf den rein musikalischen Wert des Werkes zurückzuführen haben, als darauf, daß Schillers dramatische Natur sich an der Form des Oratoriums stieß. Auch Wagner hat bekanntlich die Gattung abgelehnt, während der lyrisch empfindende Herder gerade die Trennung von der dramatischen Gebärde und von aller Abhängigkeit der Handlung für das Oratorium als besonders günstig ansah.

Schiller hat sich denn auch wiederholt mit dem Gedanken einer Operndichtung getragen. Er hatte aber zu deutlich erkannt, daß die entscheidende Wirkung der Oper von der Musik ausgeht, als daß er sich nun zur Arbeit hätte entschließen können, ohne der Mitwirkung eines erprobten Komponisten sicher zu sein. Der in jenen Tagen noch sehr gefeierte Gottlieb Naumann hätte gern von ihm eine Operndichtung gehabt, aber gegen die von diesem Dresdener Kapellmeister vertretene italienische Musikrichtung scheint Schiller eine innere Abneigung gehabt zu haben; jedenfalls ist mir unter den zahlreichen kurzen Erwähnungen in seinen Briefen über italienische Opern kein Zeugnis von irgendwelcher tieferen Ergriffenheit begegnet. Mindestens empfand er, daß diese italienische Schreibweise der Dichtung nicht gerecht wurde. Zelter, Goethes musikalischer Freund, der anfangs 1802 eigens nach Weimar gekommen war, um Schiller kennen

zu lernen, schreibt über seinen Besuch an Goethe: „Schiller war nicht längst in Dresden gewesen. Naumann hatte ‚Die Ideale‘ in Musik gesetzt und sie dem Dichter durch seine Schülerin, eine Mademoiselle Schäfer, vorsingen lassen. Das erste, wovon Schiller zu mir sprach, war diese Komposition, über welche er ganz entrüstet war; wie ein so gefeierter, berühmter Mann ein Gedicht so zerarbeiten könne, daß über sein Geklimper die Seele des Gedichts zu Fetzen werde, und so ging's über alle Komponisten her.“ Dagegen war Schiller mit Zelters Komposition des „Tauchers“ sehr wohl zufrieden, zog überhaupt Zelters Art der Friedrich Reichardts vor. Schiller sah gern seine Gedichte komponiert und scheint nicht gefühlt zu haben, wie widerhaarig sie für eine Komposition sind. „Die Glocke“ hätte er gern von Zelter komponiert gesehen, aber Körner, der in Zelters Musik zuviel gelehrte Rechnerei und zuwenig von innen heraus strömende musikalische Kraft sah, riet davon ab. Und so unterblieb die Vertonung, obwohl Schiller zu Körner meinte: „Ich glaube mit dir, daß sich ‚Die Glocke‘ recht gut zu einer musikalischen Darstellung qualifizierte, aber dann müßte man auch wissen, was man will, und nicht ins Gelag hinein schmieren. Dem Meister Glockengießer muß ein kräftiger, biederer Charakter gegeben werden, der das Ganze trägt und zusammenhält. Die Musik darf nie Worte wählen und sich mit kleinlichen Spielereien abgeben, sondern muß nur dem Geiste der Poesie im ganzen folgen.“ Manches von Schiller wurde ja von den Zeitgenossen sehr oft vertont. Wertvoll von dieser früheren Musik auf Schillersche Texte sind nur die Schöpfungen seines Jugendfreundes Zumsteeg.

Mit Zumsteeg haben wir den Mann genannt, von dem Schiller schon in Jünglingsjahren starke musikalische Anregung erhielt. Waren doch beide gleichzeitig Schüler auf der Militärakademie des Herzogs Karl von Württemberg. Hier war überhaupt der Musik ein beträchtlicher Raum gewährt. Die Schule besaß ein vollständiges Orchester, und der Herzog gab der Kapelle der Jünglinge häufig Gelegenheit, vor einem fürstlichen Besucher oder einer glänzenden Festversammlung ihr Können zu erweisen. Bei solchen Gelegenheiten folgte auf das Orchesterstück eine dramatische Aufführung, in der Schiller die Hauptrolle zuerteilt war. Schon auf der Akademie hat Schiller die lyrische Operette „Semele“ geschrieben, die dann in der Anthologie auf das Jahr 1782 zum erstenmal gedruckt wurde. Obgleich nun diese „Semele“ so „großartig gedacht war, daß, wenn sie hätte aufgeführt werden sollen, alle mechanische Kunst der Theater der damaligen Zeit nicht ausgereicht haben würde, um sie gehörig darzustellen“, war Schiller doch keineswegs zufrieden. „Möge mir es Apollo und seine neun Musen vergeben,“ so schrieb er, „daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe.“ Die „Semele“, die jetzt in den Werken steht, in die sie erst durch Körner aufgenommen wurde, ist eine spätere Umarbeitung. Wie leidenschaftlich sich Schiller in diesen jungen Jahren den Wirkungen der Musik hingab, zeigt das Gedicht „Laura am Klavier“, worin er dem ganz bedeutenden musikalischen Talent der Frau Hauptmann Vischer eine begeiste-

rungstrunkene Huldigung darbrachte, bei der freilich die leidenschaftliche Liebe den Ton angab:

„Seelenvolle Harmonien wimmeln,
Ein wollüstig Ungestüm,
Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
Neugeborne Seraphim.
Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm, die Sonnen
Funkelnd fuhren aus der Nacht,
Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblich itzt, wie über glatten Kieseln
Silberhelle Fluten rieseln,
Majestätisch prächtig nun,
Wie des Donners Orgelton,
Stürmend von hinnen itzt, wie sich von Felsen
Rauschende, schäumende Gießbäche wälzen,
Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde;
Schwerer nun und melancholisch düster,
Wie durch toter Wüsten Schauernachtgeflüster,
Wo verlornes Heulen schweift,
Tränenwellen der Cocytus schleift."

Es war auch ein Musiker, der in diesen schweren Jahren Schiller die treueste Freundschaft hielt. Andreas Streicher, zwei Jahre jünger als der Dichter, ein Stuttgarter Kind, dessen Bekanntschaft Schiller auch in der Akademie gemacht hat. Streicher stand 1782 Schiller bei, als er aus Stuttgart floh. Seine Treue ging so weit, daß er um des Freundes willen seinen Lieblingsplan, nach Hamburg zu gehen, um bei Philipp Emanuel Bach seine musikalischen Studien abzuschließen, aufgab. Von Streicher aber haben wir auch ein Zeugnis, wie stark die Musik auf Schiller wirkte, in dem Büchlein „Schillers Flucht aus Stuttgart". Er erzählt hier, wie es ihm gelungen war, in Oggersheim bei Worms, wo die beiden für einige Zeit einen Unterschlupf gefunden hatten, ein gutes Klavier zu erlangen. „Die langen Herbstabende wußte Schiller für sein Nachdenken auf eine Art zu benutzen, die demselben ebenso förderlich als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik außer sich selbst versetzt wurde und daß es nichts weniger als viel Kunst erforderte, durch passendes Spielen auf dem Klavier alle Affekte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt („Kabale und Liebe"), welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschütterte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten oder das Zu-

strömen von Gedanken erleichtern könne." Er richtete daher meistens schon bei dem Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an Streicher: Werden Sie heute abend wieder Klavier spielen? Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, währenddem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf und ab ging und nicht selten in unverständliche begeisterte Laute ausbrach. Streicher ist später in Wien der Inhaber einer der berühmtesten Klavierfabriken geworden. Er und seine Frau Nanette spielen in Beethovens Leben eine bedeutende und ehrenvolle Rolle.

Der Name Beethoven, um das hier vorwegzunehmen, kommt ebensowenig wie der Händels oder Bachs in Schillers Briefen auch nur ein einziges Mal vor, trotzdem Beethovens Name seit 1802 immer bekannter geworden war. Es ging eben damals mit der Verbreitung und dem Bekanntwerden künstlerischen Schaffens nicht so schnell wie heute. Die gewaltigen Werke Bachs und Händels aber konnten in den kleinen Städten mit ihren bescheidenen musikalischen Mitteln nicht aufgeführt werden. Das muß man bedenken, wenn man über Schillers Stellung zur Musik sich ein gerechtes Urteil bilden will. Goethe war auch hier glücklicher, als sein Freund; denn mit dem zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts beginnt der gewaltige Aufschwung des öffentlichen Musiklebens in Deutschland. Viel Musik genoß Schiller, als ihm die Gastfreundschaft Körners zuteil wurde, und von da ab blieb dieser sein Ratgeber in allen musikalischen Dingen. Aber auch Schillers Frau, Charlotte, war musikalisch, sie spielte und sang zur Laute, und das bescheidene Heim des glücklichen Paares schmückte ein Klavier. Dieses bescheidene Musizieren im Hause konnte ihn ja nicht zu den Tiefen der musikalischen Erkenntnis führen, aber fühlen lernte er hier, daß, „was ahnungsvoll den tiefen Busen füllet", sich nur in den Tönen der Musik ausspricht.



Schiller über Musik.

Die hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sichereren Probierstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend einer besonderen Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer anderen hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dies zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben, sei es nun, daß es an

dem Gegenstand oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größeren Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besonderen Stimmung und mit einer eigentümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserem Gemüt durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortrefflicher ein solches Produkt. Man kann dies mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nämlichen Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäfte des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereien und Bildhauerwerke unsere Einbildungskraft erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie immer noch in einer größeren Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr partizipiert, als die innere Notwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besonderen Affinitäten mit jedem höheren Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine notwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüt einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Stil in jeglicher Kunst, daß er die spezifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre spezifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigentümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter erteilt.

(Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 22. Brief.)

* * *

Die Frage, was in der Musik darstellungswürdig sei, geht eigentlich nicht den Stoff, sondern die Behandlung an. Über den Stoff kann dem Musiker so wenig als irgend einem anderen Künstler etwas vorgeschrieben werden. Wenn gefragt würde, ob der Künstler den Zorn, die Eifersucht usw. darstellen könne, so würde es den Stoff betreffen; ob er aber in der Schilderung des Zornes

oder der Eifersucht das Pathos oder das Ethos darzustellen habe, das ist eine Frage, die sich auf die Behandlung bezieht.

*

Was ich vorzüglich vermißte (in Körners Aufsatz) und daher zu beherzigen bitte, ist der materielle Teil der Musik, auf welchem allein ihre ganze spezifische Macht beruht. Es ist doch sonderbar, daß eigentlich im ganzen Aufsatz nur von den ästhetischen Wirkungen der Musik, die sie mehr oder weniger mit jeder ästhetischen Kunst gemein hat, aber gar kein Wort von ihrer eigentümlichen Wirkung, die in der spezifischen Eigentümlichkeit ihres körperlichen Teils, des Tones beruht, die Rede ist. Alles, was Du sagtest, müßte ebensogut auf Farbenklaviere, auf Tanzkunst usw. angewendet werden können.

Offenbar beruht die Macht der Musik auf ihrem körperlich materiellen Teil. Aber weil in dem Reiche der Schönheit alle Macht, insofern sie blind ist, aufgehoben werden soll, so wird die Musik nur ästhetisch durch Form. Die Form aber macht keinesweges, daß sie als Musik wirkt, sondern bloß, daß sie bei ihrer moralischen Macht ästhetisch wirkt. Ohne Form würde sie über uns blind gebieten; ihre Form rettet unsere Freiheit. Aber die Freiheit macht das Ästhetische allein nicht aus, sondern die Freiheit, insofern sie sich im Leiden behauptet. Dieses Leiden wird hier hervorgebracht durch den Ton, dessen Einfluß auf uns und Affiniertheit mit unseren Leidenschaften lediglich auf Naturgesetzen beruht. Im Ästhetischen aber sollen zugleich mit Naturgesetzen auch Freiheitsgesetze herrschen. Daher die Notwendigkeit des Charakters in der Musik, wenn sie als schöne Kunst wirken soll.

Nimmst Du der Musik alle Form, so verliert sie zwar alle ihre ästhetische, aber nicht alle ihre moralische Macht.

Nimmst Du ihr allen Stoff und behältst bloß ihren reinen Teil, so verliert sie zugleich ihre ästhetische und ihre moralische Macht, und wird bloß ein Objekt des Verstandes. Dies beweist also, daß auf ihren körperlichen Teil mehr Rücksicht genommen werden muß, als Du genommen hast.

Ebenso urteilte auch Humboldt und Goethe. Ich wünschte also, daß Du, wär' es auch nur im Vorbeigehen, die eigentümliche Macht der Musik, die bloß auf ihrer Materie beruht, noch berühren möchtest.

(Aus den Bemerkungen Schillers zu Gottfried Körners Aufsatz „Über Charakterdarstellung in der Musik").

* * *

Zwar sind Empfindungen ihrem Inhalte nach keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existiert wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat als eben diese Form der Empfindung. Diese Kunst ist die Musik. — Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemütes durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Notwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Notwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußeren Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelst jenes symbolischen Aktes die gemeinen Naturphänomene des Schalls

und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partizipieren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimnis jener Gesetze ein, welche über die inneren Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studiert er die Analogie, welche zwischen diesen Gemütsbewegungen und gewissen äußeren Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Notwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußeren Menschen, doch dem Dichter, der den inneren zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.

Jene liebliche Harmonie der Töne, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Töne in der Zeit aneinanderfügen, ist ein natürliches Symbol der inneren Übereinstimmung des Gemütes mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhanges der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines musikalischen Stückes malt sich die noch schönere einer sittlich gesinnten Seele. Der Ton bewirkt dies nur durch die Form seiner Darstellung und stimmt bloß das Gemüt zu einer gewissen Empfindung und zur Annahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überläßt er der Einbildungskraft des Zuhörers.

(Über Matthisons Gedichte, 1794.)

* * *

Aus Briefen.

Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper erläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sie auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stellen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freie harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüt zu einer schöneren Empfängnis; hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte notwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen. (An Goethe, 29. Dezember 1797.)

Goethe antwortete: Ihre Hoffnung, die Sie von der Oper hatten, würden Sie neulich im „Don Juan" auf einen hohen Grad erfüllt gesehen haben; dafür steht aber auch dieses Stück ganz isoliert, und durch Mozarts Tod ist alle Aussicht auf etwas Ähnliches vereitelt.

* * *

Herr Pauli hat mit mir wegen einer großen Oper gesprochen, ich hatte längst auch Lust zu einem solchen Unternehmen gehabt; aber wenn ich mir den Kopf zerbreche, um von meiner Seite etwas Rechtes zu leisten, so möchte ich freilich auch gewiß sein können, daß der Komponist das Gehörige leiste. Eine Tragödie kann auch für sich selbst, unabhängig von dem Talent der Schauspieler, etwas sein; eine Oper ist nichts, wenn sie nicht gespielt und gesungen wird. (Brief an A. W. Iffland vom 14. April 1804.)

Eine ähnliche Auffassung über die für den Erfolg entscheidende Bedeutung der Musik in der Oper hatte Schiller am 11. Mai 1798 auch gegenüber Goethe, der auf die Fertigstellung des zweiten Teiles der „Zauberflöte“ bedacht war, ausgesprochen: „Wenn Sie zu der Fortsetzung der ‚Zauberflöte‘ keinen recht geschickten und beliebten Komponisten haben, so setzen Sie sich, fürcht' ich, in Gefahr, ein undankbares Publikum zu finden, denn bei der Repräsentation selbst rettet kein Text die Oper, wenn die Musik nicht gelungen ist, vielmehr läßt man den Poeten die verfehlte Wirkung mit entgelten.“

* * *

Über Glucks „Iphigenia auf Tauris“: „Die Musik ist so himmlisch, daß sie mich selbst in der Probe unter den Possen und Zerstreuungen der Sänger und Sängerinnen zu Tränen gerührt hat. Ich finde auch den dramatischen Gang des Stückes überaus verständig; übrigens bestätigt sich Ihre neuliche Bemerkung, daß der Anklang der Namen und Personen an die alte poetische Zeit unwiderstehlich ist.“ (An Goethe, 24. Oktober 1800.)

Glucks „Iphigenia auf Tauris“ hat mir einen unendlichen Genuß verschafft; noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt als diese, es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer, hoher Wehmut auflöst. (An Gottfr. Körner, 5. Januar 1801.)



Schiller in der Musik.

In Schillers Dichtung fehlt das ausgesprochen Lyrische und damit das Musikalische; auch das Hinarbeiten auf einen starken Gedankengehalt, der nicht wie bei Goethe in einer geradezu die Persönlichkeit des Erkennenden heraufzaubernden Seelenstimmung, sondern als klare Erkenntnis des Geistes verkündet wird, ist der Vertonung sehr ungünstig. Endlich ist Schillers Sprache, wie man aus jedem Vergleich mit der Goethes erkennt, nicht sangbar. So kommt es, daß trotz der großen Beliebtheit, deren sich Schillers Werke von Anfang erfreut haben, nur wenig aus ihnen komponiert worden ist. Dabei sieht man aus der Tatsache, daß die wenigen liedartigen Gedichte, wie „An die Freude“, „Sehnsucht“, „Des Mädchens Klage“, immer wieder vertont wurden, wie sehr die Komponisten bestrebt waren, dem Volke Schöpfungen seines Lieblingsdichters auch in Tönen nahezubringen.

Unter Schillers Zeitgenossen verdienen vor den Vertonungen Reichardts und Zelters die von Zumsteeg den Preis. Das vorliegende wie das Aprilheft brachten in den Notenbeilagen einige der besten Schöpfungen dieses trefflichen Musikers. Das nächste Heft soll eine eingehendere Würdigung dieses Mannes bringen, von dem Schiller in einem Briefe an Haug urteilte: „Er gehörte zu den redlichsten Gemütern, die ich kannte“. Da die in der Notenbeilage wiedergegebenen Texte später auch von Schubert komponiert wurden,

kann jeder durch den Vergleich ersehen, wie sehr Zumsteeg ein Vorbereiter Schuberts war, soweit ein so gottbegnadetes Genie überhaupt vorbereitet werden kann.

Von Franz Schubert haben wir 15 Chöre und 38 Lieder auf Schillersche Texte. Unter den letzteren stehen die großartige „Gruppe aus dem Tartarus“, die Gedichte an Laura, sowie von größeren Balladen „Die Bürgschaft“, „Klage der Ceres“, „Ritter Toggenburg“ und „Der Taucher“. Schumann, der nur dreimal zu Texten Schillers griff, gab von Balladen noch den „Handschuh“. Vielleicht hat sich Loewe durch das Vorgehen Schuberts von Schillers Balladen abhalten lassen. Jedenfalls haben wir von ihm nur den „Gang nach dem Eisenhammer“ und „Graf von Habsburg“. Dagegen hat sich Martin Plüddemann wieder am „Toggenburg“ und am „Taucher“ versucht und aus dem letzteren ein großartiges, farbenstrotzendes Tonbild geschaffen. „Das Lied von der Glocke“ ist von Romberg und Bruch glücklich komponiert worden. Beethoven gab außer dem unsterblichen Jubelsange „An die Freude“, in den die neunte Symphonie und damit Beethovens Lebenswerk ausklingt, in einem eigenartigen Satz den Chor der Mönche aus dem „Tell“.

Das leitet uns über Franz von Holsteins Gesangsszene der Beatrice „Er ist es nicht! Es war der Winde Spiel“ aus der „Braut von Messina“ zu den Opern, zu denen die Dramen Schillers die Grundlage gegeben haben. Auf der deutschen Bühne lebt von ihnen allen nur Rossinis „Wilhelm Tell“, der am 3. August 1829 in Paris zum erstenmal gegeben wurde. Wir können uns aber mit diesen singenden Gestalten, die uns aus Schiller so vertraut sind, nicht befreunden. Eher ist das der Fall mit der Musik, die Karl Reinecke dazu schrieb; vor allem die stimmungsvolle Ouvertüre könnte gerne den Aufführungen vorangeschickt werden. Sonst haben fast ausschließlich Italiener sich an Schillersche Stoffe gewagt. Eine deutsche Oper „Die Räuber“ von Löschinger wurde freilich 1843 in Pest gegeben. Der stehen vier italienische gegenüber. Der Komponist der ältesten, 1835 zu Triest gegebenen „I masnadieri“ trägt allerdings den deutschen Namen David Uhrmacher. „I briganti“ gibt es von Mercadante (Paris 1836) und L. Arditi (Mailand 1841), einen „Riccardo Moor“ von Fr. Gallo (Neapel 1843). Wie aus dem Titel des letztern Werkes hervorgeht, haben die Textdichter die Namen vielfach umgeändert. Zuletzt hat sich Verdi an den „Räubern“ versucht. Seine „I Masnadieri“ wurden am 22. Juli 1847 in London aufgeführt und — ausgepfiffen. Weit größeren Erfolg hatte Verdi zwei Jahre später mit der „Luisa Miller“, deren Text Schillers „Kabale und Liebe“ entnommen ist. Das Werk hat sich zumal in Paris lange Jahre auf der Bühne behauptet. Auf Verdi selbst scheint die Natürlichkeit der Schillerschen Charakteristik, die Gewalt seiner einfachen Seelenschilderung tiefen Eindruck gemacht zu haben. Jedenfalls datiert von diesem Werke an der Umschwung in seiner Schreibweise, indem er den äußerlichen italienischen Stil aufgab und vor allem Wahrheit des Empfindungsausdrucks anstrebte. — In Deutschland haben wir zwei Parodie-Operetten auf „Kabale und Liebe“ von Ad. Müller und Jos. Drechsler, die beide um 1830 in Wien gegeben wurden. — Auch der „Fiesko“ hat den Stoff zu einer italienischen Oper abgegeben: „I Fieschi“ von Montuoso, die 1869 in Mailand aufgeführt wurde.

Die einzigartige Überzeugungskraft der Menschengestaltung Schillers offenbart sich darin, daß auch dort, wo er nicht den geschichtlichen Tatsachen folgte, wo also Raum genug für andere Auffassung blieb, seine Gestalten als

etwas unveränderlich Festes übernommen wurden. So der „Don Carlos" der italienischen Opern von Costa (London 1844), Bona (Maild. 1847), Moscuzza (Neapel 1862), Ferrari (Turin 1863) und wieder Verdi. Die Oper war für Paris bestellt und wurde hier am 11. März 1867 zum erstenmal aufgeführt. Die Länge des Werkes beeinträchtigte die Wirkung; Verdi suchte diesem Übelstand durch eine Neubearbeitung (1872) abzuhelfen. Indes ein nachhaltiger Erfolg wollte sich trotz der zahlreichen Schönheiten im einzelnen, trotz der von dem Freiheitsschwärmer Verdi hinreißend erfaßten Gestalt Posas nicht einstellen. Der tiefere Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß auch die Entstehung dieses Werkes, wie die der „Luise Miller" in eine der für Verdi so charakteristischen Übergangsperioden fiel. Verdis nächste Oper „Aida" zeigte die völlige Wendung zum Musikdrama, die sich im „Don Carlos" ankündigt.

Nach „Wallenstein" gibt es drei italienische Opern von Musone (Neapel 1873), Denza (ebd. 1876) und Ruiz (Bologna 1877). Eine deutsche Oper von August von Adelburg (etwa 1860) ist bezeichnenderweise nie aufgeführt worden. Dagegen hat sich des Franzosen Vincent d'Indy symphonische Dichtung „Wallenstein" durch ihre vielen lyrischen Schönheiten auch bei uns viele Freunde erworben, trotzdem in ihr vom tieferen Gehalt des Dramas wenig zu spüren ist. — Selbständiger gegenüber Schiller sind die Textdichter der großen Zahl von „Maria-Stuart"-Opern — sieben italienische und zwei französische —, da sich die Musiker die Liebeslyrik, zu der der schönen Schottenkönigin Leben so viel Gelegenheit bot, nicht entgehen lassen mochten. So ist z. B. fast überall die Gestalt des Sängers Rizzio verwertet. — Im Gegensatz zu den andern Werken, vor deren geschlossener Dramatik die deutschen Komponisten wohl allzuviel Scheu empfanden, hat die Romantik der „Jungfrau von Orleans" viele zur Vertonung gereizt. Musiken dazu (Ouvertüre, Zwischenakte u. dgl.) schrieben Bernh. Ans. Weber (1806), Andr. Romberg (Leipzig 1810), G. Abrah. Schneider (1810), Leopold Damrosch (1857) und Max Bruch (1859). Deutsche Opern von Volckert (Wien 1817), J. Hoven (Wien 1840), Aug. Langert (Koburg 1860). Dazu kommen fünf französische und vier italienische Opern. Unter diesen ist wieder eine von Verdi. Von diesem Frühwerk (1845) hat nur die Ouvertüre vor ihres Schöpfers Augen Gnade gefunden; er hat sie später der „Sizilianischen Vesper" vorangestellt. Übrigens gibt es auch eine englische „Joan of Arc" von Balfe (London 1837) und eine russische Oper von Tschaikowsky (Petersburg 1881).

Der Stoff der „Braut von Messina" ist schon vor Schiller in italienischen Opern verarbeitet worden, so von Graun (Berlin 1756) und von P. v. Winter (Venedig 1792). Von den nachher erschienenen enthält die tschechische Oper von Zdenko Fibich (Prag 1883) musikalisch sehr Schönes. Schauspielmusiken zu dem Werk schrieben u. a. C. A. Weber, S. Neukomm und Urban. Zuletzt hat der Berliner Singakademiedirektor Georg Schumann dem Drama Schillers die Texte zu zwei großangelegten Chorkompositionen entnommen.

Da über „Tell" schon gesprochen ist, möge die Erwähnung von Fr. Ad. Hillers Festspiel „Schillers Manen" (Königsberg 1812) den Schluß bilden.

Diese Aufzählung, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, zeigt, daß Schiller, wenn er auch nicht zu den viel komponierten Dichtern gehört, doch der Musikwelt eine Fülle von Anregungen gegeben hat. **K. St.**



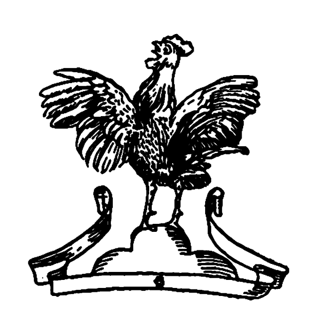
Zu unseren Kunstbeilagen.

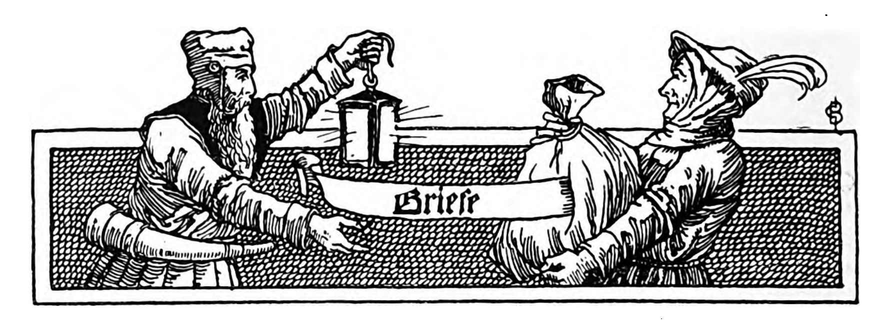
Aus der großen Zahl der Schillerbildnisse wählen wir drei, die den Vorzug haben, bei unverkennbarer Ähnlichkeit auch jene ideale Auffassung der Persönlichkeit in sich zu tragen, die wir gerade bei Schiller am wenigsten missen möchten. Ludovike Simanoviz, geborene Reichenbach, war eine gute Freundin von Schillers Schwester Christophina. Ihr Bild entstand während des Dichters Aufenthalt in der alten Heimat (1793/94), wohl der glücklichsten Zeit seines Lebens. Etwas von diesem inneren Glücksempfinden liegt auf dem versonnenen Antlitz. Die wenig bekannte Zeichnung Ferdinand Jagemanns, von dem auch die ergreifende Darstellung Schillers auf dem Totenbette herrührt, gewinnt bei längerer Betrachtung immer mehr. Ein echter Feuergeist belebt das ganze Gesicht, auf dem eine fast gewaltsame Energie mit der sinnigen Weichheit um den Mund einen seltsam reizvollen Gegensatz ergeben. Danneckers gewaltige Büste ist zweifellos die erhabenste Verkörperung von Schillers Persönlichkeit. Die erste Tonmodellierung war im März 1794 entstanden; ein Gipsabguß befindet sich im Weimarer Museum. Später führte Dannecker das Werk noch zweimal als Kolossalbüsten in Marmor aus.

Auch aus der großen Zahl der Schiller-Denkmäler — keinem andern Dichter sind so viele errichtet worden — wählten wir vier aus, wobei daran erinnert sei, daß Rietschels Weimarer Doppeldenkmal bereits im Dezemberheft des T.s gebracht wurde. Das Denkmal von Prof. Bausch wurde unlängst mit dem Rathaus, unter dessen bildnerischem Schmuck es sich befindet, in Stuttgart enthüllt. Die edle Schöpfung zeigt den Jüngling Schiller. Die drei Denkmäler von Schilling (Wien, 1876 enthüllt), Begas (Berlin, 1871) und Thorwaldsen (Stuttgart, 1839) erscheinen mir als die besten Verherrlichungen des idealen Menschen, des Dramatikers, des Denkers.

Mit Franz Staffens Huldigungsblatt an Schiller hoffen wir unsern Lesern eine besondere Freude zu machen. Das den höchsten Höhen zugerichtete Streben, die erhabene Feierlichkeit, aber auch die männliche Ruhe der Persönlichkeit Schillers kommen in ergreifender Weise zum Ausdruck. Das Blatt ist die starke Verkleinerung einer im Verlag von Fischer & Franke in Düsseldorf erschienenen Lithographie, die wir allen Verehrern Schillers aufs wärmste empfehlen (Preis 6 Mk.). Gerahmt gibt das Bild einen herrlichen Zimmerschmuck.

St.





G. H., S. b. C. — C. O., P. — A. L., Bd. N. — stud. W. S. — W. R. S. — Dr. A. S., A. — H. L. L., Bd. E.-S. — F. A. F., N. — W. S., St. — A. M., D. — M. Z., D.-A. — D. W., F. a. M. — M. C. F., H. — B. A. 600. — G. A., W. — J. F., B. — Dr. F. H., H. — H. G., L. — R. P.-G. — G. St., P. B. b. B. — E. W. — A. K., S. — J. K. geb. R., H.-G., Rh. — A. N., B. — Dr. O. B., W. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

K. E., St. Gern bestätigen wir Ihnen, daß im Märzheft Seite 849, Zeile 4 ebenfalls ein Violinschlüssel statt des fälschlich gesetzten Baßschlüssels stehen muß.

E. K., st. i. — C. H. — Dr. A. K., P. a. E. Für den frdl. Glückwunsch herzlichen Dank und Gruß!

Dr. H. St., B. Besten Dank für die Berichtigung, daß das Zitat „Erkläret mir, Graf Örindur“ nicht in Grillparzers „Ahnfrau“, sondern in Müllners Schicksalsdrama „Schuld“ steht.

Dr. E., B. Verbindl. Dank für Ihre frdl. Zuschrift. Es geht aber aus ihr doch hervor, daß Sie die Dinge eigentlich pessimistischer beurteilen als der T. Denn nach Ihrer Darlegung sind die gerügten Tatsachen nur zu beseitigen, wenn das ganze System beseitigt wird, was doch eine radikale Forderung, und zwar die der Sozialdemokratie ist. Sollte sie am Ende damit recht haben? Der T. ist bisher von der Überzeugung ausgegangen und will sie bis auf weiteres auch nicht aufgeben, daß die Abstellung der schlimmsten Mißstände bei einigem ehrlichen Willen auch im Gegenwartsstaate möglich wäre. Auf die einzelnen Fragen zurückzukommen, wird sich dem T. wohl an anderer Stelle die Gelegenheit bieten.

Dr. D., B. Da sich der T. in der Sache völlig unbefangen fühlt, gibt er Ihrer Zuschrift gern Raum, ohne damit weiteren Aufklärungen vorgreifen zu wollen. In der Hauptsache scheint die Behandlung des „Inkulpaten“ auch nach Ihrer Darstellung noch keineswegs allen Anforderungen genügt zu haben, die an eine geordnete Rechtspflege zu stellen sind. Sie schreiben: „Im November-Türmerhefte findet sich im ‚Tagebuche‘ eine Auslassung des Redakteurs Freese, die mir als früherem, aber an den in Frage kommenden Vorfällen unbeteiligten Mitgliede der Göttinger Staatsanwaltschaft Veranlassung zur Richtigstellung gibt. Ich folge dem Gange des Artikels. Die Untersuchung gegen Eickhoff wurde sehr sorgfältig und so schnell als möglich geführt. Da in Göttingen, wie bei allen kleinen Landgerichten, jährlich nur drei Schwurgerichts-Sessionen stattfinden, vergingen mehrere Monate, bis der Angeschuldigte vor das nächste Schwurgericht gestellt werden konnte. In dem Termine erst überreichte Frau Eickhoff eine Reihe von Quittungen, die dartun sollten, daß ihr Mann zur Zeit der ihm zur Last gelegten Handlungen seine Zahlungen noch nicht eingestellt gehabt hätte. Der Termin mußte natürlich zur Vornahme weiterer Ermittelungen vertagt werden; die nächste Schwurgerichts-Session fand 4–5 Monate später statt. Eickhoff wurde von der Anklage des betrügerischen Bankerotts, seine wegen Urkundenfälschung jetzt mitangeklagte Ehefrau gänzlich freigesprochen, weil den zum großen Teile ländlichen Geschworenen der Beweis nicht genügte. Es handelte sich um sehr verwickelte kaufmännische Verhältnisse. Ich glaube aber versichern zu können, daß kein Geschworener den Eindruck gehabt hat, es sei leichtfertig Anklage erhoben oder die Verhaftung erfolgt. Es lag also weder ein ‚schleppender Verlauf‘ der Untersuchung vor noch waren die Eheleute Eickhoff durch die Haft an den Bettelstab gebracht; sie hatten ja schon vorher in ihrem Geschäfte alles verloren. Gegen den Redakteur Freese wurde dann wegen der dem Gerichte und der Staatsanwaltschaft gemachten unbegründeten Vorwürfe auf Antrag des als Vorgesetzter der Richter zur Stellung des Strafantrages berechtigten Landgerichtspräsidenten Anklage wegen Beleidigung erhoben. Der Präsident war an der Untersuchung gegen Eickhoff selbst aber insofern auch beteiligt gewesen, als er Vorsitzender der eröffnenden Strafkammer war. Wahrscheinlich wäre Herr Freese freigesprochen, weil einige Mitglieder der erkennenden Strafkammer Bedenken, ich glaube, in der Richtung hatten, ob die beleidigten Personen in dem Artikel genügend deutlich erkennbar gemacht wären. Jedenfalls kann ich das aus meiner jahrelangen Bekanntschaft mit den Mitgliedern der erkennenden Strafkammer mit voller Bestimmt-

heit behaupten, daß keiner auch nur den Gedanken gehabt hat, daß für das Urteil oder das Strafmaß Erwägungen wie ‚ein Exempel statuieren' oder ‚der lästigen Kritik einen Riegel vorschieben' auch nur im entferntesten in Betracht kommen könnten, geschweige denn, daß einer von ihnen — die es doch gewiß allein ‚wissen konnten' — eine solche Äußerung irgend jemand gegenüber gemacht hat. Ob ein Unterbeamter eine solche ungeheuerliche Äußerung zu dem Redakteur gemacht hat, weiß ich natürlich nicht. — Herr Freese blieb in dem gegen ihn angesetzten Termine mit der schriftlichen Entschuldigung aus, er sei mit einem Rade gestürzt. Der Redakteur Freese war allerdings schon vorher einmal wegen Beleidigung der Göttinger Staatsanwaltschaft bestraft: Es war gelungen, zwei gewerbsmäßige Diebe festzunehmen. Da aber die Untersuchungsakten nach auswärts geschickt waren, und der stellvertretende Richter den Akteninhalt nicht kannte, lehnte er mangels genügender Unterlage den Erlaß eines Haftbefehls ab; der die Sache bearbeitende Staatsanwalt ordnete die sofortige Freilassung der Festgenommenen an. Herr Freese verkündete darauf im Göttinger Tageblatt, der Staatsanwalt habe die Diebe freigelassen, damit sie ihr Handwerk ungestört wieder aufnehmen könnten. Das Strafmaß gegen den Redakteur Freese wurde wesentlich beeinflußt durch eine noch frühere Strafe von einem Jahre Gefängnis wegen Beleidigung. Er hatte sich nämlich in Eisenach als Heilkundiger für Frauenleiden ausgegeben; die bei ihm erschienenen Frauen und Mädchen mußten sich nun vor ihm angeblich zum Zwecke der Untersuchung vollkommen entkleiden. Freese gab selbst zu, daß er von Heilkunde nichts verstände und nur etliche nackte Frauenzimmer hätte sehen wollen." Das letzte wäre allerdings sehr belastend!

R. St., T. Sie schreiben, der T. sollte nicht mit Stillschweigen eine Tatsache übersehen, welche „von den Betroffenen überaus schmerzlich empfunden wird, wenn auch das große Publikum ihr weniger Beachtung schenkt", und meinen damit die „überhandnehmende ‚Korporalokratie' bei den öffentlichen Behörden". — „Unteroffiziere, welche nichts mitbringen, als eine durch die nivellierende zwölfjährige Korporalsschablone, welche sie den Offizieren gegenüber zum Amboß, den Mannschaften gegenüber zum Hammer macht, plattgedrückte Volksschulbildung, zwei Fäuste und zwei Beine und außerdem recht viel Fleiß und guten Willen, werden ganz mechanisch neben Zivilanwärter zur Erfüllung von Aufgaben des mittleren Beamtenstandes gestellt. Ist dies an und für sich schon kränkend für den Zivilanwärterstand, in welchem, wie beim Offizierkorps, vom Einjährigen bis zum akademisch gebildeten Mann alle Bildungsstufen vertreten sind, so wird diese Kränkung für die Zivilanwärter noch dadurch verschärft, daß die Herren Militäranwärter, nicht imstande, sich in die Lage eines gebildeten Mannes hineinzudenken, mit einer Selbstüberschätzung, einem Selbstbewußtsein und einer Überhebung auftreten, die grenzenlos ist. Nicht daß sie, dankbar, gute Stellungen erhalten zu haben, bescheiden gegen die Zivilanwärter sich gäben, wie dies noch vor 30 Jahren, als Schreiber dieses mit der Reife für Oberprima sich dem mittleren Verwaltungsdienste widmete, der Fall war, nein, sie erheben das Haupt so hoch und so stolz, fast drohend, daß die Zivilanwärter unbedingt zur Abwehr gezwungen sind. Verlangen doch die Herren, wie die kürzlich verlaufenen Landtagsverhandlungen bewiesen haben, nicht mehr und nicht weniger, als vollständige Gleichstellung mit den Zivilanwärtern im Gehalte, dergestalt, daß ihnen die fehlenden Zivildienstjahre einfach aus den bereits bezahlten Militärdienstjahren berechnet werden sollen. Also Jahre, welche ihnen Kost, Logis, Kleidung, Löhnung, ferner 1000 Mark beim Abgang und den Zivilversorgungsschein gebracht haben, welche zudem bei der Pensionierung mitgezählt werden und bereits mit einem Jahre auf das Zivildienstalter in Anrechnung kommen, sollen nochmals bei der Gehaltsnormierung berechnet werden. Andere Wünsche der Herren, welche ihre Kasernenbildung der unsrigen für vollkommen gleichwertig halten, will ich übergehen, z. B. die Rechnungsratfrage. Auch hier verlangen sie Anrechnung ihrer Militärdienstzeit. Da dieser Titel doch nur eine Belohnung für Dienste im Bureau- und Rechnungswesen darstellt, ist dies Verlangen einfach unsinnig, zwänge es doch gewissermaßen den Staat, diesen Titel als Belohnung für langsamen Schritt, Parademarsch, Bajonettieren, Felddienst, Scheibenschießen, Rekrutendrillen usw. zu verleihen. Bezeichnend für die Auffassung der Militäranwärterfrage im Landtage ist der Umstand, daß der Abgeordnete Hammer die Zivilanwärter zwar als die gebildeteren und geschulteren anerkennt, gleichwohl aber oben beregte Gleichstellung der Militäranwärter mit den Zivilanwärtern verlangt. Ich kann mir nun sehr gut denken, daß Sie einem Aufsatz aus der Feder eines mittleren Beamten, also eines Unteroffizieren mechanisch gleichgestellten Mannes, nicht Raum geben wollen; gleichwohl habe ich geglaubt, an Sie in dieser Sache schreiben zu sollen. Die Verbitterung des fast schutzlos dem Korporalismus preisgegebenen Zivilbeamtentums ist sehr groß, fast so groß, daß dieser Stand seine Not am allerliebsten in alle Welt hinausschreien möchte; daß er laut hinausrufen möchte, sich seiner anzunehmen und nicht weiter zu dulden, daß man gebildete Männer nach dem Maßstabe von Korporälen mißt; daß man ihm endlich gibt, was seines ist; daß man den Spruch „suum cuique" auch einmal auf ihn anwendet. O, hören Sie, verehrtester Herr

Redakteur, unseren Notschrei! O, geben Sie ihm Raum in Ihrer Zeitschrift, sei es, daß Sie — vielleicht in der Offenen Halle — einen Aufsatz aufnehmen „Die Korporalokratie an den öffentlichen Behörden“, sei es, daß Sie die Angelegenheit im Türmertagebuche besprechen. In letzterem Falle bin ich gerne bereit, Ihnen das einschlägige Material zu liefern. In welch idealer Weise die Zivilanwärter ihre Stellung und die Aufgaben ihres Berufes auffassen, darüber möge anliegendes Gedicht Sie belehren. Die Herren Unteroffiziere mit ihrem stupiden Draufgängertume und ihrem blinden Kadavergehorsam dürften auch nicht im entferntesten in der Lage sein, sich auf eine solche Höhe der Auffassung von ihren Berufspflichten aufzuschwingen.“ — Der T. muß sich in dieser Frage als nicht zuständig erklären. Da er aber Ihren Notschrei auch nicht unterdrücken will, so haben nunmehr die Militäranwärter das Wort.

A. Grf. v. B., M. — H. Grfn. v. B., B. b. F. i. M. Verbindlichen Dank! Sie scheinen aber doch im Irrtum zu sein. Um ganz sicher zu gehen, haben wir Ihre gefl. Zuschrift einem in dieser Frage maßgebenden Sachverständigen zur Begutachtung überwiesen. Wir kommen also auf die Angelegenheit noch zurück. Ergebensten Gruß!

F. H., R. Was wir über die Enthaltsamkeitsbewegung denken? Alles mit Maß! Freundl. Gruß.

L. H., b. L. Entscheidung über die Skizze vorbehalten. Auf den Ruhstratprozeß wird der T. vielleicht noch zurückkommen müssen.

Japan. Von einem „Türmerleser der einsamen Prairie“ werden wir noch darauf aufmerksam gemacht, daß im Daheim-Kalender 1901 (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig) sich ein Aufsatz befindet: „Stifte und Heime“ von D. Theod. Schäfer, Pastor und Vorsteher der Diakonissenanstalt zu Altona-Elbe. Es werden darin von 28 deutschen Großstädten alle Stifte und Heime aufgeführt mit den genauen Bedingungen für Aufnahme von Personen männlichen wie weiblichen Geschlechts. In demselben Aufsatz ist in Aussicht gestellt, daß im Kalender des nächsten Jahres von demselben Verfasser eine Zusammenstellung aller Stifte und Heime der deutschen Städte unter 100000 Einwohnern erscheinen wird. Ob das geschehen, erfahren Sie leicht durch eine Anfrage beim Daheimverlag.

F. K. Die gesuchten Verse sind aus einem Gedicht, das sich in der kleinen Erzählung „Hollunderblüte“ (Gesammelte Erzählungen von Wilhelm Raabe, erster Band, S. 279 — Verlag von Otto Janke, Berlin —) findet. Vollständig lautet es:

> Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück,
> Mußt du ein and'res wieder fallen lassen;
> Schmerz wie Gewinn erhältst du Stück um Stück,
> Und Tieferſehntes wirst du bitter hassen.
>
> Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
> Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
> Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
> Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.
>
> Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
> Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten.
> Greif zu und halt! . . . da liegt der bunte Tand;
> Und klagen müssen nun, die eben lachten.
>
> Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
> So mußt die schönste Pracht du selbst zerpflücken;
> Zerstören wirst du selbst des Lebens Glanz
> Und weinen über den zerstreuten Stücken.



Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen). ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





Türmer-Anzeiger.

Anzeigen: Nonpareille-Zeile 1 Mk., Umschlag erhöhte Preise. Bei Wiederholungen Rabatt. **Beilagen:** nach Vereinbarung.

Inseraten-Annahme durch den Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Mai 1905

Die beste Rede auf Schiller

hat Jakob Grimm in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 10. Nov. 1859 gehalten. Man findet sie abgedruckt in dem von Prof. Dr. Max Koch herausgegebenen Bande: **Brüder Grimm** (Bücher der Weisheit und Schönheit). Preis 2 Mk. 50 Pf.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Bücher der Weisheit und Schönheit

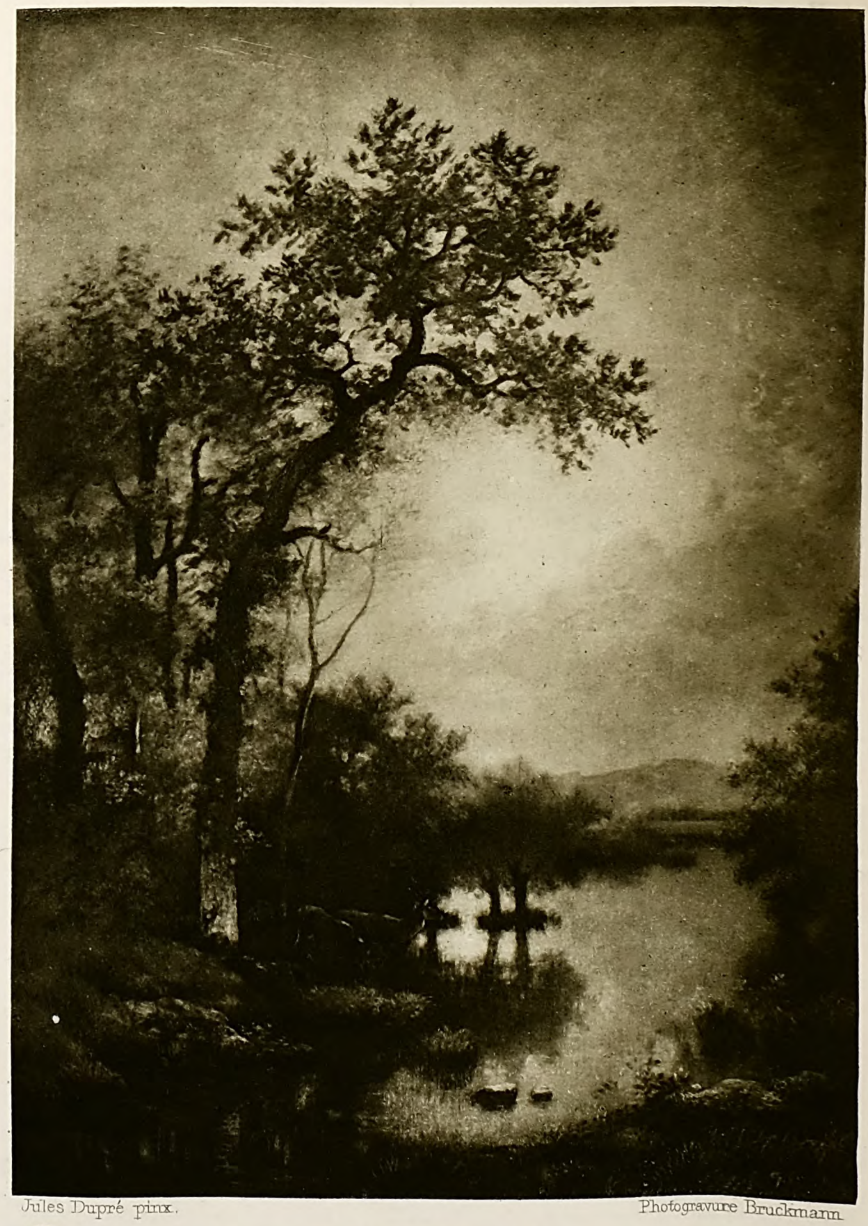
Preis jedes Bandes 2 Mk. 50 Pf., 12 Bände 24 Mk.

herausgegeben von **Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss**

Bis jetzt sind erschienen:

Die Heilige Schrift. Von Pfarrer Erwin Gros.
Kant. Von Prof. Dr. August Messer.
Brüder Grimm. Von Prof. Dr. Max Koch.
Abraham a Santa Clara. Von Rich. Zoozmann.
Bogumil Goltz. Von Fritz Lienhard.
Montesquieu. Von Dr. Erich Meyer.
Maxim Gorki. Von Aug. Scholz.
Lucian. 2 Bde. Von J. E. Frhr. v. Grotthuss.
Beethoven. Von Dr. Karl Storck.
Massingers „Herzog von Mailand“. Von Prof. Dr. Hermann Conrad.
Karl von Fircks. Von J. E. Frhr. v. Grotthuss.

Die Bücher der **Weisheit und Schönheit** haben sich die Aufgabe gestellt, von erlesensten Schöpfungen der Dichter und Denker aller Zeiten und Völker **besondere Ausgaben** in vorzüglicher Ausstattung zu veranstalten, die durch **Auswahl, Sichtung und Bearbeitung** jene Schöpfungen **dem Interesse und Verständnis auch der weitesten Kreise,** auch der Frauenwelt und der herangereiften Jugend, **erschliessen** sollen.



Jules Dupré pinx. Photogravure Bruckmann

DER MORGEN



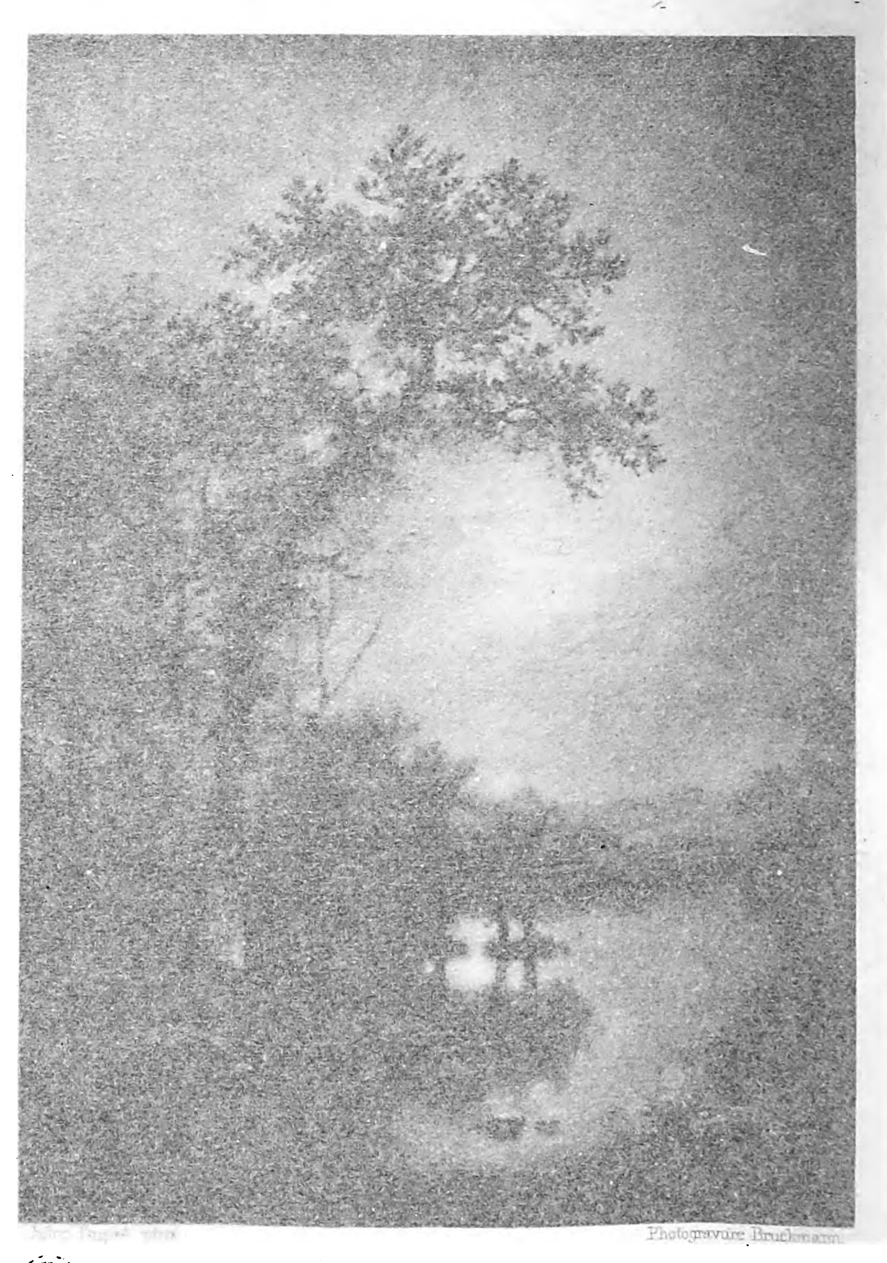
VII. Jahrg. Juni 1905

Wie man die Welträtsel lö[illegible]

Von

Dr. E. Dennert

Die Menschheit hat seit Jahrtausenden an ihnen herumgeraten, [illegible] Welträtseln, die sich ihr darbieten von den Tiefen [illegible] zu den Höhen der letzten Fixsterne, von dem ersten [illegible] bis zu dem Geist eines Goethe. Wahrlich es sind [illegible] die Besten der Menschheit bisher vergebens arbeiteten. [illegible] sind gelöst, klar liegen die Antworten vor uns, alles [illegible] fach, daß es schon dem „Volk" dargeboten werden kann [illegible] lich richtig und gewinnbringend für das Volk, daß jederm[illegible] muß, daher wird diese neuste und einzig richtige Lösung auch [illegible] verkauft. Glückliches Zeitalter, in dem wir leben: die Lösung a[illegible] rätsel für nur 1 Mark! Und wer ist der große Mann, der alle [illegible] Menschen geistig wegen dieser Tat um viele Hauptеslängen [illegible] Ernst Haeckel, Professor der Zoologie in Jena, Mitglied [illegible] asiatischer gelehrter Körperschaften. Und die Lösung der Wel[illegible], sie ist z. T. ganz furchtbar einfach; man höre. Wie ist es mit [illegible] — Gibt es nicht! Wie steht es mit des Menschen Seele? — Gibt es nicht!



Photogravure Bruckmann

DER MORGEN



VII. Jahrg. Juni 1905 Heft 9

Wie man die Welträtsel löst

Von

Dr. E. Dennert

Die Menschheit hat seit Jahrtausenden an ihnen herumgeraten, an den Welträtseln, die sich ihr darbieten von den Tiefen des Atoms bis zu den Höhen der letzten Fixsterne, von dem ersten Pulsieren des Lebens bis zu dem Geist eines Goethe. Wahrlich es sind harte Nüsse, an denen die Besten der Menschheit bisher vergebens arbeiteten. Und heute? — sie sind gelöst, klar liegen die Antworten vor uns, alles durchsichtig und so einfach, daß es schon dem „Volk" dargeboten werden kann und so unumstößlich richtig und gewinnbringend für das Volk, daß jedermann es erfahren muß, daher wird diese neuste und einzig richtige Lösung auch für 1 Mark verkauft. Glückliches Zeitalter, in dem wir leben: die Lösung aller Welträtsel für nur 1 Mark! Und wer ist der große Mann, der alle seitherigen Menschen geistig wegen dieser Tat um viele Haupteslängen überragt? Ernst Haeckel, Professor der Zoologie in Jena, Mitglied vieler, sogar asiatischer gelehrter Körperschaften. Und die Lösung der Welträtsel? O, sie ist z. T. ganz furchtbar einfach; man höre. Wie ist es mit Gott? — Gibt es nicht! Wie steht es mit des Menschen Seele? — Gibt es nicht!

— Was ist von Unsterblichkeit zu halten? — Gibt es nicht! Was von Freiheit des Willens? — Gibt es nicht!

Sehr einfach, nicht wahr? Freilich, aber potz tausend, sind denn das nicht uralte Ladenhüter? Wie hieß es doch schon vor langer, langer Zeit? „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!" — Ja, lieber Freund, damals waren es Toren, heute sind es — Professoren, also muß es jetzt doch wohl wahr sein. Und so stürzt sich denn das Volk darüber hin: 75000 Exemplare in wenigen Jahren, was kann man mehr verlangen? Da muß man sich denn doch fragen: Ist das Buch dieses Aufsehen nicht am Ende doch wert? Und wer ist denn eigentlich sein Verfasser? Das sind wichtige Fragen, die man offenbar vorher erledigen muß, ehe man sich der Führung dieses Mannes und dieses Buches anvertraut. Prüfen wir daher ruhig und sachlich, ob sich E. Haeckel immer solcher Führerrolle würdig erwies. Ich habe die Frage eingehend in meiner Schrift: „Die Wahrheit über E. Haeckel und seine Welträtsel". 6. Tausend. Halle a. S., C. Ed. Müller, 1905 (Volksausgabe, 160 S., 0,75 Mk.) erörtert. Es war wahrhaftig keine angenehme Arbeit, so persönlich zu werden, aber dieser neueste Sturmbock gegen die christliche Weltanschauung zwang selbst dazu, und wenn man von gewisser Seite dieses Hervorholen persönlicher Verschuldung dort tadelte, so muß ich sagen: Haeckel wollte es nicht anders; denn wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.

Haeckel veröffentlichte 1868 eine „Natürliche Schöpfungsgeschichte". Darin sucht er zu beweisen, daß Embryonen verschiedener Tiere und auch der Menschen völlig übereinstimmen. Zu diesem Zweck bringt er auf S. 242 Bilder der Embryonen von Hund, Huhn und Schildkröte.

Bald nach dem Erscheinen des Buches wies der Zoologe Rütimeyer nach, daß die drei Bilder mit demselben Klischee, oder wenigstens daß die drei Klischees nach demselben Holzstock gemacht waren. Kurz und gut, Haeckel bezeichnete ein und dasselbe Bild einmal als Ei vom Menschen, dann als Ei vom Affen, dann als Ei vom Hund, und ebenso war es mit seinen drei Embryonen.

Rütimeyer rügte dieses Verfahren ruhig und sachlich als eine Versündigung gegen die wissenschaftliche Wahrheit.

Wie antwortet Haeckel hierauf (Natürliche Schöpfungsgeschichte, 3. Aufl. S. 33)? Er spricht von „der großen Gewandtheit, mit welcher Herr Rütimeyer die Wahrheit in ihr Gegenteil verkehrt," und sucht den gewissenhaften Rütimeyer zu verdächtigen, so daß der Leipziger Anatom His von Haeckels Rechtfertigung sagt: „Gleich unwahr, was ihren Inhalt, wie unedel, was ihre Form betrifft." His hat die Sache später wieder aufgenommen („Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung") und Haeckel weitere Fälschungen nachgewiesen. Er urteilt: „Soweit es sich um Haeckelsche Originalien handelt, stehe ich nicht an zu behaupten, daß die Zeichnungen teils höchst ungetreu, teils geradezu erfunden sind." Er führt dann eine ganze Reihe solcher erfundenen Bilder

an und faßt sein Urteil zusammen: „Es bleibt das Verfahren von Professor Haeckel ein leichtfertiges Spiel mit Tatsachen, gefährlicher noch als das früher gerügte Spiel mit Worten ... Mögen daher auch andere in Herrn Haeckel den tätigen und rücksichtslosen Parteiführer verehren, nach meinem Urteil hat er durch die Art seiner Kampfführung selbst auf das Recht verzichtet, im Kreise ernsthafter Forscher als Ebenbürtiger mitzuzählen." — Wie antwortet Haeckel nun hierauf? Er stellt es so dar, als habe ihm His schlechte und schematische Bilder vorgeworfen. Auf die schweren Beschuldigungen seitens His, er habe Bilder gefälscht und erfunden, geht Haeckel überhaupt nicht ein, dagegen macht er seinen Gegner lächerlich. Später freilich und an anderm Ort („Anthropogenie" Schlußwort) hat Haeckel die Geschichte von den drei Klischees als „höchst unbesonnene Torheit" eingestanden, er habe sie bei der „übereilten Herstellung" der Bilder seines Buches begangen. Man bedenke, mit einem so „übereilt" hergestellten Buche sucht Haeckel die deutschen Leser für seine Ansicht zu fangen!

Ist dies ein gewissenhafter Führer zur Wahrheit? — Die andern Fälschungen übergeht Haeckel auch dort mit Stillschweigen. Waren sie am Ende auch unbesonnene Torheiten und das Buch wieder „übereilt" hergestellt?

Was die von Haeckel behauptete oder erfundene Gleichheit der Embryonen anbelangt, so sei hier nur darauf hingewiesen, daß einer der besten Kenner dieser Verhältnisse Th. L. W. von Bischoff (Sitzungsber. der Bayr. Akad. d. Wiss., 1876) erklärt, daß er „auch auf früheren Entwicklungsstadien nie eine solche Identität der Gestaltung der Embryonen von verschiedenen Arten von Säugetieren beobachtet habe, wie sie Prof. Haeckel von der Gesichtsbildung des Menschen-, Fledermaus-, Katzen- und Schaf-Embryo angegeben hat".

In dem schon genannten Werke Haeckels „Anthropogenie" hat ihm dann der Zoologe Prof. Semper-Würzburg neue Fälschungen nachgewiesen („Der Haeckelismus in der Zoologie", Hamburg, 1876). Semper zeigt hier, daß Haeckel ein sehr frühes Entwicklungsstadium des Menschen abgebildet hat, „als habe er es gesehen, tatsächlich hat nie ein Naturforscher dasselbe bis jetzt in Händen gehabt." Von andern Bildern, die Haeckel von Kowalewski kopierte, sagt Semper, daß sie zum Teil „vollständig", zum Teil „teilweise gefälscht" sind. Darauf erklärte Haeckel seinen Gegner Semper für einen Menschen ohne Schulbildung und für einen Zoologen mit ungenügenden Fachkenntnissen, der mit der Logik auf ebenso gespanntem Fuße stehe wie mit der Wahrheit (Anthropogenie 3. Auflage, Vorwort XXI), weshalb er sich denn auch nicht gegen seine Angriffe zu verteidigen brauchte.

Hierauf richtete Semper an Haeckel einen „Offenen Brief" (Hamburg 1876), in dem sich letzterer folgendes sagen lassen mußte: „Wahrlich, mein Herr Haeckel, ich bewundere die Kunst, mit der Sie es verstehen, jedes Dogma zu perhorreszieren und doch Ihrem Publikum kaum mehr als un-

bewiesene — und oft unbeweisbare oder falsche Dogmata einzutrichtern, mit der Sie es verstehen, tatsächlich den Darwinismus zur Religion zu machen, doch aber das Bedürfnis nach solcher Naturforscher-Religion zu belächeln; mit einem Wort, ich staune die Virtuosität an, die Sie besitzen in der Kunst, das Publikum zu gängeln am morschen Seil angeblich wissenschaftlicher Forschung."

Eine von Haeckels Lieblingsideen ist die, Goethe zum Darwinisten zu stempeln. Dagegen war schon sein Gesinnungsgenosse O. Schmidt aufgetreten, dann aber hat der Zoologe Koßmann die Frage genau und sehr sachlich und ruhig untersucht (Verh. d. naturhist. med. Vereins zu Heidelberg 1875, S. 152); dabei stellte sich heraus, daß Haeckel die betr. Stellen von Goethe entweder mißverstanden oder entstellt hat. Semper hatte auf Koßmanns Untersuchung hingewiesen. Darauf erwidert Haeckel (Anthropogenie, 3. Aufl., S. 74), „zwei deutsche Zoologen von ganz untergeordneter Bedeutung" hätten „in Goethe einen höchst bornierten Naturforscher entdeckt" und aus seinen Schriften herausgelesen, daß dieses dürftige Frankfurter Ingenium weder eine richtige Vorstellung von der Bedeutung der organischen Gestalten überhaupt, noch eine Ahnung von ihrer natürlichen Entwicklung und ihrem verwandtschaftlichen Zusammenhange gehabt habe". Diese Worte sollten ganz offenbar den Schein erregen, als hätten Koßmann und Semper Goethe wirklich so dargestellt, was also durchaus unwahr ist.

Der Physiologe Hensen, sowie der Zoologe Brandt hatten die sog. Planktonexpedition unternommen, die von Haeckel in der heftigsten Weise angegriffen wurde (Planktonstudien, Jena 1890). In seiner Antwort (Die Planktonexpedition und Haeckels Darwinismus, Kiel 1891) nennt Hensen Haeckels Angriff „innerlich unwahr" und sagt: „Man kann Haeckel nie trauen"; Haeckels Kampfesweise kennzeichnet er folgendermaßen: „So streitet Haeckel! ... Er nimmt einen Brocken, phantasiert sich darüber den möglichst großen Unsinn zurecht, schiebt diesen seinem Gegner unter und widerlegt das glorios." Und der Zoologe Brandt (Haeckels Ansichten über die Planktonexpedition, Kiel 1891), schreibt: „Es ist für Haeckels Kampfesweise charakteristisch, daß er in erster Linie bestrebt ist, den Gegner lächerlich zu machen oder ihn als recht dumm hinzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist ihm jedes Mittel recht. Eine möglichst flüchtige Lektüre und Verdrehen dieses oder jenes Satzes führt zuweilen schon zu einem solchen Ergebnis, wenn nicht, so wird etwas untergeschoben."

Der Zoologe Prof. Hamann hatte in einer Schrift „Entwicklungslehre und Darwinismus" (Jena 1892) Haeckel bekämpft und auch dessen von His aufgedeckte Fälschungen angeführt. Daraufhin erfolgte von seiten Haeckels ein äußerst heftiger Angriff (Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft, Bonn 1893). Er nannte jenes Buch „das elende Machwerk des darwinistischen Renegaten Otto Hamann" und schrieb S. 42 folgendes: „In jüngster Zeit hat sich zu dem berühmten Pathologen

(Virchow) unerwartet ein unberufener Bundesgenosse gesellt, Otto Hamann, früher Privatdozent in Göttingen. Seine angebliche Widerlegung der heute allgemein angenommenen (!!) Anschauungen ist betitelt: ‚Entwicklungslehre und Darwinismus . . .‘ Was Louis Agassiz vor 25 Jahren mit sehr viel Geist und reichen Kenntnissen vergebens versucht hatte, das unternimmt hier Otto Hamann mit sehr wenig Geist und mit ungenügenden Kenntnissen. Zu spät! Sein Buch ist in klerikalen Kreisen mit lebhafter Freude begrüßt worden, weil es eine ‚Umkehr der Wissenschaft‘ (im Sinne des seligen Stahl) und eine Bekehrung der kritischen Naturwissenschaft zum mystischen Kirchenglauben bedeute. Diese Freude des orthodoxen Klerus ist deshalb grundlos, weil das angeführte Werk von Otto Hamann von Anfang bis zu Ende eine große Lüge ist. Ich kenne den Verfasser sehr genau, da er seit 13 Jahren mein spezieller Schüler ist und mehrere Jahre mein Assistent war. Die Entwicklungslehre vertrat er stets mit enthusiastischem Eifer; ich besitze viele Briefe von ihm, voll Verehrung und Dankbarkeit. Als vor drei Jahren die ‚Ritterprofessur für Phylogenie‘ in Jena vakant wurde, für welche ich statutenmäßig die Vorschläge zu machen habe, bewarb sich Dr. Hamann bei mir eifrigst um dieselbe, mündlich und schriftlich. Da er jedoch unter zehn in Frage stehenden Kandidaten der untüchtigste, und zudem sein unzuverlässiger Charakter allgemein bekannt war, schlug seine Bewerbung fehl. Dieser Mißerfolg bewog ihn, nun sein Glück mit dem Gegenteil zu versuchen. Er ging plötzlich in das Lager des orthodoxen Mystizismus über und bekämpfte die von ihm bisher vertretene Phylogenie und den Darwinismus als die gefährlichste Irrlehre. Es lohnt nicht, die zahlreichen Unwahrheiten und Entstellungen der Tatsachen in Hamanns Buch zu widerlegen; denn der Verfasser glaubt selbst nicht daran“ usw.

Hamann klagte gegen Haeckel wegen dieser Beleidigungen, und letzterer wurde zu 200 Mk. Strafe und 9/10 der Kosten verurteilt. Bei der Verhandlung überschüttete Haeckel seinen Gegner mit neuen Verdächtigungen. Hamann legte nun (Prof. Ernst Haeckel in Jena und seine Kampfesweise, Göttingen 1893) seinen ganzen Handel mit Haeckel urkundlich dar. Darnach enthalten die zitierten Worte Haeckels eine direkte Unwahrheit; denn Hamann war nur fünf Semester in Jena und davon drei Semester Haeckels unbesoldeter Famulus, woraus Haeckel einen „mehrjährigen Assistenten“ machte. Später hat sich Hamann dann nicht immer als unbedingter Anhänger Haeckels gezeigt und dadurch dessen Mißfallen erregt. Als jene Ritterprofessur frei wurde, fragte Hamann bei Haeckel an, ob er wohl auf sie hoffen dürfe (Haeckel hatte ihm mündlich Hoffnung gemacht). Haeckel antwortete: Wie sich von selbst verstehe, habe er für die vakante Ritterprofessur in erster Linie an ihn (Hamann) gedacht, nach wiederholter Rücksprache mit dem Kurator und seinen drei Kollegen hätten sie die drei geeignetsten Kandidaten ausgesucht. Unter diesen drei Vorgeschlagenen befinde er sich. Sein persönlicher Wunsch, Hamann an erster Stelle zu designieren, wäre zu seinem Bedauern nicht zu erfüllen. Bei der Be-

sprechung seiner Kandidatur mit den genannten Herrn habe er aber Hamanns Eifer und Fleiß, tüchtige Vorbildung und reiche Kenntnisse, den Wert seiner umfangreichen Arbeiten gebührend hervorgehoben.

Hamann reiste nach Jena und erfuhr, daß jene drei Kollegen seit 2—3 Wochen verreist waren und daß Konferenzen bezw. „wiederholte Rücksprachen“ nicht stattgefunden hatten.

Man beachte: in dem Brief an Hamann sagt Haeckel, er habe Hamanns Eifer und Fleiß, tüchtige Vorbildung, reiche Kenntnisse und umfangreiche Arbeiten gebührend hervorgehoben, im „Monismus“ dagegen nennt er ihn unter den Bewerbern den „untüchtigsten“ und spricht von „wenig Geist“ und „ungenügenden Kenntnissen“.

Am 5. November schrieb Haeckel an Hamann: die Ritterprofessur sei nun definitiv Dr. ... übertragen worden, dessen Berufung Senat und Fakultät einstimmig beantragt hätten. Es hätten zuletzt nicht weniger als zwölf Kandidaten auf der Wahlliste gestanden. — Später erfuhr Hamann, daß die Regierung an Senat und Fakultät die Mitteilung kommen ließ, man habe Dr. ... für die Ritterprofessur in Aussicht genommen, und sie aufforderte, sich hierüber gutachtlich zu äußern. Aber ehe dies geschehen konnte, war an Dr. ... schon die Mitteilung ergangen, daß er die Professur erhalten habe, weshalb Senat und Fakultät selbstredend nicht anders konnten, als zustimmen. Außer Dr. ... war in der Fakultät kein andrer Name genannt worden. Der Brief, aus dem Hamann dies alles erfuhr, schloß mit den Worten, „daß es lebhaft zu beklagen sei, daß durch den Kollegen Haeckel der Verlauf der Angelegenheit in einer Weise geschildert sei, wie es der Wahrheit nicht entspricht“.

Ich denke, dies genügt!

Interessant ist ferner, daß K. E. von Baer (Stölzle, K. E. v. Baer, Regensburg 1897, S. 668) erzählt, Metschnikoff habe geradezu gesagt: „Haeckel habe seine Beobachtungen an den Kalkschwämmen (aus denen er seine Gastrula-Hypothese ableitete) erdacht.“ In der Tat sind jene Beobachtungen als irrig nachgewiesen (Claus, Grundzüge der Zool. 4. Aufl. S. 54).

Oben haben wir gesehen, daß Haeckel von des Zoologen Agassiz Arbeit („Schöpfungsplan“) gegen Darwin, um Hamann zu verkleinern, sagt, sie sei mit „viel Geist“ und „reichen Kenntnissen“ geschrieben. Haeckel hatte wohl vergessen, daß er sie früher (Ziele und Wege usw. S. 83) „erheiternden Unsinn“ nannte, und daß er Agassiz „Charlatanerie“ vorwarf.

Seine Gegner behandelt Haeckel überhaupt immer nur persönlich. Es ist nicht möglich, hier eine auch nur einigermaßen vollständige Blütenlese zu geben. Mit am schlimmsten geht es dabei dem berühmten, kürzlich verstorbenen Ethnologen A. Bastian. Da wimmelt es von Ausdrücken wie „hochtrabendste Phraseologie“, „seichtes Gewäsch“, „grenzenlos konfus“, „wutentflammte Kapuzinaden“, „seltene Verstandsschwäche“.

Bastian richtete dann an Haeckel einen „Offenen Brief" (Berlin, 1874), in dem er ihm auch wieder „eine direkte Unwahrheit" vorwarf und als sein Schlußurteil sagte: „So ist wohl schließlich doch der mir bisher widerstrebenden Ansicht beizupflichten, daß nichts an Ihnen sei, als Wind und Windbeutelei, und wie einige Indizien anzudeuten scheinen, eine bedenkliche Unwissenheit in Dingen, die noch als zu Ihrem Fach gehörig betrachtet werden können."

Dem ihm persönlich ganz unbekannten Zoologen Professor Fleischmann-Erlangen, der sich vom Deszendenztheoretiker zum Gegner der Deszendenzlehre entwickelte, warf Haeckel verblümt vor (Jenaische Zeitschrift f. Med. u. Naturwiss. 1898, S. 470), er habe damit seine Professur erschlichen.

Wenn sich nun aber unter Haeckels zahlreichen Gegnern solche finden, an die er mit seinen oben gekennzeichneten Waffen nicht rühren darf, weil ihre Größe denn doch zu allbekannt ist, dann weiß er immer noch ein Mittel, ihre Gegnerschaft unschädlich zu machen, indem er nämlich bei ihnen von allmählicher Rückbildung des Gehirns im Greisenalter redet; so tut er z. B. Wundt, Kant, Virchow und selbst K. E. von Baer ab (Welträtsel, S. 487).

Doch genug von alledem! Diese Beispiele ließen sich noch vermehren. Wir fragten uns, ob Haeckel ein zuverlässiger Führer zur Wahrheit sei, und ich denke, jeder meiner Leser wird, wie ich, diese Frage rundweg verneinen. Ein Mann, von dem ein Forscher wie Bastian notgedrungen sagen muß, daß an ihm nichts sei als Wind und Windbeutelei, der kann doch wahrlich nicht den Anspruch erheben, in ernster und zuverlässiger Weise die Welträtsel zu lösen, an denen bisher die größten, ernstesten und gewissenhaftesten Geister vergebens arbeiteten.

* * *

Und nun zu Haeckels Buch: „Die Welträtsel, gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie", aus dem sich für eine Mark der moderne Bildungsphilister die einheitliche Weltanschauung zu eigen machen kann! Das Vorwort trieft geradezu von Bescheidenheit: Was der Verfasser bietet, könne „vernünftiger Weise" keine vollständige Lösung bringen, es sei „naturgemäß nur subjektiv und nur teilweise richtig". Dies hindert ihn freilich nicht, gleich darauf sein Buch als „reife Frucht vom Baume der Erkenntnis" zu bezeichnen, die eine bedeutende Vervollkommnung und prinzipielle Veränderung nicht mehr erfahren würde. Im Eingangskapitel wird unserm Bildungsphilister erst noch einmal recht gruselig gemacht: es ist wirklich unglaublich, in welchem entsetzlichen Zustande sich bei uns Rechtspflege, Staatsordnung, Schule und Kirche befinden, der Grund liegt in dem Konflikt zwischen Vernunft und Dogma, und die Schuld trägt natürlich — das Christentum. Hier folgt nun aber auch gleich die Grundlage für Haeckels ganze Lösung der Welträtsel in 12 „kosmologischen Lehrsätzen", die er für „größtenteils bewiesen" erklärt.

1. „Das Weltall ist ewig, unendlich und unbegrenzt.“ Bekanntlich ist dies eine von Kants „Antinomien der reinen Vernunft“. Kant hat in seinen besten Jahren, nicht etwa als entarteter Greis, dargetan, daß dies ein Glaubenssatz ist, der sich ebensowenig beweisen läßt wie sein Gegenteil. — 2. „Die Substanz desselben mit ihren beiden Attributen (Materie und Energie) erfüllt den unendlichen Raum und befindet sich in ewiger Bewegung.“ Daß dieser Satz wiederum ein reiner Glaubenssatz ist, leuchtet sofort jedem ein. Bemerkenswert ist er aber deshalb, weil in ihm die dogmatische Grundlage für Haeckels gesamten Monismus steckt; denn daß Materie und Energie Attribute ein und derselben Substanz sind, das ist ja eben die große Frage, die durch die Behauptung Haeckels noch nicht ein bewiesener „kosmologischer Lehrsatz“ wird. Ich möchte aber gerne wissen, wie viele von den 75000 Lesern der Welträtsel es verstanden haben, wie Materie und Energie Attribute einer Substanz sein sollen? — 3. „Diese Bewegung verläuft in unendlicher Zeit als eine einheitliche Entwicklung, mit periodischem Wechsel von Werden und Vergehen, von Fortbildung und Rückbildung.“ 4. „Die unzähligen Weltkörper, welche im raumerfüllenden Äther verteilt sind, unterliegen sämtlich dem Substanzgesetz; während in einem Teile des Universums die existierenden Weltkörper langsam ihrer Rückbildung und ihrem Untergang entgegengehen, erfolgt in einem andern Teile des Weltraums Neubildung und Fortentwicklung.“

Das oben genannte „Substanzgesetz“ ist das berühmte Gesetz von der Erhaltung von Kraft und Stoff. Es ist bezeichnend, daß es trotz Haeckel in der neuesten Zeit etwas ins Wanken geraten ist. Wer weiß, was noch aus ihm wird. Der Äther ist durchaus hypothetisch. Im übrigen aber sind alle diese vier Sätze natürlich nichts weniger als naturwissenschaftlich. Sie sind rein philosophisch und sogar metaphysisch; wer von „ewig“, „unendlich“, „unbegrenzt“, „unzählig“ redet, der entfernt sich von dem sicheren Boden naturwissenschaftlicher Induktion und beobachteter Tatsachen; so ist also diese erste Grundlage des Haeckelschen „Monismus“ rein philosophisch und erfordert einen Glauben, wie die Grundlage jeder anderen Weltanschauung auch. Von „natürlicher“ und „mechanischer“ Begründung ist hier durchaus nicht mehr die Rede. Ich bin weit davon entfernt, dies Haeckel zum Vorwurf zu machen, ich weiß sehr genau, daß jede Weltanschauung im letzten Grunde auf Glaubenssätzen beruht, also auch der „Monismus“. Was ich verurteile, ist nur, daß Haeckel hier solche Glaubenssätze als „erwiesene Lehrsätze“ hinstellt, um sie und sich selbst damit über jede andere Weltanschauung zu erheben.

5. „Unsere Sonne ist einer von diesen unzähligen, vergänglichen Weltkörpern, und unsre Erde ist einer von den zahlreichen vergänglichen Planeten, welche dieselbe umkreisen.“ — Das ist allerdings ein ganz banaler Satz, den man wahrhaftig doch nicht einen „kosmologischen Lehrsatz“ nennen kann. — 6. „Unsere Erde hat einen langsamen Abkühlungsprozeß durchgemacht, ehe auf derselben tropfbar flüssiges Wasser und damit die erste Vorbedingung

organischen Lebens entstehen konnte." Auch dies ist kein „erwiesener Lehrsatz", wenn er auch für den Naturforscher größte Wahrscheinlichkeit hat, an ihn kann übrigens ein Christ ebensogut glauben wie der Monist und Atheist Haeckel. — 7. „Der dann folgende biogenetische Prozeß, die langsame Entwicklung und Umbildung zahlloser organischer Formen, hat viele Millionen Jahre (weit über hundert!) in Anspruch genommen." Auch dies ist nur ein Glaubenssatz von hoher Wahrscheinlichkeit. Die Jahrmillionen aber? Die Angaben schwanken, wie Haeckel selbst angibt, zwischen 25 und 1400 Jahrmillionen. Wo ist denn da die Sicherheit, auf der sich die monistische Philosophie doch aufbauen soll? Also: Glaubenssatz! 8. „Unter den verschiedenen Tierstämmen, welche sich im späteren Verlaufe des biogenetischen Prozesses auf unserer Erde entwickelten, hat der Stamm der Wirbeltiere im Wettlaufe der Entwicklung neuerdings alle andern weit überflügelt. 9. „Als der bedeutendste Zweig des Wirbeltierstammes hat sich erst spät (während der Triasperiode) aus niederen Reptilien und Amphibien die Klasse der Säugetiere entwickelt." Diese Sätze stellen Behauptungen dar, die man als möglich anerkennen kann, „kosmologische Lehrsätze" sind sie nicht. 10. „Der vollkommenste und höchstentwickelte Zweig dieser Klasse ist die Ordnung der Herrentiere oder Primaten, die erst im Beginne der Tertiärzeit (vor mindestens drei Millionen Jahren) durch Umbildung aus niedersten Zottentieren (Prochoriaten) entstanden ist." — Dieser Satz ist völlig dogmatisch; denn jene „niedersten Zottentiere" sind durchaus hypothetisch und noch nicht gefunden, und dadurch, daß Haeckel ihnen den gelehrten Namen „Prochoriaten" gibt, wird ihre Existenz nicht glaubhafter. Vielleicht ist es so, vielleicht auch nicht, jedenfalls ist dieser Satz wieder unbewiesen, also lediglich ein Glaubenssatz. 11. „Das jüngste und vollkommenste Ästchen des Primatenzweiges ist der Mensch, der erst gegen Ende der Tertiärzeit aus einer Reihe von Menschenaffen hervorgegangen ist." — Dieser Satz ist ebenso dogmatisch wie der 10.; von der Abstammung des Menschen weiß man nach wie vor gar nichts. Eine so gewichtige Autorität, wie Virchow, erklärte dies schon vor 40 Jahren, so daß bei ihm Haeckels beliebte Art, dies durch Gehirndegeneration im Greisenalter zu erklären, nicht verfängt. Mit Virchow erheben sich gegen diesen Satz viele andere Naturforscher. Dogmatisch ist auch die Angabe, daß der Mensch aus dem Ende der Tertiärzeit stammt: der tertiäre Mensch ist noch nicht erwiesen. —

12. „Demnach ist die sog. Weltgeschichte — d. h. der kurze Zeitraum von wenigen Jahrtausenden, innerhalb dessen sich die Kulturgeschichte des Menschen abgespielt hat, eine verschwindend kurze Episode in dem langen Verlaufe der organischen Erdgeschichte, ebenso wie diese selbst ein kleines Stück von der Geschichte unsres Planetensystems; und wie unsere Mutter Erde ein vergängliches Sonnenstäubchen im unendlichen Weltall, so ist der einzelne Mensch ein winziges Plasmakörnchen in der vergänglichen organischen Natur." Ein ebenso banaler Satz, wie 5., ohne jede tiefere Be-

deutung; was er will, sagt der Psalmist viel schöner in dem Ausruf: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst!"

Die „größtenteils bewiesenen" kosmologischen Lehrsätze sind also Glaubenssätze, die man ebensogut auch Dogmen nennen könnte.

Die Zahl der „Welträtsel" hatte E. Du Bois-Reymond s. Z. auf 7 angegeben, nämlich: 1. Das Wesen von Materie und Kraft. 2. Der Ursprung der Bewegung. 3. Die erste Entstehung des Lebens. 4. Die (anscheinend absichtsvoll) zweckmäßige Einrichtung der Natur. 5. Das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins. 6. Das vernünftige Denken und die eng damit verbundene Sprache. 7. Die Frage nach der Willensfreiheit. — Du Bois-Reymond war selbst Materialist, aber aufrichtig genug, unsere Unzulänglichkeit in diesen Fragen offen zuzugeben. Seitdem er diese 7 Welträtsel 1880 aufstellte, hat sich in der Sachlage nichts geändert. Allein Haeckel ist andrer Meinung. Er erledigt sie spielend: 1, 2 und 5 sollen durch seine Auffassung der „Substanz" gelöst sein. Nach ihm (S. 254) hat die „Substanz" zwei Hauptbestandteile, nämlich Masse und Äther; diese „sind nicht tot und nur durch äußere Kräfte beweglich, sondern sie besitzen Empfindung und Willen (natürlich niederster Grades!); sie empfinden Lust bei Verdichtung, Unlust bei Spannung; sie streben nach der ersteren und kämpfen gegen letztere." Es liegt mir hier fern, diesen völlig philosophischen Begriff zu kritisieren, das ist von philosophischer Seite schon genug getan, hier will ich nur wieder darauf hinweisen, daß dies alles rein theoretisch oder dogmatisch ist; daß „Masse und Äther" „Empfindung und Willen" haben sollen, ist nicht zu erweisen — ist doch der Äther selbst rein hypothetisch); ja nicht einmal ohne weiteres vorstellbar; im Grunde genommen läuft es nur auf naturphilosophische Phrasen hinaus. Und mit diesem subjektiven Dogma will nun Haeckel das Wesen von Materie und Kraft, den Ursprung der Bewegung, ja sogar die Sinnesempfindung und das Bewußtsein erklären können, so daß sie aufhören, Welträtsel zu sein!

Das 3. 4. und 6. Welträtsel soll nach Haeckel die moderne Entwicklungslehre „endgültig" gelöst haben. Unrechtmäßigerweise behauptet dies der Darwinismus freilich für 4, aber wie Haeckel dies auch für 3 (Entstehung des Lebens) und 6 (Entstehung des vernünftigen Denkens) behaupten kann, ist völlig unbegreiflich. Die erste Entstehung des Lebens hat mit der Entwicklungslehre gar nichts zu tun und fordert den Glauben an das Dogma der Urzeugung, das heute fast allgemein abgelehnt wird. Mit dem 6. Welträtsel steht es nicht anders. Das 7. Welträtsel, die Willensfreiheit, wird noch einfacher abgetan; denn nach Haeckel beruht diese einfach auf „Täuschung". So wird die Grundlage der sittlichen Verantwortlichkeit kurzerhand aus der Welt geschafft.

Nach alledem gibt es also für Haeckel gar keine Welträtsel mehr. Allen Irrgängen Haeckels nachzugehen, ist hier nicht der Platz. Wir können hier nur noch einzelne Punkte hervorheben.

In dem 2. Kapitel vom Körperbau des Menschen behauptet Haeckel eine sehr enge Verwandtschaft mit den Menschenaffen. Der Körperbau beider sei im wesentlichen derselbe: dieselben 200 Knochen, dieselben 300 Muskeln, dieselben Haare, dieselben Ganglienzellen des Gehirns, dasselbe vierkammerige Herz, dieselben 32 Zähne usw. Allerdings zeigen sich nach Haeckel „gewisse“ geringe Unterschiede in der Größe und Gestalt der meisten Organe, aber dieselben Unterschiede entdeckt er auch zwischen einzelnen Individuen unserer Rasse. „Wir finden nicht zwei Personen in derselben, welche ganz genau dieselbe Größe und Form der Nase, der Ohren usw. haben.“ So soll nach Haeckel auch der Unterschied zwischen Mensch und Menschenaffe (Orang-Utan, Gorilla usw.) nur bedingt sein durch „geringe Verschiedenheiten im Wachstum der einzelnen Organe“. Von den wahren Unterschieden zwischen Mensch und Affe (z. B. Fußbildung, Schädelbildung, Gehirn usw.) sagt Haeckel seinem leichtgläubigen Laienpublikum kein Wort. So kann man natürlich die Verwandtschaft des Menschen mit jedem Säugetier beweisen. Wenn Haeckel den Menschen dabei als ersten Vierfüßler hinstellt, so ist dies geradezu unwahr. Er sucht dies durch die angebliche „anatomische Einheit“ der Gliedmaßen zu beweisen, indem er den Unterschied zwischen Hand und Fuß verwischt. Sehr bemerkenswert ist, daß er hierbei vor dem Laienpublikum der „Welträtsel“ wie mit Tatsachen operiert, nicht aber in seiner für Fachgenossen bestimmten „Systematischen Phylogenie“ (Band III, S. 91). Ist dies gewissenhaft?

Von seiner Gastrulatheorie (S. 69) behauptet Haeckel, daß sie von allen sachkundigen Forschern anerkannt sei; natürlich sind die, welche sie nicht anerkennen — und es gibt genug — eben nicht sachkundig. Die Ähnlichkeit der Embryonen, welche die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ durch jene gefälschten Bilder bewies, spielt auch in den „Welträtseln“ noch immer dieselbe Rolle. An sein „biogenetisches Grundgesetz“, nach dem die Entwicklung des Einzelwesens eine kurze und schnelle Wiederholung seiner Stammesgeschichte sein soll, glaubt Haeckel nach wie vor mit orthodoxer Starrheit, obwohl sich heute zahlreiche gewichtige Stimmen dagegen erhoben haben. — Am heitersten ist es aber wohl, wenn Haeckel es als „sichere historische Tatsache“ bezeichnet, „daß der Mensch zunächst vom Affen abstammt“, ja, „alle wichtigen Zwischenglieder, welche eine zusammenhängende Ahnenkette von den ältesten Halbaffen bis zum Menschen hinauf darstellen“, sollen heute bekannt sein. An alledem ist kein Wort wahr. Ich habe dies in einem Aufsatz „Der fossile Mensch und Affe“ in dieser Zeitschrift (Aug. 1902) nachgewiesen. Selbst ein so orthodoxer Darwinianer wie H. Klaatsch sagt freimütig, daß wir keinen einzigen Vorfahren des Menschen kennen. Besonders leichtfertig geht Haeckel dabei mit dem berühmten Pithecanthropus erectus um, indem er bei seinem Laienpublikum den Schein erweckt, daß von diesem Tier ein ganzes Skelett gefunden sei, während es sich doch nur um sehr wenige Knochenstücke handelt. Gerade in bezug auf diese Frage aber muß ich

wieder auf Haeckels Doppelzüngigkeit hinweisen: wie eben zitiert, spricht er zu den Laien, die ihn nicht kontrollieren können, ganz anders aber redet er im Kreise seiner Fachgenossen; denn in seiner wissenschaftlichen „System. Phylogenie" (3. Bd., S. VIII und 1. Bd., S. VI.) erklärt er die Hypothesen der Stammesgeschichte für „widerspruchsvoll", spricht von „subjektiven Geschichtsbildern" und sagt sogar: „selbstverständlich ist und bleibt unsere Stammesgeschichte ein Hypothesengebäude", und der weitaus größte Teil der Glieder der Stammesgeschichte „bleibt uns für immer verschlossen". Den Laien gegenüber handelt es sich um eine „sichere historische Tatsache" und um eine „zusammenhängende Ahnenkette". Ist dies gewissenhaft?

Wie im vorstehenden ließen sich „die Welträtsel" von Kapitel zu Kapitel behandeln. Mir als Naturforscher konnte es nur darauf ankommen, an einzelnen Beispielen die Zuverlässigkeit des freilich kurzen naturwissenschaftlichen Teils der „Welträtsel" zu untersuchen. Im übrigen könnte ich noch auf die Rückkehr zur seligen Hegel-Schellingschen Naturphilosophie hinweisen, da wimmelt es von „Zellseelen" und „Gewebezellen", von Vorstellung und dem Gedächtnis der Zellen und Gewebe. — Das alles nennt man monistische Philosophie, es ist doch etwas Schönes um solch einen gelehrten Namen.

Die Krone von allem leistet Haeckel aber doch in dem „theologischen" Teil seines Buches, in dem er in ganz unqualifizierbarer Weise den christlichen Glauben zu erniedrigen sucht. Abgesehen davon, daß er den Gott der Christen immer wieder als „gasförmiges Wirbeltier" bezeichnet, ein ekelhafter Witz, der jedem ernsten Menschen die Zornesröte ins Gesicht treiben muß, zeigt er sich in jenem Teil so unglaublich unwissend und leichtgläubig, wie man es bei seiner Versicherung im Vorwort, daß er ehrlich die Wahrheit suche, einfach für unmöglich halten sollte. Er tischt ein altes Märchen von der Entstehung des neutestamentlichen Kanons auf und benutzt als theologische Quelle für die Geburtsgeschichte Jesu ein englisches Schundbuch! So urteilt der liberale Hallenser Theologe Loofs („Anti-Haeckel", Halle 1900, S. 51):

„Jetzt glaube ich es nicht nur behauptet, sondern bewiesen zu haben, daß Professor Haeckel in dem von mir geprüften Kapitel seines Buches durch Verwertung elendester Schundliteratur, durch absprechendes Urteilen bei ärgster Ignoranz und durch einen Ton, der für wissenschaftliche Erörterungen, ja überhaupt, unziemlich ist, gezeigt hat, daß er ein ‚normales wissenschaftliches Gewissen' nicht hat .... Schon das XVII. Kapitel seines Buches beweist, daß Herrn Professor Haeckel für die Erörterung der höchsten Fragen, die den menschlichen Geist bewegt haben, das nötige Wissen, der nötige Takt und die nötige Gewissenhaftigkeit fehlen." — Loofs erwartete eine Beleidigungsklage von seiten Haeckels, vergeblich! Weshalb Haeckel seine Gegner nicht verklagt, weiß er ganz genau. Er spricht es selbst einmal ganz naiv aus, daß er dann verurteilt werden würde (wie in der Sache gegen Hamann), freilich aus „Scheingründen".

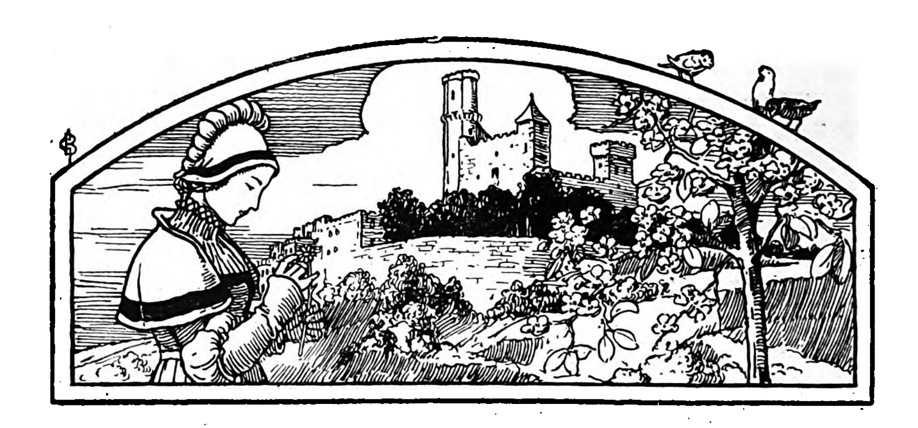
Wenn man nun glaubt, daß Haeckel seine unwahren Darstellungen revidiert habe, so ist man im Irrtum. Obwohl Loofs sie ihm klar bewiesen, obwohl er in Jena liberale, aber wahrhaftige Quellen zur Verfügung hat, bleibt er bei seiner Hintertreppen-Literatur und traktiert mit seinen Unwahrheiten auch in der billigen Volksausgabe der „Welträtsel" seine leichtgläubigen Leser.

Was für ein Urteil also müssen wir nach allem Gesagten über den Inhalt der „Welträtsel" fällen? Es ist ein buntes Durcheinander von sicheren und unsicheren naturwissenschaftlichen Tatsachen, von mehr oder weniger wahren Hypothesen und naturphilosophischen Phantastereien, von nicht verstandenen Gedanken großer Männer (Kant, Spinoza, Goethe), von offenbaren Unwahrheiten und grundlosen Verdächtigungen der Glaubenswahrheiten. Das sind Haeckels „Welträtsel"!

Und von diesem Buche sind 75000 Exemplare in kurzer Zeit verkauft, und viele Tausende in unserm Volk verschlingen seinen Inhalt als ein neues Evangelium, als untrügliche Wahrheit. Alle diese Tausende wissen nicht, wie unzuverlässig Verfasser und Inhalt des Buches sind. Sie lesen es halb verstanden, buchstabieren auch vielleicht andächtig die in einem „volkstümlichen" Buch sich sehr eigenartig ausnehmenden, aber so bequem über Schwierigkeiten hinweghelfenden, zahllosen, zumeist selbsterfundenen Fremdwörter des Verfassers, meinen mit der Lektüre eine wirkliche naturwissenschaftliche Bildung und die einzig wahre monistische Philosophie erlangt zu haben, und behalten schließlich von allem, was in dem Buche steht, nur dies, daß die Begriffe Gott, Seele und Unsterblichkeit freie Erfindungen dummer Menschen seien, die vor der modernen Naturwissenschaft nicht standhalten, daß der Mensch keinen freien Willen hat (also auch keine sittliche Verantwortlichkeit), daß der neutestamentliche Kanon auf eine ganz alberne Weise entstanden und ganz unglaubhaft sei, daß Christus der uneheliche Sohn eines römischen Soldaten sei usw.

Gewiß, die sittliche Verwirrung, welche dieses Buch anrichtet, ist nicht der Naturwissenschaft zuzuschreiben, sondern jener Afterwissenschaft, die sich als unfehlbare Wahrheit breit macht und unreife Geister vergiftet.





Vor der Sündflut

Erzählung von Rungholts Ende

von

Johannes Dose

(Fortsetzung)

Der Geächtete und in den Blutbann Getane war unentwegten Mutes, und seine Tage und Nächte verrannen wie fröhliche Feierzeit.

In den unwegsam wilden Dünen der Insel Sylt, die als ein Gespenster- und Spukort verschrien waren, und dahin kein Menschenfuß sich verirrte, hatte er einen sichren Schlupfwinkel entdeckt. Geschützt gegen die Winde, inmitten der weißen Sandberge lag ein Talkessel, und in der Steinhöhle wohnte er mit seinem Weibe. Weder hoch noch licht, aber von mächtigen Findlingen für die Unvergänglichkeit gebaut war das Erdhaus, auch wohnlich und winterwarm, mit weichen Decken und Polstern ausgestattet.

In uralter Hünenzeit war hier ein Reckenhäuptling der Friesen mit Roß und Habicht und Sklavengefolge beigesetzt worden. Die goldgierigen Hände eines späteren Jahrhunderts hatten das Steingrab durchwühlt und den Staub verstreut.

Wie die Zeiten und Stätten der Erde sich wandeln! Auf dem einstigen Kirchhofe, über den geebneten Grüften der Altvordern tanzt die Jugend um den blumengeschmückten Maienbaum, und die stille, steinerne Grabkammer der Dünen wird zum kosenden Brautgemach.

Auf dem Schiffe war die Bande zurückgeblieben und hielt tolle, tag- und nachtlange Gelage, um möglichst schnell die leicht gewonnene Beute zu verprassen. Marcellus, der in zweideutigen Späßen und Schwänken ein Meister war, wurde zum Ältermann der Beliebung, wie sie es nannten, gewählt. Da ging der Höllenbreughel und Hexensabbat los.

Der dicke Mönch schwamm in Bier und Wein und wälzte sich wie ein Fisch in seinem feuchtfröhlichen Elemente.

Auf der Fortuna hauste und herrschte jedwede Schandbarkeit.

In dem versteckten Steinhause feierte Kurt Widerich mit seinem jungen Weibe des Kußmonats frohe Wochen. Kein Gedanke daran, daß das Richtschwert über seinem Haupte hänge, störte ihn in seinem vollen Glücke. Auch Isa hatte die Vergangenheit aus ihrem Gedächtnisse gelöscht und sah keine Schatten, die vor und hinter ihrem Glücke ständen.

Aber an einem grauen Dezembermorgen tastete sie nach der Herzgrube, auf der ein lastender Druck lag, und blickte ihn mit großen Augen an. Ihr war, als sei sie aus langer Traumbetäubung erwacht.

Scheu fragte Isa: „Bist du der Herr und ich ganz deinem Willen untertan?"

„Ja, du mußt alles, Lust und Leid, mit mir teilen."

„Das mag und will ich ... doch soll ich beides, Gutes und Böses, nach deinem Willen tun?"

Er küßte und wiegte sie in den Armen. „Du sollst meine Schutzheilige und ohne Sünde bleiben. Höre, mein Weibchen! Eva ward nicht aus Adams Kopf gemacht, welches bedeutet, daß die Frau nicht des Mannes Haupt sein soll. Sie ward auch nicht aus seinem Fuße geschaffen, woraus erhellt, daß er sein Eheweib nicht unter die Füße treten noch ihm schmählich begegnen darf. Woraus ward Eva denn gemacht? Aus seiner Seite! Daraus merke ich, daß ein Mann sein Weib wie sich selbst, wie sein eignes Ich haben, halten und hegen soll. Seite an Seite müssen sie stehen und zwei Seelen in einem Leibe sein." —

Zu Ende waren die Wochen des Kußmonats. Durch die Dünen stampfte der lange Peter und sprach, so oft er bis zu den Knien im Sande versank, einen langen Fluch. Als Bote meldete er dem Hauptmann: „Bier und Brot sind auf die Neige gegangen ... wir müssen das Garn wieder auswerfen, wenn wir nicht Durst und Hunger leiden wollen."

Isas Ehemann machte zu der Botschaft böse Augen. „Ich merke wohl, daß der Durst zuerst genannt wird und Marcellus die Mannschaft verlottert hat." Er merkte aber auch, daß er gehen müsse.

Isa unterdrückte tapfer die Tränen und erklärte, daß sie vor der Einsamkeit sich nicht graue. Sie blieb allein in der Dünenhöhle zurück.

Viele neue und wenig Vertrauen erweckende Gesichter grüßten den Hauptmann, denn die Fortuna hatte in seiner Abwesenheit Zulauf von allerlei verlorenem Volk gehabt. Kurz wurde Marcellus abgefertigt, und Kurt gab Befehl über Befehl. Als jeder Raum gesäubert und jede Rahe getakelt war, ließ er alle Mann auf dem Verdeck sich aufstellen, trat auf eine Taurolle und redete wie ein Feldherr, klar, kurz und kernig.

„Ihr Altgenossen und Neugesellen! Es liegt ein Beiboot unter dem Schiffe. Frei kann jeder es besteigen und seinen Kurs wählen, nachdem er mein Wort gehört. Aber jedes meiner Worte ist ein Gesetz, und wer

es bricht, ist der Strafe schuldig. Ich heische Botmäßigkeit von meiner Rotte, wie der Obrist von seinem Regiment. Lasset euch nicht wähnen noch dünken, daß die Fortuna eine lustige Freischenke und ein schlechtes Saufhaus sein wird! Nein, sie ist eine eisengewappnete Meerburg, auf der wir die Herrschaft der Westsee erringen und erzwingen wollen. Die wenigsten unsrer Tage werden Schlemmen und Wohlsein und die meisten Arbeit und Mühe, ein steter Kampf mit dem Meere und den Menschen und eine immerwährende Todesgefahr sein."

Marcellus schnitt eine greuliche Grimasse. Der Sprecher sah ihn an und lächelte bissig.

„Wer da will, besteige das Boot, das im Kielwasser schaukelt! Ihr Neugesellen! Nur die Gesichter, die nicht seitwärts schulen und schielen, sondern mir fest in die Augen sehen, gefallen mir wohl. Ich sag' es zum ersten und schärf' es zum andern und schrei' es zum dritten: Kein Bube, kein Räuber und Mörder, kein Schwurbrecher noch Frauenschänder dienet unter mir! Wir sind die freien und frommen, die grimmigen und gerechten Likendeler der Westsee, und ich bin euer Hauptmann und der Herr der blauen und blanken Almende.

„Mein hohes und letztes Ziel erfasset ihr noch nicht ... es ist die Freiheit Frieslands von allen Menschentyrannen. Sie haben in Rungholt eine schändliche Weltordnung gemacht, die widergöttlich ist und von Grund aus umgestürzt werden muß. Etliche wenige — von hundert, die nackt geboren sind und zu demselben Moder werden, etwa zwei oder drei — etliche wenige haben alle Reichtümer an sich gerafft und gerissen, mit den schamlos stoßenden Ellbogen sich vorgedrängt und gedrückt und allein an der leckeren Tafel des Lebens sich breit gemacht. Die viel zu vielen aber stehen mit hohlen Wangen draußen und hungern und schmachten. Rats- und Domherren, Strandvögte und Deichgrafen, und wie die Armeleuteschinder alle heißen mögen, legen Steuer um Steuer, Joch um Joch auf die gekrümmten Nacken und rühren die Last mit ihrem kleinsten Finger nicht an. Sie haben uns den armseligen Suddenkohl der Sanddünen nicht gegönnt und aus unsrer Heimat uns verstoßen und friedlos gemacht.

„Sind nicht alle Menschen gleich und Gebrüder vor Gott? Die Rungholter haben uns das Erbteil genommen! Wer nicht als Amboß sich schlagen lassen mag, der muß Hammer werden; wer nicht Gewalt erleiden will, der muß Gewalt tun!"

Beifällig brüllte die Bande: „Gewalt, Gewalt!"

Hoch über allen Köpfen stand der reckenhafte Mann, und aus seinem Munde fuhr zornflammende Begeisterung: „Wir sind die freien und frommen Likendeler, die alles Gut in gleiche Parten teilen und ein Reich der Gerechtigkeit aufrichten wollen auf Sand und See. Darum sind wir willens, alle Schiffe Frieslands zu besteuern, beschädigen und bekriegen. Wunde um Wunde, Beule um Beule! Denn Rungholts himmelschreiende Ungerechtigkeit wird nur durch brennendes Schwerteisen geheilt. Wir nehmen



Konstantin Meunier
Zwei Arbeiter

den Blutsaugern ihren Raub und geben den Bedrängten ihr Erbe. Mit grimmiger Gerechtigkeit will ich walten. Wer mich zum Herrn der Likendeler küren, wer Treue und Gehorsam zu Wasser und zu Lande und in der Luft, auf und unter der Erde mir geloben will, der hebe die Schwurhand!"

Alle Hände flogen empor, und Marcellus hob grinsend beide Arme. Mitten im Schwur entstand ein leises Gekicher.

„Die Linke herunter, du Lottermönch!" donnerte der neu gekürte König der Westsee. „Und ihr, meine gehorsamen Gesellen! Dieweil wir Zucht und Satzung haben, geziemt es sich, daß wir Wappen und Fahne wählen, welche vor uns herflattern im Streit. Unsren Feinden zum Spott, uns selbst zur Mahnung wollen wir Galgen und Rad in die Flagge mit blutroten Fäden sticken und als Wappen auf den Ärmel uns nähen."

„Ja, Galgen und Rad!" bekräftigten alle mit Geschrei und Gelächter.

Stolznackig stand jener auf der Taurolle. „Ich, der Friesen Verheerer und der Friesen Befreier, verkünde mein letztes Gebot. Des Reichen Feind, des Armen Freund! soll unser Wahlspruch sein. Wer einen Tropfen Blut unnötig vergießt, wer an Weib oder Kind oder wehrlosem Manne sich vergreift, wer einem Armen ein Härlein krümmt, kommt vor mein Blutgericht. Ich, der Herr der Westsee, nehme Gewalt über Hals und Hand meiner Mannen."

Marcellus hatte bös stechende Augen, und nicht alle hörten mit Beifall den Schluß der Rede; aber sie nähten sich das Galgenwappen auf den Ärmel und gingen ans Werk.

Die Anker wurden unter Singsang aufgewunden. Kurt horchte lächelnd hinüber, denn im Haufen war ein verlaufener Sänger, der einen neuen Reim dazu gemacht hatte. Sie sangen:

Der Friesen Verheerer,
Der Bremer Verteerer,
Der Holländer Bedreger,
Der Dänen Krüz und Beleger.

Dieser Singsang ist das Trutzlied der Likendeler geworden.

Übermütig blähten sich die Segel der Fortuna, und der zum König der Westsee sich selbst gekürt hatte, fuhr auf der Walfischbahn über die rollenden Wogen. Alles, was auf den Gewässern schwamm, sollte ihm untertan und hörig sein.

Langsam kreuzte ein Kauffahrer, der Rungholts Flagge führte, gegen den böigen Nordost. Ihm kam ein Schnellsegler entgegen, der plötzlich das Ruder und die Enterhaken über die Reling des Schiffes warf.

Im Hintersteven drängten sich die Schiffer wie eine in den Pferch getriebene Hammelherde.

Kurt Widerich ließ den Schiffsführer, der mit Rungholter Recht und Rache drohte, ins Boot hinabwerfen. Die Schiffsknechte aber fragte er der

Reihe nach, wieviel Heuer jeder noch rückständig habe, und zahlte ihnen den Lohn bei Schilling und Heller aus. —

Im Hause des Reeders, der Schiff und Ladung verloren hatte, gab's eine böse Adventszeit mit Zorn und Sorge. Rungholt aber, die fromme Stadt, ging aus allen Fugen der Ehrbarkeit und fluchte — ja, sie fluchte dem verruchten Seeräuber, ihn mit allen Foltern, davon sie eine erfinderische und erkleckliche Auswahl hatten, bedrohend.

Aber sie fingen den verschlagenen Fuchs nicht.

Der Friesen Kreuz und Beleger herrschte und heerte zur See; und auch zu Lande spielte der Witzbold aus dem Dünendorfe den Südstrandingern böse und boshafte Possen.

In der Nacht nach dem zweiten Advent ging eine Schar von Männern durch die Marsch, über Äcker und Gräben und Graswische. Nachdem sie die Haustofte des Dorfes umgangen, sahen sie die massigen Umrisse des Glockenturms von Uttermark kaum zwanzig Schritte vor sich. Der voranschreitende Führer lachte in den kurzen Stachelbart, denn er gedachte der verunglückten Iltisjagd und des geschleuderten Bienenkorbes.

„Schrecklicher als Griechenfeuer wirkte mein Wurfgeschoß ... haha, könnten wir nicht mit Nutzen ein Dutzend Bienenkörbe auf der Fortuna mitnehmen?" Nach dem Hause, das hinter der Kirche lag, ballte er die Faust: „Priester, ich zahle beim Heller heim ... Hieb um Hieb, Haar um Haar!"

Die Pastorei wurde umstellt, und da die Örtlichkeit ihm genau bekannt war, zertrümmerte Kurt mit dem Schwertknauf das Fenster des Schlafgemaches des Hochwürdigen.

Tapp — tapp! Tapp — tapp!

„Waren das zwei oder vier nackte Füße, die auf den Estrich sprangen?" fragte er die Genossen, seitwärts das Ohr neigend, und alle grinsten.

Der Witzbold mochte sich geirrt haben, aber untrüglich war sein Gehör, welches vernahm, daß zwei Stimmen, eine verschlafene, tief belegte Baß- und eine hell und grell aufkreischende Weiberstimme aus vollem Halse schrien: „Mord, Mord, Mariahilf!"

Lange, schwarze Gestalten krochen durch das Fenster.

Noch unbekleideter als an jenem Morgen des Iltisfanges, nur mit einem Gewande angetan, standen der Priester und seine Hauswirtin auf dem Estrich.

Der Kirchherr schlotterte und schluckte die Worte hervor: „Schlaget mich nicht tot ... nicht tot ... nehmt mein Hab und Gut ... und wenn es nicht genug ist, das Frauenzimmer als Geisel ... nicht tot ... to—o—ot!"

Die Räuber warfen, statt einer Antwort, beide in eine Decke und schnürten das dicke Bündel wie einen Schiffssack zu.

Kurt aber klopfte auf die Decke und hielt dem Priester eine Sittenpredigt.

„Obgleich Ihr mich halbtot geschlagen habt, will ich als guter Christ nicht Böses mit Bösem vergelten und kein Härlein Euch krümmen, aber

ich sage Euch: Sündiget hinfort nicht mehr, sondern lebet keusch und züchtig nach dem Wort und Gesetz, das Ihr verkündet! Bald kehr' ich wieder, um bischöfliche Visitation zu halten und Euren Wandel zu erforschen."

Aus der Sacktiefe kam ein grabdumpfes Gejammer: „Werfet mich nicht mitsamt dem Weibsbilde ins Wasser ... ich will geloben ins Kloster zu gehen."

Der Schatz von 600 Mark, den der geizige Priester zusammengerafft hatte, wurde im Bettstroh gefunden und mitgenommen. Auch eine Silberpatene, zwei goldene Altarkelche, eine kostbare kupferne Taufe und das wertvolle Tafelgerät ging denselben Weg.

In dieser Nacht ist auch dem Prediger im benachbarten Ackenbüll ein Besuch abgestattet worden. Küche und Keller und Rauchfang wurden ihm geleert, denn um das liebe Weihnachtsfest würdig zu begehen, hatte er viel Wurst und Schinken geräuchert und ein gut starkes Bier gebraut, welches alles in unwürdige Hände kam.

Es schien, als wenn der Seeräuber nach dem Gut der Kirche ein perverses Gelüst und auf die Diener der Kirche einen besonderen und bösartigen Haß geworfen habe.

Am letzten Advent wurde von allen Kanzeln des Südstrandes ein Reskript des Inhalts verlesen, daß die vereinigten Harden den Blutbann erneuert und einen Preis von 500 Silbermark auf den Kopf des Verfemten gesetzt hätten. — —

Keine Kunde der Außenwelt drang bis in die Dünenwüste von Sylt. Allein mit ihren eignen Gedanken wohnte Isa Widerich in der Steinkammer, und in der graushaften Öde war Winterzeit geworden.

Ihr Leib war aber abgezehrt, obgleich er reichlich hatte, was er zum Wohlbehagen begehrte, und in Kummer verschmachtete und verhungerte ihr Herz. An einem windstillen Tage ging sie hinaus und fürchtete sich nicht. Spiegelglatt lag die See, matt und milde grüßte die Dezembersonne durch fliegende Wolken und vergoldete die weißschimmernden Berge. Ein schwirrendes, schreiendes Vogelheer von Schwalben und Enten, Alken und Möwen gab ihr das Geleit.

Dann brachen die Spätstürme los und rasten wie Todeskämpfe des absterbenden Jahres.

Auf der hohen Düne stand ein Weib und betrachtete das Meer.

Nichts auf Erden ist grausig schöner und gigantisch großartiger als die brüllende Nordsee.

Übereinander zerplatzten die wütenden Wellen und schleuderten den kochenden Gischt weit hinauf auf den milchweißen Sand. Die Lüfte donnerten, und krachend stürzten die überhängenden Dünenschründe. Isa floh durch den beißenden, blendenden Sandregen der rauchenden Berge. Geängstigt irrte sie hin und her, und hinter ihr brüllte die sich bäumende und wie ein Wasserfall überschlagende Brandung.

Die Düne wirbelte und wanderte. Würden nicht diese wehenden Sandmassen, die vor und hinter ihr waren, sie begraben? Ihr Fuß raffte

sich auf und rannte weiter, immer weiter. Ein Sausen und Brausen, dazwischen ein Kreischen, wie Schrei Erschlagener, drang in ihr Ohr.

Eine vom Sturm verwehte Möwe flog ihr ins Gesicht — und sie sank hin.

Als ihre Augen sich öffneten, lag sie vor der Steinhöhle und kroch auf Händen und Füßen hinein.

Tage und Nächte vergingen, und um sie her war immer Nacht und Finsternis und Schrecknis.

Wachend und lauschend vernahm sie keine Menschenstimme. Durch die Lüfte zog ein Gellen wie Schiffbrüchiger Geschrei. Auf schwanker Planke schwamm ihr Gatte über das sinnlos gewordene Wasser.

Endlich legte sich der Sturm. Aber horch! Draußen gingen schleichende, schlurfende Schritte wie unheimlicher Dünengespenster.

Es waren die harmlosen Halme des Dünenhafers, die im Sande schleiften.

Die Unrast, die rätselhafte Last, die auf ihrer Herzgrube drückend lag, nahm zu und wuchs und wuchs, und sie hatte keinen Menschen und keine Mutter darum zu fragen. Was ist das für ein zuckendes Weh?

Wenn sie in kurzen, fieberhaften Schlummer fiel, stand die Nachtfurcht, die schwarzfittiche mit dem ewig wechselnden Zerrgesicht, über ihrem Lager.

Im brausenden Orkane flog ihr Haar — der Wasserschwall der Brandung schleuderte und spie einen Menschenleib aus — sie zog und zerrte ihn empor — und sah den aufgedunsenen Leib eines Ertrunkenen, dem stier die Augen in dem zerfressenen Antlitz standen.

Isa, in Schweiß gebadet, wälzte sich auf die andere Seite und schlief und hatte einen wunderbaren Traum. An ihrem Busen lag ein weißes, süßes Kindlein mit geschlossenen Augen. Sie beugte sich und küßte es — o weh! Das Kind war kalt und tot.

Und immer träumte ihr von Leichen, von eisig starren Leichen, die sie aus Brunnen oder Wassertiefen zog.

Am häufigsten war das Zerrgesicht der Nachtfurcht ein klaffendes, blutüberströmtes Haupt — und es trug die entstellten Züge ihres Mannes.

Mit einem Aufschrei fuhr die Schläferin empor. Kurt ist auf seinem Meerzuge erschlagen worden!

Maria hilf, Maria hilf!

Nur das unaufhörliche, seufzende, schreiende Beten ohne Worte half ihr, daß sie vor dem Wahnsinn behütet blieb.

Vier Tage vor Weihnachten hörte sie in der menschenleeren Wüste den Sand von einem Menschentritte knirschen und verbarg sich furchtsam im innersten Winkel der Höhle.

Draußen rief eine suchende, sehnsüchtige Stimme: „Isa, Isa!"

Sie hing am Halse ihres Mannes in schluchzender, seliger Freude.

„Ich bin in Einsamkeit und Elend um dich verzagt ... du lebst, du lebst ... nun will ich gerne sterben ..."

„Nein, nicht sterben, sondern alle Lust des Lebens in langsam tiefen Zügen trinken ... meine süße Herztraut, ich habe ein feines und festes Meerschloß gefunden, dahin ich dich entführen will."

Die schmächtige Gestalt hob er in seinen Armen empor und trug sie zum Strande. —

Isa Widerich hat die Dünenhöhle nie wieder betreten; aber die Steinsetzung derselben wurde erst vor einem halben Jahrhundert zerstört, und die Dünenschlucht, in welcher das Weib des Freibeuters den kurzen Kußmonat gefeiert und den langen Furchtmonat erduldet hat, heißt in Sylter Sang und Sage bis auf diesen Tag das Küssetal von Hörnum.

Südwärts segelte die Fortuna. Am äußersten Rande des Wattenmeeres, drei Meilen von der jetzigen Küste des Südstrandes war in der Manndränke vor 150 Jahren eine Landzunge vom gefräßigen Meere verschlungen worden, und von den sieben versunkenen Kirchspielen, die auf Paulinus' Karte verzeichnet waren, stand nur ein starker, fester, aus Feldsteinen gemauerter Turm, der Weststürmen und Wogenprall trotzte. Der Helgenässer Turm war weit und breit berüchtigt und nach gemeinem Glauben ein böser Spukort, auf dessen Untiefe viele Schiffe zerschellten. Die, welche in Springflutnächten dem Verderben entronnen waren, behaupteten, ein grelles Schwefellicht gesehen zu haben, das auf der Turmspitze gebrannt und in die Irre gelockt habe. In weitem Bogen umfuhren die Schiffer den von gefährlichen Sandbänken umlagerten Ort.

Kurt hatte wißbegierig die Gründe von Helgenäs durchpeilt und einen schmalen, aber tiefen Priel als Zugang gefunden.

Im Namen des Königs der Westsee nahm er von dem herrenlosen Turme Besitz und führte sein Weib nach der wind- und wogenumbrausten Wasserburg.

Überrascht stutzte Isa, als sie die Stiege erklettert hatte. Wohnlich und traulich und warm mit Stühlen und Teppichen und Truhen und einem breiten Himmelbette war der Oberstock eingerichtet.

„Wer soll hier wohnen?" fragte sie.

„Dreie!" sprach er verschmitzt.

„Dreie?" Sie errötete ohne Ursache.

„Du und ich und das Glück!" lachte Kurt.

Auf den Knien schaukelte er sein Herztrautelein und sprach: „Bereite mir ein leckeres Weihnachtsmahl, denn ich will wie der reichste Ratsherr in Rungholt schlemmen!"

„Ach, ich verstehe nur schlechte Speise zu kochen, weil Inge als die ältere in der Küche schaltete."

„Die ältere?" Laut und lustig lachte er sie an.

„Ja, sie ist um eine Viertelstunde älter als ich und hat immer ihr Erstgeburtsrecht gewahrt."

Fröhlich spaßte Kurt mit seinem jungen Weibe. „Tische mir gewaltig auf!"

„Nenne deine Leibgerichte!"

„Etwa zum ersten ein Süpplein von Heringsmilch, zum andern geröstete Seehundseier, zum dritten ein Iltisbraten, und zum letzten Meerquallenauflauf mit Wattenbeeren."

„Necke mich nur, weil ich die Kochkunst nicht verstehe!"

Er küßte sie auf die schmollenden Lippen. „So koche uns ein Leckerköstlein von Stichlingsmagen, Mückenfüßen, Meisenbeinen und Froschkehlen ... davon können wir lange und ohne Sorgen leben."

Als die junge Frau weinerlich den Mund verzog, holte er zum Troste ein geschriebenes und geheftetes Pergament herbei. „In der Truhe der Schiffskajüte — der Kapitanus muß ein Leckermaul gewesen sein — fand ich dieses Büchlein von guter Speise. Nach seinen Rezepten wollen wir backen und schmoren."

Isa buk und briet, sott und schmorte, so daß Marcellus mit der schnobernden Rotnase unter der Stiege stand und die Wohlgerüche einschlürfte.

Auf dem Helgenässer Meerschloß wurde Weihnachten gefeiert und Winterruhe gehalten.

Zwei kriegsgerüstete Schiffe der Rungholter, die drinnen in allen Verstecken der Küste und draußen auf dem hohen Meere den Seeräuber gesucht hatten, segelten ahnungslos an der Sandbank und der Turmruine vorüber.

Elfter Abschnitt

Die Wahrheit im Winkel

Seit vier Monden schrieb man das Jahr 1300. Alles Scheiden und Abschließen macht schwermütig. Jeder Jahresschluß, noch mehr ein sterbendes Jahrhundert ist ein Todesmenetekel. Durch die Völker ging ein banges Gefühl, soweit nach Christo die Zeit gerechnet wurde. Fromme und aberfürchtige Gemüter, die an Zeichen und Zahlen hingen, wurden von bösen Gesichten heimgesucht, und ihnen graute vor der verhängnisvollen Dreizehnzahl.

In Teutschland, allwo der Main des Römischen Reiches Mitte bildete, war ein Regensburger Mönch aufgestanden, der mit flammenden Augen vom Weltuntergange predigte. Viele glaubten das Ende aller Dinge gekommen und schauten nach dem Himmel, ob die Sonne sich verfinstere und die Sterne verlöschten.

Auch nach Friesland drangen Gerüchte von Seuchen und Pestilenz, von Sternruten und Gottesstrafen, von Menschensterben und Geißelfahrten. Aber die Südstrandinger saßen sorglos in ihrem Lande, weil der Mai sich warm anließ und einen guten Sommer verhieß.

Seit einem vollen Jahr hatte der Vikar Paulinus keine Schule mehr gehalten und Tag um Tag nur Messen für Lebende und Tote gelesen. Davon war seine Seele dürr und öde geworden, wie ein im Dünensande

verdurstender Baum. Mutlos und müde gedachte er des nächsten Sonntags, welcher Rogate, „Bittet“, hieß, und betete noch einmal inbrünstig.

Da ist es von oben wie ein Platzregen aus heiterem Himmel über ihn getroffen, und zwar in Gestalt einer Botschaft, die ihn zum Domherrn rief. Halb erschrocken lief er nach dem Bischofshofe — wo ein unvermuteter Gnadenerguß seiner wartete.

Der weiße Theodorus war noch verschrumpfter geworden. Er selbst wunderte sich nicht darüber, weil er so sehr streng die Fasten halte.

Heute, als am Freitage, hatte er um die acht Morgenschläge einen Becher warmen Malvasier zu sich genommen und darein einen gerösteten Kringel getunkt. Danach fastete er strenge von acht bis zehn, genoß zum Frühstück eine zweite Malvasierschale mit drei Blaffertskringeln, wobei er ein Gesicht machte wie jener Mönch, der guten Wein trank und tief seufzte: Quanta patimur propter salutem! Wieviel muß ein Mensch um seines Seelenheils willen leiden! Nachdem Theodorus bis Mittag keinen Bissen berührt, ließ er sich um die zwölf Schläge ein Gericht der besten Fische, die in Butter flossen, auftragen, das bis zur sechsten Stunde vorhalten mußte, allwo er mit zwei Stübchen starken Bieres und zwei Blaffertskringeln den Fastentag beschloß.

Die mageren, mißgünstigen Vikare freilich munkelten, daß sie solches Fasten gern erdulden und am Weihnachts- und Ostertage als Festkost nehmen wollten.

Der Domherr hob aus dem Breviarium das Leidensgesicht. „Dreimal habe ich über Euch die Pön verhängen müssen ... aber heute ist mein Bischofsstab das Stäblein Sanft ... ich muß loben, daß Ihr seit sechs Monden den alten Adam des unruhigen Wesens ertötet ... zum Lohne sollt Ihr am Sonntage in der Fedder-Heikens-Kapelle die Predigt halten.“

Der Vikar verhehlte nicht seine Freude und wurde gnädig mit dem Wort entlassen: „Es ist ein köstlich Ding, wer gottselig ist und lässet sich genügen ... das wäre für die Armeleutgemeinde ein guter Text.“

Nach diesem guten Werk ging Theodorus wohlgemut spazieren und schlug vor dem Tore einen Feldweg ein, um linde Maienluft in die enge Brust einzuatmen. Für die Gänseblümchen und Maiglöckchen, auf die er trat, hatte er kein Auge, und für das schmetternde Lied der Lerche kein Gehör; aber sein Blick lief über die grünen Kornäcker und gewahrte, daß das Getreide auf dem fetten Boden sehr dünn stand und viele kreisrunde, kahle Stellen zeigte.

Stillstehend und stutzend, fragte er sich nach der Ursach', und als ein rechter Logikus zugleich: Was wird die Folge sein? Hm, hm! Eine mäßige, eine schlechte Ernte!

Auch auf den Kuhweiden und Graswischen waren große gelbe Flecke, wie von der Sonne versengt und ausgebrannt. Das aber war im Mai unmöglich, und der Wißbegierige mußte dieser Erscheinung auf den Grund kommen.

An einem hochgeschossenen Roggenfelde hielt er an und horchte. Trotz der windlosen Luft regten sich die Gräser, und es raschelte und knabberte leise rundum. Hier und da fiel plötzlich ein grüner Halm, als sei er unten abgesägt worden.

Theodorus klatschte in die Hände und schlug mit dem Stocke ins Korn. War das ein Schreck! Hei, wie der Hochwürdige die kurzen Beine warf und einen unziemlichen Hupfauf machte! Um und über seine Füße sprang und huschte ein zahlloses Gewimmel von grauen Tierlein.

Theodorus schlug und scheuchte mit dem Stocke und rief: „Die Feldmäuseplage ist gekommen, von der dieses Marschland schon früher verwüstet worden."

Die Hände tiefsinnig auf den Rücken gelegt, zog er aus der argen Tatsache logisch richtige Schlüsse. Wieviel Dezemkorn im Kirchenspeicher aufgehäuft sei, wie hoch der Preis emporschnellen werde, und daß die vielen Kleriker nicht Hunger leiden würden.

Einen schrägen Richtweg einschlagend, wollte er auf dem Haffdeiche heimwärts gehen. Oben auf dem Kamme kam eine lange Gestalt und überholte den Domherrn. Der Deichschreiber, der ein sorgenvolles Gesicht machte, wollte grüßend vorübergehen. Aber Theodorus kehrte sich, um wider Gewohnheit mit einem Manne, der weder von Rang noch Ratsgeschlecht war, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Habt Ihr gesehen? Die Mäuse kommen, die Mäuse! Ich will ein Kirchengebet um Abwendung der Plage anordnen. Wie mich der Armen jammert, für welche teure Zeit kommt!"

„Auch für den Reichen wird böse Zeit werden", sagte Folkert kurz.

Theodorus riß die Augen auf. „Wie meinet Ihr das?"

Statt einer langen Erläuterung zeigte der Wortkarge, wie der Deich von schmalen, tiefen Gängen durchwühlt und durchlöchert war, und stieß zornig den Stock bis zum Griffe hinein.

„Das . . . das . . . haben auch . . . die Mäuse gemacht?" Der Priester stotterte.

Hastig und fast höhnisch antwortete der Schreiber: „Die Wühler nagen den Ast ab, auf dem wir sitzen. Von der ersten Sturmflut, die sich in die tausend Schächte hineinbohrt, wird der Deich zerrissen . . . wenn nicht das Ganze neu gebessert wird."

Noch weißer wurde der weiße Theodorus. „Wofern nicht der Wall erhalten wird, vergehen wir am Ende in der salzen Flut? Es ist Eure Pflicht, dem Deichgrafen Heikens Vorhaltung zu tun."

„Ja, ich muß!" Der Deichschreiber nickte und sagte nach diesen drei Worten nichts mehr.

Das gebieterische Muß der Pflicht und das rechte Maß der Selbstbeherrschung waren seine Herrn und Meister.

Der Ratsherr, zu dem er sich begeben wollte, lustwandelte just im Garten. Geärgert blickte Fedder Heikens auf, als seine Tochter Inge ihm in heftiger Gemütsbewegung entgegenlief.

„Was ist dir? Warum schreist du?"

Ihr Schluchzen rang nach Worten.

Jenseits des Gartenzauns, auf der schmalen Gasse tauchte eine Gugelkappe auf, die sich behende duckte. Das eine Auge des gelblichen Schinderknechts spähte durch das Holzgatter, während das andere horchte.

Der Herr Ratsherr schüttelte seine Tochter. „Was hast du getan?"

Inge heulte die Worte: „Fips, mein Hündchen ... ist tot ... liegt verreckt unter dem Holunderstrauch ... wohin er sich in seiner Sterbenot verkrochen."

Das Pharaogesicht bezwang ein Lachen und blies über die schmalen Lippen: „Nichts weiter? Fips war krank und schleppte die Hinterläufe ... ich kaufe dir ein anderes Hündchen."

„Ich will kein anderes Hündchen ... o, o, nun wird der scheußliche Schinder kommen und mein Tier verscharren."

Heikens faßte sein spitzes Kinn und sagte: „Geh ins Haus, mein Kind, so möchte ich vielleicht dem Hunde ein ehrliches Begräbnis verschaffen, und du kannst sein Grab besuchen."

Inge ging und rieb sich mit dem Tüchlein die Augen rot.

Drüben fiel die Gugelkappe von den Ohren, und eine Nase steckte sich durch den Spalt.

Heikens, vorsichtig nach allen Seiten um sich guckend, trat unter das Holundergebüsch und murmelte: „Zwei Pfennig Schindergebühr sind auch ein Geld."

In der Nähe lehnte ein Grabscheit, mit dem er ein Loch grub. Schnell warf er den Kadaver hinein und ebnete und stampfte das Erdreich über dem Hundegrabe.

Was die kleinen Ausgaben betraf, war er, gleich vielen großen Handelsherren, ein sehr genauer und sparsamer Rechner.

Die verweinte Inge hatte den Torweg betreten, als Folkert von der Straße kam und sofort nach dem Ratsherrn fragte.

„Er wird bald aus dem Garten kommen ... und Ihr fragt nicht nach *mir* und meiner Kümmernis?" Ihr Gesicht zuckte wie eines greinenden Kindes.

Erst jetzt sah der Gedankenvolle sie an und sagte weich: „Warum kann der Mensch nimmer, was er will?"

„Was wollt und wünscht Ihr?"

„Allen Kummer von Eurem und meinem Herzen nehmen."

Hell wurden ihre Züge, als sei die Sonne darauf gefallen, und ihre Klage hatte einen getrösteten Klang. „Mein armer Fips ist gestorben."

„Ach, Euer Liebling ist tot!"

„Ja, er war mir das letzte und ... liebste ..."

„Ein unvernünftig Wesen darf keinem Menschen das liebste sein", sagte der allzeit Verständige.

O Wandelsinn des Weibes!

Die verzweifelte Inge lächelte schalkhaft. „Nein, ich habe ein vernünftig Wesen, und noch eins, und noch ein drittes noch lieber als Fips ... und das letzte ist gar zu vernünftig ... nun ratet mein Rätsel, Herr Deichschreiber!"

Ein hagerer, häßlicher Mensch in einer Gugelkappe ging an ihnen vorbei, und beide stoben geschwind zur Seite. Dem Kloakarius machte selbst der Höchste in Rungholt Platz.

Folkert dachte nach. „Der erste ist Euer Vater, an zweiter Stelle wird Isa wohnen, an dritter und vierter Heike und Ekke ... ich hätte also vier, die Ihr lieber haben müßt." Sein langes Gesicht blieb ernsthaft.

„Ihr seid ein schlechter Rater! Laßt die beiden letzten Schelme vorderhand hinweg!"

Aus ihrem Auge brach ein voller Blick, und in demselben stand, wie in einem klaren und deutlichen Spiegel, des Rätsels Lösung.

Aber der Schweiger riet es nicht und schwieg.

„Warum seid Ihr traurig, Folkert?" fragte sie.

„Ich bin in Sorgen des Deiches wegen."

Inge seufzte. Auch der Seufzer wurde nicht zum Verräter des Rätsels.

Noch einmal und noch tiefer versenkte sich ihr Blick in seinem Antlitz, und sie hauchte: „Habt Ihr in keiner andern Sache meinem Vater Vorhaltung und Frage zu tun ...?"

Auch diese Frage blieb unbeantwortet und, wie es schien, unverstanden.

Da rief sie schrill: „Geht in die Schreibstube, Herr Deichschreiber!" sprang die Treppe hinauf und rieb sich die Augen noch röter.

Hinze fragte keinen um Verlaub und kehrte sich nicht an die feindseligen Blicke der Kaufknechte, sondern ging geradeswegs und von Amtswegen in den Garten.

Mit schmierigem Geschmunzel machte er vor dem Ratsherrn einen Kratzfuß und sprach seinen Spruch: „Gott grüß' Euch, Herr Bruder! Wo habt Ihr das verscharrte Aasluder?"

Dem Kloakarius war erlaubt, sehr frech zu sein, wenn sein gutes Schinderrecht verletzt worden war. Keiner durfte ein gestürztes Tier oder ein gefundenes Aas selbst vergraben — er wurde dadurch unehrlich, bis er durch Zahlung der Brüche sich gelöst.

Heikens fuhr zurück. „Was sagt Ihr? Herr Bruder?" Ingrimmig und doch verlegen stand er vor dem verachteten Schinder.

„Ja, wir sind Gebrüder, dieweil Ihr mein Handwerk geübt und meine Nahrung mir genommen."

Heikens sah ängstlich nach allen Seiten. „Der Hund war mir lieb ... ich vergrub ihn auf Bitten meiner Tochter ... den Lohn will ich Euch doppelt zahlen."

Hinze grinste. „Mancher hält den Wurstpflock fest und läßt die Wurst fahren ... Ihr wäret mit zwei Pfennig frei gekommen ... nun fordere ich zwei Mark."

„Zwei Mark! Das ist Wucher!" Heikens steckte die Hand in die Tasche, hielt den Beutel darin und zauderte und zitterte vor Zorn.

Der andre fragte höflich: „Soll ich mein Schindermesser in den Torpfosten schlagen zum Zeichen, daß das Haus unehrlich ist? Es wird, von keinem angefaßt, fein stecken bleiben, bis Ihr gebüßt und geblecht habt."

Der Pharao von Rungholt hatte an dem Kloakarius seinen Meister gefunden und legte schweren Herzens zwei Mark auf den Grund.

Hinze hob es lachend auf und machte einen Kratzfuß, daß der Sand hinter ihm flog. „Einen angenehmen Morgen, wohlehrenwerter Herr!"

Dem Ratsherrn war der Morgen verhagelt und verschlagen. Ohne zu grüßen, sah er Folkert in der Schreibstube stehen und spreizte die Finger. „Ja, Geld, Geld und immer Geld! So schreien alle, als wenn mein Beutel ein Silberschacht wäre. Ich bin kein Alchymist, der Gold machen kann ..."

„Nein, Ihr seid der Deichgraf von Rungholt!"

„Der Deich ... der Deich, der nur verzehrt und verschlingt und nie auch nur einen Kornhalm getragen hat."

Folkert trat einen Schritt vor. „Alle Frucht, die seit Jahrzehnten dreißig- und vierzigfältig auf dem Südstrande gewachsen ist, hat er getragen ... aber der Rungholter Damm, von den Mäusen zerwühlt, ist der schlechteste von allen und muß um zwei Fuß erhöht und gänzlich neu bestickt werden ... vor den Herbststürmen muß es geschehen."

Heikens lief auf und ab. „Wißt Ihr nicht, daß ein Mäusejahr ein Mißjahr ist? Wir können heuer nicht die unerschwinglichen Auflagen einer Deichverstärkung tragen ... und wenn wir es könnten, mein Gewissen verbietet mir, den armen, von Sorgen geplagten Leuten neue Deichlasten auf den Hals zu laden."

Der Deichschreiber stand wie ein Harthöriger, der nichts vernommen, und fuhr mit seiner Rede fort: „Der schwächste Deichort neben der Düne, auf den die Nordwestströmung steht, muß mit Steinwerk von Grund auf gemauert werden."

Darauf kam die ruhige Erwiderung: „Seit Menschengedenken haben wir keine Hochflut gehabt, ein sicheres Anzeichen, wie die Gelehrten sagen, daß die wilde Westsee sich ausgetobt hat und eine sanftere See geworden."

„Sie ist voll Teufelei und Tücke."

Der Ratsherr versuchte ein joviales Lachen. „Es schlug soeben elf Schläge ... kommt mit mir zu Tisch!"

Folkert überhörte auch die Einladung und rief finster: „Es muß geschehen, wie ich gesagt ... sonst bringe ich die Sache vor Deichgericht und Stadtgemeinde."

Heikens legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wollt Ihr mit mir und — meinem Hause Euch für immer entzweien?"

Der schräge, grelle Blick, der aus den tiefliegenden Augen schoß, war eine Andeutung und eine Drohung, die der Grundehrliche nicht verstand.

„Es muß etwas geschehen!"

Als nur dieselbe eigensinnige Antwort kam, gab der Ratsherr zur Hälfte nach. „Ich selbst will den Beschluß erwirken, daß jeder Mann, der sechzehn Jahre alt ist, zwei Fäuste, wer aber einen Pflug Landes hat, zwei Mann und ein Gespann zum Deichbau stelle."

„Es ist wider das Deichrecht, das die Lasten nicht nach der Kopfzahl verteilt."

„Gleiches Recht für alle!" sprach der Ratsherr mit Überzeugung und Nachdruck. „Sichert nicht der Deich gleichermaßen dem Reichen wie dem Armen das Leben? Ergo ist es gerecht und billig, daß jeder dieselbe Plage habe."

Folkert entfernte sich und grübelte über diese sonderbare Definition der Gleichheit. Ist nicht Herr Heikens in seiner Weise ein Likendeler geworden?

Auf dem Flure drückte sich Jap an ihm vorbei und in die Schreibstube hinein.

„Ich bin der Schiffer, der Eure Tochter nach dem festen Wall hinüberfuhr . . ."

Heikens schnauzte ihn an: „Ich habe nur eine Tochter, und die wohnt in meinem Hause . . . Ihr wollt wohl auch Geld erbetteln oder erpressen?"

Jap krümmte sich, um vor dem Großen möglichst klein zu werden. „In Untertänigkeit bitte ich Ew. Gnaden, bei meinem Kinde, dem siebenten, Gevatter zu stehen."

„Ja, wenn Schmalhans Küchenmeister ist, werden die Tatern zu Gevatter gebeten."

Der Schiffer schluckte: „Wir haben in dieser Notzeit viel Hunger gelitten."

Der Ratsherr tupfte ihm die Schulter. „Ich weiß, daß Ihr ein Saufhals seid, und ermahne Euch, nüchtern und arbeitsam zu werden. Euch als einem groben Sünder täte es gut, zu den frommen Dünenleuten zu gehen und ihrer Abendsprache fleißig beizuwohnen."

Jap schüttelte sich, als wenn er dünnes, kaltes Wasser getrunken.

Heikens ermahnte noch freundlicher: „Tut es . . . und berichtet mir, was Ihr gehört habt, damit ich merke, ob die Fischerpredigt Früchte trägt."

Jap zog die Brauen hoch und fing an zu verstehen.

Als Heikens die Gevatterschaft übernahm und einen silbernen Patenpfennig ihm reichte, versprach er heilig, sein Leben zu bessern und zu den Dünenleuten fleißig zu gehen.

Der Patenpfennig wurde in der nächsten Schenke gewechselt und zum großen Teil in Bier umgesetzt. —

Die Strandinger hatten die letzten Bohnen gesät und alle Äcker bestellt. Das weitere mußte der Herrgott machen, und sie wollten sich jetzt recken und ruhen. Da lief der Bote mit dem Tingstock von Haus zu

Haus und rief alle Mann zum Deichwerk. Mürrisch schlenderten sie zum Rungholter Damm und dem sogenannten Dünenpriel, wo die Schleuse war. Beschwerlich war das viele Bücken, und die Arbeit, die dem einzelnen nur Last und keinen Lohn brachte, wurde unwillig getan.

Es waren aber andre auf dem Strande, die arbeiteten ruhelos unaufhörlich auf und unter der Erde. Das Myriadengewimmel der kleinen, grauen, emsig hin und her huschenden Tiere, das sich unglaublich vermehrte, als würde es von der warmen Sonne ausgebrütet, war vielgeschäftig bei Tag und Nacht. Sie gruben ihr Labyrinth von Wegen durch Deich und Düne.

Der Wind half ihnen und blies hinein und bohrte die Gänge zu Schächten und Schlünden aus, daß die Sand- und Erdmassen zusammenstürzten. Oft zerrissen ganze Sandwände wie von unsichtbarer Hand, und die ellenlangen Wurzeln des Hafers flatterten über dem Absturz wie die schreckgesträubten Haare der Düne.

Mit Hunden und Fallen und vergifteten Fleischstücken stellte man den Feinden nach. Ein Mausjäger tötete an einem Tage fünf Schock. Aber die Nager nahmen nicht ab, so wenig wie das Meer, aus dem der Salzsieder tonnenweise schöpft. —

Am Samstag vor Rogate erhielt der Domvikar Befehl, in das Kirchengebet eine Bitte um Abwendung der Mäuseplage einzuschalten.

Obgleich er die Predigt erwog, zog es ihn aus der Kammer in die freie, erfrischende Maienluft hinaus, denn im Gehen kamen ihm die besten Gedanken. Er verstand die Vorliebe der Alten für das Philosophieren im Einherwandeln und war ein Peripatetikus. Draußen fand Paulinus die anschaulichen Bilder aller Begriffe und wollte heute die Verwüstungsarbeit der bösen Schädlinge in Augenschein nehmen, um in einen rechten Haß wider die lustig flinken Mäuslein zu geraten.

Er wanderte durch die Straßen und sah den Schmieden zu, die das härteste Metall schmolzen und nach ihrem Willen bogen, und den vielen Männern, die das neue Spittelhaus zimmerten und Stein auf Stein mörtelten. Am Hafen stand er, die Hände auf den Rücken gelegt, und betrachtete lange und mit Lust, wie auf der Helling ein Schiff aus dem Kiele erstand und Rippe an Rippe sich fügte. Alle fröhliche Arbeit war ihm lieb, und die Menschen wurden ihm Schöpfer im kleinen, deren Hände große Dinge schaffen.

Immer weiter lockte der lachende Sonnenschein. Noch immer war nichts von den Mäusen zu sehen, die er in den großen Kirchenbann tun sollte. Wohl aber erregte etwas anders, ein ungewöhnliches Gewimmel von Menschen, seine Aufmerksamkeit, und zwar dort, wo Deich und Düne zusammenstießen.

Es war Ebbe, und durch die offenen Schleusentüren strömten die Gewässer. Hier am Dünenpriel war der allerschwächste Ort des Rungholter Meerwalles, und hierselbst arbeiteten mehr als hundert Hände. Wißgierig trat Paulinus näher, das Gewerk zu besichtigen, und schon aus der Ferne

grüßte Folkert ihn. Der Deichschreiber stand regungslos auf dem hohen Ort, aber seine Augen rannten hin und her, und er herrschte über das Ganze durch eine Handgebärde und ein laut gerufenes, kurzes Wort.

Unten auf dem Vorlande gruben sie das Erdreich ab, das sie in Tragkippen oder Säcke füllten und die Böschung mühselig hinanschleppten. Wie die unter der Last Gebückten keuchten und krochen! Wie sie mit unwilliger Erleichterung die Bürde von sich stürzten und den krummen Rücken streckten! Ihnen war die warme, lachende Maiensonne eine lästige Plage, und alle hatten schweißtriefende und verdrossene Gesichter.

Die helle Freude des zuschauenden Paulinus wurde gedämpft, weil dieses nicht fröhliche Menschenarbeit, sondern harter Frondienst schien. Er ging langsam weiter.

Oben auf dem Deiche legten einige Strauchwerk in dünnen Schichten, andre breiteten die Kleierde darüber, und wieder andre trieben Pfähle ein, welche dicht gespickt standen und das Erd- und Buschwerk zusammenhielten. Gemächlich taten diese ihr bequemes Werk, stützten sich oft auf die Schaufel und hörten lachend einem Spaßvogel zu, der witzlose Witze machte.

Der peripatetische Philosoph sah hin und her und summte über die Sache. Sein für die Drangsal der Bedrückten geschärfter Blick wurde traurig und konnte sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die, welche auf dem Deiche die leichteste Last zogen, Bauern und Bürgerknechte seien, und daß die Fischer und Taglöhner und Sackträger die schwerste Schlepparbeit tun mußten. Auch die Deichlasten schienen nach dem Rungholter Maße verteilt.

Im Gänsegang kamen sie mit ihren Kippen und Säcken an ihm vorüber. Tedje warf stöhnend seine Bürde hin.

„Seufzt oder murrt Ihr?" fragte der Vikar. „Soll nicht der Mensch im Schweiße sein Brot essen?"

„Ja, wenn wir noch Brot zu essen hätten, wollten wir wohl scharwerken. Die meisten Fischer sind weit draußen im Meer, um einem Schollenschwanz nachzuspüren, wir andern wurden vor Tag und Tau gepreßt und zum Deiche getrieben." Tedje sah mit einem gehässigen Blick nach dem Aufseher Folkert hinüber.

Paulinus betrachtete das eigentümliche Traggerät, das jener entleerte. Es war Reisig, mit Erde gefüllt und mit Strohseilen zusammengeschnürt.

„Warum nehmt Ihr nicht einen Sack? Das Strauchbund muß Euch den Rücken zerschinden."

Bös lachte der gutmütige Tedje. „Warum? Sintemal wir nach Gottes Gebot nicht nehmen noch stehlen dürfen und jeder selbst Sack oder Kippe stellen soll . . . ich habe alles verkaufen müssen."

Der junge Priester rief entrüstet: „O welche Ungerechtigkeit!"

„Haha! Sie ist noch viel größer, als Ihr denken und glauben könnt. Wer Haus und Hof und sechs Knechte hat, stellt zwei Mann; wer aber am Hungertuche nagt und nichts als seine zwei Hände besitzt, muß mit beiden deichen, und das nennen sie — dem gemeinen Besten dienen!"

Paulinus ging mit langen Schritten auf Folkert zu und redete harsch und heftig: „Unerhörtes Unrecht geschiehet hier! Sehet Ihr nicht das Elend des armen Volkes? Wie die Kinder Israel in Ägyptens Knechtschaft, werden die geringen Leute in diesem Marschgosen geplagt und geknechtet."

Folkert neigte den Kopf und nickte: „Ja, die Deichrechte von Rungholt sind in Deichunrechte verkehrt worden. Aber wer bin ich? Nichts als Hand und Werkzeug des hohen Deichgerichts."

„Ihr seid Pharaos Fronvogt, ein Sklaventreiber und Geißelschwinger, wenn Ihr nicht dieser Sünde steuert."

Diese scharfe Antwort schnitt in die Seele des Schweigers, der finster mit den Wimpern blinzelte und wie ein Schuldbeladener schwieg. Dann winkte Folkert dem Fischer und gab ihm seinen eignen Spaten.

Paulinus aber kehrte sich ab, um den Jammer nicht zu sehen. Sein Herz, in dem ein Mosezorn war, haderte mit dem Deichgrafen und Deichschreiber.

Im Vorübergehen fragte er Tedje: „Was machet Maike?"

„Sie wird gewißlich anderswo versuchen, ein wenig Arbeit zu bekommen, weil ich seit einer Woche sie nicht gesehen habe."

Nach dem Vesperbrote gab der Aufseher Befehl, daß die Erdträger und die Deichbesticker Schicht um Schicht miteinander wechseln sollten. Die Ackerbürger und Bauernknechte murrten laut dawider. Aber er stieß den Stock in den Grund und schob zwei Widerspenstige vom Deiche herunter. So wurde das Geknurr verstopft, jedoch das Deichwerk ging schneckenlangsam vonstatten, solange diese Schicht währte.

Reglos stand Folkert auf dem Walle und hielt lange und unlustige Selbstgespräche an dem Tage. Bin ich ein Fronvogt und Sklavenpeitscher geworden? Ja, ich bin's und würde ihnen mein Deichamt vor die Füße werfen, wenn nicht das Leben von Tausenden vom Deiche abhinge. Aber es ist ein eigenwilliges und hartherziges Geschlecht, des Unterganges wert ... ich würde Friesland, meine Heimat, für immer verlassen ... und müßte dem Ratsherrn einen Faustschlag der Wahrheit versetzen ... ich müßte und würde es, wenn Inge nicht wäre ...

Paulinus hatte die Absicht, bei Maike vorzusprechen, aufgegeben und wandte sich nach Hause. Der Peripatetiker redete halblaut und warf mit den Armen aus, als stünde er auf der Kanzel. Während er im Halten der Predigt sich übte, gewahrte er oben auf der Düne eine ihn beobachtende Gestalt. Ihn überkam eine Scham, daß er mit sich selber gesprochen und gepredigt habe, und er mußte trotzdem noch einmal emporblicken und erkannte Oda.

Ohne sich über sein Tun Rechenschaft abzulegen, stieg er die Düne hinan und stand vor ihr. Als sie mit verweinten Augen ihn anblickte und zu lächeln versuchte, zwang es ihn nieder, und er setzte sich neben sie auf den Sand. Drei Dünenhalme bildeten die Scheidewand.

„Oda, es ist viel Leid und Sorge, viel Hunger und Heimweh in der Welt ... aber das Unglück muß sein."

„Warum, warum?"

„Damit wir der Glücksstunden froh und dankbar werden."

„Muß auch der Tod sein?" fragte sie leise.

„Kommen wird der Ewigkeitsmorgen, wo er nicht mehr ist ... was macht Euch denken an den Tod? Der Würgengel der Teurung, der an allen Türen pocht?"

„Ach, wir Unehrlichen haben immer unser Brot und mehr als satt zu essen ... aber, mein Vater ist schwerkrank ... wenn er mir stirbt, bin ich verstoßen und verlassen und habe keinen mehr in aller Welt."

Paulinus sah sie an. „Ihr habt Gott — und mich."

„Und Euch?" In ihren schwarzen Augen war lichtheller Tränenglanz. „Daß Ihr mit mir nur redet, ist Euch Sünde schon."

„Nein, nicht Sünde! Es ist wider den Buchstaben, den Menschen gemacht haben, aber nicht wider den Geist der Wahrheit."

Nun wagte sie die große, noch verhüllte Bitte. „Mein Vater hätte gern geistlichen Zuspruch, aber Ihr dürft nicht zu ihm gehen."

Der Vikar besann sich und antwortete: „Wenn ich den Domherrn bäte, würde er Nein — nein sagen, wenn ich aber mein Gewissen befrage, höre ich inwendig in mir ein lautes Ja — ja. Die Franziskaner haben mich in ihre Fraternität aufgenommen ... ich kleide mich in ihre braune Kutte und komme zur Nacht."

„So seid Ihr ein Mönch?" sagte sie mit erschrockenem Aufblick.

„Nein, ich habe aber das Recht, das Mönchskleid zu tragen."

Sie gingen in guter Gewißheit voneinander und glaubten in keinerlei Täuschung befangen zu sein. — — —

Maike war nicht über Land gegangen, um Arbeit zu suchen. Sie ging überhaupt nicht, sondern lag seit einer Woche in ihrer Hütte, ohne daß sie vermocht hätte, nur bis zum nächsten Nachbar hinzuhumpeln.

Mit der gewohnten, unverwüstlichen Kraft hatte sie eines Morgens ihr Tagwerk begonnen und neuen Vorrat geschnitten. Waghalsig war sie auf eine vorspringende Düne geklettert, auf der besonders starke Halme im Winde wehten. Aber als sie auf die äußerste Spitze trat, gab der von Mäusegängen durchlöcherte Grund nach — mit der brechenden Düne stürzte Maike in die Tiefe. Zwar arbeitete sich das Mannweib aus den erdrückenden Sandmassen empor, aber die Füße versagten und hatten sich im Falle verstaucht. Auf allen vieren kroch sie nach ihrer Hütte, wo sie in großen Schmerzen hilflos lag. Selbst die leiseste Bewegung bereitete ihr unerträgliches Weh, obgleich sie tapfer die Zähne zusammenbiß.

Drei Tage lag Maike auf dem Rücken und litt Hunger und Durst. Die Katze sprang zu ihr ins Bett und suchte durch Streichen und Schnurren sie zu trösten; aber das Schmerzgefühl ließ nicht nach. Da kroch Mauns sehr traurig in den Bettwinkel, rollte sich zusammen und schnurrte nicht mehr. Ein kluges Tier leidet mit seinem Herrn.

Weil der gefüllte Wassereimer dem Alkoven so nahe stand, daß er





Konstantin Meunier
Relief vom „Denkmal der Arbeit“: Die Ernte

mit der Hand erreicht werden konnte, verschmachtete die Kranke nicht. Aber das Verlangen nach Speise steigerte sich zum brennenden Hungergefühl, das die Hilflose, deren Ruf ungehört verhallte, nicht zu stillen vermochte.

Als der Kater den bangen Schrei hörte, sprang er auf Maikes Brust und sah sie immerzu mit den großen, grüblerischen Katzenaugen an, als wenn er auf Rat sänne.

Die verlassene Frau schickte sich zum Sterben, betete unaufhörlich und befahl ihre Seele in Gottes Hand. Kein Schritt nahte, kein Finger klopfte an ihre Tür, kein Engel in Menschengestalt wurde von Gott gesandt.

Mauns, der tiefsinnige, sprang plötzlich aus dem Alkoven und mit einem Satze ins Fenster, zerkratzte mit den scharfen Krallen die über den Laden gespannte Blasenhaut und schlüpfte ins Freie.

Maike sah ihm nach und seufzte erleichtert: „Er wird sein Futter finden und nicht verhungern."

Als wenn des Tieres Beispiel den Selbsterhaltungstrieb in ihr erweckt hätte, machte sie einen letzten Versuch, sich aus dem Bette zu schleppen. Er scheiterte an der Unerträglichkeit der Schmerzen. Von nun an fügte sie sich still in den Willen ihres Gottes. Aber trotz der Ergebung schüttelte ein Schauder ihren gesunden, von keinem Fiebersiechtum gebrochenen Leib. Verhungern dünkt dem Menschen ein langsam erbarmungsloses Hinmorden und ist das Allergrausigste, das ihn, das viel geängstigte Geschöpf, bedrohen mag.

Das starke Mannweib schrie wie ein weinendes Kind zu dem Herrn, daß er sie durch ein Wunder errette.

Gegen Abend, als es hinter der Düne schon dunkelte, knisterte der zerrissene Fensterbeschlag, und sie kehrte den Kopf und freute sich. Es war der Kater, der auf demselben Wege zur Nacht heimkehrte und sogleich auf Maikes Brust sprang. Er war nicht verständig genug gewesen, durch klägliches Miauen Leute herbeizurufen. Aber Mauns trug in seinem Maule ein nicht mehr ganz frisches Fischlein, das er am Strande gefunden, und das er auf Maikes Brust niederlegte. Dann fing er gewaltig an zu schnurren.

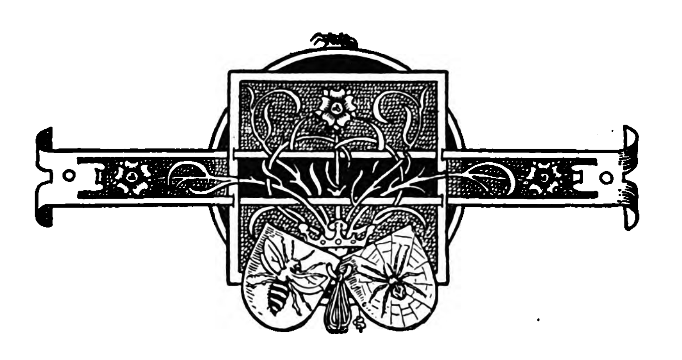
Der Fisch ist ungekocht verzehrt worden. Mit Danksagung nimmt der Verhungernde jedwede Speise, und keine wird ihm zum Ekel.

Nommes kluge und treue Katze hat der kranken Maike alle Tage einen Fisch, einen Regenpfeifer oder ein andres Vöglein zugetragen und sie in ihrer Hilflosigkeit vor dem Hungertode behütet.

Dieses ist ein wahrhaftiges Wunder, um Rogate Anno 1300 im Dünendorfe von Rungholt geschehen und von vielen Chronisten verkündet und beglaubigt. — — —

(Forsetzung folgt)





Zur ethischen Beurteilung politischer Attentate

Von

Dr. Fr. W. Foerster (Zürich)

Wer die Stellungnahme der westeuropäischen Presse zu den politischen Attentaten in Rußland beobachtet hat, der wird bemerkt haben, daß mit Ausnahme der katholischen oder der an der Reaktion interessierten Blätter wohl fast nirgends ein prinzipieller Protest gegen die Gewaltakte der Revolutionäre erschienen ist. Vielleicht hier und da eine formelle Verwahrung gegen diese blutigen Methoden, nirgends aber die festgegründete Überzeugung, daß auf diesem Wege die Barbarei wohl in einer Erscheinungsform abgeschafft werden kann — aber nur um in anderer Form um so stärker wieder lebendig zu werden: weil eben das Böse durch das Böse niemals bekämpft, sondern nur verdoppelt und verstärkt werden kann.

Dieses gänzliche Verstummen des ethischen Urteils auch bei den Unbeteiligten hängt mit der allgemeinen Zeiterscheinung zusammen, daß die überlieferte religiöse Begründung alles dessen, was man Gewissen nennt, heute in den Schichten der sogenannten Gebildeten fast jeden tieferen Einfluß verloren hat, ohne daß irgend etwas Neues an die Stelle getreten wäre. So leben zahlreiche Menschen heute ohne jeden Zusammenhang mit den tiefsten Erfahrungen des Menschengeschlechts und handeln rein impressionistisch nach der kurzsichtigsten Abschätzung der nächstliegenden Effekte ihres Tuns: die ethischen Normen betrachten sie als lebensferne Jenseitslehren, weil sie in der Tat jenseits ihres Lebensverständnisses liegen; alles Betonen der geistig-sittlichen Bedingungen gesellschaftlicher Wiedergeburt bezeichnen sie verächtlich als Ideologie — natürlich ohne zu sehen, daß ihr blinder Glaube an die schöpferische Kraft der groben Mittel die kindlichste und lebensfremdeste aller Illusionen ist, weil sie absieht von der konkreten Natur des Menschen, die niemals durch Entfesselung der gewalttätigen Instinkte sozial gemacht werden kann, sondern nur durch die Verstärkung all derjenigen geistigen Gewalten, die das Tierische und Triebhafte bändigen und beruhigen. So wie nun das Christentum gerade aus der größten gesellschaftlichen Auflösung hervorging und alle anderen Bestrebungen der

Wiedergeburt überlebte und verdrängte, weil es aus der tiefsten Lebenskenntnis und Menschenkenntnis hervorging und den Kern aller Reformation, nämlich den menschlichen Willen, erfaßte, so wird zweifellos auch gerade aus dem Bankerott aller der leidenschaftlichen und oberflächlichen Reformmethoden wieder die große Selbstbesinnung auf das Erste und Wesentlichste geboren werden und wird alle die Methoden des kurzen Blicks und der raschen Hand ablösen — sowohl oben wie unten.

Die folgenden Ausführungen sollen einige Gesichtspunkte andeuten, an welche eine tiefere Beurteilung des politischen Mordes anzuknüpfen hätte. Gegenüber denjenigen, welche geneigt sind, den ethischen Standpunkt als den Standpunkt des weltfremden Idealismus zu betrachten, soll gezeigt werden, daß gerade die ethische Beurteilung einer Handlung auf einer eindringenderen und umfassenderen Wirklichkeitskenntnis ruht, insofern als eben durch diese Beurteilung die wirkliche Rolle, welche eine Tat im Gesamtzusammenhang des Lebens spielt, gründlicher und weitblickender erfaßt und bezeichnet wird, als durch diejenigen Urteile, welche bei den nächsten und greifbarsten Folgen stehen bleiben.

* * *

Tolstoi läßt in seinen Volkserzählungen den Bauern Peter Michelew zu den Arbeitern, die ihren verhaßten Aufseher ermorden wollen, folgende Worte sagen:

„Einen Menschen töten ist nicht schwer, aber das Blut bleibt in der Seele kleben; du tötest einen Menschen und deine Seele ist mit Blut befleckt. Du vertilgst das Böse — und das Böse wird in dir sein. Du meinst: Einen schlechten Menschen habe ich getötet; du meinst: Böses habe ich ausgerottet. Du aber hast Böses noch böser in dir gemacht."

In diesen Worten ist im Grunde alles gesagt, was sich gegen die Reform durch Blutvergießen einwenden läßt. Die meisten Menschen bleiben gewöhnlich, wie jene Bauern, bei dem befreienden Augenblickseffekt blutiger Exekutionen stehen: es ist ein Hindernis fortgeräumt, es ist ein leerer Raum dort, wo vorher ein Mensch stand — der Freiheit ist scheinbar eine Gasse gebahnt. Was man aber vergißt, das ist, daß das Hindernis ja doch nicht in dem Körper jenes Menschen, sondern in seiner Gesinnung lag, in seiner Unfähigkeit, seine gesellschaftliche Funktion anders als mit plumper Gewalt durchzuführen — und diese gewalttätige Willensrichtung wird durch den Mord nicht getötet, sondern vielmehr nur auf diejenigen verpflanzt, welche Gewalt mit Gewalt erwidern und einen Mord begehen: Verpflanzt nicht nur auf die unmittelbaren Täter, sondern auch auf alle diejenigen, welche sich nunmehr, geblendet von dem augenblicklichen und äußerlichen Freiheitserfolge und hingerissen von der bestechenden Gerechtigkeit der ganzen Exekution, innerlich aussöhnen mit der blutigen Beseitigung eines schädlichen Menschen und das aufregende Bild solcher erfolgreichen Beseitigung in ihr Gewissen aufnehmen — wo es das erhabene Bild des Gekreuzigten verdrängt, der ohne Schwertstreich das römische Weltreich

überwand.... Und jene neue gewalttätige Willensrichtung muß darum wieder wie ein Fluch auf dem Reformwerke lasten und in demselben nur in anderer Erscheinungsform die gleichen rohen und zügellosen Instinkte wieder aufleben lassen, welche den Bankerott der alten Ordnung verschuldet haben. Ja diese Instinkte werden sogar verstärkt hervorbrechen, weil auf ihnen jetzt die Glorie des gelungenen Befreiungswerkes ruht und sie dadurch eine neue soziale Heiligung und Ermutigung erfahren haben: darum wirkt Gewalttat im Dienste edler Zwecke tausendmal verrohender als Gewalttat im Dienste niedriger und antisozialer Zwecke. Es wird dadurch die Überzeugung verbreitet, daß durch rohe Mittel Höheres im Leben geschaffen und gefördert werden könne, und dieser Glaube unterminiert alle Fundamente des Gewissens — denn dessen Stärke beruht eben auf dem unerbittlichen Fluch, der auf bestimmten Handlungen lastet; werden hier einmal Ausnahmen zugelassen und gefeiert, so sucht und findet der Mensch nur zu leicht und zu bald für jede Roheit und Gewalttat einen höheren Zweck — es schwinden alle prinzipiellen Unterschiede von Gut und Böse und machen in Politik und Leben der kurzsichtigen Nützlichkeit Platz.

* * *

Im Altertum lebte eine tiefere Ahnung von diesen Zusammenhängen und trat zutage in der Vorstellung, daß derjenige, welcher einen Tyrannen ermordet hatte, der religiösen Entsühnung bedürftig war — und nicht nur der Täter, sondern das ganze Gemeinwesen, in dessen Interesse das Blut geflossen war. Man hatte das Gefühl, daß hier eine innere Befleckung eingetreten sei, eine Abwendung der Seelen von den höchsten Gesetzen des Lebens, und daß dieser innere Zustand dem ganzen Gemeinwesen zum Fluche gereichen müsse, wenn nicht eine „Reinigung" vollzogen werde, eine ausdrückliche Absage an die dämonischen Gewalten, die durch die Tat in den Seelen geweckt waren. Sogar der Gott Apollo soll, wie die Sage erzählt, nach der Tötung des Drachen Python ein ganzes Jahr Tagelöhnerarbeit beim Könige Admetus auf sich genommen haben, um sich von der Befleckung durch den Mord zu reinigen. Wo findet man heute noch solche Vorstellungen? Haben die Mörder des serbischen Königspaares eine solche Sühne durchmachen müssen? Haben die russischen Attentäter und ihre Anhängerschaft das Gefühl, sich innerlich von einer Befleckung reinigen zu müssen? Nein — alle diese modernen Menschen sind völlig eins mit ihrer Tat — und eben darum wirkt auch der Fluch solcher Tat weiter fort in den Seelen und in der Gesellschaft. Und dies eben ist das verhängnisvoll Lebensfremde in unserer ganzen Kultur, daß so viele Menschen ihre eigenen Taten nicht mehr in ihrem eigentlichen Wesen und in ihren tiefsten Folgen erkennen, sondern in Politik und Wirtschaft jeden beliebigen Frevel lediglich nach seinem unmittelbaren Nützlichkeitswert und nach seiner technischen Zweckmäßigkeit in Rechnung stellen: ein unerhörter und verblendeter Raubbau an dem Grundkapital aller menschlichen Kultur! Es gibt keine heiligen Gebote und Verbote mehr — es verschwinden immer mehr jene unverrück-

baren Maßstäbe, die aus der tiefsten Kenntnis menschlicher Lebens- und Seelenzusammenhänge stammen und allein imstande sind, unser Handeln mit der vollen Wirklichkeit der Dinge in Einklang zu setzen. Betrachten wir z. B. das Gebot, dessen Verletzung hier in Rede steht, das Gebot von der absoluten Heiligkeit menschlichen Lebens. Mit wachsender Kulturentwicklung sehen wir dies Gebot einen immer größeren Raum im Gewissen einnehmen. Worauf gründet sich diese Forderung mit ihrem absoluten Charakter und ihren scheinbar oft sinnlosen Konsequenzen — sinnlos, wenn man alle die schädlichen oder nutzlosen und freudlosen Existenzen in Betracht zieht, welche in jene Heiligung mit eingeschlossen werden? Hat ja doch das Christentum sogar das keimende Leben unter den Schutz dieser Heiligung gestellt und die ernstesten Vertreter der christlichen Weltanschauung wollen selbst das Leben des elendesten und beladensten Verbrechers nicht von diesem Schutze ausgenommen wissen. Ist dies alles nur Sentimentalität oder hat es einen tieferen Grund?

Läßt sich nicht vielmehr zeigen, daß gerade jene ausnahmslose Sicherstellung und Heiligung des Menschenlebens die stärkste und grundlegendste Bedeutung für unsere ganze Kultur hat — ja vor allem auch für diejenigen Bestrebungen, in deren Interesse sie heute mißachtet und in den Hintergrund gedrängt wird?

Würden die modernen Menschen beim Aufbau ihrer Überzeugungen weniger von abstrakten Begriffen und mehr von konkreter Beobachtung des wirklichen Lebens ausgehen, so müßten sie sehen, daß die Grundtatsache unseres Erdendaseins darin besteht, daß überall der eine Mensch dem andern oder einer Anzahl anderer irgendwie im Wege steht — sei es im materiellen Erwerbe, sei es auf dem Gebiete der Liebeswünsche, auf dem Felde des Ruhmes und der Eitelkeiten, im Bereiche sozialer und politischer Bestrebungen, oder wo es sich um Erbschaften handelt oder um irgend welche andern Zwecke und Leidenschaften, welche nur durch die physische Entfernung eines andern an ihr Ziel gelangen. Überall die eingreifendsten Lebensinteressen mit dem Verschwinden eines andern Menschen verknüpft! Und wie wenig geheiligt sind oft die hemmenden Personen durch ihren eigenen Wert! Wie oft handelt es sich um den lähmenden und das Glück vieler hindernden oder zerstörenden Einfluß von heruntergekommenen, haltlosen und freudlosen Menschen, von denen eigentlich niemand weiß, wem zur Freude und zum Nutzen sie auf der Welt sind!

Wer sich dies alles lebendig vergegenwärtigt, der wird wissen, daß das physische Dasein eines jeden Menschen eben deshalb so hoch und heilig gestellt werden muß, weil die Versuchung, darüber hinwegzuschreiten, so ungeheuer groß ist. Geheiligt ist das Leben unseres Mitmenschen, ganz unabhängig von seinem persönlichen Daseinswerte, gerade weil diese absolute Unantastbarkeit für Tausende den unentbehrlichsten Schutz gegen das eigene dämonische Interesse an der Vernichtung der anderen ist — jenes Interesse, das sich in den mannigfachsten Verkleidungen in die Seele einschleicht und

im Namen irgend eines höheren sozialen oder persönlichen Gewinnes ein anderes Menschenleben für geringwertig genug erklärt, um geopfert zu werden. Dostojewski hat in seinem „Raskolnikow" meisterhaft geschildert, wie ein durchaus nicht niedrig angelegter Mensch zum Mörder wird, weil er durch Vernichtung eines erbärmlichen, in Geiz erstickten alten Weibes die Mittel in die Hand bekäme, sich selbst und den Seinigen aus erdrückender Not herauszuhelfen und das Geld sozusagen für höhere Zwecke freizumachen. Es wird hier dem Raskolnikow zum Verhängnis, daß er mit dem abstrakten Verstande den persönlichen Existenzwert jener Alten gegen die durch ihren Tod frei werdenden Glücksmöglichkeiten aufrechnet und dabei natürlich zum Todesurteil gelangt. Daß ihr Leben geheiligt ist, damit er vor den Dämonen eines Mordes bewahrt bleibe, daß überhaupt durch jeden Schutz eines Menschen weit mehr noch die Angreifer geschützt werden als der Angegriffene, weil ein ermordetes Gewissen noch weit furchtbarer ist als ein ermordeter Leib — das alles erlebt und erkennt er erst nach der Tat.

Also nur der absolute Halt vor dem Menschenleben ist hier ein wirklicher Schutz; jede Ausnahme ist eine Vernichtung der Regel, deren ganzer Sinn und Zweck eben in der Ausnahmslosigkeit, in der völligen Unabhängigkeit vom besonderen Falle liegt. Es gibt eben Dinge, die niemals der individuellen Entscheidung in die Hand gegeben werden dürfen, weil die Gefahr des Mißbrauches zu ungeheuer groß ist; und eine willkürliche Ausnahme ist hier gleichbedeutend mit einem schweren Diebstahl an der sittlichen Sicherheit der anderen, die an das unantastbare „Du sollst nicht" gebunden ist. Man stelle sich z. B. nur einmal vor, was alles geschehen würde, wenn — wie dies Haeckel wünscht — die Tötung schwächlicher und defekter Kinder freigegeben würde. Zweifellos gibt es Kinder, denen damit eine Wohltat erwiesen würde, und doch muß ihr Leben absolut geheiligt werden, denn zu viel Menschen haben ein selbstsüchtiges Interesse an der Beseitigung irgend eines Kindes, als daß man sie in eine so furchtbare Versuchung bringen dürfte. Und welche auflösenden Konsequenzen hat die Entheiligung des Menschenlebens auf einem Gebiete sofort für alle anderen Gebiete: die Beseitigung von Kranken und Altersschwachen wäre dann der nächste Schritt, und nur zu schnell wären wir bei der Ethik der Feuerländer und Fidschi-Insulaner angelangt. Andererseits liegt in der durch Religion und Sitte geheiligten Erziehung zur absoluten und bedingungslosen Sorgfalt für jedes Menschenleben die eigentliche Inspiration für alles, was wir Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Liebe, Schonung und Hilfe nennen — unsere ganze Kultur ist auf die Stärkung und Sicherung dieser Empfindungen angewiesen.

Man muß sich zum Verständnis dieses ganzen Problems vor allem auch klar machen, daß ja alle Vervollkommnung des sozialen Lebens und der persönlichen Kultur davon abhängt, daß der einzelne es lernt, seine Wünsche, Interessen und Überzeugungen durchzusetzen, ohne seinen Nebenmenschen niederzutreten — und dies wird um so mehr erreicht, je unverletzlicher Leben und Glück dieses Nebenmenschen in unserm Gewissen dasteht.

So wird selbst das elendeste Leben geheiligt durch den unendlichen Wert, den eine rücksichtsvolle, geduldige und selbstlose Behandlung dieses Lebens für uns selbst, für unsere Läuterung besitzt. Je mehr wir genötigt sind, menschliche Widerstände geistig zu überwinden, statt sie durch Zwang und Gewalt hinwegzuräumen, um so mehr reifen wir für alles, was Gemeinschaft ist, und helfen dazu, im Leben Gemeinschaft zu schaffen und zu vertiefen: darum eben ist es ein so ungeheuerlicher Irrtum, wenn man glaubt, durch Gewaltakte dem Fortschritt menschlicher Gemeinschaft dienen zu können. So wie die Befreiung der Sklaven und Leibeigenen, die Abschaffung jedes willkürlichen Verfügungsrechtes über fremdes Leben von noch größerer Bedeutung für die Herren war als für die Sklaven, so ist auch die absolute Sicherung menschlichen Lebens der höchste Segen für alle gewalttätigen und leidenschaftlichen Naturen, die dadurch gezwungen sind, sich mit den Widerständen des Lebens geistig auseinanderzusetzen.

Es ist ferner daran zu erinnern, daß erst durch jene steigende Heiligung des Menschenlebens alle freiheitlichen und sozialen Errungenschaften der modernen Kultur ihren Anstoß und ihre letzte Begründung erhalten haben: daß man sich mehr und mehr scheut, das Leben des Arbeiters so zu verbrauchen wie den Koaks, mit dem man die Öfen heizt; daß man Dreifuß befreit hat, daß jetzt in Rußland bis weit hinauf die Gewissen sich gegen die Willkürherrschaft erheben — das alles beruht darauf, daß jener geheimnisvolle Wert jedes einzelnen Lebens zu einem Bestandteil unserer ganzen Lebensanschauung geworden ist und als ein Element der Gärung alle Gewaltordnung und Gewaltlehre zersetzt. Hier liegt das Kapital, von dem jede tiefere Freiheitsbewegung zehrt und von dem sie ihre Berechtigung ableitet. Und wer im Namen der Freiheit diese Grundlage unserer Kultur entwertet und mißachtet, der wird zweifellos die Gesellschaft letzten Endes erst recht wieder unter die Diktatur der Gewalt zurückführen — denn man wird Menschen erziehen, die nur ihre eigene Freiheit im Auge haben, aber nicht gelernt haben, den geistigen und rechtlichen Lebensraum des andern zu respektieren. Es war darum auch nur konsequent, wenn die italienischen Sozialisten gegenüber dem letzten Königsmorde ausdrücklich erklärten, daß ihre Prinzipien dem Prinzip des politischen Attentates diametral entgegengesetzt seien, weil alle ihre sozialen Forderungen die Heiligkeit menschlichen Lebens zum Ausgangspunkte hätten. Und gewiß ist das Prinzip, welches in den sizilianischen Schwefelgruben Gesundheit und Leben der jugendlichen Arbeiter der Industrie opferte, durchaus kein anderes als dasjenige, welches den Träger eines veralteten politischen Systems im Namen des sozialen Fortschrittes durch Mord beseitigt. Eine höhere Sorgfalt mit dem Menschenleben ist das einzig untrügliche Zeichen aller höheren sozialen Entwicklung, und diese Sorgfalt muß, wenn sie überhaupt zu einer lebendig umgestaltenden Kraft werden soll, nicht bloß in der Theorie, sondern vor allem in der Praxis jedes echten Reformers konsequent verkörpert sein. Verherrlichung des politischen Mordes dagegen ist ein Raubbau an dem Kapital der Frei-

heit und des sozialen Fortschrittes und bedeutet eine weitgreifende Entwertung gerade derjenigen geistig-sittlichen Mächte, auf denen alle Sicherstellung individueller Rechte und Interessen letzten Endes beruht.

Es ist doch kein Zufall, daß der gleiche Dichter und Weise, der die „Auferstehung" geschrieben und uns die Gestalt jenes Adeligen gezeichnet hat, in dessen Gewissen das Bild eines durch seine Schuld zerstörten Lebens wieder aufersteht und der diesem Leben das seinige zu opfern trachtet, statt gleichgültig darüber hinwegzuschreiten — daß Tolstoi auch der große Gegner alles gewalttätigen Widerstandes gegen das Böse und aller revolutionären Blutmethoden ist. Beides sind nur zwei Seiten der gleichen Lebensansicht, und der große Irrtum aller revolutionären Idealisten liegt darin, daß ihre Mittel in Widerspruch zu ihren Zwecken stehen, und daß sie mit ihrer Praxis ein ganz anderes Prinzip propagieren als dasjenige, was ihren Theorien zugrunde liegt.

In dem Hinweis auf die Notwendigkeit, solche Widersprüche und Halbheiten zu vermeiden und das Ziel, für das man kämpft, auch wirklich in seinem ganzen Wesen zu erfassen und zu vertreten, liegt die einzig mögliche Antwort auf die Frage, wie denn nun gegen ein unerträgliches Gewaltsystem gekämpft werden solle.

Konsequent gegen die Gewalt soll gekämpft werden und nicht mit ihr. Jede noch so unscheinbare taktische Handlung und jedes Wort in diesem Kampfe soll wahrhaft frei sein von Gewalttätigkeit, und soll erzieherisch sein statt kriegerisch, hilfreich statt vernichtend, belebend statt erstarrend, versöhnend statt erschreckend. Alles andere ist ja doch gar kein Kampf gegen die Gewalt, sondern nur der Kampf einer Art von Gewalt gegen die andere. Wer selber Gewalt anwendet, der kämpft nicht gegen Gewalt, sondern für sie und bestätigt ihre Unentbehrlichkeit. Wer sein politisches System nur mit den Zwangsmitteln des Schreckens einführen zu können glaubt, der wird auch nur das ernten, was er selber praktiziert, denn von unseren Taten und nicht von unsern Programmen wird das Leben gestaltet. Und selbst wenn es durch Gewalt gelungen ist, auf irgend einem Gebiete Freiheit zu schaffen, wo vorher Gewalt herrschte, so wird doch die Roheit und Rücksichtslosigkeit, welche man durch die eigenen Kampfmittel im Leben befestigt hat, auf anderen Gebieten um so stärker und folgenreicher hervortreten.

Diese Forderung der vollen Konsequenz im Kampfe gegen die Gewalt ist auch der eigentliche Sinn von Tolstois Lehre. Er sagt nicht: „Ihr sollt nicht kämpfen," sondern er sagt: „Ihr kämpft ja in Wirklichkeit gar nicht." „Ihr steht ja selbst noch ganz im Banne und im Solde dessen, was ihr abschaffen wollt." Ihr habt noch denselben Unglauben an die Freiheit, wie eure Gegner, denselben Glauben an die Leitung und Führung der Menschen durch physikalische Methoden und durch explosive Gase! Gebrochen wird Gewaltherrschaft erst dort und in dem Augenblick, wo jemand das Beispiel gibt, wie man menschliche Widerstände demokratisch und sozial überwindet, d. h. durch Wirkung auf den Geist statt auf das Fleisch und

die Nerven. Tolstoi hat in diesem Sinne selbst seine Lehre in folgenden Worten erläutert:

„Anstatt zu verstehen, daß gesagt wurde: ‚Widerstrebe dem Bösen nicht mittelst des Bösen und der Gewalt‘, wird es so verstanden (ich glaube sogar absichtlich), als sei gesagt worden: Widerstrebe nicht dem Bösen, d. i. heiße es gut, sei zu ihm gleichgültig, während doch dem Bösen zu widerstreben und mit ihm zu kämpfen die einzige ewige Aufgabe des Christentums ist, und die Regel von dem ‚Nichtwiderstreben dem Bösen‘ sagt nur aus, wie man mit dem Bösen auf die erfolgreichste Weise zu kämpfen hat.“

Das fundamentale Mißverständnis aller gewalttätigen Gewaltbekämpfer liegt eben darin, daß sie sich wegen ihrer äußerlich gegen Gewalt und Unrecht gerichteten Aktionen für die einzigen wirklichen Kämpfer halten, ohne zu begreifen, daß die Ursachen alles Bösen und Verkehrten in der Seele sitzen und daß der entscheidende Kampf dementsprechend nur derjenige ist, der diese Ursachen beseitigt, in den Seelen der andern und in der eigenen, das heißt also, die Seelen reinigt von dem Willen zur Gewalt und von den falschen Deutungen des Lebens und des Menschen, die diesen Willen immer wieder inspirieren und befestigen. Und gerade in dieser Richtung hat Tolstoi in Rußland Gewaltiges gewirkt, und nicht den Bombenwerfern, sondern gerade seiner stilleren Propaganda ist es zweifellos zu verdanken, daß die herrschenden Kreise Rußlands so durchsetzt sind mit lähmendem Zweifel an dem moralischen Rechte ihrer Sache, daß sie zu einem ernsthaften Widerstand nicht mehr fähig sind. Und zweifellos ist es nur die Zügellosigkeit und Gewalttätigkeit der Freiheitskämpfer, wodurch die psychologische Stärke der Machthaber immer aufs neue wieder befestigt wird — wie es ja auch charakteristisch ist, daß Alexander II. schon eine Konstitution bereit hatte, als die verhängnisvolle Bombe fiel und eine neue Epoche des despotischen Terrorismus einleitete.

Gehen wir von Tolstoi zu der Quelle zurück, von der seine Lehre stammt, und betrachten wir die weltgeschichtliche Wirkung Jesu Christi: Wer kann bestreiten, daß der größte und wirksamste Vorstoß gegen das Gewaltwesen, der je gemacht wurde, nur von demjenigen ausgehen konnte, der den Abscheu vor der Gewalt so lebendig empfand und verkörperte, daß er jeden Pakt mit ihr verschmähte bis zum Tode am Kreuz? Gibt es einen gewaltigeren und ergreifenderen Protest gegen die Gewalt, als dieses Leben und Sterben? Geht nicht all unsere moderne Freiheit in Wahrheit auf Golgatha zurück — ist es nicht überall nur Christus, der dem Cäsar Halt zu gebieten vermag? Hat nicht Nietzsche mit Recht alles das, was er „Sklavenaufstand“ nennt, auf den Nazarener zurückgeführt und mit tiefem Instinkte hier die Quelle aller Zersetzung des Willens zur Macht gesucht? Im frühen Mittelalter ließ man Tauben aus den Kirchen fliegen zum Zeichen, daß im Namen Christi alle Unterdrückten befreit werden möchten. Und wer kann bestreiten, daß gerade durch die innere Befreiung und Verfeinerung,

die das Christentum in die Welt gebracht hat, auch dem politischen Freiheitsstreben erst die entscheidenden Kräfte zugewachsen sind? Ist nicht die Verinnerlichung und die geistig-sittliche Ausweitung der Persönlichkeit, welche wir den Einwirkungen des Christentums verdanken, auch die entscheidende Triebkraft für alle sozialen und politischen Befreiungen geworden, die nur infolge der Mitwirkung roher Ungeduld und Gewaltsamkeit immer wieder Rückschläge ernteten?

Gewiß verlangt die christliche Methode der Gewaltbekämpfung ihre Opfer und Märtyrer, und diese Opfer der ausharrenden Geduld und des Abwartens sind es dann, mit denen die Vertreter des gewalttätigen Widerstandes und der brutalen Gegenaktion den Bankerott jener Methode erweisen wollen, ohne die furchtbaren Opfer zu bedenken, welche stets im Gefolge der blutigen Revolution fallen und doch im tieferen Sinne nutzlos sind, weil sie im Dienste einer verkehrten Taktik fielen. Die geistige Überwindung des Gewaltwesens braucht immer Zeit und Geduld, eben weil es ihr nicht um äußere Verschiebung von Kräften zu tun ist — aber diese Methode ist auch die einzige, welche wirkliche gesellschaftliche Fortschritte erreicht. Darum gebrauchte Christus von allen Verbesserungsmitteln, die nicht von seinem Mittelpunkte ausgingen und sich nicht dem unterordneten, was er das Erste und Wichtigste, den Eckstein und Grundstein nannte, die Worte: „Auf Sand gebaut", und verkündete: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet". Wer nicht vom inneren Menschen ausgeht, sondern von äußeren Erfolgen, und gar die Kultur des inneren Menschen jenen äußeren Erfolgen unterordnet und nachstellt, der löst die Menschen voneinander, statt sie zu vereinigen, er zerstört menschliche Gemeinschaft, statt sie zu erneuern.

Das Gefährliche und Verhängnisvolle in unserer reformeifrigen Zeit ist es, daß heute das erregte Volk und die unreife Jugend das in die Hand nehmen, was sonst von Propheten und Weisen ausging, und daß darum das komplizierteste und schwierigste aller menschlichen Probleme, die Wiedergeburt gesellschaftlicher Ordnungen, ohne jede Weisheit und ohne jeden Fernblick in Szene gesetzt und geleitet wird. Das kommt gewiß zum großen Teil daher, daß keine Weise und Propheten da sind, aber auch daher, daß durch eine lebensfremde Aufklärung die Weisen und Propheten der Vergangenheit, obwohl sie für alle Zeiten gesprochen haben, gänzlich außer Kurs gesetzt sind und den Schreiern des Tages Platz gemacht haben. So ist kein Wegweiser da in dem Wirrsal der Leidenschaften und Interessen, niemand, der in großem Sinne den Schein vom Wesen, das Hauptsächliche und Wichtigste vom Nebensächlichen, das Dauernde vom Augenblicklichen zu unterscheiden wüßte und alles Tun des Menschen den höchsten Gesichtspunkten unterordnen könnte. Dies Chaos mag noch einige Zeit dauern — immerhin erkennt man schon jetzt aus dem starken Wiederaufleben ethischer Bestrebungen in allen Kreisen, daß die Menschen allmählich die Unmöglichkeit fühlen, in den zentralen Angelegenheiten der Gesellschaft so ganz nur nach den ersten Impulsen und den nächstliegenden Einfällen zu handeln, so

ganz ohne eine Rangordnung der Zwecke und ohne richtige und konsequente Anpassung der Mittel an die Zwecke. Auf keinem Gebiete ist eine solche geistige Ordnung und Sammlung wichtiger als auf dem Gebiete der Freiheitsbestrebungen: damit man überhaupt wisse, was Freiheit eigentlich bedeutet, was ihre psychologischen und sozialen Vorbedingungen sind und durch welche Mittel diese Vorbedingungen erfüllt und sichergestellt werden können. Und gerade hierzu brauchen wir das Licht des Genius, die Erleuchtung seitens jener Größten, die in ihrem persönlichen Leben zur höchsten Freiheit gelangt sind und darum auch die höchsten Bildner und Führer aller Freiheitsuchenden bleiben müssen. Denn auch die gesellschaftliche Freiheit ist nur möglich unter freien Menschen: nur diesen kann man Freiheit gewähren und nur sie werden die Freiheit ihrer Mitmenschen wirklich respektieren. Die Befreiung des inneren Menschen von der Tyrannei seiner Instinkte und Leidenschaften ist es, die allein auf die Dauer auch alle äußeren Fesseln sprengt, eben weil dann diese Fesseln überflüssig werden. Eine Gesellschaft dagegen, in welcher äußere Fesseln durch zügellose Instinkte und Leidenschaften gesprengt werden, wird aus sozialer Notwendigkeit immer wieder zu den äußeren Fesseln zurückkehren, ja diese verstärken. Die elementare Freiheitskraft in der Jugend wie in der Volksbewegung trägt selber noch viel Unfreies in sich, der Befreiungsgedanke darin ist noch sehr äußerlich und ohne Konsequenz, und darum weder auf seine Träger, noch auf seine Gegner von wahrhaft befreiender Wirkung. Darum bedarf eben diese Freiheitsbewegung, um wirklich sozial und persönlich wertvoll und alles Tierhaften, Selbstsüchtigen und Kopflosen ledig zu werden, durchaus der Veredlung und Vergeistigung — und zwar, indem sie grundsätzlich einem höheren und umfassenderen Freiheitsstreben untergeordnet wird, als es das bloß politische ist. Dieser höhere und höchste Freiheitskampf in der Welt ist eben der Kampf um die Erlösung des Menschen von den brutalen Instinkten der untermenschlichen Welt, es ist der Kampf um das volle Freiwerden des geistigen Menschen in uns, und in diesem Kampfe ist jeder Sieg der blutigen Gewalt nichts als eine schwere Niederlage und jeder Verzicht auf gewalttätiges Sichdurchsetzen ein Sieg der Kultur, dem alle weiteren Siege von selbst folgen.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen. Unser Haupteinwand gegen gewalttätige Freiheitskämpfer ist der, daß sie noch allzusehr im Geiste dessen stecken, was sie bekämpfen, und darum auch jener siegreichen Kraft ermangeln, die nur der vollen Konsequenz beschieden ist. Wer z. B. gegen eine rechtlose Justiz und administrative Exekutionen durch ein Attentat protestiert, der hat ja das gleiche getan, was er bekämpft hat, nämlich ein Todesurteil ohne geordnete Justiz verhängt. Er hat das Prinzip der willkürlichen Exekution dadurch nicht nur als erlaubtes Mittel anerkannt, sondern es *sogar in die Gewissen derer eingeführt, welche es bisher verabscheuten und mißbilligten.* So ist, um mit Tolstoi zu reden, das Böse verdoppelt, statt vernichtet.

Wer für das demokratische und soziale Ideal eintritt, muß vor allem darauf achten, daß er begreife, was dies heißt, und muß seine bessere Erkenntnis durch Beispiel propagieren. Jede Art von Gewalttätigkeit aber ist undemokratisch und erzieht zur Diktatur; Demokratie verlangt von jedem Teil des Ganzen Selbstbeschränkung und Nachgiebigkeit, denn sie will ja Mitwirkung und Mitregierung aller, sie will, daß auch die andern zu Wort kommen und vertreten sind in jeder Entscheidung — daß daher die Entscheidung stets ein Produkt des Zusammenwirkens, der Mitberücksichtigung aller und nicht des Sieges der einen über die andern sei. Darum ist die radikale und diktatorische Bedrohung der autokratischen Kreise des regierenden Rußlands durch die Revolutionäre im tieferen Sinne gänzlich undemokratisch; es ist falsch, eine Verfassung im westlichen Sinne erzwingen zu wollen, wenn große Kreise der Nation aus Überzeugung die Zeit noch nicht für gekommen erachten. Ein Kompromiß ist hier das allein Soziale und Demokratische. Und nichts ist eine bessere Gelegenheit zur demokratischen und sozialen Selbsterziehung, als daß man lerne, starke historisch gewurzelte Widerstände gegen die eigene Ansicht geistig und moralisch allmählich zu überwinden und die unverbesserlichen Starrköpfe dadurch allmählich in ihrem eigenen Kreise zu isolieren, statt sie durch Mord beiseite zu schaffen. Wer in menschlichen Dingen von heute auf morgen umgestalten will, der wird erstens nur alles doppelt verwirren und verhärten und zweitens sich selber moralisch herunterbringen — und wozu dann all die Mühe?

Wenden wir diese Gesichtspunkte auf die gegenwärtige Situation in Rußland an, so wird die Frage nach der Notwendigkeit und Förderlichkeit der letzten Attentate entschieden zu verneinen sein — bei aller Hochachtung vor dem Heldenmut derer, die sich dabei geopfert haben. Die revolutionäre Bewegung mit ihrer zu starken, zu ungeduldigen und einseitigen Betonung der äußeren Freiheiten und ihren leidenschaftlichen und extremen Kundgebungen, war zu einem großen Teil schuld daran, daß von der Regierung die äußeren Gewalt- und Bevormundungsmittel so unerträglich verschärft wurden: die herrschenden Kreise konnten das Mißtrauen nicht los werden, daß durch größere Freiheit nur zerstörende und zügellose Elemente frei würden. Und man kann auch jetzt nicht behaupten, daß das Verhalten der Freiheitsbewegung während der Amtsführung des liberalen „Versuchsministers“ Swiatopolk-Mirski besonders geeignet war, jenes Mißtrauen zu widerlegen. Die englischen Arbeitervereine erlangten ihre Freiheit auch erst, als sie durch die Mäßigung und geordnetes Auftreten die Achtung und das Vertrauen der öffentlichen Meinung erobert hatten.

Aber wie kann man dann überhaupt in einem rechtlosen Lande ohne Gewalt etwas ausrichten? Gegenfrage: Hat das Christentum sich etwa das römische Kaisertum durch Gewalt unterworfen? Durch Morde, Attentate und Drohbriefe? Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen — nur der Geist ist lebendig und unüberwindlich.

Die Aussprache in einem Parlamentssaale oder in der Presse ist nicht

das einzige, sondern nur das äußerlichste Mittel für eine Minorität, moralisch und geistig zu wirken. Die Erziehung der Herrschenden zum Gedanken einer Volksvertretung wäre nur durch eine tiefere ethische Bewegung möglich gewesen, die weniger „Marx“ und „Bakunin“ und mehr Liebe und persönliche Kultur verkörpert und verbreitet. Auch diese Bewegung hätte ihre Märtyrer gehabt, aber sie wären nicht umsonst gewesen, und die russische Kultur stände heute nicht so ratlos vor dieser furchtbaren Spaltung, bei der hüben und drüben gleich wenig Weisheit zu spüren ist.

Man sieht an diesem ganzen Schauspiel wieder einmal so recht deutlich, was die unselige Tragödie der französischen Revolution im Leben der Völker angerichtet hat. Was das erhabene Bild von der Passionsgeschichte Jesu Christi für die höhere Seite der menschlichen Natur, das ist das haßerfüllte Bild jener blutigen Orgie für die niedere, trotzige und brutale Seite unserer Natur. Aus dem großen Schlunde, in dem die französische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts versunken, dampft immer noch ein Schwefelgeruch, der überall in der Welt Herrschende und Beherrschte mit einem Haß, einer gegenseitigen Mißachtung, einer trotzigen Unversöhnlichkeit und Starrheit vergiftet, die alle friedlichen Lösungen aufs äußerste erschweren und verlangsamen.

Die ethische Überwindung und Reinigung dieses revolutionären Geistes wird die größte Aufgabe unseres Jahrhunderts und die Bedingung jeder höheren Kultur werden.



Wie ruht das Herz von Tages Mühn ...

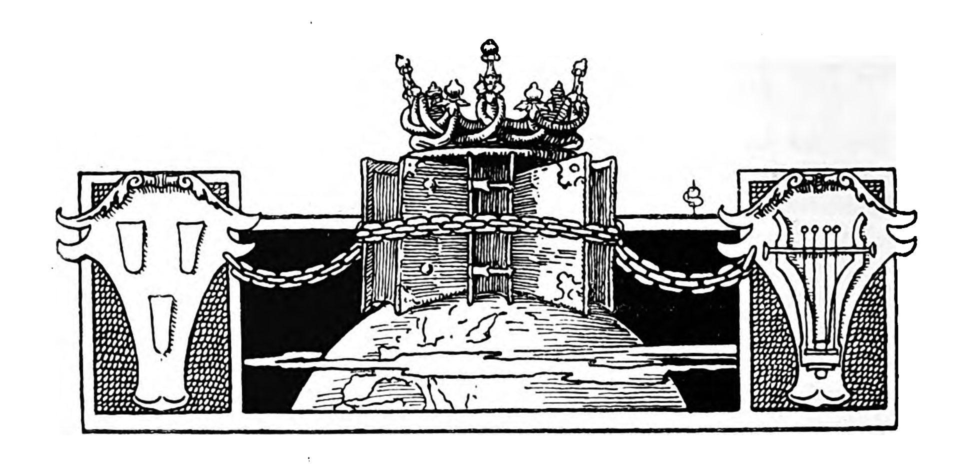
Von

Maurice von Stern

Wie ruht das Herz von Tages Mühn,
Wenn nachtberauscht die Wipfel wehn,
Wenn blau im Mond die Lande blühn
Und kühle Wasserkünste gehn!
In Fernen nur die Stimme schwebt
Der Geige, die so spät noch wacht.
Auch sie verstummt, hineingewebt
Ins Traumgespinnst der Sommernacht.

Und Gottes Atem endlich nur
In leisen Zügen kommt und geht.
Es perlt von Tau auf seiner Spur
Und rauscht, wie Wind in Blättern weht.
Die Seele spannt ihr Segel aus
Und treibt im guten Winde still,
Und treibt vielleicht bis früh nach Haus,
Wenn Gottes kühler Hauch es will.





Der Einzige und seine Liebe

Novelle von Timm Kröger

(Schluß)

Jochen hatte heute bei Gelegenheit mit der Handlung Paap & Co. ein gutes Geschäft geschlossen, er hatte im Adler gegessen, er hatte eine gute Zigarre geraucht, er hatte eine Flasche Wein getrunken, der Fuchs vor seiner Karriole, als er sich auf den Heimweg machte, war mutig und gut eingefahren. Als er durch die Königsstraße geknattert, hatte man rechts und links achtungsvoll gegrüßt: Jochen Riese war ausgezeichneter Laune.

Eben hatte er das Stadttor hinter sich, da holte er den mühsam daherstiefelnden Harder ein.

„Holla!" rief er. „Holla, Meister Rickers."

Er pfiff und zog die Zügel an, steckte den Peitschenstiel ins Futteral. Der Fuchs stand wie ein Baum.

„Harder", wiederholte er. „Bißchen mitfahren?" Er lachte dabei aus voller Kehle.

Harder stand still, ohne sich zu wundern, wie der Unglücksnachbar so plötzlich daherkomme. Er wunderte sich über nichts mehr. — Mitfahren wollte er nicht. Er dankte.

Jochen lachte noch immer, lachte ihm voll ins Gesicht.

„Was lachst du?" fragte Harder. Es war ihm wirklich unbegreiflich, wie heute jemand lachen könne.

„Ich bin vergnügt, Meister. Soll ich da nicht lachen? Wart nur, Nachbar. Morgen sollst du auch lachen. Morgen wollen wir alle lachen. Morgen."

„Jawohl, morgen! Gestern habt ihr mich im Stich gelassen, morgen werdet ihr das nicht tun. Es ist der zweite Termin, einen dritten gebe ich nicht."

Er zog seine Uhr.

„Es ist fünf Minuten nach vier. Morgen um diese Stunde, also vier Uhr, wünsche ich euch zu sehen. Meine Bedingungen sind die alten. Du brauchst nichts zu sagen, Harder! Ich weiß, daß ihr kommt — du und deine Fräulein Tochter — — die — — na die — —"

Er schüttelte heftig den Kopf, als wenn er den Namen suche und nicht finde.

„Nun, wie heißt sie doch gleich?"

„Katrien heißt sie", antwortete Meister Rickers demütig.

Jochen Riese mit dem feinen Ehrgefühl lachte wieder.

„Das ist ja auch wahr. Wie konnte ich das nur vergessen! Darüber erzürnten wir uns ja gerade. Tinchen darf ich nicht sagen — ‚Katrien Rickers ist mein Name.'"

Er ahmte des Mädchens Stimme nach und brach wieder in schallendes Lachen aus.

„Lach nicht!" bat der Alte. Es ging ihm wirklich durch Mark und Bein.

„Kannst du mein Lachen nicht leiden, Schwiegervater? Dann laß ich es selbstverständlich."

Er lachte nicht mehr; um so listiger verzog er den Mund.

„Was tut man nicht dem Vater seiner Braut zuliebe! Wir wollen nicht mehr davon reden, es gibt ja noch mehr, was interessiert. Zum Beispiel, Harder, warst — auf der Bank?"

Harder wurde kaum noch rot. Jochen wußte natürlich alles, es kam nichts mehr unerwartet.

„Ich war da", gestand er.

„Das find' ich nett, Harder! Ich sprach übrigens auch mal vor und freute mich, wie du schreiben kannst, Meister."

„Ich weiß, Jochen! Ich bitt' dich, schweig davon!"

„Du bist ein wunderlicher Heiliger, Nachbar. Nun kannst auch das nicht vertragen? Lachen soll ich nicht, von der Bank und von Wechseln willst du nicht hören? Was soll man denn eigentlich mit dir reden? Na, wollen's versuchen. Warst bei Peter Rank?"

Der Sprecher bog sich zu Harder hinüber, soweit es ging.

„Hast ihn besucht?" fragte er schmierig.

„Ja", antwortete Harder. Ihm war jetzt alles einerlei.

„Sehr vernünftig! Man kann nicht wissen, wo man noch mal sein Brot ißt. Wenn man's kennt, so gewöhnt man sich um so eher. Wie geht's denn dem ehrlichen Peter?"

Harder schwieg.

„Hat dir natürlich erzählt, daß Hans Holler der Schuldige ist. Er hatte ihm ja versprochen, ihm mit Bürgschaft zu dienen. Aber das Gericht hat gesagt, das seien Redensarten, das sei kein Versprechen, kein bestimmtes Versprechen, das allein vor dem Gesetz binde. Und selbst, wenn auch alles so wäre, haben sie gesagt, Fälschung bleibe Fälschung und werde mit Zuchthaus bestraft. Nicht wahr, das alles hat er dir erzählt? — Wieviel Jahr bekam Peter doch?" fragte er weiter.

„Viereinhalb."

„Viereinhalb, und erst drei vorüber. Noch ein und ein halbes Jahr, Tag für Tag in der Karre mit 'ner Kugel am Bein. Das würde uns nicht behagen. Was Meister? Aber da ist nichts zu machen. Und das müssen wir doch sagen, Meister. Verdient hat der ehrliche Peter seine viereinhalb Jahr redlich. Wohin soll's führen, wenn man sich nicht mehr auf eine Unterschrift verlassen kann? Das empfinden wir Geschäftsleute am ersten. Nicht wahr, Meister?"

Der Alte stöhnte.

„Schweig, Jochen!"

„Weshalb soll ich schweigen? Was bist du komisch! Das was Peter getan hat und was er zu verbüßen hat, das geht uns beide doch nichts an."

„Bitte, lieber Jochen, hör auf. Ich beschwöre dich bei deiner Seligkeit, ich beschwöre dich bei meiner Katrien!"

„Wenn du die Katrien anrufst, dann muß ich freilich still sein."

„Wir kommen morgen, du sollst nicht umsonst warten."

Harder war ganz zerknirscht.

„Das ist mir angenehm zu hören. Ihr sollt mir sehr willkommen sein. Dann ist ja alles gut. Und nun sei kein Narr, Schwiegervater, und steig auf! Wir fahren zusammen ins Dorf."

„Laß mich allein, Jochen! Ich bitte dich, ich flehe dich an. Ich kann nicht, ich kann nicht."

„Komischer Kauz! Dein Wille geschehe!"

Er nahm die Peitsche aus dem Futteral und lockerte die Zügel.

„Ja, alter Fuchs," redete er zum Pferd hinüber, „wir fahren allein weiter. Unser Schwiegervater kann heute noch nicht. Aber morgen kann er. Komm!"

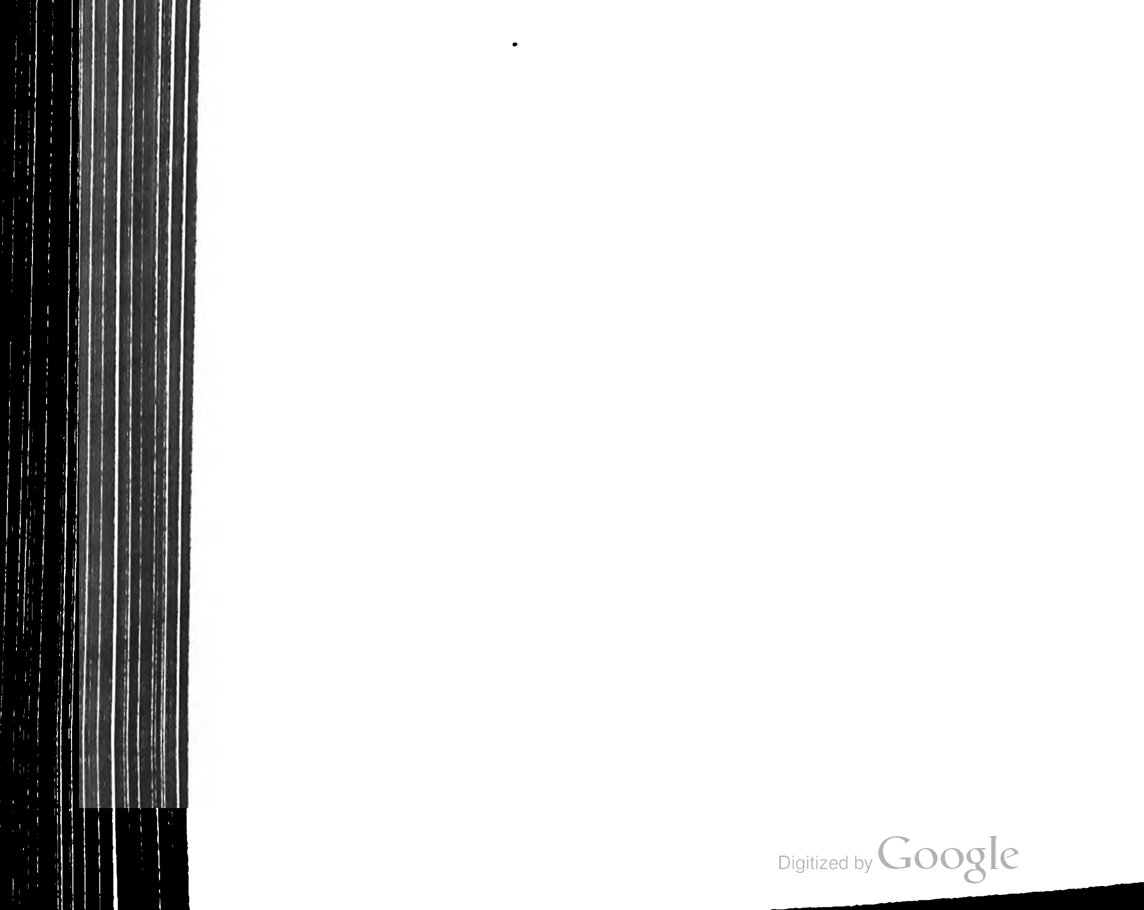
So rollte Jochen rasch davon.

Zwölftes Kapitel

Am folgenden Tag, punkt vier Uhr, wie Jochen es bestimmt hatte, ist dessen Verlobung mit Katrien Harders zustande gekommen. Mit all dem Pomp und all der Herrlichkeit, die er vorbereitet hatte, mit der ganzen Wucht, die er zur Bedingung gemacht hatte, anfangs und soweit er beteiligt war, auch mit der beabsichtigten Heiterkeit.

Eine Palme hatte sich freilich mit dem besten Willen nicht beschaffen lassen, aber sonst war der nach Lene und Heinrichs Ansicht wahnsinnige, auf Reolen und Bänken hinter dem Lehnstuhl des Hausherrn, gegenüber dem goldenen Wandspiegel aufgestellte Blumenhain fertig. Heinrich hatte einen Birkenbaum und eine Stechpalme hinzutun müssen. Sie sollten an Stelle der fehlenden Palme über dem Haupte des Siegers der Stimmung durch gelegentliches Rauschen nachhelfen.

Gerüchte kommen und entstehen und vergehen wie Federwolken in heißen Sommertagen.



Im Dorfe heißt es: Bei Harder Rickers ist was nicht in Ordnung, aber der Holzhändler wird alles in die Reihe bringen und die Katrien heiraten.

Was stürzen die Nachbarn ans Fenster?

Sie stürzen ans Fenster, weil die von dem Gerücht betroffenen Personen leibhaftig über die Straße gehen und beim Holzhändler einbiegen. Der alte Meister Rickers mit abstehenden grauen Spießern, Katrien jung und schön und blaß und bleich, aber wie ein Steinbild so ruhig und starr. Es scheint, als ob sie sich nach dem Kontor wenden wollen, aber Heinrich, der Knecht, der Mensch mit einem Gesicht halb Judas, halb Petrus, erscheint und redet auf sie ein. Da verschwinden sie über die Schwelle des Wohnhauses.

In Jochens bester Stube ist es gewesen. Jochen sitzt in seinem Blumen-, Birken- und Stechpalmenwald, besieht sich im Spiegel und findet ausnehmend Gefallen an sich und lächelt und lacht und ist freundlich und glücklich und steht auf und bietet die Hand, bietet beide Hände und heißt Vater und Tochter willkommen und sagt, daß er sich aufrichtig über ihr Kommen freue.

Und Katrien — sie bleibt kalt und ruhig und fängt an zu sprechen.

Es handle sich um eine Geschäftsangelegenheit.

„Nicht ein bißchen Herzenssache" — unterbricht sie Jochen. Er ist jetzt ein guter, aber ein völlig guter Kerl.

„Nichts für ungut", erwidert die Angeredete. „Ich weiß es nicht. Du, Jochen, magst es nehmen, wofür du magst. Ich kann in diesem Augenblick Geschäft und Herz nicht genau unterscheiden. Mein Herz ist etwas krank."

„Es wird schon wieder gesund werden", tröstet der gute Kerl.

Katrien ist eine redende Bildsäule.

„Ich habe dich einstmals beleidigt, ich habe dich treulos und bübisch genannt, ich habe dir Herz und Gemüt abgesprochen. Ich habe dir unrecht getan, ich bitte dir alles ab. Du hast es vorausgesagt, es trifft ein, es wird alles eintreffen, was du prophezeit hast."

„Das freut mich", sagt Jochen.

„So komm' ich ..." sie zögert einen Augenblick, fährt dann aber unbewegt fort — „so komme ich denn mit meinem Vater, dich zu bitten, mich zu deiner Frau zu machen."

Dem Holzhändler lacht das Herz im Leibe. Er will auch mit dem Gesicht, mit dem Mund, mit seinem großen Kehlkopf lachen, wie er sonst lachen tut, er will über seinen Sieg lachen, er will über das Lächerliche des ganzen Vorgangs lachen, er will aber auch gemütlich und gutmütig lachen, um seiner Braut über diese nun mal von ihm beschlossene, daher unabänderliche Demütigung hinwegzuhelfen, aber er lacht doch nicht. Seine Braut ist eigentümlich bleich und ernst. Er sucht sein Bild und ihr Bild im Spiegel, aber auch dort wird ihm nicht das erlösende Lachen. Denn auch im Spiegel ist sie ein Bild mit erloschenen Marmoraugen.

Er antwortet daher ganz angemessen und ganz ernst.

„Recht gern heirate ich dich. Das ist ja immer mein höchster Wunsch gewesen, Katrien.“

„Mein guter Jochen,“ erwiderte die Steinerne, „du mußt Tinchen sagen, mein liebes Tinchen!“

„Mit großem Vergnügen mache ich dich zu meiner Frau, mein liebes, geliebtes Tinchen. Ist es so recht?“

„So war es recht.“

„Was ich noch fragen wollte, liebes Tinchen, liebst du mich?“

„Aus reiner Neigung und aus tiefem Herzensgrunde. Warum sollte ich dich nicht lieben! Du bist ja der beste und edelste Mensch von der Welt. Du meinst es ja mit allen Menschen gut.“

„Wahr ist es schon. Aber es ist doch wohl mehr, als ich verdiene.“

„Nicht doch, Geliebter. Du verdienst eine bessere Liebe, als ich dir gewähren kann. Komm in meine Arme!“

Als Jochen Riese von Katrien Rickers den Bräutigamskuß erhielt, — das war ein Vorgang im Blumenhain, der einfach als rührend bezeichnet werden kann. Es schwebte aber auch der Geist der Erhabenheit über den Blumentöpfen, über den Birkenreisern und über der Stechpalme.

Wie es kam, ... gleichviel ... aber es war etwas da, das die Bäumchen des Blumenhains schüttelte. Darob schlugen die Zweiglein knisternd und raschelnd zusammen. Andre Ohren als die von Jochen Riese hätten andre Lieder gehört; dem großen Holzhändler aber erklang es wie Lorbeergetuschel ungetrübter Siege.

Dreizehntes Kapitel

Es gibt eitle Leute, die sich bescheiden geben, im geheimen aber von einem brennenden Ehrgeiz verzehrt werden. Und es gibt eitle, selbstgerechte Menschen, die es jedem sagen, wie vortrefflich sie sind. Diese Offenheit steht mit einer gewissen kindlichen Gemütsanlage in Verbindung, die eine Freude daran hat, andern Leuten gegenüber sich als Wohltäter auszuzeichnen.

Sie können grausam sein, diese Leute, wenn es ihre Ruhm- und Ehrsucht mit sich bringt. Vor allen Dingen soll der Gegner sich demütigen. Hat er das getan, so hört er auf ein Gegner zu sein. Dann ist er nur noch ein Armer, ein Unterdrückter, ein Schutzbedürftiger. Da wird sofort die Seite des wohltätigen Beschützers und des Grandseigneurs hervorgekehrt. Aber das geschieht offen, protzend und eitel. Denn da diese Leute nun mal als Protzen geboren sind, so protzen sie auch mit ihrer Gesinnung.

Die Demütigungsszene war glatt vonstatten gegangen. Nun war Jochen Riese der Grandseigneur.

„So, Schwiegervater,“ sagte er, „nun wollen wir das Geschäftliche ordnen. Du gehörst nun zu meiner Familie. Wie ein Sohn will ich an

dir handeln. Heute sollst du Jochen Riese kennen lernen, wie er eigentlich ist. Siehst du, Vater, ich habe eine harte Hand. Ich hab' aber auch eine weiche."

Er legte eine dicke Brieftasche auf den Tisch und entnahm daraus ein Papier.

„Kennst du's? Besieh es genau! Hier steht mein Name ‚Joachim Riese' quer über dem Wechsel, aber nicht von mir geschrieben. Ich habe ihn heute früh eingelöst."

Er nahm den Wechsel in die Hand und faßte das Papier in der Mitte, um es zu zerreißen.

Darauf Katrien: „Halt!"

„Warum, Liebe?" fragte Jochen und lächelte glücklich. „Nein," sagte er, „einhalten, wenn es gilt, ein gutes Werk zu tun, das tut Jochen Riese nicht. Sieh, Jochen Riese macht das so — Ritsch! — Ratsch! Er ist nicht mehr, er ist niemals gewesen."

Die Fetzen flogen in den Papierkorb.

„O ... O!" — seufzte Katrien.

Jochen Riese hielt es für ein Weibergestöhne, das nichts zu bedeuten habe. Er sah in den Spiegel, sein Bild gefiel ihm.

„Ich habe auch meine Ehre" — sagte er stolz. „Ich hab' es versprochen, ich hab' es gehalten; ich heiße Jochen Riese."

Ein Seitenblick ging wieder nach dem Spiegel.

„Und nun, Vater, zu dem andern. O, je, o je" ... seufzte er und tat komisch und kratzte den Kopf. „Was hast du dir da einen Posten zusammengeschnorrt. ... Hier ... zuerst Partsch & Ehrich ... vertrauenerweckende Leute ... hartgesottene Wucherer. Ich hab' ihnen die Hölle ordentlich heiß gemacht. Und es hat sich gelohnt. Vierzig Prozent haben sie gestrichen, aber betrogen sind sie sicherlich nicht. Und hier Meier & Wolf leihen auch auf Wechsel, sind aber doch ein gut Teil anständiger. Bei denen hab' ich mich aufs Bitten gelegt ... fünfundzwanzig haben sie abgelassen, und haben doch noch ganz gewiß einen hübschen Rebbes. — Und hier die Rechnungen."

Als Jochen sie aus der Brieftasche zog, wurde sie recht dünn.

„Die von Paap ... von Hansen, ... von Molzen ... von Lubeseder ... alle quittiert ... alles ehrliche Forderungen für gelieferte Waren. Die haben ihr Geld selbstverständlich ohne Abzug erhalten."

Jochen griff wieder nach der Tasche.

Da rief Katrien, und ein heftiges Rot färbte das Marmorgesicht.

„Jochen, lieber Jochen. ... Zum erstenmal nenne ich dich so mit ein wenig Aufrichtigkeit und nicht, wie erst, Komödie spielend. Ich bitt' dich, Jochen, hör auf — es sprengt mir das Herz!"

Er verstand sie wieder nicht.

„O nein, Katrien," sagte er — „da sei ruhig, es wird mir nicht zuviel. Wir behalten noch ..." lachte er — „sei nur ganz ruhig."

Er schwelgte förmlich in Selbstlosigkeit. Es flog etwas über die ungeschlachten Züge des Mannes mit dem feinen Ehrgefühl, das wie Glück, wie überirdisches Glück aussah. Palmen rauschen über dem Scheitel und Lorbeeren in den Locken! Wenn sie auch nicht da waren, er hörte sie, und wenn ihn auch keine Lorbeeren schmückten, ihr Getuschel lag ihm im Ohr. Er war nun ganz auf der Höhe, der Spiegel sagte es ihm, es handle sich aber noch um einen tüchtigen Trumpf.

Das letzte Papier zog er aus der Tasche. Nun war sie ganz dünn und faltig.

„Seht her!" — sagte Jochen. „Hier ist mein Kontrakt, den ich mit meinem Schwiegervater abschließen will. Ich übernehme den ganzen Kram, ich übernehme ihn mit ‚Schuld und Unschuld'. Und die Kate soll dir, solange du lebst, verbleiben, als ob du freier Eigentümer wärst. Ich setze dir einen Altenteil aus — du darfst jeden Tag Braten essen und Weinsuppe, soviel du magst" (Jochen lachte, aber genügsam lachte er über seinen Witz). „Und auf meiner Holzhandlung soll dein Altenteil eingetragen werden, du darfst selbst sagen, wieviel du gebrauchst. Dir, lieber Vater, soll es gut gehen, selbst wenn es mir mal schlecht ginge. — Nun?"

Jochen sah den Alten an und Katrien an, und wieder den Alten, und nochmals Katrien.

„Nun, was sagt ihr? Ist Jochen Riese ein guter Kerl oder ein schlechter?"

Über Harder kam es. Es übermannte ihn. Vor Rührung konnte er nicht reden, er konnte nur einzelne Worte herausstoßen. So sehr lag ihm der Krampf in Kinn und Rachen.

„Ein ... gu ... guter ... ein ... herz ... ein herzensguter ..." würgte er.

Aber Katrien legte ihrem Bräutigam die Hand auf die Schulter.

In tiefer Bewegung.

Auch in ihrem Gesicht ein verhaltenes, krampfhaftes Aufschluchzen.

„Nicht weiter, Jochen. Ich wollte es schon mal sagen, aber du hast mich nicht verstanden. Ich will dir was sagen, ich will dir was abbitten, bevor es zu spät. Das andere, das war ja nur Eulenspiegelei, weil du es so wolltest. Aber das, was ich jetzt sage, kommt aus aufrichtigem Herzen. Ich habe zwar immer gewußt, daß der gut aufgehoben ist, der es über sich gewinnt, sich dir und deinem Willen zu unterwerfen. Aber ich hab' doch auch in dem Punkt zu gering von dir gedacht. Daß du so großartig gut sein könntest, das hab' ich nicht gewußt."

Jochen Riese lachte.

„Siehst du wohl, Tinchen! Habe ich nicht immer gesagt, wir würden uns finden?"

Er lachte wieder so, wie ein guter Mensch über eine gute Tat lacht.

„Lach nicht so laut!" bat Katrien. „Dein Lachen geht mir durch und durch, ich kann es nicht ertragen. Sie ist so furchtbar ernst, diese

Stunde. So, Jochen, wie du es verstehst, habe ich es nicht gemeint. Ich wollte dir ein gutes Wort sagen, bevor ich gehe. Denn wisse, in wenigen Stunden wirst du sagen, ich habe dich betrogen."

„Du mich betrogen? Du gehen? Wie sollen wir das verstehen? Willst nach Amerika? Nein, Katrien, da wird nichts aus. Ich lass' dich nicht. — Wir lassen sie nicht, nicht wahr, Harder?"

Katrien war totenbleich. Sie griff sich krampfhaft nach dem Herzen. Dann legte sie die Arme ihrem Vater sanft um den Hals. Und küßte ihn.

„Guter Vater, dich geht's zuerst an, dir tu' ich das größte Weh."

Sie löste ihre Arme und gab Jochen die Hand.

„Auch von dir möcht' ich in Frieden gehen. Auch dich, Jochen, bitte ich um Vergebung. Ich geh' von euch."

„Von uns? Wohin? Was soll das heißen?"

„Ich geh', weil ich Gift genommen habe und nur noch wenige Stunden lebe."

Vierzehntes Kapitel

Heinrich jagte ein Pferd tot nach dem Doktor. Das half alles nicht: Katrien starb. Und wurde von Jochen mit großem Pomp begraben.

Das war seine letzte Protzerei. Er wurde ruhig und still. Dem alten Rickers hielt er sein Wort.

Abends saß er in seinem Kontor und rechnete und träumte. Wer über den Holzhof ging, sah ihn, grell von der Lampe beschienen.

„Unser Wirt," redete ihn eines Abends sein Hausknecht — es war nicht mehr Heinrich — an, „wollen Sie nicht lieber die Vorhänge zuziehen? Es schleicht hier immer ein Mensch herum und sieht und starrt hinein. Und er hat was bei sich, ich weiß nicht, ist es eine Flinte oder ein Stock."

„Wirt ... da ist er wieder ..."

Der Knecht bückte sich nach dem Fenster.

„Da beim Heck," flüsterte er, „nun beim Pfahl, da geht er um die Ecke."

Es dämmerte, aber nach der Torfahrt konnte man doch hinsehen. Da ging es wie ein Schatten. ... Eine dunkle Gestalt ging über den Hof.

„Ach was, Peter! Mich machst du nicht graulen. Was kann das sein ...! Ein wilder Fußsteig führt von der Försterei über unsern Hof. Der Hegereiter hat einen neuen Gehilfen bekommen. Was meinst du, sieht der Mann anständig aus?"

„Anständig? ... Ja ... das kann man nicht anders sagen. Er ist gut im Zeug ... und scheint nicht alt. ... Aber einen Bart hat er ... so ... so ... lang."

Peter zeigte eine Viertelelle tief auf seine Weste.

„Seinen Bart fürcht' ich nicht. Es wird ein neuer Forstwart sein. ... Laß den Mann ruhig gehen! Mein Holzhof ist keine beste Stube, der kann einen fremden Schritt vertragen."

Es wurde dunkler, der Holzhändler saß noch immer bei unverhängten Fenstern. Und rechnete?

Nein, rechnen tat er heute nicht. Er dachte an seine Schuld und an die starren, unerbittlichen Züge der Totenmaske. Ob er das Bild der steinernen Anklage wohl jemals vergessen werde?

Joachim Riese, der Einzige, war nicht wieder zu erkennen. Er grübelte, und er grämte sich. Er träumte mit offenen Augen, er merkte auch nicht, daß er nicht mehr allein war.

„Jochen! —" weckte ihn eine Stimme.

Ein Wettergebräunter stand vor ihm, ein Mann mit dichtem Haar und vollem Bart. Er hatte etwas in der Stubenecke auf den Tisch gelegt, Jochen sah nicht, was es war. Der Mann wollte wild aussehen, sah aber nicht wild aus. Es lag zuviel Ehrlichkeit in seinen Augen.

„Kennst du mich?" fragte der wilde, der ehrliche Mann.

„Du kennst mich also nicht mehr. Ich heiße Reimer, ich bin ein Schneidersmann. Einstmals dein Jugendfreund, jetzt dein Feind. Du hast mein Glück gemordet."

„Ah!" sagte der Holzhändler. „Das freut mich, Reimer, daß du kommst. Du kommst doch, mich zu töten."

Beide sahen sich stumm in die Augen.

„Wie soll ich's nehmen?" brach Reimer das Schweigen. „Du spaßest vielleicht, aber so viel ist richtig: seit Tagen schleiche ich hier herum, um dich wie einen Hund niederzuknallen. Aber ... nun ... ich hatte nicht das Herz. Zum Mörder reicht es bei mir nicht. Ich bin entweder zu gutmütig oder zu feige. Es liegt wohl in meiner Natur."

Jochen lächelte.

„Ja, Reimer! So geht's, wenn man seinem eignen Willen einen fremden Willen aufpfropfen will. Mir wär's schon recht und dienlich gewesen. Aber deinetwegen, Reimerchen, ist es gut, daß du nicht das Herz fandest. Du kennst die Gesichter der Toten nicht, die auf dem Kirchhof liegen. ..."

Die Prahlstimme des Holzhändlers wurde ganz gedämpft und ganz leise.

„Wenn man nämlich schuld dran ist, daß sie dort liegen. Ich trag' so ein steinern Gesicht mit mir herum. Je dunkler es um mich ist, um so ernster und drohender blickt es. Deshalb muß ich es ja immer hell um mich haben. Deine Flinte, Reimer, war für mich ganz gut. Es fragt sich aber, ob auch für dich. Mich hätte sie vielleicht von meinem Gesicht befreit, dafür hättest du ein andres gehabt, guter Junge; für dich ist es gut, daß du nicht den Mut hattest."

Reimer verwunderte sich je länger je mehr. Was war aus Joachim Riese geworden?

„Ja," sagte er, „wenn es so steht, wenn die Toten selbst ihre Sache führen, dann habe ich hier nichts mehr zu suchen."

Er wollte gehen und suchte nach dem in der Ecke niedergelegten Ding.

Joachim aber war ihm zuvorgekommen. Er wog es in der Hand und schlug damit klatschend gegen seine Waden.

„Sieh da, eine Peitsche für Dackel und Hühnerhund, wie sie ein Jäger in der Wildtasche trägt. Bei Bratenahl & Jensen gekauft. Ganz neu. Man handelt bei Bratenahl & Jensen gut und billig. Was, Reimer? Die hab' ich wohl kosten sollen, weil der Mut zum Gewehr nicht langte."

Jochen Riese lächelte.

„Ja", gestand Reimer. „So ungefähr stimmt's. Aber ich seh', es ist nicht mehr nötig. Bei mir reicht's auch wohl nicht zum Büttel."

„Schade um den Gedanken, Reimer!"

Jochen wog das zum Zuschlagen lüsterne Ding in der Hand.

„Drei, vier Streiche ... nein, was sag' ich ... dreißig, vierzig damit von deiner Hand in mein Gesicht ... mein Blut an die Wände ..! Das wäre eine Wohltat."

Jochen drängte ihm das Instrument in die Hand.

„Tu es, Reimer! — Füg mir Schmerz zu ... schneidendes körperliches Weh. Es wird Arznei für meine Seele sein."

„Wunderlicher Mensch!"

„Du willst nicht, du kannst nicht? ... Nein, du kannst wirklich nicht. Deine Seele ist immer weich gewesen und sie ist weich geblieben. Nun, so tu ein Ganzes und vergib mir! Vergib mir so recht von Herzen, dann wird ihr Bild freundlichere Züge annehmen. Wir sind ja Schicksalsgenossen, Reimer. Du hast sie geliebt, wie es deine Natur ist, so, wie vielleicht die Engel lieben. Ich war mit andrer Seele in die Welt gestellt, und ich hab' auf meine Art geliebt. Das war eine andre Liebe, die Menschen wollen sie vielleicht gar nicht für Liebe gelten lassen. Aber Liebe war es doch. Vergib mir, Reimer!"

Der Schneider im Bart wußte nicht, was er sagen sollte.

„Ich kann nicht, Jochen!" kam es aus schwerer Brust. „Das Gesicht der Rache ist dahin, und auch der Haß. Hassen kann ich eigentlich gar nicht. Aber vergeben ... so ganz aus Herzensgrund vergeben, daß kein Gran von Groll zurückbleibt? Ich hoffe, ich glaube, es wird die Zeit kommen, wo ich auch das vermag. ... Aber heute ... jetzt ... ich kann es nicht. Laß mich gehen!"

Der Holzhändler streckte die Hand aus. Reimer Stieper sah es nicht oder tat doch so.

„Gute Nacht!"

Und hart fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.





Das „Christus-Problem"

Auch die Wissenschaft hat ihre Seeschlangen. Probleme absonderlicher oder tief verworrener Art, die von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel hervortauchen, eine Weile die Köpfe beschäftigen, um dann wieder ins Meer der Vergessenheit hinabzusinken, ganz wie jene fabelhaften Ungeheuer, von denen in der heißen Sommerszeit die Spalten der Zeitungen erzählen. Und auch das haben beide Arten von Seeschlangen miteinander gemein, daß sie, genauer betrachtet, der Gattung der Tintenfische angehören. Die Quadratur des Kreises und das Perpetuum mobile sind dahin zu rechnen. Wie vielen haben sie im Laufe der Jahrhunderte die Köpfe verdreht! Aber auch die Geisteswissenschaften können mit ähnlichen Problemen aufwarten. Nur daß sie da meist die Form von Dematerialisationen annehmen und (spiritistisch zu reden) Geister verschwinden lassen, die man vorher für sehr konkreter Natur gehalten hatte. Shakespeare unter den Dichtern, Rembrandt unter den Malern, die sich von Zeit zu Zeit unter der Hand eines geschickten literarischen Zauberers in blauen Dunst und Nebel auflösen, wissen davon zu erzählen. Nun hat einen noch Größeren denn sie das gleiche Schicksal betroffen. Nicht zum ersten Male, aber heuer mit besonderer Gründlichkeit. Der Bremer Geistliche A. Kalthoff hat in zwei Schriften: Das Christus-Problem und Die Entstehung des Christentums (beide Leipzig, E. Diederichs, 2 Mk. und 3 Mk.), zu denen noch unter dem Titel: Was wissen wir von Jesus? (Verlag „Renaissance", 50 Pfg.) eine Replik gegen Boussets gleichnamige Gegenschrift (Halle, Schwetschke, 1 Mk.) kommt, den Versuch gemacht, die Person Jesu ganz aus der Geschichte zu streichen und die Entstehung des Christentums aus der Aufwärtsbewegung des jüdischen Sklavenproletariats in Italien zu erklären. In die alten kommunistischen und internationalen Genossenschaften (Thiasen), eine der verbreitetsten damaligen Vereinsbildungen, dringen jüdische, messianische Hoffnungen und Erwartungen ein. Unter ihrem Einfluß tritt an Stelle der Heroen, die als Schutzgötter von den Thiasen verehrt wurden, Christus, d. h. der Messias, als religiöser Brennpunkt der Vereine. Der Kampf dieser Bewegung gegen die geschlossene Einheit des römischen Reiches wird dann später, zum Teil erst im

dritten Jahrhundert, in den Evangelien nach Art der jüdischen Apokalypsen als Lebensgeschichte einer erdichteten oder an sich historisch unbedeutenden Persönlichkeit, eines Jesus von Nazareth, erzählt. Die Bücher des Neuen Testamentes sind also „nicht Urkunden der Geschichte eines Individuums, sondern der einer sozialen Bewegung“. Die Leidensgeschichte ist z. B. Nachhall der ersten großen Christenverfolgung unter Trajan; unter Pontius Pilatus verbirgt sich der jüngere Plinius, der zuerst eine rechtliche Entscheidung über das Verfahren gegen die Christen herbeiführte; Petrus ist eine Personifikation der römischen Gemeinde; in Judas hat sich der Abscheu gegen die angeberischen Delatoren verkörpert; die Besessenen sind utopistische Kommunisten, die die gesundende Bewegung abstößt, etwa wie heute die Sozialdemokratie die Anarchisten; die Auferstehung ist die freudige Kunde von dem Bestehen der ersten Feuerprobe. So werden alle Erzählungen der Evangelien umgedeutet. Selbst das dem unmittelbarsten Gefühlsleben entsprungene Wort Jesu an die Kinder wird in Beziehung gesetzt zu der römischen Kinderversorgung und Erziehung unter Trajan.

Man könnte versucht sein, A. Kalthoffs Bücher nach diesen abenteuerlichen Aufstellungen einfach beiseite zu legen, trotz der Sensation, die sie in manchen Kreisen augenscheinlich erregt haben. Wer dadurch „in seinem Glauben erschüttert wird“, an dessen „Glauben“ ist nicht viel zu verlieren gewesen. Also auch hier keine breite Auseinandersetzung mit Kalthoff. Türmerleser, die sich für diese Probleme interessieren, darf ich vielleicht an den Aufsatz „Was wissen wir von Jesus?“ im Türmer-Jahrbuch von 1903 erinnern. Aber nach einer andern Seite lohnt es sich, die Arbeit von Kalthoff näher zu betrachten, nämlich auf die verschiedenen geistigen und wissenschaftlichen Strömungen hin, die sich in ihm in sehr eigenartiger Weise vereinigen und uns dadurch einen interessanten Einblick in die gegenwärtige Lage geben.

Nur kurz sei dabei seine philosophische Grundanschauung gestreift, seine heftige Polemik gegen alle Heldenverehrung. „Das Individuum, auch das Genie ist kein Mirakel, es ist naturgesetzlich und gesellschaftlich bedingt.“ Die großen Männer restlos in den gesamten kulturellen und sozialen Lebensprozeß einzugliedern, sei Aufgabe des Historikers. Diese Anschauung ist nicht die meine, aber ihre Bedeutung für die vorliegende Frage wird von K.s Gegnern übertrieben. Sie macht K. wohl geneigt, die Einflüsse bedeutender Persönlichkeiten herabzusetzen, aber sie kann doch nicht Tatsachen aus der Welt schaffen. K. würde danach z. B. Luther als ein Produkt seiner Zeit erklären, aber es würde ihm doch nicht einfallen, den Thesenstreit, den Reichstag zu Worms usw. einfach für Legenden zu erklären. Wir müssen stärkere Faktoren suchen.

Da fällt weiter ins Auge seine entschiedene Abneigung gegen allen Historizismus. Er will nicht „die Gegenwart an einen Pflock der Vergangenheit binden“. Die „vorwärtsdrängenden, prophetischen Kräfte des Lebens“ sollen entfesselt werden. Dem Christentum werde seine Zukunftsmöglichkeit abgeschnitten, wenn „die Frage: Was war? in den Mittelpunkt des Christentums gestellt wird, statt der anderen, größeren, christlicheren: Was soll sein? was wird werden?“ Dieses frische Eintreten für das Recht des Lebens gehört zu den sympathischen Zügen des K.schen Buches. Er legt den Finger auf eine brennende Wunde. Unsere ganze Theologie ist in Gefahr, eine rein geschichtliche Wissenschaft zu werden. Der historische Kopf, um eine treffende Bezeichnung von Lichtwark zu gebrauchen, der rückwärts schaut, überwuchert den nach vorn gerichteten politischen Kopf. Freilich schlägt Kalthoffs Neigung zum Radikalismus dabei

tüchtig über die Stränge. Bei allem Drängen in die Zukunft, die Vergangenheit ist nicht tot, weder im Einzel- noch im Völkerleben. Wir sind alle von gestern, können nicht los von der Überlieferung, weil wir selbst Überlieferung sind, müssen dankbar sein, wenn wir uns ein mäßiges Stück Ellbogenfreiheit verschaffen. Die wollen wir uns aber nicht nehmen lassen. Ins Christ-Kirchliche übertragen: Nicht der historische Jesus, sondern der auferstandene, lebendige Christus ist der Herr seiner Gemeinde, aber der Ewige wächst aus dem in die Zeit eingegangenen Jesus von Nazareth heraus.

Damit sind wir an dem entscheidenden Punkt der Kalthoffschen Streitschriften angelangt. Durch alle seine Ausführungen, am meisten durch die Replik gegen Bousset, geht ein ehrlicher Haß gegen die moderne Theologie und ihre Bemühungen, von dem Christus der Bibel zum geschichtlichen Jesus von Nazareth vorzudringen. Kein Wort ist ihm zu hart, kein Spott zu scharf gegen diese „Epigonen" mit der „Kunst der virtuosen Sophistik". Wie kommt K. zu diesem Urteil, er, der doch selbst von diesen Liberalen ausgegangen ist? Es ist so unverständlich nicht, wenn man in die modernen Leben-Jesu-Arbeiten hineinsieht.

Der Geschichtschreiber sucht zu den Quellen vorzudringen, und es ist selbstverständlich, daß er an diese Quellen nicht mit naivem Vertrauen, sondern mit kritischem Sinne herangeht. Dieser Kritizismus, der nie und nirgends fehlen darf, wo es sich um wissenschaftliche Arbeit handelt, ist in unserer Theologie den Schriften des Neuen Testamentes gegenüber zum Teil zum Skeptizismus geworden. Man lese z. B. die außerordentlich übersichtliche und allgemeinverständliche Darstellung W e r n l e s über d i e Q u e l l e n d e s L e b e n s J e s u (Religionsgeschichtliche Volksbücher I, 1. Halle, Schwetschke, 40 Pfg.). Da wird bei der Behandlung der Evangelien jede unleugbar vorhandene und nicht zu vertuschende Differenz zu einem unüberbrückbaren Gegensatz gestempelt, jede Möglichkeit eines Irrtums zur Wahrscheinlichkeit, jede persönliche Färbung zu einer starken Übermalung, jede Übereinstimmung im Wert herabgesetzt, weil aus gemeinsamer Quelle geschöpft, jede Verschiedenheit, z. B. bei den Worten am Kreuz, Beweis späterer erdichteter Zusätze, jede Schwankung zu voller Unsicherheit. Die Schwierigkeiten werden geradezu gehäuft, und dann heißt es mit einem Male: „Die Hauptsache ist, wie Jesus Gott, die Welt, die Menschen angeschaut hat, und wie er die Hauptfrage beantwortet hat: Worauf kommt es an vor Gott? ... Kein Mensch auf der Welt kann sagen, es sei unsicher oder dunkel, wie Jesus über diese Hauptsache gedacht hat, die uns noch heute Hauptsache ist." Da hat Kalthoff allerdings nicht unrecht, wenn er im Hinblick auf solche und ähnliche Erscheinungen auf die Unvereinbarkeit der Unsicherheit des Fundaments und der Zuversichtlichkeit der Schlüsse hinweist. K. mit seinem radikalen Temperament — sein ganzes Buch ist im Grunde der beste Beweis für den bedeutenden Einfluß, den gerade die wunderbare Mischung der Kräfte in der Individualität ausübt — greift daraufhin natürlich zum Extrem. Er eignet sich die Vordersätze der modernen Theologie an, treibt sie noch auf die Spitze und erklärt in immer noch recht anfechtbaren Schlußfolgerungen: Also ist die ganze Überlieferung von Jesus unsicher, also wissen wir nichts von ihm, also ist seine Persönlichkeit überhaupt nebensächlich. Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit, nämlich, daß die Quellen für das Leben Jesu zuverlässiger sind, als es der heutige wissenschaftliche Betrieb zumeist wahr haben will, der von der Schwierigkeit des literarischen Problems, das unsere Evangelien bieten, zu schnell auf ihre geschichtliche Unzuverlässigkeit schließt. Und es ist interessant

zu beobachten, wie Bousset, halb wider seinen Willen, diesem zweiten Standpunkte zugetrieben wird. Für Kalthoff sind diese Symptome natürlich nur „apologetische Fechterkunststücke“.

Wie steht es nun aber mit unserer Kunde von Jesus und mit ihrer Zuverlässigkeit? Ein Gleichnis mag die Antwort geben. Ingenieure hatten eine neue Brücke gebaut, ein Wunder der Hochbautechnik. Auf ragenden Pfeilern, in kühnen, luftigen Bogen schwebte sie hoch über dem breiten Fjord. Als sie dem Verkehr übergeben wurde, verbreitete sich bald ein banges Gerücht: Die Brücke ist nicht sicher, sie steht nicht fest, sie schwankt. Einige spotteten darüber, aber Augenzeugen hatten es gesehen und Insassen des Zuges deutlich verspürt; es war nicht zu leugnen, die Brücke schwankte. Darauf große Erregung, und die Presse forderte, die Brücke sollte abgesperrt und abgetragen werden. Die Ingenieure aber lachten und wiesen nach, ein Bauwerk von solchen Dimensionen müsse schwanken, kein Mensch könne das ganz fest bauen. Aber diese Schwankungen, die im übrigen bereits von vornherein in Rechnung gezogen seien und dauernd sorgfältig beobachtet würden, beeinträchtigten nicht die Sicherheit der Brücke. Die Aufregung hat sich seitdem gelegt. Täglich fahren zahlreiche Züge über unsere Brücke. Ängstliche Gemüter empfinden ein leises Gruseln, wenn sie das Schwanken verspüren, aber trotzdem hat noch keiner auf den Gebrauch der Brücke verzichtet.

So ist es auch mit dem Leben Jesu. Wo Menschen tätig sind, ob mit der Hand oder mit dem Geist, da gibt es Irrtümer und Fehler. Nichts Irdisches ist unfehlbar, selbstverständlich auch die Bibel nicht. Aber was macht's, ob hier ein Wunder übertrieben oder hinzugesetzt, dort eine Erzählung aus dem Zusammenhang gerissen ist oder einige Worte eine veränderte Färbung erhalten haben. Die Fundamente dieses Lebens liegen in den Evangelien fest. Kommt es aber darauf an, diesen Schriften mit wissenschaftlicher Arbeit zu nahen, so wird die moderne Theologie trotz ihrer von K. mit dem Scharfblick der Gegnerschaft erkannten Schwächen immer noch zuverlässigere Ergebnisse erzielen als der Bremer Geistliche, der aus dem Jesus der Evangelien und Nietzsches Zarathustra und Stirners Einzigem ein eigentümliches Bild zusammenwebt.

* * *

Ein Verdienst hat Kalthoff aber doch, nämlich den erneuten energischen Hinweis auf die sozialen Beziehungen, in die bereits die älteste Christenheit verflochten ist. Nicht als ob er sehr viel neues Material brächte. Er hätte auch ruhig darauf hinweisen können, daß das antike Vereinswesen bereits mehrfach von der deutschen und englischen Theologie zum Verständnis des Neuen Testaments und des Urchristentums herangezogen ist. Aber es ist der Ton, der die Musik macht. Es ist doch etwas anderes, ob diese sozialen Momente gelegentlich mit verwendet werden oder ob ihnen eine wichtige oder gar wie bei Kalthoff ausschlaggebende Rolle zuerkannt wird. Das letztere wird weit mehr geschehen müssen als bisher. Da schildert z. B. E. von Dobschütz die urchristlichen Gemeinden (Leipzig, Hinrichs, 6 Mk.). Mit reichem Material, in sehr geschickter Form, nur etwas redselig, entwirft er sittengeschichtliche Skizzen aus dem Leben der ältesten Christenheit. Und doch, trotz aller Gewandtheit der Darstellung, bekommt der Leser kein recht greifbares, plastisches Bild von diesen kleinen Klubs oder besser Konventikeln, in denen Freie und Sklaven, Männer und Frauen miteinander tagen, und von dem ganzen sozialen Milieu, in dem sie leben. Man versteht nicht recht, wie einzelne der erwähnten

Persönlichkeiten (z. B. 1 Korinth. 5) überhaupt in diese Gemeinden hineingekommen sind. Das wird anders, wenn man an die damalige gärende soziale Atmosphäre denkt, an das Anschlußbedürfnis, das zumal in großen Städten bei den aus ihren natürlichen Kreisen herausgerissenen, vereinzelten Menschen sehr stark sein mußte. Gar mancher mag in diese ersten Gemeinden durch zufällige Beziehungen hineingekommen sein, weil er sie für einen Verein hielt wie andere auch, für eine Genossenschaft mit besonders stark ausgeprägtem Solidaritätsgefühl, wohl geeignet, ihm einen sozialen Halt zu geben. Nach dieser Seite ist noch viel zu arbeiten, wenn wir ein klareres Bild der ältesten Christenheit bekommen sollen. Man versuche nur einmal, die Gemeinde zu Korinth mit historischer Treue, nicht in der Art der vielbeliebten Kanzel- und Roman-Phantasiebilder, sich vor Augen zu malen. Das ist gar nicht möglich ohne eine gründliche Heranziehung der sozialen, meinethalben auch kommunistischen Strömungen des Altertums.

Aber eine andere Frage ist, ob, wie K. will, mit diesem sozialistischen Zug der keimkräftige Kern und das Wesen des ältesten Christentums getroffen ist. Da bleibt die Frage — nicht für Kalthoff, aber für uns andere: Sind die ältesten Gemeinden mit ihrem starken sozialen, oft sozialistischen Anstrich eine geradlinige Fortsetzung des Werkes Jesu? Gehabt haben sie diesen Anstrich alle. Außer Johannes, der ganz seinen eigenen Weg geht, hat unter allen Jüngern Jesu nur Paulus sich innerlich von dieser Strömung freizuhalten gesucht und nicht immer mit Erfolg. Wie stand Jesus selbst zu sozialen Dingen? Näher kann hier auf diese schwierigen Untersuchungen nicht eingegangen werden. Wen sie interessieren, greife etwa zu meiner Schrift über den irdischen Besitz im Neuen Testament oder zu dem flüssig und anschaulich geschriebenen Buche des Amerikaners Peabody: Jesus Christus und die soziale Frage (deutsch von E. Müllenhoff, Gießen, Ricker, 5 Mk.), das auch reiche Literaturangaben enthält. So viel wird jedoch jeder verspüren, der die Evangelien ruhig auf sich wirken läßt, daß Jesus, wie er da geschildert wird, seine Kraft gerade darin zeigt, daß er die Religion losreißt aus der Verquickung mit sozialen Dingen, in der er sie vorfand, und sie ganz auf sich selbst stellt als höchste und wichtigste Angelegenheit des Menschen, daß er ihr aber gleichzeitig die Aufgabe zuweist, als Sauerteig alle irdischen Verhältnisse zu durchdringen und dem mit sozialen Zügen reich ausgestatteten Ideal des Reiches Gottes entgegenzuführen. Da ist eine der großen Spannungen, die der Persönlichkeit Jesu ihre enorme Durchschlagskraft geben. Er verlangt mit äußerstem Nachdruck: Hinaus aus der Welt! um den Menschen in die Welt hineinzutreiben. Beides zu vermögen, ja beides mit innerer Notwendigkeit tun zu müssen, ist das Geheimnis der Religion. Jesu Nachfolger haben diese Spannung nicht mehr völlig aufrecht zu erhalten vermocht; bald trat der asketische, bald der soziale Zug mehr hervor. Da riß sich das Christentum los aus der Umarmung und Verquickung mit weltlichen Dingen, um gleich darauf doch wieder mit innerem, unwiderstehlichem Drange den Versuch zu machen, die irdischen, auch sozialen Verhältnisse mit neuem Geiste zu durchdringen. Die Geschichte dieser Wellenbewegung ist einer der bedeutsamsten Teile in der Geschichte der christlichen Kirche. Diesem Gegensatz und seinem Ausgleich in der überragenden Persönlichkeit Jesu Christi nachzugehen, wäre in Wahrheit ein fruchtbringendes „Christus-Problem".

Chr. Rogge

Zum Jubiläum des Don Quixote

Wenn heute Spanien die 300jährige Jubelfeier dieses weltberühmten Werkes in prunkvollen Festlichkeiten begeht, so stehen diese, wie Dr. Wolfgang v. Wurzbach in der „Österreichischen Rundschau" (Karl Konegen, Wien) in einem sehr unterrichtenden Aufsatz erinnert, „in seltsamem Gegensatz zu den traurigen Lebensumständen des Mannes, dessen Andenken sie verherrlichen. Cervantes hatte Mühe, für sich und die Seinen das tägliche Brot zu verdienen. Das Spanien des XVII. Jahrhunderts, welches auf dem Gipfel seiner politischen Macht und seiner literarischen und künstlerischen Blüte stand, das Spanien eines Lope de Vega und Calderon, eines Velasquez und Murillo hatte für ein Werk wie den ‚Don Quixote' keinen Dank, und als 1615 ein Franzose fragte, welche Stellung denn der Autor dieses wundervollen Buches in seiner Heimat bekleide, erhielt er keine andere Auskunft, als daß er ein alter Soldat sei, von edler Abkunft und arm (hidalgo y pobre)."

Es war das Spanien Philipps II. und Philipps III. Absolutismus und Hierarchie teilten sich in die Herrschaft des unglücklichen Landes. Den König durfte man nur auf den Knien ansprechen, und alles, was er berührte, war heilig. Im Lande wütete die als „heilige" Inquisition gotteslästerlich verkleidete Macht des Bösen. Kein freudiges Fest im Herrscherhause konnte begangen werden ohne ein kleines Ketzerbrennen, und die Könige rechneten es sich zur Ehre an, bei den Autodafés eigenhändig das erste Scheit Holz in Brand zu stecken. „Aber die Poesie entfaltete ihre Blütenpracht in wahrhaft bezaubernder Fülle. Jeder Spanier ist von Geburt aus Lyriker, wenn er Zeit hat, auch Epiker. Spanien ist das Mutterland des neueren Dramas, die Zahl seiner dramatischen Dichter ist Legion, ihre Fruchtbarkeit sprichwörtlich. In der erzählenden Literatur herrschte zur Zeit, als der ‚Don Quixote' erschien, die literarische Seuche der Ritterromane, welche in keinem anderen Lande solche Dimensionen erreicht hat. Der zu Bravourstücken und zum Bramarbasieren neigende Charakter des spanischen Volkes ist die Ursache, daß das Rittertum hier besonders tiefe Wurzeln fassen konnte. Die Torheiten und Extravaganzen desselben, die unsinnigen Turniere und Liebesproben erhielten sich daher in Spanien länger als anderwärts. Noch 1604 wurde der Einzug Philipps III. in Valladolid, 1620 jener Philipps IV. in Zaragoza durch ein Turnier gefeiert. Die spanische Gesetzgebung sanktionierte allen derartigen Unfug, das Volk aber begehrte, was es im Leben bewunderte, auch in seiner Lektüre wiederzufinden.

„Während man sich in Deutschland, Frankreich und anderen Ländern mit den Erzählungen von den Heldentaten der Pairs Karls des Großen, der Ritter von König Artus' Tafelrunde und der nach mittelalterlichen Begriffen zugeschnittenen Helden der Antike begnügte, hatte man in Spanien daran noch nicht genug. Die abenteuerlichen Kämpfe eines Roland und Rinaldo, die Liebesgeschichten von Artus' Gattin Ginevra und Lanzelot vom See, von Tristan und Isolde, Merlins Zauberei und Parzivals Gralsuche reichten nicht hin, um die Lesewut des hitzigen Spaniers zu befriedigen. Es waren noch zu wenig bezauberte Jungfrauen in verhexten Schlössern, zu wenig feuerspeiende Drachen, Zauberschwerter, Riesen und Zwerge, und was sonst noch zu dieser Maschinerie gehören mag, über deren literarische Herkunft sich die Gelehrten bis auf den heutigen Tag die Köpfe zerbrechen. Die Spanier mußten ihre

eigenen, nationalen Ritterromane haben und sie erhielten sie auch. Diese spezifisch spanischen Ritterromane, welche man nach dem Schauplatz ihrer Handlung auch den „griechisch-asiatischen Zyklus" nennt, übertreffen alle anderen an Kühnheit der Erfindung, phantastischem Beiwerk und auch an Länge...

„Da der Geist der Ritterromane auch in die Novellistik und das Drama, ja sogar in die religiöse Erbauungsliteratur Eingang fand, war bald ein großer Teil des spanischen Schrifttums von ihm infiziert. Die Bibliographie ergibt, daß zirka 150 Werke dieser Art in mehr als 500 verschiedenen Ausgaben im Umlaufe waren, und in jener verhältnismäßig bücherarmen Zeit bedeuten diese Zahlen eine wahre literarische Überschwemmung.

„Alt und jung, hoch und niedrig las die Ritterromane mit gleichem Eifer. Kaiser Karl V. schwärmte für einen der verrücktesten derselben, für den „Don Belianis de Grecia". Die heilige Teresa de Jesus verfaßte, bevor sie an ihre mystischen Schriften ging, einen Ritterroman. Das merkwürdigste aber ist, daß die Leser in ihrer Beschränktheit die in solchen Büchern erzählten Begebenheiten für unumstößliche Wahrheit hielten. Das Interesse der Spanier für diese Wechselbälge der Muse war ein derartiges, daß es sie von aller Arbeit und ernsten Beschäftigung abzog. Die Kirche sah sich daher veranlaßt, gegen diese Lektüre zu eifern, und eine Petition der Cortes von Valladolid (1555) forderte sogar die weltliche Gesetzgebung auf, ihrer Verbreitung Einhalt zu tun.

„Was den Drohungen des Gewaltigen nicht gelang, das bewirkte mit einem Male das satirische Lächeln des Cervantes, der die Ritterromane, speziell den Amadis de Gaula in seinem Don Quixote in so unwiderstehlicher Weise persiflierte. „Cervantes smiled Spain's chivalry away", sagt Lord Byron. Seit der I. Teil des Don Quixote erschienen war (1605), wurde in Spanien, von wenigen Neuauflagen und Dramatisierungen älterer Ritterromane abgesehen, kein Buch dieser Art mehr gedruckt. Dieser ganze große Zweig der Erzählungsliteratur war abgestorben, erstickt, durch die Parodie ad absurdum geführt. Und als sei das Autodafé im 6. Kapitel des Don Quixote auf alle Ritterromane ausgedehnt worden, gehören Exemplare derselben heute zu den größten bibliographischen Seltenheiten.

„Als Miguel de Cervantes-Saavedra diese literarische Hydra unschädlich machte, zählte er bereits 58 Jahre. Er hatte ein Leben voll Sorgen und Mühsalen hinter sich, ohne daß es ihm bis dahin gelungen wäre, einen nachhaltigen poetischen Erfolg zu erringen. Er war im Oktober 1547 als Kind eines Wundarztes zu Alcala de Henares geboren. Der Vater, welcher für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, konnte dem Knaben wenig mehr mitgeben als einen stolzen Namen und die Erinnerung an seine Ahnen, deren Ruhm selbst neben jenem des Cid nicht verblaßte. Der Pesetas waren weniger und die Erziehung eine mehr problematische. Verhältnismäßig spät, im Alter von 20 Jahren, wird Cervantes als Schüler des Humanitätsprofessors Lopez de Hoyos zu Madrid und zugleich zum ersten Male als Dichter genannt. Er befindet sich unter jenen, die der verstorbenen Königin Isabella, der Stiefmutter des Don Carlos, Trauergedichte widmeten. Kurze Zeit später geht er als Kämmerling des päpstlichen Legaten Msgr. Giulio Acquaviva, eines musenfreundlichen Kirchenfürsten, nach Italien und vertieft sich in Rom in die Zauberpracht der Renaissancekultur. Des Kämmerlingsdienstes müde, regt sich in ihm jedoch das Blut der Matamoros und er verläßt Palast und Mäcen und läßt

sich als Soldat in der Armee der heiligen Liga anwerben, welche damals eine Flotte gegen die Türken rüstete. An Bord der ‚Marquesa' ficht er bei Lepanto (1571) mit rühmenswerter Tapferkeit. Er erhält zwei Wunden in der Brust und verliert die linke Hand; aber die Ehre, an diesem größten Tage der Christenheit mitgefochten zu haben, erscheint ihm um diesen Preis billig erkauft. Er hat dies an mehreren Stellen seiner Werke betont, und es ist in hohem Grade charakteristisch, daß er das Waffenhandwerk stets über die Wissenschaft stellt. Kaum hat er im Spital zu Messina Heilung gefunden, so drängt es ihn abermals unter die Fahnen. Er lebt einige Jahre als Soldat in Italien und macht noch verschiedene Expeditionen gegen die Türken mit. Im September 1575 scheint ihn die Sehnsucht nach der Heimat mächtig ergriffen zu haben. Damals schiffte er sich mit seinem Bruder Rodrigo, der gleich ihm bei Lepanto gekämpft hatte, und zwei anderen Edelleuten an Bord des ‚Sol' ein, um nach Spanien zurückzukehren. Am Morgen des 26. September wurde das Schiff jedoch von algerischen Piraten überfallen und die Insassen nach verzweifeltem Widerstande in die Gefangenschaft geschleppt. Was der größte Schrecken der damaligen Zeit war — die Gefangenschaft im Lande der Ungläubigen — war nun sein Los geworden. Die fünf Jahre, welche er in Algier verbrachte, waren mit Drangsalen, Prüfungen und Entbehrungen der schlimmsten Art ausgefüllt. Dieselben würden uns unglaublich erscheinen, wären wir nicht so aktenmäßig genau über sie unterrichtet. Kein Wunder, wenn auch er in das Verdammungsurteil seiner Zeitgenossen über die Mauren einstimmte.

„Cervantes selbst tat freilich alles, um seine Lage noch zu verschlimmern. Er war unablässig bemüht, für sich und seine Mitgefangenen Fluchtpläne auszuhecken, aber Verrat und Ungunst der Verhältnisse machte sie stets wieder zunichte. Gerne hätten ihn seine Herren Dali Mami und Hassan Dey um seinen erfinderischen Kopf kürzer gemacht, aber sie zogen es vor, sich sein Lösegeld nicht entgehen zu lassen. Seine Behandlung wurde immer grausamer. Daheim legten seine Eltern und Geschwister alles nur irgend verfügbare Geld zusammen und schrieben ihre Finger wund mit Bittschriften um Zuschuß zu dem Lösegeld. Endlich war die hohe Summe, welche für Cervantes begehrt wurde, aufgebracht, und die Väter des Trinitarierordens konnten ihn auslösen. Im November 1580 — drei Jahre nach seinem Bruder Rodrigo — kehrte er in die Heimat zurück, die er seit zwölf Jahren nicht gesehen hatte. Nun erkannte er den unermeßlichen Wert der Freiheit, die er im ‚Don Quixote' (II. Teil, Kap. 58) preist als ‚eines der kostbarsten Geschenke, welches der Himmel dem Menschen gegeben, kostbarer als alle Schätze, welche die Erde verschließt und welche das Meer bedeckt'.

„Im Jahre 1581 machte er die Expedition nach Portugal mit, auf welcher er jedoch wohl wegen seiner Einhändigkeit nur zu geschäftlichen Kommissionen verwendet wurde. Schließlich sah er sich genötigt, den Säbel des Kriegers mit dem Federkiel des Beamten zu vertauschen, und wir finden ihn in der Folge als Steuereinnehmer, Provianteintreiber der Armada und in ähnlichen wenig lukrativen Stellungen in verschiedenen kleinen Orten Spaniens, darunter auch in Esquivias bei Madrid, wo er sich 1584 mit Dona Catalina de Palacios Salazar y Vozmediano, einem sehr frommen und nicht unbegüterten Mädchen, verheiratete. Ob diese Ehe eine glückliche war, ist nicht zu erweisen. Eine uneheliche Tochter des Cervantes, die um dieselbe Zeit geboren wurd, wuchs in seinem Hause heran. Da auch zwei Schwestern und eine Nichte des Cervantes,

deren Lebensführung keine sehr erbauliche war, in seinem Haushalte lebten, hatte er große Mühe, mit seinem spärlichen Verdienste auszukommen. Sein Streben, ein einträgliches Amt zu erhalten, blieb jedoch erfolglos, ja er geriet sogar, als er 1597 einem unredlichen Geschäftsmanne vertraute, in dreimonatliche Schuldhaft ...

„Der I. Teil des ‚Don Quixote' (1605) machte ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Manne. Wenn wir einer Lokaltradition glauben, schrieb er ihn in einem düsteren Kerker in dem Städtchen Argamasilla de Alba. Der Grund dieser Haft ist nicht mehr zu ermitteln. Mit Mühe fand er, nachdem er die Freiheit wieder erlangt hatte, in dem Herzog von Béjar einen Gönner, der die Widmung des Buches akzeptierte und — was wichtiger war — die Druckkosten bestritt, denn kein Verleger hätte das Risiko auf sich genommen. Der Erfolg war ein großer. Aber Cervantes selbst profitierte davon am allerwenigsten. Den Gewinn hatten in jener Zeit, wo das geistige Eigentum so gut wie vogelfrei war, nur die unbefugten Nachdrucker, welche die rechtmäßigen Ausgaben unterboten. Die materielle Lage des Cervantes besserte sich daher auch jetzt nicht, und in den folgenden zehn Jahren war er durch Geldverlegenheiten genötigt, seine Wohnung in Madrid siebenmal zu wechseln. Als armer Schriftsteller und Geschäftsagent (hombre que escribe y trata negocios) erscheint er auch in den Akten der sogenannten Expeleta-Affäre, eines aufsehenerregenden Prozesses, in welchen er 1605 durch einen unglücklichen Zufall unschuldigerweise verwickelt wurde. Die Exekution, welche der Gatte seiner natürlichen Tochter 1611 wegen Auszahlung eines Teiles der Mitgift gegen ihn führte, blieb erfolglos ...

„Kein Stein, keine Inschrift zeigt, wo Cervantes begraben liegt. Besser als durch lange Kommentare wird sein Erdenwallen durch die Worte gekennzeichnet, welche ein französischer Künstler unter sein Porträt setzte: Il corrigea son siècle et mourût de misère. Das Vaterland, das ihn darben ließ, erinnerte sich seiner zuletzt. Die Anregung, seine Lebensschicksale festzustellen und seine Werke in einer ihrer würdigen Form herauszugeben, ging von England aus (1738), wo der ‚Don Quixote' stets in besonderem Maße geschätzt wurde. In Spanien mußte man vom Auslande lernen, daß dieses Buch eines der größten Meisterwerke des menschlichen Geistes sei. Es ist in alle Kultursprachen übersetzt worden, seine Ausgaben sind Legion, und es wird an internationaler Verbreitung nur von der Bibel, einzelnen Klassikern des Altertums und den Dramen Shakespeares übertroffen. Bedeutende Künstler haben die interessantesten Szenen des ‚Don Quixote' im Bilde festgehalten, Gelehrte ihn zum Tummelplatz ihrer Konjekturen gemacht, Dichter sich in seiner Nachahmung versucht, und wenn man von einem Buch sagen kann, daß es sich die Welt erobert hat, so ist es sicher dieses ..."



Stimmen des In- und Auslandes

Schiller im Urteile der Mit- und Nachwelt

„Großer Männer bemächtigt sich stets die Sage: das Volk arbeitet ihr Bild nach seinen eigenen Idealen aus. So ist Schiller fast eine mythische Figur geworden, und noch jetzt bemüht sich eine wohlgemeinte Pietät, ihn etwa nach dem Schema des Max Piccolomini oder des Marquis Posa zu idealisieren. Schiller ist solchen Schimmers nicht bedürftig; er erträgt das Tageslicht, ja er wird uns werter, je deutlicher seine Gestalt uns entgegentritt." So schrieb Julian Schmidt anläßlich der Jahrhundertfeier von Schillers Geburtstag. Und heute, nach 46 Jahren, müssen wir sagen, daß die wirkliche Physiognomie Schillers, vielleicht auch heute trotz aller Festfeiern, der Menge nicht vertrauter geworden ist, daß die richtige Wertung seiner Gesamtpersönlichkeit in breiteren Schichten noch keine Wurzeln geschlagen hat. Dem Volke und einem Teile der Jugend ist er noch immer als Dichter der Freiheit, der Tugend und des Vaterlandes ein Gegenstand unreifer, kritikloser Schwärmerei, alle diejenigen aber, die ihre moderne ästhetische Bildung zeigen wollen, haben für den „Moraltrompeter von Säkkingen" nur mehr ein mitleidiges Lächeln und wollen ihn nicht nur als Dichter, sondern selbst als Persönlichkeit zu den Toten werfen. Wir können aber heute noch mit Julian Schmidt behaupten, daß Schiller das Tageslicht erträgt, und wenn wir die kritischen Schlaglichter verschiedener Richtungen sammeln, so gewinnen wir ein plastisches Bild dessen, was von Schiller nie vergehen wird, und gleichzeitig fällt erhellender Schein auf die Geschichte der ästhetischen Anschauungen, der geistigen Strömungen überhaupt, zurück.

Die Räuber hatten Schiller mit einem Schlage zum berühmten Manne gemacht; nach dem Erscheinen der ersten, anonymen Ausgabe hatte schon die „Erfurter Gelehrte Zeitung" in dem Dichter einen zukünftigen Shakespeare prophezeit; doch erst der ungeheuere Erfolg der Mannheimer Aufführung trug seinen Namen in alle Zeitschriften, und alle Rezensenten stimmten ausnahmslos in der Anerkennung des „Genies" überein, selbst die Allgemeine Deutsche Bibliothek (Knigge), die sonst für das Temperamentvolle wenig Sinn und Verständnis hatte, nannte den Dichter einen „nicht gemeinen Kopf". Reisende „Belesprits" lockte es, die persönliche Bekanntschaft des Räuberdichters zu machen, der „umfliegende Schwärmer" Leuchsenring und Lessings Freund Nicolai versäumten nicht, ihm in seinem „nach Tabak und allerhand stinkenden Loche" einen Besuch abzustatten. Die hellste Begeisterung weckte die revolutionäre Tragödie in den Herzen der Jugend. „Alle jungen Schwaben, wenn sie helle Köpfe sind, gehören zu Schillers Sekte", schrieb der Stiftler Reinhard. „Schwarzbrot und Freiheit", „Eine Bohne in der Freiheit ist besser als Zuckerwerk in der Gefangenschaft" — so tönte der Widerhall des „schauerlichen Meisterstückes" in den Stammbucheinträgen der jungen Akademisten auf „Karls Sklavenplantage". Dieser Ruhm hatte aber einen herostratischen Schimmer; der Verleger Schwan in Mannheim erkannte zwar den „inneren Gehalt" des Werkes, hielt es jedoch für „unschicklich", das Buch „dem ehrsamen und gesitteten Publikum verkäuflich

anzubieten". Den Schrecken, den die aufwühlende Wirkung des Stückes den Machthabern, „den Zierlichen und Zimperlichen in Perücke oder Zopf" durch das Gebein jagte, veranschaulicht die bekannte Äußerung des Fürsten Putiattin zu Goethe, die uns Eckermann bewahrt hat: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblicke vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen." Doch nicht nur Despotenverstand urteilte also. Wieland, der vorsichtige, lebenskluge, dankte Schiller für die Widmung eines Exemplares in einem artigen Briefe, der Tadel in Liebenswürdigkeiten fein verflocht; doch seine wahre Meinung über „das ungeheuere Produkt" sprach ein gleichzeitiges Schreiben an einen Stuttgarter Freund aus. In Wirklichkeit war „die seltsame Hirnwut, die man izt am Neckarstrom für Genie zu halten pflegt", dem Sänger des Oberon ein Greuel. Und dieselbe Wirkung übte das Stück auf den aus Italien heimgekehrten Goethe. „Es war mir verhaßt," bekannte er, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte." „Auch die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu bringen, und ebensowenig war der Aufsatz ‚Über Anmut und Würde' ein Mittel, mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischer Natürlichkeiten." Wir wissen, daß die ungeheuere Kluft zwischen den Denkweisen beider überbrückt wurde, daß „durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt" jener segensreiche Bund besiegelt wurde, dem nur der Tod ein vorschnelles Ende bereiten konnte. Wer heute das Bild Schillers aus den Mosaiksteinen fremder Urteile zusammenstellen will, muß Goethes Aussprüche in erster Linie anführen: denn die verschiedenen Äußerungen gegen Eckermann, von reinster Objektivität und tiefstem Verständnis bei aller Gegensätzlichkeit der Naturen, liefern einen erschöpfenden, unwiderlegbaren Kommentar zu Schillers dichterischer Persönlichkeit. „Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen; Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtkunst ... Als ob die sentimentalische Poesie ohne einen naiven Grund, aus dem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte." Die hervorragende Bühnenbegabung des Freundes hat Goethe nie verkannt („Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen"), und als Eckermann einst gegenüber den Erzeugnissen „der neuesten Tragiker" den grandiosen Geist und Charakter betonte, der immer bei Schiller spräche, erwiderte Goethe: „Das wollte ich meinen! Schiller mochte sich stellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren." „Ja, alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und sah

ihn so an und so und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch." Und den gehässigen Angriffen der Romantiker trat Goethe nachdrücklich entgegen: „Ich weiß wohl, es gibt einige Leute, die behaupten, Schiller wäre kein Dichter! Solange ich aber lebe, soll sich gewiß niemand unterstehen, es zu sagen."

Was die beiden Dichter bei vollem Bewußtsein des tiefgehenden Gegensatzes vereinte, hat Schiller in die Distichen niedergelegt:

> Wahrheit suchen wir beide: du außen im Leben, ich innen
> In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
> Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
> Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Die Reife von Schillers Kunst brachte der Wallenstein, ein Drama „so groß, daß — nach Goethes Urteil — in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden ist". Selbst Tieck, der als echter Romantiker über Schiller meist streng urteilte, schrieb in den „Dramaturgischen Blättern": „Unter die blassen Tugendgespenster des bürgerlichen Rührdramas trat Wallensteins mächtiger Geist, groß und furchtbar. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe. Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, um zu wissen, was wir sind und was wir vermögen." Und der getreue Körner, der gegen die historischen Studien erst so geeifert hatte, schreibt voll Entzücken: „Ich hätte Dir gewünscht, den Eindruck zu sehen, den Dein Werk auf mich gemacht hat. Nur so viel laß mich Dir sagen, daß ich mich ganz verjüngt und in die schönen Tage unseres ehemaligen Beisammenseins versetzt fühle. Ich erwartete viel Kunst von Wallenstein, aber fürchtete eben deshalb eine gewisse Kälte; desto mehr wurde ich durch das jugendliche, frische Leben überrascht, das in dem ganzen Werk atmet." Körners liebevolles Urteil begleitete die ganze Produktion Schillers mit echter Begeisterung, ohne in ein jeder Prüfung bares Anhimmeln zu verfallen, wie die beiden langen Briefe vom 9. April 1799 und vom 16. Januar 1800 beweisen, worin er dem Freunde eine alle Einzelheiten berücksichtigende Beurteilung der Trilogie zukommen läßt. Neben Goethe und Körner darf der Dritte im Kleeblatt von Schillers Freunden nicht vergessen werden, Wilhelm von Humboldt. Schiller hatte, bevor er sich endgültig für den Wallenstein entschied, zwischen verschiedenen Stoffen, zwischen Epik und Dramatik, geschwankt und in dieser Frage Humboldts Meinung eingeholt. Dieser antwortete am 16. Oktober 1795 in einem sehr ausführlichen und gehaltvollen Briefe. Er sah Schillers dichterische Eigenart, die ihn vorzugsweise charakterisiere, „in der Anlage und Neigung zur Darstellung des Erhabenen und Heroischen, und zwar des Erhabenen und Heroischen in der dramatischen Gattung; darum sei die Tragödie oder besser das heroische Drama sein eigentliches Gebiet, wo sich ihm der schönste und seiner am meisten würdige Kranz darbiete. Und mit wenigen klaren Worten gab er gleichzeitig eine wunderbar lichtvolle Analyse von Schillers dichterischer Eigentümlichkeit: Es sei keine Zeile im Griechischen, als deren Verfasser Schiller gedacht werden könne, und zwar liege der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung,

sondern offenbar in der Gattung. Schillers dichterische Werke hätten einen stärkeren Anteil des Ideenvermögens, als man sonst in irgendeinem Dichter antreffe und als man gewöhnlich mit der Poesie verträglich halte; dies zeige sich nicht bloß in seinen philosophierenden Gedichten, sondern in seiner gesamten Künstlererfindung. Es sei diese Eigentümlichkeit gleichsam ein Überschuß von Selbsttätigkeit, die auch den Stoff, den sie bloß empfangen könne, noch selbst schaffe. Dies sei es, was allen Schöpfungen Schillers ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit gebe, ja sie eigentlich in ein überirdisches Gebiet hinüberführe und die höchste Gattung des durch die Idee wirkenden Erhabenen aufstelle. Daher komme es, daß allen seinen Charakteren, auch wo sie durchaus naturwahr seien, immer ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz bleibe, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheide. Und die ganze Bewunderung Humboldts für den früh Entschlafenen enthüllt sein Brief an Körner vom 26. Januar 1811: „Nie hat jemand die Menschheit höher und nie immer so ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen. Dies rastlose geistige Fortbewegen" — auch Goethen erschien er alle acht Tage ein anderer, vollendeterer — „eignete ihn auch so vorzugsweise der Poesie und in ihr der dramatischen ... Schiller wird mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben, und seine eigenen Briefe an mich geben mir in vielen Stellen das kaum erfreuliche Zeugnis, daß ich mich nicht leicht in Enthusiasmus über die einfache Gestalt der Dinge hinaus hinreißen lasse. Aber wie will, wie kann man ihn so darstellen? Und wie man es anders tut, gibt man der Kritik Blößen. Man kann ihn nur retten, wenn man ihn in seiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe zeigt."

Seit der Vollendung des Wallenstein hatte sich Schiller im Herzen seines Volkes den ersten Platz unter den deutschen Dichtern erobert. Welchen Gegenwartseindruck der Wallenstein auf die Zeitgenossen machte — wie „aktuell" er wirkte, würde der moderne Journalist sagen —, das erzählt ein Brief der geistreichen Jüdin Rahel aus dem Mai des Jahres neun. „Wie paßt jedes Wort, jede Tragödie in der Tragödie! Wie versteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erst! Es gibt großartigere Geistesschwingungen, was einen zu bedenken zwingt, daß von je die Welt in Gärung stand, und nicht schlecht hat der Dichter den uns noch wütenden Dreißigjährigen Krieg gegriffen. Es ist die Rede im Grunde von denselben Dingen; die Leidenschaften, dasselbe Wollen setzt sie in Gärung; man hört dieselben Namen fast, für Länder und Familien." Gerade von den Kreisen, denen die Rahel angehörte, von den ästhetischen Teezirkeln der Romantiker, nahm die Gegenströmung gegen den gefeierten Liebling der Nation, den ein früher Tod mit dem Schimmer des Dulderkranzes umgab, ihren Ausgang. In Weimar selbst war ein Kreis dem Schillerschen Schaffen eigentlich immer verständnislos und feindselig gegenübergestanden: die sonntägliche Teegesellschaft, die sich in dem Hause auf dem Topfberge bei Herder versammelte. Zwar hatte dieser zuerst eine freundliche Stellung zu Schiller eingenommen und war ein Jahr lang eifriger Mitarbeiter der Horen gewesen; je mehr aber Schiller der Kantischen Philosophie zuneigte, je stärker er sein ästhetisches Ideal betonte, desto eigensinniger spann sich Herder in sein Moralitätsideal ein und wurde zum kurzsichtigen laudator temporis acti. Melancholisch schreibt er an Gleim: „Das Alte ist vergangen, sagt St. Paulus, das Neue herbeigekommen. Wir indessen, Lieber, Guter, Bester, wollen beim Alten bleiben und uns lieb

und wert halten." Schillers dramatische Erfolge entlockten ihm nur Klagerufe: „Hier ist nichts als Theater und theatralisches Werk und Wesen, dem ich schon in der heiligen Taufe entsagt." „Das Wichtigste, das jetzt in der Welt existiert, ist das Puppenspiel auf den Brettern!" Das „Schillersche Irrlicht", der „Schillersche Klingklang und Bombast" waren ihm eine Zielscheibe beißenden Spottes, die prächtige Kapuzinerpredigt im Lager erbitterte den Herrn Generalsuperintendenten, Maria Stuart war ihm „ein garstiges Weiberstück", an dem er nur die Abendmahlsszene schön fand, weil sie geeignet sei, religiöses Gefühl zu wecken, und die Braut von Messina nannte er „eine wunderliche Fata Morgana", „ein grasses Unding". Wie ein Widerhall klingt in einem Briefe Fr. H. Jacobis, der Herder früher so eng verbunden gewesen war, der Ruf: „Welch ein ekelhafter Spuk aus zusammengemischter Hölle und Himmel diese ganze Braut!" So recht der Freund und auch der Dichter nach Herders Sinne war Jean Paul, dessen Formlosigkeit und Moralität er hoch über die Kunst der Dioskuren stellte. Mit ihm konnte er immer nur einer Meinung sein, wo es sich um künstlerische Fragen handelte. „Der Wallenstein ist mit großer Pracht gegeben" — berichtet Paul an seinen Freund Otto —, „er ist vortrefflich, passabel langweilig und falsch. Die schönste Sprache — kräftige poetische Stellen — einige gute Szenen — keine Charaktere — keine fortströmende Handlung — oft ein dramatisierter Zopf oder Essig — dreifaches Interesse und kein Schluß. Herder geht heute hinein und wird gewiß meiner Meinung, wie er's überall ist." Paul fand den Dichter „hart" und „felsig" — „ohne Liebe", von seiner poetischen Persönlichkeit hat er in einem Briefe vom 26. Juni 1796 eine echt romantische Schilderung entworfen: „Dieser Dichter wirft über die beiden Enden des Lebens und Todes, in die beiden Ewigkeiten, in die Welt vor uns und in die Welt hinter uns, kurz über die unbeweglichen Pole der beweglichen Welt seinen dichterischen Schein, indes er über der Mitte der Welt mit dem Tageslicht der Reflexionspoesie steht, wie die Sonne nur an beiden Polen wechselnd nicht untergeht und den ganzen Tag als ein Mond dämmert. Daher der Mondschimmer z. B. seiner Astrologie, seiner Jungfrau von Orléans, seines Glockenlieds." In der Abneigung des Gläubigen gegen den Kantianer traf mit dem freiprotestantischen Herder der katholische Konvertit F. L. v. Stolberg zusammen, dem Schillers Tod den Ausspruch entpreßte: „Schiller ist tot! Gott habe ihn selig. Für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren und Schönen ist sein Tod Gewinn. Er hatte Talent zum glänzenden Falschen, aber nicht genug für das Wahre!"

Geistesverwandte Übereinstimmung verband ursprünglich die Gründer der romantischen Schule mit Schiller. Die Verachtung des prosaischen Zeitalters, die Gleichgültigkeit gegen das Alltägliche des Lebens, die feste Zuversicht zu der durch die Philosophie geläuterten Kunst, ihre universelle Auffassung, die Bewunderung für den Hellenismus und den poetischen Genius Goethes, alles das war ihnen gemeinsam. Was aber Schiller später verstimmte, das war jene Vorliebe für bunten Farbenreichtum ohne Rücksicht auf den idealen, allgemein menschlichen Gehalt, jenes Unvermögen des Schaffens, das die geniale Willkür für die einzige echte Muse ausgab, und jener Geist der Koterie, der um der Person willen die Sache hintansetzte. Zu diesen inneren Gründen der Entfremdung kamen äußere Veranlassungen, deren erste die „Xenien" waren.

Karoline Schlegel hat ganz offen gestanden, daß sie seit jener Zeit Schiller nicht mehr mochte — denn ihn betrachteten sofort alle als den Anstifter und

Hauptschuldigen. Von da ab begannen die Versuche, Goethe von Schiller zu trennen, indem man diesen herabsetzte. Reichardt, der in den Xenien angegriffene Komponist und Herausgeber der Monatschrift „Deutschland", gab so ziemlich das Leitmotiv für alle späteren Urteile mit der Erklärung: Schillers schriftstellerische Talente und Anstrengungen stünden keineswegs auf derselben Stufe mit jenem echten Genie Goethe. In dieser Zeitschrift ließ auch Fr. Schlegel die Rezension der „Horen" erscheinen, die den offenen Bruch mit Schiller zur Folge hatte. Gekränkt durch die Zurückweisung eines den „Horen" zugedachten Aufsatzes, gab Schlegel in seiner Beurteilung unverhohlen der Schadenfreude über das Sinken der Zeitschrift Ausdruck und verhöhnte ganz unverblümt den Herausgeber: „Von dieser Vernachlässigung, womit glänzend begonnene Unternehmungen, denen man nicht gewachsen ist, gewöhnlich endigen, sind in diesen letzten Stücken der Horen, durch die Aufnahme so manches äußerst unbedeutenden oder durchaus schlechten Beitrages, vorzüglich viele Beweise enthalten." Briefe an die Rahel aus etwas späterer Zeit bezeugen, wie tief Friedrichs Groll war und wie gering er Schillers dichterische Leistungen bewertete. Er spricht von dem „bleiernen, moralischen Schiller" und rechnet ihn unter die „Anempfinder, die immer gerade auf das fallen, was ihnen am fremdesten ist". Und einem Briefe legt er fünf „Scherze" bei, davon zwei als Probe genügen werden:

„Welches Schicksal! Er heißt Piccolomini: dennoch ist keiner
Piccol uomo so sehr, als der es pickelte selbst."

„Wallenstein hast du, die Stuart sodann zu Dramen geschichtet,
Mach nun den Robinson auch sauber zum tragischen Stück."

In dem Gedicht „Herkules Musagetes", das Lessing, Goethe und Winkelmann als Erneuerer der deutschen Kunst preist und Tiecks Dichtung rühmt, wird Schillers Name geflissentlich verschwiegen. Wesentlich anders ist das Urteil über den Dichter in Schlegels späteren Schriften; da läßt er namentlich seiner Dramatik, aber auch seiner lyrisch-didaktischen Poesie volle Gerechtigkeit widerfahren. In seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur" nennt er ihn „einen großen Schriftsteller und Dichter", er betrachtet ihn „als den wahren Begründer unserer Bühne, der die eigentliche Sphäre derselben und die ihr angemessene Form und Weise bis jetzt noch am glücklichsten getroffen, sich ihr wenigstens am meisten genähert hat. Schiller war ganz und gar dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich."

Die Taktik des Schweigens übte auch der ältere Schlegel, August Wilhelm, in seinen Berliner Vorlesungen über Literatur, Kunst 2c.; seine Gehässigkeit macht sich in einem Briefe an Fouqué aus dem Jahre 1806 Luft: „Woher kommt denn Schillers großer Ruhm und Popularität anders als daher, daß er sein ganzes Leben hindurch (etwa die romantische Fratze der Jungfrau von Orléans und die tragische Fratze der Braut von Messina ausgenommen, welche deswegen auch nicht die geringste Rührung hervorbringen konnten) dem nachgejagt hat, was ergreift und erschüttert, er mochte es nun per fas aut nefas habhaft werden?" Schlegel findet „das Gewebe der Kompositionen" übel verknüpft und gesteht schließlich nur: „Sein Wilhelm Tell hat mich fast mit ihm ausgesöhnt, wiewohl er ihn, möchte ich sagen, mehr Johannes Müller als sich selbst zu danken hat." Wie hämisch sind die Epigramme, die der Brief-

wechsel zwischen Goethe und Schiller bei August ausgelöst hat! Er verdächtigt den Charakter des Dichters:

> Viel kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe
> Schiller; dem Schwächlichen nickt Goethes olympisches Haupt.

Und höhnt seine ästhetischen Theorien:

> Weil kein frisches Gefühl dem vertrockneten Herzen entströmte,
> Alles in Röhren gepumpt, nannt' er sich sentimental.
> Weil er die Nacht in Toboso vergeblich gesucht die Prinzessin,
> Auch Windmühlen bekämpft, nannt' er sich Idealist! —

Er spottet über Schillers Übersetzungen, begeifert sein Familienleben und macht die schwäbische Abkunft zur Zielscheibe seiner billigen Witze. Mit welcher Ungerechtigkeit und Frechheit im vertrauten Kreise geurteilt wurde, zeigen am deutlichsten Briefstellen Karolinens. Vom Lager meint sie, Schiller habe doch in Jahren zusammengebracht, was Goethe vielleicht in einem Nachmittag hätte geschrieben, und das wolle immer viel sagen; den ganzen Wallenstein nennt sie „ein Werk der Kunst allein, ohne Instinkt"; am bezeichnendsten und empörendsten ist aber die folgende Äußerung: „Über ein Gedicht von Schiller, Das Lied von der Glocke, sind wir gestern mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden." Ruhig und würdig ist der Ton, den A. W. Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" Schiller gegenüber anschlägt. Zwar fehlt ihm auch hier volles Verständnis für die geniale Jugendproduktion Schillers, kühl und überreich an mäkelnden Ausstellungen ist auch die Besprechung der späteren Tragödien, nur Tell findet Gnade. „Hier ist er ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich ... und diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biederen Heldenmut atmende Darstellung verdient zur halbtausendjährigen Feier der Gründung schweizerischer Freiheit aufgeführt zu werden." Und die ganze Kritik klingt in folgenden Worten aus: „Wie vieles hätte er noch leisten können, da er sich ausschließend dem Theater widmete und mit jedem Werke an sicherer, gewandter Meisterschaft zunahm! Er war im eigentlichen Sinne ein tugendhafter Künstler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüt huldigte und dem rastlosen Streben danach seine Persönlichkeit zum Opfer darbrachte, fern von kleinlicher Eigenliebe und selbst unter vortrefflichen Künstlern allzuhäufiger Eifersucht." Den Ungerechtigkeiten der beiden Schlegel war das dritte Haupt der Romantik, Tieck, immer fern geblieben. So wie er in dem früher mitgeteilten Ausspruch den Wallenstein bewunderte, so bewunderte er auch die Räuber, begriff nicht, wie sie die Schlegel „roh und barbarisch" finden konnten; seinem Dafürhalten nach verstanden sie Schiller überhaupt nicht und hatten von seiner Großartigkeit keine Ahnung. An diese Urteile der älteren Romantik sei hier das Grillparzers, der zwischen Klassik und Romantik steht, und das Eichendorffs, als des bekanntesten „jüngeren" Romantikers, angefügt.

In seinen „Studien zum spanischen Theater" nennt der Österreicher Calderon den Schiller der spanischen Literatur, Lope de Vega ihren Goethe und erläutert dies durch die folgenden Sätze:

„Calderon großartiger Manierist, Lope Naturmaler. Schiller und Calderon scheinen philosophische Schriftsteller, Goethe und Lope de Vega sind es. Jene scheinen es vorzugsweise zu sein, weil sie philosophische Diskussionen geben, diese haben nur ihre Resultate."

Den Tadlern widmet Grillparzer die Verse:

> Daß der Misere nichts Großes begegnen kann,
> Spricht als Satz die Misere denn freilich nicht an.

Anläßlich der Schillerfeier im Jahre 1859, deren „Fackelzug mit Saus und Braus“ seinem Wesen ferne lag, hielten es „einige Taglöhner der Journale“ für nötig, sich über sein Verhalten mißbilligend auszulassen. Darauf erklärte er in einem Abendblatte der Presse: „... Über meine Gesinnung für Schiller kann kein Zweifel sein. Ich habe ihn durch die Tat geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten.“

So wie Grillparzer die Weimarer Dioskuren einander gegenüberstellte in der Antithese: „Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben“, so betont auch Eichendorff den Unterschied: „Goethes Poesie war und blieb eine Naturpoesie im höheren Sinne... Schiller machte nach idealer Willkür die Poesie wie die Geschichte.“ Der Romantiker kennt die Schwächen der Schillerschen Dichtkunst, die „Verletzung der Naturwahrheit“, die „so oft abstrakten, ganz unsinnlichen Begriffsgestalten“, „die prächtige Rhetorik an Stelle des unmittelbaren Naturlautes“, das „über sich selbst philosophierende Sententiöse selbst unter den Bauern des Tell“, er legt aber mit ebenso tiefem Verständnis die Wurzeln von Schillers nachhaltiger Wirkung bloß: „Wenn aber Schiller demungeachtet über Goethe der Liebling der Nation geworden (was freilich seinerzeit auch bei Kotzebue (!!) der Fall war), so liegt der Grund darin, daß er — wie kein Dichter vor ihm — den Ton seiner Zeit anschlug, indem er den trockenen Rationalismus poetisch verherrlichte, sowie in der Macht, die jederzeit ein ernstes, ehrliches Streben und der blendende Schmuck einer schwunghaften Sprache über die Gemüter übt.“

In den Schlußsätzen dieser Kritik ist wieder ausgesprochen, was schon die ältere Romantik in erster Linie gegen Schiller einzuwenden hatte. Er war ihr — mit den Worten Jul. Schmidts zu sprechen — nicht vornehm, nicht aristokratisch genug, er ging ihr zu unbesonnen, zu rücksichtslos auf die Gemeinplätze des Tages ein. Diese Ansicht blieb in der ganzen Restaurationszeit die tonangebende. Als jedoch das Vaterland wieder zu Ehren kam, änderte sich die Stimmung. Es wurde viel von Freiheit, Tugend und Vaterland gesprochen und Schiller gegen den Fürstendiener Goethe erhoben, bis man überzeugt war, daß Schiller der Dichter der Freiheit, der Tugend und des Vaterlandes sei, und je nachdem man für diese Begriffe schwärmte oder nicht, rechnete man sich unter die eifrigen Jünger oder Gegner des Dichters. „Die Tatsache ist nicht hinwegzuleugnen,“ sprach Gutzkow, „daß in unserem Volk durch die bis in die Hütten verbreiteten Werke Schillers ein Zug zum Idealen einmal zum Nationalcharakter der Deutschen geworden ist. Durch diese Lehre vom Sichtbar-Unsichtbar-Vollkommenen, vom Sittlich-Sinnlich-Reinen, vom tiefern Schönheitsgesetze des Lebens ist Schiller der Lehrer, der Tröster, der Prophet des Volkes geworden, und kein ungläubiges Lächeln der Kritik, keine vorübergehende, schwankende Neigung des Publikums nach diesem oder jenem Geschmack hin konnte dieses Zauberband lösen, das Schillers Idealität an den Genius unseres Volkes bindet.“ Für Laube sind Schiller und Goethe zusammen die vollständige Offenbarung deutscher Fähigkeit, und „darum nennt man sie zusammen und drückt mit dem verschlungenen Namen das Höchste und Beste aus, dessen sich Deutschland rühmen kann“. In der Bewertung Schillers

befremdet uns von den Jungdeutschen am meisten Börne: Sein Tadel gilt nicht — wie früher bei den Romantikern — der Unvollkommenheit in der rein poetischen Ausformung, sondern dem Mangel an sittlicher Idealität! Am heftigsten wird in dieser Hinsicht „Wilhelm Tell“ von dem Kritiker bekämpft: der ist ihm nur ein Philister, ein Mann, dessen Charakter die Untertänigkeit sei. Dem Geßlerhut versage er den Gruß nicht aus edlem Freiheitstrotz, sondern aus Philisterstolz, einem Gemisch von Ehrgefühl und Furcht. Vor Geßler benehme er sich so, daß man sich seiner schäme und er dafür Ohrfeigen verdiene. Seine Rettung aus des Landvogts Schiff nennt Börne Verrat und einen schlechten Streich, der jesuitisch gerechtfertigt werde, und über den Mord kann er natürlich gar nicht hinwegkommen. Börne klagt darüber, daß Deutschlands größte Geister „so nichts sind — nein, weniger als nichts, so wenig“. Ihm, dem überzeugten Demokraten, ist es das Schlimmste, daß beide Aristokraten sind, Schiller noch mehr als Goethe; denn Goethe hält es mit der vornehmen Gesellschaft, während Schiller nur mit dem Adel der Menschheit lebt. Hart, aber weniger paradox klingt auch das Urteil Th. Mundts, des eigentlichen Kritikers der Gruppe. Er erkennt an, daß Schiller eine nationale Bedeutung hat, und findet, daß in ihm ursprünglich die Elemente gegeben waren, um einen deutschen Nationaldichter hervorzubringen. Die reinste Höhe der schöpferischen Kraft bedeuten ihm die Räuber. Von der Dramatik nach dem Wallenstein aber sagt er: „Es ist dies die Periode seiner sog. vollendeten Kunstbildung, in welcher der alte naturwüchsige Schiller, den wir uns gleichwohl tausendmal zurückwünschen müssen, sich zu Goetheschen und antiken Messungen bequemt und überwunden hat. Der Dichter hat sich in diesen Produktionen gewissermaßen selbst über den Löffel barbiert und sich eine Gewalt angetan, durch die er das Beste, was er sonst war und hatte, zum Teil ganz fratzenhaft entstellt.“

Diesen Auslassungen des jungen Deutschlands sei das preisende Lob entgegengehalten, das sein Todfeind W. Menzel Schiller in seiner deutschen Literatur spendet. Er vergleicht in eingehender Darstellung den Dichter mit Raffael: über den Dichtungen jenes schwebe der Geist sittlicher Schönheit wie über den Werken dieses der Geist sinnlicher Schönheit. Er sieht in Schiller vor allem den Dichter der Jugend, denn alle seine Gefühle entsprächen dem ersten Aufschwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemütes. „Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideales menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnisvollsten aller Wunder, zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie ... In seinen Idealen tritt uns kein totes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trockenes Moralsystem, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen.“

Das große Schillerfest von 1859 brachte eine begeisterte Kundgebung — sie galt dem Dichter der Freiheit, oder — besser gesagt — dem Bilde, das man sich von seiner mythisch gewordenen Persönlichkeit gemacht hatte. Die Reden, die zum Preise des Dichters gehalten wurden, predigten in Wahrheit nur den Protest gegen die Reaktion. Und sie trafen auch dort, wo sie treffen sollten: Karl Gerok wurde damals von seinen Stuttgarter Amtsgenossen in Acht und Bann getan, weil er es gewagt hatte, Gott auch für diesen Mann laut zu danken. Der Festesjubel verrauschte — und es war nicht zu leugnen, daß Schiller unmodern zu werden begann.

In vergangenen Zeiten wurzelten jene, die ihn noch mit gleicher Liebe

und Begeisterung lasen, wie die alternde Betty Paoli. Die Gegenwart gehörte dem Realismus. Schon hatten Ludwig und Hebbel, die dasselbe Jahr gezeugt hatte, ihr Lebenswerk fast vollendet und die lebendigen Ereignisse der Folgezeit waren ein Kunstwerk des größten Realisten: Ottos von Bismarck.

Dem jungen Deutschland und der Schillerschen Dramatik galt die Fehde Ludwigs: was er in beiden bekämpfte, war die „Tendenz". Was er mit den Jungdeutschen an Schiller vermißte, war die schon von Wienbarg geforderte neue Einheit von Poesie und Leben. „Das Dargestellte soll nicht gemeine Wirklichkeit sein ... nur muß premiert werden, daß diese Abwendung von der gemeinen Wirklichkeit, diese Erhebung über sie nicht etwa das Kolorit eines Transparents, wie bei Schiller, eine eintönige Feierlichkeit oder feierliche Eintönigkeit oder gar die Verzückung und den subjektiven Schwung lyrischer Rhetorik bedeuten soll." Die Schillerschen Sentenzen sind ihm nur „Juwelen zum Herausnehmen", „geprägte Taler und Dukaten, die blinkend und locker im Gestein stecken". Doch auch das Schlichte sei bei Schiller „nur Putzmittel, wie zur vollendeten Toilette auch Einfachheit gehört". Die Tragik entbehrt für Ludwig der Notwendigkeit: „Bei Schiller sind die historischen Mächte, ist die äußere Tatsache die Hauptsache; diese sind die handelnden Personen, der Held ist leidend; und zwar leidet er nicht die Folgen seiner eigenen Handlungen, die sich rächend gegen ihn wenden, sondern er leidet ohne Schuld. Das Schicksal ist Zufall; die Fügung, das Göttliche ist eine dumpf-grausame Naturkraft, die eine Schadenfreude hat, das Schöne in den Staub zu treten. So sind nun seine Helden auch dramatisch übel daran ... so muß sich ihr Inneres ganz nach dem Äußerlichen richten: es muß so sein, wie es eben die Handlung braucht, die äußerliche Fügung des Tatsächlichen; es ist im eigentlichen Sinne das Nebensächliche. Es kann keine seltsamere Verkennung der Absicht der Tragödie geben." Der Idealismus, die Humanität, die Naivität (etwa der Thekla), erscheint ihm vom Dichter nur den Figuren geliehen: „Er sucht alles Schöne zusammen, um dem Publikum zu sagen, das bin ich." Er tadelt das Vorherrschen der Reflexion, das Fehlen einer Grundfarbe, „die Schwäche des intuitiven und die Überstärke des analytischen Verstandes", das Kokettieren mit den Zeitideen, „jenen oft kranken Paradoxien des Denkens und Fühlens, jenen Fragen, welche die Geistreichen so aufregend beschäftigen, den Verständigen kaum ein verwundert-mitleidiges Kopfschütteln abnötigen können". Durch die ganzen umfangreichen Shakespeare-Studien Ludwigs geht ein Leitmotiv hindurch: die Opposition gegen Schiller.

Frei von dieser Shakespearomanie, die Ludwig schließlich dazu führte, Schiller der Unwahrheit, der Taschenspielerei, der Zweideutigkeit, der „unsittlichen Absicht" zu zeihen, ist die Hebbelsche Beurteilung. Auch er findet, daß der Schwabe seiner ganzen Anlage nach niemandem ferner stehe als dem Briten, und parallelisiert ihn dafür mit Calderon. „Er übertrifft diesen jedoch — noch ganz abgesehen von den nationalen Verschiedenheiten — unendlich durch die hohe Begeisterung, die ihm innewohnt ... die Begeisterung ist echt, sie ist die eines großen Individuums, das nur zum Höchsten in wahlverwandtschaftlicher Beziehung steht, und das seine Träume beseelt, indem es sie erzählt, darum reißt sie unwiderstehlich fort und leistet Ersatz für das, was dem Dichter mangelt." Den ersten und obersten Mangel Schillers sieht Hebbel in der fehlenden Kunst zu individualisieren, die vor allem den dramatischen Dichter, wenigstens in der modernen Welt mache — „und wenn seine Figuren zwischen

den mit Notwendigkeit im Basreliefstil gehaltenen Charakteren der Alten und den markigen, bis in die letzte Faser selbständig gewordenen Gestalten der Neueren in der Mitte stehen, so war das keineswegs Absicht, sondern war die einfache Folge eines inneren Mangels. Aber eben weil Schiller diesen Mangel genau kannte, gereichte er ihm nicht zum Verderben. Er floh zunächst aus der realen Welt in die ideale ... und richtete sich dann der Welt gemäß auch die Menschen zu, mit welchen er sie bevölkerte ... nun brauchte er von der Individualisierungskunst nicht mehr, als ihm zu Gebote stand; der blaue Hintergrund seiner idealen Welt, mit den wenigen Wölkchen, die er zuließ, war leicht gemalt, und ebenso leicht waren die durchaus noblen Helden und Heldinnen mit ihrem einseitigen, sich nie verirrenden Pathos hingestellt, die sich in ihr bewegten. Zwar verlor sein Drama eben dadurch auch bis auf einen unberechenbaren Grad an Energie und wurde schwächlich, denn an der eigentlichen Aufgabe der dramatischen Kunst schlich es sich doch vorbei. Diese besteht nämlich nicht darin, eine ideale Welt in die reale als ein Bild hineinzuhängen und das Bild mit bengalischen Flammen zu beleuchten, sondern darin, diese ideale aus der realen selbst hervorzuarbeiten." Aber ein großer Realist blieb doch zeit seines Lebens ein begeisterter Verehrer der Schillerschen Dichtkunst: Gottfried Keller. Der Grund dieser unbegrenzten Schwärmerei war die pädagogische Auffassung von der Poesie, wie er sie in einem Briefe an Auerbach vom 25. Juni 1860 ausgesprochen hat: „Man muß ... dem allzeit tüchtigen National-Grundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient." Nichts hat dem biedern Schweizer mehr Eindruck gemacht als männliche, auf ein Ziel gerichtete Tätigkeit, und so vergaß er nicht, an seinem Ideal Schiller zu rühmen, daß er auch selbst die Verpackung der „Horen" besorgt habe. Der hellste Ausdruck der Bewunderung für den Dramatiker Schiller sind der Aufsatz „Am Mythenstein" mit seinen Betrachtungen über nationales Drama und Neubelebung der Bühne, und die dichterische Apotheose „Der Apotheker von Chamounix".

Wir wollen bei den Kritikern nicht lange verweilen, den partikularistischen Haß des Franken Viktor Hehn und die paradoxe Auffassung H. Grimms, der einmal in Schiller bloß einen schlauen Schwaben sehen wollte, nur kurz anführen. Bloß Eugen Dühring, „der Komparativ Otto Ludwigs" — wie ihn R. M. Meyer nennt — sei genauer betrachtet. Er stellte die Forderung der „Wirklichkeitspoesie" auf und warf selbst dem „Realisten Goethe" vor, daß er den Hörer um die Wirklichkeit betrüge. Er findet in Schillers Idealen „hohle Erdichtungen, durch die Gemüt und Leben desorientiert werden", er behauptet, daß die Tatkraft und das Handeln in den Dramen nicht in erster Linie vertreten sei, sondern daß die Kennzeichnungen mehr von einer inneren Idealität der Gesinnungen als von zugreifenden Antrieben und Leidenschaften zeugten. „Die innerliche und allzusehr an der Empfindung haftende Seite der Sache überwiegt doch in einem Maß, daß man lebhaft an die undramatisch geartete und zum Lyrischen neigende Eigenschaft der neueren Gesamtnatur der Deutschen erinnert wird." Und den späteren Stücken, deren Stoffwahl er zumeist verwirft, macht er den Vorwurf, daß sie sich nur „der vergangenen Geschichte widmen und die zukünftige auf sich beruhen lassen, d. h. die Antriebe dazu und das Werdende."

Seit Otto Ludwig war die Beurteilung Schillers auf Abwege geraten, weil man das Shakespearesche Drama als das schlechthin moderne ausgab und

dem Deutschen jede Abweichung von dem Briten als Fehler anrechnete. Ludwig und Hebbel, Shakespeare und Molière wurden auch die Hausgötter der Modernen, als diese in den 80er Jahren den Kampf für die Reform des Dramas aufnahmen. Sie knüpften in der Grundidee an Hermann Hettner an: Wiederbelebung des deutschen Dramas durch Emanzipation von der alten Tradition und durch Anschluß an volkstümliche Art. Von den „alten Göttern" war natürlich der mißverstandene Idealist Schiller, „der Moraltrompeter von Säkkingen", der erste, der der Umwertung aller Werte zum Opfer fiel. „Schönheit" war den Modernen ein unklarer Begriff, „Wahrheit" allein das Erstrebenswerte — wobei dieser Begriff nicht weniger unsicher aufgefaßt wurde — und die gerade vermeinten sie bei Schiller entbehren zu müssen. Wohl versuchten die vorzüglichsten und bedeutendsten theoretischen Verfechter der neuen Richtung, Brahm und Schlenther, den Zusammenhang mit der Klassik wiederherzustellen, doch zunächst ohne Erfolg. Mit Lebhaftigkeit und schneidender Schärfe führten die beiden Hart den Kampf „gegen die konventionelle Schablone", Holz, Schlaf und Hauptmann wurden die Bahnbrecher der Tat — und der Haß gegen das Alte riß die äußerste Linke, z. B. Edgar Steiger, zu unerhörten Ausfällen fort, so wenn er erklärte, Maria Stuart sei höchst langweilig und die Jungfrau höchstens ein Stück für leihbibliothekswütige Köchinnen.

Die maßlosen Angriffe aber riefen die Verteidiger auf die Schanzen und der Kampf, der nun entbrannte, zeigte, welche Lebenskraft dem Totgesagten noch innewohnte. In Brahm wurde aus Saulus — Paulus, aus dem „Schillerhasser", als den er sich in der Jugend bekannt hatte, wurde der Schiller-Biograph, Karl Weitbrecht widmete die Arbeit seines Lebens, das so vorzeitig erlöschen sollte, der hohen Aufgabe, die Gesamtpersönlichkeit Schillers wieder in ihrem vollsten Glanze den Deutschen zu zeigen. Es kam die Zeit einer Schiller-Renaissance.

Als unzweifelhaft dürfen wir hinnehmen, was Windelband über „den Propheten des Selbstbewußtseins der modernen Kultur" sagt: „Als Dichter wohl hie und da überschätzt, ist er in seiner wahrhaft großartigen Bedeutung für das deutsche Geistesleben selten voll gewürdigt worden." Unter allen seinen Werken ist sein Leben das größte, nachahmenswerteste; vor seinem felsigen, in sich geschlossenen Charakter haben sich seine Gegner gebeugt wie seine Freunde. Auch heute noch können seine durchgewachten Nächte unsern Tag hellen, er, „der bewußt und frei schaltende Baumeister des eigenen Lebens", „der heldenhafteste unter unsern Schriftstellern" — wie ihn Dilthey genannt hat — soll uns das Muster sein der vollkommenen Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, die Geister aller Nationen wie die Staël, Tegnér, Bulwer, Carlyle an ihm so bewunderten. Er, der frei von jedem schwächlich-konziliaten Paktieren mit der Niedrigkeit in irgend einer Gestalt, voll des höchsten Mutes, wie er nur der tiefsten Wahrhaftigkeit entspringt, er hat in der Tat Welt und Leben bezwungen, und wir dürfen vor ihm mit Hebbel rufen: „Dieser heilige Mann! Immer hat das Schicksal geflucht, und immer hat Schiller gesegnet." Und wir dürfen ihm danken, daß

„. . . hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Dr. Karl Ad. Neubauer



Sängerkrieg um Liebespreis

„Groß ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht!" möchte man nach einem Artikel des „Prometheus" kopfschüttelnd ausrufen. Da handelt es sich um nichts Geringeres als um eine Vervollkommnung des Nachtigallenschlages. Aber ist schon die Tatsache interessant, daß selbst die Nachtigallen sich in ihrer Kunst noch weiter ausbilden, so sind ihre Beweggründe hiezu noch weit interessanter.

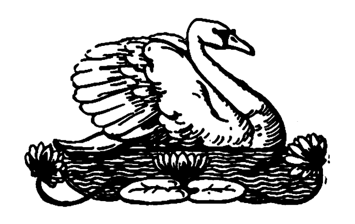
In den parkähnlichen Gärten der Alstergegend in Hamburg, so wird in dem Artikel ausgeführt, ist die Nachtigall einer der verbreitetsten Vögel, obwohl mit der Ausdehnung der Großstadt naturgemäß auch ihre Brutplätze beschränkt worden sind. Ungemein zahlreich aber ist die Nachtigall noch in den unterholzreichen großen Parks unterhalb Hamburgs an der Elbchaussee bis nach Blankenese und Schulau. Nun macht M. Graemer (Zweiter Bericht des Ornithologisch-zoologischen Vereins zu Hamburg 1902/1903) darauf aufmerksam, daß je nach dem Wohnort ein großer Unterschied im Gesang der Nachtigallen besteht. Nach seiner mehr als zwanzigjährigen Beobachtung zeichnen sich die Nachtigallen der Elbufer, namentlich aus der Gegend von Blankenese, durch einen bedeutend besseren Gesang vor ihren binnenländischen Artgenossen aus; dasselbe ist beim Rotkehlchen der Fall. Der Grund dafür dürfte nach Graemer „in dem ununterbrochenen Rauschen des Wassers zu suchen sein, welches den Vogel zu immer neuem Gesange reizt"; werden ja auch die Finken, welche im Harze in unmittelbarer Nähe der rauschenden Waldbäche leben, als die besten geschätzt. — Und doch ist diese Erklärung falsch! Die Nachtigall, wie jeder andere Vogel, singt nur, was sie gehört und gelernt hat. Jedes zusammengehörige Nachtigallenpaar grenzt zwar sein Gebiet ab, in dem keine Artgenossen geduldet werden; die Männchen sind aber größtenteils in der Mehrzahl vorhanden. Wo sich nun in wasserreichen bewohnten Gegenden mit vielem Unterholz die Nachtigallen zahlreich ansiedeln, wie das in der Gegend der Elbchaussee der Fall ist, liegen die Reviere der Paare dicht zusammen. Die Nähe eines anderen singenden Männchens steigert aber den Eifer im Singen ganz beträchtlich, und mit der Zahl der werbenden Männchen steigt auch die Leidenschaftlichkeit des Schlages. Wo aber die Möglichkeit einer Wahl vorhanden ist, fliegen dem besten Sänger die Weibchen auch am ersten zu, so daß sie rascher und jedenfalls sicherer beweibt werden, als stümperhafte Sänger. Damit aber dürfen wir annehmen, daß auch die Gesangsfähigkeit der Nachtigall und anderer Singvögel ihre Ausbildung und Vervollkommnung der Zuchtwahl verdankt; denn die besten Sänger haben die sicherste Anwartschaft auf Nachkommenschaft; diese aber folgt in der Gesangsleistung wiederum dem Vater. Damit wäre endlich auch der Weg gefunden, auf welchem einzelne Singvogelarten in ihnen besonders günstigen Gegenden besser singen lernen, als ihre Artgenossen unter weniger zusagenden äußeren Lebensbedingungen, wo der spärlicheren Besiedelung halber der alle Fähigkeiten steigernde Wettbewerb der singenden Männchen ausbleibt. Widerlegt sei damit auch die alte Behauptung, daß die Tiere — im Gegensatz zum Menschen — keine „Perfektibilität" zeigten, und daß die Nachtigall schon zu Adams Zeiten ebenso gesungen habe, wie heute. — Sind das nicht ideale Zustände, wo dem besten Sänger der Liebe Preis winkt? Mit heimlichem Neide mag mancher

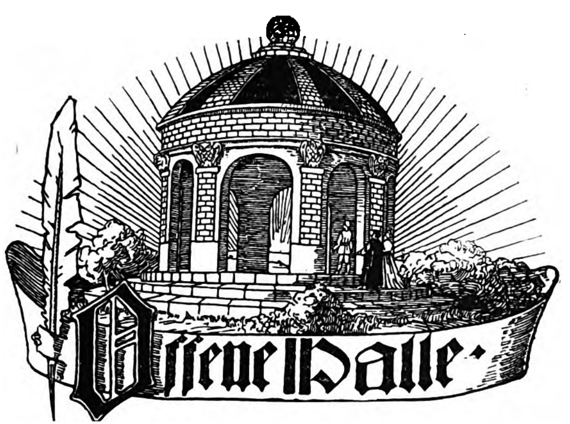
treffliche Lyriker von ihnen hören. Aber ach, wie oft hat er mit der schnöden Konkurrenz wohlassortierter Banknotenläger oder schneidig aufgezwirbelter Schnurrbärte zu kämpfen. Von der faszinierenden Macht des zweierlei Tuchs gar nicht zu reden.



Puppe und Mädchenseele

In der Zeitschrift „Die Kunst im Leben des Kindes" plaudert Ellen Key über das Puppenspiel, in dem sie eine Art Offenbarung der Kindesseele sieht. „Wenn die Eltern ihr kleines Mädchen gegenüber den fertig gekauften Puppen verhältnismäßig gleichgültig finden, — und gleichgültiger, je mehr die Puppe erwachsenen Damen ähnelt —, dagegen mit strahlendem Antlitz das wirkliche Wickelkind, das es sich selbst so groß wie möglich geschaffen hat, in den Armen tragen und ihm unermüdlich Zärtlichkeit spenden sehen, ohne an dessen Unförmlichkeit zu denken, dann haben diese Eltern Grund dazu, für die Zukunft des Kindes Hoffnung und Angst zu hegen. Denn wahrscheinlich wird es eine von denjenigen Frauen werden, für welche die Mutterschaft oder die Liebe — oder beide — große Leidenschaften oder große Leiden werden und deren Schicksal leicht tragisch, aber niemals geringfügig sein wird . . . Bisweilen liegt die Erziehung der Puppe dem Mädchen vor allem am Herzen; oft wird die Puppe als unartig in die Ecke gestellt, geschlagen oder gescholten. Hier ist ein feines Unterscheidungsvermögen nötig, um zu erkennen, ob sich hier ein — wenn auch verfehlter — Erziehungstrieb oder ein schlechtes Gemüt und ein harter Sinn verraten . . . Wenn aber eine Mutter es erlebt, daß ihre Tochter sich vor allem mit den Gefühlen der Puppen beschäftigt, so daß sie fürchtet, die Puppen durch die kleinste Nachlässigkeit zu verletzen, wenn sie — mit der mildesten Stimme zu den Alten und Kranken spricht, wenn sie — um die Häßlichen nicht traurig zu sehen, mit tieferer Zärtlichkeit die verblaßten Wangen als die rosigen liebkost — dann muß diese Mutter Gott oder ihre eigene Seele um Weisheit bitten, ihr Kind zu schützen, daß es nicht von den sieben Schwertern, die durch sein Herz gehen werden, verblute. Denn mit diesem Kinde wächst ein Mensch heran, für den die Leiden anderer die Wirklichkeit des Lebens sein werden . . ."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Persönlichkeit

(Vgl. Heft 2 und 6, Jahrg. VII)

Der Türmer nennt sich eine Monatschrift für Gemüt und Geist, ist also kein Fachblatt, weder ein juristisches noch ein philosophisches. Wenn darin wissenschaftliche Fragen zur Sprache kommen, so wird das im wesentlichen mehr auf eine Plauderei als auf eine rein wissenschaftliche Abhandlung hinauslaufen. Wenigstens war das meine Ansicht, als ich im Heft 6 über „Persönlichkeit" sprach. Ich sagte ja selbst, daß man den darin besprochenen Fragen in einer kurzen Plauderei nicht auf den Grund gehen kann. Mir lag nur daran, zu zeigen, wohin es führt, wenn man zur Bestimmung von Begriffen Worte gebraucht, ohne festzustellen, welchen Sinn man damit verbindet. Gerade wenn man in der Hauptsache zu Laien spricht, muß man damit rechnen, daß in unsrer Sprache nicht jedes Wort nur eine einzige, nicht mißzuverstehende Bedeutung hat. Die Philosophie, namentlich die theologisch gerichtete, hat leider zu viel den Satz des Mephistopheles befolgt: „Im ganzen — haltet euch an Worte!" Und daß so viele Gebildete nichts von Philosophie wissen wollen, hat nicht zum wenigsten seinen Grund darin, daß man sieht, wie hauptsächlich nur um Worte gestritten wird, wie einer den andern nicht versteht, weil jeder einen andern Sinn mit demselben Worte verbindet. Man kann nur anregen, wenn man den Geist befruchtet, ihn zu eignem Denken veranlaßt. Das wollte ich, indem ich das Wort Recht, das in dem Aufsatze von F. Heman eine so große Rolle spielt, etwas unter die Lupe nahm, und ich glaube nicht, daß man etwas „Überflüssiges" tut, wenn man zur Klärung der Begriffe beiträgt.

Herr Heman hat mich mißverstanden, wenn er annimmt, ich wollte im wesentlichen etwas andres dartun, als daß seine Verwendung des Wortes Recht zur Begriffsbestimmung der Persönlichkeit entweder falsch oder mindestens irreführend ist. Wenn es heißt: Der Mensch hat ein Recht nicht bloß auf Selbsterhaltung, sondern auf Selbstgestaltung seines Lebens usw., „Dieses Recht macht ihn zur Person", und dann etwas weiter: „Ein Wesen aber, das Rechte hat, das nennen wir Person. Unsere menschliche Natur bringt es also mit sich, daß wir, um unser Wesen zu dem zu gestalten, was es sein soll, Rechte haben müssen, darum sind wir notwendigerweise Personen", so erinnert mich das etwas

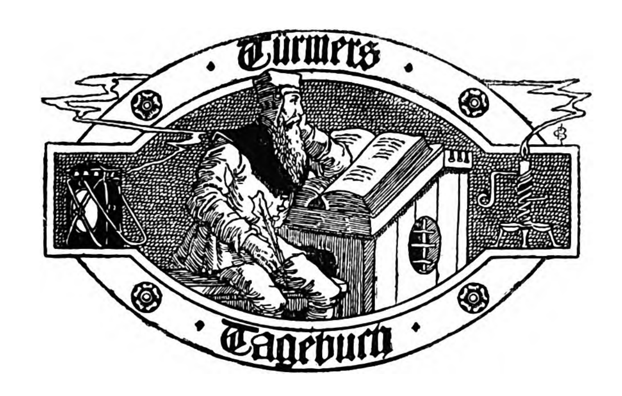
an eine Bemerkung Iherings (Geist d. röm. Rechts III. 1. § 60 — ich bin nicht so „boshaft", meinen Gegner die Quelle suchen zu lassen —): „Bei solchen Definitionen wechselt man einen Silbertaler gegen einen Papiertaler ein, man ist ebensoweit wie vorher. Was ist Recht? ‚Befugnis zu handeln usw.' Da bekommt man den Papiertaler statt des Silbertalers. Was ist Befugnis? ‚Recht zu handeln' — da erhält man den Silbertaler wieder zurück. — Es sind Definitionen, bei denen man bloß die Ausdrücke, nicht die Begriffe in andre umsetzt."

Wenn ich Hemans Satz (Heft 2, S. 148): „Soll der Mensch Mensch sein, so muß er Person sein" nach seinen Ausführungen auflöse, so kann ich leicht zu dem Satze kommen: Soll der Mensch Mensch sein, so muß er Mensch sein. Oder, da Heman sagt, daß der Mensch seiner Natur nach Rechte hat, notwendigerweise Person ist, so kann es auch heißen: Soll der Mensch sein, was er seiner Natur nach ist, so muß er haben, was er seiner Natur nach hat. Da nun Herr Heman selbstverständlich etwas anderes hat sagen wollen, so muß ich doch den Begriff des Rechtes, der hier herangezogen ist, näher untersuchen. Und wenn ich nun weiter frage: Was heißt das, daß der Mensch das Recht habe, „alle Dinge der Welt, die in seinem Bereiche liegen, als Mittel für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen", so finde ich keine klare Antwort. Offenbar waren die Franzosen vor 1789, vor der Aufstellung der allgemeinen Menschenrechte, auch schon Menschen, hatten ihrer Natur nach Rechte, waren Personen, auch wenn man ihnen „das Recht, Personen zu sein, geraubt hatte". Aber da stutze ich schon wieder: das Recht, Person zu sein, heißt doch das Recht, Rechte zu haben! Hier ist nicht mehr von der naturgegebenen Tatsache die Rede, daß der Mensch Rechte hat, sondern von einem Recht auf diese Tatsache. Wenn hier nicht das Wort Recht in verschiedenem Sinne gebraucht wird, so kommt eine logische Unmöglichkeit heraus. Müssen wir aber unterscheiden zwischen Recht im juristischen Sinne und Recht im psychologisch-moralischen Sinne, so beweist die Wirklichkeit des Lebens, daß beide Begriffe nicht identisch sind. Ein Postulat aufzustellen, daß sie sich decken sollen, geht nicht an. Denn habe ich im moralischen Sinne das Recht, je nach der Beschaffenheit meines Selbst, mir alle möglichen Zwecke zu setzen und mich aller Dinge für diese Zwecke zu bemächtigen, kurz, spreche ich nicht bloß von den allgemeinen Menschenrechten, sondern auch von den individuellen, so ist es ausgeschlossen, eine gesetzlich-rechtliche Anerkennung dieser „Rechte" zu fordern, weil sich damit das Recht als eine Zwangsordnung der menschlichen Verhältnisse selbst aufheben würde. Also „vom Rechte, das mit uns geboren", kann leider nicht immer die Frage sein. Verlange ich aber auf der andern Seite, daß wenigstens moralisch das Recht, das ich meiner Natur nach habe, das ich mir je nach der Beschaffenheit meines Selbst selber setze (also nach meiner konkreten Erscheinung, nicht als der Mensch, als die Idee des Menschen), so komme ich bei der Verschiedenheit der Erscheinungen notwendig zu der Moral von Jenseits von gut und böse.

Wer daraufhin den Aufsatz „Persönlichkeit" in Heft 2 noch einmal aufmerksam durchliest, wird mir nicht unrecht geben können. Im übrigen hoffe ich, daß Herr Heman nicht wieder von „Angriffen" spricht, wo es sich um eine rein sachliche Auseinandersetzung handelt. Ich habe ja nicht zu ihm gesprochen, das hätte ich in einem Briefe besser tun können, sondern zu den Lesern des Türmers, die wie ich, sich an das halten müssen, was gesagt ist, nicht was unverkennbar gemeint ist.

Dr. Ernst Kliemke





Die Schleppe der Kronprinzessin. — Patriotismus und Nationalgefühl. — Die Religion als Magd. — Akademische Freiheitskämpfe. — Im Zeichen Schillers

Es gibt noch zündende Begeisterung in deutschen Landen, opfermutige Standhaftigkeit im Ertragen schwerer Unbilden, wo es sich um Betätigung wahren und echten Patriotismus handelt. Aber der Gegenstand muß auch darnach sein. Und welcher könnte die Herzen höher schlagen lassen, die Gemüter heißer entflammen als die — Courschleppe einer künftigen Kronprinzessin? 55000 Personen haben die der Braut unseres Kronprinzen im Kunstgewerbemuseum zu Berlin besichtigt, an einem Tage nicht weniger als 20000. Das Museum wurde förmlich belagert, es war nicht möglich, die sich anstauenden Massen auf einmal hineinzulassen. Polizeibeamte hielten den Verkehr am Eingangsportal aufrecht und wiesen die immer von neuem Andrängenden — o bitteres Los! — zurück. An einem Abende war das Gedränge so stark, daß einige ältere Damen, die mitten in das Gewühl hineingeraten waren, ohnmächtig wurden.

Aber auch damit war der beseligende Anblick nicht zu teuer erkauft. Ist doch die Schleppe — wie patriotische Blätter begeistert zu melden wußten — 4 Meter lang und 2 Meter breit! Stammt doch der Entwurf von Professor Doepler d. J., ist doch der Samt vom Seidenhause Michels & Ko. geliefert, die Schleppe im Atelier der Frau von Wedel hergestellt, wo 20 Damen fast ein Vierteljahr daran gearbeitet haben! Eine Borte im Stil Ludwigs XIV. umsäumt die Schleppe! In der Borte schalten sich zwischen kettenartige Glieder Silber-Rosetten ein! Von diesen steigen Blütenzweige auf! Vom unteren Rande reicht bis zu einem Drittel der Höhe Blüten- und Blumengeranke! Von oben fallen Silberblumen und Blätter herab! Und endlich: die Schleppe wird zu einem weißen, silbergestickten Tüllkleid über rosa Atlas getragen! Deutsches Herz, was willst du noch mehr?

Daß sie auch genügend patriotischen Staub aufgewirbelt hat, erwies sich beim „großen Reinemachen". Wände und Schränke hatten eine dunkle

Färbung angenommen und mußten gründlich gesäubert werden. Das Prunkstück selbst hatte — wie besagte Blätter zur Beruhigung besorgter Patriotenherzen tröstend bemerken — natürlich von dem Staub nichts abbekommen, denn es war durch einen luftdichten Glasschrank jeder profanen Berührung entzogen. Eine Vorsicht, die auch aus anderen Gründen nur zu billigen ist, denn sonst hätten sich's die Patrioten und noch mehr die Patriotinnen gewiß nicht nehmen lassen, einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die Schleppe zu drücken, wodurch sie, wenn auch vielleicht an innerem Werte, so doch nicht an äußerem Aussehen gewonnen hätte. Man bedenke, 55 000 kußfreudige Lippenpaare, noch dazu von patriotischer Begeisterung entflammt!

Ein bitterer Tropfen ist freilich in den überschäumenden Kelch gefallen. Ist auch die Schleppe deutsches Erzeugnis, so soll es der größere Teil der übrigen Ausstattungsstücke nicht sein. Wenigstens weiß der „Konfektionär" zu melden, daß dieser in Paris hergestellt würde und zwar auf persönliche Anordnung der Mutter der Kronprinzessin, Großherzogin Anastasia von Mecklenburg, die schon immer zu den besten Kundinnen der bekannten Pariser Magazine gehört habe. Ob solcher Betrübnis erhebt selbst der so loyale „Reichsbote" schmerzerfüllt den mahnenden Finger: „Es wäre Zeit, daß an unseren Höfen das ausländische Wesen, das leider noch immer ganz fälschlich für vornehm gilt und wenig Nationalstolz verrät, mehr und mehr überwunden würde. Es paßt weder in die Zeit, noch trägt es zur Erhöhung des volkstümlichen Ansehens der Höfe bei. Die Verwendung von Ausländern im Dienste der Höfe als Diener, Erzieher, Trainer, Vorleser usw. hat sogar ihre bestimmten politischen Gefahren. Eine Reihe von Fällen bezeugt, daß fremde Regierungen damit den Höfen geheime Aushorcher untergeschoben haben." Deutlich, bajuvarisch deutlich wird aber erst der Abgeordnete Memminger in der „Neuen Bayerischen Landeszeitung":

„Wir möchten wünschen, daß, wenn die dem Kronprinzen dargebrachten Geschenke ausgestellt werden, auch das deutsche Geld ausgestellt wird, das in Form einer Brautsteuer von den ‚Untertanen' der mecklenburgischen Prinzessin und künftigen deutschen Kronprinzessin erhoben wurde, damit das gaffende Volk bei der Bewunderung der ausgestellten ausländischen Erzeugnisse auch an die deutschen Michel denkt, die die Mittel aufbringen, damit die Herrschaften bei den Franzosen und Engländern recht teure Stoffe kaufen und dadurch die deutsche Ware im Ausland in Mißgunst bringen können. Indessen ist der mecklenburgische Hof nicht der einzige, der sich derart gegen das Deutschtum und gegen das nationale Empfinden versündigt. Daß der Kaiser sich in Amerika eine Jacht und in Italien eine Oper bauen ließ, wurde schon oft genug kritisiert, doch wollen wir ihm diese Handlungen nicht schwer anrechnen. Sehr übel wird es bei uns in Bayern vermerkt, daß bayerische Prinzen Fahrräder und Kraftwagen im Ausland kaufen, obwohl diese auch in bayerischen und deutschen Fabriken in guter Beschaffenheit hergestellt werden. Unsere deutschen Fürsten können eben von der alten Gewohnheit ihrer Ahnen männlicher und weiblicher Linie, die es immer

mit dem Ausland hielten und an dieses das Geld der Untertanen und den Ruf des deutschen Namens hingaben, und ausländische Diplomaten, Künstler, Offiziere, Erzieher, Beichtväter, Weiber, Schneider und Modistinnen vorzogen, noch immer nicht ganz lossagen. Der Kaiser hat im vorigen Jahre einmal über Mangel an nationaler Begeisterung im deutschen Volk geklagt. Wenn man aber die eben angedeuteten Leistungen, die wohl sich noch leicht um Dutzende vermehren ließen, näher betrachtet, dann darf man sich nicht wundern, daß die Beispiele von oben kaum geeignet sind, das schaffende Volk unten für solches Deutschtum zu begeistern."

Daß die materielle Existenz des Kronprinzen und seiner künftigen Familie einigermaßen gesichert sei, wenigstens so weit, daß er nicht in finanzielle Abhängigkeit zu geraten brauche, wurde bisher allgemein angenommen. Und doch gibt es Patrioten, die sich darob mit schweren Sorgen härmen und bangen. Die Berliner „Staatsbürgerzeitung" hält es für unbedingt notwendig, den Kronprinzen durch eine „Ehrenspende" aus Staatsmitteln zu unterstützen, damit er ein schuldenfreies Dasein zu führen vermöge und nicht in die Hände von „jüdischen Börsenkapitalisten" falle. Da freut sich denn die Berliner „Volkszeitung", den verängstigten Gemütern verraten zu können, daß ihre Sorge um die finanzielle Seite des kronprinzlichen Daseins so gegenstandslos wie voreilig sei:

„Das Geld, das nötig ist, um dem Kronprinzen auch nach seiner Verheiratung eine seinen Verdiensten um Staat und Reich angemessene sorgenfreie Existenz zu sichern, ist in ausreichenden Mengen da. Niemals braucht der Kronprinz ... bösen Manichäern in das Garn zu gehen; niemals braucht er dem ‚jüdischen Börsenkapital' tributpflichtig zu werden. Denn niemals wird es sein kaiserlicher Vater als Haupt der Familie an der nötigen Apanage fehlen lassen. Es ist eine durch nichts zu rechtfertigende unerhörte Unterstellung gegen den deutschen Kaiser, wenn man im Publikum auch nur indirekt die Befürchtung wachzurufen sucht, als müsse eines schönen Tages der deutsche Kronprinz, durch die Not gedrängt, Querschreibereien vornehmen. Es ist auch eine unerhörte Unterstellung gegen den Kronprinzen, im Publikum die Befürchtung zu erregen, als könnte er sich als unfähig erweisen, mit der ihm zugewiesenen reichlichen Apanage hauszuhalten, da doch jeder ordentliche Hausvater mit dem auskommen muß, was er hat. Die dem Könige von Preußen gesetzlich zustehenden staatlichen Einkünfte belaufen sich auf mehr als 16 Millionen Mark jährlich. Dazu kommen die ansehnlichen Einkünfte aus dem Privatvermögen der Hohenzollern. Man hat bisher noch nie gehört, daß diese Einnahmen zu klein gewesen wären, den Ansprüchen der Famlienglieder auf einen angemessenen Unterhalt zu genügen. ...

„Was also soll das ganze Geschreibsel über die Notwendigkeit eines ‚Ehrensoldes' oder einer ‚Ehrengabe' für den deutschen Kronprinzen? ‚Anregungen' dieser Art sind nur geeignet, die Klagen über die Schuldenwirtschaft im Reiche, über die angebliche Unmöglichkeit, die Gehälter

der schlechtestbezahlten Beamten zu erhöhen, über den kolossalen Steuerdruck zu verschärfen. Das deutsche Volk ist nicht lediglich dazu da, hohenzollernschen und verwandten Prinzen und Prinzessinnen allerlei Zuwendungen zu machen in Form von Millionengeschenken, Prinzessinnensteuern, Schlössern à la Glücksburg, Jahresrenten und anderen Gaben großkapitalistischen Gepräges. Millionen von Deutschen ringen schwer um ihre Existenz. Sie wissen oft nicht aus noch ein. Wieder andere, die nicht unmittelbar Not leiden, müssen gleichwohl die schwere Kunst erlernen und haben sie erlernt, sich nach der Decke zu strecken. In dieser Kunst liegt die größte wirtschaftliche Tugend eines ordentlichen Staatsbürgers. Bisher haben wir immer gehört, daß es der Fürsten hohe Pflicht und ihrer allein würdig ist, dem Volke in allen bürgerlichen Tugenden voranzuleuchten. Liegt irgend ein Grund zu der Annahme vor, daß es jetzt anders werden soll? ... Hat die Sozialdemokratie nach dem Ausspruche des Herrn Gröber nicht ohnedies ein ‚Schweineglück'?"

Inzwischen haben die Beiträge der preußischen Städte zur Stiftung des Prunkgeschirrs für das kronprinzliche Paar die Summe von 410 000 Mark erreicht, wovon die Stadt Berlin allein 90 000 Mark geleistet hat. Die Herstellung des Gerätes wird entsprechend seinem Geldeswerte mehrere Jahre dauern. Für Straßenschmuck zum Hochzeitstage ꝛc. werden ähnliche Unsummen ausgeworfen werden. Der Gedanke eines am Brandenburger Tor zu errichtenden Triumphbogens (!) ist im Schoße der Berliner Stadtväter verständnisvoll erwogen worden, und es heißt auch, daß es ohne einen solchen kaum abgehen wird. Den Vergleich mit den siegreichen römischen Feldherren, etwa einem Julius Cäsar, brauchen wir ja heutzutage nicht mehr zu scheuen.

Auch den mit Schiller nicht. Verblaßt doch sein bescheidener Gedenktag vor dem weltgeschichtlichen Ereignis im preußischen Herrscherhause. Trotz allem modemitmachenden Brimborium und den notgedrungenen Zugeständnissen an das Gebildetseinwollen und die doch nicht ganz wegzuleugnenden nationalen Imponderabilien, denen sogar ein hohes Kultusministerium glaubte Rechnung tragen zu müssen. Hat es doch die Schulbehörden aufgefordert, eine Schillerehrung zu veranstalten, den Schülern sogar den Gedenktag freigegeben. „Ganz so," bemerkt die „Zeit am Montag", „als ob dieser Verherrlichung eines längst verstorbenen Zivilisten dieselbe hohe Bedeutung zugesprochen werden könnte, wie etwa einer Parade auf dem Tempelhofer Felde. Mehr Entgegenkommen kann man von einem kgl. preußischen Ministerium für einen Dichter, der nicht einmal Reserveoffizier war und in Preußen um seiner reglementswidrigen Überzeugungen willen sicher niemals geadelt worden wäre, gewiß nicht verlangen...

„So viel steht auf alle Fälle schon heute fest, daß das offizielle und das spießbürgerliche Deutschland sich aus Anlaß der Schillergedenkfeier nach bestem Vermögen blamieren werden. Diese Leute haben kein Recht, einen Dichter zu feiern, den sie nie verstanden haben und der mit dem ganzen ge-

waltigen Pathos, das seiner Feuerseele in Augenblicken gesteigerten Lebensgefühls entströmte, gegen sie und ihr Gebaren losdonnern würde. Sie haben nichts gemein mit Schiller, der dem Volke der Unterdrückten und Entrechteten gehört, für dessen Befreiung aus leiblichen und geistigen Banden er stets so leidenschaftlich eingetreten ist. Wenn sie an der Schillerfeier sich beteiligen, ist dies schlimmste und verwerflichste Heuchelei. Der Mann ist ihnen noch heute unbequem. Aber er ist nun einmal nicht umzubringen. Das deutsche Volk hat ihn, der schon in seinen Jugendwerken so wacker Partei ergriff gegen die Mächte der Unterdrückung, zu fest und warm ins Herz geschlossen, als daß irgendwelche Aussicht bestände, ihn jemals von dort zu verdrängen. Wohl oder übel muß man daher, damit die volkstümliche Schillerfeier nicht den Charakter einer Demonstration gegen die herrschenden Gewalten annehme, so tun, als ob man selbst an der Ehrung des großen Dichters innigen Anteil nähme.

„Das preußische Kultusministerium ist in dem oben erwähnten Erlaß allerdings ziemlich erheblich aus der Rolle gefallen. Es hat mitgeteilt, daß Mittel zur Schillerfeier ‚diesseitig' nicht zur Verfügung gestellt werden könnten. Man solle recht pomphaft den festlichen Tag begehen, aber dafür auch fein säuberlich selbst zahlen, meinte es. Diese Knauserei ist echt preußisch. Zu dynastischen Zwecken ist jede Summe jederzeit verfügbar, für andere Zwecke, insonderheit für Veranstaltungen, die wirklich volkserziehliche Bedeutung und kulturellen Wert haben, fehlt es immer am Notwendigsten.

„Aber nicht nur die staatlichen, sondern auch die städtischen Behörden sind von diesem Geiste erfüllt. Welche kostspieligen Vorbereitungen schon jetzt getroffen werden, um die Hochzeitsfeier des Kronprinzen zu begehen, die doch schließlich nur für die Familien der beiden jungen Leute eine mehr als alltägliche Bedeutung hat, ist bekannt. Hunderttausende, wenn nicht Millionen, werden zu diesem Zwecke vergeudet werden. Es werden für diesen einen flüchtigen Tag, der in der Geschichte des deutschen Volkes kaum irgendwelche Spuren hinterläßt, Summen verschleudert werden, mit denen sich nachhaltig viel Gutes hätte tun lassen. Und die Gemeindevertretungen, die die Gelder bewilligen, sowie die Privaten, welche solche unsinnige Verschwendung treiben, werden sich noch obendrein einbilden, Wunder was Großes getan zu haben. Zum mindesten werden sie ihres ‚Patriotismus' sich rühmen, der sie zu so großer Opferwilligkeit antreibt. Der wahre Patriotismus aber, der in nützlicher Arbeit für Volk und Vaterland sich betätigt, jener Patriotismus, der, um mit Schiller zu reden, als Männerstolz vor Königsthronen sich kundgibt, hat nichts gemein mit diesem knechtseligen Getue . . ."

* * *

Was alles unter „Patriotismus" und „Nationalgefühl" verstanden wird, geht, um einmal berlinisch zu kommen, „auf keine Kuhhaut". Meist

liegt eine Begriffsverwechslung mit dynastischen und spezifisch preußischen Interessen und Bestrebungen vor. Da soll jetzt dem Dichter des „Preußenliedes“, Bernhard Thiersch, in seinem Geburtsorte Kirchscheidungen bei Freyburg an der Unstrut zur Feier seines fünfzigsten Todestages (am 1. September) ein Denkmal gesetzt werden.

„In der Presse,“ schreibt dazu die Berliner „Volkszeitung“, „selbst in der freisinnigen, wird Thiersch heute gefeiert, als ob er ein deutschnationaler Dichter gewesen wäre. In Wirklichkeit verherrlichte sein Lied das Borussentum im Gegensatz zum einigen Deutschland. Es wurde von den borussischen Patrioten der Kreuzzeitungspartei gesungen, um den Hoffnungen auf eine Einigung des Vaterlandes entgegenzuwirken. Seitdem wir gegen den Willen dieser ‚Patrioten‘ die Einheit Deutschlands erlangt haben und die Frage ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘ nicht mehr aufgeworfen zu werden braucht, ist das ‚Preußenlied‘, das das amtlich verpönte und verfehmte Lied Ernst Moritz Arndts verdrängen sollte, bereits fast ganz in Vergessenheit geraten. Es wird, soviel wir wissen, auch in den Schulen, in denen es früher neben dem ‚Heil Dir im Siegerkranz‘ die patriotischen Empfindungen erwecken und erhalten mußte, nicht mehr gesungen.

„Den Herren, die sich in der Heimat Thierschs zusammentaten, um diesem einstigen Gegner der deutschen Einheit einen Denkstein zu setzen, kann man ihre Absicht nicht wehren. Da sie sich aber mit einem durch viele Zeitungen verbreiteten Aufruf an das deutsche Volk gewandt haben, um Beiträge zu erlangen, und da, wie hervorgehoben, selbst freisinnige Blätter sich für das Andenken Thierschs begeistern, so erwächst für die ruhig und sachlich urteilende Presse die Pflicht, nicht bloß auf den wahren Charakter des Liedes, das in dem Dichter geehrt werden soll, hinzuweisen, sondern auch zu untersuchen, ob die Persönlichkeit des Dichters einer Ehrung würdig ist....

„Thiersch wurde 1832 von Halberstadt aus, wo er Oberlehrer am Gymnasium war, als Gymnasialdirektor nach Dortmund berufen. Dort wurde ihm auf seinen Wunsch die Ordnung des an wertvollen, aus den Zeiten, da Dortmund freie Reichsstadt war, stammenden Urkunden und sonstigen Handschriften reichen, leider aber arg vernachlässigten Archivs übertragen. Während er die Stellung inne hatte, kamen manche Schätze des Archivs abhanden, teils durch seine Unachtsamkeit — die Schüler des Gymnasiums konnten leicht Zutritt zu dem Archiv erlangen und Urkunden ihrer Siegel wegen an sich nehmen —, teils aber auch infolge seiner Unordentlichkeit. So kam es zum Beispiel heraus, daß Thiersch eine sehr wertvolle Handschrift des Sachsenspiegels, die in dem Archiv erhalten worden war, entwendet und für eine nicht unbeträchtliche Summe nach Berlin, wo sie sich in der königlichen Bibliothek noch heute befindet, verkauft hatte. Er wurde in Untersuchung gezogen, doch kam es zu keiner gerichtlichen Verhandlung, wie man in Dortmund überzeugt war, weil man

den Dichter des ‚Preußenliedes' nicht als Dieb ins Gefängnis stecken wollte. Seines Amtes ging er zwar verlustig, doch mußte ihm die Stadt noch Pension zahlen. In Bonn starb er bald darauf. Daß er den Diebstahl begangen, war auch in den Kreisen der Fachgelehrten bekannt. Nachdem er in Dortmund entlarvt war, soll sich herausgestellt haben, daß er auch in Halberstadt das Archiv um wertvolle Handschriften beraubt hatte, von denen eine, wenn wir nicht irren, auch ein Sachsenspiegel, in Paris wieder aufgetaucht sein soll. Ob in Halberstadt diese Beschuldigungen durch amtliche Feststellungen erwiesen sind, können wir nicht sagen (vielleicht hört man bei dieser Gelegenheit von dort etwas), die Entwendung des Dortmunder Sachsenspiegels steht aber fest. Wer jetzt noch einen Beitrag für ein Denkmal zum Andenken an diesen Mann geben will, mag es tun. Den Herren, die den Aufruf unterzeichnet haben, ist es sicher unbekannt geblieben, daß sie einen Mann zu ehren aufforderten, der sich der Entwendung einer ihm in seiner amtlichen Eigenschaft anvertrauten Handschrift und anderer grober Übertretungen seiner Amtspflichten schuldig gemacht hat."

Diese Darlegungen haben im Leserkreise der „Volkszeitung" außergewöhnliches Interesse erregt: „Die Vorgeschichte der deutschen Einheitsbestrebungen", schreibt sie, „ist der jüngeren Generation so gut wie unbekannt. In den Schulen erfährt davon die heranwachsende Jugend beinahe noch weniger als nichts. Was sie trotzdem hier und da etwa davon hört, ist zumeist in einem Lichte dargestellt, das nur sehr verworrene und schiefe Vorstellungen von der Einigungsbewegung erwecken kann. Mindestens wird der verbohrte Fanatismus nicht nach Gebühr gegeißelt, mit dem vor vierzig, fünfzig und sechzig Jahren die reaktionären preußischen Junker und gesinnungsverwandte Kreise alle auf die Einheit Deutschlands gerichteten Bestrebungen bekämpften. Daß sich dieser einigungsfeindliche Fanatismus zuweilen in den groteskesten Formen erging, haben wir bereits an verschiedenen Beispielen nachgewiesen. Insbesondere haben wir — und das sind für die jetzt lebende Generation zumeist völlig neue ‚Enthüllungen', die deshalb um so interessanter für sie sind — erzählt, wie die preußische Reaktion das Gedicht ‚Was ist des Deutschen Vaterland?' von Ernst Moritz Arndt für das hochverräterische Produkt einer politisch perversen Dichterphantasie hielt. Gerade gegen dieses ‚gefährliche' Lied wurden die schwarz-weißen, stockborussischen Reime des ‚Preußenliedes' als staatserhaltendes Gegenmittel auf dem Verwaltungswege ‚verordnet'."

Eine beachtenswerte Beleuchtung erfährt dann der deutschfeindliche Partikularismus Preußens um das Jahr 1848 durch die persönlichen Erinnerungen eines älteren Lesers der „Volkszeitung":

„Der Sommer des Jahres 1848 lockte an schönen Sonntagen den Bürger und Handwerker ebenso ins Freie, wie das noch heute der Fall ist. So wurden wir Jungen eines schönen Sonntages von unserem Vater mit hinausgenommen zu Pfleiderer, dem jetzigen Patzenhoferschen Restaurant an der Landsberger Allee.

„Im Garten war kein Stuhl mehr zu haben, weshalb Hunderte von Gästen im Saale Platz nahmen und sich dort über Politik unterhielten. Die Erinnerung an die glorreichen Märztage war noch zu frisch, als daß diese nicht das Gesprächsthema für jeden Tisch und jeden Bekanntenkreis hätten abgeben sollen. Der nationale Einheitsgedanke, der sich durch die ganze damalige Volksbewegung hinzog, fand überall freudige Aufnahme. Es war unter solchen Umständen kein Wunder, daß, als an einem Tische das Lied ‚Was ist des Deutschen Vaterland?' angestimmt wurde, bald der ganze Chor von Gästen mitsang.

„Die Töne dieses für thronstürzend gehaltenen Liedes müssen an gewisser Stelle beunruhigend in die Ohren geklungen haben. Man war damals in den regierenden Kreisen noch ungemein ‚nervös' und witterte überall Umsturz und Verrat gegen die preußische Monarchie zugunsten des *gefürchteten einigen deutschen* Vaterlandes. Kaum hatten die friedlichen Bürger bei Pfleiderer die ersten Strophen des Arndtschen Liedes gesungen, als plötzlich die Harmonie des Gesanges durch den Hufschlag reitender Artillerie und das Gepolter auffahrender Kanonen unterbrochen wurde. Eine halbe Batterie mit drei Geschützen pflanzte sich am Lokale auf und versperrte die Chaussee, als ob sie jedem das weitere Hinausgehen auf die Landstraße verbieten und diese mit Kugeln bestreichen wollte. Natürlich gab das zunächst kein geringes Aufsehen, und die obligaten Berliner Witze und Kalauer über das vermeintliche Niederschießen friedlicher Sänger und Biergäste machten sich bald Luft, so daß die Artilleristen selber manchmal mitlachen mußten; denn es bestand damals noch nicht eine schier unüberbrückbare Kluft zwischen ‚unseren Jungens' und dem Bürgerstande, dem sie entnommen waren. Ein Gelehrter nannte das Auffahren von Kanonen um eines Einheitsliedes willen die ‚ultima ratio regis'. Ein Schriftsteller bezeichnete sie als den Lapidarstil, in dem die Regierung den ‚lieben Berlinern' ihre wahre Meinung verkünde. Ein Schöngeist erinnerte an das Dichterwort:

‚Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!
Böse Menschen haben keine Lieder.'

„Ein Gesanglehrer fand, daß nach seiner Erfahrung die Kanonen zwar tonangebend seien, aber doch unharmonisch wirkten, weil sie weder Tenor noch Baß, sondern nur eine Brummstimme hätten. Ein Vierter fragte, warum denn jetzt das Wort ‚Kanone' mit einem K und nicht mehr mit einem C geschrieben werde. Worauf ein Fünfter antwortete: ‚Na, weil jede Kanone ein K lieber (Kaliber) hat.' Ein Sechster meinte, daß die Regierung dem Volke wahrscheinlich auf die zukünftigen Freiheiten schon etwas ‚vorschießen' wolle. Ein Siebenter wieder fand dies ‚hochfahrende Benehmen' der Regierung ‚unter aller Kanone'. Und so jagten die mehr oder minder geistreichen Witze einer den anderen.

„Nachdem man sich die drei Kanonen und ihre Bedienung lange genug angesehen hatte, ging man wieder ins Lokal und — sang ‚nun erst recht' kräftig weiter.

„Bei eintretender Dunkelheit zogen die Vaterlandsretter mit ihren Kartätschenschlünden wieder ab, begleitet von dem heiteren Lachen der friedlichen Bürger, die sich durch derartige Drohungen nicht aus der Fassung und aus der guten Laune bringen ließen. Selbst den Artilleristen muß der Auftrag, eventuell auf singende Bürger zu kanonieren, nicht sehr erhebend vorgekommen sein. Das merkte man an den frohen Mienen, mit denen sie von dem friedlichen Kampfplatze wieder abzogen. . .

„Hieraus erkennt man," so schließt der alte Berliner seine politisch, kulturhistorisch und lokalgeschichtlich interessanten Erinnerungen, „für wie staatsgefährlich man damals in den preußischen Regierungskreisen das gemeinsame Singen des Arndtschen Liedes hielt, das auf die Frage: ‚Was ist des Deutschen Vaterland' die Antwort gibt: ‚Das ganze Deutschland soll es sein.' Heutzutage kann die Reichsregierung in ‚deutscher Einheit' oder Vereinheitlichung sich nicht genug tun. Hat sie doch beispielsweise ihren schweren Ärger, daß sie Bayern nicht einmal zum Anschluß an die Briefmarkeneinheit bewegen kann."

„Elf Jahre später," bemerkt hiezu die Redaktion, „begegnete die Hundertjahrfeier der Geburt Schillers in dem offiziellen Preußen den größten Schwierigkeiten. Lange bevor an die politische Einigung der deutschen Stämme zu denken war, hatte der große Dichter ein nationales Band um alle freiheitlich gesinnten Deutschen geschlungen. Darum war er den preußischen Reaktionären nicht minder verhaßt, als es die liberalen Vorkämpfer des politischen Einheitsgedankens waren, die für den Traum eines einigen deutschen Vaterlandes zum Teil in den Kasematten preußischer Festungen büßen mußten. In Berlin kam es bei der Schillerfeier des Jahres 1859, von der sich natürlich, bei den Ministern angefangen, die Bureaukratie aller Grade demonstrativ fernhielt, zu heftigen Zusammenstößen zwischen der Polizei und den schillerbegeisterten Bürgern. Nur in den liberalen Kreisen des deutschen Volkes in Nord und Süd, in Ost und West war seit 1815 der deutsche Einheitsgedanke eine lebendige geistige Macht. Die preußische Reaktion hat ihn so lange bekämpft, bis ihre Bemühungen, seine Verwirklichung zu hintertreiben, im Schlosse zu Versailles am 18. Januar 1871 kläglich scheiterten."

Ein anderer Leser schreibt dem Blatte: „Wir hatten in unserem Schulliederbuche ein Lied, das mit den Worten begann:

> Ich bin ein treuer Deutscher
> Und hab' die Heimat lieb,

und das auch in jedem Verse mit diesen Worten als Refrain schloß. Um jene Zeit aber mußten wir statt ‚Deutscher' immer ‚Preuße' singen. Höchst komisch mutete es uns Schuljungen schon damals an, wenn wir die Stätte der ‚alten Barden' nach Preußen verlegen mußten. Denn die eine Strophe hieß nun:

> Wenn träumend meine Seele
> Dem Sang im Walde lauscht,

Wenn über Halm und Kiesel
Des Baches Silber rauscht,
Dann wird mir der Gedanke klar,
Daß hier der Barden Freistatt war.
Ich bin ein treuer Preuße
Und hab' die Heimat lieb.

„Wenn alle deutschen Vaterländer diesem Beispiele Preußens gefolgt wären, dann hätte man gewiß noch komischere Dinge erleben können. In Anhalt-Köthen hätte man dann wohl singen müssen:

Ich bin ein treuer Köther
Und hab' die Heimat lieb,
Wo uns der Geist der Väter
Als schönes Erbteil blieb.

„Es folgte aber dem kleinlichen Preußen, dessen Regierung und dessen Junker damals von einem einigen Deutschland nichts wissen wollten, nicht der kleinste Bundesstaat auf diesem Wege."

Preußischer Partikularismus hat mit deutschem Nationalgefühl so wenig gemeinsam wie byzantinischer Dynastenkult mit Patriotismus und aufrechter Mannentreue. Das beginnen denn auch allmählich solche Kreise einzusehen, denen „staatserhaltende" und „loyale" Gesinnung beim besten Willen nicht abzusprechen ist. So äußert sich z. B. das nationalliberal-konservative „Leipziger Tageblatt" zu Maurenbrechers „Hohenzollernlegende" ganz im Sinne des Tagebuchschreibers im vorigen Heft:

„Der Byzantinismus in deutschen Landen hat in den letzten Jahren geradezu erschreckend um sich gefressen, und in Hunderten und Aberhunderten von Reden haben allerhand offizielle Persönlichkeiten die Legende verbreitet, daß das deutsche Volk alles den Hohenzollern verdanke, und immer wieder die Person des Kaisers und die Verdienste seiner Vorfahren in den Vordergrund gerückt. Dieses Bestreben, das nicht allein die großen Schaffer und Ratgeber, sondern auch die Unermüdlichkeit und Opferfreudigkeit der deutschen Nation geflissentlich ignoriert, mußte einmal eine Gegenströmung hervorrufen. Es lag gewissermaßen in der Luft, daß einmal ein solches Buch geschrieben werden würde, ja, ein solches Buch könnte, wenn der Verfasser nicht im Dienste einer Partei stände, sondern sich aufrichtig und unabhängig um Erforschung der Wahrheit bemühte, sogar günstig wirken. Es könnte ad usum delphini verwendet werden, um künftige Herrscher darüber aufzuklären, daß das Deutschland von heute nur durch Zusammenwirken von Fürst und Volk entstanden ist, daß aber nicht etwa eine geniale Dynastie einen Haufen von Blödlingen herrlichen Tagen entgegengeführt hat. Wir können uns doch nicht verhehlen, daß die Geschichtschreibung bisher mehr oder weniger geneigt gewesen ist, die Verdienste der Regierenden zu über-

schätzen. Ein Buch, wie das beabsichtigte, könnte zu dieser Tendenz ein ganz heilsames Korrektiv liefern. ..."

* * *

Dem modernen Reichsdeutschen, wie er sich unter den landläufigen Begriffen und Wertschätzungen entwickelt hat, ist — sagen wir es nur gerade heraus — auch der „Patriotismus" und die „nationale" Gesinnung in vielen Fällen — Geschäft. Bewußt oder unbewußt. Der „Vorwärts" trifft also ohne Zweifel einen wunden Punkt, wenn er in die Kritik der Auslandspassionen hoher Herrschaften durch die „nationale" Presse seinerseits kritisches Scheidewasser gießt. Es sei ja begreiflich, meint er, daß die deutschen Unternehmer über den „Mangel an nationaler Begeisterung", der sich bei den Spitzen der Regierung bemerkbar machen soll, verärgert sind, und daß deutsche Blätter sich als Sprachrohr ihrer Mißstimmung hergeben. Aber ein Recht zur Rüge könne er, der „Vorwärts", dem deutschen Unternehmertum und seinen Organen nicht zugestehen: „Ist es selber doch, sowie sein Profit in Frage kommt, so international, so vaterlandslos wie nur denkbar; und wir möchten den Fabrikanten sehen, der nicht die nationale Begeisterung flugs an den Nagel hängte und im Auslande fabrizierte, sobald ihm dieser Schritt erhöhten Profit verspricht. Andererseits sehen wir ja bei jedem größeren Lohnkampfe, daß die deutschen Unternehmer sich billige Arbeitskräfte aus dem Auslande heranlocken und so dem nationalen Wohlstande tiefe Wunden zufügen. Wem anders als dem Patriotismus heuchelnden Unternehmertum ist es ferner zu danken, daß es mitten im Herzen Deutschlands, im westfälischen Grubenrevier, den Wanderer anmutet, als ob er zehn Meilen hinter Posen wäre, daß bestimmte Unternehmerkategorien bei Kanalbauten und anderen Erdarbeiten fast nur ausländische Arbeiter beschäftigen? Deutsche Fürsten mögen an sich zehnmal Ursache haben, das Geld, das von deutschen Steuerzahlern zu ihrer Unterhaltung hergegeben wird, auch im Vaterlande wieder zu verzehren, obgleich man über die Notwendigkeit hierzu ja sehr verschiedener Meinung (? D. T.) sein kann. Das deutsche Unternehmertum hat aber keine Berechtigung, ihnen Patriotismus zu predigen."

Von der sozialdemokratischen Verallgemeinerungssucht muß man natürlich absehen, wenn man das Berechtigte an diesen Ausstellungen würdigen will. Es lassen sich eine Reihe gerade der allergrößten deutschen Unternehmerfirmen nennen, denen die nationale Phrase nur den marktgängigen Vorwand bot, das Vaterland, das „teure", desto ausgiebiger zu schröpfen, und die, wo's sich darum handelt, nicht einen Augenblick zögern, für das Ausland zu arbeiten, völlig unbekümmert darum, auf welcher Seite die geliebten „nationalen" Interessen liegen.

Mit dem deutschen Nationalgefühl sind nun einmal keine Bilder herauszustecken. Die meisten Deutschen haben wohl kaum ein echtes Gefühl dafür und —: „was ihr nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!" Man braucht

nur — vom Zurückweichen des deutschen Elements im Auslande zu schweigen — an den kläglichen Rückgang des Deutschtums in Posen, dem preußischen Polen zu denken, um geradezu Ekel vor der sich dort entblößenden nationalen Charakterlosigkeit zu empfinden. Noch vor 30 bis 50 Jahren war das Polentum dort wirtschaftlich völlig auf die Deutschen angewiesen. „Deutsche Wirtschaftsinspektoren, Förster und Vögte", schreibt Herr von Tiedemann im „Tag", „fand man auf fast allen polnischen Gütern, und selbst die sogenannten ‚gelernten' Arbeiter, die Stellmacher, Schmiede, Gärtner usw., waren der Regel nach Deutsche. Seine Einkäufe mußte der polnische Gutsbesitzer bei deutschen Kaufleuten machen, er war für jede Handwerkerleistung auf Deutsche angewiesen: Ein polnischer bürgerlicher Mittelstand existierte nicht. Polnische Rechtsanwälte und Ärzte traf man nur ganz vereinzelt, und wo dies geschah, trugen sie adlige Namen. Heute hat sich das Bild vollständig verschoben. Heute findet man auf keinem polnischen Gute noch einen deutschen Wirtschaftsinspektor oder Förster oder Vogt, geschweige denn deutsche ‚gelernte' Arbeiter. Man findet sie kaum mehr auf deutschen Gütern. Überall sind Polen an ihre Stelle getreten. In den mittleren und kleineren Städten haben die polnischen Handwerker die deutschen wenn auch nicht vollständig verdrängt, so doch durch ihre Konkurrenz derart numerisch und wirtschaftlich geschwächt, daß sie nur notdürftig ihr Leben fristen. Überall haben sich polnische Kaufläden aufgetan. In Bromberg z. B., das früher eine rein deutsche Stadt war, gab es vor dreißig Jahren nur etwa drei oder vier polnische Firmenschilder, heute zählen sie nach Dutzenden. In Wongrowitz ist in einem Jahrzehnt die Zahl der polnischen Kaufleute und Handwerker um rund 120 v. H. gewachsen, die Zahl der Deutschen um rund 20 v. H. zurückgegangen. In Gnesen ist die Zahl der polnischen Handwerker heute fast viermal so groß wie die der deutschen usw. Bei jedem Gerichte fungieren polnische Rechtsanwälte, und statt der drei oder vier polnischen Ärzte, die im Jahre 1850 vorhanden waren, praktizierten im Jahre 1895 schon über 150. Die Ursachen dieses gewaltigen wirtschaftlichen Umschwungs sind auf polnischer wie auf deutscher Seite zu suchen. Sie beruhen in erster Linie auf der Verschiedenheit des Volkscharakters. Das hochgespannte Nationalgefühl der Polen befähigt sie mehr als ein anderes Volk, stets mit gesammelter Kraft zu handeln. Mögen die Ansichten und Auffassungen im einzelnen noch so sehr auseinandergehen, mögen auch alle Parteinuancen in ihren Reihen vertreten sein: dem nationalen Gegner gegenüber treten sie immer geschlossen auf. Umgekehrt findet man bei den Deutschen nur ausnahmsweise ein scharf ausgeprägtes Nationalgefühl. Während der Pole mit allen Fasern seines Herzens an seiner Heimat hängt, fühlt sich der Deutsche in der Provinz Posen der Regel nach nur als Fremder. Für ihn ist der Kampf ums Dasein eine rein geschäftliche Angelegenheit (!), und er betrachtet jedes Unternehmen lediglich aus dem Gesichtspunkt der Rentabilität (!). Er kauft

die Ware, wo er sie am billigsten erhält, gleichgültig, ob der Verkäufer ein Pole oder ein Deutscher ist. Der deutsche Kaufmann engagiert, um die polnische Kundschaft nicht zu verlieren — vergebliches Bemühen! — einen polnischen Kommis und lernt womöglich selbst Polnisch. Der deutsche Gutsbesitzer, der in den Besitz eines bisher polnischen Gutes gelangt, denkt nicht daran, die polnischen Arbeiter zu entlassen; es würde ihm übrigens auch schwer fallen, andere zu erhalten."

Nun hat ja das Polentum an seiner Geistlichkeit leidenschaftliche nationale Vor- und Mitkämpfer, wie solche das Deutschtum völlig entbehren muß. Wollen wir also gerechterweise auch diese Tatsache als mildernden Umstand für die schmachvollen deutschen Niederlagen einstellen. Eine Zuschrift an die „Volkszeitung" beleuchtet sie schon empörend genug:

„Einer der bösesten, wenn nicht der böseste Schaden der Ostmark ist die Entnationalisierung der deutschen Katholiken durch die polnischen Geistlichen. So unerhört es ist, so wahr ist es leider auch: innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches hat der deutsche Katholik kein gesetzlich gesichertes Recht auf deutschen Beichtunterricht und deutsche Amtshandlungen seitens seiner Geistlichen. Und diesen Mangel an gesetzlichem Rechte weiß der polnische katholische Geistliche, der ja meist in erster, zweiter und dritter Reihe Pole und dann nebenher auch Geistlicher ist, vortrefflich zu nutzen. Selbst da, wo der höheren Beamten wegen eine deutsche Abteilung im Beichtunterrichte besteht, müssen sich die deutschen Kinder armer oder abhängiger Leute es gefallen lassen, polnischen Beichtunterricht zu erhalten, und sollten sie auch keine drei Worte polnisch verstehen. ‚Du wirst schon verstehen', sagt derselbe Geistliche, der über Vergewaltigung der Gewissen zetert, wenn Kinder, nachdem sie fünf, sechs Jahre deutschen Unterricht gehabt und über sittliche und religiöse Dinge in den anderen Stunden Deutsch zu reden gelernt haben, auf der Oberstufe nun auch in der Religionsstunde Polnisch reden lernen sollen. Nicht genug aber, daß der Geistliche so zahlreiche arme deutsche Kinder zu einem seelenlosen, unverstandenen und darum seelenmordenden Hergeplapper zwingt, er verlangt natürlich auch, — ist das nicht ein öffentlicher Unfug? — daß sie ihr Glaubensbekenntnis vor der Gemeinde polnisch ablegen, denn er weiß ganz gut, daß sie sich dann als Polen fühlen (!) oder doch zu dem Glauben kommen, nur der Pole sei ein wahrer Katholik. Um diesen Glauben allen Deutschen beizubringen, werden auch die deutsch unterrichteten Kinder veranlaßt, das Glaubensbekenntnis vor der Gemeinde polnisch zu sprechen. Solche Zumutung wurde zum Beispiel an die Kinder eines westpreußischen Gymnasialdirektors gestellt. Und wie den Kindern, so geht es den Erwachsenen. Deutsche bekommen oft genug an den Gräbern ihrer Lieben kein deutsches, zu Herzen gehendes Wort, nicht einmal ein deutsches Vaterunser zu hören, sondern müssen polnischen Wortschwall über sich ergehen lassen. ‚Schert euch, lernt erst

Polnisch und dann kommt wieder zur Beichte!' rief vor nicht zu langer Zeit ebenfalls ein westpreußischer Geistlicher deutschen Frauen zu, die im Beichtstuhl knieten."

Solch unerhörter Vergewaltigung steht der „aufgeklärte Staat" Friedrichs des Großen völlig wehr- und waffenlos gegenüber! Oder wenigstens gibt er vor, es zu sein. Zu gewaltiger Höhe aber reckt er sich auf, und die gepanzerte Faust erhebt er, wenn er einem Polen einen — Nadelstich versetzen kann. Alles am unrechten Ort, wegen irgendwelcher Lappalien, um die sich ein römischer Prätor bekanntlich überhaupt nicht kümmerte. So mußte z. B. ein 14jähriger Fortbildungsschüler in Krone a. Br. die ganze germanisatorische Eroberungskunst und Werbekraft Preußen-Deutschlands erfahren. Er erhielt ein Strafmandat über 15 Mark, weil er am 18. April d. J. den Unterricht in der kaufmännischen Fortbildungsschule „durch ungebührliches Betragen gestört" haben sollte. In der Pause des Nachmittagsunterrichtes zwischen 4 und 5 Uhr, am 18. April, unterhielten sich mehrere Schüler auf dem Schulhofe in polnischer Sprache. Der Klassenlehrer trat hinzu und sagte: „Wie kommen Sie dazu, hier polnisch zu sprechen?" W. fragte: „Wir dürfen nicht einmal auf dem Schulhofe polnisch sprechen?" Worauf der Lehrer antwortete: „Es ist schon gut, die Folgen davon werden wir schon sehen!" Darauf erfolgte die Anzeige, und die Strafe wurde festgesetzt. Der Bestrafte will nun gerichtliche Entscheidung beantragen und durch Zeugen den Beweis erbringen, daß der Vorfall nicht im Klassenzimmer während der Unterrichtsstunde, sondern in der freien Zeit der Pause auf dem Schulhofe stattfand und somit eine Störung des Unterrichtes nicht eintrat. Das „Kroner Wochenblatt" hebt hervor, diese Bestrafung habe in der Stadt unter der polnischen Bevölkerung große Erregung hervorgerufen.

Und mit Recht. Denn nur wer selbst jeglichen warmblütigen Nationalgefühls bar, wem dieses ein bloßer theoretischer Begriff, eine angelernte Phrase ist, wird sich einbilden, andre Völker hätten gleiches Fischblut und würden sich ihr nationales Fell willig über die Ohren ziehen lassen, um prompt in das ihnen freundlich dargebotene fremde zu schlüpfen und noch „Danke schön" zu sagen. Ein Talent, das schon Bismarck als nur dem Deutschen eigen kennzeichnete. Die „Volkszeitung" hat Recht, wenn sie meint, daß die preußische Polenpolitik auch dann Fiasko machen würde, wenn sie den polnischen Klerus nicht als Gegner hätte: „Die Hundertmillionenfonds haben nicht verhindert, daß in den Ostmarken mehr Landbesitz an die Polen übergegangen ist, als ihnen hat entrissen werden können. Wirtschaftlich ist das Polentum in den Städten zusehends erstarkt. Überall hat sich ein polnischer Mittelstand gebildet, wo früher die Polen das Bild proletarischer Armut boten. Die ‚großen' Mittel haben versagt; die ‚kleinen' Mittel haben, anstatt versöhnend zu wirken, nur die Kluft zwischen den Preußen polnischer und deutscher Zunge erweitert. Die ‚Politik der Nadelstiche' hat die Polen erbittert und ihr Zu-

sammengehörigkeitsgefühl aufgestachelt. Selbst von hakatistischer Seite wird zugegeben, daß das, was bisher auf dem deutsch-polnischen Versöhnungskriegsschauplatze erreicht worden ist, von jeder polnischen Katze auf dem Schwanze weggetragen werden kann.

„Woher dieses Fiasko? Wer die Deutschen, die sich im Osten mit der Germanisierung der Polen ernstlich plagen, über die Gründe befragt, bleibt nicht ohne Antwort. Uns sagte einmal ein Lehrer, der wegen seiner eifrigen Arbeit im Dienste der Germanisation von der Regierung wiederholt belobt worden war: Wir kommen mit der Germanisierung nicht vorwärts, weil das, was der deutsche Lehrer aufbaut, der polnische Geistliche niederreißt. Das Deutsch, das die Kinder in der Schule lernen, wird ihnen durch die Kirche wieder ausgetrieben. Wer deutsch spricht, gerät in den Verdacht kirchlicher Untreue. Katholisch und polnisch gelten als zwei unzertrennliche Begriffe. Ähnliches sagte uns kürzlich ein Jurist, der lange Jahre in den Ostmarken gelebt hat und für das Deutschtum an hervorragender Stelle tätig gewesen ist.

„Natürlich ist nicht *jeder* katholische Priester, der einen polnischen Namen trägt, großpolnischer oder antideutscher Gesinnung. Allein die Zahl derjenigen Priester, die als Träger polnischer Namen zugleich Förderer der polnischen Sache, ja sogar eifrige Agitatoren des Polentums sind, scheint in den Ostmarken groß genug zu sein, um die behördliche und private Germanisierungsarbeit lahmlegen zu können. Es ist dies *nicht schwer*, weil, wie von uns hundertmal betont worden ist, die Polenpolitik der Regierung und ihrer Organe die Geschichte am verkehrten Ende anfängt. *Diese Art Polenpolitik müßte daher notgedrungen selbst dann scheitern, wenn ihr von polnisch-klerikaler Seite nicht das geringste in den Weg gelegt würde!* Alles, was die preußische Regierung bisher unternommen hat, um die Polen zu germanisieren *oder, was das Geschäft nicht unwesentlich erschwert, zu borussifizieren*, ist, wie wenn jemand Wasser in einem Siebe aufheben will. Das ‚polnische Sieb' — Preußens Polenpolitik!"

Nach alledem kann es nicht wundernehmen, daß trotz aller nationalen Festivitäten und byzantinischen Orgien eine gewisse Katerstimmung immer weiter um sich greift. Auch in den Kreisen, die sonst mit dem Vorwurf der Nörgelei und Schwarzseherei gar leicht bei der Hand sind, wenn ehrlichen Volks- und Vaterlandsfreunden die deutsche Reichsherrlichkeit nicht immer in rosenrotem Lichte erscheinen will. So macht ein Leser der „Deutschen Zeitung" seinem gepreßten Herzen in recht bitteren Worten Luft:

„Heute haben wir uns längst daran gewöhnt, mit einer nicht national gesinnten Reichstagsmehrheit zu rechnen. Wir sehen die Reichsregierung *von Fall zu Fall lavieren*, um dieser Mehrheit die notwendigsten Forderungen abzuringen. Daneben ist das *geistige Niveau der deutschen Volksvertretung fortwährend im Sinken begriffen*, die einstigen Koryphäen sind verschwunden, und *der Nachwuchs übersteigt den Durchschnitt nur ganz ausnahmsweise*.

„Noch schlimmer aber ist der geringe politische Sinn, das fehlende Verständnis für die nationalen Aufgaben im Volke selbst, der mangelnde Wagemut, mit einer selbständigen Meinung hervorzutreten und für diese einzustehen. Zeitungen lesen, Vorträge hören, Vereine bilden, räsonieren und schimpfen, das alles ist die Stärke der Deutschen leider immer gewesen, aber politisch handeln, das liegt ihnen fern. Recht bezeichnend für diese Eigentümlichkeit ist die Tatsache, daß die meisten der großen nationalen Vereine (Flottenverein, Kolonialgesellschaft, Ostmarkenverein usw.) sich amtlich als unpolitisch haben abstempeln lassen. Sie wollen in aller Stille, in Gottseligkeit und Ehrbarkeit in nationalem Sinne wirken, beileibe aber nicht politisch tätig sein; man könnte ja möglicherweise den hohen Behörden unbequem werden oder irgend eine Partei verletzen und dergleichen Bedenken mehr. Daß jede nationale Wirksamkeit zugleich eine kräftig politische sein müßte, das leuchtet dem Durchschnittsdeutschen nicht ein. Deutschsein heißt noch immer Träumen, Denken, Dichten.

„Jeder Versuch, national gesinnte Männer zu kräftigem einheitlichen Handeln zu vereinigen, ist bisher immer an der obigen Tatsache gescheitert, daß die nationalen Vereine unpolitisch sein wollen, und an dem Schreckruf: Nur keine neue Partei! Jeder ‚Politiker' ist eingeschworen auf die Grundsätze seiner Partei oder seines Fraktiönchens und hält daran mit fanatischer Glaubenskraft fest. Auf diese Weise ist ein vernünftiger Ausgleich zwischen den reichstreuen Parteien und deren vielfach veralteten und überwundenen Unterscheidungszeichen unmöglich. Diese heiß herbeigesehnte und uns so dringend notwendige Nationalpartei ist nicht zu schaffen, bislang ist es selbst in ernsten Zeiten noch nicht über ein kurzlebiges Kartell zwischen den nationalen Parteien hinausgekommen. Wenn gegen diese Einigungsbestrebungen geltend gemacht wird, daß die Gegensätze jener Parteien doch zu bedeutend seien, um sich auf die Dauer zu ertragen, so ist dieser Standpunkt als gänzlich veraltet und überwunden zu bezeichnen, er spukt in den Köpfen der Leute, die Anno 48 noch nicht vergessen und in der Schule Bismarcks nichts gelernt haben. Es bedarf nur eines Hinweises auf das Zentrum, um darzutun, welch schroffe Gegensätze von feudal bis radikal in einer Partei zusammengefaßt werden können, wenn ein kräftiges Bindemittel vorhanden ist. Zum Unglück besitzt nur für den Deutschen der Begriff ‚national' nicht die Zauberkraft, wie der Glaube für den Katholiken.

„So ist vorläufig keine Änderung in unseren krankhaften Parteiverhältnissen zu erhoffen. Der unpolitische, gleichgültige Sinn unseres Volkes hat der strammen, einheitlichen Organisation des Ultramontanismus und der Sozialdemokratie nichts Ähnliches entgegenzustellen und läßt es bei den gegebenen Zuständen bewenden, dem deutschen Philistertum widerstrebt die straffe Parteidisziplin, die jene beiden Richtungen in großartiger Durchführung geschaffen haben.

„Da nun weder auf dem Wege der Parteibildung noch mit Hilfe der großen Vereine der hohe politische Zweck zu erreichen ist, so bleibt nichts übrig, als ein Zusammenschluß von Persönlichkeiten. Dies müssen Männer sein von erprobter nationaler Gesinnung, die im politischen Leben und in der deutsch nationalen Bewegung eine führende Stellung einnehmen, andererseits nicht auf eine bestimmte Partei eingeschworen sind, sondern sich eine gewisse Freiheit der Bewegung gewahrt haben. Sie müssen sich eines bestimmten Einflusses erfreuen, um auf weite Kreise fortreißend zu wirken.

„Selbstverständlich ist diese politische Arbeit der denkbar schwierigste Weg. Jedes andere Volk außer dem deutschen würde ihn für unmöglich und ungangbar erklären. Aber wir Deutsche sind durch unsere ganze Geschichte leider stets auf dem schwierigsten, steilsten, tränenreichsten Wege geführt worden, wir haben nichts auf angenehme, leichte Weise erreichen können. ..."

* * *

Es wird noch ein ganzer Augiasstall veralteter und gefälschter Begriffe ausgeräumt werden müssen, bis der Boden zu ersprießlichem neuen Wachstum frei geworden ist. Unsere alten Werte sind vor allem dadurch beim Volke in Mißkredit gekommen, daß ihm meist die Surrogate dafür ausgegeben werden. Was wird nicht alles als „Religion" verabfolgt, was nicht alles im Namen dieser „Religion" vom Volke verlangt. Wie könnte eine so volksfreundliche Religion wie das Christentum dem Volke so sehr, wie es leider der Fall ist, entfremdet werden, wenn nicht schweres Verschulden seiner offiziellen Bekenner und Vertreter vorläge! „Die Zeit vor Ostern", schreibt der „Vorwärts", „ist für den Kirchenbesuch eine sehr günstige; mehr als zu anderen Zeiten fühlen sich die Gläubigen veranlaßt, zur Kirche zu gehen. Es kommen nach der Lehre der christlichen Religion die heiligsten Tage, die Leidenszeit Christi bis zu seiner Auferstehung am Ostermorgen, und ein gläubiger Christ versäumt nicht, um diese Zeit seine Andacht in der Kirche zu halten. Man sollte also meinen, die Kirchen seien überfüllt und nur mit Mühe könne man einen Sitzplatz finden. Das Gegenteil ist der Fall, der Kirchenbesuch ist in Berlin sehr schwach. In einer Reihe von Kirchen haben wir die Besucher an den letzten beiden Sonntagen gezählt. Ausgenommen im Westen Berlins, dem Viertel der reichen Leute(!), wurden die Predigten meist vor leeren Bänken gehalten. Wo viel mehr als tausend Personen Platz finden könnten, sind oft kaum hundert zu zählen. Sonntag, den 9. April, waren beim Vormittagsgottesdienst in der Jerusalemer Kirche nicht mehr als 90 und einige Personen, in der Petri-Kirche etwa 80, in der Simeons-Kirche 160 und in der Jakobi-Kirche 120 beisammen. Am Sonntag, den 16. April, ebenfalls beim Vormittagsgottesdienst, saßen in der Heiligen-Kreuz-Kirche etwa 400 Personen. Je weiter man nach dem Westen kam, desto mehr füllten sich die Kirchen. In der Lutherkirche waren über 500, in der Apostelkirche 300, in

der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche über 1000 Personen anwesend, zum größten Teil Damen, die in ihren Frühjahrstoiletten einen glänzenden Anblick boten. Die Männer und Jünglinge waren in den Kirchen im Westen verhältnismäßig stärker vertreten als in anderen Stadtteilen. Gewöhnlich konnte man beobachten, daß über zwei Drittel des Besuches aus Frauen und Kindern und ein schwaches Drittel aus Männern und Jünglingen bestand. Wir wollen schärfere Kritik nicht an diesem Kirchenbesuche selbst üben, nicht von denen erzählen, die aus Amts-, Standes- oder Geschäftsrücksichten einen Sitz erworben haben, nicht von denen, die ein Schläfchen machen, oder von denen, die mit Kleidern und Hüten prunken wollen. Man möchte es leicht übel deuten, denn es gibt auch Leute, die wirklich der christlichen Andacht und Erbauung bedürfen und sie sollen ungestört bleiben. Das ist ihre Privatsache und wir wollen ‚niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben'. Aber es gibt offenbar zu viele Kirchen in Berlin, 60 evangelische und 8 katholische, sowie viele Kapellen und Bethäuser. Trotzdem plant man immer noch mehr Kirchen. Die ‚Kreuz-Zeitung' berichtete vor einigen Tagen, daß sie gehört habe, für die Auferstehungs-Gemeinde solle auf dem Petersburger Platz eine neue Kirche gebaut werden. Wenn die Gläubigen ihre Kirchen selbst bauen und erhalten müßten, würden sie bald davon überzeugt sein, daß Berlin schon zu viele Kirchen hat. — Da haben die reichen Amerikaner und Engländer, die in Berlin leben, ihre eigene Kirche auf dem Nollendorfplatz, eine schöne Kirche, aber es ruhen noch 15 000 Mk. Schulden darauf, nach einer öffentlichen Bekanntmachung und Bitte um Beisteuern. Diese Kirche ist ganz auf freiwillige Beiträge der durchreisenden Amerikaner und Engländer angewiesen und will keiner bestimmten Sekte angehören, praktischerweise, denn es gibt 157 verschiedene Kirchensekten in den Vereinigten Staaten. Ihre Glaubensartikel sind die Bibel und das Glaubensbekenntnis der Apostel, und darauf können die Angehörigen aller Sekten ihren Dollar beisteuern, so wird erwartet."

Mit dem „materialistischen Zeitgeiste", der „Verhetzung durch die Sozialdemokratie" und den sonstigen landesüblichen Schlagern werden die Ursachen dieser Zustände weder erschöpft noch beseitigt. Der „materialistische Zeitgeist" wäre eben nicht so mächtig geworden, die „Verhetzung" nicht so erfolgreich gewesen, wenn Gesellschaft, Staat und Kirche ihre Schuldigkeit getan hätten. Ist doch schon der erste Unterricht in der Religion in den allermeisten Fällen keineswegs geeignet, eine sichere Grundlage für die spätere religiöse Entwicklung abzugeben. Sehr beherzigenswerte Worte sagt darüber ein Mitglied des badischen Oberschulrats, Geh. Hofrat Dr. Weygoldt in einer Broschüre, die soeben unter dem Titel „Die Katechismusfrage in der evangelisch-protestantischen Kirche Badens" (Verlag von Gutsch in Lörrach) erschienen ist:

„Unsere Kirche leidet an einer Art Unterrichtswut und hat sich die Tatsache, daß die Religion in erster Reihe Sache des Gemüts, nicht

des Denkens ist, praktisch auch nicht im mindesten angeeignet. Den Erfolg ihres Unterrichts schätzt sie, so feierlich sie offiziell vielleicht das Gegenteil versichert, tatsächlich nicht nach der Tiefe, sondern nach der Breite und dem Umfang; denn die einfache Wahrheit, daß der Mensch fromm leben müsse, um Gott wohlgefällig zu sein, läßt sie das Kind mit einer Anzahl von Gesangbuchversen, mit 300 Bibelsprüchen, mit 157 dogmatischen Thesen und mit einem dicken Geschichtsbuche erkaufen, in welchem alle Details des Judentums und selbst moralisch anrüchige Gestalten, wie ein Jakob, ein Simson, ein David, auf Kosten des Kindes sich der ausgiebigsten Berücksichtigung erfreuen. Sie packt eine Menge religiöser Begriffe in die Köpfe schon auf Altersstufen, auf denen sie schlechterdings nicht geistig voll erfaßt werden können. Sie übt auch nicht die pädagogische Regel, daß man den Unterricht mit Abwechslung interessant und spannend machen müsse; sie quält das Kind vielmehr vom 6. bis 14. Jahr Tag für Tag mit dem gleichen Katechismus, zieht ihre höchsten und heiligsten Aufschlüsse entgegengesetzt den alten Griechen und den ersten Christen, welche daraus ein Mysterium, ein Arkanum machten, zum alltäglichen Geschwätz herunter und ist dann noch mehr erstaunt, wenn das Kind sich mit der gleichen Sache nicht noch weitere vier Jahre in der Christenlehre abquälen will, oder wenn es von religiösen Vorstellungen nicht hoch denkt, welche die Kirche selbst ihm trivial gemacht hat."

Die „Hetze" der Sozialdemokratie gegen die Religion ist gewiß keine bloße Erfindung, ebensowenig wie es allen ihren Mitgliedern und Führern mit dem Satze „Religion ist Privatsache" ehrlicher Ernst ist, wenn man auch die Partei in ihrer Gesamtheit nicht ohne weiteres dafür verantwortlich machen darf. Aber sollte nicht die „Verhetzung" der Konfessionen untereinander noch viel schädlicher wirken, da sie doch von christlicher Seite ausgeht? Und dann die unnatürliche und unchristliche Verquickung von Religion und politischen, ja wirtschaftlichen und sozialen Machtinteressen? Der Abgeordnete Landgerichtsrat Müller-Meiningen hat kürzlich in München eine Rede gehalten, in der er der konfessionellen Verhetzung von „ultramontaner" Seite eine scharfe Beleuchtung angedeihen ließ. Es muß aber gerechterweise zugestanden werden, daß auch gewisse protestantische Kreise von diesem Vorwurf nicht freizusprechen sind.

„Immer wieder", sagte Müller-Meiningen, „müssen wir der Vermischung von Religion und Politik auf das schärfste entgegentreten. Der Stifter des Christentums stellte den Grundsatz der Liebe auf: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt', und ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!' Er wollte nicht im Namen der Religion Schul- und Mittelstands-, Handels- und Zollpolitik getrieben haben (Heiterkeit); er wollte nicht durch beispiellos sophistische und skrupellose Deutung seiner Worte die Herrschaft der Kirche auf solchen Gebieten festgelegt, die mit der Religion nichts gemein haben, er wollte nicht die geistlichen und

weltlichen Kompetenzen so eingeteilt wissen, daß ein herrschsüchtiger Klerus den Staat im Staate spielt. So ist dieses System der Vermischung von Politik und Religion die Stärke und zugleich die Schwäche des Ultramontanismus; die Stärke, da man die Massen, die nicht das Unterscheidungsvermögen zwischen Religion und Politik besitzen, fanatisieren kann, die Schwäche, da von Tag zu Tag mehr die Gebildeten und wirklich Religiösen sich von diesem System mit Ekel abwenden.

„Der Klerikalismus fordert Toleranz. Ein roter Bundesgenosse, der es wissen muß, meinte mit gutem Humor, das sei gerade, als wenn der Fuchs für den Vegetarismus plädiere. (Heiterkeit.) Klerikale Gewissensfreiheit! Vielleicht kommt ein Mitglied der Toleranzkommission auf den Einfall, über die Schwelle des Kommissionszimmers die berühmten Worte des Rundschreibens aus dem Jahre 1832 zu setzen: ‚Aus der modrigen Quelle des Indifferentismus stammt die abgeschmackte Meinung oder besser die Verrücktheit, daß jeder Mensch Anspruch auf Gewissensfreiheit habe.' Folge dieser dogmatischen und staatsbürgerlichen Intoleranz ist die *beispiellose konfessionelle Verhetzung*, die in Süddeutschland ihren Höhepunkt erreicht hat. Kann diese konfessionelle Hetze noch weiter getrieben werden, als sie bei uns in Bayern ist? Ein Aristophanes fände Komödienmaterial in dieser Hetze. Genügen die *konfessionellen Orgeln, Bade- und Bedürfnisanstalten, Waschhäuser* noch nicht, die katholischen und protestantischen Arbeitslehrerinnen noch nicht? Wird nicht vom Ministerpalais bis zum armseligsten Taglöhnerhäuschen nach dem ‚Verbrechen' der *gemischten Ehe* geschnüffelt, werden nicht die Kinder, die von religiöser Unduldsamkeit nichts wissen sollten, unter dem Deckmantel des Christentums zum religiösen Fanatismus getrieben, sind nicht die Affären von *Brülingen* und *Fameck* geradezu kulturgeschichtliche Schandflecke unseres Zeitalters? (Großer Beifall.) Das ganze tägliche Leben droht zerrissen zu werden, eine Schädigung, *viel schlimmer als die wildeste politische Klassenagitation. Konfessionelle Männer-, Frauen-, Studenten-, Arbeiter-, Bauern-, Mutter-, Gewerbe-, Mittelstands-,* und *Burschenvereine* werden gegründet, Kindervereine und *Säuglingsklubs* folgen offenbar nach. (Heiterkeit.) Ist nicht der Kampf um die *akademische Freiheit* in letzter Linie ein kleiner Protest gegen den zersetzenden Klerikalismus? *Formell* kann das Recht der Gründung katholischer Verbindungen kein Liberaler bestreiten; aber materiell ist die Gründung *aller* konfessionellen Verbindungen tief bedauerlich! (Rufe: Sehr gut!) Die sogenannten katholischen Verbindungen sind *politische Vereine*, sie sind *Zentrumsjugendvereine*; ihre Tendenz richtet sich gegen die *Grundlagen der deutschen Universitäten*, gegen die *Denkfreiheit*, die *Lern-* und *Lehrfreiheit*. Sie drohen die Vorläufer und Sturmgruppen für die *Konfessionalisierung der deutschen Universitäten* zu werden, dieser ‚*Anstalten des Teufels*', wie bekanntlich auf dem ‚*Katholikentag*' in *Aachen* ein berühmter

Redner sie nannte. Persönlich wird wohl kein Kampf so häßlich geführt wie dieser. Berlichingen und sein Nachspiel mit Professor Merkle zeigt die Verrohung dieses Tones. Herr v. Hertling hatte wahrlich recht: ‚Man braucht in einer großen Wirtschaft einen Hausknecht, aber schlimm ist es, wenn der Hausknecht den Ton angibt.' (Heiterkeit.) ...

„Wir taumeln von einem Erinnerungsfest zum andern. — Ja wir feiern mit Recht die Manen Schillers und Goethes, Kants und Fichtes. Besser wäre es, wenn der Staat in Millionen von Auszügen Fichtes elfte und zwölfte Rede an die deutsche Nation über die Nationalerziehung verbreiten ließe (Großer Beifall), oder Kants und Schillers scharfe Kritiken konfessioneller Intoleranz. Wir wollen nicht vergessen, daß ein ultramontanes Literaturwerk den berühmten Spruch tat: Schiller und Lessing haben aus den Offizierskreisen die Immoralität in die deutsche Literatur eingeschleppt. Protestieren sollte lieber das deutsche Volk gegen die konfessionelle Verhunzung seines Schiller in den Schulen. Das wäre die beste Schillerfeier." (Stürmischer Beifall.)

Die Verquickung von religiösen und dynastischen Interessen auf protestantischer Seite, ihre allzu große Bereitwilligkeit, die evangelische Kirche in den Dienst der Staatsgewalt und der herrschenden Klassen zu stellen, hat der Türmer zu beklagen oft genug Gelegenheit nehmen müssen. Erfreulich wirkt dagegen eine Äußerung der „Kirchlichen Gegenwart", des Organs der hannöverschen Geistlichen, in der sich eine so rühmliche wie nachahmungswerte Freiheit der Auffassung kundgibt. Mit gesunder Ironie führt das theologische Flachblatt denen, die es angeht, zu Gemüte, wie Schiller nach ihren Anschauungen eigentlich gefeiert werden müsse:

„Schillers Name wird in diesen Tagen in allen Schulen, wahrscheinlich auch in vielen Kirchen genannt werden. Für die Schulen ist's befohlen. Das gehört sich so. Im Jahre 1859 hatte man es versäumt, eine Schulfeier allgemein anzuordnen. Die Folge war ein Schwärmen der exzessiven Elemente für den Dichter. Den Fehler machen wir nicht wieder. Auch wir lernen etwas aus der Revolution. Darum reklamieren wir Schiller für die heute bestehenden Zustände und fügen ihn in den Lehrplan mit ein. Die Lehrer werden das schon fertig bringen. Wir glauben allerdings, daß Schiller so, wie es bisher gemacht ist, in die Schulen kaum paßt. Der Schiller-Lesestoff wird auch immer mehr beschnitten werden. In simultanen Lesebüchern darf natürlich nichts vom ‚Abfall der Niederlande' und der ‚Geschichte des Dreißigjährigen Krieges' stehen; in den gut monarchischen Gegenden wird der ‚Wilhelm Tell' so gestutzt, daß die Kinder nichts davon erfahren, wie Tell dem Hute die Achtung versagte und den Geßler niederschoß. Am besten wird noch immer sein, die Schilderung der Revolution aus der ‚Glocke' recht eindringlich zu deklamieren und einige gute Lehren gegen alle heutigen Revolutionäre mit einfließen zu lassen. Oder noch besser, man führe das Schiller-Festspiel

‚Fürst und Künstler' auf, von dem der Türmer die geradezu klassische Probe gegeben hat. Zum Schluß wird Schiller zum Propheten auf unsere Zeiten:

— ‚es stimme sich jedwede Brust
bereit, bereit zu großer Wandlung;
denn unsern, unversehens wird
(die Klasse erhebt sich)
ein Herrscher, zweiter seines Namens,
dem Reiche seine Stärke geben:
die Wagenburg zu Land und Meer.'

„Und dann ‚Heil dir im Siegerkranz' zum Schluß. Das ist unübertrefflich schön, und wir möchten den sehen, der das künstlich gezüchteten Patriotismus nennt!" —

Auch in gebildeten, geistig fortgeschrittenen katholischen Kreisen wird das Bestreben, einen Keil zwischen sie und ihre evangelischen Volksgenossen zu treiben, oft bitter genug empfunden. Ich selbst kenne Katholiken, die nicht entfernt an einen Konfessionswechsel denken und dennoch lebhafte Klage führten, daß ihnen das einträchtige Zusammenleben und Wirken mit ihren evangelischen Brüdern durch aufdringliche Bevormundungsversuche gestört und erschwert, daß ein lästiger Druck auf sie ausgeübt werde, der sogar vor moralischer und wirtschaftlicher Schädigung nicht zurückscheue. Eine neue Regung des deutschen Reformkatholizismus, über die Professor Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" berichtet, scheint aus demselben Boden hervorgegangen:

„Um diesen Kampf aus dem sozialen Leben unseres deutschen Vaterlandes herauszuheben und ihn auf das rein wissenschaftliche Gebiet hinüberzuleiten, sind eine Anzahl katholischer und evangelischer Männer zusammengetreten, deren nächstes Ziel darauf gerichtet ist, die Herausgabe einer besonderen Schrift zu veranlassen, welche die landläufigen Bedenken gegen den sog. Ultramontanismus einer streng wissenschaftlichen Erörterung und (sic!) beziehungsweise Widerlegung unterzieht. Um ... darzutun, einen wie großen Wert die gedachte Vereinigung auf eine wissenschaftliche Widerlegung jener Bedenken legt, wird demjenigen, welcher die beste Widerlegungsschrift einreicht, eine besondere Vergütung von 600 Mk. zugesichert. Das Preisrichteramt soll der Zentrumsabgeordnete Professor Dr. Dittrich zusammen mit Professor A. Harnack übernehmen; falls diese Herren ablehnen oder sich nicht einigen, tritt die Juristenfakultät in Bonn an ihre Stelle. Nach dem vorstehenden Zitat könnte es scheinen, als ob lediglich eine Apologie des ‚Ultramontanismus' geplant sei. Aber die besondere Bedeutung dieser Schrift für die katholische Kirche wird des weiteren in ihrer Aufgabe erblickt, die wachsende Entfremdung der gebildeten Katholiken von der katholischen Kirche hintanzuhalten. Vor allem jedoch zeigt die eingehende Erörterung der Fragen, auf welche die Schrift einzugehen habe, daß es sich um eine neue Regung des deutschen Reformkatholizismus handelt ..."

Allzu große Bedeutung kann ja solchen „Regungen“ nicht beigemessen werden. Immerhin darf man sie als erfreuliche Ansätze begrüßen, die es vielleicht dermaleinst — wenn auch wohl in sehr, sehr ferner Zeit! — zur Blüte und Frucht bringen können.

* * *

Inzwischen schießen die konfessionell-politische Verhetzung und die gleichen Absonderungsgelüste üppig in die Halme. Und zwar unter der wohlwollenden Förderung eines hohen Kultusministerii. Nicht genug an dem Beispiele Rußlands, wo die unter Aufsicht von Polizisten und Hausknechten (Dworniks) gestellten Studenten in geheimen Konventikeln eine Politik treiben, die auf die Dauer den völligen Umsturz des Staates herbeiführen kann, ihn jetzt schon in seinen Grundfesten erschüttert. Nein, es ging so nicht länger weiter mit der gefährlichen akademischen Freiheit, d. h. mit der politischen Harmlosigkeit des Bruders Studio. Er soll und muß auf die parteipolitische Arena gedrängt werden. Hat man je größeren Unverstand geübt? Quieta non movere, was ruht und gut, zufrieden lassen. Aber was soll man tun, wo man — nichts zu tun hat und doch „regieren“ will? Und so wurde dem ruhenden Pol in der politischen Erscheinungen Flucht, dem friedfertigen akademischen Leben, dem Stein, der niemand ein Anstoß war, ein gewaltsamer Ruck gegeben, und der Stein ins Rollen gebracht. Wer weiß wohin? —

Ach nein, es war nicht Herrschsucht, was ein hohes Kultusministerium zu dem unerforschlichen Ratschlusse bewog, der akademischen Freiheit ein Bein zu stellen, sondern im Gegenteil, ganz im Gegenteil, demütige, „ganz gehorsamste“ Unterordnung unter die Wünsche von parlamentarischen Mächten, deren Wohlwollen man nun einmal nicht entraten zu können glaubt. Es waren Rücksichten auf politische Interessensphären, die mit den akademischen als solchen rein gar nichts zu tun haben. Heutzutage nennt man dergleichen „Realpolitik“. Bismarck, der Meister dieser Kunst, hätte es — anders genannt.

Der Tagebuchschreiber hat aus seiner Überzeugung kein Hehl gemacht, daß er die von der Mehrheit der akademischen Bürger geforderte Unterdrückung der konfessionellen (katholischen) Verbindungen durch behördliche Verbote für verkehrt, weil inkonsequent, erachte. Dieweil es nicht angeht, Gewaltmittel im Namen der Freiheit zu verlangen. Nun ist aber die ganze Angelegenheit durch die bekannten Maßregelungen von oben längst aus diesem Stadium herausgetreten. Jetzt handelt es sich längst nicht mehr um den logischen Irrtum jugendlicher Heißsporne, dem ein hohes Ministerium im wohlverstandenen Interesse der „wahren und echten“ akademischen Freiheit nicht Rechnung tragen durfte. Es ist nicht viel weniger als die Axt an die Wurzel des akademischen Freiheitsbaumes gelegt worden, und daß es sich um nichts Geringeres handelt, beweist die immer lebhafter werdende Beunruhigung auch der Professorenkreise, ihr mannhaftes Eintreten für das gefährdete höchste akademische Gut.

Die Göttinger Professoren haben das rühmliche Beispiel gegeben, Halle, Jena, Marburg sind ihnen gefolgt und gewiß werden noch weitere folgen. Heil ihnen!

Die große Bedeutung der Göttinger Kundgebung wird von den „Leipziger Neuesten Nachrichten" also gewürdigt:

„‚Leider läßt sich nicht verkennen, daß die Studenten in allem, was von der Ministerialinstanz ausgeht, eine beabsichtigte Schmälerung ihrer Rechte und eine willkürliche Beeinträchtigung ihrer Bewegungsfreiheit erblicken' — so heißt es in dem Göttinger Protest. Ha man je eine solche Sprache aus dem Munde besonnener Männer vernommen und ist jemals eine solche Sprache notwendig gewesen? Herr Studt und sein Mephisto mochten glauben, daß es nur eines papiernen Erlasses bedürfe, um die bestehenden Grundlagen des bisherigen akademischen Rechtes zu zerstören, die akademischen Behörden auszuschalten und die deutschen Hochschulen herabzudrücken auf das Niveau des Penälertums. Sie mochten glauben, die Hochschulen einfach an die Kette legen und gängeln zu können, wie es einst geschah, als noch in den Tagen der heiligen Allianz der Staat vor dem Studentenhieber zitterte. Man hat die Bildung studentischer Ausschüsse und die Gestaltung ihrer Satzungen der direkten Entscheidung des Ministers zu unterstellen versucht, man hat geglaubt, in aller Heimlichkeit die historisch bewährten Reste der akademischen Selbstverwaltung zerstören zu können, um auf dem neuen Boden Raum zu schaffen für das in den katholischen Verbindungen verkörperte Prinzip der konfessionellen Unduldsamkeit und Entzweiung. Da aber erhoben sich mit den Studenten zugleich ihre Lehrer, und der flammende Protest, den sie aussprechen, wird durch die ganze akademische Welt dahinfahren und alle Herzen entzünden.

„Und noch einen Ton vernimmt das Ohr des Herrn Studt und seines Gehilfen, einen feinen und doch starken Unterton: ‚Eure Exzellenz', so heißt es in dem Göttinger Schriftstück, ‚sind kraft Ihrer Stellung genötigt, bei Ihren Entscheidungen auf Momente hochpolitischer Natur Rücksicht zu nehmen, die außerhalb der Interessensphäre der Universitäten gelegen sind.' Diese Momente sind gerade gegeben in dem Bedürfnis, mit sorgsamer Hand die zarten Blüten am Baume des Klerikalismus zu schonen, dem gesamten öffentlichen Leben den ultramontanen Stempel aufzudrücken. Die akademische Freiheit ist dem Zentrum, das seine Kämpfer und Helden in Seminarien, Konvikten und Kongregationen heranzieht, ein Dorn im Auge; ihm frommt nur die geistige Uniformierung, die Ertötung des Individualismus in der Stickluft Roms. Die Professoren aber, die Lehrer und Berater der Jugend, weisen jetzt die Studentenschaft hin auf das letzte und entscheidende Motiv, das den Minister zum Konflikt, zu Willkür und Gewalttat treibt, sie reißen dem amtlichen Träger der staatlichen Autorität die Maske vom Antlitz herab.... In dem Kampfe um die akademische Freiheit und das Recht der Jugend ist eine neue Phase

eröffnet. Dann aber, wenn sie abgeschlossen ist, werden die arg zerschlagenen Leiber der Herren Studt und Althoff das Schlachtfeld bedecken. Flammenzeichen leuchten und Sturmesflügel rauschen."

Dieselben Spuren in die Löwenhöhle weist die „Tägliche Rundschau" nach:

„Das Kultusministerium hat mit den Parteien im Landtage wie mit der herrschenden Regierungsströmung zu rechnen, es kann von der Gefälligkeits- und Schacherpolitik, die unser inneres politisches Leben verwirrt und vergiftet, nicht frei bleiben, wird sogar am stärksten unter allen Ministerien von ihr umbrandet. Sein Streben geht darauf hinaus, auch unsere Universitäten als Faktoren in die offizielle Kuhhandelspolitik einzustellen, auch hier durch Dienste und Gefälligkeiten das Wohlwollen der maßgebenden Partei zu erringen und unsere Hochschulen allmählich gemäß der herrschenden politischen Strömung zu uniformieren. Daher die Angriffe auf die alte Selbstverwaltung, die solchem Streben einen Damm entgegenstellt, und daher auch der bezeichnende Erlaß vom 16. März, der das bisher unbestrittene, in der Praxis unangefochtene Selbstbestimmungs- und Selbstverwaltungsrecht einfach ‚nullen' und eine politische statt einer akademischen Behörde zum Dirigenten des Hochschullebens machen möchte. Exzellenz Althoff ist kein Freund der Umständlichkeiten und hat in Hannover erfahren, daß die Wünsche der Zentrumsstudenten auf dem Umwege über die akademischen Behörden allerhand Verschleppungen und Unliebsamkeiten erleiden, während sich die Verhandlungen mit den A. H. A. H. Spahn oder Porsch glatt regeln, sobald die akademischen Zentrumsrekruten sich mit ihren Wünschen direkt an diese, beim Kultusministerium beglaubigten Vertreter wenden wollen. Auf diese Weise hofft man nicht nur die deutschen Studenten zur Anerkennung der klerikalen Jünglingsvereine zu zwingen, sondern auch sie früh zu dem für das moderne preußische Staatsleben notwendigen Grad von Zentrumsfrömmigkeit erziehen zu können. Zugleich aber soll die ganze akademische Freiheit etwas enger geschnürt und sie sachte etwas strammer an das ministerielle Gängelband gelegt werden. Wenn unsere Professoren diesem Treiben bisher mit Zurückhaltung zuschauten, so war es, weil sie jede Verschärfung des innerhalb der akademischen Mauern unerhörten politischen Streites verhüten wollten; aber wenn Herr Studt auf seinem unheilvollen Wege fortschreitet, wird ihm nicht nur von dem Göttinger Senat, sondern auch von mancher andern Seite ein Halt! entgegenschallen.... Er hat in die Studentenschaft Unruhe und Politik hineingetragen...."

* * *

Daß der Gedenktag Schillers ein ganz besonders scharfes Licht auf diese Kämpfe werfen mußte, daß er viel Zündstoff in sich barg, geeignet, die angespannten Gegensätze zur Entladung zu bringen, braucht nicht näher begründet zu werden. Bei der Schillerfeier in der Technischen Hochschule

in Charlottenburg waren denn auch die Professoren so gut wie ganz „unter sich", da die Studenten der Feier demonstrativ fernblieben und mehrere tausend Mann stark Schiller auf dem Spandauer Bock feierten. Die einzigen Korporationen, die entschlossen waren, sich um Herrn Miethe, den Rektor, drei Dutzend Mann stark, zu scharen, waren die katholischen Verbindungen. Die Eigenart dieses Bildes, meint die „B. V.", scheint denn doch außerhalb des Wunsches des Herrn Miethe gelegen zu haben. Nicht aus Abneigung gegen die katholischen Verbindungen, für die sich ja Herr Miethe öffentlich ins Zeug gelegt hat, vielmehr nur, um den bei einer Schillerfeier höchst seltsamen Aufzug zu vermeiden, daß nur die beiden katholischen Studentenverbindungen die gesamte Charlottenburger Studentenschaft „repräsentiert" hätten, bat Herr Miethe diese konfessionellen Organisationen, offiziell nicht aufzumarschieren! So fiel auch für diese getreuesten Stützen des von den Tausenden der anderen Kommilitonen bekämpften Systems Studt die Freude weg, ihre hervorragende Rolle in den akademischen Kämpfen der Gegenwart gebührend zu markieren!

An einzelnen Mißklängen hat es ja, wie nicht anders zu erwarten war, während der Schillerfeier auch sonst nicht gefehlt, und daß es dabei nicht ganz ohne Überschwenglichkeiten abgehen konnte, ist ebenso selbstverständlich. Nun habe ich wirklich nichts dagegen, daß bei solcher Gelegenheit auch einmal zuviel des Guten getan wird. Immerhin vergleiche man aber den nüchternen Sinn unseres biederen Durchschnittsbürgers mit Ekstasen, wie den des Professors Konrad Burdach bei der Feier auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin:

„Friedrich Schiller, Gottesfunken,
Herold aus Elysium,
Deutsches Volk, aufs Knie gesunken,
Ehrt in dir sein Heiligtum!
— — — — — — — — — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn ihr seinen Namen preist,
Laßt den Blick zum Himmel blitzen,
Diesen Becher Schillers Geist!"

Wie wenig Sinn für solche Erregungen hat doch der brave Berliner Spießer! Als die Militärkapelle das Reiterlied aus Wallensteins Lager spielte und das Publikum mitsingen sollte:

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte —

da klang es gar matt und mäßig; einer genierte sich vor dem anderen, in Stimmung geschweige denn in Begeisterung zu geraten. Erst als der alte Professor Roßmäßler mit ehrlichem Zorn in die Menge hineinfuhr: „Zum

Donnerwetter, etwas forscher, meine Herren!" wurde die letzte Strophe lauter gesungen.

Daß jede Partei sich ihren Schiller konstruiert, ihn für sich allein mit Beschlag belegt, darf weiter nicht wundernehmen. Und doch! Welcher Gegensatz zwischen den heute geschätzten, auch den besseren Werten und der Gedanken- und Gemütswelt Schillers. „Auch wer kein Pessimist ist," klagt die „Berliner Börsenzeitung", „auch wer grundsätzlich die Verherrlichung alter Zeit, das Verkennen der Gegenwart vermeidet, muß doch sehen, welcher Materialismus sich breit macht, muß erschrecken vor diesem Protzen mit strammer Brutalität, das modern geworden ist, die sich wunder was auf ihr reines, echt deutschnationales Ehrenschild einbilden. Es gehört zum guten Ton, so realpolitisch wie möglich zu denken, liberale Träume und Hoffnungen als lächerliche Utopien zu verspotten, den großen Gedanken des Menschheitsfriedens feudal zu belächeln; selbst die Freiheit, wie Posa sie fordert, wird von jedem einigermaßen zielbewußt denkenden Modernen als verschwommen und unklar abgetan, und das größte Ideal der Schillerschen Epoche, die Humanität, ist zu einem Spottwort geworden, zur Humanitätsduselei, über die jeder schmißgezierte Jüngling die Achseln zucken darf. Wir sind forsch geworden und gesund und stehen dem Sehnen und Träumen jener Zeit endlos fern. Ein Abgrund trennt — um ein konkretes Beispiel zu nennen — die Weltanschauung eines Treitschke von Schillerscher Milde und Versöhnlichkeit, und was der umlärmte Heros des heutigen Tages zu unserer alles Denken beherrschenden Volkswirtschaft, zu dem Aufhetzen der Rassen gegeneinander, zu Nietzschescher Herrenmoral, zu renommierendem Nationalismus sagen würde, das untersucht man lieber nicht. Eine Rückwärtsbewegung auf Schiller hin wäre herrlich, könnte das deutsche Volk regenerieren, wenn sie spontan, ohne zufälligen Anlaß aus dem Willen der Nation herauskäme. Ob der Trubel des heutigen Zentenartages uns die verlorenen Ideale zurückerobern wird, wagen wir bescheidentlich zu bezweifeln ..."

Als Folie könnte diesen Ausführungen dienen, was der „Vorwärts" aus der Festrede des Berliner Professors Erich Schmidt mitteilt, vorbehaltlich, daß er sie richtig mitteilt. Prof. Schmidt habe einen Schiller gezeichnet, wie ihn kronprinzliche Ohren vertragen könnten. „Er schwelgte in dem Gedanken, wie herrlich es gewesen wäre, wenn Schiller in Berlin Professor geworden wäre und preußische Prinzen in der Geschichte unterrichtet hätte. Er hätte es ganz gut tun können, meinte der Professor, denn seine vorübergehenden Äußerungen politisch-revolutionärer Natur seien ganz belanglos; er sei ein Aristokrat gewesen und habe über den Unsinn der Mehrheit ungefähr so gedacht wie sein Fürst Sapieha. Schließlich wäre Schiller gänzlich unpolitisch, und heute wären Mißverständnisse wie noch bei der Schillerfeier von 1859 nicht mehr möglich.

„Es läßt sich nicht näher über diese Rede des Professors schreiben, solange man nur auf kurze Zeitungsauszüge angewiesen ist. Immerhin

würde Schiller, wenn er diese Rede noch erlebt hätte, sicher seine vorteilhafte Meinung über die Brotprofessoren noch mit einigen spitzigen Worten verschärft haben. Daß aber ein Berliner Professor der deutschen Literaturgeschichte an dem Gedächtnistage des Dichters nichts Besseres zu ersinnen weiß, als den herrlichen Traum eines Schiller, der Hohenzollernprinzen Geschichtsunterricht erteilt, ist doch auch ein Beitrag zu dem glorreichen Kampf um die ‚akademische Freiheit', der heute gekämpft wird. Es scheint uns, als ob es immer noch besser und tapferer sei, klerikal zu sein, als byzantinisch.

„Gerade jetzt aber ist auch diese Legende des Kronprinzen-Schiller durch einen anderen Professor bündig widerlegt worden. Ferdinand Tönnies hat ein kleines Heft über Schiller als Zeitbürger und Politiker erscheinen lassen, eine nur wenige Seiten umfassende Schrift, die zu den paar wertvollen Erzeugnissen gehört, die aus der diesjährigen Schiller-Springflut gerettet zu werden verdienen. Tönnies beschäftigt sich im wesentlichen mit dem politisch-revolutionären Charakter des Dichters und weist hier nach, wie im wesentlichen durch äußere Umstände ein Bruch in Schillers Entwickelung entstanden ist, wie aus dem Revolutionär etwa ein Liberaler oder gar Konservativer geworden ist.

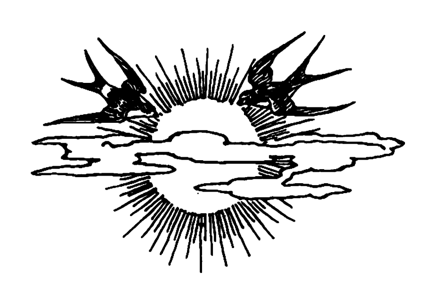
„Im Dezember 1791 schrieb einmal Schiller an Jens Baggesen: ‚Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren.' In der Tat war Schiller niemals ganz unabhängig. Schon in seiner Jugend wußte er sich Rücksichten seiner Existenz anzupassen. Während er an seinen Landesvater, dem er desertiert war, devote Briefe schrieb um gewisser Vorteile willen, machte er sich auf Vorhaltungen seiner Freunde über diese Farce lustig. Es geht durch die ganze Entwickelung Schillers ein solcher Zwiespalt, der dann in den letzten Jahren jene Erscheinungen hervorruft, die, zwar auch innerlich vorbereitet, doch niemals den peinlichen Charakter angenommen hätten, wenn nicht der äußere Zwang hinzugetreten wäre. Tönnies zeigt Schritt für Schritt die politischen Wandlungen Schillers und ihre Motive auf, und zwar nicht in willkürlichen spekulativen Konstruktionen, sondern durch urkundlich zwingende Nachweise. Besonders bedeutsam ist der Vergleich, den Tönnies zieht zwischen den ‚Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen', wie sie im Druck veröffentlicht worden sind, und wie sie ursprünglich an den Herzog von Augustenburg geschrieben waren. Auch die Originalbriefe sind schon an die revolutionären Antipathien des Adressaten angepaßt. Immerhin enthalten diese noch zu verstehenden Äußerungen über die französische Revolution Äußerungen von starkem politischen und sozialen Radikalismus. Und gerade diese wichtigsten Stellen sind dann für den Druck gestrichen worden, infolgedessen die Briefe in ihrer veröffentlichten Gestalt viel blasser und vielfach in ihrem Zusammenhang auch dunkler sind als die ursprünglichen Darlegungen. Tönnies hat auch kürzlich in

einer Zeitschrift aus den Nachlaßnotizen Schillers unwiderlegbar nachgewiesen, daß Schiller sich mit der Sentenz im ‚Demetrius': Was ist die Mehrheit, Mehrheit ist der Unsinn usw., keineswegs identifiziert hat, sondern daß er gerade diesen Satz Sapiehas als Ausdruck einer oligarchischen Anschauung betrachtet wissen wollte, d. h. der Pöbelherrschaft einer Aristokratenclique.

„Indessen, wie sehr auch Schiller unter dem Einfluß seines deutschen Zeitalters wie unter dem Druck seiner persönlichen Verhältnisse von der revolutionären Grundlinie seines Charakters abgeirrt sein mag, sicher ist: ein Kronprinzendichter ist der Schöpfer von ‚Kabale und Liebe' niemals gewesen. Diese Ehrung Schiller zu erweisen, war dem Literaturprofessor der größten deutschen Universität am Gedächtnistage Schillers vorbehalten."

Daß auch Schiller, wie am Ende jeder entwicklungsfähige Mensch, ohne alle Zugeständnisse an irgend welches Dunkelmännertum sich „gemausert" hat, scheint dem sozialdemokratischen Zentralorgan äußerst fatal. Welch gefährliches Beispiel für ohnehin schon nicht ganz prinzipienfeste „Genossen"! Und noch dazu von einem Schiller, von **dem** Schiller, der soeben in entsprechender Aufmachung den Genossen sozusagen als „Parteigröße", mindestens als Vorläufer vorgeführt wurde. Und dennoch: **freuen wir uns**, daß auch die Sozialdemokratie unsern Schiller ehrt, daß sie gar nicht anders **kann** und es im Grunde auch **von Herzen** tut — mehr von Herzen vielleicht, als manche „Stütze von Thron und Altar", die sich in diesen Tagen von Amts oder Partei wegen verherrlichende Worte für den innerlich nichts weniger als sympathischen Heros abquälen muß. Mit denen aber, die ihren Schiller von Herzen feiern, eint uns immer noch das gemeinsame nationale Empfinden, können wir uns dermaleinst noch, in Tagen nationaler Bedrängnis, über alle Parteischranken hinweg die Hände reichen zum neuen Rütlischwur: —

> Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
> In keiner Not uns trennen und Gefahr!...





Wieland der Schmied

Von

F. Lienhard

Vorbemerkung. Die dramatische Dichtung, von der wir hier als Stilprobe die erste Szene zum Abdruck bringen, soll im Hochsommer dieses Jahres — voraussichtlich als Eröffnungsvorstellung am 15. Juli — im Bergtheater bei Thale im Harz zur Aufführung gelangen. Der Stoff ist einer der elementarsten der Edda. Es sind allerdings nur Bruchstücke. Wieland und seine zwei Brüder fangen drei Walküren, die ihnen später wieder entfliegen. König Nidhod überfällt Wieland, schneidet ihm die Sehnen der Füße durch und zwingt Wielands Schmiedekunst in seine Dienste. Wieland rächt sich: er vergewaltigt des Königs Tochter und tötet des Königs Söhne. Dann verfertigt er sich Flügel und fliegt hohnlachend davon. — Dies rächende „Auge um Auge, Zahn um Zahn" ist für eine vertiefte Weltanschauung unbrauchbar; Wieland muß innerlich überwinden und über den Schmerz als schöpferischer Künstler triumphieren, ohne Groll die Zurückbleibenden ihrem Schicksal überlassend, das sich ganz von selber vollzieht. In diesem Sinne wurde hier der Stoff behandelt, so daß das Ganze eine stetige innere Entwicklung darstellt.

Erste Szene

Felsgegend vor Wielands Höhle

Eine Grotte unter überhangenden Felsen ist mit einer zerfallenden Hüttenwand zugebaut. Die Tür steht offen: man sieht in die schwarze Tiefe, aus der zeitweise Schmiedefeuer aufleuchten. Hammerschlag und Eisenklirren kommt anfangs aus der Tiefe des Berges. Die Musik gibt dieser düstern Stimmung Ausdruck.

Aus der Tür treten Wieland und seine beiden Brüder Slagfid und Egil. Sie gehören dem Geschlecht der „Schwarzalben" (Zwerge) an, sind aber starke Männer und scheinen nur klein, weil sie als Höhlenbewohner mit durchgedrückten Knien und breiten Füßen schwerfällig und gebückt einhertrotten. Ihre Gesichtsbildung, von schwarzem Zottelhaar umgeben, verrät einen niederen Menschentypus; Gier, Feigheit und fortwährendes unruhiges Umherspähen gibt ihrem Wesen das Gepräge. Slagfid und Egil sind, wie Wieland, in Felle gehüllt, außerdem aber geschmacklos mit Goldschmuck behängt; Egil hat Köcher und Armbrust auf dem Rücken, Slagfid ein Beil im Gürtel. Wieland ist einfacher und geht auch aufrechter. — Die Musik hört beim ersten Worte auf.

Slagfid (unwirsch). Kennst du uns nicht mehr, Wieland?

Egil. Wieland ist krank.

Slagfid. Warum ist Schatten über dir, Wieland?

Egil. Ist nicht der schwarze Wald dein und alles Wild darin? Ist nicht der weiße See dein und alle Fische darin?

Slagfid. Hast du nicht einen Berg voll Gold?

Egil. Und da ist kein Bär im Gebirg — er gehört meinem Bogen! Und da ist kein Kraut im Wald — es kräftigt meinen Leib! Sind wir nicht reich, Wieland?

Slagfid. Und die Wichtel und Waldleute zwingen wir in unsre Fron! Und die Nixen im Mondschein und die Mägde Nidhods nötigen wir in unsren Arm! Sind wir nicht Herren des Waldes, Wieland? (Kleine Pause.)

Egil. Laß ihn, Slagfid! Wir reden da einen Stein an! Komm, wir fragen die Waldfrau.

Slagfid. Wir fragen Alrune, die Waldfrau. — Denn über dir ist ein Zauber, Wieland. (Sie wollen gehen.)

Wieland (wie aus Gedanken erwachend). Wartet —

Egil. Er spricht! (Sie sehen ihn erwartungsvoll an.)

Wieland (steht bald mit gesenktem Kopf, bald in die Ferne schauend, er sucht nach Worten). Ihr pocht — ihr steht und rüttelt an meinem Leib — ratlos ... Ich hör' euer Fragen wie fernen Schall ... Setzt euch auf diesen Sand! (Sie setzen sich. Er spricht träumend, seherisch.)

Ein Zauber geschah mir:
Neun Tage ging ich einher und war im Traum ...
Doch in der neunten Nacht war Sonnenwende.
Silbermond schwamm in den Wassern der Luft.
Und Wieland der Waldschmied stieg auf jenen Stein ...
Wieland der Waldschmied sann von Mitternacht bis Morgen ...
Was sann ich auf jenem Stein der Sommernacht?
Ich flog!
Auf schwarzen Flügeln rauschte Wieland über den schwarzen Wald!
Eine Wunschmaid flog an meiner Hüfte, eine Heldin, eine Walküre!
Aus der Walküre kam eine starke Stimme:
„Auf, Wieland! Fliege mir nach!"
(Er steht und starrt in die Luft. Die Brüder sehen sich ratlos an.)

Slagfid (schlägt auf das Knie). Hohoho! (Lacht.) Der Zwerg Wieland fliegt!

Egil (lacht). Wohin die Fahrt, Wieland der Falke? In die Flamme der Luft? Verbrenn dich nicht, Zaunkönig!

Slagfid. Dir ist Wald und Wasser geschenkt, Bruder Wieland, die kühle Schlucht und der feuchte Berg — du sollst schreiten, nicht fliegen!

Wieland (vor sich hin). „Auf, Wieland! Fliege mir nach!"

Slagfid. Wer flog nicht oft im Traum?

Egil. Und eine Walküre schaut' er? Walküren tragen nur Helden nach Walhall —

Wieland. — nicht Höhlengewürm! Bitter wahr, Egil! Bitter weh! (Er setzt sich stöhnend zu ihnen auf den Sand.) Und doch hab' ich mit Schauern vernommen einer Walküre Goldklang: „Auf, Wieland, fliege mir nach!" Ihre Stimme schoß in mich ein wie ein Bergwasser! Ich trank die Stimme wie der Tag das Licht — und mein Leib wurde leicht! So voll Goldlicht ward

Wieland der Schmied, daß die breite Brust sprengte dies enge Eberfell! In mir ersprühte Schmiedeglut — schlug aus meinem Leib empor, fackelstark! (Springt in stärkster Bewegung auf.) Ich will nimmer in Höhlen hausen! Will nimmer als Wurm lagern über Schlamm und Gold — will nicht! will nicht! (Streckt laut stöhnend die Arme zur Sonne empor.)

Egil (entsetzt zurückgewichen). Schau seine Augen!

Slagfid (ebenso entsetzt). Ich schaue . . .

Wieland (immer in starker Seelenbewegung). In Walhalls Toren stand Odin, als ich emporflog zur Sonne! Mich hat Odin geehrt, der aus der Sonne her mir entsandt hat jene Stimme, die mich trug, jenes Gold, jenes Licht . . . Ich hörte die Heldin, ich halte die Walküre in mir! Und wenn ihr mit Schmiedehämmern zerbrecht meine Worte: ich habe die Stimme, ich halte die Stimme, ich halte sie in mir — in mir . . .

Egil (in ratlosem Schrecken). Slagfid, das ist unser Bruder nicht! (Den Schrecken abschüttelnd.) Wichtel, Met!

Slagfid (ebenso). Ihr rasselnd Kettenvolk da drin im Berg — Met her! Wir ersäufen und ersticken Wielands Stimme!

(Zwei rußige Wichtelmännchen mit grauem Bart, in Spitzmütze, Ketten an den Füßen, schleppen einen Krug heran.)

Wieland (kommt zu sich, schaut wie erwachend um sich). Was schafft ihr da? Was sitzt ihr im Sand?

Slagfid (lacht). Erwacht unser Brüderlein, wenn Met kommt? (Sie lachen.)

Wieland. Was lacht ihr? Was sucht ihr bei mir?! Seid ihr nicht das feige Hundevolk der Zwerge, das sich in Höhlen duckt? Lacht ihr, weil Wieland der plumpe Schmied von Flügeln träumt? — Was ich hier sprach, waren Worte — Worte für den geflügelten Wind, nicht für euch — da! fort! (Derb und irdisch, in andrem Ton als vorher.) Feiste Dinge her! Met und Bärenschinken! Halt! Den Würfelbecher aus Birkenholz, Gnomen! (Ein Wichtel bringt ihn.) Wir losen um den Krug!

Egil. Topp!

Slagfid. Wer gewinnt?

Wieland. Wer am wenigsten wirft, den zerschmettert das Schicksal und schleudert ihn zutiefst! (Er wirft.) Da! Ich habe geworfen! — Und der hat den Krug!

Egil (wirft). Da! Ich habe geworfen —

Slagfid (wirft). Und da! (Gleichzeitig mit Egil:) Wieland!

Wieland. Her den Krug! (Trinkt.) Ich trank ihn zur Hälfte. Die andre Hälfte biet' ich abermals aus. Wer am meisten wirft, den begnadet göttliche Gunst und wirft ihn zuhöchst! (Wirft.)

Egil (wirft schweigend).

Slagfid (wirft. Dann, gleichzeitig mit Egil:) Wieland!

Wieland. Her die Hälfte! (Trinkt aus. Dann:) Löst mir das Schelmenrätsel: Wie kann einer zutiefst geschleudert werden und gleichwohl zuhöchst steigen? (Er betrachtet seine Füße.) Und auf diesen Krötenfüßen! . . . Brüder, meine Füße sind häßlich! Seht diesen Patschfuß — ein Abscheu!

Slagfid. Wichtel, Met! Aber ohne Würfelbecher! (Lacht.) Wunder! Wieland schaut zum erstenmal seinen Fuß! (Wichtel bringen Met.)

Egil. Sind wir nicht vom Geschlecht der Alben? Willst du dich unsrer Füße schämen? Taugen sie nicht zum Tappen durch den Wald und zum Kriechen im gekrümmten Schacht?

Wieland. Molchfüße!

Slagfid (hat getrunken, erhebt sich). Starke Füße! So stampft der Ur durch den Tann, wenn er emportrieft aus dem Morast der Mittagsruh!

Egil (hat getrunken). Fürchtet uns nicht der feige Nidhod? — Komm du mir vor meinen Bogen, Nidhod!

Slagfid. Der Neiding Nidhod wagt sich nicht an die drei Alben im Wolfstal! Ich schlüg' ihn tot! (Er schwingt sein Beil.)

(Leise Musik setzt ein. Man hört ferne weibliche Stimmen.)

Wieland. Stimmen!

Egil (springt sofort feige auf und greift nach der Armbrust und will fliehen). Obacht vor Nidhod! Schließ dein Haus, Wieland! (Wieland schließt.)

Slagfid (ebenso ängstlich). Nicht in den Berg! Es ist sichrer im Busch! (Sie verstecken sich, geduckt davonschleichend.)

Man hört die Stimmen der Walküren.

Allwiß (hochher). Dort muß ich hinab!

Olrun. Allwiß, dich blendet der See!

Allwiß. Auch im See ist Sonne! Komm, Olrun! Komm, Herwor! Hinab!

Olrun. Hinab!

Herwor. Hinab!

Die Musik drückt dies stürmische Heranfliegen aus, wird beim Auftreten der Walküren leiser und endet beim ersten Wort in Moll. — Die drei Walküren Allwiß, Olrun, Herwor treten auf: in weißen Gewändern, mit weißen Schwanenflügeln und Federbrustkleid (das über der Brust mit einer Spange schließt und woran die Flügel befestigt sind), Helm auf dem Haupt, mit offenem Haar (Allwiß: blond) und den Speer in der Hand.

Olrun. Allwiß, heia, war das ein stürmisch Fliegen!

Herwor. Wo ist die Walstatt?

Olrun. Keine Walstatt, keine Helden — was sollen hier Walküren? (Lacht.) Da steht Allwiß und staunt das Gestein an! Sage mir, Schwester, sage mir, Träumerin Allwiß, wer sandte dich in diese Waldung?

Herwor. Deutete nicht ihr Speer stracks hieher: „Dort muß ich hinab" —?

Olrun. So rief sie: „Dort muß ich hinab" — und riß uns unwiderstehlich mit sich dahin.

Allwiß (traumhaft, verwundert). Sonderlich Ding geschah mir ... Hört' ich nicht Odins Stimme: „Dort kämpft ein Held, dort fahr hinab" —? ... Doch hier ist kein Kampf — ich sehe keinen Helden ...

Olrun (hat unterdessen im Hintergrunde den — tiefer liegenden — See entdeckt). Schwestern, ich weiß, wozu wir entsandt sind: Dort ist ein See! Ablegen sollen wir unser schweres Schwanengewand, schwimmen sollen wir im See, baden im gespiegelten Himmel — heia! Ab die Waffen, ab das Gewand! (Sie legt Speer, Helm und Federkleid ab.)

Herwor. Heia, legt ab! (Tut desgleichen.)

Olrun (steht im wallenden Gewand). Seht mich an: ich bin eine Menschenjungfrau! O wie leicht schreite ich und schwinge meine freien Arme! Auch das Gewand werf' ich noch ab und springe ins Wasser und bin dann ein Fisch! (Geht lachend hinter die Szene.)

Herwor (faßt Allwiß am Arm). Soll ich dir Träume abschütteln, Blütenbaum? ... Komm, ich löse dir die Spange, Allwiß.

Allwiß (erschauernd). Erspäht uns niemand?

Herwor (unbekümmert fortfahrend). Ein verfallen' Haus — Felsen — Wald — wer will uns erspähen?

Olrun (ruft). Kommt! Es schwimmt sich schön!

Allwiß (hat mit Herwors Hilfe Fittiche, Helm und Speer abgelegt). Schwer drückt die Luft der Erde, obschon ich nicht Helm trage noch Fittich ... Herwor, mir ist bang ... Ich höre nicht mehr Odins Stimme. (Lauscht.) Horch! ... Nein, ich höre sie nicht mehr....

Herwor (führt sie fort, ruft). Seejungfrau, wir kommen! (Beide ab.)

Die drei Brüder schleichen in höchster Erregung hervor; mit funkelnden Augen stürzt sich jeder auf ein Federkleid nebst Helm und Speer.

Egil. Mein!

Slagfid. Mein!

Wieland. Mein!

Sie pressen ihre Beute an sich; die ganze Besitzgier ihres Geschlechts bebt aus ihrem Wesen; sie messen sich argwöhnisch mit abwehrbereitem Speer.

Slagfid. Brüder, diese Frauen sind unser!

Egil. Brüder, diese Mädchen können nimmer in ihren Himmel zurück!

Wieland. Nehme sich jeder sein Weib und kehre heim in sein Haus! Neide keiner den andren! Wir sind Brüder!

Egil (gedämpft). Schweigt! Hören sie unsre Stimmen, so entschwimmen sie im See — oder sie entlaufen am Strand hin zu Nidhod!

Slagfid (ebenso). Umringt den Ort! Versteckt euch! Sie kommen! (Sie verstecken sich nach drei Seiten, halten aber ihre Beute fest.)

Die drei Walküren kommen zurück.

Olrun (ihre triefenden Haare ringend und schwingend). Herwor, zu früh schlüpft' ich in mein Gewand zurück! Schau, wie mein Haar trieft! (Sie spritzt lachend Herwor.)

Herwor. Olrun, sahst du die ängstliche Allwiß? Sie schwang im Wasser die Arme, als müßt' sie ertrinken! — Bist du die Schlachtjungfrau Allwiß?

Olrun. Sie lief aus dem Wasser fort und stand traurig am Ufer. Warum bist du traurig, Allwiß?

Herwor. Luft und Erde und Wasser — drei Reiche sind unser! O Schwestern, wie sind wir glücklich!

Olrun. Kommt, derweil uns die Haare trocknen, laßt uns tanzen! (Sie fassen sich an den Händen.)

Die drei Brüder treten vor, mit gefälltem Speer.

Slagfid (mit starker Stimme). Laßt uns mittanzen, Jungfrauen!

Die drei Walküren lassen entsetzt die Hände sinken und fallen sich mit lautem Aufschrei in die Arme.

Slagfid. Die Große dort wird mein Weib!

Egil. Ich hab' mir die Große ersehen!

Slagfid. Ich gehe an Alter voran!

Egil. Auch an Wert?!

Wieland. Brüder, wes Federkleid ihr habt —

Egil. So sei's! die sei unser Weib! He, schöne Jungfrauen, welche von euch trägt dies Flügelgewand? Komm, Wunschmädchen, komm, zieh's an, wir wollen dich fliegen sehen!

Olrun (löst sich und naht bittend). O fremder Mann, wir sind kraftlos, wenn ihr uns die Gewänder ·

Slagfid. Wes dies?

Herwor (kommt). Fremdling, gib — wir müssen heim nach Walhall —

Egil (packt lachend Olrun).

Slagfid (packt Herwor). Höhlen erwarten euch, nicht Walhall!

Egil. Wieland, nimm Speer und Gewänder! Pack sie in deine Truhe! (Wirft sie hin.)

Slagfid (ebenso). In deine Zaubertruhe die Fittiche da! (Wieland tut es; durch seinen leisen Spruch springt die Truhe auf und schließt sich ebenso.) Seid klug, Himmelsmädchen! Ihr seid unsre Weiber! Jene Truhe öffnet nicht Mensch noch Gott — Wieland weiß den Spruch! Niemand sonst!

Egil. Leb wohl, Wieland! Ich hab' mir ein Fischlein gefangen!

Olrun. Schwestern — Allwiß — Olrun — — (Ab mit Egil.)

Slagfid. Gedeihe, Wieland! Meine Höhle hat eine Herrin! (Zerrt Herwor davon.)

Herwor. Allwiß — — (Ab.)

Wieland. Allwiß.

Wieland (ruhig und einfach, aber von verhaltener Glut). Schau nicht nach dem Himmel, Mädchen. Der Himmel ist dir verschlossen. Du bist fortan im Menschenland.

Allwiß (schaut händeringend nach dem Himmel). Sie kommen nicht!... Keiner der Himmlischen, die dort durchs Abendgold fliegen, keiner kommt und zerschmettert so schmachvolle Tat! (Streckt bittend die Hände aus.)

Helft, o helft mir, hellbeschwingte Walküren!
Hilf mir, König Walhallas!
Sagtest du nicht: „Allwiß, nimm deinen Speer“?!
Sagtest du nicht: „Allwiß, dort ist ein Kampf“?!
Sagtest du nicht: „Allwiß, dort flieg hinab“?!
Wirrsal der Felsen! Furchtbar steh' ich allein!
Keine Walstatt, kein Held!
Raub — Schmach — — Oh!
(Sie verbirgt das Gesicht.)

Wieland (hat mit wachsender Erregung zugehört und bricht jetzt aus, aber immer in ehrfürchtiger Entfernung).

Verachte mir nicht den Ort, da du stehst, Mädchen des Himmels!
Verachte mir nicht den Mann!
Hier ist ein Kampfplatz! Hier kämpft ein Held!

Allwiß (schaut ihn an, verbirgt aber schaudernd wieder das Gesicht).

Wieland (ausbrechend). Häßlich — ja, ich bin häßlich! Häßlich über alle Maßen ist Wieland! Ein Wurm, der den schmutzigen Leib hinschleppt über Schlacken von Gold! Scheusälig sind diese Füße — schwarz mein Wolfshaar — bleich mein Höhlengesicht! Sieh meine Augen an — rot von Finsternis! Sähst du mein Herz — schwarz von Tücke! Unwert bin ich der Wonnen Walhallas! Verstoßen ist Wieland, der Höhlenzwerg, aus Odins flammendem Saal! . . . O Mädchen des Himmels, aber ich kämpfe! Walstatt ist hier, Walküre Allwiß, erstickend im Unrat steh' ich und kämpfe! Kämpft' ich nicht, du verflogen Weib, ich packte dich jetzt — ich schleppte dich jetzt in meine Höhle, wie meine Brüder tun! (Allwiß tritt erschauernd zurück.) Aber ich stehe — sieh mich an, ich stehe in Frieden — o Weib, und ich bitte dich nur — bitte dich nur, o Walküre, du Sonnengesandte: „Halt meine Höhle wert, einzuziehen und mir zu

erzählen von Walhallas unerreichbarer Halle!" (Er hat das mit inniger Glut gesprochen und steht nun mit einladender Handbewegung.)

Allwiß (wendet sich nach ihm um und schaut ihn verwundert an). Du bist nicht schön — doch ich liebe deine Stimme ... Wie nennen sie dich, Fremdling mit der guten Stimme?

Wieland (einfach). Ich bin Wieland der Schmied.

Allwiß. Wieland der Schmied, ich hab' deine Stimme lieb.

Wieland. Hast du meine Stimme lieb und fürchtest dich vor mir?

Allwiß. Ich fürchte dich nicht mehr, Wieland der Schmied.

Wieland (gütig). Sie nennen mich den kunstvollsten Schmied im Nordland. In diesem Berge verwahr' ich große Truhen voll Gold und Edelstein — ich will dir alles schenken. Und was ich fernerhin schmiede, will ich dir schenken.

Allwiß. Ich will dir viel mehr im Wetter herabschleudern, Wieland — wenn du mir die Fittiche wiedergibst, die dort in deiner Truhe liegen.

Wieland (plötzlich wieder finster). Ich darf nicht.

Allwiß. Warum darfst du nicht?

Wieland. Meine Brüder dulden es nicht.

Allwiß. Sie wissen ja nicht darum! Gib mir mein Flügelgewand, Wieland, so eil' ich nach Walhall und hole mir Hilfe — und wir zwingen deine Brüder — und sie müssen auch Olrun und Herwor freilassen — —

Wieland (finster). Ich kann nicht.

Allwiß. Warum kannst du nicht? Springt nicht die Truhe auf, wenn du den Spruch sagst?

Wieland (laut und heftig). Ich w i l l nicht!

Allwiß (fährt zurück). Oh —! (In weiblichem Zorn, rasch:) Du bist nicht gut, Wieland!

Wieland. Ob ich gut sei oder ungut — dich halt' ich fest!

Allwiß (zornig). Weißt du nicht, daß ich auf eine Walstatt gehöre, nicht in deine Höhle?!

Wieland. Ich weiß, daß du mir gesandt bist! Sonnengold bist du mir — ich schmiede dich in meiner Werkstatt!

Allwiß. Hüte dich! Fluch liegt auf Gold! Bin ich Sonnengold — weh dir, wenn du mich in deine Werkstatt nimmst!

Wieland. Ich schmiede mir auch den Fluch zurecht!

Allwiß (immer erregter). Ich bin zu Hause im Sonnensaal —

Wieland. Und ich will nach Haus in den Sonnensaal!

Allwiß. Walküren kommen nur zu Helden der Schlacht —

Wieland. Drum fing ich die Walküre mit List!

Allwiß (läßt die Arme sinken und gibt entsetzt den Kampf auf). Du bist furchtbar, Wieland der Schmied ...

Wieland. Sagtest du nicht, Wieland sei gut? Fürchtest du den guten Wieland? (Beruhigt sich. Dann, fest und einfach:) Wohlan, halte dein Lager, Wunschmaid, wohin dich dein Wille treibt! Ich zwinge dich nicht. Dort ist der Wald. Wieland geht in seine Hütte. (Ab in das Haus.)

Allwiß (allein in seelischer Qual). O Schmach! Schmach! Schmach! Hätt' ich eine Waffe ... wüßt' ich in diesem furchtbaren Wald einen Weg! (Eilt umher.) Walvater im Himmel, ist das dein Wunsch und Wille?! Soll ich Weib sein diesem — diesem unerbittlichen Manne?! ... Gib mir, o gib mir ein Zeichen! Wirf deine großen Raben in die Luft — einen kleinen Eidechs laß laufen über

diesen Rieselsand!... Hast du mich hieher gesandt? Bin ich mit deinem Befehl in so furchtbarer Not?... Stumm der Himmel — stumm der Stein... (Mit den Tränen kämpfend, kindlich klagend:) Sie haben mir meinen Fittich genommen... Sie haben mir Odins Stimme genommen... Allwiß soll Flachs spinnen an eines Menschenmannes Herd! Oh! (Sie weint laut auf. Dann, gen Himmel:) Ich weiß aber, o Vater, daß ich dein Kind bin! Bin ich dein Kind, sieh, so bleib' ich tapfer auch im Gewande der Knechtschaft! Ich weiß aber und weiß und weiß, daß ich deine Stimme gehört: „Dort flieg hinab" ... Ich weiß! Und ich finde hier nur diesen einen ... (Schaudert.) Ich kann nicht... Doch er ist seltsam... Wenn er mich achtet, so will ich ihm dienen... (Sie schaut nach der Hütte, geht dann einige Schritte.) So will ich ihm dienen... (gen Himmel) bis du mich wieder hinaufrufst! Dann sollst du mir sagen, warum du mich verstoßen hast in so unbegreifliche Not! (Sie geht langsam an die Tür und pocht.) Wieland! (Wieland tritt bewaffnet heraus und schaut sie ernst an. Sie spricht mit gesenktem Kopf.) Achte mich, Wieland, so will ich dein Weib sein.

Wieland (nimmt sie an der Hand und führt sie ins Haus). Gewöhne dich an mein Haus, Jungfrau, meine Wichtel werden dir dienen. Ich geh' in den Wald.



Wie ich zu Adolf Stern kam

Ein Gedenkblatt zum 70. Geburtstag

Das erste, was ich von Adolf Stern las, war seine „Deutsche Nationalliteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart", die bekannte vorzüglichste Übersicht über die Ziele und Taten des deutschen Schrifttums seit jenem 22. März des Jahres 1832, der uns Goethe entriß. Der dünne Großoktavband sprach mich sogleich mächtig an: wo anders war die wichtige Literaturepoche der letzten 70 Jahre eigenartiger und dabei gerechter dargestellt, wo war ein ähnlich hoffnungsfreudiger und kraftvoller Ernst, wo verständnisvolleres Eingehen auf die noch heute von der Parteien Haß und Gunst verwirrten und in der Geschichte schwankenden Gestalten eines Kleist, Herwegh, Hebbel, Heine, Gutzkow bis zu den Jüngsten zu finden, und welchem Literarhistoriker eignete diese Wärme, diese Liebe, diese Klarheit und ruhige Fülle des Stils? Gottfried Kellers eigenstes Wesen war nie so tiefgründig aufgezeigt worden. Und Wilhelm Raabe fand hier erstmals die literaturgeschichtliche Würdigung, die dem Dichter des „Schüdderump" und „Horacker" ebensolang schon gebührt hatte, als von Oberflächlichkeit, Urteilslosigkeit und Anteillosigkeit versagt geblieben war. Es war ein Sommerabend, und ich las das historisch-kritische Werk, bis es dunkelte, wie wenn ich eine köstliche Dichtung vor mir hätte, die nicht losläßt bis zur letzten Seite.

Die Weihnachten darauf war ich allein, und mir behagte es wenig, das Fest in trüber Einsamkeit zuzubringen. So wandte ich mich dahin, wo ich allezeit meine liebsten Gesellen gefunden, ging in die Welt der Bücher. Die

Kasse war schmal, also: „ein billiges, gutes Buch" — heute, zum Glück, kein Widerspruch in sich mehr. Der Buchhändler brachte ein Häuflein rotröckiger Büchlein, es waren die „Wiesbadner Volksbücher"; ich wählte neben andern Dickens' „Weihnachtsabend" und „Das Weihnachtsoratorium" von Adolf Stern. Es kostete zwei Groschen, und begierig trug ich es heim, gespannt darauf, was für ein Dichter Stern sei, der mir als Literarhistoriker seit jenem Sommerabend in der vordersten Reihe stand. Bis dahin hatte ich gar nicht gewußt, daß Stern auch die edle Poeterei betreibe. Sonderlich hoffnungsfroh war ich nicht, eher auf trockene Professoren- und Kathederpoesie stark gefaßt. Nun setzte ich mich hin mit dem „Weihnachtsoratorium", las es zu Ende in einem Zug, und wußte, als ich aufatmend, ergriffen zugleich und begeistert den schmalen Rotrock auf den Tisch legte, daß ich einen Dichter gefunden hatte. Wundersam klangen in der kleinen Novelle zusammen Schlichtheit und Güte, mannhafte Selbstzucht und liebreiche Nachsicht, Feinheit und Kraft. Ein ganzer und ein guter Mensch und ein echter Poet, voll der kristallnen Einfachheit und selbstbewußten Bescheidenheit, die unzertrennlich sind von wahrer Könnerschaft, hatte zu mir gesprochen, das Beste in meinem Innern erwärmt, bereichert, aufgerüttelt. Ich habe dann ein Dutzend der Zwanzigpfennigbüchlein erstanden und wo ich einen traf, wurde ihm die Pistole auf die Brust gesetzt: Kennen Sie Adolf Stern? — „Stern? . . . hm . . . Alfred Stern . . .?" Nein, Adolf! — „Hat 'ne Literaturgeschichte geschrieben . . .?" — Auch das. Ich meine ihn aber als Dichter! — Und dann half nichts, der gute Mann oder die gute Frau mußten sich ein Exemplar des „Weihnachtsoratoriums" von mir verehren lassen. Ich bereue die Aufdringlichkeit nicht, denn schwerlich ist die Lesung des Büchleins einem zum Unheil gediehen. Haben von dem Dutzend der Beschenkten aber nur dreie Lust zu mehrerem von Stern gefaßt und weitere Dichtungen von ihm gelesen (und somit lieben gelernt), dann war die Summe von zwei Mark und vierzig Pfennigen gut angewandt!

Ich selber habe mir natürlich mehr, und allgemach fast sämtliches Dichterische von Adolf Stern zugeeignet; und immer wieder muß ich seine feine und starke Kunst als Ästhetiker bewundern, seine geläuterte Menschlichkeit liebend verehren. Stern ist objektiv, er steht über der Sache, aber nur wer jeder Empfänglichkeit ermangelt, wird ihn kühl schelten. Immer spricht dieser Poet von Herz zu Herzen, denn es geht ihm von reichem und heißem Herzen. Die Liebe und Treue, die so beredt aus jeder Zeile klingen, sie machen den Dichter zu einem unvergeßlichen, wunderbaren Erlebnis, das erhebt und beglückt und durch Trübsal und Sorgen erheiternd geleitet.

Zunächst las ich fernerhin den historischen Roman: „Die letzten Humanisten". Ein herrliches Buch, in dem mir aufs schönste all die Elemente entgegentraten, die mir schon nach dem wenigen Gekannten Stern teuer gemacht hatten. Neben den beiden männlichen Hauptgestalten steht im Mittelpunkt eine der germanischen Mädchengestalten, wie sie uns so häufig bei Adolf Stern begegnen: unsentimentales Feingefühl, warme und keusche Sinnlichkeit, die Fähigkeit zu rückhaltloser Hingabe und aufrecht-stolze Festigkeit, mädchenhafte Zartheit und urwüchsige Natürlichkeit vermählen sich und durchdringen einander. Es folgten die „Vier Novellen". Hier ist vor allem auch reizvoll „Die Totenmaske", eine Geschichte aus der Zeit des von Goethe so verehrten italischen Baumeisters Palladio. Eine edle Fürstentochter will der brutale Vater, seinen wankenden Thron zu sichern, in einen türkischen Harem verschachern. Sie zieht dem schmachvollen

Leben einen freien Tod vor: vor den Augen des heimlich geliebten Bildhauers Marcantonio stürzt sie sich ins Wasser. Auf diese Sammlung folgten für mich Sterns „Gedichte“, die keine große, aber reizvolle, empfundne und darum in jedem Wort wahrhafte Poesie enthalten. Ein Ton wehmütigen Sehnens zieht sich durch die feinen Verse und vermengt sich mit frischer Lebensbejahung, die keine feindliche Macht scheut. Die Gedichte sind, wie Sterns Epik, von vollendeter männlicher Anmut. Durch heiligen Ernst leuchtet feiner Humor. Immanenter, versteht sich, fürs innere Auge des Empfänglichen sichtbarer Humor. Die Sammlung hat auch schon — Gedichte im Deutschland der Maschinentechnik! — vier Auflagen erlebt.

Was soll ich von Sterns Werken viel weiter sagen? Alles aufzuzählen, was ich fernerhin von Stern genoß — seine „Ausgewählten Novellen“, „Venezianischen Novellen“, die vorzügliche Sammlung „Aus dunklen Tagen“, sein wundervolles Epos „Johannes Gutenberg“, seinen historischen Roman „Camoëns“, den Roman „Ohne Ideale“, der dartut, wie Stern keineswegs nur Historisches, vielmehr sehr wohl auch die Zeitelemente dichterisch zu meistern weiß, seine musterhaften Biographien Otto Ludwigs und Hermann Hettners, seine gesammelten Essays über Heyse, Meyer, Ebner-Eschenbach, W. Hertz, Halbe, Hans Hoffmann usw. —, wie ich nach und nach vollends zu Stern kam, von allen Empfindungen zu sprechen, die diese Werke in mir ausgelöst, das geht hier nicht an. Ich kann nur sagen: Nehmt und lest!

Hat der eine oder andere der Leser Lust, Ausführlicheres über Stern zu hören, so kaufe er sich das demnächst erscheinende Reclambändchen, das eine von mir herausgegebene Novelle Sterns und eine umfangreiche Einleitung enthält. Hier darf ich nur noch über seine Persönlichkeit sagen, daß er am 16. Juni 1905 70 Jahre alt wird, geborner Leipziger ist, aus unbemittelter Familie stammt und seinen Studiengang unter Kämpfen, Entbehrungen und rastloser Arbeit durchzumachen hatte. Daß er von Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Peter Cornelius gekannt und als lauterer, treuer Mensch, als hochbegabter Poet und kenntnisreicher, sachlicher und urteilsfähiger Kritiker geschätzt ward, daß er als Hochschullehrer seit 1869 in Dresden wirkt und, um noch eine weltliche Ehrung anzuführen, den Titel eines Geheimen Hofrates führt. Die Landschaftsmalerin Malvine Krause, die er 1863, in Hebbels Todesjahr, heimgeführt hatte, mußte er 1877 ins Grab senken. 1881 vermählte er sich wieder, mit der genialen Pianistin Margarete Herr. Auch sie hat ihn nach achtzehnjähriger harmonischer Ehe allein gelassen. In dem wundervollen, jedem Freunde Sterns eindringlichst zu empfehlenden Buche „Margarete Stern“ hat der Witwer ihr ein Denkmal rührender, treuster Gattenliebe gesetzt und uns die anmutvolle und wahrhaft liebenswerte Gestalt seiner zweiten Gemahlin nahegebracht. Sie verdient es. Ich habe sie nie hören dürfen und weiß nur aus anderem Munde von dem eminenten Können Margarete Sterns. Die schlichte Bescheidenheit aber, die jeder Prätension bare Hingabe an die Sache, die Herzenswärme dieser geistig hochstehenden, so liebenswürdigen als klugen, so feinfühligen als gütigen, einzigen Frau strahlt uns aus ihren Briefen in so entzückender Weiblichkeit und hinreißender Schönheit entgegen, daß man sie schlechterdings lieben muß. Diese Frau war es wert, Adolf Sterns Gemahlin zu sein, so wie der Dichter von „Ohne Ideale“ würdig war, sie sein Weib zu nennen. Beider Größe wird dauern, weil sie aus dem Herzen stammt. **Friedrich Bernt**



Aus Adolf Sterns Gedichten

Als Probe aus Adolf Sterns Dichtwerken legen wir den Türmerlesern einige Gedichte vor, ohne sie für Sterns beste zu halten. Seine „Gedichte“ (sie kosten schön gebunden 5 Mark) enthalten fast nur gleichmäßig Gutes, Reifes und Vollendetes, und es ist schwer, vielleicht unmöglich, einige voran-, andere zurückzustellen. Unsere kleine Auswahl erfüllt ihren Zweck, wenn sie den Leser überzeugt, daß ein Dichter zu ihm spricht, und ihn ermutigt, mehr aus dessen klarem und reichem Quell zu schöpfen. Voran stellen wir das wunderbar schöne und zarte „Venezia“, das Adolf Stern selbst für sein bestes Gedicht hält und an dem sich Ferdinand Freiligrath noch in seinen letzten Tagen innig erquickt hat. Von novellistischen Proben sehen wir aus Raummangel ab; wir dürfen es, denn wer den ersten Schritt in das Reich des Epikers Stern tun will, kann sich für wenige Groschen die bei Reclam („Die Wiedertäufer“, „Auf fremder Erde“, „Violanda Robustella“), bei Hesse („Der Pate des Todes“, „Vor Leyden“, „Heimkehr“) und in den Wiesbadner Volksbüchern („Das Weihnachtsoratorium“) erschienenen Büchlein kaufen. Der Unterzeichnete gibt, wie er schon anführte, ein Bändchen Novellistisches von Stern bei Reclam heraus. Diese Ausgabe dürfte Anfang Juni vorliegen. —

Sterns Dichtungen sind erschienen meist bei Ehlers in Dresden, zum Teil bei Grunow in Leipzig und bei J. J. Weber ebenda.

Friedr. Bernt

Venezia

Sie saß am Meere, ein Jahrtausend lang,
Sie wuchs, sie träumte bei der Wogen Sang.

Geheime Schönheit, fernem Ost entschwebt,
Hielt sie mit wundersamem Reiz umwebt.

Doch auch des Meeres mitternächtig Graun
Lag, wie ein Duft der Flut, um ihre Brau'n.

In ihre Wiege legte eine Fee
Die Zaubergabe: daß sie schön im Weh.

Daß sie, die einst geglänzt im Krongeschmeid,
Bestrickend blieb auch noch im Bettlerkleid.

Daß jede Falte, die sie, gramversteint,
Im Antlitz trägt, noch wie ein Reiz erscheint. — —

So ruht auf ihr bis heut' der Duft, der Schein,
Doch traurig starrt sie in die Flut hinein.

Mit Wilhelm Raabes „Wunnigel“

Und nun ich dieses Büchlein halte,
Wie selig überkommt es mich;
Es ist das Buch, das liebe, alte,
So zauberreich für mich und dich.
Es quillt hervor aus seinen Lettern
Erinnrungsglück, Erinnrungsweh —
Mit seinen Bergen, seinen Wettern,
Mit blauem Duft, mit Firnenschnee
Und mit des Weinlaubs roten Blättern
Bei Beaurivage der Genfersee.

Da steht vor uns, was unvergessen,
Neu lebt sie auf, die kleine Welt,
Das Licht, bei dem wir still gesessen,
Da unser Haus ein Wanderzelt.
Kein andrer kann es wissen, ahnen,
Was hell aus diesen Zeilen blickt,
Dich aber mag es treulich mahnen
An Tage, die uns Gott geschickt,
An junges Glück auf fernen Bahnen,
Das unsre Seelen voll erquickt.

Nun!

Ich habe dich über alles geliebt,
Du warst mein Wachen, mein Traum und mein Tun —
Und doch, wie arm ist, was Liebe gibt,
Ich weiß es nun!

Wünsche nicht, glücklich zu sein

Wünsche nicht, glücklich zu sein,
Wünsche, du wärest stark —
Bete nicht um den Schein,
Bete um Kraft und Mark!

Schaue nicht träumend zurück,
Ringe und hoffe — ein Mann!
Und du fesselst das Glück
Sicher in deinen Bann.

Daß bei der Schwäche es ruht,
Glaube den Toren nicht:
Nur aus der Sonne Glut
Strömt das unendliche Licht!

Vor heißem Strahl aus wetterdunklem Blau

Vor heißem Strahl aus wetterdunklem Blau
Birgt, in des jungen Rosenkelches Falten,
Am Sommertage sich der Tropfen Tau —
Und hilft der Blume süßen Reiz gestalten:

So möchte ich, was mir im Lied erblüht,
Vor allem Staub und Wirrsal dieser Erde
Hinüberretten in dein rein Gemüt,
Daß es durch dich zu holdem Leben werde!

Nimm hin der Blüten frischen Kranz

Nimm hin der Blüten frischen Kranz,
Ich nahm, ich bot sie ohne Wahl,
Scheint mir doch deines Tages Glanz
Zum letztenmal, zum letztenmal.

Die Rosen leuchten auch hinfort,
Und funkeln wird der Sonnenstrahl,
Ich aber höre nur das Wort:
Zum letztenmal, zum letztenmal.

Mein Mund verstummt und mein Gedicht,
So wie die Nacht sich senkt zu Tal,
Du aber wandle hoch im Licht
Viel tausendmal, viel tausendmal!

Nur Mut, mein Herz

Nur Mut, mein Herz! Ein Hochgefühl
Durchströme dich in dieser Zeit:
Du wirst nicht enden im Gewühl
Der gottverlornen Nichtigkeit.
O laß sie um den Schein sich plagen,
O laß sie treiben, laß sie jagen,
Bleib fest, mein Herz!

Du weißt nicht, ob ein Sonnentag
Dich aufwärts führt und himmelan,
Du weißt nicht, ob ein Wetterschlag
Dich niederwirft auf steiler Bahn;
Doch wag's um höchsten Preis zu werben,
Und nicht im Pfuhle wirst du sterben,
Bleib fest, mein Herz!

Ob dich des Glückes Schein umhüllt,
Ob Kampf um Kampf dein stetes Los,
Was liegt daran? nur gotterfüllt,
Nur öd' nicht, nicht begeistrungslos!
Such nur die echte Glut zu schüren,
Das andre mag der Himmel führen,
Bleib fest, mein Herz!

Dem Fürsten Bismarck

beim Eintritt in den „Bären" zu Jena 1892

Der Jubel, den ein dankbar Volk dir weiht,
Der Blick der Ehrfurcht, der dein treu Geleit,
Der Blumen Duft und des Willkommens Wort,
Die hier dich grüßen, wie von Ort zu Ort,
Sie sprechen nicht, was uns durchschauert, aus —
Hier aber spricht die Schwelle, spricht das Haus.

Dreihundertsiebzig Jahre sind enteilt,
Seit Luther hier in Reitertracht geweilt,
Dreihundertsiebzig Jahr kam Gast auf Gast,
Kein Gleichgewalt'ger hielt im Bären Rast,
Kein zweiter, dessen so sein Volk sich freut,
Vom Luthertage — bis zum Tag von heut'.

Heut' aber rauscht dir jedes Ehrenblatt,
Entsproßt in dieser alten Musenstadt,
In Wissenschaft, in großer Dichter Traum,
Sie sind ja Blätter nur am deutschen Baum,
Zu dem der Keim gesenkt auf Luthers Ruf,
Dem Baum, dem deine Hand die Krone schuf!



Umschau

Stein und Nietzsche

Als der kranke Nietzsche mit seinen bedeutenden, aber überreizten Idealen aus der schroffen Bergeinsamkeit von Sils-Maria nach Menschen schrie, die seinem Geist gewachsen wären, schien ihm das Schicksal in Heinrich v. Stein das Ideal eines Jüngers zuführen zu wollen.

Nur durch Austausch und Wechselbeziehungen läutern und fördern sich große Gedanken. Dumpfe Unempfänglichkeit tötet ihr Bestes; sie verkrüppeln oder werden verzerrt. Nietzsches heftiges Temperament erlag der letzteren Gefahr; die peinliche Stille reizte zu lauterem Reden und schärferem Zuspitzen, zum Herausfordern der Nation, zum Vorfordern Gottes: — und das wurde Nietzsches Tragödie. Einem entsagungsvollen Reifen in der Stille waren seine Nerven nicht gewachsen. Der kranke Körper zerbrach und riß den Geist mit sich.

Im Herbst 1882 begannen die persönlichen Beziehungen zwischen Stein und Nietzsche. Beide waren unzeitgemäße Geister. Denn beide gingen von der vornehmsten Geisteswissenschaft aus: von Philosophie und Theologie. Das Jahrhundert aber ging rauhere Wege. Die naturalistische Großstadtliteratur setzte damals ein, jene Anklage- oder Müdigkeitsliteratur einer um ihre Ideale betrogenen Gesellschaft, die in den Außendingen, in Kritik, Methode, Analyse alles Heil suchte und nur ein „fin de siècle" fand. Wer von Geschichte, Philosophie und Theologie kam, der konnte an diese radikal und hartnäckig durchgeführte Literatur der exakten Naturwissenschaft keine Anknüpfung finden.

Es gab damals nur einen großen Künstler und Denker in Deutschland, der die Welt als Idealist von ihrer geistigen Seite zu betrachten gestimmt war: das war Richard Wagner. In seinem Bereich bewegte sich alles, was dem alten Idealismus treu geblieben. Und in seinem geistigen Bereich streiften sich auch Stein und Nietzsche, der den „Fall Wagner" noch nicht veröffentlicht hatte, aber lange schon irre war an dem Dichterkomponisten des „Parsifal".

Heinrich von Stein hatte sich, etwa fünfundzwanzigjährig, zu Halle als Privatdozent habilitiert. Bei einem Besuch in Leipzig traf er Nietzsche nicht zu Hause. Dieser sandte ihm als Gegenbesuch die Aushängebogen seiner „Fröhlichen Wissenschaft" und drückte ihm mit einigen Zeilen sein Bedauern über Steins verfehlten Besuch aus (Nietzsches gesammelte Briefe, herausgegeben von Frau Förster-Nietzsche und Kurt Wachsmuth. Berlin, Schuster & Löffler; III, S. 223 f.). Der Brief schloß mit den bezeichnenden Worten: „Man hat mir erzählt, daß Sie, mehr als jemand sonst vielleicht, sich Schopenhauer und Wagner mit Herz und Geist zugewendet haben. Dies ist etwas Unschätzbares, vorausgesetzt, daß es seine Zeit hat."

Stein schickte als Antwort die Aushängebogen seines neuesten Werkes: die historisch-dramatischen Skizzen „Helden und Welt". Nietzsches Antwort ist kennzeichnend:

> „... Ja, Sie sind ein Dichter! Das empfinde ich: die Affekte, ihr Wechsel, nicht am wenigsten der szenische Apparat — das ist wirksam und glaubwürdig (worauf alles ankommt).
>
> Was die Sprache betrifft — nun wir sprechen zusammen über die Sprache, wenn wir uns einmal sehen: das ist nichts für den Brief. Gewiß,

lieber Herr Doktor, Sie lesen noch zu viel Bücher, namentlich deutsche Bücher! Wie kann man nur ein deutsches Buch lesen!

Ah, Verzeihung! Ich tat es selber eben und habe Tränen dabei vergossen.

Wagner sagte mir einmal, ich schriebe lateinisch und nicht deutsch: was einmal wahr ist und sodann — auch meinem Ohre wohlklingt. Ich kann nun einmal an allem deutschen Wesen nur einen Anteil haben, und nicht mehr. Betrachten Sie meinen Namen: meine Vorfahren waren polnische Edelleute, noch die Mutter meines Großvaters war Polin. Nun, ich mache mir aus meinem Halbdeutschtum eine Tugend zurecht und nehme in Anspruch, mehr von der Kunst der Sprache zu verstehen, als es den Deutschen möglich ist ..."

Ohne das Nietzscheproblem anpacken zu wollen, darf man zu diesem ersten Brief, in dem sich Nietzsche sozusagen vorstellte, doch wohl den Kopf schütteln. Es lauert hinter diesen Worten geistiger Hochmut, begründet freilich im Trotz der langen Verkennung. Und wer Steins außerordentliche Sachlichkeit in Erwägung zieht, die eine Folge war seiner reinen Hingabe an seine Ideale, der weiß schon nach diesem ersten Briefe, daß Stein und Nietzsche keinen guten Akkord geben konnten.

Der Schluß des Briefes verstärkt unsren Eindruck. Nietzsche deutet an, daß er den Standort der „Heldenverehrung" zu überwinden trachte, um auch das tragische Problem unter sich zu bekommen, obwohl ja der Held „die annehmbarste Form des Daseins sei, namentlich wenn man keine andre Wahl hat" (echt Nietzsche!). Und er verrät vollends, daß er von Steins naivem und ungebrochenem Idealismus weit entfernt ist, denn er beanstandet die seelischen Kräfte, die durch Entsagung entfesselt werden, als „Probleme der Grausamkeit"! „Es sind fast lauter Probleme der Grausamkeit, die Sie behandeln: Tut dies Ihnen wohl?" Die Erklärung kommt freilich sofort hinterher: „Ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich selber zuviel von dieser ‚tragischen' Komplexion im Leibe habe, um sie nicht oft zu verwünschen" — und wir verstehen das. Nietzsche bedurfte dieser Speise nicht mehr; sein Leben lastete schon leidvoll genug. Aber es gibt jenseits der Tragik nur eine Möglichkeit der Höherentwicklung: die betrachtende Ruhe. Und es ist auch dort Sonnenschein: die Herzensgüte. Diese Höchststufe läßt sich vortrefflich mit souveräner geistiger Unbefangenheit vereinigen. In diesem Sinne läßt Gobineau seinen Michelangelo zu Vittoria Colonna die bekannten Worte sagen: „Ein Herz wie das Eure steht auf dem Gipfel der Größe: und dieser Gipfel heißt die Güte."

Nietzsches Aufgeregtheit hat diesen Gipfel nicht gefunden. Geziert klingt wieder der Schluß dieses Briefes:

„Doch, um hier fortfahren zu können, müßte ich Ihnen verraten, was ich niemandem noch verraten habe — die Aufgabe, vor der ich stehe, die Aufgabe meines Lebens. Nein, davon dürfen wir nicht miteinander sprechen. Oder vielmehr: so wie wir beide sind, zwei sehr getrennte Wesen, dürfen wir davon nicht einmal miteinander schweigen."

Was der stete und strenge Idealist Heinrich von Stein zu diesem Briefe gedacht hat? Wir wissen es nicht. Als Gegengabe für „Zarathustra" sandte Stein mit einigen warmen und ehrerbietigen Dankesworten mehrere seiner schön übersetzten Giordano-Bruno-Sonette, enthält sich aber jeder Kritik. Leise antastend versucht er jedoch für das, wovon ihm das Herz voll ist, für Bayreuth, dem abgesprengten Einsiedler gleichfalls das Herz warm zu machen.

„Wie sehr wünschte ich, daß Sie diesen Sommer zum Parsifal nach Bayreuth kämen. Wenn ich an den Parsifal denke, so denke ich an ein Bild reiner Schönheit — an ein Seelenerlebnis reinmenschlicher Art, die dargestellte Entwicklung eines Knaben zum Manne. Durchaus kein Pseudochristentum, und überhaupt weniger Tendenz ist für mich im Parsifal als in irgendeinem Wagnerschen Werke. So schreibe ich denn auch — zaghaft und kühn zugleich, meinen Wunsch hier nicht als Wagnerianer nieder, sondern weil ich dem Parsifal diesen Hörer, und diesem Hörer den Parsifal wünsche."

Stein gehörte zu Wagners engstem Kreise; er war dort ein Jahr lang Hauslehrer gewesen, hatte den jungen Siegfried erzogen. Von Nietzsches Entwicklung hatte er offenbar eine unzulängliche Vorstellung. Dieser antwortete aus Venedig:

„Diese Gedichte Giordano Brunos sind ein Geschenk, für welches ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin. Ich habe mir erlaubt, sie mir zuzueignen, wie als ob ich sie gemacht hätte und für mich — und sie als stärkende Tropfen ‚eingenommen'. Ja, wenn Sie wüßten, wie selten noch etwas Stärkendes von außen her zu mir kommt! Ich sprach vor zwei Jahren mit einer Art Ingrimm davon, daß ein Ereignis wie der Parsifal ferne von mir, gerade von mir, vorübergehen mußte; und auch jetzt wieder, wo ich noch einen zweiten Grund weiß, um nach Bayreuth zu gehen — nämlich Sie, mein lieber Herr Doktor, der Sie zu meinen großen ‚Hoffnungen' gehören —, auch jetzt wieder habe ich Zweifel daran, ob ich hinkommen darf. Nämlich: das Gesetz, das über mir ist, meine Aufgabe, läßt mir keine Zeit dafür. Mein Sohn Zarathustra mag Ihnen verraten haben, was sich in mir bewegt; und wenn ich alles von mir erlange, was ich will, so werde ich mit dem Bewußtsein sterben, daß künftige Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun" (!) ...

Welch ein Brief! Sagen wir es knapp: Zarathustra erhebt sich gegen Parsifal. Hier läßt sich fein einsetzen, um die Psychologie jener Zeit und jener Kreise zu erfassen. Wagner hatte den stumpfen Zeitgenossen mit Posaunenstößen und in höchstgesteigerter Ausdrucksweise den deutschen Idealismus in Kunst und Weltanschauung zurückgerufen. Er und sein Kreis neigten zu Superlativen. Es gab Reibung oder eben Unterordnung für jeden, der mit Wagners Lebens- und Ausdruckskraft in Berührung geriet. Nietzsche, erst begeisterter Jünger, entwickelte sich immer mehr zum Ketzer. Aber das Superlativische, schon in der „Geburt der Tragödie" auffallend, blieb. Seine trotzige Selbständigkeit wurde nur immer hartnäckiger; der laute Erfolg von Bayreuth, mit so mancherlei unfeinen Begleiterscheinungen und Klatschereien der ersten Zeit, drang nicht angenehm in seine Stille. Dies alles erwäge man; und man bedenke das Schicksal so manches Komponisten, der heut noch unfreiwillig in Wagners Bannkreis nach Eigenart ringt: und man wird die Luft, in der Nietzsche seine Gereiztheiten formte, verstehend beurteilen. Und so sehen wir auch den Größenwahn des Satzes, „daß künftige Jahrtausende (!) auf meinen (!) Namen ihre höchsten (!) Gelübde tun", in milderem Lichte. Überreiztheit lag nicht nur beim kranken und schlaflosen Nietzsche: Überreiztheit war eine Begleiterscheinung von Wagners energisch durchgesetzter Schöpfung mitten in widerspenstiger Zeit.

Steins kurzer Antwortbrief ist eine Bestätigung dessen, was ich mit dem Gesagten nur unvollkommen angedeutet habe. Nämlich: Nietzsche hatte ihn zum

Schlusse des Briefes aufgefordert, ihn in Sils-Maria zu besuchen; Stein antwortet: „Ihnen eine Freude gemacht zu haben, ist für mich ein Erlebnis, ein allerfreudigstes" — dies einzige Wort, der Superlativ „freudigstes" und noch ein „aller" davor, ist echt Bayreuth. Und ebenso typisch ist das Wort „Erlebnis" einer so verhältnismäßig nicht großen Sache gegenüber. Ich stelle wahrlich das Wort „Erlebnis" hoch; aber man soll mit Superlativen sparsam sein. Gerade wir, die wir Bayreuth in musikalischen Formen als eine Fortentwicklung weimarischen Geistes ansprechen, müssen in dieser Beziehung gelegentlich warnen.

Die Zusammenkunft auf den Höhen von Ober-Engadin kam zustande. Es scheinen anregende und reiche Stunden gewesen zu sein. Nietzsches Schwester, Frau Förster-Nietzsche, die Herausgeberin des Briefwechsels, berichtet darüber in ihrer Weise (Briefe, III, S. 234):

> „Stein kam nur für wenige Tage nach Sils-Maria, fast teilnahmlos für die Natur, nur in den Anblick meines Bruders versunken. Eigentlich haben sie sich nur zwei Tage wirklich genossen, denn bei Steins Ankunft hatte mein Bruder gerade Migräne, die am folgenden Tage gegen Abend wiederkehrte und erst am dritten Tage ihn vollkommen verließ. Stein notiert in seinem Tagebuch: ‚26. VIII. 84. Nach Sils, abends bei Nietzsche. Bejammernswerter Anblick. 27. Großartiger Eindruck seines freien Geistes, seiner Bildersprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfschmerzen — abends Anblick seines Leidens. 28. Er hat nicht geschlafen, ist aber frisch wie ein Jüngling. Welcher sonniger, herrlicher Tag!' — Von dieser Zusammenkunft haben beide die herrlichste Erinnerung behalten. Mein Bruder, mit dem ich kurz darauf in Zürich zusammentraf, konnte nur mit bewegter Stimme von diesem wundervollen Menschen sprechen, bei dem ihn auch alles so tief sympathisch berührte."

Damit war der Höhepunkt erreicht. Wenn Nietzsches Schwester betont, wie sehr beide in ihren ernsten und fast melancholischen Charakteren einander ähnlich waren, und dann fortfährt: „Nur war mein Bruder als der Ältere bereits zum Humor (!) und zum Lachen durchgedrungen (!), und er sprach die bestimmte Hoffnung aus, daß, wenn Stein längere Zeit mit ihm zusammen wäre, er es auch noch lernen würde" — so ist das ein arger psychologischer Irrtum. Stein hätte Nietzsches Lachen nie gelernt. Wir haben oben angedeutet, welche Entwicklung der Verfasser von „Helden und Welt", der mit Gobineau mehr Verwandtschaft hat als mit Nietzsche, vermutlich genommen hätte. Nietzsches Lachen war ein Bruch mit der Stimmung des Kreises Wagner-Gobineau-Stein; dieser Bruch bedeutet zwar Befreiung, aber keine Höherentwicklung des Bayreuther Gedankens.

Noch am Ende jenes Jahres 1884 zeigte sich an einem plastischen Beispiel, wie wenig diese beiden Geister aufeinander gestimmt waren, so daß die Fernwirkung völlig versagte. Stein hatte sich mit Entschiedenheit der praktischen Arbeit zugewandt. „Treues, herzliches Mitgehen und Verstehen" gelobt er zwar Nietzsche auch jetzt wieder; aber gleich dahinterher heißt es: „Pläne machen ist mir ganz und gar verwehrt." Dann lesen wir weiter:

> „Das Heimweh nach einem Tage wie der 28. August, der zweite unsres Zusammenseins, ließ mich oft zweifeln, ob ich nicht auf alle Weise meinen Besuch hätte länger ausdehnen sollen. Aber es steht so mit mir. Ich bin entschieden in die gelehrte Laufbahn einzutreten genötigt. Nun

habe ich diese Aufgabe so in mich aufgenommen, daß ich für jetzt mit meinen Studien über Ästhetik wirklich lebe; in dem Grade, daß ich mich unbehaglich fühle, wenn ich dieser Pflicht nicht genüge. Dies mag gut oder schlimm sein — ich selbst, wie ich sonst war, würde es schlimm nennen, — für jetzt bestimmt es mein Lebensgefühl. In der Tiefe lauscht und wacht eine unendliche Sehnsucht nach wirklichem, freiem Leben. Aber nachgeben will ich dieser nun nicht mehr — bis ich sie verwirklichen kann.. Deshalb also sehen Sie mich von Bibliothek zu Bibliothek ziehen, und in meiner Dachstube in Berlin gefesselt — C. Poststraße 23 III, wo ich für Briefe immer zu finden bin."

Hier haben wir den Schillerschen Idealismus der Tat. Den heiligen Drang nach den Bergen der Freiheit — der freischöpferischen Poesie — verschließt er in sich als kostbare Hoffnung; er schlägt den Weg ein, der ihn allein mit Sicherheit zur Höhe führen kann: Arbeit. In der Zentralstätte erregter Arbeit, in Berlin, widmet sich der Privatdozent der philosophisch-ästhetischen Vertiefung. Er verarbeitet, was er von Wagners Genie an Anregungen empfangen hat.

Wehmütig und ergreifend berührt uns in diesem Zusammenhang die Antwort, die nun ein kranker Mann, dem der Segen der Arbeit versagt war, aus seinem einsamen Hochgebirge sandte. Es war das Gedicht „Einsiedlers Sehnsucht":

O Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
O Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit:
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt:
Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Lichtes Abgrundsfernen?
Mein Reich — hier oben hab' ich's mir entdeckt —
Und all dies Mein — ward's nicht für euch entdeckt?

Welch ein Angstruf nach Menschen! Man muß das ganze Gedicht nachlesen (Briefe, III, S. 245; auch, etwas geändert, Gedichte, S. 132). Wieder verstärkt sich uns die Überzeugung: Hätte dieser nach ebenbürtigem Austausch hungernde Denker von vornherein Geister gefunden, die ihn durch Aussprache berichtigt und gemildert hätten, wir hätten alle miteinander Vorteil davon gehabt.

Steins Entgegnung — sagen wir es offen — ist diesem leidenschaftlichen Ruf nicht gewachsen.

„Verehrter Freund!

Wiederum auf einen solchen Anruf bliebe mir nur Eine Antwort: zu kommen; mich dem Verständnis des Neuen, was Sie zu sagen haben, zunächst einmal ganz und gar als einem edelsten Berufe zu widmen. Dies ist mir versagt. Mir fuhr ein Gedanke durch den Sinn: ich komme wöchentlich einmal mit zwei Freunden zusammen, lese mit ihnen Artikel des Wagner-Lexikons und bespreche mich mit ihnen darüber. Diese Besprechungen nehmen eine immer höhere und freiere Bedeutung an. Kürzlich nannten wir das Künstlerische die Überleitung aus der Fülle der Persönlichkeit zum Unpersönlichen. Hierbei gedachte ich Ihrer und meinte, Sie würden an diesem Gespräch Freude gehabt haben. Und nun fiel mir ein: wie, wenn

du jetzt einen Brief Nietzsches hervorzuziehen hättest, der etwa ein paar Sätze zum Thema unsrer Gedankenarbeit setzte? Wäre dies eine Form, in der Sie sich mitzuteilen geneigt wären?" usw.

Immer wieder Wagners alles an sich saugendes Genie! Nietzsche, der Dichter des Zarathustra, Mitarbeiter an einem Wagner-Lexikon! Steins Arglosigkeit ahnte gar nicht, wie hier Nietzsches empfindlichste Stelle getroffen wurde. Und die Schwester hat recht, wenn sie diesen Brief eine „Geduldsprobe", einen „kalten Wasserstrahl" nennt. Nietzsche selber klagte seiner Schwester: „Was hat mir Stein für einen dunklen Brief geschrieben! Und das als Antwort auf ein solches Gedicht! Es weiß niemand mehr, wie er sich benehmen soll." Und so geriet der Einsiedler in eine bitter-ironische Stimmung, schickte aber seinen Briefentwurf nicht ab. Wir wissen es der Herausgeberin der Briefe nicht zu Dank, daß sie uns nun selber ironisch kommt und von einem „guten Dr. Stein" und Wagners „braven Jüngern" Bemerkungen fallen läßt, wie überhaupt jene begleitenden Seiten des Briefwechsels (S. 248—55) sehr unglücklich sind. Denn jede Kritik des durch und durch vortrefflichen Stein ist ungerecht. Sätze wie diese: „Auch beschäftigte sich Stein damals viel mit Schillers Ästhetik" [gemeint ist das prächtige Werkchen: Die Ästhetik der Klassiker] — „von Schiller und Wagner zu Nietzsche bedarf es noch eines langen Weges, den mein Bruder aber selbst in seinen jungen Jahren gegangen war; so war auch noch für Heinrich von Stein in der Zukunft eine Weiterentwicklung zu erwarten" — bekunden bedenkliche Neigung zu jenem geistigen Hochmut, der in Nietzsches Bezirk leicht gedeiht — und bekunden außerdem wenig Psychologie. Denn vom schöpferischen und tätigen Idealismus zum kritischen Skeptizismus gibt es keinen Weg; beide haben ihre Verdienste, beide ihren Platz. Nietzsche neigte zum letzteren, Stein war strenger Idealist. Denselben Beigeschmack enthält die folgende Bemerkung: „Nietzsche schien es sich inzwischen zum Gesetz gemacht zu haben, Stein nicht eher wiederzusehen, als bis dieser sich nach der einen oder andren Seite fest entschieden hätte" — also Ungnade, bis sich Stein entschieden hatte, Wagner zu verlassen und Nietzsche zu folgen!

Das Schicksal fuhr in diese dumpfen Zustände, die damals einem idealistischen Schaffen noch keine freie Entfaltung gestatteten. Im Sommer 1887 starb der überarbeitete Berliner Privatdozent an einem Herzschlag hinweg, kaum 30 Jahre alt. Und ein Jahr danach brach bei Nietzsche die unheilbare Krankheit aus.

F. Lienhard





Engelbert Humperdincks „Heirat wider Willen“ und die deutsche komische Oper

Von

Dr. Karl Storck

In der Berliner Königlichen Oper ist das erste große dramatische Werk, das Engelbert Humperdinck nach seiner köstlichen, für die ganze Entwicklung der Gattung bedeutsamen Märchenoper „Hänsel und Gretel“ geschaffen hat, die dreiaktige komische Oper „Die Heirat wider Willen“ trotz einer guten Aufführung nicht mit dem Erfolg in Szene gegangen, wie die Verehrer Humperdincks und die Kenner des Klavierauszugs zu dieser Oper erwartet hatten. Einerseits waren die Hoffnungen zu hoch gespannt, andererseits scheint man sich nicht genügend klar darüber zu werden, daß ein gut Teil der Ursachen für die weniger freundliche Aufnahme in unwesentlicheren Eigenschaften des Werkes liegt.

Es zeugte jedenfalls von keiner Klarheit der ästhetischen Einsicht, wenn die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß uns durch dieses Werk die deutsche komische Oper gegeben werden würde. Es ist nicht möglich, daß wir diese heiß ersehnte komische Oper anders als auf Grund eines deutschen Stoffes erhalten. Denn bei der gründlichen Verschiedenheit des seelischen Empfindens und des Verhältnisses zur Musik des deutschen Volkes gegenüber den anderen Völkern kann sich diese Oper nur aus einem Stoffe, der diesen deutschen Wesenseigenschaften völlig entspricht, natürlich entwickeln.

Die italienische Opera buffa ist im Grunde Karikatur des Lebens. Die in ihr auftretenden Gestalten sind mit den alten Typen der Stegreifkomödie aufs engste verwandt; der Inhalt läuft immer auf die Prellerei des allzu anspruchsvollen Alters durch die Jugend hinaus, der von Natur das Recht zur Liebe zusteht. Die Komik dieser Operngattung beruht auf der verzerrenden Übertreibung menschlicher Schwächen und auf der durchtriebenen Klugheit der edleren Charaktere. Die französische Spieloper ist, wie ihr Name sagt, im wesentlichen Spiel, eine Unter-

haltung. Man spürt immer, daß diese Gattung nicht aus den unteren Schichten des Volks heraufgekommen, daß sie auch niemals, wie die italienische Buffoper, parodistisches Zwischenspiel zwischen ernsten Werken oder doch derber Gegensatz zu einer verstiegenen Feierlichkeit gewesen ist. Vielmehr ist diese Kunst aus der feingeistigen Unterhaltung der besseren Gesellschaftskreise hervorgegangen, ihr Inhalt hat in der Regel den Charakter einer leicht romantisch angefärbten, novellistischen Begebenheit und läuft schließlich darauf hinaus, wie ein verliebtes Paar gegenüber allerlei von den Ereignissen und der Mitwelt geschaffenen Schwierigkeiten zum Ziele gelangt. Ebensooft haben wir den Fall, daß die Frau durch Klugheit sich die Liebe oder Treue ihres Gatten zu bewahren versteht. Auf große Wahrscheinlichkeit der Begebenheit wird kein Gewicht gelegt; die Hauptsache ist, daß Szenen geschaffen werden, in denen die dargestellten Persönlichkeiten mit ihren Fähigkeiten glänzen können, in denen sich also eine heitere Gesellschaft spielend zu unterhalten vermag, so daß alle Teile auf ihre Kosten kommen.

Die deutsche komische Oper, wie wir sie ersehnen, wird dagegen eine humoristische Oper sein müssen. Wenn wir gewohnt sind, einzugestehen, daß die deutsche Literatur eigentlich nur ein hervorragendes Lustspiel besitzt, und wir dabei immer an Lessings „Minna von Barnhelm“ denken, wo die Liebe ihr Glück nicht im Kampf mit äußeren Umständen, sondern wider sich selbst und durch Überwindung eigener Schwächen erlangt, so zeigen wir damit in der Nichtachtung der ungeheuren Literatur, in der komische Charaktere oder derbe Situationskomik verwertet werden, daß wir vom Lustspiel etwas verlangen, was die anderen Völker nicht in diesem Maße darin suchen: nämlich Lebenswerte und Entwicklung der Charaktere (im Gegensatz z. B. zu Molière, der Charaktere nur darstellt, nicht entwickelt). Wenn wir Wagners „Meistersinger von Nürnberg“ als wenigstens im äußeren Geschehen zum musikalischen Lustspiel gehörig betrachten, so geschieht es nicht, weil der böse Beckmesser darin geprellt wird, sondern weil Hans Sachs sich zum verklärten Humor durchringt, weil Walther und Eva durch den Ernst, in den sie ihr eigentlich recht leichtfertig, aber unter innerem Zwang begonnenes Abenteuer hineinzieht, geläutert und erhoben werden.

Nun freilich wagen wir ja gerade deshalb auf die Möglichkeit einer Blüte der deutschen komischen Oper zu hoffen, weil sich unser gesamtes Dasein so weit entwickelt hat, daß wir einmal an ein recht lustiges und ausgelassenes Spiel denken können. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis unser Volk ein fest gegründetes und starkes Haus sein eigen nennen durfte. Jetzt ist der stattliche Bau in beruhigter Sicherheit da, und wir können daran denken, ihn auszuschmücken. Aber freilich, wenn wir da fremden Zierat hineinstellen, wird das Haus nicht reicher und auch nicht wohnlicher, als es in seinem einfachen Zustande war, sondern es wird uns eher entfremdet. Unsere Kunst, unsere Musik voran, hat in den zwei Jahrhunderten, in denen sie sich eigenartig und bedeutsam entwickelt hat, einen heroischen Zug behalten.

Wir haben die großen und starken Eigenschaften unseres Volkscharakters aufgerufen, wir haben die schwersten Konflikte, die das Leben uns stellt, behandelt und ergründet. Auf die Schwächen unseres Volkes haben mir mit Ingrimm herabgesehen und haben sie bekämpft.

Jean Paul hat das Wesen der deutschen Kunst in folgenden Sätzen erläutert — denn da für uns Deutsche die Kunst das ganze Leben zu erfassen strebt, gelten seine als Lebensregel aufgestellten Worte in gleichem Maße für die Kunst: „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher, nicht glücklich zu werden, auskundschaften. Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden anderen zu wechseln.“ In solchem Wechsel beruht eben das innerste Wesen des Humors. Den Höhenflug hat unsere Musik in unzähligen Werken unternommen. Das Eingrenzen ins Kleine und Enge hat sie dagegen nur selten versucht. Häufiger schlugen die Literatur und die bildende Kunst diesen Weg ein, und wenn wir an Wilhelm Raabe und Ludwig Richter denken, so wissen wir, daß die Enge ja keineswegs Kleinheit zu bedeuten hat.

Die deutsche komische Oper wird ihren Weg dadurch suchen müssen, daß sie unser Volk beim *wirklichen Leben* aufsucht. Ich meine damit keineswegs einen groben Naturalismus, sondern verstehe darunter, im Geiste Richters, ein Erfassen der deutschen volkstümlichen Gemüts- und Phantasiewelt. Die beschränkt sich nicht auf Bauern und die Kleinbürgerkreise, sondern umfaßt unser ganzes Volk. Es gehört ja dazu keineswegs bloß die *Wirklichkeit dieses Lebens*, sondern auch seine *Wünsche und Phantasien*, wie sie sich in Spielen bis hinauf zu den Phantasiegebilden des Märchens und der Sage offenbaren. Daneben wird ja auch in unserem Volke geliebt und um diese Liebe gekämpft wider Hindernisse, die von gleichen Seiten ausgehen, wie die in der französischen Spiel- und in der italienischen Buffoper geschilderten; auch unser Leben kennt das Spielen übermütiger Streiche; auch die deutsche Frau ist nicht bloß sorgsame Hausmutter, sondern, wie ja schon die Mutter Hermanns in Goethes Dichtung beweist, auch geschickte Diplomatin.

Es ist also nicht das *äußere Erleben* an sich, das nach meinem Gefühl in dem Stoff einer deutschen komischen Oper anders sein muß, sondern *die Art dieses Erlebens*. Und diese Sonderart mit ihren tieferen und stärkeren Gemütswerten, die nun einmal das Leben des lyrischsten Volks

der Welt beeinflussen und durchtränken, wird sich unbedingt einstellen, sobald der Stoff und die Menschen wirklich in diesem Volke wurzeln. Dieser Stoff und diese Menschen aber müssen den Stil unserer komischen Oper erst herausbilden, und es geht nicht an, den Stil, wie ihn die französische Spiel- und die italienische Buffoper ausgebildet haben, einfach auf diese deutsche Art zu übertragen. Das ausgesprochene lyrische Lied wird in der deutschen komischen Oper eine viel größere Rolle zu spielen haben, als in der Frankreichs und Italiens, die es ja beide niemals zu einem eigentlichen Liede gebracht haben. Dagegen werden das witzig pointierte französische Couplet oder das geistvoll charakterisierende italienische Zusammenspiel, das ja letzterdings nur das gleichzeitige Gegeneinanderspielen verschiedener Charaktere kundgibt, nicht so leicht aus deutschen Verhältnissen hervorgehen können. Es fällt uns viel leichter, einem Kunstwerk zu folgen, in dem unser ganzes Dasein in eine Sphäre, in der die genaue Befolgung der Wirklichkeit nicht nötig ist, hinaufgerückt wird, als wenn diese Wirklichkeit mit Eigenschaften ausgestattet wird, die ihr fehlen. Das leichte Florettspiel scharf geschliffener Geister, das zu allen Zeiten eine Eigenschaft des französischen Volks gewesen ist, geht uns fast völlig ab. Dafür besitzen wir einen unvergleichlichen und leider fast noch gar nicht ausgenutzten komischen Wert in dem persönlichen Sich-auseinandersetzen des einzelnen mit sich selbst. Wir haben nicht umsonst die meisten einsamen Trinker, nicht umsonst empfinden wir das allmähliche Schwinden der kleinstädtischen Originale, die fremde Beobachtung zur Satire und zur Verspottung reizten, als Verarmung.

Indes ist es ein vergebliches Beginnen, wenn die ästhetische Erkenntnis versuchen will, die Wesensart eines erst entstehenden Kunstwerks vorzuschreiben. Die Kunst muß das selbst erst schaffen. Und meine Ausführungen bezweckten nur, darzutun, daß unsere Komponisten im Irrtum sind, wenn sie glauben, durch die Nachahmung des Stils der französischen Spieloper oder der italienischen Buffoper die deutsche komische Oper finden zu können. Sie werden viel eher an das alte deutsche Singspiel anknüpfen müssen und die Art, wie Lortzing sich hier größere Formen herauszugestalten suchte; und sie werden für diese musikalische Form die wertvollste Anregung bei Mozart und vor allem bei Peter Cornelius finden, dessen „Barbier von Bagdad" trotz des fremden Stoffes eigentlich recht deutsch ist, da das Ganze durch die Verlegung in den Orient beinahe ins Märchenland gerückt ist. Dieses aber ist universell und so schließlich also auch deutsch, wobei man sich allerdings nicht verhehlen darf, daß ausgesprochene deutsche Art auf diese Weise der Dichtung dieses Meisterwerkes ferngeblieben ist.

* * *

Engelbert Humperdinck ist durch die Wahl des Stoffes leider in die Abhängigkeit vom Stil der französischen Spieloper hineingeraten. Er hat sich sein Textbuch selbst gedichtet, nicht schlechter, als es die Mehrzahl der Librettisten vom Fach auch gemacht hätte. Doch ich will einfach

den Inhalt erzählen, der dem älteren Geschlecht aus dem früher oft gespielten Lustspiel „Les demoiselles de Saint-Cyr“ (1843) des älteren Alexander Dumas oder auch aus Dellingers danach geschaffener Operette „Die Mädchen von Saint-Cyr“ bekannt sein dürfte. Daraus ergibt sich am besten die Berechtigung unserer Ausführungen.

Die Zöglinge des Fräuleinstiftes von Saint-Cyr kommen von einem Spaziergange unter heiterem Singen zurück; noch ein frommes Lied zur Madonna, dann verschwinden sie im Haus. Dieses steht unter der Leitung der Frau von Maintenon, die selber, wie das ja mehreren königlichen Maitressen geschah, die ruhige Weisheit, zu der sie durch ein unruhiges Leben gekommen, ihren Zöglingen gleich in der Jugend vormachen möchte. Es herrscht im Haus also strenge Zucht; trotzdem gelingt es einer der best gezogenen Damen, Hedwig von Mérian, im Park zurückzubleiben. Ihr Herz ist in stürmischer Wallung, da ihr der Graf Montfort zugeflüstert hat, den Brief, den er unter der Ulme im Park verborgen hat, zu lesen. Trotzdem die Liebe auf den ersten Blick in ihr Herz eingezogen ist, würde sich Hedwig überwinden und den Brief ungelesen lassen, hätte nicht ihre Freundin Luise Mauclair die Aufregung Hedwigs bemerkt. Nun eilt das lustige, zu allen übermütigen Streichen aufgelegte Bürgerkind der sentimental angelegten Freundin zu Hilfe. Natürlich muß solch ein Brief gelesen und auch das darin verlangte Stelldichein zum heutigen Abend bewilligt werden. Da klirrt ein Schlüssel in der Pforte, herein tritt Graf Montfort. Hedwig flieht ins Haus, aber in Luise hat sie die denkbar beste Vertretung. Frau von Maintenon muß ihre Schützlinge gründlich vor den Herren vom Hofe gewarnt haben, jedenfalls versucht die Kleine wacker, hinter die wahren Absichten des Grafen zu kommen. Trotzdem dieser die Reinheit derselben beteuert, traut sie ihm nicht; aber wenn hier ein Spiel beabsichtigt ist, will sie das Spiel gewinnen. — Den Grafen lockte in der Tat das Abenteuer. Freilich ist er recht verliebt in die schöne Hedwig, die er beim Schulfest der Anstalt gesehen, aber heiraten? Man genießt doch nicht umsonst den ja von einem Standpunkt aus — und die Herrenwelt des ancien régime kannte keinen anderen — beneidenswerten Ruf eines Don Juan. Ein Zufall erleichterte ihm das Eindringen in diesen Park. Der Herzog Philipp von Anjou, der am nächsten Tage nach Madrid abreisen wird, um als Philipp V. Spaniens Königsthron zu besteigen, hat den Grafen mit der Erledigung einer Liebesangelegenheit betraut und ihn hierher bestellt. Die schmeichelhafte Aufforderung, den König als maître de plaisir nach Madrid zu begleiten, lehnt Montfort ab. Philipp V. hat in dieser Hinsicht Verständnis für „Liebesaffären“; so verläßt er allein den Park. Montfort bleibt zurück. Bei Hedwig hätte er also, da sie ihn liebt, leichtes Spiel; wenn nur diese wachsame Luise unschädlich gemacht werden könnte. Da kommt in jenem just richtigen Augenblick, in dem die Vorsehung der über die Bretterwelt waltenden Gottheit allen Liebesleuten grundsätzlich zu Hilfe kommt, des Grafen Freund, Emil Duval, des Weges. Er hat eigentlich

gar keinen Grund, so lustig zu pfeifen, denn in anderthalb Stunden will er heiraten; eine verarmte, würdevolle Adlige, die ihm, dem schwer reichen Generalpächterssohn, den Baronstitel einbringen soll. Als er aber hört, daß es hier ein Abenteuer gilt, um das ihn selbst Prinzen von Geblüt beneiden werden, ist er natürlich gern bereit, seinem Freunde eine Stunde lang zu helfen. Zum Heiraten kommt man ja immer noch zurecht, wie er meint; er kommt zu spät und dadurch zu früh dazu. Indes, zunächst geht alles nach Wunsch. Duval fängt Luise ab und überrascht sie durch ein leidenschaftliches Bekenntnis seiner Liebe so, daß sie ihre Freundin völlig aus den Augen verliert. Das heißt: Luise ist ein so schlaues Kätzchen, vielleicht läßt sie die Maus nur deshalb so ruhig naschen, weil sie des Fanges sicher ist. Graf Montfort hat mit Hedwig leichtes Spiel; ihr Herz gehört ihm, und als jetzt die schmachvolle Entdeckung durch das in Aufruhr geratene Stift droht, überredet er sie leicht zur Flucht. Beide Paare — Duval natürlich, um zur Trauung zu entfliehen — eilen nach der Pforte. Diese öffnet sich, davor steht eine militärische Wache, die die Liebhaber nach der — Bastille zu bringen den Befehl hat.

Der zweite Akt führt in ein Gefängnis der Bastille. Kein angenehmer Aufenthalt für einen Grafen, auch nicht für einen verwöhnten und obendrein hungrigen Generalpächterssohn. Mit jener vernichtenden Logik, die noch heute das Vorrecht verliebter Männer ist, wütet Graf Montfort in rasendem Schmerz. Daß ihn diese reine Maid betrog, daß sie ihn verriet, daß er sie — doch nein! Gewiß, erst hatte er bloß an ein Abenteuer gedacht, aber jetzt spürt er, wie wahrhaft er Hedwig liebt. Und daß sie ihn an Frau Maintenon verriet, ist ihm klar. An Luise denkt er in der Überlegenheit männlicher Menschenkenntnis gar nicht. Und es gibt gegen Frau Maintenon keinen Widerstand. Ein königlicher Kabinettsbefehl ist bereits erwirkt: die beiden verliebten Herren bleiben so lange bei Wasser und Brot in der Bastille, bis sie den beiden Fräulein von Saint-Cyr durch die Heirat ihre volle Ehre gegeben. — Nun wohl, so bleibt also nichts übrig, als diese Heirat wider Willen. Aber die Frauen sollen es büßen; unmittelbar nach der Trauung werden die beiden Freunde nach Spanien an Philipps V. Hof eilen. So geschieht es. Die völlig ahnungslose Hedwig bricht darob zusammen; Luise ist als Frau Duval übermütiger denn je.

Dritter Akt. Heute ist großes Fest am spanischen Hofe und damit der erste lustige Tag wenigstens für Duval; denn Montfort kann sein Erlebnis mit Hedwig nicht verwinden. Er hat doch wahrhaft geliebt und fühlt sich um so grausamer betrogen. Da werden zwei Französinnen eingeführt. Wie der Gesandte unseren Freunden verrät, haben die Damen ohne ihr Wissen den Auftrag, den König für sich zu gewinnen und ihn so dem Einfluß seiner bisherigen Geliebten, der spanischen Gräfin Orsini, zu entziehen. Die beiden Freunde sind von dem Plan begeistert, denken aber bald anders, als sie in den beiden Damen ihre Frauen erkennen. Duval kommt mit seiner Frau schnell ins reine. Montfort ist zwar, wie

ihm Hedwig sagt, durch Trennung der Ehe frei, aber jetzt schlägt die Liebe über ihm ihre Flammen zusammen, und als er sieht, wie der König um die Liebe Hedwigs wirbt, tritt er dem Fürsten schroff entgegen, ja läßt sich so hinreißen, daß er den Degen zieht. Die Wache kommt; es sieht bedrohlich aus: aber den vereinten Bitten der Liebenden vermag Philipp nicht zu widerstehen. So sind sie denn glücklich vereint, zumal Luise bekennt, daß sie es gewesen, die etwas Vorsehung gespielt hat.

Es hat etwas Rührendes, wie der Deutsche in Humperdinck bei diesem französischen Stoff sich immer wieder zum Worte meldet und eigentlich dadurch die dramatische Wirkung schädigt. Der Deutsche stößt sich an der leichtsinnigen Art dieses Auf-Liebesabenteuer-ausgehens, wie es hier geschildert ist; er kommt nicht dahin, einen solchen Don Juan als etwas von vornherein Berechtigtes anzusehen und muß sich nun, da doch dieser Don Juan schließlich eine sympathische Rolle spielen soll, damit abgeben, durch breite Erklärungen darzutun, daß es eigentlich gar nicht schlecht gemeint war, daß er schließlich auch ohne Eingreifen von Zufällen zu derselben, für unser Gefühl bloß ehrlichen Handlungsweise gekommen wäre, zu der er jetzt gezwungen wird. Ebenso glaubt der Deutsche es seinem Mädchenideal schuldig zu sein, jede Verdächtigung, als ob dieses Mädchen durch List und Schlauheit dazu beigetragen hätte, sich den Geliebten einzufangen, ausdrücklich entkräften zu müssen. Endlich aber gar, als ein König sich recht unvermittelt um die Gunst einer verheirateten Frau bewirbt, wobei der ganz durchsichtige Zweck ist, daß diese seine Maitresse werden soll, da widerstrebt das auch wieder der deutschen Ehrfurcht vor dem Gedanken der Majestät, und so geht er hin und macht aus einem vergnügungssüchtigen Lebemann die fast tragisch wirkende Erscheinung eines Einsamen auf der Höhe des Throns, der sich da unglücklich fühlt und nur durch die verstehende Liebe eines reinen Mädchens getröstet werden kann. Diese drei Punkte, in denen der Deutsche in Humperdinck zum Ausdruck kommt, daneben freilich noch viele kleine einzelne Worte, haben den Erfolg seiner komischen Oper wesentlich beeinträchtigt. Wenn der Komponist sich entschließt, diese Teile wegzustreichen, was gar nicht schwer ist, da sie ja mit dem Organismus des französischen Stoffes gar nicht verwachsen sind, so wird sein Werk als Spieloper einen viel einheitlicheren Eindruck machen, schlagkräftiger und damit erfolgreicher werden.

Auch dem Musiker in Humperdinck hat sein Deutschsein bei dem fremden Stoffe Schwierigkeiten bereitet. Wie in so zahllosen französischen Lustspielen und Opern haben wir auch hier die zwei verschiedenen Paare. Das eine, in diesem Fall bürgerliche, von zugreifender Derbheit, ausgelassen, lustig, genußfreudig und lebensklug, das andere adlige ideal, etwas sentimental schwärmerisch und leicht bei dem Höhenwandel seiner Gefühle den Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse verlierend. Bei sämtlichen französischen Komponisten und Dichtern kreuzt sich dann das Wesen dieser Art, oder wenigstens hat das hohe Paar immer einen ganz gehörigen Ein-

schuß von der Lebensart des niederen. Zu einer solchen Gestalt von Unschuld und Edelmutsfülle und dabei völliger Unfähigkeit, einer schweren Lebensprüfung anders als mit Tränen und Duldung entgegenzutreten, wie sie hier Humperdinck aus dem einen Stiftsfräulein gemacht hat, hätte sich ein französischer Komponist niemals verstiegen. Sind in der französischen Oper die Herren der Schöpfung Lebeleute, die so viele der Blumen zusammenraffen, als sie erreichen können, so wissen hier auch die tugendhaften Frauen ganz genau um diese Art der Männer Bescheid und begegnen ihnen darum, wenigstens theoretisch, mit denselben Waffen. Humperdinck, der auf der einen Seite für das lustige Paar den übermütigen Ton der französischen Spieloper sehr gut getroffen hat, nahm das Leiden und Empfinden der anderen Hälfte so ernst und schwer, daß er hier ganz ins Fahrwasser des ernsten Musikdramas hineingeriet. So geht ein schwerer Zwiespalt durch den Stil des Ganzen, der natürlich nicht zu heilen ist, aber durch die angeregten Kürzungen wenigstens abgeschwächt würde, da diese fast ganz die ernste Seite des Werkes treffen würden.

Freilich ist Humperdinck, so hoch wir ihn achten mögen, sicher kein Musiker von wirklich schöpferischer Eigenart. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch in seinem „Hänsel und Gretel" der thematische Stoff, in dessen Gestaltung sich doch die ursprünglichste Schöpferkraft zu offenbaren hat, fast ganz aus dem Schatze des deutschen Volksliedes geschöpft war. Humperdincks große Kunst beruht in der Feinheit der Verarbeitung eines Gegebenen. Und so ist es auch hier. Die Partitur weist eine Fülle feinster Züge auf; aber die Melodieerfindung an sich ist, trotzdem sie sich von eigentlichen Entlehnungen freihält, nicht von charakteristischer Eigenart. Darum, so schön alles klingt, so liebenswürdig der Vortrag stets ist, wir vermissen die schöpferische Persönlichkeit. Humperdinck hat offenbar für dieses Werk die französischen Chansons besonders eifrig studiert und hat für die leichte Bewegung einer weit ausgesponnenen Melodik davon sehr viel gelernt. Aber wenn ich mir vorstelle, wieviel ausgiebiger und glücklicher gerade eine Natur, wie er, bei einem deutschen Stoffe wieder aus der Fülle der deutschen Volksmusik, des deutschen Liedes, alter Tänze und dergleichen hätte schöpfen können, wie diese Musik seiner an unseren alten Meistern geschulten Art der thematischen Verarbeitung ganz anders entgegengekommen wäre, so komme ich erst recht wieder auf den Grundsatz zurück: deutsche Komponisten, wählt deutsche Stoffe! Das Wesen des Stils aller Kunst ist — immer wieder muß man das wiederholen — Übereinstimmung von Inhalt und Form. Die Musik einer deutschen komischen Oper wird sich stilecht nur aus einem deutschen Stoffe entwickeln können. Wenn diese Überzeugung aus dieser ja stets liebenswürdigen Arbeit Humperdincks als künstlerische Erkenntnis gewonnen wird, so wird sie immerhin einen wesentlichen Schritt vorwärts auf dem Wege zur deutschen komischen Oper bedeuten.



Aus dem zeitgenössischen Musikleben

Aus der Froschperspektive

Der Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Mathilde Wesendonck, der vor einem Jahre bei Duncker in Berlin erschienen ist[1], wurde in diesen Blättern aufs wärmste empfohlen; diese Empfehlung wiederhole ich hiermit aufs nachdrücklichste: es gibt in der gesamten Brief- und Memoirenliteratur nur ganz wenige Werke, die sich an menschlichem und künstlerischem Werte mit diesem vergleichen lassen.

Indes bei dem großen Menschlichen fehlt das Allzumenschliche nicht. Auch nicht bei Wagner. Aber das Allermenschlichste ist doch dem Herausgeber, seinen Ratgebern und jetzt nachträglich seinem — Tadler widerfahren. In der Einleitung zu den Briefen und Tagebuchblättern teilt der Herausgeber, Professor Wolfg. Golther, auch einen Brief Richard Wagners an seine Schwester Kläre mit, der für die Beurteilung der Beziehungen zwischen Wagner und Frau Wesendonck von der höchsten Wichtigkeit ist. Nun macht Dr. Max Graf (Wien) in der „Zukunft" darauf aufmerksam, daß aus diesem Briefe die entscheidende Stelle weggelassen worden ist. Die betreffende Stelle lautet: „Dieser (nämlich Otto Wesendonck) konnte der offenen Unumwundenheit seiner Frau gegenüber nicht anders, als bald in wachsende Eifersucht verfallen. Ihre Größe bestand nun darin, daß sie stets ihren Mann von ihrem Herzen unterrichtet hielt und ihn allmählich bis zur vollsten Resignation auf sie bestimmte. Mit welchen Opfern und Kämpfen dies nur geschehen konnte, läßt sich leicht ermessen: was ihr diesen Erfolg ermöglichte, konnte nur die Tiefe und Erhabenheit ihrer von jeder Selbstsucht fernen Neigung sein, die ihr die Kraft gab, ihrem Mann sich in solcher Bedeutung zu zeigen, daß dieser, wenn sie endlich mit ihrem Tode drohen konnte, von ihr abstehen und seine unerschütterliche Liebe zu ihr dadurch bewähren mußte, daß er sie selbst in ihrer Sorge für mich unterstützte. Es galt ihm endlich, sich die Mutter seiner Kinder zu erhalten, und um der Kinder willen — die ja uns beide auch am unüberwindlichsten trennten — fügte er sich in seine entsagende Stellung. So, während er von Eifersucht verzehrt war, wußte sie ihn wieder so für mich zu interessieren, daß er, wie du weißt, mich oft unterstützte; als es endlich galt, mir nach Wunsch ein Häuschen mit Garten zu verschaffen, war sie es, die es mit den unerhörtesten Kämpfen über ihn gewann, für mich das schöne Grundstück neben dem seinigen zu kaufen. Das wundervollste aber ist, daß ich eigentlich nie eine Ahnung von den Kämpfen hatte, die sie für mich bestand: ihr Mann mußte sich, ihr zuliebe, mir stets freundlich und unbefangen zeigen; nicht eine finstere Miene durfte mich aufklären, nicht ein Haar durfte mir gekrümmt werden; heiter und wolkenlos mußte über mir der Himmel sich wölben, sanft und weich sollte mein Schritt sein, wo ich ging."

„Es ist klar" — fügt Dr. Graf hinzu —, „weshalb der wagnerorthodoxe Herausgeber der Briefe diesen wichtigen Absatz weggelassen hat. Um die Beziehungen Otto Wesendonck—Mathilde—Wagner sollte sich ein idealistischer Heiligenschein wölben und nichts daran erinnern, daß es in diesem Verhältnis Kompliziertheiten gegeben hat, die etwas Irdisches an sich tragen, und es einen Moment gab, wo Otto Wesendonck auf seine Gattenrechte verzichten mußte".

Warum ich das Verhalten des Herausgebers wie das des „Entdeckers“ kleinlich finde? Weil der eine wie der andere hier nur die „Kompliziertheit“, wohl gar das Unreine sah. Dabei braucht man kein großer Psycholog zu sein, um zu erkennen, daß gerade dieses Verhalten der Frau Wesendonck ein Beweis ihrer keuschen Natur ist, ein Beweis für die Erfüllung ihrer sittlichen Pflicht. Wider die Liebe zu Wagner war sie wehrlos, aber — mit einem Worte — der Verlockung zum Ehebruch widerstand sie. Wäre sie rein geblieben, wenn sie mit der Liebe zu einem andern im Herzen ihrem Gatten Liebe — geheuchelt hätte? Aus der Wahrhaftigkeit dieser Frau hätte auch der Herausgeber den Mut zur Wahrheit finden müssen. Wer die Fähigkeit nicht hat, im ungewöhnlichen Verhalten große Triebfedern zu sehen, der steckt selbst zu sehr in der Froschperspektive, um große Menschen groß sehen zu können.

Ein Bachmuseum

Die „Neue Bachgesellschaft“ veröffentlicht folgenden Aufruf: „In Eisenach ist eine kostbare Weihestätte, das Geburtshaus von Johann Sebastian Bach, der Gegenwart erhalten geblieben. Beim zweiten deutschen Bachfest in Leipzig wurde durch Berliner Mitglieder die Anregung gegeben, der alle Anwesenden mit Begeisterung zustimmten, diese Stätte, in der einer der gewaltigsten Geister aller Zeiten das Licht der Welt erblickt, zu erwerben, um sie vor dem drohenden Untergange durch Bauspekulation zu bewahren und dem deutschen Volke dauernd zu erhalten. Der Neuen Bachgesellschaft ist es zu ihrer Freude gelungen, sich dieses Haus, in dessen geweihten Räumen ein Bachmuseum errichtet werden soll, zu sichern. Der Preis des Bachhauses ist von den derzeitigen kunstbegeisterten Besitzern auf den mäßigen Betrag von 26000 Mark gestellt worden. Annähernd die gleiche Summe würde zur Erhaltung, Einrichtung und ersten Beschaffung eines Grundstockes für das Bachmuseum nötig sein. Der Kauf ist zwar abgeschlossen, doch sind die Mittel zur Erfüllung noch zu beschaffen. Es ergeht deshalb an die große Zahl der Verehrer Bachs, die in seinen erhabenen Tonschöpfungen Erbauung finden, sowie an alle edlen Künstler, auf die Bachs Kunst gewirkt hat, die Bitte, an der Aufbringung der Kosten für dieses neue lebensvolle Denkmal Bachs durch Spenden teilzunehmen. Insbesondere aber werden alle Leiter von Chor- und Orchestervereinigungen gebeten, Aufführungen zu veranstalten, deren Ertrag der Erreichung des schönen Zieles dient. Die Unterzeichneten haben im Vertrauen, daß durch die Verehrer Bachs die nötige Summe unschwer aufzubringen sein wird, den Kauf abgeschlossen. Da der Kaufpreis bis Ende des Jahres zu erlegen ist, so ist eine rasche Betätigung der Opferwilligkeit geboten. Mögen recht viele an der Einlösung dieser Ehrenpflicht teilnehmen, die das gesamte deutsche Volk, die ganze gebildete Welt angeht, damit dem Andenken Bachs eine feste Stätte in seiner Heimatstadt Eisenach erstehe!“ Spenden sind unter Angabe des Zweckes an Breitkopf & Härtels Verlag in Leipzig zu richten.

Um den Aufruf zu unterstützen, teile ich ihn hier mit. Damit verbinde ich einen großen Wunsch. Man lasse es nicht bei einem Museum bewenden, das tote Gegenstände vereinigt, sondern denke vor allem an die Weckung lebendiger Werte. Gewiß, Johann Sebastian lebt heute unserer Kunst; aber er lebt noch lange nicht genug unserem Volke, lebt nicht mehr der Kirche,

für die er den größten Teil seiner Werke geschaffen hat. Gewiß, es ist etwas Herrliches um die Bachaufführungen unserer großstädtischen Chorvereine. Aber Bach ist nicht bloß einer der größten Musiker aller Zeiten, sondern eine riesenhafte Kulturerscheinung. Als solche aber kann er nur wirken, wenn er wieder in unsere Kultur hineintritt. Ist das nun der rechte Platz, wenn in einem großstädtischen Konzertsaal als gesellschaftliches Ereignis vor einer halb jüdischen Zuhörerschaft seine Passionen, seine Kantaten, seine hohe Messe vorgetragen werden? Weiß Gott, nein! da spricht dann nur der Künstler, nicht der Mensch Bach. Veranstaltet alljährlich in Eisenach ein Bachfest. Aus den Kirchenchören Thüringens bildet einen großen Chor, der an diesem Festtage Werke Bachs zu Gehör bringt. So tritt Bach wieder ins Leben, als Kulturwert für Tausende; so findet er wieder Eingang in die Kirchen, als religiöse Macht für ganze Geschlechter!

K. St.



Zu unseren Kunstbeilagen

Wir können uns über die Kunstblätter dieses Heftes ganz kurz fassen, da sowohl auf die Photogravüre wie auf die Autotypien in weiterem Zusammenhange zurückzukommen sein wird. Mit dem stimmungsvollen, in der sorgsamen Abwägung aller Lichtwerte besonders glücklichen Blatte „Der Morgen" von J. Dupré eröffnen wir eine Reihe von Bildern, durch die die bedeutsame Gruppe jener französischen Landschafter charakterisiert werden soll, die man als Vertreter des „paysage intime" zusammenzufassen pflegt. Wir werden die Bedeutung des Künstlers dann gleichzeitig mit der Entwicklung und Stellung dieser ganzen Landschafterrichtung würdigen.

Zur Beigabe der drei Blätter nach plastischen Arbeiten Konstantin Meuniers gibt uns der am 4. April dieses Jahres erfolgte Tod des gefeierten belgischen Bildhauers Veranlassung. Es ist nach meinem Dafürhalten in den Nekrologen, die in großer Zahl über diesen Künstler erschienen, so deutlich hervorgetreten, wie wenig man sich heute über die tiefsten und wichtigsten Aufgaben der Bildhauerei klar ist, daß wir wenigstens die entscheidende: das Verhältnis von Inhalt und Form beleuchten wollen. Gerade Meuniers Schaffen ist hier um so lehrreicher, als ihn sein innerer Genius wider seinen eigenen Willen zum großen Stil führte. Daß er dabei die Arbeiterwelt sich zur Darstellung erkor, genauer, daß er an der Arbeiterwelt den Stil des Großen suchte, hat in unserem äußerlich demokratischen Zeitalter viele verführt, das grob Stoffliche in Meuniers Arbeiten als das Wichtige anzusehen, anstatt zu bedenken, daß der Geist der Behandlung entscheidet. Vielleicht gibt es keinen stärkeren Beweis für das Vorrecht des Seelischen in der Kunst als das Schaffen Meuniers, das man so oft für den schroffsten Realismus in Anspruch genommen hat. Das im einzelnen und im Zusammenhang der Gesamtentwicklung zu erweisen, wird die Aufgabe einer besonderen Abhandlung sein.

St.



Briefe

P. O., B. — A. Sch., D.-R. — H. W. M., W. — G. L., W. — M. B., L. — X. Y. B. — R. O., E.-R. — J. W., z. Z. H. (W.). — H. Sch. i. K. — H. M., G. — Verbindl. Dank! Zum Abdruck im Türmer leider nicht geeignet.

Th. B., C. a. T. Ihr Buch haben wir unserm philosophischen Mitarbeiter übersandt, dem wir es freilich überlassen müssen, inwieweit er es berücksichtigen will.

F. O. Pn. In Form und Diktion doch nicht so einwandfrei, daß wir uns, trotz allen Stimmungsgehalts, zum Abdruck hätten entschließen können. Verbindl. Gruß!

R. B., K. (E.). Das Gedicht haben wir in die engere Auswahl gestellt. Für Ihre frdl. Zeilen aufrichtigen Dank und Gruß!

F. S., B. Der kleine Beitrag kommt für die Offene Halle in Betracht.

S. G. R. Auf Ihre frdl. Zuschrift kommt der T. noch zurück. Einstweilen verbindl. Dank und Gruß!

G. B., H. Verbindl. Dank für die Mitteilung, daß es bereits eine Musikalien-Freibibliothek gibt, und zwar in dem Verein für Volkswohlfahrt zu Frankfurt a. M., Stoltzestr. 16, wo sie, ganz der Anregung Seite 850 des T. entsprechend, mit der dortigen Büchersammlung verbunden und Ende 1904 eingerichtet worden ist, und daß Verzeichnis und sonstige Angaben von dort an Interessenten gern gesandt werden. Den frdl. angebotenen Aufsatz würden wir gern auf seine Verwendbarkeit für den T. prüfen.

H. S., B. Vielleicht urteilen Sie anders, wenn Sie hören, was der Verfasser selbst uns über die Angriffe seitens der Kölnischen Volkszeitung a. a. schrieb. „Jedes Kind", hatte es dort geheißen, „unter Katholiken wisse, daß solche Mißstände nicht vorkämen," worauf der Verfasser erwidert: „Welches katholische Kind weiß etwas von den gravamina, die vor 600 Jahren erhoben wurden? Daß die Erzählung um 1300 spielt, war . . . verschwiegen worden, und das Ganze zu albern borniert, um darauf zu antworten." Wie kann ein Roman, der zu einer Zeit spielt, da es noch gar keinen Gegensatz zwischen katholischer und protestantischer Konfession gab, weil nur eine einzige allgemeine christliche Kirche, antikatholische Tendenzen haben? Er könnte dann doch höchstens ein antichristlicher Tendenzroman sein, und das dürfte wohl niemand behaupten können. Für Ihre weiteren frdl. Zeilen Dank und Gruß!

Türmerleser in T. Besten Dank für die Mitteilung, die allerdings weitergegeben zu werden verdient. Sie schreiben, daß in Saalfeld, Herzogtum Sachsen-Meiningen, zu Ehren des hundertjährigen Todestages Schillers ein dortiger besserer Verein den Tell aufführte. Der Superintendent des Ortes untersagte den Konfirmanden den Besuch der Vorstellung! Wir glauben schon gern, daß dieses Verbot viel Staub aufwirbelte in einem Lande, dessen kunstsinniger Herzog selbst in seinem Hoftheater drei Sondervorstellungen des Tell eigens für die Schulen des Herzogtums veranlaßte, die die Stadt Meiningen bequem erreichen konnten. — Gab es denn in Saalfeld niemand, der solchem Dunkelmännertum zu steuern vermochte?

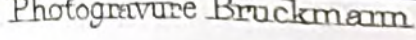


Zur gefl. Beachtung.

Alle auf den Inhalt des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 5,** zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ∘ ∘ **Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen)** ∘ ∘ **Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3.** ∘ **Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart**

Jules Dupré pinx.





DER ABEND



VII. Jahrg. Juli 1905 Heft [illegible]

Ernste Gedanken bei fröhlichen [illegible]

von

Theodor [illegible]

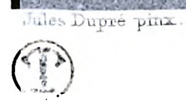
Wenn lauter Festjubel erschallt und dadurch [illegible]
den, die vor kurzer Zeit noch viele [illegible]
wer sich nicht durch trügerischen Schein blenden [illegible]
Stimmungswechsel berechtigt, der Grund zur [illegible]
seitigt ist.

Es ist zwar richtig, daß durch die Kul[illegible]
zeit, durch die Verbesserungen der Verkehrsmittel [illegible]
gebracht werden. Aber es ist ebenso gewiß, [illegible]
breitung der wirtschaftlichen Beziehungen und [illegible]
großen Völker über die ganze Welt eine neue [illegible]
früher in der Weise nicht vorhanden war. Der [illegible]
um wirtschaftliche Interessensphären verfeindet Völker [illegible]
gar keinen Anlaß hatten, miteinander in Streit [illegible]
nach Kolonialbesitz hat einen neuen Gärstoff erregt [illegible]
unter die Völker geworfen. Wir merken es, wenn [illegible]
Bündnisse geschlossen werden, daß die Feindseligkeit [illegible]
die Gegensätze der nationalen und staatlichen Interessen [illegible]



Jules Dupré pinx.

Photogravure Bruckmann



DER ABEND



VII. Jahrg. Juli 1905 Heft 10

Ernste Gedanken bei fröhlichen Festen

Von

Theodor Brix

Wenn lauter Festjubel erschallt und dadurch Sorgen verscheucht werden, die vor kurzer Zeit noch viele Gemüter beschäftigten, so wird, wer sich nicht durch trügerischen Schein blenden läßt, fragen, ob dieser rasche Stimmungswechsel berechtigt, der Grund zur Besorgnis in Wahrheit beseitigt ist.

Es ist zwar richtig, daß durch die Kulturerrungenschaften der Neuzeit, durch die Verbesserungen der Verkehrsmittel die Völker einander näher gebracht werden. Aber es ist ebenso gewiß, daß gerade durch die Ausbreitung der wirtschaftlichen Beziehungen und des Handels der einzelnen großen Völker über die ganze Welt eine neue Kriegsgefahr entsteht, die früher in der Weise nicht vorhanden war. Der Kampf um Absatzgebiete, um wirtschaftliche Interessensphären verfeindet Völker miteinander, die früher gar keinen Anlaß hatten, miteinander in Streit zu geraten. Das Jagen nach Kolonialbesitz hat einen neuen Gärstoff erregt, einen neuen Zankapfel unter die Völker geworfen. Wir merken es, wenn Kriege geführt, wenn Bündnisse geschlossen werden, daß die Feindseligkeit und Eifersucht, die durch die Gegensätze der nationalen und staatlichen Interessen entsteht, mächtiger

ist als das Solidaritätsgefühl der Völker. Die Ereignisse in der großen Welt werden von dem Standpunkt des eigenen Interesses aus beurteilt, und oft tritt hiergegen das natürliche Mitgefühl mit den Leiden anderer Menschen sehr zurück. Im Kriege freut nicht nur der Sieger sich über die Niederlagen des Feindes, auch unbeteiligte Mächte freuen sich über die Schwächung eines mächtigen Gegners. Und wenn zwischen zwei oder mehreren Mächten Bündnisse geschlossen werden, sieht der vorsichtige, mißtrauische Politiker im Auslande darin nicht den vielversprechenden Ansatz zu einer allgemeinen Verbrüderung der Völker, sondern er fragt, ob diese Freundschaft nicht eine Gefahr für das eigene Land bedeute.

Wenn nun unsere auswärtige Politik die Zahl unserer Feinde in der Welt vermehrt hat, so ist zu prüfen, wie dieser Politik ihre verfeindende Wirkung benommen werden kann. Das kann niemals durch Feste, Fürstenzusammenkünfte und Trinksprüche an der Fürstentafel, wie freundschaftlich und versöhnlich sie klingen mögen, geschehen, sondern nur durch Änderung der Tendenz dieser Politik. Glauben wir, daß wir sie festhalten und in der bisherigen Weise fortsetzen müssen, so gehen wir Kämpfen entgegen, denen Deutschland schwerlich gewachsen ist. Wird aber jenes erstere Mittel zur Beseitigung der Gefahr ergriffen, so ist die Wirkung die, daß die Gefahr verdeckt und dadurch um so bedrohlicher wird.

Zwischen den Anschauungen des Monarchen und denen weiter Volkskreise über die Bedeutung der Fürstenwürde, die Aufgaben der Monarchie klafft ein tiefer Gegensatz. Der Monarch aber wird sich dieses Gegensatzes nicht bewußt, oder wo er ihm doch unverkennbar entgegentritt, scheinen ihm unberechtigte Selbständigkeitsgelüste, böswilliger Trotz zugrunde zu liegen. Er hält einen Zustand für normal und den staatlichen Interessen dienlich, der in Wahrheit ganz ungewöhnlich ist und der Natur des modernen Völkerlebens nicht entspricht. Darum hält er auch die Unterordnung vieler unter seine persönlichen Anschauungen, Neigungen, seine Geschmacksrichtung für etwas ganz anderes, als sie ist. Der persönliche Einfluß des Monarchen erstreckt sich weit über das Gebiet der Politik hinaus auf solche Gebiete des menschlichen Geisteslebens, wo Selbständigkeit des Denkens, Urteilens, der Neigungen, des Empfindens vom höchsten Wert ist. Die Unterordnung aber, zu der Tausende sich verstehen, kann nur äußerlich sein. Denn es ist für den modernen Menschen unmöglich, so weit auf Selbständigkeit zu verzichten, wie der heutige „Kurs“ es erfordert. Wenigstens sind diejenigen, die sich am bereitwilligsten zu diesem Preisgeben der eigenen Überzeugung verstehen, nicht zugleich die Fähigsten und Tüchtigsten. Je höher die biegsamen, geschmeidigen Charaktere geschätzt werden, je geringer die Selbständigkeit des Urteils bewertet wird, desto mehr geht auch die Kraft des Handelns, die Fähigkeit der eigenen Initiative verloren. Das Staatsleben erstarrt zur geist- und willenlosen Maschine. Im asiatischen Kriege wird die ganze Kläglichkeit, Schwerfälligkeit und Hilflosigkeit eines absolutistischen Regierungssystems offenbar. Und wir sollten glauben, daß in der immer weiteren Rückentwicklung zu solchem System alles Heil für uns liege?

Dem aufmerksamen Beobachter unseres öffentlichen Lebens kann es nicht entgangen sein, welche Fortschritte die Zermalmung der Selbständigkeit, die allerdings schon unter Bismarck ihren Anfang nahm, während der Regierungszeit Wilhelms II. gemacht hat. Die freiwillige Unterordnung unter einen höheren Willen hat einen anderen Charakter angenommen. Die Bismarckverehrung beruhte auf einem Gefühl von Dankbarkeit gegen einen Staatsmann von hervorragenden Geistesgaben. Die heutige Monarchenverehrung gilt der Fürstenwürde an sich, ohne Rücksicht auf die Eigenschaften ihres jedesmaligen Trägers. Darum verliert sie um so mehr an Freiwilligkeit und wahrer Überzeugung und damit an moralischem Wert, je deutlicher tiefe Meinungsverschiedenheiten zwischen Fürst und Volk sich herausstellen. Und dies sollte ein gesunder Zustand sein?

Ich gehöre nicht zu den griesgrämlichen Pessimisten, die glauben, daß die Welt immer schlechter wird, nicht zu den Alten, die, über das Entfliehen der „guten alten Zeit" seufzend, allen Bestrebungen der Neuzeit mit Vorurteilen und Abneigung gegenüberstehen. Aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß in dem Charakter des deutschen Volkes, in den Anschauungen der führenden Kreise namentlich seit meiner Jugendzeit eine große Veränderung vorgegangen, und daß sie ungünstig für das deutsche Volk ist. Das Erstarken des nationalen Selbstbewußtseins infolge der Einigung Deutschlands und der deutschen Waffentaten war natürlich und berechtigt. Aber es ist ein Unglück, daß die Heldentaten im Kriege zum Teil einen falschen Nationalstolz erzeugt haben, der andere Völker verletzt und abstößt. Und das Wirken Bismarcks hat die Folge gehabt, daß die Bedeutung der einzelnen Person in der Geschichte, als des Führers eines Volkes, überschätzt wird. Und weil nun das jüngere Geschlecht der deutschen Politik große Aufgaben stellte, wurde die Unterordnung unter einen höchsten Willen als eine Notwendigkeit betrachtet, sah man in allen selbständigen Regungen des Volkswillens eine Gefahr für den Staat. Werden bei dem Führer die Eigenschaften des „starken Mannes" vermißt, dann freilich stellt Verlegenheit, wohl auch Kleinglaube und Verzagtheit sich ein. Aber die Macht der Gewohnheit hält dennoch das System aufrecht.

Und weil man es für das Recht des Oberherrn hält, den Staatsbürgern ihre politische Überzeugung vorzuschreiben, beansprucht man dies Recht auch denen gegenüber, die ein anderes Nationalgefühl in der Brust tragen. Der Grundsatz, der ehemals zur Rechtfertigung religiöser Verfolgungen diente: „Wessen das Land, dessen die Religion", ist in den verwandelt worden: „Wessen das Land, dessen die Nationalität." Es wird nicht beachtet, daß das Nationalgefühl wie das religiöse Gefühl in der Individualität des Menschen begründet ist und daß jeder zum Zweck der Bekehrung angewandte Zwang verwerflich ist, auch ganz und gar seinen Zweck verfehlt.

Die Erinnerung an die deutschen Siege hat eine leichtfertige Überschätzung der Macht Deutschlands erzeugt. Man möchte Deutschland zur weltbeherrschenden Seemacht erheben, ohne Rücksicht darauf, daß hierfür die

Bedingungen fehlen und daß unsere gefahrvolle Stellung uns eine vorsichtige Politik zur Pflicht macht. Und es ist charakteristisch für die heute bei uns herrschende Anschauungsweise, daß das Anwachsen der Unzufriedenheit und der oppositionellen Neigungen als gar kein Hindernis für eine kräftige Kriegführung angesehen wird. Die Optimisten in Deutschland glauben, daß Polen, Dänen, Sozialisten, die glühenden Haß in der Brust tragen gegen die herrschenden Kreise in Deutschland, sich im Kriegsfall willig in die Heeresreihen einstellen und mutig schlagen werden. Sie erkennen ein Recht der eigenen Überzeugung nicht an und glauben nicht an ihre Macht.

Ich weiß recht gut, daß es viele Grauköpfe gibt, die mit der herrschenden Richtung gehen. Welcher sorgsame Familienvater möchte denn auch wohl seinem Sohn oder Schwiegersohn die Karriere verderben? Aber ich glaube doch, daß es im ganzen für uns Ältere, die wir andere Zeiten gekannt haben, leichter ist, uns ein unbefangenes Urteil zu bewahren. Wenn ich mit jüngeren Leuten aus den bürgerlichen Kreisen spreche, finde ich bei ihnen gar kein Verständnis für meine Besorgnisse. Weise ich auf die verschiedenen sensationellen Prozesse, die vielbesprochenen „Fälle", auf alle die Ereignisse hin, die mir ernste Anzeichen eines Krankheitszustandes zu sein scheinen, so höre ich von ihnen, daß das alles „keine Not" hat. Sie geben zu, daß einzelne Ausschreitungen, die nicht zu billigen sind, stattfinden, aber sie wollen daraus keine allgemeinen für unsere heutigen staatlichen und gesellschaftlichen Zustände ungünstigen Schlüsse gezogen wissen.

Gewiß gibt es in unserem gesellschaftlichen und politischen Leben manche bedenkliche Erscheinung, die nicht für Deutschland allein eigentümlich ist. Jeder hohe Kulturzustand bringt die Gefahr der Überreife, Verweichlichung, Demoralisation mit sich. Aber die politische Entwicklung in Deutschland hat ihr Teil dazu beigetragen, daß bei uns die Anzeichen eines Kräfteverfalls und einer inneren Zersetzung schärfer hervortreten als anderswo.

Vor den großen Ereignissen der sechziger und siebziger Jahre herrschte mehr Ehrlichkeit, Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit in unserem politischen Leben. Das war auch ganz natürlich. Der nationale Gedanke war ein Erzeugnis des Volksgeistes, und diejenigen Volkskreise, welche Träger der nationalen Bestrebungen waren, haben schwer um Anerkennung der Berechtigung ihres Strebens kämpfen müssen. Sie befanden sich dabei durchweg im Gegensatz zu den Regierungen. Der Druck, der auf der nationalen Bewegung lag, wirkte läuternd und stärkend. Da war Bereitwilligkeit, Opfer für die eigene Überzeugung zu bringen, da kannte man nicht das „Umfallen", das Drehen nach dem von oben wehenden Wind in seinem heutigen schrecklichen Umfang. Besonders in meiner Heimat Schleswig-Holstein war von einer den Volksgeist infizierenden Macht des Gouvernementalismus nichts zu merken. Die wenigen Deutschen, die sich den Dänen anschlossen und ihren Lohn dafür erhielten, wurden als Überläufer verachtet. Und wir, so viele unser denn sich Selbständigkeit des Denkens bewahrt haben, sollten vergessen, was wir damals geglaubt haben, sollten

Grundsätze preisgeben, von deren Richtigkeit wir uns durch Erfahrung überzeugen konnten? Daß es Unrecht nicht nur, sondern auch Torheit sei, ein Volk durch Zwangsmittel bekehren, seiner Sprache und Nationalität berauben zu wollen, stand für die deutschen Schleswig-Holsteiner fast ohne Ausnahme und ohne Unterschied des Parteistandpunktes fest. Und nun sehe ich mit Schmerz daß viele meiner Landsleute, manche aus Überzeugung, andere, weil sie sich zu schwach fühlen, um Widerstand zu leisten, ein Unterdrückungssystem in Schutz nehmen, das verwerflicher ist als das von den Dänen ausgeübte. Die Bekehrung der Dänen zum Deutschtum wird mit Mitteln betrieben, die, wenn sie Erfolg haben, nur den äußeren Schein einer Bekehrung bewirken können. Dadurch werden gerade die besseren Elemente der dänischen Bevölkerung abgestoßen. In den Berichten „nationaler" Blätter über Nordschleswig ist von Erfolgen der Germanisierungsarbeit die Rede. Man rechnet dazu das Vordringen des Sozialismus in dänische Arbeiterkreise, eine Verschiebung der Nationalitätsverhältnisse durch deutsche Einwanderung und durch ein natürliches Vordringen des an Zahl den Dänen so weit überlegenen deutschen Volkstums. Dies sind nicht Wirkungen der Regierungspolitik; schon unter der Dänenherrschaft fand solches Vordringen des Deutschtums statt. Dennoch rühmt man daraufhin die Vortrefflichkeit der heute angewandten Germanisierungsmethode. Und diese Schönfärber verschweigen, daß in den für germanisierende Einflüsse am wenigsten zugänglichen Gegenden Nordschleswigs ein Erstarken des Dänentums nachweisbar ist.

Einer der hervorragendsten Führer der Deutschen, ein Geistlicher, hat im Lauf der Jahre mehrere wirtschaftliche Unternehmungen zum Zweck der Förderung der Germanisation gegründet. Er hat Konkurs gemacht; große Summen, von Freunden des Germanisationswerkes in ganz Deutschland hergegeben, sind durch seine Schuld verloren worden. Er selbst ist zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden, weil er Ungesetzlichkeiten begangen hat. Ein Beamter mußte wegen Amtsvergehen seine Stellung aufgeben. Wegen der schwersten ihm zur Last gelegten Vergehen hat er sich nicht verantworten können, da er mittlerweile starb. Diese Handlungen Deutscher, welche beweisen, daß das Unterdrückungssystem demoralisierend wirkt, werden möglichst vertuscht und beschönigt.

Im Osten treten die Mißerfolge des Germanisierungssystems deutlicher hervor als im Norden, weil das Polentum eine starke Ausbreitungskraft besitzt, die dem dänischen Volkstum fehlt. Es wird aber sogar von Anhängern unserer Polenpolitik zugestanden, daß es die tüchtigen Eigenschaften des in Preußen wohnenden polnischen Volksstammes sind, die seine Ausbreitung fördern. Das sind schlimme Aussichten für unser Volk. Denn wenn seine Eigenschaften ihm nicht den Sieg im nationalen Kampf verbürgen, so wird man durch Anwendung staatlicher Machtmittel nicht zum Ziel gelangen.

Das Deutschtum hat seit der staatlichen Einigung Deutschlands an Werbekraft verloren, und es ist wahrscheinlich gerade der Besitz der äußeren

Macht, der diese Schwäche im geistigen Kampf begründet. Der Ruf nach Staatshilfe, der Glaube an die Wunderheilkraft staatlicher Mittel im Wirtschaftsleben hat die Wirkung gehabt, die Selbstsucht zu wecken und die Fähigkeit zu wirtschaftlicher Selbsthilfe zu schwächen. In ähnlicher Weise schwächt auch das Vertrauen auf die Macht des Staates die eigene Kraft der herrschenden Nationalität. Je mehr die herrschende Nationalität durch äußere Mittel gestützt wird, destomehr tritt Strebertum an die Stelle wahrer Überzeugung und wird dadurch ihre moralische Kraft geschwächt.

Und nun last not least: in unserer Zeit, wo man beständig vom Frieden spricht, aber fast beständig Kriege befürchtet und sich mit Anspannung der ganzen Volkskraft darauf vorbereitet, ist die Frage, worauf die Stärke des Heeres beruht, eine brennende Frage. Wenn es wahr ist, was wir damals geglaubt haben, daß im Kriege geistige und moralische Faktoren entscheiden, daß die deutschen Siege, zum großen Teil wenigstens, dem verhältnismäßig hohen Kulturstande, den geistigen und moralischen Fähigkeiten der einzelnen, ihrer Überzeugung von der Gerechtigkeit der Sache, wofür sie kämpften, zuzuschreiben waren, so ist auch gewiß, daß alles das, worauf heute am meisten Wert gelegt und worin die Stärke des Heeres gesehen wird, die möglichste Vollkommenheit der Waffen (die uns freilich auch damals geholfen hat) und die Disziplin, der mechanische Drill, der blinde Gehorsam gegen höhere Befehle, zuletzt gegen den persönlichen Willen des Kaisers, nicht das ersetzen kann, was wir verloren haben, was uns jetzt fehlt. Der Wille des deutschen Volkes hat auf die auswärtige Politik Deutschlands so gut wie keinen Einfluß. Dem entspricht es, daß die Armee auf den Gehorsam gegen den Monarchen eingeschworen wird und die persönlichen Anschauungen des einzelnen als quantité négligeable gelten. Tausende in Deutschland haben sich den persönlichen Anschauungen des Kaisers über die Notwendigkeit des Erwerbens von Kolonien und der Schaffung einer gewaltigen Schlachtflotte angepaßt. Sie werden bereit sein, bei etwaigen schweren Mißerfolgen dieser Politik die Verantwortung für sie der Stelle zuzuschreiben, von wo ihre kräftigsten Impulse ausgegangen sind. Andere Tausende tragen grimmigen Haß gegen die Monarchie im Herzen. Wie denkt man sich, daß in diese Massen die Begeisterung hineinzubringen ist, die damals so viel zu den deutschen Siegen beigetragen hat?

Drüben in Rußland verflucht ein ernster Denker den Krieg. Er sucht die Volksmassen zum Widerstand gegen die Regierung und gegen die Chauvinisten, die vergebens Begeisterung zu wecken suchen, aufzustacheln. Und selbst wenn man auch nicht Tolstoi darin recht geben wollte, daß der Krieg unter allen Umständen vermieden werden kann und muß, so können doch die wärmsten Freunde Rußlands nicht mehr eine Politik in Schutz nehmen, die so schlecht geleitet ist, an so schweren Fehlern der Berechnung leidet wie die russische. Rußland hat durch seine Eroberungspolitik den Krieg provoziert, obgleich es auf den Krieg möglichst schlecht vorbereitet war und einen Krieg sehr zu befürchten hatte. Nun bestärkt das Kriegsunglück die

revolutionäre Strömung, und Rußland befindet sich in äußeren und inneren Nöten, aus denen kein Ausweg zu finden ist.

Der tiefste Übelstand Rußlands besteht in dem Fehlen der Volksbildung, der politischen Erziehung des Volkes, der Fähigkeit einer verständnisvollen politischen Tätigkeit, jener Faktoren des politischen Lebens, die in den Ländern mit einem vollkommen ausgebildeten Konstitutionalismus eine ruhige innere Entwickelung verbürgen. In Deutschland ist seit Jahren mit Erfolg dahin gearbeitet worden, unser politisches Leben auf eine tiefere Stufe herabzudrücken und uns der Bürgschaft für den inneren Frieden zu berauben, die in einem aufgeklärten, auf Achtung des Volkes und Berücksichtigung seiner Wünsche sich gründenden Regierungssystem liegt. Wie wird es uns in einem Kriege ergehen?

Ich fasse das Gesagte nochmals zusammen. In dem übergroßen Vertrauen auf die Macht Deutschlands, in dem nationalen, andere Völker verletzenden Hochmut liegt ebensowohl eine Gefahr für unser Vaterland wie in einem Regierungssystem, das der Krone eine große Machtfülle verleiht, das Volk aber zur Unselbständigkeit herabdrückt. Dieser politische Zustand ist die Folge einer geistigen Entwickelung, die das deutsche Volk seit der Einigung Deutschlands durchgemacht hat. Bei einem äußeren blendenden Schein von Macht ist doch Deutschland innerlich zerrissen, durch den Kampf zwischen tiefen Gegensätzen geschwächt.



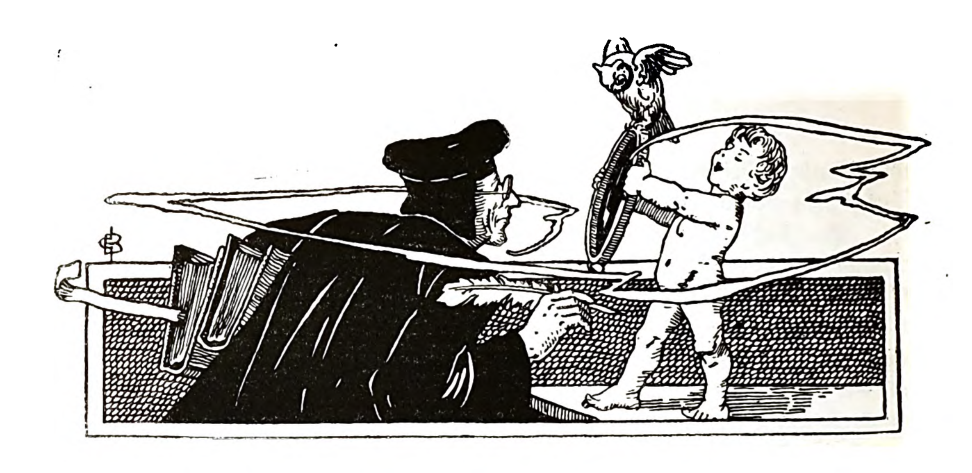
Beim Gewitter

Von

Franz Bardey

Wie sich die Wolken dort zu Heeren ballen,
Als wollten sie mit grimmen Ungewittern
Die Welt bewegen, daß die Meere wallen
Und Felsen, Bäume, Tier und Mensch erzittern!
Schon hör' ich auch die ersten Donner schallen
Wie Löwenbrüllen nach gesprengten Gittern.
Komm, Blitz, du schreckst mich nicht: Des Himmels Hallen,
Mein Vaterhaus, kannst du mir nicht zersplittern.





Vor der Sündflut

Erzählung von Rungholts Ende

von

Johannes Dose

(Fortsetzung)

Warm und weich und duftgeschwängert war die dämmernde Nacht. Unter den Kirchenlinden hüpften die jungen Dirnen mit hellem Gelächter. Ein Mönch strich an ihnen vorüber, und wie auf ein gegebenes Zeichen stimmten sie ein minnesüchtiges Maienlied an, als wollten die Neckischen den ehelosen Mann neid- und leidvoll machen.

Oben auf der Zinne des Rungholter Turms saß ein Käuzchen und schrie. Der Franziskaner sah empor, denn der Aberglaube nannte den tagblinden Nachtvogel einen Todkünder, und betrat die Fronerei. Ein Schinderknecht lag faul auf der Türbank, sah nur die braune Kutte und gab nicht acht auf das Gesicht.

Die Barfüßermönche waren ungebundener und weitherziger als die Leutepriester in ihrem Tun und Lassen und besuchten nicht selten die Gefangenen des Bürgergehorsams.

Die Kutte aber verschwand in der Scharfrichterwohnung.

Oda saß am Bette und handhabte die Wolle, zog den Faden dünn aus und wickelte ihn durch schnelles Drehen auf die Spindel.

Ihr entglitt die Spindel und fiel zur Erde, als sie Paulinus, welcher sehr eilig die Kappe von dem ungeschorenen Haupte zurückstreifte, in der Mönchstracht erkannte. Bescheiden und wie beschämt trat sie in den Schatten der Stube. Der Vikar, der auf ihren Stuhl sich setzte, beugte sich über das Bett und begrüßte Henneke. Das war ein schwerkranker Mann, und die Fahle des Gesichts war die Farbe des Todes.

„Habt Ihr viele Schmerzen?"

Trotzdem der Atem ihm beengt war, antwortete Henneke: „Meine Leiden sind gering und wenig und winzig zu achten gegen die tausend

größeren Schmerzen, die vom Menschensohne und der Menschheit erlitten worden sind."

„Habt Ihr eine Not der Seele, die ein Priester lindern kann?"

„Ja, ich habe große Not um meiner Sünden willen ... aber Ihr werdet in einem kurzen Wort den Trost mir sagen."

Paulinus sann und sagte: „Ich weiß eines, das alle Gnade und das ganze gewaltige Evangelium Gottes enthält: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen! Über jedem Sterbebette sollte das Wort stehen ... sie würden sich nicht fürchten noch grauen."

„Auch in jeder Mörderzelle und über jedem Galgen," sprach der Scharfrichter laut, „sie würden alle zu Gott kommen, wenn sie wüßten, daß es nur des Kommens bedarf und alle, alle angenommen werden."

„Mein lieber Henneke, Ihr habt keine Zweifel mehr?"

„Ich habe sehr viele gehabt," antwortete der Kranke, „und oft hin und her gegrübelt, wie Gott ist, wo der, welcher überall und an keinem Orte ist, wohnen mag ... warum er sein eignes Kind sterben lassen mußte ... das hätt' ich wissen mögen. Täglich sah ich den Tod, und es war mir schwer, an einem Missetäter das Amt zu vollziehen ... ja, manches Wie und Warum und Wohin hat mir große Unruhe gemacht."

„Mir auch! Aber Gott hält einen Schleier vor seinem Antlitz und zeigt uns nicht mehr von seinem Wesen, als er will und wir vertragen können. Zu viele Dinge gibt's, von denen wir sagen müssen: Ignoramus, ignorabimus! Wir wissen's nicht und werden es auf Erden nicht wissen." Paulinus seufzte, wie alle ernsten Wahrheitssucher, die mit dem Kopfe wider die engen Schranken ihrer Erkenntnis anrennen.

Der Scharfrichter setzte sich aufrecht im Bette, wie einer, der am Morgen der Genesung eine neue Kraft verspürt. „Nein, wir werden's nicht wissen ... und ich will gar nicht mehr das Wesen Gottes noch das Wie der Erlösung wissen, noch auch das tiefste Rätsel des Todes ergründen. Ich habe mir schlecht und recht meine Theologie zurecht kalkuliert. Gott ist die Sonne der Welt. Kein Auge blickt hinein, aber wir sonnen uns in seinen Strahlen, welche sind Trost und Milde, Geduld und Güte, Langmut und Erbarmen. Und gleichwie alle Strahlen eine Sonne sind, ist Gott die Liebe. Das glaub' und weiß ich, und alles Grübelns Ende ist der Glaube."

„Tamen, tamen!" murmelte der Vikar.

„Nein, Amen, Amen", rief der Kranke.

„Dennoch!" wiederholte Paulinus beklommen. „Von Kind an habe ich oft unter dem sternbesäten Nachthimmel gestanden und hätte gern einmal geschaut, wie es auf den unzähligen und unendlichen Gestirnen aussieht. Wir sehen den milden tröstenden Schein der ewigen Sterne, aber unser Geist kann sich in jene Fernen nicht hinaufschwingen und muß schweigen. Nicht Aristoteles, der alles wußte, nicht Albertus der Große haben das Unendliche erfaßt, auch kein Papst noch Philosophus der kommenden

Jahrtausende wird Gottes Wesen ohne Schleier sehen ... das Ewige macht hoch das Herz, doch engt es mir auch oft der Seele Atem."

„Mir nicht!" sagte Henneke. „Ich nehme das Unergründliche auf Treu' und Glauben, und Gott wird alles mir kund und klar machen zu seiner Zeit, wenn ich es fassen und verstehen kann."

Da wurde dem jungen Priester, als habe er von dem armen und unehrlichen Henker die höchste und tiefste Weisheit gelernt, nämlich das unbedingte Vertrauen, die ruhige Gewißheit, daß Gott keinen hinausstößt, und das furchtlos stille Sterben.

Der Kranke, vom Sprechen ermattet, legte sich zurück, und seine Brust wogte. Oda, jeden Laut unterdrückend, weinte leise Tränen.

Mühsam rang der Vater nach Worten. „Hö—hö! Der Husten ... und das Ersticken ... das sind meine kleinen Plagen. Ich muß wohl in meiner letzten Trübsal als ein Armesünder von Gottes Staupbesen noch rein und sauber gefegt werden von meiner Unart. Denn ich hatte einen Hochmut und entsetzte mich oft vor dem unehrlichen Grabe. Aber jetzo ist diese törichte Furcht überwunden, und sie mögen mich an meinem Ort verscharren ... ich werde dennoch mit den Dom- und Ratsherrn auferstehen in der Urständ."

Paulinus ergriff die Hand des Henkers, die unehrlich machte. „Henneke, Ihr seid in Eurem Glauben und Eurer Gewißheit ein reicher Mann."

Jener lächelte schwach. „Ja, ich bin nicht arm ... in andrem Sinne ... und wer da hat, soll geben dem, der nicht hat." Unter dem Kopfpfühl zog er einen schweren Beutel hervor. „Die Rungholter haben eine scharfe Justiz, und das Nachrichteramt der Stadt ist einträglich. Im Dünendorfe ist teure und böse Zeit ... nehmt diese Pfennige und verteilt sie unter die Armen!"

Zu Tränen gerührt, segnete der Vikar den Schreckensmann der Stadt und küßte ihn auf die Stirn. Auch die Tochter segnete er, mit drei sittig schüchternen Fingern ihr Haar berührend.

Unten im Dunkel der Gasse löste Paulinus den Riemen und guckte wie ein neugieriges Kind in das Ledersäcklein hinein. Eia, lauter Silberstücke blitzten ihm entgegen; in seinem ganzen Leben hatte er noch niemals so viel Geld auf einem Haufen gesehen.

Schwer genug schleppte er an dem Beutel, aber leicht und froh auffliegend bis zu den Sternen droben war sein Herz. Endlich einmal durfte er seine Lust haben und aus dem vollen greifen, um den Armen und Notleidenden zu spenden. —

Am Rogatemorgen schmetterten die Lerchen in den höchsten Lüften ihr Trala, und über die niedrigen Wiesen sangen die Kiebitze ihr schreiendes Kiwit. Auch die vielen Mäuslein pfiffen ihrem zahlreichen Nachwuchs ein Lenzlied vor, und alles schien vergnügsam und lustig am sonnigen Maiensonntag.

Der Prediger, welcher auf der Kanzel der Fedder-Heikens-Kapelle stand, war hoch und froh gemutet. Unter ihm aber saßen lauter verkümmerte und

versorgte und auch etliche von der Verzweiflung verbissene Gesichter. Sah er denn nicht die Not der Dünengemeinde?

Paulinus predigte nicht über das von seinem Präpositus vorgeschlagene Wort: Es ist ein köstlich Ding, wer gottselig ist und lässet sich genügen!, sondern er nahm den Text: Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden!

„Dieses Wort ist ohne Bedingung. Bittet, so werdet ihr erhalten. Gott ist wahrhaftig und kann nicht lügen. Was er verheißen hat, wird und muß er tun. Ein Mensch mag sein Wort brechen, aber der ewig Treue kann sich, seinem Wesen und Wort nicht untreu werden. Suchet, sage ich euch, so werdet ihr finden."

In immer neuen Wendungen und Wiederholungen legte er ihnen diesen bergeversetzenden Glauben ans Herz und predigte das bedingungslose Gebet.

Der göttliche Schelm konnte auf Rogate gut reden und zum Glauben ermutigen, denn er hatte die Gebetserhörung in Gestalt eines schweren Beutels im Sakristeischranke bereitstehen.

Die armen Dünenleute, die kein Ende der Teurung und keinen Schimmer der Hoffnung sahen, glaubten seinen mächtigen Worten und gingen heim zu ihren Hütten. Als sie ihre elende Speise gekocht hatten, setzten sie sich um den Tisch, sprachen ein Dankgebet und aßen den ungeschmalzten Suddenkohl mit trockenem Kaffbrot.

Da ging um die Mittagsstunde einer, wie ein Engel des Herrn, durch die Häuser und trug ein Ledersäcklein, aus dem er Silberpfennige, denen man nicht ansah, daß sie durch unehrliche Hände erworben waren, entnahm und in zitternde Finger legte.

Jener unbeschreibliche Schrei der jähen Freude stieg um die zwölfte Stunde hier und dort in den Dünen empor.

Paulinus betrat Maikes Hütte. Die Hilflose war gestern von den Nachbarn gefunden und von denen, die selbst nichts hatten, mit dem Notdürftigsten versorgt worden. Das Mannweib zog am Munde und mußte weinen.

Als es von dem geschehenen Wunder erzählte, wollte der Vikar, der heute den unbedingten Glauben gepredigt hatte, zuerst ungläubig lächeln und geriet dann, von der Wahrheit überzeugt, in ein unbeschreibliches Erstaunen. Den klugen Kater, der zu den Füßen der Herrin selbstgefällig schnurrte, liebkosend, sah er wie in die Zukunft und sagte: „Maike, Euch hat der Herr wunderbar erhalten und für eins seiner Werke aufgespart."

Sie schüttelte den großen, so grob und unschön geschnittenen Kopf. „Paulinus, was fabelst du! Wozu sollte Maike taugen als zum Halmdrehen? Wobei ich Taps noch dazu die Füße mir verstauche!"

Der Vikar ging weiter und verteilte seine Gaben.

Ewig haben die Menschen gefragt: Was ist das größte Glück?

Er wußte es. Glück ist, zu geben und zu sehen, wie betrübte Gesichter in fröhliche sich verwandeln.

Wo er den Rücken kehrte, gingen die Blicke nach oben, und in ihnen allen war ein Tränenlächeln.

Aber jedes Lächeln eines Traurigen, der erquickt worden, wird flugs ein Engel, der hinauffährt und vor Gott Vater zeuget.

Als der Beutel schlaff und leer war, schlug Paulinus den Heimweg ein, und in seiner Seele schmetterte ein Lobe den Herrn. Dieser Rogate war einer von den wenigen Weihnachtstagen seines Lebens.

Da, wo der Dünensand aufhörte, begegnete er einem Manne, der einen Knaben an der Hand führte, hob aufmerksam die Augen und schoß auf die beiden los. Sein Gruß war ein Freudenruf. „Heute ist ein Tag, an dem wahrhaftig Wunder sich ereignen. Weber Nomme und Meinert, mein kleiner Scholastikus!“

„Ein wenig leiser, Herr Vikar, denn wir sind stille Leute!“ sagte Nomme, der nicht mehr so beweglich schien, aber das schmale Webergesicht behalten hatte. „Meinert hat der Scholasterei Valet gesagt, und ich bin kein Weber mehr, sondern ein Kaufmann . . .“

„Ein Kaufmann?“ Paulinus verhehlte nicht seine Enttäuschung. „Das Weben ist ein sauberes Gewerbe . . . wisset Ihr nicht, mein Lieber, daß, wie ein Nagel in der Wand, die Sünde zwischen Käufer und Verkäufer steckt?“

Die Antwort war: „Ich führe eine gute Ware, die ich umsonst verschenke.“

„So hat nicht das Heimweh Euch nach Hause getrieben?“

„Das Heimweh und des Herrn Befehl, der mich nach diesem Strande gesandt hat.“

Paulinus fing an zu verstehen. „Ihr haltet Abendsprach' im Dünendorfe?“

„Ich werde, so Gott will, sie halten und wohne in einem verborgenen Winkel der Rungholter Schneidergrube.“

„Und du, Meinertus?“ fragte der Vikar.

„Ich heiße Meinert,“ sagte der Knabe, „und werde mit einem Hollandfahrer zur See gehen.“

„Ach, ich vermeinte, du solltest ein rechter Gelehrter und Geweihter werden.“

„Es sind auch andre von Gott gesandt und geweiht, die kein Priesteröl gesalbt hat,“ sprach der Weber heftig dazwischen.

„Nomme, war es Euch so leicht, der Vaterhoffnung, die Ihr auf diesen Sohn setzet, zu entsagen?“

„Die Hoffnung war mein Hochmut und ein kitzelnder Stachel, den ich aus meinem Herzen riß. Waren die Apostel nicht nur Fischer und Paulus ein Zelttuchmacher? Auch als armer Schifferknecht kann mein Sohn Gott dienen und die Wahrheit verkünden.“

„Was ist das für eine Wahrheit?“ fragte Paulinus.

„Kommt heute abend nach Maikes Hütte, so werdet Ihr sie hören, und die Wahrheit wird Euch frei und froh machen.“

Der Vikar strich seinem einstigen Lieblingsschüler, aus dem kein Gelehrter wurde, das Haar und segnete ihn: „Bei Tag und Nacht, auf Deck und in den Wanten, in Stille und Sturm behüte dich der Herr auf großen Wassern!"

Meinert feierte mit Mauns, dem Kater, und den Leuten im Dünendorfe ein kurzes Wiedersehen, das ein neuer und langer Abschied war, ging zum Rungholter Hafen, nahm Handgeld und Heuer und fuhr hinaus auf die freie Almende des Meeres. — — —

In ihrem Bett saß Maike in behaglicher Bequeme. Auf dem Ehrenplatz zu ihren Füßen lag die Katze und strich sich mit der Pfote stolz den Schnurrbart, denn ihr war in diesen Tagen viel Lob und Liebe von Menschen widerfahren.

Zahlreiche Fischer und noch mehr Frauen hatten sich zur Abendsprach eingefunden, und neben dem Priester Paulinus saß ein Mann, der in Maikes Hütte ein Fremdling war. Jap, der Schiffer, welcher ganz nüchtern war, hatte beim Kommen sich bekreuzigt, als wenn er in die Domkirche zum Hochamt einträte, still sich hingehockt und die Hände gefaltet. Mit einer kläglichen Miene, als wenn er an einem gewaltigen Katzenjammer des Leibes oder an völliger Zerknirschung der Seele leide, starrte er in die Luft.

Die redlichen Dünenleute freuten sich des unvermuteten Gastes und glaubten, daß er in Reue von seinem trunkfälligen Wesen umkehren wolle. Jap hörte jedenfalls aufmerksam zu und hatte die plierenden Augen unverwandt auf Nomme, der unter dem qualmenden Kienspan stand, gerichtet.

Das schmächtige Webergesicht hatte einen neuen Glanz, und die Augen waren andre geworden. In ihnen brannte ein Feuer, nicht düster und unheimlich, wie des Fanatismus falsche Begeisterung, die ein fressender Grimm ist, sondern wie das helle Geleucht des Friedens, das an der Glut der Gottesliebe entzündet worden ist.

Was Nomme sagte, war keine Predigt, sondern ein Gespräch mit den Leuten, denen er gern das Wort zu Frage und Einwand ließ.

„Ich habe in Holland und am Rheine einen Schatz gefunden, der die wunderbare Eigenschaft und Kraft hat, daß er nicht abnimmt noch vermindert wird, sondern denselben Wert und Reichtum behält, ob ich ihn auch unter euch und alle Menschen verteile."

„So gib uns von deinem großen Gut, Nomme, denn wir sind sehr arm geworden und haben großen Hunger," rief der schlichte Tedje.

„Mein Schatz stillet allen Hunger und löschet allen Durst der Seele und heißt die Wahrheit. Um sie lieb zu gewinnen, muß man die Nichtwahrheit hassen. Was ist die Sünde, die Haupt- und Grundsünde vom Anbeginn bis zum Ende der Welt? Die Sünde schlechthin ist die Lüge."

„Ja, die Lüge!" murmelte Paulinus wie ein Echo.

„Das ist die entsetzliche Lüge, daß Gott ein bös zorniger und furchtbarer Gott sei, der wie ein Moloch die Menschen verschlinge, wofern sie ihn nicht durch den Bettelspruch ihrer Gebete oder durch die schlechten Opfer-

pfennige ihrer armseligen Werke versöhnen. Hat nicht der Pfaffen Lug und Trug eine hohe Mauer zwischen die Menschenkinder und ihren Gottvater gebaut und den Schlüssel im Kuttensack vergraben? Stehen nicht vor allen Türen, die zum Himmel führen, der Papst und seine Schlüsselträger, spreizen sich und sagen: Mein Freund, du kannst nimmer hineinkommen, ohne daß wir das Tor dir aufschließen? Das ist die schauderhafte, satanische Lüge, daß sie den Schmachtenden den Born der Wahrheit wissentlich versperrten und verstopften und den reinen, hellen, lauteren Quell mit dem Schmutz ihrer Erdichtungen flach, faul und trübe machten. Wo ist die Wahrheit nicht? Nicht in den prunkenden Domen, wo sie die toten Messen plärren, nicht hinter Klostermauern und Kreuzgängen, wo sie die toten Werke tun, nicht in den zahllosen Anstalten zur Heiligung, die kaum einen geheiligt haben ..."

„Hol mal den Atem, Nomme!" Vom Alkoven her klang eine rauhe Stimme. „Nicht in den großen Tempeln und hohen Kirchen, aber doch in der Fedder-Heikens-Kapelle wird die Wahrheit sein, wenn unser Vikar darin predigt ... das lassen wir uns nicht nehmen."

Der Weber nickte ihr zu und fuhr fort: „Ja, sie, die Weisheit, die im Anfange war, hat sich in den Winkeln versteckt, aber sie lebt und webt und wirkt im verborgenen. Aus dem Munde des Gottessohnes strömte die göttliche Wahrheit wie ein kristallener Lauterbach aus dem Berge der Seligkeiten. Je näher ein Quell seinem Born, desto klarer ist sein Wasser. Aber wie ein Strom, je weiter er von seinem Ausgange geflossen ist, um so trüber und schlammiger wird, also ist es auch der apostolischen Wahrheit ergangen ... sie ist von der Menschen Torheit und Lüge verseicht, verschlammt, verseucht und verderbt worden. Daher verachten und verwerfen wir alle Menschensatzungen, die Vigilien und das Weihwasser und die Fasten und ganz und gar das Fegfeuer. ..."

Paulinus saß in halb aufrechter Stellung und rief: „Wenn du es weißt, so sage uns, was und wo die Wahrheit ist!"

Jap duckte den Kopf und ließ von unten die lauernden Augen nach allen Seiten laufen.

Der Weber, der statt des wieselhaft erregbaren Wesens eine feste, klare Ruhe zeigte, erzählte wie ein Wundermärchen den lauschenden Zuhörern: „Es war einmal ein Mann, welcher Peter hieß und vor mehr als hundert Jahren in Südgallien lebte. Dieser Petrus ist der zweite Fels, auf den Gott seine Kirche neu gegründet hat. Er war ein Kaufmann, reicher als der Ratsherr von Rungholt, aber sein Herz hing nicht an den Schätzen der Erde. Das elende Handelsgetriebe, das immer mit dem Ärmel die Lüge streift, war seinem keuschen, zarten Sinn zuwider und wurde eine schwere Kette, die den Aufflug seiner Seele hemmte. Als er den besten seiner Freunde plötzlich tot zur Erde stürzen sah, ward er erschüttert und entsagte der Welt. Petrus ließ für großes Geld die Evangelien, welche der lautere, mit lateinischen Siegeln verschlossene Born der Wahrheit sind,

in des Volkes Sprache übersetzen und zog als ein neuer Apostel durch das Land, den köstlichen Schatz umsonst verkaufend. Trotz tödlicher Bedräuung, trotz des Papstes Bann verkündete er seine neue und doch uralte Lehre. Und dieser Mann, welcher Gold und Silber die Fülle hatte, ward ein Armer und verteilte all sein Gut unter die Armen. Seine Schüler aber, von denen ich der geringste bin, die armen Leute von Lyon, sind ausgegangen in alle Welt. . . ."

Paulinus stand in voller Höhe aufrecht und sprach verzückt: „Dieser Petrus, der seine Habe den Armen gab, war gewißlich von Gott gesandt."

Nach dem Zeugnis ging eine Bewegung durch die Reihen der Zuhörer, und über Nomme kam der Geist.

„O die grausige, todbringende Irrung der Menschen und Lüge der Pfaffen, daß wir unsre Sünden tilgen und Gott gnädig machen sollen! Diese Lehre ist nichts als ein zerstampfender Fußtritt des Ewigen, unter dem ich mich wie ein getretener Molch gewunden und gekrümmt habe. Wahrlich, ich sage euch: Gott ist und war und bleibt die Barmherzigkeit und die Liebe! Das ist die eine, alleinige und ewige Wahrheit, und es gehören nur die zwei Hände, Demut und Mut, dazu, um sie zu ergreifen und zu erringen.

„Wer Ohren hat zu hören, der fasse es! Wenn ich schwach bin, bin ich stark, wenn ich in Armut liege, bin ich reich. Nichts haben wir, nicht Frommheit noch gute Werke, und darin haben wir alles, nämlich eine feste Burg des Herzens, Gewißheit der Gnade und großen Frieden. Aber das erheischet auch einen hohen und heldenhaften Mut. Wähnet nicht, daß der Glaube ein schlechtes Meinen, ein kleines und leichtes Ding sei! Nein, solches zu glauben, ist eine große und tapfere Tat, von wenigen ausgerichtet, die nicht vor Blutbann und Scheiter erschrecken."

Auf alle, die in Maikes Hütte versammelt waren, fiel der Pfingstgeist.

Paulinus streckte die Hände aus. „Heute haben wir Gott gesehen, wie er wahrhaftig ist — eitel Güte und Geduld, Licht und Liebe! Was ich aus unehrlichem Munde vernahm, hat dieser bezeugt und bestätigt und mein Herz fest gemacht. Wer zu Gott kommt, den wird er nicht hinausstoßen."

Die armen Wattenfischer, Strandläufer und Taglöhner kamen zum Gott der Gnade, und die kaum Brot zu essen hatten, waren reicher als die Reichen von Rungholt geworden.

Der Vikar fragte: „Ist mir nicht, als hätte ich eine neue Taufe empfangen? Wie nennt ihr euch, die ihr die Wahrheit habt?"

„Wir werden die Leute von Lyon oder nach jenem Petrus Waldus, dem Anfänger unsrer Verkündigung, auch die Waldenser genannt. Aber um des Namens willen werden wir verfolgt und sind allzeit wie die Sterbenden . . ."

Der junge Priester brach in die überschwenglichen Worte aus: „Welcher Leib wird sich nicht willig dafür töten lassen, wenn seine Seele diese Wahrheit und diesen Frieden hat!"

Nommes Sprache wurde leise. „Wir haben einen Schatz des Himmels anvertraut erhalten und den Auftrag, nicht den Tod und das Martyrium zu suchen, sondern ins Verborgene zu gehen und im stillen zu wirken. Darum heißen wir uns mit unserm Geheimnamen die Winkler. Was aber jetzt im Winkel geraunt wird, das wird dereinst von allen Dächern gepredigt werden."

In der Inbrunst seines Herzens ging Paulinus hin und gab dem Weber und Maike und allen im Hause, auch dem Schiffer Jap, den Bruderkuß.

Jedoch der Mund des einen war verkniffen und kalt wie Judas, des Verräters.

Nomme bat zum Schlusse, daß jeder, der einen besonderen Kummer habe oder besseres Verständnis suche, zu ihm herantreten möge.

Die Fischer sind ein wißbegieriges Völklein. Sie und ihre Frauen stellten viele kluge und einfältige Fragen, je nach den Umständen und der Gabe, die dem einzelnen geworden. Der Winkler aber wußte stets die Antwort, und alle gingen getröstet von dannen.

Als letzterer näherte sich Jap mit unsichrem Blick, reinigte durch Räuspern die Kehle und verhörte sich mit einem höflichen Verlaub, ob jener Kaufmann, der sein Geld unter die Armen verteile, noch lebe und in welcher Stadt.

Als ihm die Auskunft wurde, daß derselbe vor mehr als hundert Jahren gestorben sei, nickte er verdrießlich und ging enttäuscht nach Rungholt.

Der Türmer des Domes schlug zwölf Schläge, und die Menschen schliefen.

Von der Mitternachtsstunde an war Paulinus ein neuer Mensch, ein starker und mutiger Mann Gottes, der nicht mehr einzelne Strahlen, sondern die Sonne der Wahrheit sah.

Als er in der Frühe vom Domherrn zur Morgensprach gerufen wurde, lag noch ein Glanz der Verklärung auf seinem Gesicht.

Der kleine Theodorus begrüßte ihn mit der barschen Frage: „Seid Ihr zur Nacht im Hause einer Person gewesen, die Mieke oder Maike heißt?"

„Ja!" Die zwei Buchstaben enthielten das freudige Bekenntnis eines Bekenners, der seine Überzeugung vertritt.

Ins Schiefe und Mürrische verzog sich des Domherrn breiter Mund. „Mir ist hinterbracht worden, daß Ihr an fünfzig Mark, das Doppelte Eures Jahrlohns, im Dünendorfe verteilt habt . . . woher habt Ihr das viele Geld?"

„Das darf ich nicht sagen."

Theodorus reckte sich kerzengerade und reichte bis an die Schultern des Vikars. „Ihr sollt mir Rechenschaft ablegen, ob es auf redliche Weise erworben!"

Paulinus antwortete ruhig, als wäre er des Bischofs Offizial: „Ich will und muß die Auskunft verweigern, dieweil der Wohltäter nicht genannt sein will und Gott einen geheimen Geber lieb hat."

Theodorus Albus kehrte den Rücken und nagte die Lippe, von dem einfältigen Schriftwort auch heute aus dem Felde geschlagen.

Paulinus Herz war fest in Demut und groß an Mut, wie eines Helden, der zum Kampfe und, wenn es sein muß, zum Sterben bereit ist.

Aber die geistlichen und weltlichen Herren von Rungholt hatten fortan ein arges und waches Auge auf ihn gerichtet und sandten Späher, seine Schritte und Worte zu belauern.

Zwölfter Abschnitt.

Der schwarze Tod und das große Tedeum

Die Rungholter, die eine scharfe Jurisdiktion hatten und in ihrem blanken Gesetzesspiegel an andern jede Sünde und Schandtat, jedwede Tugendtrübung und auch das kleinste Splitterlein sofort erkannten, hatten in dem letzten Sommer des 13. Jahrhunderts keine Zeit noch Muße gefunden, um strenges Gericht zu halten, und manche Übertretung ungeahndet gelassen. Auch den jungen unbotmäßigen Vikar, den sie mit des Dohnenfängers Augen verfolgten und verstricken wollten, ließen sie vorderhand ungeschoren.

Was zähmte ihren Zorn und verzögerte ihre Gerichte? Im hellen und heißen, von stetem Sonnenschein durchleuchteten Hochsommer erging über den ganzen Nord- und Südstrand ein furchtbares Gottesgericht, und der Staupbesen des Höchsten, welcher eine vierfach gebundene Rute war, schlug immer heftiger drein.

Vom Dreifaltigkeitssonntage bis zum 13. post Trinitatis fiel in dem Meer- und Regenlande kein Tropfen. Grell glühte das Taglicht und sandte seine Feuerstrahlen wie Brandpfeile herab, welche die Fluren verbrannten. An der Kimmung, die gleich einem dampfenden Riesenkessel in Dünsten wallte, erschien kein Wölkchen, und mitten im Sommer war kein Reifen, sondern Herbstwelken.

Weite Kornäcker schienen vom Kahlhiebe eines Hagelschlages gefällt zu sein, und die spärlichen Halme lagen gelb und geknickt auf der steinharten, in Rissen aufgeplatzten Erde, und angefressen und abgenagt waren die kümmerlichen Ähren. Hin und her huschten die Mäuse und hatten Eile, das Wenige, das gewachsen war, in ihre Scheuern einzusammeln.

Auf den versengten Weidegründen gingen die hageren Rosse und die hungernden Rinder und leckten den nackten Boden, standen an den seichten Gräben und schlürften das schlammige Wasser, um die leeren Eingeweide zu füllen. Oft hoben sie die Köpfe und brüllten dumpf zum Himmel empor. Das war das Seufzen der Kreatur, welches ungehört verhallte.

Mit der vernunftlosen Schöpfung seufzten die Menschen, die bänglich der bösen Winterzeit entgegensahen. Schon jetzt war allerwegen Teurung, und die Marschbauern schlachteten ihr abgemagertes Vieh, schlachteten auf



Haut und Knochen, welches sonst bei ihnen als ein Armutszeichen und darum als eine Schande galt.

Die armen Leute im Dünendorfe aber ließ der Herrgott nicht verschmachten. Ein Fischreichtum war in den Gewässern, als seien alle Rochen, Schollen und Schellfische ins Wattenmeer gewandert. Freilich Roggen- oder Kaffbrot kam tagelang nicht auf Tedjes Tisch, aber nahrhaftes Fastenfleisch in Fülle und Sonntags zuweilen geschmorte Streuaustern, die sich von ihrer Bank verirrt hatten und in der Pfanne des armen Mannes das Ende ihrer Irrfahrt fanden.

Viel Geseufz und Furcht der kommenden Tage war auf dem ganzen Strande. Der Ratsherr und die Kornkaufleute und die Kirchherren, die einen vollen Dezemspeicher hatten, stimmten mitleidig mit ein in die allgemeine Klage und lamentierten laut. Aber wenn sie allein in ihren Schreib- und Studierstuben saßen, war kein leidvoller Zug um ihre Lippen, und sie hatten glatte, satt zufriedene Gesichter.

Heikens und der Domherr hielten eine Beratung und wurden um der Teurung willen von einem großen Erbarmen ergriffen und redeten hin und her und rieben sich die Hände. Mit einem kräftigen Handschlag beschlossen sie endlich, ihre Speicher zu öffnen und die Tonne Roggen um sechs Mark zu verkaufen.

Einige, welche kamen und kauften und den schmalen Sack zuschnürten, murrten, daß die Preise fünfmal so hoch als im Vorjahre seien, und gebrauchten auf der Staße das Scheltwort „Kornwucherer“.

Aber jene beiden waren der Meinung, daß sie die Wohltäter der kornarmen Stadt seien.

Längst war Erntezeit und überall keine Ernte. Nur die Mäuse hatten reichlich eingeheimst und sahen sorgenlos dem Winter entgegen.

Von der Not gelehrig und klug gemacht, gingen die Bauern mit der Schaufel auf ihr Feld hinaus und ernteten nicht auf, sondern unter der Erde. Sie gruben nämlich die Gänge und Schächte, welche die Vorratskammern der Nagetiere waren, aus, und es hat mancher auf diese Weise von seinem Acker an fünfzehn Scheffel Bohnen gewonnen.

Die Kleinkrämer und Zunftmeister der Stadt aber durften nicht einmal den Mäusen die Beute abjagen und mußten um Wucherpreis Mehl kaufen. Eine herzbeklemmende und schreckbare Ahnung befiel die Menschen. In alle Kirchen liefen sie und lagen vor den Altären, sagten stundenlange Gebete her und taten heilige Gelübde.

Graugekleidete Männer gingen in der Dämmerung durch die Gassen und Gruben und in die engen Häuser hinein und grüßten: „Gelobt sei Jesus Christus! Merket ihr nicht, daß das Ende der Welt, die in dreizehn Jahrhunderten greisenalt geworden, vorhanden ist?“

„Ja, die Teurung wird uns töten,“ klagten die Frauen.

„Um einer Handvoll Leute willen wird der Untergang aufgehalten ... wollt ihr dazu gehören und gerettet werden?“

„Habt ihr denn billiges Brot?“ fragten jene vorsichtig.

„Ja, wir haben das Brot des Lebens ... wer davon isset, wird nimmermehr sterben.“

„Womit sollen wir es kaufen oder erarbeiten?“

„Ihr werdet es umsonst kaufen durch den Glauben an die Gnade Gottes und dann erarbeiten nach der Tagsatzung: Was du dir selber nicht getan haben willst, das sollst du keinem andern tun, und welches du von einem begehrst, mußt du ihm zuvor erweisen.“

Die Graugekleideten wurden bald auf die Bank genötigt, und das geistliche Gespräch begann.

Romme und die Winkler fanden offene Herzen und gewannen viele.

Gottes Saat geht in Dürre, Not und Teurung am besten auf.

Am dreizehnten post Trinitatis stand der Domherr auf der Kanzel und hielt eine packende Predigt, die zur gellenden Bußposaune wurde. Unter Tränenwasser setzte er die Kirche.

Da verdunkelte sich plötzlich das Gotteshaus, eine blauschwarze Wolke ballte sich über der Stadt. Das knatternde Gewitter brach los und feurige Blitze zuckten nieder. Bald goß es in Strömen und schlug gegen die bemalten Scheiben. Das Klatschen aber war den Kirchgängern wie Hohnlachen des Himmels, und sie schüttelten den Kopf: Zu spät, zu spät! Als die Hundstage zu Ende gingen und kein Halm mehr wuchs, fiel der mondelang erflehte Regen.

Der Herrgott aber sah nieder auf den Südstrand und nahm seine letzte und furchtbarste Rute zur Hand.

Aus dem Dorfe Ackenbüll, das eine Stunde von Rungholt lag, waren Taglöhner, die keinen Verdienst fanden, nach dem festen Wall gegangen und hatten in dem Dorfe St. Annen Erntearbeit bekommen. Auf dem Festlande waren strichweise Gewitterregen niedergegangen und starkes Korn gewachsen.

Zusammen mit andern Leuten aus Holstein schnitten die Taglöhner das Bohnenfeld, setzten um Mittag sich hin und verzehrten, nachdem sie den mitgenommenen Breigrapen aus der Heukiste genommen, mit Hunger das Grützgericht, das sich gar gekocht und heiß gehalten hatte.

Plötzlich entfiel einem umstreifenden Gardebruder, der gestern sich verdungen hatte, der Breilöffel. Er warf sich schreiend auf den Rücken und wälzte sich vor Schmerzen.

Alle schleuderten den Löffel mit dem letzten Bissen von sich und glaubten erschrocken, daß die Grütze durch einen Zufall vergiftet worden sei. Sie huben den schwerkranken Menschen empor und trugen ihn nach der Hofscheune. Unterwegs fing er an zu rasen. Gläsern glotzten die Augen in dem blau angelaufenen Gesicht, und Schaum gischtete aus seinem Munde.

Der Kapuziner, der aus dem St. Annenkloster geholt wurde, fand auf dem Strohlager einen Toten. Mit den Händen Nase und Mund zuhaltend, sprang der Mönch aus der Scheune, verlor den einen Schuh und

ließ ihn fahren und schrie über den Hof: „Die pe—sti—len—ti—a, die Pest ist ausgebrochen!“

Jene Ackenbüller nahmen flugs ihr Bündel und liefen sechs Meilen in einem Lauf, kamen blaß und verstört nach ihrem Dorfe und schwiegen vor den Leuten und sagten in der Nacht ihren Frauen, daß sie den schwarzen Tod von Angesicht gesehen hätten.

Am Morgen hatten beide ein Siedefieber im Blut, Schwindel im Kopfe und beißenden Krampf in allen Eingeweiden. Am Nachmittage bedeckte sich ihr Leib mit schwärzlichen Beulen. Am Abend, als die Aveglocke läutete, verschieden die kräftigen Männer nach einem gräßlichen Todeskampfe.

In Ackenbüll wütete die Seuche aller Seuchen, und wie Fliegengeschmeiß des Spätherbstes stürzten die Menschen.

Am 15. post Trinitatis hatte Theodorus Rufus das Hochamt gehalten. Als er in die Sakristei trat, stand der Ratmann Peters hinter der Tür und raunte ihm etwas ins Ohr. Aus dem nahen Dorfe war ein Greuengerücht durch die Luft geflogen. Das rote, gesunde Gesicht des Priesters wurde grau wie Lehm.

Auf Fledermausflügeln schwirrte der unheimliche Totenengel weiter. Die Leute in Rungholt rannten hin und her, und die meisten strebten dem Markte zu.

Theodorus Rufus aber eilte ins Domherrnhaus und schrie: „Vae nobis! Mors magna, mors maxima! Der schwarze Tod ist auf dem Strande! Herr Vetter, Herr Vetter, wie retten wir uns und die Stadt?“

Der weiße Theodorus hatte eine gelähmte Zunge.

Auf dem Markte wogte die Menge, als wäre ein Aufruhr ausgebrochen, und schrie zu den Fenstern des Tinghauses empor: „Hier stehet die Allgemeinheit des Volkes! Nun soll der Rat raten und helfen, daß wir nicht in der Mannseuche verderben. Ratsherr! Heraus, heraus! Und die Tore gesperrt!“

Heikens sandte den Läufer aus. Um der Not willen wurde der Sabbat gebrochen. Am Sonntage, was sie sonst um keinen Preis getan hätten, versammelten sich alle Ratsverwandten im Tingsaale.

Wie wortarm und geduckt hockten die hohen Herren um den Eichentisch!

„Hepp, hepp! Die Juden raus!“ erscholl von unten ein Volksgebrüll.

Ängstlich horchte der Priester Theodorus nach den Fenstern und begehrte das Wort. „Ihr weisen Konsules und ehrsamen Ratmänner! Das laut rufende Volk befürchtet, daß die Juden, deren dreihundert in dieser Christenstadt sind, uns die Brunnen vergiften werden. Sind nicht die Moabiter gebannt und Jehova geopfert worden? Ich glaube, daß der Höchste an einem Sühnopfer kein Mißfallen hat, und halte dafür, daß wir dieses halsstarrige Geschlecht, das unsern Heiland gekreuzigt hat, der Volksjustiz überlassen.“

Schnell hüpfte der kleine Theodorus von seinem Sitze und streckte wagerecht die Hand aus – durch welche Bewegung er sogleich den Redner

auf den Stuhl niederdrückte. „Mit nichten und noch einmal mit nichten! Der Herr hat nicht Wohlgefallen an Pöbelaufruhr, Gassenmord und Blutvergießen, sondern an einem ordentlichen und ehrbaren Wesen. Ich weiß, daß die Juden in Übermut sich spreizen und allen ein Ärgernis geworden sind. Daher mache und stelle ich zur Abstimmung die Proposition: Wir müssen die Kinder Israel verziehen lassen, aber ihnen zwei Tage, wohlgemerkt zweimal vierundzwanzig Stunden, Frist geben, ihr Haus und Grund und Eigen zu verkaufen, so daß sie ungekränkt und ungeschädigt Rungholt verlassen."

Der Vorschlag wurde von allen als ein kluger erkannt und zum Beschluß erhoben.

Fedder Heikens räusperte sich zu seiner Rede. „Die mors magna ist im Lande ... dicht vor den Toren unserer Stadt steht der Feind aller Feinde, der schwarze Tod. Jedweder hat die göttliche Verpflichtung, sein eignes Leben zu erhalten. Darum müssen wir wider die grimmige Pestilenz, die des Kindleins an der Mutterbrust nicht verschont, die ganze Bürgerwehr entbieten und alle Wälle und Türme besetzen. Kein Mensch noch Tier noch Mäuslein darf in die Stadt hinein. Es gilt das Leben des uns anvertrauten Volks! Wohlan, die Türme besetzt und die Tore gesperrt, damit der Würgengel uns nicht überkomme!"

Auch diese Eilsache wurde beschlossen und sogleich ausgeführt.

Alle Tore waren geschlossen, und auf den Wällen gingen die Wachen bei Tag und Nacht. Damit in der Dunkelheit nichts Lebendes hindurchschlüpfte, entzündeten sie in kurzen Abständen Leuchtfeuer und gossen Essig in die Flammen, um auch durch die Luft eine Dunstmauer wider die Pestilenz zu ziehen.

Wer dennoch die Torsperre bräche, sollte sterben.

Die Reichen der Stadt, welche den guten Gott und den bösen Tod fürchteten, hatten sehr nachdenkliche Gesichter und sehr mildtätige Hände in diesen Tagen.

Auch gab der Stadtmedikus ein Gutachten dahin ab: die Gefahr sei um so größer, dieweil der Pestwurm in schlecht genährten corporibus am besten ausgebrütet werde.

O Wunder der Vorsehung! Da fiel der Roggenpreis mit einem Schlage auf die Hälfte hinab, von sechs auf drei Mark die Tonne.

Die Kornhändler aber klagten jedem Käufer, daß sie umsonst gearbeitet hätten und mit Verlust verkaufen müßten.

Keine blutige Judenhatz und keine brennenden Scheiterhaufen haben die frommen Rungholter veranstaltet, sondern ein sanftes Edikt erlassen: die Kinder Israel müßten in Gottes Namen verziehen, doch seien ihnen zwei volle Tage und Nächte gegeben, um ihre Habe preiswert zu veräußern. Wer aber durch die Taufe in die Kirche Christi sich aufnehmen lasse, sei eo ipso ein Bürger geworden und möge bleiben.

Die Juden erhoben ein Wehgeschrei in ihrer Gasse, und die Weiber und Kinder heulten laut. Nicht hatte das heimatlose Völkchen die stolze

Stadt und die feuchte Marsch so lieb — aber sie mußten ihre Häuser, ihre guten Pfandbriefe und schlechte Trödlerware in zwei Tagen verschleudern.

Die Kauf- und Ratsherren, die sich bei der Versteigerung nicht überboten, brachten die Grundstücke der Judengasse um ein spottbilliges Geld in ihre Hand.

Obgleich die Kinder Israel weinend auszogen, und langbärtige Männer wie Memmen wimmerten, blieben alle — bis auf einen einzigen — dem Glauben ihrer Väter treu und widerstanden der Taufversuchung.

Ein rätselhaftes Volk, auserwählt und doch verworfen, ein Geschlecht, sonst feige und doch tapfer standhaft in dem einen Stück!

Derartiges dachte der Vikar Paulinus, welcher ihrem Auszuge mitleidig zusah, und wie sie gekrümmt ihr Bündlein trugen und auf Karren ihre Kindlein schoben. Als er sich betrübt abwandte, lief der Jude Zacharias, der das gelbe Abzeichen nicht mehr trug, über den Markt. Die Augen rollten ihm im Kopfe, wie von einem losgesprungenen Rade, das in seinem Gehirne kreise, und er riß sich in Strähnen die Haupt- und Barthaare aus.

Heiser und gellend war seine Stimme: „Ich bin getauft . . . haha . . . und bleibe in Rungholt und ewiglich im Höllenfeuer der Gehenna. O weh, o weh, das Gift der Geldgier verbrennt mir die Eingeweide."

Eine furchtbare Reue wegen seines Übertrittes und Verrates hatte ihn gepackt und den Verstand ihm genommen. Er stürzte die Judengasse hinunter und in sein Haus, das er von innen verrammelte.

Paulinus, im Drange zu helfen, eilte dem Unglücklichen nach. Bald schlug dicker, schwärzlicher Rauch aus den Fenstern. Vergebens donnerte der Vikar gegen die verschlossene Tür und vermochte sie nicht zu sprengen. Die Feuerglocke des Turmes läutete. Mit Haken und Brandeimern rannten die Bürger herbei.

Schon leckten die roten Flammen aus dem Unterstocke empor, und in einem Fenster des Oberstockes stand Zacharias und schrie: „Priester, du lügst, du lügst! Ich bin nicht getauft und will als Jude sterben und dem Adonai Schaddai als Sühn- und Brandopfer mich darbringen."

Unter ihm brach die Decke, und er versank in der Glut. Die Männer stießen mit ihren Stoßhaken das Fachwerk ein, damit das Feuer sich nicht ausbreite, und begruben den tollen Juden unter seinem Gemäuer.

Paulinus ging erschüttert hinweg und gedachte in der Totenmesse der Seele des armen Zacharias.

Das gemeine Volk von Rungholt, dem das begehrte Schauspiel einer Judenhetze entgangen war, wollte ein Opfer für seine Wut und zerstörte den Judenkirchhof. Alle Steine wurden umgestürzt, die Grabhügel geebnet und die Stätte geschändet.

Nach diesem Werk zog ein Haufe, von einem abergläubischen Schneider geführt, vor das Tinghaus und brüllte: „Die Totengräber werden, um mit Leichengebühren sich den Sack zu füllen, Pestsamen streuen, aus dem der schwarze Tod geil aufschießt und ein ungeheures Sterben entsteht."

Um den Pöbel zu stillen, mußte der Rat neue Totengräber aus den Zünften bestellen, die alle Wochen wechselten und das häßliche Amt als ein Ehrengewerk bekleideten.

Wer von außen an die Tore kam, erhielt als groben Gruß eine ausgestreckte Hellebardenspitze. Aber nachdem der Wächter einen tüchtigen Schluck aus dem Essigschlauche genommen hatte, fragten sie neugierig, wie man in der Außenwelt lebe und stürbe. So erfuhr die abgesperrte Stadt jede gruselige Mär von der mors magna.

Aus der Mongolei, allwo sie 13 Millionen Menschen hinweggerafft habe, sei die Pest gekommen. In Lübecke sollten am Tage Laurentii 1700 Leute verstorben sein. Jetzo wüte auf dem Nord- und Südstrande die Plage in allen Dörfern. Der Bruder verlasse den Bruder, die Gattin den Gatten, und selbst Mütter flöhen von ihren sterbenden Kindern. Um Gottes Zorn zu wenden und dem Würgengel zu wehren, zögen Flagellanten, denen eine blutrote Fahne vorgetragen wurde, und die eine Geißel mit eisernen Stacheln in der Hand hielten, womit sie den nackten Leib sich schlügen, durch das Land.

Auch in die stille Zelle des Paulinus drang erschreckliche Kunde, die sein Herz erregte. Aus tiefem Grübeln fuhr er empor und faßte einen Entschluß. Wollte er ein Flagellant und Bußprediger der Zeit werden? Nein, bescheiden ging er zum Domherrn und erbat einen Urlaub, um hinauszugehen und den vielen Sterbenden Trost und Sakrament zu spenden, denn das elende Volk sei nicht nur in Pest-, sondern auch in Priesternöten.

Theodorus Albus war erst sprachlos und kreischte dann: „Nun sehe ich, daß Eure Frommheit Frechheit geworden. Wir mühen uns, durch alle mögliche Vorsicht und durch viele Gebete die Stadt vor dem Unglück zu bewahren — und Ihr wollt den schwarzen Tod uns holen."

„Sind nicht die Siechen, die hilflos sterben, meine Nächsten?" fragte der Vikar.

Nach diesem Samariterwort vergaß der Domherr seine Temperantia. „In Pestzeiten ist jede Stadt sich selbst am nächsten ... ich verbiete Euch, Eure Schwalwohnung zu verlassen."

Der Vikar war in Klausur getan und gehorchte.

Gesperrt und gesichert lag Rungholt, die reiche Handelsstadt, hinter ihren Mauern und Toren. Die Salbader und Medici, denen eingeschärft war, auf jeden Kranken Obacht zu geben, entdeckten nichts Verdächtiges. Bis in den Spätherbst hinein war kein Fall der mors magna vorgekommen. Daher wurden die Altäre weniger belaufen, und Maria, die Himmelskönigin, mit immer kleineren Weih- und Wachskerzen bestürmt.

Auch die Kornpreise fingen wieder mählich an zu steigen.

Aber die Winkler fuhren fort, in die Hütten zu gehen und ihr Gut zu verhandeln, und einige nahmen den Schatz, den die armen Leute von Lyon verschenkten. — — —

Aus den Niederlanden und durch die Nordsee kreuzte ein schwer-

beladener Kauffahrer, der zu zwei Parten dem Ratmann Peters in Rungholt gehörte. In der ersten Morgenfrühe, als des Tages Grauschimmer über die aufdämmernden Gewässer ging, saß der Schiffsjunge im Mastkorbe und schrie plötzlich zum Steuermann hinab: „Ohoi! Ein Schiff in Sicht ... sehr hoch geht es auf dem Kiele und will mir nicht geheuer dünken ... ich fürchte, er ist es!"

„Wer? Und welche Flagge führt's?"

„Der Holländer Krüz und Beleger!" rief Meinert, der Schiffsjunge, durch die zusammengebogenen Hände.

Schiffsführer und alle Mann sprangen aus ihren Kojen und fluchten auf den Seeräuber und hißten alle Lappen.

Die aufsteigende Sonne beleuchtete das Meer. Der Junge, der im Ausluge sich die Augen aus dem Kopfe guckte, sah jetzt deutlich und schrie sogleich: „Er ist es! In der Flagge stehen Rad und Galgen."

Das unbeladene Schiff kam näher und schnitt kreuzend ihnen den Weg ab.

„Teufel, Teufel!" machte der Kapitanus, mit dem Gaumen gluckſend, und wurde kopflos in der Gefahr.

Der Herr der Fortuna zeigte in Übermut und der Beute gewiß sein Banner. Auf dem Achterdeck stand er und redete zu seinen Mannen, deren 200 ihm folgten; aber es waren viele Gesichter darunter, denen er nicht vertraute. Darum war seine Sprache scharf.

„Die guten Rungholter, denen ich mit Inbrunst als Lotse diene und bei schwerer Ladung Leichterdienste tue, sind brave Leute, die sich auf dem Hinterdeck zusammentreiben lassen. Keiner raufe ihnen ein Haar! Ich will durchaus kein Blutvergießen dulden, und wer meinen Befehlen nicht gehorcht, kommt vor mein Gericht. Seht ihr das Tau der Rahe dort? Es läßt mit einer Schleife sich zur Schlinge machen. Und nun die Enterhaken in die Faust!"

Aneinander hingen die Schiffe, Reling an Reling. Einige Matrosen des Hollandfahrers griffen zu den Bootshaken, um Widerstand zu leisten. Wo war der Schiffsherr? Und wo der Steuermann? Sie waren in feigem Entsetzen in den Schiffsraum geflohen und verrammelten die Lukentür.

Meinert, der mutige Knirps, ergriff ein langstieliges Beil und begann, als der Besonnenste von allen, die Entertaue zu kappen.

Kurt aber setzte in einem Satze über die Reling und den Knaben hinweg, nahm ihn von hinten mitsamt seiner Axt in die fest schnürenden Arme und trug ihn lachend auf die Fortuna hinüber. „Haha, fein still, mein Söhnchen! Du tapfrer David! Was? Meinert ... mein lieber Meinert! Gott zum Gruß!"

„Was hat Gott mit dir und du mit Gott zu schaffen?" Vorwurfsvolle Kindesaugen sahen strafend empor.

Kurt kehrte den Blick hinweg. „Du Kleinling! Denke lieber daran daß du mit mir zu schaffen hast!"

„Ich bin ein Kind Gottes," antwortete Meinert, „du kannst mit mir nur machen, was er will."

Der Räuber lachte gezwungen. „Haha, zu einem Gotteskinde kann ich dich nicht machen, wohl aber zu einen schmucken Kammerknecht, der meiner Königin aufwarten und ihr die Kerze vor- und die Schleppe nachtragen soll."

Das unvermutete Wiedersehen und das Gespräch mit Meinert hatte den Hauptmann aufgehalten. Als er auf das gekaperte Schiff zurückkehrte, hatte sich die Mannschaft ergeben, und seine Leute plünderten schon. Unter Deck steigend, sah er durch die zerschlagene Tür der Kapitänskajüte — das Blut des Seeräubers stockte und erstarrte. Über zwei toten Leibern, die in ihrem Blute schwammen, standen Marcellus und der lange Peter, und das Messer des Lottermönchs sägte dem Toten den Finger ab, um den blitzenden Siegelring zu rauben.

Kurt wurde wutblaß und schlug mit je einer Faust die Missetäter nieder. „Ihr habt meuchlings gemordet!"

„Sie setzten sich zur Wehr," schnappte der Mönch.

„Wo sind ihre Waffen? Ihr Lügner und Leichenschänder!" Er befahl, die beiden mit Tauen zu verstricken und auf die Fortuna hinüberzuwerfen.

Vor der Blutlache graute dem Waghalsigen, der ein Segeltuch über die Leichen warf und mit schmalen Lippen Weisung gab, den Hollandsfahrer zu löschen. Das erleichterte Schiff, das seiner Mannschaft und seinem Steuer überlassen wurde, strebte mit allen Segeln Rungholt zu.

Kurt stand zu Häupten der Gebundenen und hielt ein blankes Schwert. Gern hätte er die Rahe zum Galgen gemacht. Aber seine Augen begegneten manchem trotzig tückischen Blick, und ihn beschlich zum erstenmal ein unsicheres Zaudern, ja eine Ahnung von Aufruhr und Gewalttat. Darum sprach er verächtlich: „Ihr seid zu schlecht für meine Rahe ... geht hin und sucht euch einen andern Galgen!"

Die Gebundenen wurden gelöst und in ein Beiboot gesetzt. Man reichte ihnen zwei Ruder, eine Schöpfschaufel, ein Tönnchen mit Wasser und überließ sie ihrem Schicksal und den Wellen. Marcellus und der lange Peter trachteten die nächstliegende Festlandküste zu erreichen.

Trotz der großen Beute, trotz des süßen Wiedersehens, das seiner wartete, hatte Kurt einen widrigen Tag: der sich ein König der Westsee gedünkt hatte, schritt das Deck auf und nieder mit dröhnendem Schritt — ein mürrischer und dünkelloser Mann, der in den Stoppelbart brummte: „Die Bande soll nicht mein Herr werden!" Ihm schwante, daß das Böse ein steil abschüssiger Plan ist, und daß die Schlechtesten immer die Schlechten mit sich nach unten reißen und schließlich die Herren bleiben.

Auf der Luke hockte Meinert, und seine unschuldigen Augen folgten unverwandt und vorwurfsvoll dem hart Ausschreitenden.

Der Wanderer, der es bemerkte, polterte: „Bursche, was glotzest du mich an, als wie ein fliegenfressender Frosch?"

„Ruhelos ist die Schuld ... das sehe ich, Kurt Widerich."

„Meinert, du wirst den Mund halten, wenn wir Freunde bleiben sollen."

„Ich darf nicht schweigen und muß wie mein Vater die Wahrheit reden. Der Herr sagt: Blut um Blut, Beule um Beule! Du wirst in deinen Sünden und durch das Schwert umkommen."

Kurt zuckte zusammen. „Nun schlage ein Donnerwetter drein! Ich soll von dem Gelbschnäbelein das Gesetz und die Leviten mir lesen lassen?"

Der Knabe sah und zeigte zum Himmel empor, an dem eine grauschwarze Wolke schwamm und näher schwebte. „Rufe nicht das Wetter! Aus diesem Wölklein kann der Himmel einen Blitz entsenden und dich erschlagen. Jählings ergehen die Gerichte der Übeltäter."

Kurt tauschte mit dem Himmel einen mißtrauischen Blick, blinzelte dann mit den Wimpern und begann laut aufzulachen. „Haha, du kluges Bußprädikantlein! Der Schaden, der aus dieser Wolke niederschlägt, wird von einem Eimer Salzwasser weggespült. Haha, so ist es mit den Überfrommen! Sie machen die Maus zum Elefanten und eine harmlose Wolke von Krickenten zum Gottesgewitter."

Der unermeßliche Zug von Enten schwenkte über das Schiff hin, und der Knabe, der mit Erstaunen das Gewimmel der Grauvögel betrachtete, verstummte.

Zur Nacht ging die Fortuna unter Helgenäs vor Anker.

Isas Gestalt war nicht abgezehrt, aber verblaßt ihr Gesicht, in dem die Augen dunkelrändig lagen.

„Wie lange bleibst du mir?" Das war bei jedem Wiedersehen ihre erste Frage.

„Ich muß noch eine kurze Fahrt machen, die bis Allerheiligen oder Advent dauern mag ... dann gehe ich ins Winterlager und halte Hamsterruhe."

„Um der Mutter Gottes willen, nicht bis Advent, mein Geliebter ... es wäre zu spät."

„Ich lasse dir diesen Knaben als Kammerknecht und Gespielen," tröstete er und hob lachend den Schiffsjungen wie ein Kind empor.

Frau Isa preßte ihren Gatten an sich. „Bis Advent möchte ich sterben ... vor Allerheiligen komme mir wieder!"

Warum vor Allerheiligen? Warum trug sich das junge Weib mit quälenden Todesgedanken? Kurt ahnte es und küßte sie in jener Sorge, die dennoch beseligt.

Die Speisen, die sie nach den Rezepten des Leckerbüchleins bereitet, hatten ihm trefflich gemundet, und er wiegte sie auf den Knien.

Meinert hockte im Winkel und hielt den Blick auf ihn gerichtet.

Die Kindesaugen aber störten jenem die kurze und glückliche Ruhe, und er sagte unwirsch: „Du Sterngucker, geh hinaus und seh dir den Mond und die Planeten an und stelle mir die Nativität!"

„Wo sind der Kapitän und Steuermann geblieben?" antwortete der Knabe, „soll ich danach die Sterne fragen?"

Kurt erbleichte und war verstummt und verstimmt, als der Knabe hinausgegangen.

„Warum muß Meinert in die Kälte hinausgehen?" fragte Isa.

„Ich habe in manches Auge gesehen, aus dem der leibhaftige Satan schielte ... aber des Knaben Blick mag ich nicht ... auch will ich mit meinem Liebchen kosen."

Sie waren allein im Turmgemache. —

Kurz war die Ruhe, und kein rechtes Glück gewesen. Schon am zweiten Tage segelte die Fortuna.

Auf dem Helgenässer Turme wurden Meinert und Frau Isa gute Freunde.

Schleppend war ihr Gang und schwer ihr Herz. Vertraulich setzte sie sich zum Knaben und schüttete ihre Seele aus. „Ich habe nur das Kruzifix dort an der Wand und komme in keine Kirche und höre keine Messe und schreie oft zur Gottesmutter, daß sie mich tröste."

„Maria und die Heiligen sind halbe und oft schlechte Tröster ... ich weiß den besten ... das ist unser Herrgott allein. Mir hat mein Vater nichts als ein geschriebenes Buch als Erbteil mitgegeben. Darf ich daraus laut für mich selber lesen? So fasse ich es besser," fragte der Schelm und holte die Schrift hervor.

Frau Isa hörte stundenlang zu, wenn der kleine Winkler ihr vorlas.

„So spricht der Herr, der dich gemacht und bereitet hat, und der dir beistehet von Mutterleibe an: Fürchte dich nicht."

Hier war Tröstung wider die Todesfurcht, die ihren Fersen folgte bei Tag und im Traume. Wenn sie jetzt unter dem Kruzifixe betete, wich die alte Sorge um Leib und Leben.

Aber eine neue und furchtbare um den geliebten Mann, die zur Angst wurde, griff mit Krallen in ihr Herz. „Wohin treibt und steuert mein Kurt?" fragte sie leise und schüchtern den Knaben.

Meinert verschwieg es nicht. „Die Gott- und Gesetzlosen steuern auf allen Wegen ins Verderben."

„Töte mich nicht mit deinem Wort!" bat sie, die Augen bedeckend.

„Nein, Ihr sollt leben ... und Ihr, Frau Isa, habt Befehl vom Herrn, ihn zu retten und wie einen Brand aus dem Feuer zu reißen."

In den Tagen, da sie der Mutterangst und Mutterfreude entgegenharrte, betete sie: „Rette ihn als den Ertrinkenden aus wild wütendem Meere, reiße ihn aus der hell brennenden Lohe des Verderbens, die über seinem Haupte zusammenschlägt!"

Der kleine Winkler wurde ihr ein Engel, von Gott gesandt. — — —

Kalte Ostwinde fuhren wie ein scharfer Besen über das Land und fegten die pestschwangere Luft rein. Der schwarze Tod, der schauerliche Würger, hatte auch seine Zeit, lag selbst nun in den letzten Zügen und schlug in seinem Todeskampfe immer schwächer um sich. Das Massensterben hatte aufgehört. Hier und da stürzten einzelne, wie auf der Flucht fallende Spätlinge der Schlacht.

Wieder läuteten die Glocken die Tagzeiten, und alle Gewerke nahmen ihr Gerät zur Hand. Das gemeine Volk erholte sich am schnellsten von seiner Verzagnis, und die Furcht schlug in Witz und Übermut um, so daß sie sagten: „Kiek! De swarte Düvel kehrt för Rungholt um.“

Aber die reiche Stadt am Südstrande traute noch nicht dem Frieden und blieb vorsichtig gesperrt, obgleich kein Pestfall innerhalb der Mauern vorgekommen war.

Am Ursulentage hielt ein Bauernhaufe, der zwei Gefesselte in der Mitte führte, vor dem Nordtore und begehrte Einlaß, welcher jedoch mit Spottgelächter und Speerspitzen verwehrt wurde.

„Macht euch hinweg und hänget eure eigenen Diebe ... wir leihen unsern Galgen nicht aus.“

„Wollt ihr auch nicht den beiden, die wir bringen, im Beichthause der Diebe und Mörder Herberge geben?“

„Nein, ihr Lümmel!“

„Sehr wohl ... so lassen wir die Likendeler laufen.“

Nun wurden die Wächter stutzig. „Was? Likendeler habt ihr?“

„Nur den langen Seeräuber und den Lottermönch, die in einer Scheune schliefen, haben wir eingefangen.“

Weil keine dringende, dräuende Gefahr mehr vorlag, wurde das Tor so weit geöffnet, daß die Gefangenen hindurchgeschoben werden konnten. Der eine war ein baumlanger Mensch, und der andere trug eine kleibeschmutzte, bis zu den Knien abgeschnittene Kutte. Kein Finger berührte sie. Man rollte den Igel auf, d. h. man umringte sie mit Hellebarden und schaffte im Triumph die Spitzbuben nach dem Turme.

Hinze lachte unbändig. „Dem Teufel, der dich holen wird, zum Gruß, mein alter Freund Marcellus! Es tut mir weh, daß ich Kurt Widerich nicht umarmen kann.“

„Ich bin der lange Peter und meines langen Halses ledig,“ sagte der zweite Gefangene mit Galgenergebung.

Wächter und Rat wurden zwar enttäuscht; aber großmütig warf man zweihundert Mark Silber über die Mauer den Bauern zu, die den rechten Räuber nicht gefangen hatten.

Marcellus zerbrach sich umsonst den Kopf, wie er den Tod und Teufel betröge. Kein rettender Einfall kam ihm in der Nacht, und am Morgen grüßte der Kloakarius: „Ihr habt auch ohne Schlaftrunk wohl geruht, Konfrater.“

Marcellus fing an zu Gott zu heulen. Als der ihm nicht aus dem Turme heraushalf, versuchte er sich dem Teufel zu verschreiben, um sein Leben zu verlängern. Aber auch der Pferdefüßige hielt's der Mühe nicht wert — ihm sogar war die Seele des Mönches zu schlecht und schmutzig.

Der verschlagene Marcellus wurde am vorletzten Tage seines Lebens schmählich betrogen. Hinze nämlich machte ihm begreiflich, daß und wie

er aus der Schlinge sich retten könne. Flugs verriet jener, daß Widerich mit seiner Bande im Helgenässer Turm Winterquartier machen werde. Schmunzelnd kam Hinze am Morgen und verschnürte ihm die Hände, und der Mönch glaubte, daß er vor den Rat geführt werden solle. Aber es ging nach dem Galgenberge, allwo er neben dem langen Peter aufgeknüpft wurde.

Nachdem der Kloakarius diese vergnügliche Arbeit getan, ging er hin und meldete dem Rat alles, was er wußte, und heimste außer dem klingenden Lohn das Versprechen ein, des kranken Henneke Nachfolger zu werden.

In geheimer Sitzung beschloß der Ratsting, sobald der Winter gekommen sei und das Watteneis trage, das Räubernest im Turme auszunehmen und unschädlich zu machen.

Das Sterben hatte aufgehört. Weit offen standen die gastlichen Tore der Handelsstadt.

Am Sonntage vor Allerheiligen war die Domkirche bis auf den letzten Winkel angefüllt. Ein Dankgottesdienst für die Errettung Rungholts von der Plage, ein großes Tedeum wurde vom Domherrn gehalten. Der kleine Theodorus wuchs heute über sich hinaus und sah in Geistesgröße über die Kanzel.

„Das gemeine Volk hat den Spruch erfunden: Der schwarze Teufel kehrt vor Rungholt um! Und mit Einschränkung liegt eine Wahrheit darin. Satanas hat nichts mit uns zu schaffen, und der Verkläger findet keine Ursach wider uns. Denn wir halten gegen ihn die Waffen unsrer guten Werke und den Schild der Gerechtigkeit, die Gott uns gab. Alle andern Kirchspiele rings umher wurden von dem Würgengel mit Fäusten geschlagen, aber an uns mußte er vorübergehen, wie der Herr ihm geboten. Gott hat an seiner gottesfürchtigen Stadt ein greifbares Wunder getan, weil auch nicht ein einziger von den Unsern des furchtbaren Todes verstorben ist. Darum rühmen und preisen wir die Hand des Höchsten.

„Unsere Männer haben die Arbeit lieb und treiben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ihren Handel. Unsere Frauen sind gute Mütter und mildzüngige Nachbarn, sind ihren Männern getreu und gehorsam und tragen den Schmuck jedweder Tugendhaftigkeit. Kein Zwist hadert in unsrer Ratsstube, keine Trunkenheit taumelt auf unsern Gassen, seit einem halben Säkulum ist in Rungholt von keinem Ehebruch gehört oder auch nur heimlich geraunt worden. Wir danken dir, Herre Gott, daß wir beizeiten Buße taten und uns bekehrten, daß wir gebetet und gefastet und reichlich Almosen gegeben und nach dem Wandel unsrer frommen Väter ehrbar gelebt haben. Meine Brüder! Der Herr erkennet die Seinen und verschonet der Gerechten, aber die Sünden der Bösen werden heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied. Halleluja!"

Der Vikar Paulinus erschauderte bis ins Gebein bei dieser Tedeumspredigt. Ihm klang des Domherrn lautes Gottesrühmen wie eitel elender Selbst- und Menschenruhm.

Dreizehnter Abschnitt

Was ist die Taufe?

Bei den letzten Tedeumstönen drängte die Menge aus der Kirche.

Folkert, von manchem Ellenbogen unsanft gestoßen, merkte nichts davon und machte mit breiten Armen sich Bahn. Aber eine weiche Hand berührte ihn leise — bis in jede Fiber zuckte er zusammen und wußte, wessen der Finger war, und wagte kaum den Kopf zu kehren. Inge, die im Gedränge vielleicht nicht ungeflissentlich vom Vater fortgekommen war, sah ihn mit bangenden, bittenden Augen an.

„Wo seid Ihr den Sommer und Herbst lang geblieben?"

Der Schweiger schwieg, unfähig, sich zu fassen.

„Ihr hattet Zeit ... die Seuche hinderte das Deichwerk."

„Ja, es liegt halbfertig und verfallen," seufzte er.

„Folkert," sprach sie mit starker Betonung, „ich habe Euch suchen und sehen wollen."

„Jungfer ... Heikens," stotterte er unsicher, „was ... was ... soll ich sagen?"

„Habt Ihr nichts Gutes noch Böses zu sagen mir?"

Er kaute an den Lippen.

Und Inge flüsterte: „Folkert ... ich weiß ein Geheimnis ... das könnt Ihr mir nicht hehlen ... wollt Ihr es hören? So neiget Euch herab ... noch näher ... Euer Ohr an meinen Mund!"

Er beugte sich, und ihr Atem umwehte ihn.

„Ich weiß Euer allertiefstes Geheimnis ... Ihr habt mich lieb."

Er schnellte empor, und durch sein Herz ging ein Kampf der jäh erschreckenden Freude.

„Ja, ich habe Euch über alle Welt lieb," schrie er leise.

„Um meiner Liebe willen," wisperte sie errötend, „müßt Ihr zuweilen kommen, daß ich auf Flur oder Treppe Euch einmal begegne ... der flüchtige Augenblick tröster für Tage mich."

Noch ein Druck der weichen Hand! Sie sah das Haupt des Vaters nahen und verschwand im Haufen.

Der Deichschreiber eilte in einem Schwindel nach seiner Wohnung, und seine Füße schwebten, und um ihn her reigten Rungholts ruhige Häuser. Der Tag und auch die Nacht und noch ein Tag vergingen in einem glückseligen Traum und dann mit einem erschreckenden Aufwachen. Wie soll das enden? — Allerheiligen, Nordfrieslands böser Unheilbringer, kam morgen und meldete sich mit einem starken Westwinde an, der brausend durch die Lüfte fuhr und die Eschen und Linden zerrte und kahl zauste. Das Sturmgeblase verscheuchte, was Inge geflüstert. Der Wind war ein schreihalsiger Mahner, der dem Deichschreiber ins Ohr heulte: Ho—hi—ho! Der Deich! Gedenke deiner Pflicht! Der Deich!

Folkert legte in wenigen Minuten den Weg zurück und trat vor Fedder Heikens. „Hört Ihr nicht, was der Wind pfeift? Er verkündet, daß die Herbst-Tagundnachtgleiche und der blanke Hans kommen wird, daß die Winter- und Eisfluten vor unsern Schleusentoren stehen."

Fedder strich sich das Haar über die Ohren, als wolle er sie verhüllen. „Habt Ihr denn kein Vertrauen zu dem Höchsten, der die Pestilenz vorübergehen ließ? Er wird uns in dieser Elendszeit nicht mit dem salzen Wasser heimsuchen. Die Landbauern müssen auf dem Meere ihre Nahrung suchen ... die armen Teufel in dem Dünendorfe sind vor Hunger entkräftet ... ich kann es nicht vor Gott verantworten, durch hartes Fronwerk die schon Geplagten noch ärger zu drücken. Mein Gewissen verbietet es mir."

Folkert sah den mitleidigen Anwalt der Armen mit finstern Augen an. „Leicht dünkt mir der Ausweg aus dieser Sackgasse des guten Herzens. Wie werden die armen Teufel um zwei Pfennige Taglohn herbeilaufen, scharwerken und schaufeln! Sehr einfach! Der Stadtsäckel wirft das notwendige Geld aus — so ist allen, den Armen, dem Deiche und dem Gewissen geholfen."

„Aber nicht dem Stadtsäckel, der kein Geld wegzuwerfen hat." Der Ratsherr ließ die Unterlippe hängen und brummte: „Hum, hum ... das darf ich um des Gemeinwohls willen nicht tun."

„Gut, Herr Heikens! Nein, schlecht und schmählich! Auch ich trag' die Verantwortung nicht länger und gehe vor das Deichgericht ... wenn das mich nicht hört, werfe ich mein Amt hin ... Glück zu, wer's greift!"

Herrisch und argwöhnisch rief der Pharao von Rungholt: „Ha! Ihr möchtet über meinen Kopf hinweg zum Deichgrafen Euch machen?"

„Nein, ich habe dazu nicht das erforderliche — Gewissen." Der ernste Folkert mußte spotten.

Sachte ging eine Seitentür auf, und durch den Spalt lugte ein Mädchenkopf. Inges Sonnenaugen schauten einmal empor und lächelten wie des Lebens verlockendste Hoffnung und verschwanden. Der Anblick verwirrte und versuchte ihn.

Fedder kalkulierte tiefsinnig, kaute an der Unterlippe, spielte mit den trommelnden Fingern und schlug plötzlich die Handfläche auf den Tisch. „Wollt Ihr das Tischtuch zwischen uns zerschneiden? Ihr werdet es tun, wenn Ihr vor das Deichgericht geht. Gern habe ich, gern haben meine Kinder, sehr gern hat meine Tochter Inge Euch in meinem Hause gesehen ... ich würde nichts dawider haben, wenn Ihr täglich kämet ... und würde Euch wie einen eignen Sohn lieb gewinnen ... aber ich brauche nicht das Aber zu nennen, das die Freundschaft für immer zerreißt."

In der Stille, die den Worten folgte, ging ein gefallener Engel durchs Zimmer.

Ein Sinn, der stahlfest gewesen war, schmolz und wurde schwankend. In dieser Stunde fiel Folkert.

Erbleichend quälte er die Laute hervor: „Nichts geschiehet für den Deich . . . nichts darf und will ich sagen . . . nichts."

Aus seiner Lippe sprang ein Blutstropfen.

Heikens reichte ihm leutselig und herzlich die Hand. „Doch, mein Lieber! Etwas muß geschehen gegen des Wassers Gefahr. Wir wollen die starken Steine des umgestürzten Judenkirchhofs nehmen und damit die schlechteste Stelle am Dünenpriel verstopfen und versichern."

Der Deichschreiber schritt langsam aus dem Gemach.

Auf dem Flure griff eine Hand aus dem dunklen Erker, und er fühlte den Druck der weichen Hand.

„Warum so blaß? Ist nicht die Liebe leuchtend wie die Morgenröte? Hast du mich wahrhaft lieb?"

„Ja, sehr . . . so sehr lieb, daß ich für dich in Flut und Feuer gehen könnte . . . ich glaube, ich habe mich schon geopfert und meine Seele verkauft."

Inge deutete seine Rede nach der Hoffnung ihres Herzens. „Folkert, so ist es recht. Alle wahre Liebe ist ein Opfer, ein Aufgehen in dem andern. Du bist ich, und ich bin du in Lust und Leide, so singe ich mit Walter von der Vogelweide."

Sie umschlang und küßte ihn und huschte hinweg und verträumte den Tag.

Der Deichschreiber aber hielt lange Selbstgespräche, in denen Wonne und Qual wie Sonnenblick und Gewitterschauer wechselten.

Vor der Herbst-Tagundnachtgleiche wurde das Deichwerk vollendet, und die Rungholter rühmten sich ihrer schnellen Arbeit. Der unterwühlte und eingesunkene Damm war bis zu vierzehn Ellen erhöht, indem die herangefahrenen Grabsteine der Juden aufeinander geschichtet wurden, aber ohne Fügung und festen Mörtel.

Die Denkmäler der Toten sollten den Lebenden das Leben sichern. —

Am Tage vor Allerheiligen lag Isa auf dem Polsterbett und hatte keine Schmerzen, aber alles an ihr, ihr Kopf und Körper und zumeist das Herz in der Brust war bleischwer. Die Todesgedanken, die ungerufen kamen, umringten ihr Lager.

„Meinert, ich muß sterben, ohne den geliebten Mann gesehen zu haben."

Der Knabe sah sie an. „Mein Vater sagt, daß alle Liebe, die das Herz nicht rein läutert, nur Afterliebe ist."

„Werde ich nicht im Feuer dieser Not geschmolzen?"

„Ihr habt alle Gesetze gebrochen und das vierte Gebot zertreten."

Inge weinte.

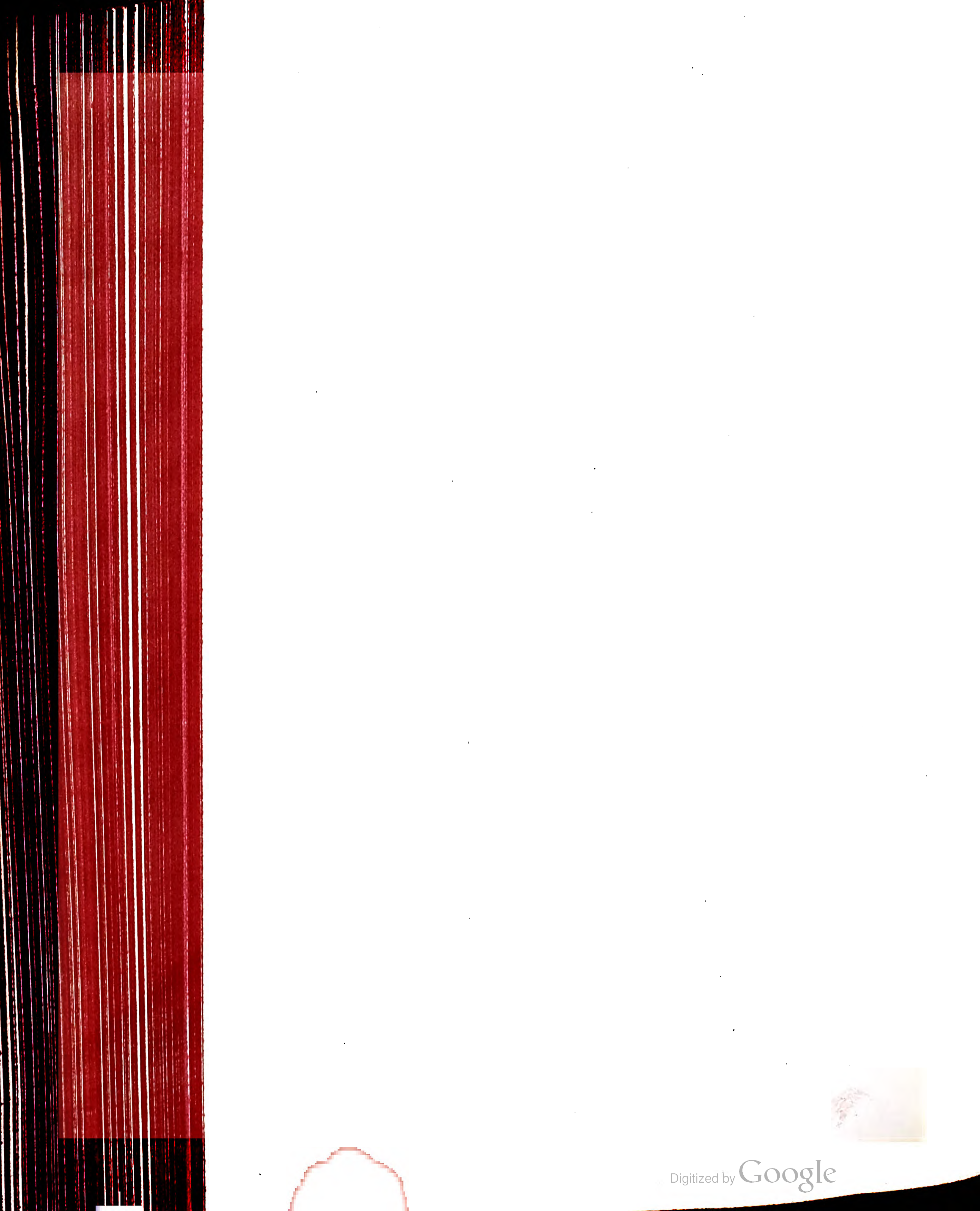
„Ihr habt Kurt Widerich nicht geläutert und ihn nicht abgehalten von seiner bösen und friedlosen Bahn."

Die Kranke schluchzte: „Ich sterbe auf der Folterbank dieser Ängste."

Gott wählt sich seine Prediger aus allerlei Volk. Meinert nahm seine Schrift und las: „Die arme Seele spricht: Ich winselte wie ein Kranich



W. Krüger: Landschaft.



und girrte wie eine Taube, meine Augen wollten brechen: Herr, ich leide Not, lindre sie mir! Der Herr aber antwortet: Ich habe dich gerufen, wie ein junges Weib, das verstoßen ist, ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln."

Da stürmte ein Schritt die Turmtreppe hinauf.

„Einen kleinen Augenblick verlassen", murmelte Frau Isa.

Kurt warf sich vor ihr auf die Knie. „Nicht verlassen, mein Lieb ... ich bleibe bis zum Lenze bei dir."

Der Knabe sah den starken und starrköpfigen Mann an. „Sie ist um deinetwillen von Gott verlassen."

„Geh hinaus, du altkluger Scholastikus, und friß mich nicht mit deiner Weisheit!"

Isa flüsterte, was ihre Seele erschaudern machte. „Ich fühle meine Stunde nahen ... und daß ich sterben muß ... Kurt, höre meine letzte Bitte und verlaß das ruchlose Gewerbe ... sonst gehe ich in die Verdammnis um deinetwillen."

Er beschwichtigte sie und strich ihr Haar. „Suse — bruse! Wat weiht de Wind! Bevor der Lenz die Knospen bricht, muß der Baum im Sturmgetobe zucken und fast zerbersten ... du hast es nach der Frauenweise ... das todtraurige Leid wird von einer Mutterwonne verschlungen, die kein Mann auch nur geahnt."

Isa lag still und hielt seine Hand. Ihre Lippen bewegten sich, und sie flehte: „Mein Gott, vergib mir, daß ich dein Gebot zertrat! Ewiger Retter, errette uns vom Fluch und reiß ihn aus dem Verderben!"

Kurt summte über die Worte und murmelte: „Wollte ich nicht lieber eine ehrliche Hantierung ergreifen und mit meinen Händen das saure Taglöhnerbrot mir verdienen? Aber wohin soll der Friedlose gehen?"

„Weit ist die Welt, und Gott wird Weg uns weisen," sagte sie.

Der ein König der Westsee hatte sein wollen, nickte und versank in Gedanken. Waren nicht die meisten seiner Bande schlechte Gesellen, des Galgens wert? Waren nicht etliche wie wilde, von ihm nur gefesselte Tiere? Wie lange würde er der Bändiger ihrer Roheit und ihres Blutdurstes bleiben? Und wenn einmal die Peitsche und der Zaum seiner Hand entfiele oder entrissen würde, was dann? Sie würden ihn zerreißen und zerfleischen. Ha! Davor graute ihm nicht. Aber wo war sein Traum, daß er Friesland frei machen wolle von der Großen und Reichen Gewalt? Hatte er auch nur einen Bedrückten von der Tyrannei erlöst? Nein, er selbst war zum Tyrannen seiner Bande geworden — er mußte es sein — und kein Befreier, sondern ein Schrecken und Abscheu aller Menschen.

Isa schlummerte unruhig, und Kurt wachte.

Nach Mitternacht stöhnte sie durch die verbissenen Lippen. Wie tausend Messer wühlten und rissen in ihr, und die Schatten der Todesfurcht gingen über ihre Seele.

Evas, der Ureltermutter Fluch fing an, sich an ihr zu erfüllen.

Redete sie irre oder sah sie Gesichte?

„Kurt, Kurt! Streckt nicht auf dem Bilde der Domkirche der Tod die Knochenfinger aus und tanzt mit dem jungen, blühenden Weibe, das ein Kindlein an der Brust trägt? Und sie tanzen hinab in die flammende Tiefe, wo der Pferdefüßige ihnen grinsend entgegengeht ... sieh dort!"

Er beruhigte: „Das flackernde Licht gaukelt Bilder an die Wand."

„O, mein Geliebter ... sieh da! Am Galgen hängt ein körperloses Haupt ... kennst du die Züge? Dein krauses Haar ... die braunen, hervorgequollenen Augen ...?"

Er sprang empor und rannte auf und nieder. Nach langer, langer Zeit entrang sich seinen Lippen ein Gebet, das zum Gelübde wurde. „Gott, Gott! Wenn du bist ... ja ich weiß, daß du bist. Meiner Isa Gott, den ich nicht meinen Gott zu nennen wage ... hilf ihr! So will ich von meinem gottlosen Trotze lassen."

Das Weib krümmte sich in der Qual.

O Mensch, du ärmstes aller Wesen!

Auf Evas Kindern liegt ein entsetzliches Joch der Schmerzen von der Stunde an, wo sie aus dem Mutterschoße gehen, bis zu dem Tage, wo sie in den Schoß der Mutter Erde zurückkehren.

„Will die Nacht nicht vergehen?" seufzte sie.

„Letzter Trost aller Trübsal, daß alles vergeht!" rief Kurt verzweifelt.

Vergangen war die Nacht. Am Morgen, als des Frührots Schimmer durch das tiefe Fenster brach, klang ein leiser, ganz leiser, bänglich greinender Aufschrei, dünn und fein wie ein Seidenfädchen, über das des Windes Seufzerhauch streicht.

Mit Weinen begrüßt der Mensch das Licht der Erde.

Ohnmächtig lag die Mutter in den Kissen, schlug dann die Augen auf, die großen, erstaunten Augen, die das Wunder nicht glauben wollten.

Jedes Neugeborene ist ein neues Schöpfungswunder des ewigen Schöpfers.

Isa erblickte es und konnte nichts als lächeln, nur lächeln.

Kurt hielt ihr das Kindlein mit dem greisenhaften Gesicht entgegen. Es war ein winzig schwaches, zartes Knäblein, ein Lebenslichtlein, das ein kleiner Luftzug auswehen mochte.

Die Mutter legte den Säugling in den Arm und lauschte und erschrak, denn er wimmerte nur und weigerte sich der Nahrung.

„Nicht werde ich sterben, und mein Kind wird nicht leben ... sein Atem stockt."

„Nein, das Kindlein schläft ..."

„Ja, den langen Schlaf."

„Nein!" antwortete Kurt, „wie sollte Gott, der Allverständige, ein unnützes Werk tun und mühsam schaffen, um das Geschaffene sogleich zu zerstören?"

Isa schwieg und horchte, bis sie auffuhr und angstvoll fragte: „Sagt nicht der Priester, daß die ungetauften Kinder in die Hölle gehen?"

Er brauste auf. „Das ist die allergrößte und allergreulichste von allen Priestertorheiten und Priesterlügen! Wie kann ein Mensch, bevor er Gutes oder Böses getan hat, verworfen werden? Sollte Gott ein fressender Feuermoloch sein?"

Sie sah flehend, hilflos empor. „Mein Knäblein muß selig werden und die heilige Taufe erhalten."

„Was ist die Taufe?" fragte er mit zwinkernden Mundwinkeln, „was ist die Taufe? Einige Tröpflein schlechtes Wasser, die ich selbst aus der kupfernen Taufe behutsam über die Seidenhärchen ihm träufeln will. Wie soll der Knabe heißen? Hartmut? Denn des Freibeuters Sohn wird nicht ohne harten Mut seinen Weg durch die Welt machen."

Ihr Antlitz hatte sich verdunkelt. „Die Taufe ist ein Sakrament, welches nur der geweihte Priester spendet ... die Besprengung deiner Hände würde eine Einsegnung zur Unseligkeit sein ... mein Knabe soll ohne Schuld und wider niemanden sein und soll Friedereich heißen."

„Gut! Ich will ihn nach deinem Willen Friedereich taufen."

„Nein, nicht du, nicht du!" Die Mutter preßte ihr Kind an sich, als wenn sie es gegen den eigenen Mann verteidigen müsse.

Angstvoll horchte sie auf die leisen Atemzüge und rief immer lauter nach einem Priester, damit ihr Kind ein Christ und nicht in Ewigkeit verloren werde.

Kurt, der unsägliche Qual litt, sann auf Rat. Als der Tag zu Rüste ging und die Wattengewässer sich verliefen, holte er Meinert herein, damit er Wache halte und der Wöchnerin Handreichung tue. Mit einem heißen Kuß und ohne Worte entfernte er sich aus dem Turmgemache.

Forderte der Schlaf gebieterisch sein Recht? Nein, auch in der zweiten Nacht nach Allerheiligen hat er kein Auge geschlossen. — — —

Traumlos schlummerte der Vikar Paulinus auf seinem harten Lager in der Novembernacht. Durch den Schwal und die Stiege hinauf glitt eine hohe, dunkle Gestalt, und eine Hand berührte den Schläfer.

„Erschrick nicht!"

Der Vikar stemmte sich langsam im Bette empor. „Du bist auf Sand und See den Menschen ein Grauen geworden ... aber ich fürchte mich nicht vor dir."

„Nichts Furchtbares ist an dem Gefürchteten mehr ... ich dünke mich ein elendes Menschenwesen, das Mitleid und nicht Schrecken erweckt."

Paulinus sah gespannt durch die Dunkelheit. „So ist der Friedlose auf der Flucht vor seinen Feinden ... in der Schneidergrube wüßte ich einen Versteck ..."

„Nein, auf der Flucht vor Gott."

„Eia, ich höre zur Mitternacht eine frohe Botschaft."

„Die bösen Tage sind gekommen," klagte Kurt, „ich habe ein Gefühl, als wenn das Unglück hinter mir reite."

„Die Faust dessen, der sich von Menschen nicht spotten läßt, sitzt dir im Nacken." Warnend war das Wort und weich die Stimme.

Der Geächtete nickte. „So mag es sein ... eine unsichtbare Faust waltet in aller Welt. Mein Weib hat ein blasses Knäblein geboren, ein zerflackerndes Licht ... und wird von furchtbaren Gesichten geängstigt ... alles auf Erden hat seine heimzahlende Zeit ... aber warum wird an meinem unschuldigen Weibe, das gut und rein ist, vergolten und gerochen, was ich getan?"

„Ach, ich möchte dir helfen und der armen Isa Heikens ..."

Als Paulinus das sagte, wurde sein Arm unsanft geschüttelt. „Höre und wisse, daß sie Isa Widerich heißt, und daß du ihr und mir helfen sollst. Hebe drei Finger empor und tue mir einen heiligen Eid, der dich verdammlich macht, wenn du ihn brichst!"

Der Vikar antwortete: „Ihr sollt alledinge nicht schwören, weder beim Himmel noch bei der Erde, spricht der Herr."

„Aber Kurt Widerich spricht: Du sollst mir einen körperlichen Eid tun, ehe ich dir vertraue."

Paulinus legte sich zurück und faltete ruhig die Hände.

Der Trotz des Trotzigen zerschmolz in Wehklage. „Wenn mein Kind ungetauft verstirbt, wird Isa wahnwitzig ... um deines Erbarmens willen komm mit mir und taufe das Neugeborene und Sterbende!"

„Das möchte ich müssen kraft meines Amtes ..."

„Doch schwöre mir, daß du den Ort, dahin ich dich führe, unter keiner Folter verrätst!"

„Ich gebe dir mein Wort, den Ort wie ein Beichtgeheimnis zu bewahren und an dir nicht zum Judas zu werden."

Kurt sah durch die Finsternis ihn an und sagte: „Des Paulinus Handschlag ist ein stummer Eid."

Der friedlose Räuber und der Mann des Friedens gingen miteinander.

An der Stadtmauer hatten die hohen Geistlichen ein feines Lustgärtlein, in dem eine versteckte Pforte ins Freie hinausführte. Es mochte von den Priestern zu ihren verschwiegenen Beichtgängen oder zu andern Zwecken benutzt werden.

Aber zum weidlichen Erstaunen des Vikars besaß der Likendelerhauptmann den Schlüssel zum geistlichen Lustgarten und schloß die Pforte auf und hinter ihnen zu.

Auf eine diesbezügliche Frage käute Widerich spöttisch: „Wir haben in Rungholt unsern Makler, der Leichterfrachten uns vermittelt."

In größter Eile ging es vorwärts. Am Dünenpriel, wo das seichte Wasser stieg, nahm Kurt ein Boot, legte sich in die Ruder und fand leicht den Weg über das düstre Meer. Kein Wort wurde gesprochen während der stundenlangen Fahrt. Zuletzt stakte er das Boot durch die schmale Seegosse der Helgenässer Sandplatt.

Da erhoben Gänse ein lautes Gegackel.

Paulinus lächelte. „Hast du die Vögel und Retterinnen des Kapitols als Wächterinnen angestellt?“

„Ja, sie sind wachsamer als Hunde ... keine Maus kann sich rühren, sie hören es und wecken beim geringsten Geräusch.“

Schwarz und totenstill stand der Turm.

Kurt erschauerte, trotzdem der Schweiß von seinem Leibe troff. „Isa und das Kind sind gestorben ... wehe, wenn beide tot sind, was dann? So will ich Rungholt stürmen und ein rasches Ende machen und möglichst viele mit mir nehmen auf die letzte Fahrt.“

„Lästere nicht, du elender Wicht!“ schalt zornig der junge Priester.

„Ja, ich bin elend, elend, elend.“ Seine Füße schwankten auf der Treppe.

Aus Isas weißem Gesicht sahen große, erregte Augen ihn an.

„Wie hast du schlafen können, und dein Fleisch und Blut geht ungetauft in den Tod ...“

Sie erkannte den eintretenden Priester. „Paulinus, Paulinus! O, ich verhülle mich in Scham und Reue.“

„Selig sind, die in der Schmelze der Trübsal gereinigt werden,“ antwortete der Priester, und an seinen Arm hängte sich Nommes Sohn, vor Freude weinend.

„Du? Auch du, Meinertus, bist unter die Friedlosen gegangen?“

„Nein, sie haben unser Schiff genommen und mich zum Gefangenen gemacht.“

„Ich sage dir, daß man dich ziehen lassen soll mit mir.“

„Nein, Herr Paulinus, sagt das nicht! Ich kam wider meinen, aber nach Gottes Willen an diesen Ort und darf Frau Isa nicht verlassen.“

Kurt hatte eine kostbare kupferne Taufe geholt und auf den Tisch gestellt.

Der Vikar betrachtete mißtrauisch das vornehme Gefäß. „Ich meine, zu Uttermark diese Kupfertaufe gesehen zu haben ... bei jenem Nachtüberfalle ist sie geraubt worden.“

„Dem Priester zahlte ich, was ich schuldig war.“

Paulinus antwortete mit harter Stimme: „Gott ist dein Gläubiger, dessen Geduld zu Ende geht. Soll das gestohlene Gut den Taufsegen in Fluch verwandeln? Widerich, ich befehle dir: Kehre um von deinem Greuelwege! Denn du bist dem Herrn des Himmels und den Menschen der Erde ein Haß und Abscheu geworden.“

Der trotzige Waghals zitterte. „Ich habe ein Gelübde getan ... weil Mutter und Kind leben, will ich von meinem Trotz und Unfriedswerke lassen und, ob es auch den Kopf mich kostet, der Bosheit und der Bande absagen.“

Er brachte eine schlichte Tonschale und füllte sie mit Wasser, welches der Priester weihte und heiligte.

Isas Sohn wurde nach ihrem Wunsche Friedereich Widerich getauft. Ein widerspruchsvoller Name!

Der Vikar nahm tröstend die Hand der Mutter, welche lächelnd fragte: „Ist das nicht wunderbar?"

Ja, wunderbar! Das Knäblein, als sei es durch die Taufe genesen, lag an der Brust und sog in tiefen, behaglichen, gluckſenden Zügen.

Kurt aber zerrte den Vikar am Arme. „Wir müssen schleunig eilen ... die Gewässer ebben ... und mit dem hellen Tage kehrt die Flut wieder."

Beide ruderten im Boote, bis das Meer unter dem Kiele allmählich verschwand und sie im Sande festsaßen.

„Finde ich nicht allein den Weg?" fragte Paulinus, nach Osten blickend, wo Rungholt lag.

„Nein, es ist unmöglich, daß du dich nicht verirrst ... ich führe dich über das Watt ... aber du mußt Laufschritt mit mir halten, wenn ich vor der Flut das Boot erreichen soll."

Der Priester fand während des rüstigen Eilmarsches noch Zeit und Atem, ein mahnendes Wort fallen zu lassen. Der andere hob es mit horchendem Ohr auf und stellte zum zweiten Male die leise Frage: „Kann nicht ein Mensch so schlecht und scheußlich werden, daß Gott ihn anspeien muß?"

Durch eine schlichte Frage wurde ihm Antwort. „Hat Christus etwa den elenden Schächer und Mörder angespien oder aufgenommen in sein Reich?"

Kurt zuckte mit den Wimpern. „Ich bin kein Mörder ... blutig sind meine Finger nicht ... und doch die Hände derer, die mir dienten. Hab' ich nicht frech dem Höchsten Fehde angekündigt? Muß nicht der Mächtige von oben seine Verächter vernichten und seine Hasser hassen?"

„Nein, wer zu ihm kommt, den wird er nicht hinausstoßen."

„Einige muß er verstoßen."

„Dich nicht, Kurt, und keinen, der zu ihm kommt."

Der lang Ausschreitende stand einen Augenblick still. „Das dünket mir nicht menschlich und schier unmöglich."

„Es ist eben göttlich und so viel größer als Menschenverstand daß es geglaubt werden muß."

Von neuem fragte Kurt, und mit Beharrlichkeit gab Paulinus zur Erwiderung das Wort, das er von dem unehrlichen Henker gelernt: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.

Über die grauen, dampfenden Watten glitt ein fahler Morgenschein.

„Kehre um!" bat der eine, „ich finde jetzt allein den Weg nach dem Strande ... es könnte der Wattendunst zum Nebel sich verdicken."

Barsch erwiderte der andere: „Nein, ich gehe nicht von dir, ehe ich mit meinen Augen die Dünen sehe."

Der Vikar raffte sein Gewand hoch, und der Lauf wurde zum stürzenden Rennen.

„Kurt, ich beschwöre dich, kehre um!"

Der Mann zu seiner Linken gab keine Antwort und hielt gleichen Schritt und Sprung mit ihm.

Paulinus' Mund sprach nicht mehr, sondern holte tief Atem, und das Messer der Milz stach ihm die Seite.

Endlich erblickten sie die weißlich schimmernden Sandberge und schieden mit hastigem Händedruck.

Kurt rannte zurück über das Watt — eine weglose Straße von mehr als drei Stunden lag vor ihm. Völlig schlief noch der Wind. Wenn er sich nur regen und erheben würde! dachte der Wattenläufer und witterte mit hochgezogenen Brauen in die Luft, die sich offenbar verdickte.

Wehe! Was dort vor und hinter ihm und überall gräulich und gespenstisch aufstieg und rings ihn umzingelte, das war der Nebel, der fürchterliche und unentrinnbare Westsee- und Wattennebel. Das wallte und ballte sich und griff nach ihm mit klebrig kalten Händen.

Seine Augen stierten in den Dunst, und seine Stimme schrie nach oben: „Wer webt das Nebelnetz, in dem ich mich verstricke?“

Er stampfte keuchend, und der hochspritzende Schlamm bewarf ihn mit Schmutz, wenn er über die Wasserrinnen sprang. Schwollen nicht die Rinnsale zu breiten Prielen, als brächen unter ihm alle Quellen der Tiefe auf? Die Höhe und die Tiefe, der ungreifbare Nebel und das unheimliche Wasser schlossen einen Vernichtungsbund wider ihn.

Vorwärts jagte der Gehetzte. Wo war sein Boot, sein Boot? Der Ort, wo es auf dem Sande lag, mußte nach seiner Berechnung erreicht — oder im Nebel verfehlt sein. Er sah und suchte hin und her, vor- und seitwärts, zur Rechten und Linken.

Da stieß er auf Menschenspuren — auf die Stapfen seines eignen Fußes. Der, welcher den sichren Watteninstinkt hatte, war in die Irre, war im Kreise herumgegangen. Einen tiefen Priel mußte er durchwaten und kannte nicht den Wattenbach.

„Wo bin ich? Gott! Isas Gott, Paulinus' Gott! Mein Gott! Wo bin ich?“

Gab der Allhörende Antwort? Horch, ein Rauschen, wie fernweite Brandung drang deutlich an sein Ohr. Die Flut wälzte sich heran, langsam und vernehmbar in der Windstille.

„Ich bin verloren . . . Gott hat gesprochen.“ Seine Knie knickten, seine Kräfte erlahmten.

Aber er behielt die Stärke und Gegenwärtigkeit des Geistes, und sein Blick blieb scharf und spähend.

Eine Seegosse durchschwimmend, erreichte er eine hohe Sandbank und sagte: „Hier will ich die Flut überdauern oder sterben.“

Zum Glück lag daselbst ein angeschwemmtes Ruder, womit er den Sand aufwühlte und zu einem kleinen Erdhügel zusammenschaufelte. Allen Tang, den seine Hände in Eile raffen konnten, türmte er darauf.

Auf dieser winzigen Wurt stand Kurt Widerich, auf die Ruderstange gestützt. Dichter wallte der Nebel, höher wogte das Wasser. Sanft und stetig schwollen die spiegelglatten, unschuldig gluckſenden Gewässer — die

ganze Sandplatt war von ihnen bedeckt. Neugierig und dreist leckte ihr Wellengekräusel an dem kleinen Erdhügel empor, und als das sanftmütige Wasser des Wattläufers Füße netzte, klatschte es leise wie schadenfröhliches Gekicher. Hihi! Wir haben und halten ihn.

Vor dem Blanken, Flüssigen, Furchtbaren, vor diesem unfaßbaren Feinde, der eisigkalt an seinem Leibe emporkroch, entsetzte sich der tollkühne Räuber, der kein Grauen gekannt.

Zum Himmel, den er nicht sah, ging sein verzweifelter Blick empor und aus seinem Munde ein gellender Schrei: „Gott, Gott! Errette mich, nicht um meinet-, sondern um meines Weibes willen, das ohne mich verloren und eine wehrlose Beute der Ruchlosen ist. Sobald ich sie an einen sichern Ort gebracht habe, halte über mich ein gnadenloses Gericht und sprich das Urteil nach der Schärfe deiner Gesetze!"

Um seine Knöchel — um seine Knie spielten die kleinen, feinen Flutwellen, das silberne Haargekräusel der grausigen Meergöttin, welche die Ertrinkenden hinabreißt.

Höher stieg das Wasser und umplätscherte seine Brust. Er merkte trotz der Meeresstille die Macht der Strömung, die ihn von seiner Wurt zu werfen trachtete. Aber er lehnte das Ruder gegen den Rücken und stemmte sich mit seiner Kraft dagegen.

Über das endlos weite, in Nebeldunst gehüllte Westmeer ragte ein regloses Menschenhaupt — ein bleiches, ehernes, unbewegliches Antlitz mit übergroßen, nach aufwärts gerichteten Augen.

Die Lippen des Menschenhauptes öffneten sich. „Jetzt muß ich sterben und meine Seele beschicken ... keine Handspanne stehet zwischen dem Tode und mir."

Sein eignes, wegwerfendes Wort klang vor seinem Ohr. Was ist die Taufe? Er mußte die Frage aufheben und wie eine erdrückende Last schleppen.

„Was ist die Taufe? Zum Lohn meiner Taten werde ich mit der Wassertaufe dieses langsam qualvollen Todes getauft. Nach einem Stündlein ist mein Leib gestorben und treibt mit der Strömung ... wohin ... und was dann? Ist der verfaulende, von Aalen und Rochen angefressene Leichnam das letzte von mir? Nein, nein! Was meine Seele, die kein Ende findet in Flut und Feuer? Sag es mir, du Schöpfer des unsterblichen Geistes! Was wird aus meiner Seele werden ...?

„Nach der harten Bede, die ich, der getretene Wurm, der Welt geben wollte, nach meiner eignen Satzung, Zahn um Zahn, Schlag um Schlag, Beule um Beule, wird mit mir gehandelt. In meinem Trotz habe ich nicht wider Menschen, sondern wider Gottes Majestät Aufruhr gemacht. Darum werde ich getauft in den ersäufenden Wassern."

Bis ans Kinn plätscherte die steigende Flut, und die dichte Nebelmasse zerriß in wallende Fetzen.

Kurt öffnete den Mund und schrie über das Meer zu dem auf-

hellenden Himmel empor. „Bist du nicht ein Gott der Barmherzigkeit? Ich glaube an deine Güte und weiß, daß du mein unschuldiges Weib und mein sündloses Kindlein nicht verlassen, daß du keinen, auch nicht mich, den schlimmsten und größten, im Schwefel jeder Schlechtigkeit gesottenen und verstockten Übeltäter, hinausstoßen wirst. Mag mein Leib vergehen . . . aber reiß meine Seele heraus und hebe sie von hinnen! Taufe mich, Herr, mit deiner Todestaufe, aber laß meine Seele nicht dem ewigen Tode!"

Er glaubte in dieser Stunde an den Gott, der keinen verstößt, und in die geöffneten, zum Himmel erhobenen Lippen drangen die ersten Spritztropfen des salzigen Wassers.

Solch starke, gewalttätige Menschen tun gleich wie allem andern, so auch dem Himmelreich Gewalt an und machen in jäher Umkehr den Riesensprung von Tod zu Leben.

Nach seinem letzten Wort und Gebet schloß Kurt Widerich die Augen und gab sich in die Hände des ewigen Erbarmers.

Leise und immer leiser brach die Sonne durch die aufgescheuchten und fliehenden Nebeldünste.

Über das weite Westmeer ragte ein regloses Menschenhaupt. Der Reckenkörper stand starr und aufrecht gegen das Ruder gelehnt.

War er schon tot? Und wollte der eiserne Leib nicht stürzen, noch dem Tode sich ergeben?

Nein, der bis zum Halse im Wasser stand, schlug die Lider auf und sah, daß die Flut von seinem Kinn um etliche Striche gefallen sei.

O, der staunende, o, der dankbar brünstige, unbeschreibliche Blick, mit dem er zur Sonne, dem wärmenden, leuchtenden Gottesauge, emporschaute. Also wird der Blick der Gestorbenen sein, wenn sie am Urständstage das lächelnde Antlitz des weckenden Gottes sehen.

Er reckte und streckte die eisigen Arme. Langsam ebbte das Meer, Strich um Strich, und immer neue Lebenskraft durchströmte die erstarrten Glieder.

Sechs volle Stunden hatte er auf der winzigen Wurt der Sandbank die Flut ausgehalten. Als die Gewässer gesunken waren, watete er mit langen Schritten und sah im Sonnenscheine ganz in der Nähe den Helgenässer Turm.

Vor dem Bette kniete der triefende Mann und umschlang sein Weib. „Isa, ich habe heute von Gott meine Taufe erhalten und bin ein neuer Mensch geworden. Der alte Teufels-Widerich, dessen Faust wider jedermann war, ist ersäuft in der salzigen Flut. Wir wollen, sobald du aufstehen kannst, von dieser Stätte entweichen und das entartete Schiffsvolk seinem eignen Geschick und Gericht überlassen."

„Gelobt sei Gott, gelobt sei Gott! Ich bin genesen . . . unser Friedereich tut nichts als trinken und schlafen . . . sieh, ob unser süßes Büblein nicht balde lächeln wird."

Der Vater küßte das Knäblein, das dazu große Augen und ein greinerliches Gesicht machte.

Aber Isa, die in Trübsal erprobte Frau, lächelte wie in den Tagen ihrer allerhellsten Kindheit. — — (Forsetzung folgt)



Himmelsbrunnen

Von

Maurice von Stern

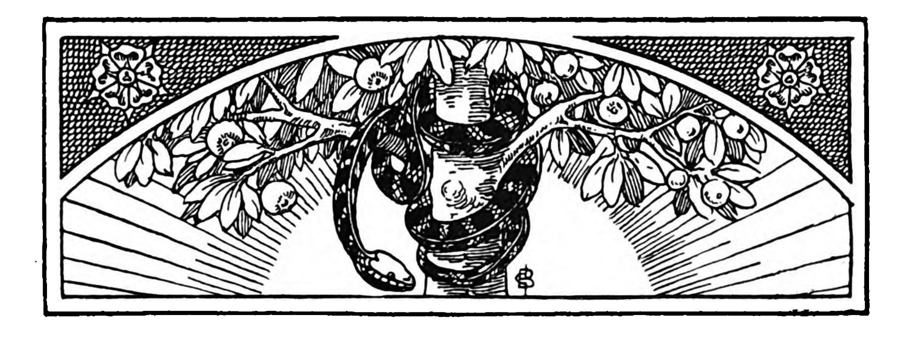
Wildrosen am Strand, Wildrosen wie Schnee.
Rings Traum nur und goldenes Lachen.
In Zauber versunken atmet der See,
Durch Binsen streicht zischelnd der Nachen.
Horch! Horch! Und da gluckert verstohl'ner Schall - -
Hol über, du feiernder Ferge! —
Es schluchzt in den Schluchten der Wasserfall,
Und der Blauduft spinnt um die Berge.

Schon spiegelt den Himmel ein sel'ger Wahn:
Tief blaut's unter gleitendem Kiele.
Es wiegt sich auf Wasserrosen mein Kahn
Und schaukelt als Wolkengespiele! — - - —
Da! Täuscht mich ein Zauber? Der Nachen sinkt,
Wir fallen hinein in den Himmel!
Aus ew'gen Tiefen das Abendrot winkt
Und es tönt wie Glockengebimmel. - — —

Durch Wolken und Schlingkraut gleitet das Boot
Tief hinunter ins Bodenlose.
Ich greife hinein in das Abendrot
Und — pflück' eine Wasserrose.
O Himmelsbrunnen, du tiefblauer See,
Ich stürze in dich, zu erwachen
Dort unten im himmlischen Wonneweh,
Wo die ewigen Quellen lachen. - — —

Wildrosen am Strand, Wildrosen wie Schnee.
Rings Traum nur und goldenes Lachen.
In Zauber versunken atmet der See,
Durch Binsen streicht zischelnd der Nachen.
Ich hör', wie aus Fernen, des Ruderns Schall.
In Schweigen gebannt steht der Ferge . . . .
Es schluchzt in den Schluchten der Wasserfall,
Und der Blauduft spinnt um die Berge.





Lilith

Von

Richard Bredenbrücker

Meist weiß man vom ersten Weibe wenig mehr, als daß Goethe in der romantischen Walpurgisnacht des Faust seiner erwähnt:

Mephistopheles.

Betrachte sie genau.

Lilith ist das.

Faust.

Wer?

Mephistopheles.

Adams erste Frau.
Nimm dich in acht vor ihren schönen Haaren,
Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt.
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt sie ihn sobald nicht wieder fahren.

Da nun in den jedermann zugänglichen Werken nur Weniges und Ungenaues über Lilith zu finden ist, so will ich ihr Bild auf Grund da und dort in den Lehren der Rabbinen verstreuter, auf sie bezugnehmender Stellen in einer Dichtung geben.

Sowohl die Vorgänge beim Erschaffen der Welt als auch die ersten Zeiten der Menschheit haben die Rabbinen zum Grübeln angeregt, und wir dürfen annehmen, daß sie dabei teils ihre Phantasie frei walten ließen, teils auf ihnen vertrauten, uns jedoch verloren gegangenen frommen Sagen weiterbauten.

Schon die Mehrzahl ‚Elohim' (Genesis I, 26) reizte sie zum Nachsinnen. Rabbi Schimon und andere lehrten, Elóah habe seinen Plan, Menschen zu schaffen, zuvor mit den Engeln beraten, worauf diese in Rotten sich geteilt, von denen die einen, die Sephiróth, ihm zugejubelt, die bösen

aber, die Keliphóth, ihn schroff getadelt hätten. Anderer Anschauung huldigten die getauften Juden der Apostelzeit; ihrem Glauben nach hatten Gott-Vater und Gott-Sohn im Vereine die Welt und was auf ihr als vollkommenes Gebilde aus dem Nichts entstehen lassen.

Der Glaubenssatz, die Ordnung der Zeiten sei bereits vorm Erschaffen der Welten gewesen, und diese seien vor ihrer jetzigen Form vom Schöpfer mehrmals zertrümmert und darauf wieder aufgebaut worden, wurde von zahlreichen Gottesgelehrten des Judentums verfochten. Nach der Lehre des Rabbi Samuel, Sohn des Nachman, war Adam bis ans Firmament reichend, mit zwei Angesichtern und einem Doppelleib aus Elóahs Händen hervorgegangen. Weil aber daraufhin die Hüter der Himmel Adam gleichfalls für einen Gott hielten und ihn anbeteten, ließ Elóah Schlaf auf ihn fallen, während dessen er ihn zersägte und zu der Gestalt zusammenschrumpfen ließ, die wir nun tragen. Da lächelten die Sephiróth über ihren Irrtum und über sich selbst.

Auch Eva, ihr Verhältnis zum ins Kleid einer Schlange geschlüpften Sammaël, auch Kain, der nach dem Jalkut chádasch von Adam nur den Leib, von Sammaël jedoch den Geist bekam, und Abel gewinnen im Munde der Rabbinen andere Gestalt als in der Genesis.

Eine große Rolle in rabbinischen Legenden spielt der Schóddai, das Siegel des heiligen und gebenedeiten Gottes, auf dem sein Name, der Schem hammephorásch, geschrieben steht. Unter verschiedenen Namen tritt er verschiedentlich auf. Bereits vorm Beginne der Tage entlockte ihn, als ‚Beka‘, der Kelipha Kasdeja dem Erzengel Michael, seinem Hüter; durch seine wunderbare Kraft erhob sich Aster, die Geliebte des Schamchusi, eines gefallenen Engels, in die Himmel und wurde, weil sie ihre Unschuld wider Schamchusi verteidigt, von Jehovah als Stern in die Plejaden gesetzt. Als ‚Schamir‘ war er im Besitze des Königs Salomo, der mittels seiner die Geister zwang, zum Tempelbau schwere Steine zu schleppen. Einmal überlistete Aschmedai, der Oberste der Keliphóth, Salomo, und dieser gab ihm den Ring in die Hand. Da wurde Salomo flugs zum Bettler, und Aschmedai thronte in der Gestalt des Sohnes Davids drei Jahre über Israel. Erst als Jehovah sich Salomos erbarmte, warf Aschmedai den Schamir ins Meer, wo ihn ein Fisch verschlang. Ein Fischer erkannte beim Öffnen seines Fanges den Ring als den des Königs und lieferte ihn diesem aus: so gelangte Salomo wieder zur Macht. Spätere Rabbinen melden, der Schamir sei in Jesu Händen gewesen und habe es ihm ermöglicht, eine Zeitlang dem Nachstellen seiner Feinde sich zu entziehen.

Ergänzungen zu Genesis VI, 2 bieten die Schriften der Rabbinen verhältnismäßig wenig. Darum ist es willkommen, daß das Buch Henoch den Vers zu erweitern gestattet.

Schon der ehrwürdige Name seines angeblichen Verfassers — allem Anscheine nach rührt es jedoch von mehreren Autoren her — der wegen seines frommen Lebens würdig befunden wurde, am Ende seiner Tage lebend



zum Paradiese einzugehen, und welcher laut in Tirol und anderwärts heute noch herrschendem Volksglauben vorm Weltgericht mit dem Propheten Elias zum Bekehren der Sünder auf die Erde steigen wird, verrät, daß man das heilige Buch hoch in Ehren hielt.

Ebenso merkwürdig wie sein Inhalt ist sein Schicksal.

Der heilige Augustin und dessen Zeit waren noch mit ihm vertraut. Dann geriet es in Vergessenheit. Ende des achten Jahrhunderts zitierte der gelehrte Mönch G. Syncellus einige Bruchstücke aus ihm in seinen Schriften. Aber erst im Jahre 1773 glückte es dem englischen Reisenden J. Bruce, zwei Originalhandschriften in äthiopischer Übersetzung und zwei Kopien derselben in einer kleinen, entlegenen christlichen Kirche in Abessinien wieder zu entdecken. Solange unsere Kenntnis des Buches Henoch einzig auf genannte Übersetzungen und die griechischen Bruchstücke beschränkt ist, und solange wir den hebräischen Urtext nicht kennen, werden Behauptungen über die Zeit der Entstehung des Werkes, von dem etliche Teile in anderer Fassung möglicherweise uralt sein dürften, vielleicht nicht ganz mit Unrecht Mutmaßungen genannt werden.

Nicht allein die Empörung der bösen Engel gegen Gott, nicht bloß die Namen der Abtrünnigen, die den Töchtern der Menschen sich gesellten, nicht nur das Sündhafte, was verschiedene von ihnen die Sprossen Adams lehrten, berichtet es eingehend; nein, es zeigt uns auch Henoch, wie er, gleichsam ein Vorläufer Dantes, unter Leitung von Engeln im Geiste die Stätten der Ungerechten und Gerechten durchwandert, wie er die Geheimnisse und Wunder der Himmel schaut und Belehrung über den Bau der Welt, über den Wandel der Gestirne und über den Tag des Gerichtes empfängt. Im Gehinom vernimmt er die Stimme des Geistes Abels, der über Kain so lange klagt, bis dessen Same vom Angesicht der Erde getilgt sein wird; vor Gottes Thron dagegen hört er den Lobgesang der himmlischen Heerscharen.

Was schließlich Lilith betrifft, die erste, die dem Manne sich ebenbürtig dünkt und sich ihm nicht unterwirft, so war es mir unmöglich, alle kleinen, von ihr berichteten Züge in den Rahmen, den ich mir steckte, zu fügen. So rät zum Beispiel Scháar Kirjath arba, Kinder, die in der Nacht des Sabbats oder der des ersten Tages des Monats im Schlafe lachen, solle man auf die Nase schlagen und sprechen: „Gehe hinweg, du Verfluchte, denn dir ziemt nicht, hier zu weilen!“ damit ihnen Lilith nicht schaden könne. Fernerhin wird gemeldet, dem Manne nahe sie mitunter in der Gestalt seines Eheweibes, um von ihm Mutter neuer Teufel und Gespenster zu werden. Wie sie treiben es ihre Nachkommen.

An Mitteln, sie und ihre Sippe zu schauen, fehlt es nicht. Verbrennt man die Nachgeburt einer schwarzen Katze, die zum ersten Male geworfen, zerstößt dann die Asche zu Pulver und streut sich davon etwas ins Auge, so sieht man die Unheilbringenden; in abends vors Bett gesiebter Asche markieren sich ihre Tritte morgens als Abdrücke von Hahnenfüßen.

Über versiegelte Dinge haben die Unholde keine Gewalt. Wer nach einem von ihnen ein eisernes Rohr wirft, der zwingt ihn, in dessen Höhlung zu schlüpfen; versiegelt man es dann schnell mit einem eisernen Siegelringe, so macht man den Spukgeist für immer unschädlich.

Rabba genes. verlegt Liliths Auftreten in spätere Zeit, wo Adam und Eva, nachdem sie nach der Vertreibung aus Eden einander gelobt, sich 130 Jahre in Treue zu meiden, mit Dämonen Umgang pflegten.

Nicht unerwähnt sei, daß der Aberglaube der Zigeuner einen Krankheitsdämon Lilyi (d. i. die Schleimige) nennt, dessen Wesen eine Reihe der althebräischen Lilith verwandte Züge zeigt.

* * *

Und sprach am sechsten Tage zu den Sephiróth und Keliphóth: „Lasset uns Menschen machen nach unserem Ebenbilde und nach unserem Gleichnis!"

Da verwunderten sich die Sephiróth und fragten Elóah: „O du Haupt der Tage, weshalb gedenkest du zu pflanzen die Weisheit auf Erden?"

Er aber antwortete: „Auf daß Güte und Treue dort einander begegnen und Gerechtigkeit und Frieden sich paaren."

Hadárniel aber, einer von den Obersten der Sephiróth, sprach: „O du Herr der Welten, was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest? Warum verachtest du Einziger deiner Welt also die Zierden deiner Himmel und sinnest, die Wahrheit zu werfen auf die Erde und zu gießen eine Spur deines erhabenen Geistes in eine nichtige Schale?"

Da Aschmedai, der König der Keliphóth, das hörte, lachte er.

Und Elóah fragte: „Warum verhöhnest du ihn, Freund der Finsternis?"

Da erhob Aschmedai seine Stimme und spottete: „Wer vermag zu erforschen unsere Gedanken und darf sich erdreisten, zu tadeln, was ihm verborgen ist? Wie soll Friede den Menschen werden, wenn die, so sie machen wollen, schon hadern?

„Sind die Sephiróth nicht zanksüchtig gewesen vom Tage an, da du sie erschaffen hast und haufenweis von dir mit dem kleinsten Finger verbannt worden?

„Heiße deine Schar schweigen, wie die meine schweigt, und laß uns Menschen gestalten, die uns gleichen."

Und Elóah deuchte Aschmedais Rat gut.

Da formte Elóah den Menschen aus Staub und ließ in ihn strömen seinen lebendigen Atem.

Und nannte ihn Adam, weil dieser war Spreu vor seinem Hauche.

Und steckte einen Ring von Eisen, darauf stand eingegraben der geheime Name Elóahs, bei welchem erbeben die Welten und Himmel, an Adams Finger und sprach: „So du ihn drehest rechterhand und nennest den Namen dessen, der dich erwecket hat, so wird dir gegeben werden, was du erbittest."

Da priesen die Sephiróth Elóah: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Geister, er erfüllt die Erde mit Geistern!"

Und knieten um Adam und riefen: „Du Heiliger, wer gleichet dir auf Erden!"

Als Aschmedai solches Lob hörte, spottete er wiederum: „Warum scheltet ihr und euer Herr mich ‚Freund der Finsternis'? Tastet ihr nicht selbst im Dunkeln? Sehet ihr nicht, was dem Menschen fehlet?

„Wo ist, was seine Seele speist mit Freude und sein Herz tränket mit Wonne?

„Soll sein Verlangen, Gerechtigkeit zu üben und Frieden zu schaffen, wie Wasser durch den Boden des Siebes rinnen und wie der Regen in der Wüste und der Tau auf durstigem Lande jäh vertrocknen?"

Da murrten die Sephiróth: „Was zeihest du uns der Streitsucht? Tadelst nicht du das Werk des Helleuchtenden?"

Aschmedais hochmütige Worte aber gefielen Elóah sehr übel, und er rief: „So sorge du, Dunkelsinniger, daß der Mensch vollkommen werde!"

Da bildete Aschmedai aus Staub das Weib und weckte es mit einem Kusse zum Leben. Und nannte es Lilith.

Und die Keliphóth neigten sich vor ihr und jauchzten: „Elóah hieß den Staub Gestalt annehmen und wandeln, Aschmedai aber veredelte ihn und ließ aus ihm strahlen Lilith, Adams Licht!"

Und Aschmedai führte Lilith zu Adam und sprach zu ihm: „Bist du der Weise, dem diese Fessel leicht und lieblich deucht?"

Und Adam gewann Lilith lieb.

Elóah aber und die Sephiróth fanden an ihr nicht Gefallen.

Denn sie war herrlicher und schöner von Antlitz und Gestalt als die Cherubim, Ophanim und Seraphim, und ihr Leib war weißer denn der Schnee und röter als Rosenblüte.

Auch erglänzte ihr Haar gleich Gold und war anzuschauen wie ein weiter Mantel.

Und sobald sie ihre Augen aufschlug, schämten sich die Sonne, der Mond und die Sterne und bestanden mit Schanden.

Darnach begab es sich, daß Adam und Lilith im Garten gingen, darein Elóah sie gesetzt hatte. Und sie freuten sich der Bäume, Tiere und Wasser in Eden.

Da es nun Mittag ward, sprach Adam zu seinem Weibe: „Laß uns ruhen im Haine, bis die Nacht die Schwingen der Finsternis entfaltet, damit uns die Glut der Sonne nicht senget."

Und es war daselbst unter den Sarira- und Galbanumbäumen ein Hügel, klein und von Gestalt wie ein Gestühl. Und hatten ihrer beide darauf nicht Platz.

Da sprach Adam zu seinem Weibe: „Lege du dich unten hin, derweil ich mich oben setze."

Lilith aber ergrimmte und antwortete: „Ich will nicht unten liegen und dir untertänig sein!"

Da sprach er: „Ich ward vor dir erschaffen! Darum gebührt es dir, unten, mir aber, oben zu sein und zu befehlen."

Sie jedoch lachte: „Wir sind beide gleich; denn wir sind aus Staub gebildet!"

Und keiner von ihnen wollte dem anderen sich fügen, sondern stritten miteinander.

Und als es geschah, daß Adam mit Lilith rang, um sie zu zwingen, ihm zu gehorchen, da riß sie, ehe man zusah, den Ring, darauf eingegraben stand der geheime Name Elóahs, von seinem Finger.

Und da sie ihn ansteckte und rechterhand drehte, rief sie an ihren Schöpfer. Und flog alsbald in die Luft.

Adam aber ging umher im Garten Eden, damit er sie suche.

Und da die Morgenröte ihre Wimpern erhob und er Lilith noch nicht gefunden hatte, stand er im Gebete vor Elóah und schrie: „O du Hirt der Gestirne, höre mich, höre mich, höre mich! Meine Seele ist gesättigt vom Leid! O, daß ich meine Tränen ausschütten könnte wie eine Regenwolke, auf daß ich Ruhe bekäme vorm Kummer meines Herzens!

„Merke, das Weib, so mir zugesellt ward, hat den Zaum gelöst und ist in die Himmel hinaufgestiegen, um mich zu verklagen!

„Wer ist's, der sein Herz darüber nicht erweichen ließe und dessen Nieren nicht erschüttert würden von meinem Jammer?"

Da fühlte Elóah, als er von seiner heiligen Höhe zur Erde herabsah, Mitleid mit Adam und sann, wie er dessen Leid dämpfe.

Und sprach: „Sie ist Geist vom Geiste ihres Vaters, und der Staub, aus dem sie erschaffen, ist in Aschmedais Hand unrein geworden. Und das Unreine ist die Sünde, und alles, was Sünde ist, entspringt unreinem Geiste.

„Höret mich, ihr Wächter der Himmel! Ich schwöre euch, wie ein Berg nicht zum Sklaven eines Tales ward noch werden wird, noch eine Magd Anhöhe eines Weibes, so ist auch die Sünde nicht von mir zur Welt gesandt worden, sondern der Mensch hat sie aus seinem Kopfe erschaffen.

„Wehe ihr, die der Sünde den Grund gelegt und den Schmerz hat erwecket auf Erden!"

Und er sandte drei Engel nach Lilith aus.

Dies sind ihre Namen: Segánsagel, welcher auch heißet Metatron, der Engel aller Weisheit, Jesisia, der Engel der Gesetze, und Sandálfon, der Engel des Feuers.

Und Elóah sprach zu ihnen: „Wenn das Glied wieder zum Haupte kehret, sei ihm verziehen; so es aber sich störrig zeigt, wie sein Schöpfer, soll es gestraft werden."

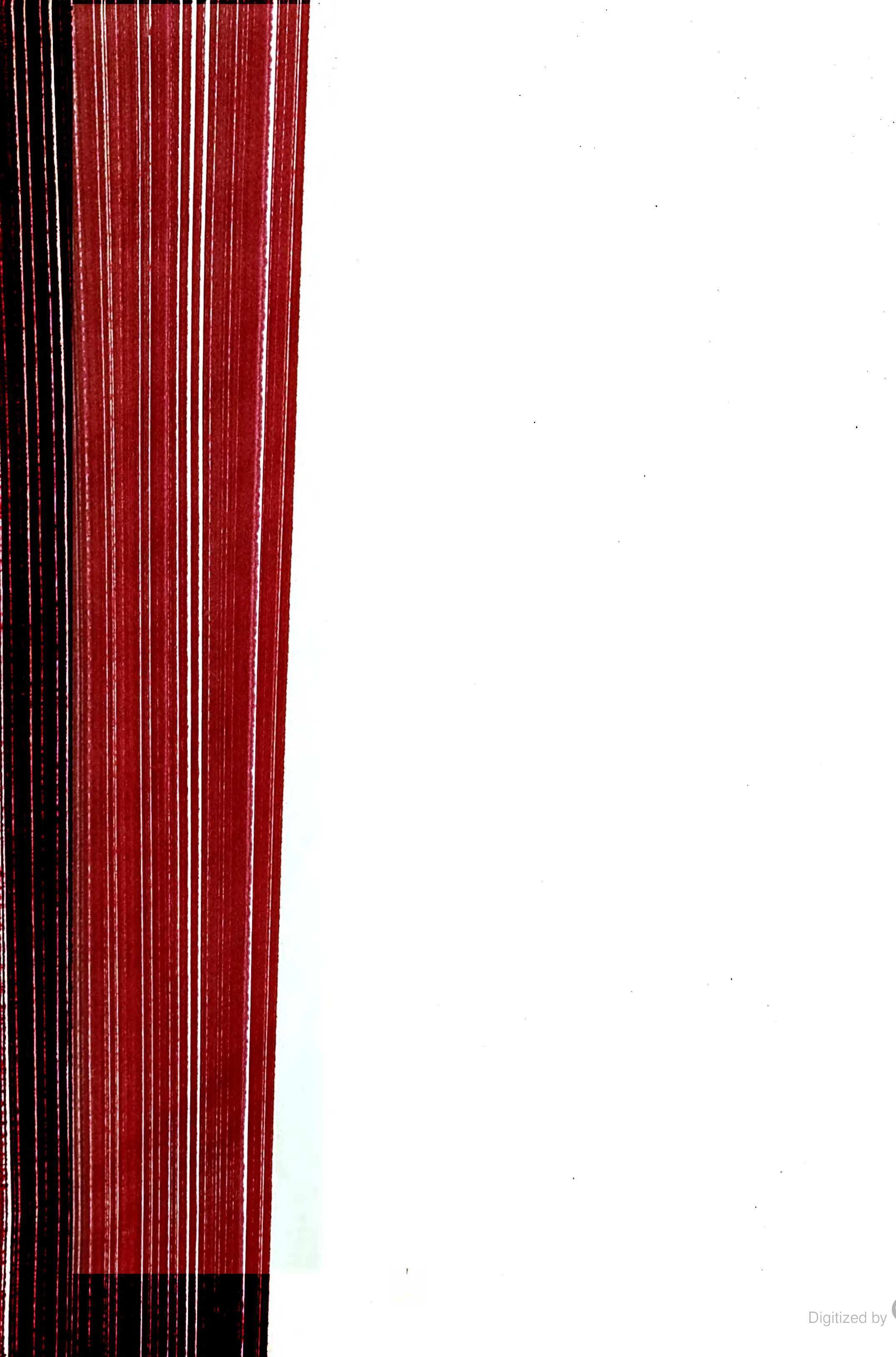
Also erhoben die drei ihre Schwingen und eilten vom Aufgang zum Niedergang und vom Niedergang bis zum Mittag.

Und flogen bis an die Enden der Erde, wo Mauern aus Kristall-



Th. Rousseau
Nach dem Regen

Nach Phot. von Braun, Clément & Cie. in Dornach



steinen das Gewölbe des Himmels stützen und die zwölf Tore geöffnet sind, aus welchen die Winde hervorgehen und über die Erde hinwehen.

Auch stehen daselbst die sechs Türme, daraus die Sonne, der Mond und die Sterne aufgehen, und die anderen sechs, darein sie untergehen.

Und als Segánsagel, Jesifia und Sandálfon fünf Tage immer hin und wieder her geflogen, fanden sie am sechsten, da die Sonne ihre Fittiche sinken ließ, Lilith im Osten im Meere von Samku auf der Insel, die da heißet Dêndâin.

Es war aber auf der Insel eine Höhle, in der Asa und Asaël, zween Keliphóth, sich verborgen hielten.

Diese waren Adam wegen seines Weibes neidig gewesen und hatten von der Stunde an, da es erschaffen, darnach getrachtet, es ihm zu nehmen, damit es ihr Lager teile.

Und da Lilith von Eden aufflog, gesellten sie sich zu ihr und sprachen: „Preis dir und gepriesen sei dein Name, die du den Staub von dir geschüttelt hast und in unser Reich aufgestiegen bist!

„Heil dir, die du dich befreit hast von dem, der gestrebt hat, dich zu erniedrigen und zum Schemel seiner Füße zu machen!

„Bleibe bei uns, deinen Brüdern, und wir werden dich schützen vor deinem Feinde."

Und da Asa und Asaël ihr weiter schmeichelten, fand sie Gefallen an den beiden und wandte ihnen ihr Herz zu.

Als aber Lilith ihre Augen aufhob und Segánsagel, Jesifia und Sandálfon in der Ferne auf Dêndâin niedersteigen sah, da erfaßte sie gewaltiges Zittern und Furcht.

Und sie lief in die Höhle und sprach zu Asa und Asaël: „Wie soll ich die Boten Elóahs anreden?"

Da rieten die beiden: „Heiße sie sagen, was sie begehren, und höre."

Und als Segánsagel, der Engel aller Weisheit, vor die Höhle kam, sprach er zu Lilith: „Wende dich wieder zu dem, den Elóah erkoren hat, deine Hoffart und Unbeständigkeit zu zügeln, deine Schwachheit zu stützen und zu stillen dein Sehnen!

„Warum hängst du, Närrin, dein Herz an die Verworfenen, welche am Ende der Tage keine Stätte haben bei den Auserwählten, sondern werden schmachten in Dumpfheit in Ewigkeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit am Orte, wo nichts geschieht?

„Soll die Weisheit keinen Platz haben, wo sie wohnen sollte, und wieder ihren Sitz nehmen in den Himmeln?"

Lilith aber blieb stumm und lachte zu den Worten des Engels aller Weisheit.

Da erhob Jesifia, der Engel der Gesetze, seine Stimme: „Gedenkest du, Staub vom Staube, zu kreuzen den Willen Elóahs, dem das Nichts, wenn er es anlächelt, Welten gebiert, und vor dem Welten zu nichts werden, so er sie finster anblicket?

„Merke auf, das Gesetz ist die Leuchte für die, so schlafen, und für die, so nie schlafen. Und die ihm gehorchen, werden erquickt von seiner Wärme; die ihm aber trotzen, wird quälen seine Kälte.

„Denn der König aller Weisheit hat es gefestigt, und ein Sephirah und Kelipha hindert es nicht, und keine Macht kann es hindern; sondern es ist der gerechte Wille des Hauptes der Welten und der Himmel."

Lilith aber blieb verstockten Sinnes und lachte wiederum zu den Worten des Engels der Gesetze.

Da ließ Sandálfon, der Engel des Feuers, seinen Atem wehen über das Erdreich und das Meer.

Und auf sein Gebot tat der Donner auf den Mund, und der Blitz ließ leuchten die Augen.

Und das Erdreich ringsum barst und spie Rauch und glühende Lohe aus.

Und das Meer brüllte und begann zu dampfen.

Da entsetzte sich Lilith, lief in die Höhle zu Asa und Asaël und sprach zu ihnen: „Helfet mir, damit ich das Verlangen der Boten Elóahs zur Narrheit mache und sie mich nicht verderben!"

Und die beiden rieten ihr: „Sprich zu den dreien: ‚Was sinnet ihr, mich zu ängstigen? Warum soll ich halten zu dem, den erschaffen hat der Lichte, da mich erweckte der Dunkle? Wollt ihr die flackernde Flamme lehren, sich zu paaren mit dem Eise der Ruhe?

„‚Hat Elóah vor den Sephiróth und Keliphóth nicht geschworen, bevor er die Erde formte und alles, was auf ihr ist, nie wolle er sie noch ein Quentlein davon zerstören, wie die Welten, so er vor ihr gebildet und wieder zertrümmert, weil sie ihm nicht gefielen, sondern er werde seinen Zorn stets bekämpfen und seine Saaten erst einbringen zur Zeit der Ernte?

„‚Steht dieser Schwur des Herrn der Herren nicht mit Saphir geschrieben auf dem kristallenen Boden vorm Alabasterthrone seiner Herrlichkeit, damit er und die vier Fürsten der Engel des Angesichts, Michael, Gabriel, Raphael und Uriel, ihn sehen bei Tag und Nacht und seiner gedenken?'

„Sprich auch zu den dreien: ‚Woher nehmet ihr also das Recht, mich zu vertilgen, so ich mich nicht wieder wende zu dem, der sich will aufwerfen zum Haupte und mich herabwürdigen zum Schwanze? Soll ich vielleicht ihn bitten, den ich verachte, er möge mir vergeben, daß ich lebe?'"

Da Lilith solchen Rat hörte, war sie froh. Und ging hinaus zu den anderen und sprach zu ihnen, wie Asa und Asaël ihr geraten.

Segánsagel, Jesisia und Sandálfon aber achteten ihrer Worte nicht, sondern drangen darauf, sie wegzuführen oder zu binden und ins Meer zu stürzen.

Da drehte Lilith in ihrer Herzensangst den Ring, so sie Adam entwandt hatte, an ihrem Finger rechterhand und schrie zu Aschmedai.

Und alsbald stieg er gleich einem Schilde zwischen ihr und den Abgesandten Elóahs aus der Erde.

Und er ergrimmte und rief: „Was streckt ihr Recken eure Hände nach der, die ich ins Leben rief, bevor sie die Früchte getragen, so ich erhofft habe?

„Wo ist der Tor, der die Sonne, den Mond und die Sterne rasten und umkehren heißt, ehe sie ihren Lauf vollbracht haben?

„So sie Strafe verdient, werde ich sie züchtigen; denn ihr Geist geht die Wege meines Geistes, und euer Gesetz ist nicht das meine, und eure Strafen sind nicht für die, so mir gleichen."

Und Aschmedai sprach weiter: „Wir alle wollen einen Eid schwören und durch Verwünschungen uns untereinander verpflichten, daß wir Lilith lösen im guten vom Zorne Elóahs."

Und er schloß einen Bund mit Segánsagel, Jesisia und Sandálfon, daß Lilith bei Asa und Asaël bleibe.

Und gab ihnen zurück den Ring von Eisen, den der ewige König aller Herrlichkeiten Adam anvertraut hatte.

Sie aber schwuren beim geheimen Namen Elóahs, daß Lilith und alle, die von ihr kämen, herrschen und auf Verderben ausgehen dürften an den Nächten der Sabbate und in den vier Sonnenwenden, die im Jahre sind, von der Zeit an, da die Sonne untergeht, bis in die Mitternacht.

Und gaben ihr daselbst das Recht, alle Kinder der Unkeuschen, die ihr Anlachen mit Lachen erwiderten, zu entkräften.

Lilith aber gelobte den dreien: „So ich euch, euren Namen oder euer Bildnis an einem Amulett sehe, will ich jenem Kinde nicht Gewalt antun."

Und sie nahm es an, daß jeden Tag hundert von ihren Kindern und den Kindern ihrer Kinder und von denen, die von diesen kämen, sterben sollten.

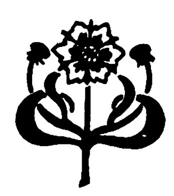
Aschmedai aber trieb aus von Dêndâin Lilith und die zween Keliphóth, die bei ihr waren.

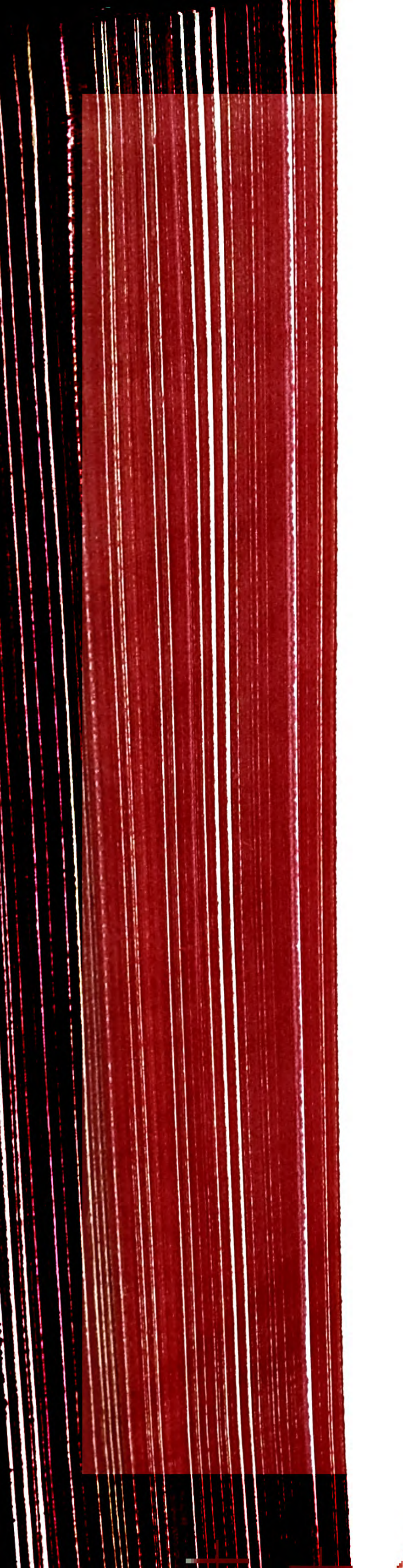
Und sprach: „Ein Gericht ist ausgegangen über die, so ich also hinausgeführet habe."

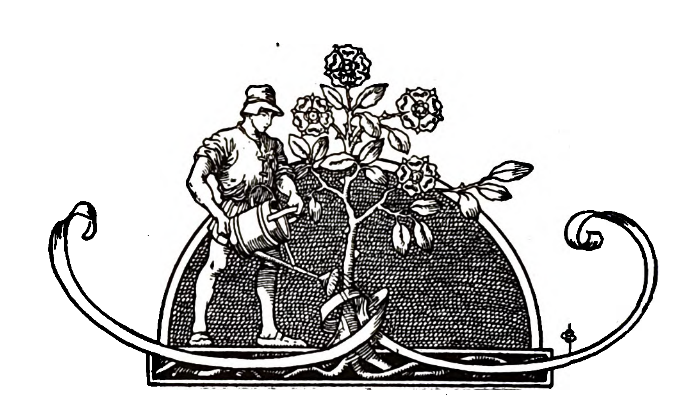
Und wies ihnen zum Wohnsitz an den Berg Nischpa, nahe den Bergen der Finsternis.

Also wurden versöhnt die Abgesandten Elóahs.

Und Lilith gebar die Náama, Igéreth und Máchalath, welche sind die Mütter aller Teufel, Nachtgespenster und Feldgeister.







Erster Sommer

Gedanken bei einem Bilde von Heinrich Vogeler-Worpswede

Von

Andreas Gildemeister

Unsere amerikanisierende Zeit! Die Zeit der „Woche“! Der Rede-, der veroberflächlichenden Reisewut! Des unbedingt nach außen Strebens, des Gründens, der Flotten- und anderen Vereine, des Geschreis über Weltpolitik und Übersee — kein Einsichtiger hat etwas gegen schweigsames Handeln auf diesem Gebiet, das die Hanseaten seit Jahrhunderten geübt haben —, ein Geschrei, das am lautesten von den meerfernen Binnenländern erhoben wird.

Gibt es noch Stille, noch Innerlichkeit? Noch irgendwo Leben und Persönlichkeit in bewußter Ablehnung der jagenden, geld-, ehren- und gar ordenshungrigen Außenwelt?

In der Malerkolonie Worpswede arbeitet einer ihrer begabtesten Begründer an der möglichst baldigen Herbeischaffung der Eisenbahn! Es ist ja das große Mißverständnis, daß man soziale Fürsorge, Hebung einer Landschaft zu bewirken meint durch Steigerung der materiellen Vorteile um jeden Preis, — wobei Charakter- und ästhetische Einbußen gar nicht oder kaum in Anrechnung gebracht werden. —

Danken wir Gott: es gibt doch noch stille Menschen und ehrgeizlose Einsiedler. Es atmen doch noch Seelen, die in der Zurückgezogenheit ihres Dorfes, ja ihres Gartens und Hauses den alten, allein richtigen Weg zu den verschwiegenen, ewig unerschöpflichen Quellen des Innenlebens zu gehen wissen. Die Welt spottet ihrer; aber die Welt könnte nicht ohne sie leben. Denn wirkliches und wahres Leben, nach dem doch alle dürsten, wird nur von den Stillen in der Stille aus der Stille geschöpft.

* * *

Auf einfacher Holzbank eine junge Frau, eine Mutter, das Erstgeborene auf dem Schoße. Ein wilder Rosenbusch, links neben ihr mit

vielfach sich schneidenden Zweigen üppig aufschießend, neigt sich als volles, dicht verschlungenes, blütendurchsetztes Geflecht über sie hinweg. Nur ein gedämpfter Strahl der jungen Sommersonne dringt durch und liegt als goldener Fleck auf dem Blondhaar des mütterlichen Hauptes. Ein leichter lichter Schein erreicht auch noch das Gelbblond des Kindes, das aus frischblauen, großen Äuglein mit leise emporgeschobenen Stirnfältlein sich, aus dem Bilde heraus, nach dem Beschauer umsieht. Aber die Mutter blickt gesammelt, stille in sich geschlossen, ihr ganzes Glück vor sich, in sich, auf das Kindlein nieder. — Ein kleines Stück grüner Wiese vor ihr, darin rosiger Klee und gelbe Ranunkeln sprießen. Ein Kissen unter ihrem rechten Fuß, das auch Blumen trägt, sorgfältig ausgemalte auf gestickter, schmal umlaufender Borte. Rosensträuße eingewirkt im lichtblauen Kleide der jungen Mutter. Gartenrosen auf ihrem Schoß neben dem Kinde und eine in dessen kleiner Hand. Alles leise und glücklich blühend, zartrot und zartblau und gelb und über allem goldig Grün. Traulich sitzt ein Vogel im Geflecht des überdachenden Rosenbusches. — Und nirgends ein greller Durchblick. Ein Fleck bläulichen Wassers durch den Busch sichtbar. Dann wieder Zweige und Zweige, Büsche und Bäume und Sträucher.

Es ist das stille, weltabgeschlossene, weltausschließende, das tiefste, selig durchsonnte und verschwiegen gedämpfte Glück. Das Glück, das uns weltseligen Söhnen der modernen Hast märchenhaft aussieht, und das doch für einen jeden da ist, der richtig zu verzichten weiß. Das Glück, das Rosen schützen und Vögel belauschen, das Lebensglück einfältig und tief blickender Menschen.

Der das gemalt hat, bedarf der Ozeane und Wüsten und Vulkane, bedarf ägyptischer Pyramiden und amerikanischer Wolkenkratzer nicht, um Inhalt für sein Dasein zu gewinnen. Ach, all das würde ihm nichts geben! Er will nichts von der Außenwelt. Er hat sein Haus und seinen Garten und die Bäume und Rosen seines Gartens und die Geliebte seiner Jugend als die Gattin und das Kind. Er hat vor allem das Herz und das Auge und die Hand, in diesem Schlichtesten und Nächsten, das ihn umgibt, den ganzen tiefsten Inhalt dieser großen Welt, durch welche Tausende und Hunderttausende in vergeblicher Jagd nach Befriedigung und Lebensinhalt reisen und rasen, zu erfassen: die Liebe.

Er will das Einfachste und gewinnt das Höchste, er verschmäht die Welt und findet seine Seele. Und er bereichert uns, die wir vor seinem schlicht-großen Werke sinnend stille stehen.

Das ist die hohe, die von keinem anderen Menschentun erreichte Aufgabe des Künstlers — sei er Tonkünstler, Dichter oder Maler —: das Alte immer neu, das Einfachste groß, das Tiefste und Nächste und Verborgenste als das kündlich große Geheimnis zu schauen und der Welt zu offenbaren.

Hier singt ein Sohn unserer friedenslosen, rastlos hastenden Tage das Lied des Friedens und der Stille.

Gehen wir doch hin, und verkaufen wir alle Projekte und Ehrgeiz-

träume unserer Torheit, und gewinnen wir — uns auf uns selbst zurückziehend — die eine köstliche Perle: den Eingang zum Ewigen in uns selbst. Und dann — wenn uns Singen oder Sagen oder Gestalten gegeben ist — aus diesem stillsten, tiefsten Brunnen geschöpft und geboten silberne Becher der durstigen Welt!

Das Ziel.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Ein Garten, längst verwahrlost und zerstört.
Giftblumen leuchteten auf feuchtem Grunde,
In grellen Farben. Niemand wußte Kunde,
Wem einst der herrliche Besitz gehört. . . . .
Wildfarren und Akanthus wogten dicht,
Schlingkraut umwob die uralt mächt'gen Bäume:
Ein ungeordnet Spiel verwegner Träume,
Kaum noch durchzuckt von irrverlornem Licht. . . . .

Und mitten in der Wirrnis dumpfem Bann,
Ein Reich des Schweigens, groß und unentweiht . .
Der heil'ge Schauer tiefster Einsamkeit:
Marmorne Stufen führten steil bergan,
Hoch, hoch empor, zu engbegrenztem Gang,
Der weit in die Zypressenwildnis drang.
Ein schmales, leuchtend blaues Himmelsband,
Hing über den gewalt'gen Wipfelspitzen.
Der Abendsonne rötlich Blitzen
Streifte die undurchdringlich grüne Wand,
Die hoch und ernst sich längs der Stufen reckte.
Wohin verlor sich dieser stille Pfad,
Den nur des Friedens weicher Fuß betrat?
Welch ein Geheimnis, das sich dort versteckte?
Vielleicht ein Märchenschloß aus alter Zeit,
Wo Herrenwillkür eifersüchtig wachte?
Vielleicht ein Tempel, fremdem Gott geweiht,
Wo Priesterhand seltsame Opfer brachte?

Zögernden Schrittes stieg ich sacht empor,
Als ob mein Nahn ein Heiligtum bedrohe. . . . .
Rings der Zypressenwald, der himmelhohe — —
Kein Lebenslaut, wie an des Todes Tor. . . . .
Ein leiser Windhauch trug den starken Duft
Von wilden Blumen, wie geheimes Locken. . . . .
Ich schritt . . . und schritt . . . und stand zuletzt erschrocken
Vor einer längst vergeßnen, offnen Gruft. . . . .





Pädagogischer Streifzug gegen den klassischen Idealismus

Wir haben in Deutschland eine Schulorthodoxie, die im Besitze der höchsten erzieherischen Weisheit zu sein glaubt und jeden Fortschritt, der von andern angebahnt wird, ignoriert, Versuche aber, das Gymnasium selbst zu reformieren, als Ketzerei verfolgt. Das Organ dieser Hyperkonservativen ist „Das humanistische Gymnasium", eine Zeitschrift, die von den Geheimen Räten Dr. Oskar Jaeger und Dr. G. Uhlig herausgegeben und von Direktor Dr. Aly besonders fleißig bedient wird. Liest man diese Zeitschrift, so ist einem zumute, als höre man das Rauschen des Windes in dürrem alten Eichenlaube, während ringsum schon junges Frühlingsgrün aus allen Ästen hervorbricht. Man findet darin Klagen über die völlige Preßfreiheit, und den Wunsch, daß der „reformwütigen Schreibseligkeit Einhalt getan" werde, oder, falls das nicht möglich sei, daß man der Tagespresse gegenüber jene Gleichgültigkeit übe, die in Ländern, wo die Preßfreiheit länger bestehe, ihre erfreuliche Gegenwirkung übe. Es wird dort unseren regierenden Kreisen als Schwäche angerechnet, daß sie viel zu viel Wert auf unkontrollierbare Äußerungen der vox populi lege (!) und der sensus farciminitatis, wie ihn Fürst Bismarck scherzhaft nannte, als beste Antwort für die Pfarrer Bonus, Gurlitt und Genossen empfohlen. Wer, wie Jaeger und Uhlig, ein Leben lang für seine Überzeugung gekämpft hat, der hat im Alter auch das Recht, gegen Neuerungen, die seine Lebensarbeit zu gefährden drohen, unwirsch zu sein. Anders steht es mit Aly, dem ich als einem Altersgenossen noch keinen Gerontenwein zuweisen kann, von dem man auch ein lebendiges Verständnis für die neue Zeit und für abweichende neue Geistesströmungen fordern darf.

Seiner Verbohrtheit gegenüber wirkt eine unlängst erschienene Schrift des anerkannt führenden pädagogischen Schriftstellers Wilhelm Münch wahrhaft befreiend. Münch ist ein Schulmann von reichster praktischer Erfahrung und jetzt Professor der Pädagogik an der Universität Berlin. Sein Werk hat den Titel: „Zukunftspädagogik, Utopien, Ideale, Möglichkeiten" (Berlin, G. Reimer, 1904. 269 S.). Es ist das Gehaltreichste und Reifste, das ich seit

Jahren über Pädagogik gelesen habe. Wer in Zukunft bei uns über dieses Thema mitsprechen will, muß mit dem Inhalte dieser Schrift gründlich vertraut sein. Sie zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil gibt einen Überblick über die neueren reformatorischen Schriften der Kulturvölker. Voran steht „Das Jahrhundert des Kindes" von Ellen Key, es folgen die Franzosen Paul Lacombe, Pierre de Coubertin, Edmond Demolins, die Schrift des Chicagoer Universitätslehrers John Dewey „Schule und Gesellschaft", die gleichzeitig, was Münch noch nicht wußte, auf meine Veranlassung in deutscher Übersetzung erschienen ist (von Else Gurlitt in der Zeitschrift für psychologische Pädagogik, herausgegeben von Kemsies & Hirschlaff. Berlin, Walther, 1904), sodann 11 deutsche Autoren (Güßfeld, Göring, Gurlitt, Lietz, Baumann, Fritz Schultze, Natorp, Döring, Bergemann, Kerschensteiner, Rudolf Lehmann).

Der zweite Teil gibt „praktische Ausblicke", wobei der Verfasser sorgfältig erwägt, was von all dem Vorgeschlagenen als Utopie abzulehnen, was als Ideal wohl anerkennenswert, aber doch unerreichbar scheint, was schließlich wohl möglich, erstrebbar und erreichbar sei. Ganz im Gegensatz zu jenen Schulorthodoxen möchte er sein Ohr nicht verschließen gegen allerlei Stimmen, die ringsum laut werden, selbst dann nicht, wenn diese Stimmen vielmehr aufregend wirken als wohltuend. Denn „besser ist es doch, den Unmut zu überwinden und auch unangenehmen Gegnern ordentlich ins Gesicht zu schauen." — „Und daß man auch unbilliger Kritik wertvolle Anregungen entnehmen kann, wird sich immer wieder bewähren." Das ist die Art eines klaren, freien Geistes, den man gerne hören wird, selbst wo er nicht überzeugen sollte. Wie ein Feldherr, hinter dem Schlachtfelde stehend, mit dem Fernrohre die Entwicklung einer heißen Schlacht verfolgt, so sieht Münch von der hohen Warte seines durch umfassende Studien und tiefe Lebenserfahrungen geläuterten Urteils herab auf den Kampf der Meinungen und Wünsche, der um die Schulen tobt. Leidenschaftslos, wie ein Moltke, folgt er mit seinem Blicke den heftig vorstürmenden Pionieren und versteht offenbar nicht recht, weshalb sich diese eigentlich so ereifern. Er scheint zu wünschen, daß mit rauchlosem Pulver und ohne Lärm gekämpft würde. In diesem Punkte verstehe ich ihn nicht recht. So viel ich weiß, sind alle wahren Reformen durch heißen Kampf erstritten worden, auch die auf rein geistigem Gebiete. Sachlichkeit und objektive Ruhe mag dem Historiker gut anstehen, in dem Ausgleiche streitender Meinungen aber scheint mir ein gehöriges Maß von Pathos und Erregung unvermeidlich und auch von Nutzen. Hier darf man auf das Vorbild von Ulrich von Hutten, Luther, Lessing, Arndt, Bismarck hinweisen. Jedenfalls folge darin jeder seiner Natur. Es handelt sich in all diesen Fällen gar nicht um ein absolut Richtiges oder Falsches, sondern auch um Stimmungswerte, wobei dann oft die Kraft der Überzeugung, Haß oder Begeisterung den Ausschlag geben. Ob z. B. das deutsche Volk noch länger unter römischem Einflusse bleiben will, ist eine Sache der Neigung oder Abneigung, ein sachlicher Grund spricht weder ganz dafür, noch ganz dagegen. Diese Stimmungswerte verlangen aber einen kräftigen Ausdruck, wenn sie zur Tat führen sollen. Mit bloßen Erwägungen ist uns da nichts geholfen. Der Leser wird daher gewiß häufig für den leidenschaftlichen Reformer lebhafter Partei ergreifen, als für den kühlen Kritiker, der Mäßigung und kaltes Blut fordert. Ideale pflegen überhaupt unerreichbar zu sein. Was aber hat es dem Christentum an seinem Werte und seinem Bestande geschadet, daß es selbst nach zwei Jahrtausenden so fern von seiner Er-

füllung blieb? Betrachtet man die Zukunftspläne der Ellen Key ebenso gleichsam sub specie aeternitatis, so bleibt einem selbst für den leisesten Spott keine Stimmung übrig. Auch den Vorschlägen anderer Reformer wäre zumeist gewiß Realität zu geben, natürlich nicht allen zugleich! — es brauchte nur ein Mann zu kommen, der mit einem starken Willen die Macht verbände. Die Dinge werden nicht, wie ein Fatum sie leitet, sondern es sind einzelne große Kräfte, die von vielen Möglichkeiten einer zum Durchbruch verhelfen. Dr. Hermann Lietz hat sein Ideal schon in die Tat umgesetzt: und siehe da, — es geht. Desgleichen Dewey in Chicago. Man brauchte nur freie Bahn zu schaffen, und alsbald würden viele verschiedenartige Schulen in Deutschland aufstehen, und deshalb brauchte nicht nur eine gut, die andern aber alle schlecht zu sein. Die Zahl der Möglichkeiten ist fast unbegrenzt, und kein Mensch soll sagen, was werden kann und wird. Was hat nicht alles Friedrich der Große, was Napoleon neu geschaffen? Beide dachten höchst unhistorisch und pfiffen auf die Forderungen einer strengen Tradition und Entwicklung. Nachher finden sich schon die Historiker, die klar beweisen, daß es so kommen mußte. Etwas mehr Wagemut und Tatkraft könnte also unserer Schulverwaltung nichts schaden. Unser Volk wird ungeduldig: es hatte nach dem Eingreifen des Kaisers gründlichere Reformen erhofft. Münch hat jedenfalls jetzt das Seine getan, indem er klar die gangbaren Wege der Entwicklung dargelegt hat. Ihm zu folgen könnte keine Gefahr und keinen Schaden bringen. Freilich, wo bleibt da das „alt klassische Ideal" und seine führende Stellung im deutschen Geistes- oder doch Schulleben? Von den Vertretern dieser Richtung und von ihnen allein wird der normalen Entwicklung unsres Schulwesens der schwerste Widerstand geleistet. Münch ruft dieser manches belehrende Wort zu, das, so fein auch die Form gewahrt ist, doch seinen herben Eindruck machen muß: „Die ‚sogenannten' humanistischen Anstalten müßten freilich aufhören, sich diesen Namen im Sinne eines sicheren Weges zu höherer, freierer, echterer Menschlichkeit beilegen zu wollen, eine Einbildung, die man oft just bei denen am festesten gewurzelt sah, die am allertiefsten unter der Aufgabe edler Menschenbildung blieben. Ererbte Vorrechte machen eben viel hochmütiger als erworbene. Von dem humanistischen Charakter oder dem idealen darf man vielleicht ohne Mißbrauch reden mit den Worten, die an ihrer Stelle vielleicht von etwas Größerm gebraucht sind: auch von ihm soll es nicht heißen: hier ist er oder da; er ist inwendig in euch." — Vortrefflich! Dazu noch folgenden Satz: „Bei der allerdings nicht selten hervortretenden Anschauung, als ob unmittelbar jenseits der Grenzen der altsprachlichen Studien der Materialismus anfange und zum mindesten die eigentliche Bildung aufhöre, auch eine verhältnismäßige Gleichgültigkeit gegen sie mit Frivolität oder Hohlheit ganz nahe verwandt sein müsse oder eine Art von Felonie gegenüber der rechten Lehre bedeute, soll nicht weiter verweilt werden" — das beweise nur, „daß man in einer gewissen Enge stecken geblieben sei". Sehr richtig!!

Ein solcher in der Enge stecken Gebliebener ist gerade wieder mit einem Knüttel über alle die hergefallen, die an der Heiligkeit des Gymnasiums zu rühren wagten (Das humanistische Gymnasium 1904, Heft 1, S. 10 ff.); das wird auf die Dauer unerträglich. Herr Dr. Aly, Direktor des Gymnasiums in Marburg, glaubt in einem Vortrage über „Die gegenwärtige Lage des Gymnasiums: Hoffnungen, Sorgen, Wünsche", den er in der Versammlung des Niederrheinischen Zweigverbandes des Gymnasialvereins

in Düsseldorf am 24. Mai 1903 gehalten hat und den man in Heft III der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ abgedruckt findet, meine Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland“ und auch sonstige gegen unsere Gymnasien gerichtete Beschwerden anderer mit einigen spöttelnden Worten abfertigen zu können. Er macht sich die Sache doch zu leicht: denn, was wir vorzutragen haben, ist eben ein Stück jetzt lebendigen Geisteslebens in Gesamtdeutschland. Es ist gewiß sein gutes Recht, meine Schrift als eine für ihn und seine Gesinnungsgenossen „unerfreuliche“ Erscheinung zu bezeichnen. Ich hatte und habe auch nicht die Absicht, ihm Freude zu machen, auch nicht sein Urteil irgend zu beeinflussen. Für so nutzlose Bemühungen fehlt es mir an Naivität und an Zeit. Ich muß auch bekennen, daß Aly nicht zu den Männern gehört, auf deren Urteil ich Wert lege. Es kann sich für mich nur darum handeln, ihn in den Punkten zu widerlegen, wo er sachliche Unrichtigkeiten vorbringt, vor allem aber darum, den Gegensatz zu kennzeichnen, der zwischen meiner „modernen“ Weltanschauung und der von Aly vertretenen „althumanistischen“ besteht.

Es ist, um auf Alys Kritik einzugehen, zunächst in dieser Allgemeinheit nicht wahr, daß ich „John Bull als Erzieher empfehle“, so vieles mir in England auch als vorbildlich erscheint. Ich fordere vielmehr eine stärkere Ausbildung des germanischen Freiheitsdranges in jeder einzelnen Persönlichkeit und verweise, da uns im deutschen Schulwesen die Vorbilder noch fehlen ähnlich wie es Dr. Lietz getan hat, auf das englische Beispiel, wobei ich mich bis im Wortlaute auf die Zeugnisse des auch von Aly so hochgeschätzten Ludwig Wiese berufe. Ich sagte aber ausdrücklich, daß wir Vorzüge unseres Schulunterrichtes gegen Minderwertiges des englischen nicht eintauschen wollen, daß es sich nicht um eine Nachahmung des englischen Vorbildes, sondern nur um die Erkenntnis der Richtlinie handeln könnte, auf der wir von der vorwiegend unterrichtenden zu einer mehr erziehenden, charakterbildenden Lehrtätigkeit übergehen sollten. Ich habe meine Gedanken in einer späteren Auflage in die Worte unseres Kaisers zusammengefaßt: „Die rechte Erziehung liegt in der Mitte zwischen der deutschen und englischen“ und mich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß man mir eine mechanische Übertragung des englischen Erziehungswesens als wünschenswert oder nur möglich andichten sollte. Das hätte Aly nicht verschweigen dürfen. Gar so töricht scheint mein Hinweis auf England auch nicht gewesen zu sein, denn seitdem hat auch der Geheime Regierungsrat Dr. Matthies in der „Deutschen Monatsschrift“ 1904 auf die vorbildliche englische Charaktererziehung hingewiesen, und bei Münch liest man jetzt: „Der Wunsch, etwas Gesundung von England her zu uns herüber zu holen, wird doch mit Recht allgemeiner und lebendiger.“ (S. 181). „Ein einziger Blick auf einen grünen englischen play-ground läßt mit Wehmut an die Ausstattung zahlloser deutscher Schulen denken und auch daran, wie mit der Ausstattung die Stimmung zusammenhängt und mit dieser das Werden des Charakters.“ Etwa so sagte ich es auch — nur mit ein wenig anderen Worten.

Doch zurück zu Alys Kritik! In dem einen Worte „John Bull“ spricht er eine so tiefgehende Unkenntnis und Geringschätzung unserer hochzivilisierten Nachbarnation gegenüber aus, wie sie bei dem Leiter einer deutschen höheren Schule unmöglich sein müßte. Um zu ermessen, welchen Eindruck dergleichen von blinden Vorurteilen eingegebene Worte machen, übertrage man sie in ent-

sprechende englische Form, denke sich den Leiter einer englischen höheren Schule vor einer gelehrten Versammlung darüber spötteln, daß ihnen jemand „den deutschen Michel als Erzieher" empfehle. Es gehört also mit zur sachlichen Widerlegung, wenn ich Herrn Aly dahin berichtige, daß das Volk der Shakespeare, Milton, Dickens, Arnold, Darwin, Ruskin und zahlreicher anderer führender Geister auch auf unser ganzes geistiges Leben tatsächlich schon seit Jahrhunderten den gewaltigsten Einfluß ausgeübt hat und bis heute ausübt. Englands Vorsprung vor uns beruht darauf, daß es schon vor Jahrhunderten das römische Joch abschüttelte und sich deshalb seiner germanischen Natur gemäß freier entwickeln konnte. Daher erreichte es schon im 16. Jahrhundert einen Höhepunkt der Literatur, vertreten durch die Namen Thomas More, Bacon, Spenser, Marlow, Shakespeare, dem wir in Deutschland erst fast zwei Jahrhunderte später einen ähnlichen Aufschwung an die Seite setzen konnten. Schon damals also hat John Bull erzieherisch auf den Kontinent eingewirkt. Denn von Shakespeare führt ein lebendiges Band über Hamann und Herder auf Goethe. Ebenso gaben Locke und Hume dem philosophischen Denken die stärkste Anregung: Locke, indem er der Kritik der Erkenntnis und damit einer wissenschaftlichen Psychologie den Boden schuf und zugleich auf die Theorie der Erziehung nachhaltig einwirkte; Hume durch seinen scharfsinnigen und kühnen Skeptizismus, der einem freien, vom kirchlichen Dogma unbeirrten Forschen die Bahnen eröffnete und die glänzende Literatur der französischen Aufklärungszeit erst ermöglichte, die Voltaires, Rousseaus und der Enzyklopädisten. Die Segnungen aber der von diesen geschaffenen geistigen und sozialen Umwälzungen genießen wir heute täglich und stündlich, und diese werden jetzt selbst von den Ständen und Parteien nicht mehr geleugnet, gegen die damals die Revolution gerichtet war. Sogar auf dem Gebiete des von Aly so hoch verehrten Klassizismus war England bahnbrechend, jedenfalls auf dem Gebiete der Baukunst. Die Architekten des klassizistischen oder, genauer gesagt, des hellenistischen Geistes, wie John Wood, John Soune und James Wyatt lehrten und bauten jedenfalls früher als Schinkel, Theophil Hansen, Leo von Klenze und Schadow. Im ganzen 19. Jahrhundert übten die Engländer eine großartige Kulturmission als technische Pioniere aus. Die Führung auf diesem Gebiete lag über hundert Jahre, schon seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, unbestritten eben bei John Bull; Maschinenwesen, Verkehrsmittel, Versorgung mit Gas und Wasser, Volkshygiene und vieles andere wurde dort zuerst in so vorbildlicher Weise geschaffen, daß die ganze übrige Welt nur zu folgen brauchte. Auch auf dem Gebiete der Malerei schritt John Bull an der Spitze der Kultur. Auf Constables Schultern steht die Barbizonschule und damit die ganze moderne Landschaftsmalerei. Die Präraphaeliten in England sind die ersten, die dem öden hellenistischen Akademismus den Krieg erklärten und auch den Todesstoß gaben. Aus der Mitte dieser Bahnbrecher, die auch auf die deutsche Kunst bestimmend einwirkten, ging schon in den sechziger Jahren eine neue kunstgewerbliche Bewegung hervor, — und der ganze Kontinent, Deutschland nicht zuletzt, folgten dreißig Jahre später auch hierin dem John Bull, da seine eigenen Geistestaten ein gar beschämendes Licht auf die kontinentale Rückständigkeit geworfen hatten, die sich in der Nachahmung alter Meister genug tat, anstatt für den Ausdruck einer neuen Zeit neue Gedanken und Formen zu suchen. Es war germanischer Geist, der endlich über die zur Unfruchtbarkeit oder Unkultur führende Anbetung von Hellas und Rom siegte,

Nirgends hat im 19. Jahrhundert der Kampf einer neu erwachenden germanischen Lebens- und Kunstauffassung auch nur annähernd eine so elementare Kraft gewonnen oder auch nur annähernd solche Ergebnisse erzielt, wie eben im Lande John Bulls. Carlyle verkörpert in jedem Zuge echt germanisches, knorriges, aber individuelles Wesen. Er rüttelte in England das germanische Gewissen zu einer Zeit auf, als das literarische Deutschland noch im wesenlosen, kosmopolitischen Idealismus schwelgte und Ernst Curtius mit seiner hellenischen Traumwelt als Vertreter edelster deutscher Bildung galt. Es ist doch wohl kein Zufall, daß heute Carlyles Buch „Arbeiten und nicht verzweifeln" zu den am meisten gelesenen in Deutschland gerade in den Kreisen gehört, die es auf eine innere Erstarkung germanischen Wesens absehen. Ruskin setzte das große, ernste Erziehungswerk zur stillen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit mit so großem Erfolge fort, daß er in den letzten 50 Jahren Englands gefeiertster Schriftsteller wurde. Durch die von ihm geforderte Ehrlichkeit im Leben brachte er auch die Aufrichtigkeit in der Kunst zu Ehren und erhob sie zum heiligen, allgemein gültigen Gesetze. Er veredelte so durch den schriftstellerischen Beistand, den er der neu erwachten Kunstbewegung leistete, den Geschmack seines Volkes in dem Maße, daß England seit 20 Jahren eben in Fragen des Geschmackes wieder die unbestrittene Führung gewann. Von der klassizistischen Ästhetik wollen seitdem auch unsere sämtlichen modernen Künstler nichts mehr wissen. Zu lange schon waren durch diese die Künste auf das Vorbild der Antike hingewiesen worden; weil man zu erkennen glaubte, daß die Griechen in der Akropolis ihre höchste Schöpfung erreicht hätten, sollten deutsche Bauleute in ihrem Streben nach Vollendung diesem klassischen Beispiele nacheifern; denn es sei doch Torheit, Minderwertiges zu schaffen, wo einem das Vollendete vor Augen stehe. Dem unermüdlich wirkenden Eifer aber, Athens Blütezeit noch einmal auf märkischem Boden erstehen zu lassen, widerstrebte die Kraft, mit der sich der lebendige Tag in seinen lauten, gerechten Ansprüchen und Bedingungen geltend machte. Die Stimmung unserer älteren Künstler und Kunstfreunde war in ein Bedauern verfallen, daß sie in ihrer und nicht in einer für ideal gehaltenen Zeit lebten, daß sie nicht so schaffen konnten, wie es eine „ideale Kunst" von ihnen forderte, daß sie sich in den eignen Bauten, die ihnen besonders geglückt waren, selbst fremd vorkamen; denn sie hatten für altathenisches Empfinden gebaut, nicht für deutsches. Vor lauter klassischer Begeisterung waren wir in die Lüge und in den tiefsten Kunstverfall hineingeraten — dank dem Klassizismus! Wenn wir jetzt zu der Erkenntnis gekommen sind, daß unsere herkömmliche bürgerliche Baukunst mit Recht als „Protzenarchitektur, Parvenükunst, als hohle Phrase, eitel Blendwerk, Äußerlichkeitskram und Stilschwindel" gegeißelt wird, wenn heute z. B. Direktor Lichtwark, Direktor Peter Jessen, wenn Prof. Pallat und zahlreiche andere Führer bei uns eine Reform des Zeichenunterrichtes, eine neue, mehr künstlerische Kultur anstreben und z. T. schon durchführen, wenn sie gegen unsere entwürdigende Gips-, Stuck- und Talmiarchitektur und Kleinkunst eifern, so geschieht das in bewußter Anlehnung an Englands Vorbild. Englische Zeichenbücher, Jugendschriften, Zimmerausschmückungen, Hausgeräte, Juwelen überfluteten Deutschland, denn England wurde eben durch diesen nationalen Vorsprung, den es dem Kontinente gegenüber gewann, führend auf allen Gebieten des Kunsthandwerkes, des Druckes, Buchschmuckes, der Zimmereinrichtungen, wie der Architektur selbst, ebenso auf allen Gebieten der äußeren Kultur. Es gibt heute

die Fingerzeige in der Kleidung, worin es Frankreich vollständig abgelöst hat, wenigstens soweit es die Mannes- und Knabentrachten betrifft, es ist noch immer tonangebend in seinen hygienischen Veranstaltungen, in den inneren Einrichtungen unserer Wohnungen, im Sport, ja selbst in der Lebensführung. Damit man nun diese Ausführungen nicht wieder für Privatphantasien eines „zahmen Engländers" halte, berufe ich mich auf Zeugnisse unserer anerkanntesten Kenner dieser Fragen: des Architekten und Kunstschriftstellers Regierungsrat Dr. Hermann Muthesius, der im Auftrage der deutschen Regierung sieben Jahre lang das englische Kunstleben an Ort und Stelle studiert hat und jetzt ins preußische Ministerium berufen ist. Er ließ eine Reihe höchst lehrreicher Aufsätze über englische Kunst und englischen Zeichenunterricht erscheinen, die jene tiefgehende Reform im preußischen Zeichenunterricht herbeiführten, ließ ferner ein Prachtwerk über englischen Kirchenbau erscheinen, dessen Wirkungen auch schon hervortreten, und arbeitet jetzt an dem großen Werke über das englische Privathaus, in dem man nur wird zu blättern brauchen, um zu erkennen, daß uns auf diesem Gebiete „John Bull" um 30—50 Jahre voraus ist. Wer außerdem etwa die Aufsätze des Direktors Peter Jessen und der Frau Broiker über Ruskin oder meines Bruders Cornelius und Richard Muthers Aufsätze über die Präraphaeliten in England und die heutige englische, in höchster Blüte stehende Kunst gelesen hat, der wird sich hüten, vor einem gebildeten Publikum durch verächtliche Äußerungen über das Volk der Engländer seine Unkenntnis und seinen Mangel an Zartgefühl zu verraten. Freilich, was gehen den deutschen Gymnasialdirektor alter Schule moderne Kunstwerke, modernes Geistesleben an? Aber selbst auf dem Gebiete der altklassischen Philologie sind die Verdienste Alys, die ich genau kenne und beim besten Willen nicht hoch einschätzen kann, nicht derart, daß es ihm zukäme, über Engländer verwandter Arbeitsgebiete wie Lindsey, Clark, die ich persönlich kenne und hochachte, und so manchen Gleichwertigen geringschätzig zu sprechen. Über das englische Erziehungswesen urteile ich nicht günstiger oder ungünstiger als die besten deutschen Kenner desselben, ich meine Wiese, Raydt, Lietz, Direktor Dr. Pabst in Leipzig („Gesunde Jugend" Bd. IV. S. 98—106, vgl. meinen Aufsatz „Schule und öffentliches Leben" im Türmer Jahrbuch 1904. S. 153 ff.), und ich sehe keinen Grund, lieber Alys Urteil anzunehmen, der offenbar den englischen Boden noch nie betreten, dafür aber freilich den Vorzug hat — Gymnasialdirektor zu sein. Als solcher hat er natürlich das richtige Urteil — instinktiv, durch keine Sachkenntnis getrübt! Denn wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. So viel von „John Bull"!

Weil ich nun bemüht bin, den englischen Tugenden und Verhältnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nennt Aly mich einen „zahmen Engländer". „Da lach ich äwer", sage ich mit Bismarck. Meine Schrift hat mir so zahlreiche Zuschriften deutschgesinnter Männer und Frauen eingebracht, hat mich in persönliche Beziehungen zu so vielen bedeutenden Vertretern einer Neubelebung unseres ermattenden Patriotismus gesetzt, daß ich ohne Schmerz auf Alys Beifall verzichten kann.

Es ist undenkbar, daß, während sich unsere Kunst und unser Volksempfinden, wie es sich in der gesamten Literatur äußert, germanisch, nationaldeutsch entwickelt, gleichzeitig das Gymnasium fortfahre, mit kurzsichtigem Fanatismus das „antike Ideal" zu pflegen: Leben und Schule können auf die Dauer unmöglich nach entgegengesetzter Richtung marschieren. Bleibt aber

das Gymnasium dabei, sich feindlich gegen unsere moderne Kultur zu verhalten, so wird es natürlich zurückbleiben, bald als ein Fremdkörper im deutschen Organismus empfunden werden und als solcher absterben. Zwar hoffen die Neuhumanisten auf eine nochmalige geistige Renaissance, auf einen dritten Hellenismus in Deutschland. Ihre Hoffnung dürfte sie aber täuschen. Es ist kein Zufall, daß uns das neue Reich die Abkehr von Rom und Hellas gebracht hat. Der deutsche Baum fängt jetzt erst wieder an, mächtig zu treiben, in Zukunft wird er sich noch ganz anders gegen all das alte Schlinggewächs wehren, das ihm zu lange schon Luft und Licht geraubt hatte. Alys Schriftstellerei im besonderen ist ein Typus derjenigen, welche man als Treppenwitz in der Kulturgeschichte zu bezeichnen pflegt. Er kommt mit seinen Gedanken immer einen Posttag zu spät. Vorstürmend gibt er noch einen Schuß auf die siegreichen Gegner ab und bildet sich dann ein, die Schlacht gewonnen zu haben. Er bewies dem toten Drumann und dem damals noch lebenden Mommsen, daß sie Cicero falsch beurteilt hätten, daß dieser vielmehr der große vorbildliche Mann sei, als den ihn die vorausgehenden kritiklosen Jahrhunderte bewundert hatten. Mommsen wird darüber gelächelt haben, jedenfalls würdigte er Alys Arbeit keiner Erwiderung und blieb seiner Überzeugung treu, die mehr und mehr zur allgemein herrschenden geworden ist. Daran konnte auch der fromme Eifer einiger anderer gesinnungstüchtiger Gymnasiallehrer auf die Dauer nichts ändern. Neuerdings bemüht sich Aly, dem zweifellos geistvollsten Kenner des klassischen Altertums, Professor von Wilamowitz-Möllendorff, zu beweisen, daß ihm das rechte Verständnis für die noch heute vorbildliche Kultur der Alten fehle. Er selbst ist noch der Meinung, daß es „absolute Werte auf ästhetischem Gebiete“ gebe, und er kennt noch „den Idealismus“, welchen heutzutage in Reinkultur nur noch der konservative Gymnasialdirektor besitzt. „In den Realien“, sagte er wörtlich, „sind wir den Alten über, aber in den Idealien sie uns“. Er erachtet es für gut und heilsam, wenn der Schüler durch die Schule des Aristoteles gehe, „auf die Gefahr hin, mit ihm eine Zeit lang zu irren“. Er empfiehlt auch Ciceros philosophische Schriften als Schülerlektüre, und zwar aus dem Grunde, weil Cicero „ein oberflächlicher Denker und somit den meisten Primanern kongenial sei“: Eine kostbare Logik! Er behauptet, Lessings Laokoon und Dramaturgie, „obwohl sie anfechtbar und angefochten sind, trotzdem mit gutem Erfolge in Prima zu erklären“. Er fährt fort, „für die Erkenntnis des Schönen und Guten“ die Werke der Alten zu empfehlen, will die Lebens- und Weltanschauung, die er seinen Gymnasialprofessoren in Schulpforta verdankt, auch der heutigen Jugend übermitteln, will durch die griechische Literatur das junge Geschlecht vor dem „Atheismus und Materialismus bewahren“. Mit einem Worte, er kennt und versteht unsere moderne Kultur nicht, und während er glaubt, geistiger Führer zu sein, trottet er seiner Zeit scheltend nach als kleinster der Epigonen eines vordem herrschenden, jetzt aber überwundenen Hellenismus. All seinen Behauptungen sei gegenübergestellt, was Prof. von Wilamowitz sagt, der selbst zugeben muß, die Poetik des Aristoteles nicht zu verstehen, oder was wir bei Friedrich Hebbel lesen, der von Dramaturgie doch wohl etwas mehr als der Durchschnitts-Gymnasialdirektor verstanden hat: „Im dramatischen Katechismus“, sagt er, „wie ihn die kritischen Jungen auswendig lernen, stehen bis auf den heutigen Tag Artikel, die zu vertilgen ein größeres Verdienst sein müßte, als neue Dramen schaffen.“ In solchen Schulstunden, worin Aristoteles inter-

pretiert und Lessings kunstkritische Katechismen doziert werden, gedeiht natürlich all das Unkraut, das jüngst auf dem Weimarer Kunsterziehungstage Dr. Waetzoldt so treffend gekennzeichnet hat, als er gegen die „Aufbauarchitekten, die Schuldschnüffler und Textgründlinge“ zu Felde zog. Dort hätte überhaupt Aly viel lernen können, denn dort sprach der Geist der neuen Zeit. Alle die Bemühungen, der Kunst verstandesmäßig beizukommen, sind mehr als unnütz, sind geradezu kulturwidrig und deshalb äußerst schädlich. Lessings kunstkritische Schriften waren niemals recht jung, heute sind sie durchaus veraltet und in ihren Ergebnissen wie Einzelbehauptungen zumeist als verfehlt erwiesen. Diese Lehren trotzdem von Lehrern vorgetragen, die zumeist selbst zur Kunst, besonders zu der bildenden, erfahrungsgemäß keine lebendige Beziehung haben, — das muß ein Unglück geben! Bekanntlich führen alle solche Bemühungen der Laien, den Künsten mit dem prüfenden Verstande beizukommen, zu dem ödesten Schematismus. Ihnen liegt der falsche Gedanke zugrunde, daß es ein höchstes Schönheitsideal gebe, an dem jedes Kunstwerk gemessen werden könne. So etwas gibt es aber gar nicht. Man sah freilich im vorigen Jahrhundert die griechische Kunst als Normalkunst für die Welt und für alle Zeiten an. Dieser Irrtum hat uns fast unsere nationale Kunst gekostet, hat uns in eine Sackgasse getrieben, aus der wir uns jetzt mit Mühe herauszufinden bestrebt sind. Ja, es gibt eine normale Kunst, und das ist die dem jedesmaligen Leben und Kulturzweck der Zeit gemäße. Darüber sind sich heute alle Leute, die etwas von Biologie und Entwicklungstheorie, von historischer Bedingtheit alles Lebens verstehen, mit all unseren Künstlern und Kunstgelehrten einig. Nur der altklassische Philologe weiß davon noch nichts und fährt fort, im Irrtume stolz zu verharren. Seine Bemühungen, das sogenannt Normale der griechischen Kunst in Regeln und Formeln zu fassen, um es desto sicherer für die Verwendung bereit zu haben, sind freilich nur noch ein Gegenstand des Spottes: „Die Ästhetik“, sagt z. B. Dr. Hermann Muthesius (in dem vortrefflichen Aufsatze „Stilarchitektur und Baukunst“), „die Ästhetik, besonders die Entwicklung der Kunstgesetze, schoß im vorigen Jahrhundert üppig ins Kraut und beschäftigte ganze Philosophenschulen. Der ästhetisierende Kunstprofessor, ein neuer Typus des 19. Jahrhunderts, trat sein Amt an und belehrte, begutachtete, kritisierte und systematisierte über Kunst. Er wurde um so mächtiger, je schwächer (durch seine Schuld) der lebendige Pulsschlag des Lebens wurde, je mehr das natürliche Kunstleben erstarb. So sitzt an der Verwaltungsstelle der Künste nicht mehr der Künstler, sondern der Kunstprofessor. Nicht der Künstler spricht jetzt zum Publikum, sondern der Kunstgelehrte, und die Welt sucht ihren Zusammenhang mit der Kunst nicht mehr im Kunstgenuß, sondern in der Belehrung über Kunst, man läßt das Kunstwerk nicht mehr auf sich wirken, sondern kritisiert es. Dieser Zustand hat sich vorwiegend mit und an dem Neuklassizismus entwickelt. Je mehr man ‚idealistisch‘ wurde, um so ferner rückte man der Kunst, je heftiger man griechisch schwärmte, um so ärmer wurde man in der eigenen Seele. Diese griechische, auf Nachahmung ausgehende Bewunderung gleicht einer Narkose, in welche die ganze Welt und selbst unsere vornehmsten Geister hinabgezogen wurden. Sogar ein allumfassender Geist wie Goethe stand unter ihrem Einflusse, womit er selbst ein Beispiel zu seinem Ausspruche gab, daß ‚auch die größten Menschen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammenhängen‘.“ So denken und lehren heute alle die Männer, welche unser modernes Kunstleben beherrschen. Ist es

nun nicht ein Unding, daß gleichzeitig auf den Gymnasien noch immer der althumanistische Geist in üppiger Blüte steht? Heißt es nicht, die Jugend verführen und an sich und ihrer Zeit irre machen, wenn die Schule Lehren verficht, die im öffentlichen Leben und auf den Hochschulen als verkehrt und veraltet verlacht werden? Welcher Dramatiker fragt heute noch bei seinem Schaffen nach den Kunstgesetzen des Sophokles, nach dem Kunstkanon des Aristoteles oder Lessing? Für welchen Lyriker hat Horaz, den Hebbel zwar keinen Apoll, aber den besten „Küster des Apoll" nennt, noch vorbildlichen Wert? Auf den Kunsterziehungstagen in Dresden und Weimar ist, um nur ein Symptom zu nennen, keinem Redner eingefallen, an altklassische Vorbilder auch nur zu erinnern. Auch Kunstregeln führte dort niemand ins Feld, weil es solche, die allgemein verpflichtend wären, einfach nicht gibt. Unsere Künstler lehnen die Gymnasial-Ästhetik auf das entschiedenste ab. Verstehen sie vielleicht nichts von Kunst? „Der vorwiegend wissenschaftliche Geist der Kreise, aus denen die Kritik bisher hervorgeht, die Sucht, das Gegenwärtige historisch zu betrachten, die Art, das Lebendige zu sezieren, das Werdende einzuteilen und selbst das Zukünftige zu klassifizieren, macht es der Kritik unmöglich, neben und mit dem Künstler zu marschieren und auf die Erscheinungen gefaßt zu sein, wie sie jedes im Werden begriffene Leben durch Fortschritt und Irrtum überraschend mit sich bringen wird" (Jugend 1903, Nr. 42). Unsere Künstler, die sich endlich von dem Einflusse des altklassischen Humanismus losgesagt haben, sind bemüht, zu retten, was an Kulturboden die klassizistische Hochflut übrig gelassen hat, das Gymnasium aber öffnet nach wie vor die Schleusen, um diese Flut immer wieder einzulassen. Wie lange soll dieser Zwiespalt der Weltanschauungen dauern, dem unsere gebildete Jugend preisgegeben wird? Ich bin kein „Gegner der Antike", ich glaube sogar, diese in ihrer Gesamtheit besser zu verstehen und vielseitiger zu umfassen als Aly, und zwar deshalb, weil ich nicht nur ihre Literatur in ihren edelsten Blüten, sondern viel umfassender und eindringlicher noch die antike bildende Kunst in mich aufgenommen habe, ich fühle also keinen Anlaß, meine Ansichten über den Wert oder Unwert des auf den Gymnasien geübten Betriebes irgend tiefer einzuschätzen, als diejenige Alys, der im Grunde nichts tut, als nachbeten, was seine Lehrer in Schulpforta vor 40 Jahren predigten. Zahlreiche Gymnasiallehrer, auch Philologen, haben mir zugestimmt, die öffentliche Presse, die Aly zwar verachtet, ich aber als den verläßlichsten Kompaß unseres Kulturkurses ansehe, stellten sich fast ausnahmslos auf meine Seite und ermutigten mich, in meinem Kampfe gegen ein veraltetes Schulsystem auszuharren.

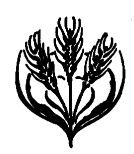
Ein gutes Sprichwort sagt: „Hochmut kommt vorm Fall." Das wird auch Aly bald an sich erleben, denn der 16. Februar kündigt schon den nahen Sieg an, den nun auch die modernen pädagogischen Bestrebungen über das veraltete Gymnasium erringen werden. Wie jene Reichstagssitzung, so zeigt die Tagespresse schon deutlich, was uns die Zukunft bringen wird. Wie sie den Sieg der Sezession vorbereitet hat, so wird sie sich auch die notwendigen Schulreformen erzwingen. Der einzelne Zeitungsschreiber mag höchst töricht sein, der consensus omnium, die vox populi ist ein gar kluger Geselle und vor allem, ein mächtiger: er setzt seinen Willen durch, unbekümmert um den Spott oder die sittliche Entrüstung der selbstbewußten Verteidiger des „durch Jahrhunderte bewährten Alten". In der Pädagogik ist ebensowenig Raum für Unfehlbarkeit wie in der Kunst. Was Dr. Müller-Meiningen am 16. Februar sagte, gilt auch für

die Schule: „Die Kultur- und Kunstgeschichte hat gezeigt, daß die Kunst selbst über Könige und Kaiser, die sie treffen wollten, zur Tagesordnung übergeht.“

Wo wäre schon heute das altklassische Gymnasium, wenn nicht der Staat es durch alle Mittel des Berechtigungsvorzuges jahrzehntelang als die vornehmste Schule gekennzeichnet hätte? Seine schon zu lange Führung war nicht segensreich. Sie hatte uns blind gemacht gegen all das Herrliche, das neben uns in Wort und Bild geschaffen wurde. Oder wo steckte denn das feine Kunsturteil der Klassizisten, als sie z. B. Hebbel so vollständig verkannten? War denn nur einer der über Kunst schwätzenden Hochschul- und Gymnasial-Professoren, der ein Wort zu seinen Gunsten gesprochen hätte? War sein ganzes Leben nicht ein Kampf gegen den verstockten Kunstverstand der „klassisch“ Gebildeten, die nicht einmal ahnten, daß ein zweiter Euripides neben ihnen lebte und wirkte, die aber nicht müde wurden, im alten griechischen Schutte umherzuwühlen und jeden alten Topfscherben als Offenbarung griechischen Idealismus anzustaunen, während sie auch für einen Menzel und Böcklin nur mitleidiges Lächeln hatten?

Ich liebe die herrliche altgriechische Kultur, aber ich lehne es ab, sie anders als kunsthistorisch zu würdigen und zu lehren. Unseren Gymnasien werfe ich vor, daß sie ihre Schüler mit unserer deutschen Kultur nicht hinreichend vertraut machen. Jüngst fragte ich in einer Ober-Sekunda nach Ludwig Richter. Mehr als die Hälfte der Schüler kannten ihn nicht einmal dem Namen nach, kannten keines seiner Kunstblätter. Ich war entsetzt! Kann man ein Deutscher sein, ohne diesen tiefen Künder deutschen Gemüts ins Herz geschlossen zu haben? Als Tertianer schon kannte ich fast jedes Blatt seiner Hand, studierte, kopierte dieses und jenes mit unendlicher Liebe und Sorgfalt, lebte ganz in seiner Gedanken- und Stimmungswelt. Wem aber verdankte ich diese unschätzbare Anregung? Der Schule wahrhaftig nicht, sondern dem Elternhause. Die Schule nannte Richter ebensowenig, wie sie Moritz von Schwind, Rethel, Feuerbach und all die Großen unserer Zeit nannte. Sie lehrte uns auch keinen unserer zeitgenössischen Dichter kennen und lieben; sie lebte und träumte in Hellas und Rom. Das ist der Geist, den auch Aly als Jüngling eingesogen hat. Denn was anderes als die gründlichste Philologen-Weisheit wird in dem alten Schulpforta verzapft worden sein? Und diesen Geist will er jetzt auch der neuen Generation ungetrübt vermitteln? Nun, eines ist dabei tröstlich: Sowie die Knaben seiner Zucht entwachsen, werfen sie hoffentlich die fremde, äußerlich angelernte Kultur von sich, um deutsch zu fühlen und deutsch zu sein. „Tretet ein!“ — rufe ich meinen Schülern zu, „denn auch hier sind Götter!“ Wir sind es satt, die Schleppenträger der alten Griechen und Römer zu spielen, wir vertrauen, daß Deutschland aus eigener Kraft das Höchste, das heißt, das seiner Natur Angemessene, erreichen kann.

Dr. Ludwig Gurlitt



Militärische Ehrengerichte und inaktive Offiziere

Verteidigungsschriften sind auf dem Büchermarkt nicht gerade selten. Unlängst ist aber im „Deutschen Verlagshaus Vita", Berlin NW. 52, eine solche Schrift erschienen, die nichts weniger als alltäglich ist. Denn einmal will ihre Veröffentlichung nicht sowohl auf die Rechtfertigung ihres Verfassers, des Oberstleutnant a. D. Karl von Wartenberg, den auch die Türmerleser von mehreren Aufsätzen her kennen, als vielmehr auf die Bloßlegung von Übelständen hinaus, welche dem militärehrengerichtlichen Verfahren anhaften, soweit es inaktiven Offizieren gegenüber angewandt wird. Zum anderen ist es bis heute nicht üblich gewesen, daß verabschiedete höhere Offiziere sich in die Öffentlichkeit flüchten. Haben nicht besonders diese Herren es vorgezogen, sie zu meiden, wo es immer nur anging? Endlich ermangelt die Verteidigungsschrift des Herrn v. W. eines jeden sensationellen Momentes und ist schon dadurch einzig in ihrer Art. Jede Zeile läßt erkennen, daß ihm die Person nichts, die Sache alles ist. Unbedingt verdient die kleine Broschüre die Beachtung seitens aller derer, denen die politische Unabhängigkeit ihrer Mitbürger nicht völlig nebensächlich ist.

Mit dem Verlassen des aktiven Dienstes tritt der deutsche Offizier in den Genuß der politischen Rechte, deren sich die bürgerlichen Angehörigen des Staates von vornherein erfreuen. Oberstleutnant von Wartenberg hatte aber bei der Verabschiedung die Erlaubnis erhalten, die Uniform weiter tragen zu dürfen, und blieb hierdurch auch ferner noch dem Offizierstande verpflichtet, dessen aktive Mitglieder ihn belangen konnten, wenn er sich der Verletzung der Standesehre schuldig machte. Dieses Vergehens ist er nun bezichtigt worden, weil er die „Militärischen Betrachtungen des Freiherrn von Guhlen" in einem Buche mit dem Titel „Sine ira et studio" veröffentlicht hat. — Das Buch erschien im Herbst 1903 im Verlag von Heinrich Minden, Dresden-Leipzig, und bietet eine Sammlung militärisch-politischer Aufsätze, die bis auf einen schon in verschiedenen, anerkannt loyalen Zeitungen und Zeitschriften gelesen wurden, ohne daß irgend jemand an ihnen Anstoß nahm. Lediglich abstrakter Natur sind die Abhandlungen. Trotzdem fand das Buch in der Tagespresse eine Beachtung, wie sie nur in den allerseltensten Fällen solchen Schriften zuteil zu werden pflegt. Von den ausgesprochen offiziösen und reaktionären Blättern abgesehen, war die öffentliche Kritik darin einig, daß der Verfasser sich durch die Sachkunde und den Freimut, mit denen er viele recht bedenkliche Schäden im deutschen Heerwesen ans Tageslicht gezogen, um die Armee ein großes Verdienst erworben hat. Und diese Beurteilung fiel um so mehr ins Gewicht, als sie durchaus unpersönlich hatte sein müssen. Erst als im März 1904 in der Besprechung des Buches eine ziemlich weit verbreitete Wochenschrift ausführte, daß es noch um vieles wirksamer sein würde, wenn der Verfasser sich nennen wollte, erst da ließ er die Maske fallen. Wie konnte sich bei dieser Aufnahme, die seine „Militärischen Betrachtungen" fanden, Herr v. W. irgendwelcher Schuld bewußt werden, die er durch ihre Veröffentlichung auf sich geladen? Dies war auch nicht möglich, nachdem sie in die Militärdebatten des Reichstags hineingezogen worden waren. Hatte sich nicht der Leiter der preußischen Heeresverwaltung, der Herr Kriegsminister von Einem, selber auf den Verfasser von „Sine



ira et studio" berufen, um zu beweisen, daß sehr oft auch bei den Mannschaften die innersten Ursachen zu den beklagenswerten Soldatenmißhandlungen zu suchen sind? Wer vermag daher das Erstaunen des Herrn v. W. zu ermessen, als ihm fast geschlagene neun Monate nach der Herausgabe des Buches von Amts wegen, und zwar auf Anregung desselben Herrn Kriegsministers, dem er im Reichstag hatte als Zeuge dienen müssen, eröffnet wurde, er sei mit der Veröffentlichung der militärischen Betrachtungen der Ehre des Offizierstandes zu nahe getreten und müsse deshalb auf ehrengerichtlichem Wege zur Verantwortung gezogen werden?

Ein psychologisches Rätsel ist an und für sich die Einleitung des ehrengerichtlichen Verfahrens; und zwar nicht bloß für den von ihm Betroffenen, sondern auch für den Leser der Verteidigungsschrift. Aber sie ist nicht das einzige derartige Rätsel. Auf Schritt und Tritt begegnen wir in der Durchführung des Verfahrens den allerseltsamsten Erscheinungen. Nur auf diejenigen sei hier hingewiesen, welche besonders viel Kopfzerbrechen bereiten. Da ist vor allem die Anklage, die ohne Übertreibung eine juristische Ungeheuerlichkeit genannt werden kann. Legt sie nicht dem Herrn v. W. unter anderem auch zur Last, er habe sich gegen das Heer gewandt? Beim Zeus, auch dem Kurzsichtigsten wird bei der Lektüre des Buches „Sine ira et studio" nicht entgehen können, daß er mit jedem Satz der Armee dienen will; jener Armee, gegen die er sich wenden soll. Dann heißt es, Herr v. W. habe seine inaktiven Kameraden aufgefordert, politisch tätig zu sein, um gegen die Regierung aufzutreten. Hiernach kann der Beschuldigte nur ein Anarchist der schlimmsten Sorte sein, der lieber heute als morgen mit der gesamten staatlichen Ordnung aufräumen möchte. Was hat er aber in Wahrheit getan? Er hat den inaktiven Offizieren empfohlen, mit ihrer Sachkenntnis nicht hinter dem Berge zu halten, wenn sie wahrnehmen, daß die Regierung, einschließlich der Heeresverwaltung, durch falsche Maßnahmen die Tüchtigkeit der deutschen Armee gefährdet. Nur an ihre Pflicht hat Herr v. W. sie mithin erinnert. Allem Wundersamen setzt aber die gesetzwidrige Abfassung der Anklage die Krone auf. Nach der Vorschrift für die Militärehrengerichte des deutschen Heeres sind in der Anklage die Handlungen ganz genau zu bezeichnen, durch welche gegen die Ehre des Offizierstandes verstoßen worden ist. Statt dessen bewegt sich die gegen den Oberstleutnant a. D. v. W. gerichtete in ganz allgemeinen Wendungen und überläßt es diesem Herrn, sich selber die Stellen herauszusuchen, durch die er sich möglicherweise schuldig gemacht haben kann. Auch nicht eine Ziffer der Anklage ist durch den Hinweis auf den Text des Buches gestützt. Ja, man hat es nicht einmal für nötig gehalten, sich auf die einzelnen Aufsätze zu beziehen. Nicht unmöglich, daß die anklagende Instanz hierfür ihre besonderen Gründe gehabt hat. Wie läßt es sich aber verstehen, daß das Ehrengericht, das neun aktive Stabsoffiziere und ein ebenfalls noch aktiver Generalleutnant bildeten, eine so abgefaßte Anklage guthieß, wie begreifen, daß sie auch von der entscheidenden Instanz anerkannt wurde? Hatte sich nicht der Beschuldigte in seiner Verteidigungsschrift über die gesetzwidrige Fassung beschwert, und hätte nicht wenigstens die entscheidende Stelle nachträglich auf die Aufstellung einer Anklage dringen können, die der Vorschrift entsprach?

Psychologisch rätselhaft erscheint es auch, daß das Ehrengericht sich gänzlich der Einwirkung der nichts weniger als unklar abgefaßten Verteidigungsschrift verschließen konnte. Daß dies der Fall gewesen ist, erhellt schon aus

dem Umstand, daß sein Spruch auf die schwerste Strafe lautete, die überhaupt verhängt werden konnte. Sehr starke Trümpfe hat Herr v. W. ohne jeden Erfolg ausgespielt. Der stärkste ist wohl der, daß in der in Berlin erscheinenden „Täglichen Rundschau“, einem ebenso loyal wie national gesinnten Blatte, einer seiner Mitarbeiter, der bekannte Militärschriftsteller Generalleutnant z. D. von Boguslawski in einer längeren Besprechung das inkriminierte Buch den Lesern aufs wärmste empfohlen und dem Verfasser bescheinigt hat, daß er mit Takt sich seiner Aufgabe entledigt habe. Mit Fug und Recht sagt Herr v. W. in der Verteidigungsschrift: „Bin ich schuldig, so ist es Herr v. Boguslawski auch. Könnt ihr mich ehrengerichtlich belangen, so muß dies auch mit dem inaktiven Offizier geschehen, der sich die Verbreitung meines Buches in der unzweideutigsten Weise hat angelegen sein lassen.“ Seinen Namen hat nämlich Herr von Boguslawski unter die Besprechung von „Sine ira et studio“ gesetzt; zum Beweise dessen, daß er für das, was er gesagt hat, auch eintreten würde. Nichts verlautete jedoch bis heute davon, daß der Herr Generalleutnant, der, weil zur Disposition gestellt, auch noch den Militärehrengerichten untersteht, wegen der warmen Empfehlung des inkriminierten Buches irgendwie behelligt oder gar ehrengerichtlich verurteilt worden ist. War aber Herr von Boguslawski unschuldig, mußte es doch auch Herr von Wartenberg sein.

Der Reiz, den die Verteidigungsschrift durch die scharfe Beleuchtung verschiedener, sich in dem ehrengerichtlichen Verfahren geltend machender rätselhafter Erscheinungen erhält, wird noch wesentlich durch politisches Beiwerk erhöht. Deutlich zeigt sich in der Broschüre, Herr v. W. ist nicht nur Offizier, sondern auch politischer Schriftsteller, der sich wie auf dem militärischen, so auch auf dem politischen Gebiete ein für die heutigen Verhältnisse ungewöhnliches unabhängiges Urteil zu erhalten gewußt hat. Keiner unserer heutigen Parteien gehört er an. Dafür ist er aber ein eifriger Bewunderer Bismärckischer Staatskunst und infolgedessen ein scharfer Gegner der im gegenwärtigen Kurse maßgebenden Herren. So geht er dem neuen Fürsten Bülow erbarmungslos auf den Leib, weil er offenkundige Beziehungen zu einem großen Blatt der süddeutschen jüdischen Demokratie unterhalte, das sich durch eine böse Hetze gegen alles Preußische und vor allem gegen das preußische Heer auszeichne; und von Herrn Studt, dem preußischen Kultusminister, will er nichts wissen, weil er auf dem besten Wege sei, die preußische Jugend und damit in Zukunft auch den preußischen Staat den Römlingen noch mehr auszuliefern, als es bisher schon geschehen. Von ganz besonderem allgemeinen Interesse ist aber in den politischen Ausführungen der von Herrn v. W. geführte Nachweis, daß die aktiven Offiziere auf Grund ihrer ganzen Entwickelung zu Unrecht als Richter über inaktive, politisch sich betätigende Offiziere gesetzt werden. Hierüber sagt er: „Man wolle sich doch klar machen. Ein Stabsoffizier, der als Sohn eines noch aktiven Offiziers mit seinem zehnten Lebensjahr in das Kadettenkorps gebracht wurde, ist auch nicht einen einzigen Augenblick aus der militärischen in die bürgerliche, geschweige denn in die politische Welt hinausgetreten. Und er soll entscheiden, ob ein inaktiver Offizier, der sich schon zehn Jahre im bürgerlichen Leben bewegt und als Staatsbürger von seinen politischen Rechten Gebrauch gemacht hat und bemüht gewesen ist, seine politischen Pflichten zu erfüllen, sich politisch oder selbst militärisch-politisch dem Offizierstande entsprechend benommen hat?“

Aus Gründen, die genau dargelegt werden, läßt die Verteidigungsschrift nur erkennen, daß Oberstleutnant a. D. v. Wartenberg zu einer schweren Ehrenstrafe verurteilt worden ist, aber nicht zu welcher. Diese Frage fand jedoch in der jüngsten Militärdebatte des Reichstags ihre Beantwortung. Dort erwähnte ein Redner, welcher die Verurteilung des Herrn v. W. zur Sprache gebracht hatte, auch, daß das Ehrengericht ihn durch seinen Spruch tatsächlich wie einen Lumpen aus dem Offizierstand hatte entfernen wollen, daß es hierzu jedoch nicht gekommen ist, weil die entscheidende Instanz doch Bedenken trug, jenem Spruch beizustimmen, und ihm nur die Uniform aberkannt hat. Also: in den Augen aktiver preußischer Stabsoffiziere ist derjenige nicht mehr würdig, sich Offizier zu nennen, der durch sein Gewissen dazu getrieben wurde, die bedenklichsten Schäden in unserem Heere aufzudecken, Schäden, die sich immer tiefer fressen werden, wenn man sich nicht entschließt, sie auszurotten, Schäden, die zum Teil von der Heeresverwaltung selbst als vorhanden haben eingestanden werden müssen. Nur seine Pflicht hat Herr v. W. getan, indem er das Buch „Sine ira et studio" veröffentlichte. Und hierfür wollten ihn neun Stabsoffiziere und ein Generalleutnant für sein ganzes Leben brandmarken? Wenn etwas die völlige Unzulänglichkeit der militärischen Ehrengerichte inaktiven Offizieren gegenüber dartut, so unbedingt jener über den Oberstleutnant a. D. v. W. gefällte Spruch. In der Reichstagssitzung vom 11. Mai 1904 äußerten verschiedene Redner der Opposition die Befürchtung, daß vermittelst der Ehrengerichte den inaktiven Offizieren, welche diesen Gerichten noch unterstehen, das Recht, ihre politische Meinung über militärische Fragen frei zu äußern, verkümmert werden könne. „Nein", meinte ein Vertreter der Heeresverwaltung, „gerade die Ehrengerichte machen derartige Befürchtungen hinfällig." Am Schluß der kurzen Vorbemerkung zu seiner Verteidigungsschrift fordert der Verfasser den Leser auf, selber zu entscheiden, ob dieser offizielle Bescheid begründet ist. Nun, für uns kann es jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, daß um unsere Offiziere, die mit vollem Recht im aktiven Dienst sich politisch still zu verhalten haben, auch nach ihrer Verabschiedung politisch tot zu machen, es kein besseres Mittel gibt als den Hinweis auf das ehrengerichtliche Verfahren, mag dieser mit dürren Worten oder nur sub rosa erfolgen. Welcher inaktive Offizier wird noch den Mut haben, sich öffentlich zu einer politischen Frage zu bekennen, wenn er zu besorgen hat, daß er dafür von seinen aktiven Kameraden geächtet wird?

Wie aus den letzten Bemerkungen der Verteidigungsschrift ersichtlich ist, hat Herr v. W. mit ihrer Veröffentlichung auf die Gefahren aufmerksam machen wollen, welche der durch die Verfassung garantierten politischen Unabhängigkeit der inaktiven Offiziere drohen. Eine Wirkung hat sich bereits wahrnehmen lassen. Reichstag wie Tagespresse haben den aufgezogenen Faden weiter gesponnen. Die Heeresverwaltung ist freilich bisher stumm geblieben. Als sie im Reichstag bei der Erörterung der Verurteilung des Herrn v. W. aufgefordert wurde, die Gründe für ihr Vorgehen gegen diesen inaktiven Offizier anzugeben, schwieg sie hartnäckig. Indessen wir sind überzeugt, jeder Leser der Verteidigungsschrift wird mit uns wünschen, daß der Stein, der nun einmal ins Rollen gekommen ist, nicht eher zum Stehen gebracht wird, bis endlich auch die politische Unabhängigkeit unserer inaktiven Offiziere genügend geschützt worden ist. Von allem anderen ganz abgesehen, — — wie sollen wir zu einem unbeeinflußten sachkundigen Urteil über militärische Dinge gelangen, wenn

unseren verabschiedeten Offizieren rücksichtslos der Mund geschlossen wird? Hat denn die Heeresverwaltung die allein richtige Ansicht unter allen Umständen und für ewige Zeiten gepachtet? Wenn der Reichstag noch nicht jedes Pflichtgefühl eingebüßt hat, wird er vermittelst einer **Interpellation** die Preisgabe der Gründe seitens der Heeresverwaltung für ihr Vorgehen gegen Herrn v. W. durchzusetzen suchen. Unsere Regierenden geben immer nach, wenn sie auf einen festen Willen stoßen. So werden schließlich ihren Händen auch die militärischen Ehrengerichte als wirksames Mittel zur Einschüchterung inaktiver Offiziere, die sich politisch betätigen wollen, entwunden werden können, wenn man sie dahin bringt, einzugestehen, wessen jene Offiziere zu gewärtigen haben, wenn aktive Kameraden in Fragen der Standesehre über sie zu Gericht sitzen. Günther von Bielrogge



Stimmen des In- und Auslandes

Das rote Lachen

Von Jean Paul wurde einmal gesagt, seine Werke seien deshalb für unsern Zeitgeschmack fast unleserlich geworden, weil er gemeint habe, närrische Dinge auf närrische Weise beschreiben zu müssen. Wir fürchten, daß dasselbe Urteil mit gewissen Modifikationen auf ein neues Buch **Leonid Andrejews**, „Das rote Lachen" (Aus dem Russischen von August Scholz. Berlin, Verlag „Snanija"), angewendet werden wird. Er beschreibt das Tollste, was es gibt, nämlich den Krieg, und er beschreibt dieses Tollste in toller Weise. Daß die Nerven der modernen Menschheit den Krieg mit seinem Raffinement, mit seiner durch keinen Pulverdampf mehr verhüllten Grausamkeit nicht mehr aushalten werden, das hat schon Johann von Bloch vorausgesagt. Das tatsächliche epidemische Auftreten von Geisteskrankheiten im ostasiatischen Krieg bestätigte diese Ansicht, und Andrejew erhärtet sie durch die Schilderung des Wahnsinns, den der Krieg mit Naturnotwendigkeit in den Gehirnen erzeugen muß. Die Idee des Buches ist klar: es soll die Unerträglichkeit der kriegerischen Barbarei für den Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts nachgewiesen, es soll gezeigt werden, daß die durch die Kriegsgreuel durchgeschleppten Menschen entweder in eine Art von Agonie, in einen sie unter das Tier erniedrigenden Stumpfsinn versinken, oder daß sie „bemerken müssen, wie ihr Verstand ins Wanken gerät, wie in diesem Kampf mit dem Absurden, dem sie nicht gewachsen sind, ihre Denkkraft erlahmt." In trostloser Breite wie die russische Steppe dehnt sich das düstere, von einer eintönigen Schwermut überhauchte Gemälde. Es wird einem unsagbar todestraurig dabei zumute, wenn man dieses ununterbrochene Schluchzen der gequälten Menschheit hört. Die Kultur scheint nicht bloß den im Feld stehenden

Kriegern, — sie scheint auch den Lesern dieser Schrift in eine unendliche, unerreichbare Ferne entrückt. Die Barbarei ist Trumpf, das Grauen führt das große Wort. Einzelschilderungen von geradezu plastischer Realistik wechseln mit den Traumgebilden einer durch die Greuel des Kriegs toll gewordenen Phantasie. Ein paar Beispiele mögen genügen! „... entsetzliche Wirkungen dieser Stacheldrähte. Den Schlangen gleich umwanden sie die Leute und zogen sie in ihre tödlichen Verstrickungen. Ich hatte gesehen, wie solch ein straffgespannter Draht, an einem Ende zerhauen, pfeifend die Luft durchschnitt und drei Soldaten in seinen Umschlingungen festhielt. Die Stacheln zerrissen die Kleidung und bohrten sich in das Fleisch ein, daß die Soldaten, laut schreiend vor Schmerz, sich wie rasend im Kreise drehten. Einer von ihnen hing bereits, von einer Kugel getroffen, tot in dem Stacheldraht, und die beiden andern schleppten ihn hinter sich her, bis schließlich nur einer am Leben war, der die beiden Toten mit vorwärts zerrte und sich vergeblich von ihnen zu befreien suchte. Ein wahnwitziges Spiel war's, das die Toten mit dem Lebenden trieben, ein wildes Kreisen und Übereinanderstürzen — bis plötzlich alle in einem Knäuel unbeweglich dalagen."

„... Das Labyrinth von klaftertiefen, auf dem Grund mit spitzen Pfählen versehenen Wolfsgruben hatte die Köpfe so verwirrt, daß kein Mensch sich auf diesem schauerlichen Erntefeld des Todes zurechtfinden konnte. Die einen stürzten blindlings in die tiefen, trichterförmigen Gruben, wurden von den spitzen Pfählen aufgespießt und zappelten und tanzten dort in der Tiefe wie die Hanswurste, mit denen die Kinder spielen. Neue Körper wälzten sich auf sie herab und erdrückten sie mit ihrer Wucht, und bald war die ganze Grube bis an den Rand in einen wimmelnden Kessel voll blutüberströmter, teils lebender, teils toter Menschen verwandelt. Überall starrten hilflose Arme empor, deren Finger sich krampfhaft zusammenkrallten und nach allem Greifbaren faßten. Wer einmal in diese Falle geraten war, der war rettungslos verloren; denn Hunderte von blinden, starken Händen packten ihn wie eiserne Zangen an den Beinen, an den Kleidern, in den Augenhöhlen, hielten ihn nieder und würgten ihn ..."

Daß die zum Wahnsinn getriebenen Gehirne nicht nur selber das Lachen des Wahnsinns ausstoßen, sondern es auch überall sehen, hören, ja den ganzen blutüberströmten Erdball als Verkörperung dieses wahnsinnigen blutigen Lachens betrachten, das mag einem Irrenarzt verständlich sein; dem Laien bleibt nichts übrig, als sich mit Grauen abzuwenden von den Reden eines Verrückten wie der folgenden:

„Das ist das rote Lachen! Wann die Erde verrückt wird, dann lacht sie so. Du weißt doch, daß die Erde verrückt geworden ist? Es gibt keine Blumen, keine Lieder mehr auf ihr, sie ist rund, glatt und rot geworden wie ein Menschenkopf, von dem man die Haut abgezogen hat. Schau, was aus ihrem Hirn geworden ist: es ist rot wie blutiger Grützbrei und ganz zerrührt ..."

*

Aber ist es nicht wirklich zum Verrücktwerden, dieses jahrelang fortgesetzte zwecklose Gemetzel, dieses Zerreißen, Zerstampfen, Zerschmettern von Zehntausenden, von Hunderttausenden fühlender Menschenleiber? Das ist eben das Furchtbarste an diesem Buch, daß es trotz allem wahr ist und daß die Wirklichkeit nicht weniger scheußlich ist als diese Schilderungen. Der Krieg ist eine Sache für ein Tollhaus, nicht für vernünftige Menschen, das ist die Lehre,

die uns Andrejew einbläuen will. Und weil wir so gar stumpfsinnig sind und uns zwar entsetzen über 1000 zertretene Menschenleiber, die bei einer im Theater ausgebrochenen Panik umkommen, aber es für eine Bagatellgeschichte halten, wenn in einem Treffen bloß 4000 Menschen umgebracht worden sind, darum muß einmal der Versuch gemacht werden, uns durch die höchstmögliche Steigerung des Grauens aus diesem Stumpfsinn aufzurütteln. Mancher wird vielleicht sagen: Man hält es einfach nicht aus, diese wahnsinnigen Schilderungen des Entsetzlichen. Aber die nackten, fürchterlichen, grausamen Tatsachen, dieses wochenlange Waten im Blut, dieses Sichwälzen in den Orgien des Massenmords, das soll die Menschheit aushalten; in diese Metzeleien soll sie sich mit Begeisterung hineinstürzen, in diese Blutbäder soll sie mit Mannesmut hineingehen; es ist ja so süß, fürs Vaterland zu sterben, auch sich von Stacheldrähten erwürgen oder von Pfählen aufspießen zu lassen!

Aber wir wissen ja, was unsre Nationalisten auch auf die Anklage erwidern werden, die Andrejew in seinem Buch dem herrschenden System entgegenschleudert. „Kein Wunder," werden sie sagen, „daß die Russen überall geschlagen wurden, wenn sie so nervöse Leute sind." Und die Moral von der Geschichte? „Wir müssen möglichst gute Gewehre, Kanonen und Panzerschiffe haben, damit wir nicht geschlagen werden." Nein, meine Herren, das ist nicht die Moral. Sie ist vielmehr enthalten in dem Satz, daß der Krieg ein Wahnsinn ist, und daß derjenige, der über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieren kann, überhaupt keinen zu verlieren hat.

B. Umfrid



Menschenfleisch

Jedes greifbare Ding auf dieser Erde hat seinen Gebrauchswert, der sich irgendwie abschätzen und in Geldwert übertragen läßt, jedes Gran irgend eines Stoffes kann seinem Werte nach in landesübliche Münze umgerechnet werden. Nur eines ist weder börsen- noch marktgängig: das Menschenfleisch.

So philosophiert Heinrich Bäcker in der „Zeit am Montag". Und man muß sagen: seine Betrachtungen sind nicht unzeitgemäß, wo unberechenbare Zentner dieses wertlos-wertvollen Stoffes in der ostasiatischen Völkerschlächterei gemetzelt werden. „Menschenfleisch kann billiger oder teurer sein! — Deutsche Fürsten verkauften ihre Landeskinder an auswärtige Mächte als Kanonenfutter für bares Geld, aber nicht nach Gewicht, sondern per Stück. Des Abwiegens werden nur die Hammel gewürdigt." Was jedoch diese Gekrönten pro Kopf lebender Ware erzielten, könne für unseren heutigen Markt nicht mehr bestimmend sein. „Angebot und Nachfrage regelt sich heute nach ganz andern Grundzügen, die Besitzverhältnisse sind verzwickter geworden, der Export erschwert. Die modernen Anschauungen der meisten Fürsten, besonders der europäischen und gar der deutschen, lassen solche Ausfuhr nicht mehr zu ...

„Die Gesetze schützen mein Lebendgewicht gegen böswillige und gewaltsame Umwertung, es wird ihm also ein gewisser Wert für die Allgemeinheit



beigemessen, denn Gesetze werden nicht auf das Individuum, sondern für die Allgemeinheit gemünzt. Sie gelten aber nur, wenn Frieden im Lande ist!

„Krieg! — Umwertung der Gesetze! — Umwertung der Menschlichkeit! — Umwertung aller Gefühle! — Umwertung des Lebendgewichts vom Menschenfleisch! Wenn der Wert des letzteren auch nicht in Pfennigen auszudrücken ist, so kann für diesen Fall festgestellt werden, daß er zuweilen unter den Wert des Pferdefleisches sinkt.

„In der Schlacht bei Cannä fielen über 48000, in der Catalaunischen Ebene 200000 Menschen. Die Kreuzzüge sollen drei Millionen gefressen haben. Friedrich der Große verlor von 1758—1763 nur 180000 Soldaten. Napoleon ging am 24. Juni 1812 mit 363000 Mann über die russische Grenze und brachte nur 8000 zurück. Im Laufe des Jahres 1813 zog er wieder 590000 Mann auf den deutschen Kriegsschauplatz und konnte am Ende dieses Jahres mit nur 85000 über den Rhein zurückgehen. Der Feldzug in Italien 1859 fraß 24000 Franzosen und Sardinier und 38400 Österreicher. — 1866 kostete Preußen 3473 Tote und 12675 Verwundete; Österreich 10404 Tote und 30418 Verwundete. — Die Zahl der Opfer von 1870/71 war auf deutscher Seite: Tot und infolge von Verwundungen gestorben 28278 Mann; verwundet 88543 Mann. Da noch 12879 Vermißte gezählt wurden, so beziffert sich unser Gesamtverlust auf nicht weniger als 129700 Mann. Was die Franzosen an Menschenfleisch verloren, steht nicht fest, jedenfalls aber bedeutend mehr als wir, denn fast ausnahmslos hat immer der Besiegte den weitaus größeren Verlust in der Schlacht. Ein schlagendes Beispiel ist Königgrätz. Der preußischen Armee von 220982 Mann standen 215134 Österreicher und Sachsen gegenüber; die Preußen verloren 4,2 Prozent und ihre Gegner 20,6 Prozent; obwohl es ja auch Schlachten gibt, in denen die Verluste gleich sind, wie etwa bei Spichern, bei Gravelotte und bei Noisseville, oder wo der Sieger mehr verlor, wie bei Mars-la-Tour die Deutschen nahezu 24 und die Franzosen 14,2 Prozent, und wenn man die Gefangenen abzieht, an Toten und Verwundeten deutscherseits 22,4 Prozent und französischerseits nur 9,4 Prozent.

„Europa hat im vorigen Jahrhundert nur 24 kriegsfreie Jahre gehabt, in 76 Jahren loderte irgendwo die Kriegsfackel, kostete es irgendwo tausende von Menschenleben. Und selten hat es sich in einem Jahre um nur zwei sich bekämpfende Staaten gehandelt; schon 1800 waren 6, 1801 7, 1805 9, 1807 und 1809 11, 1813 gar 13 Staaten im Kriegszustand. In den anderen Jahren schwankt es zwischen 2 und 6, und nicht weniger als 20 Jahre erfreuen sich der Zahl 1, das heißt, es war nur ein innerer Feind zu bekämpfen, es fochten Brüder gegen Brüder und Väter gegen Söhne, wie jetzt in Rußland auch.

„Ich will die Ursache der Kriege nicht untersuchen. Viele mögen aus den zu ihrer Zeit herrschenden Verhältnissen herausgewachsen, viele eine bittere Notwendigkeit gewesen sein oder als solche erscheinen dürfen. Viele aber rief himmelschreiender Frevel hervor! Herrschsucht und Großmachtskitzel verblendeter oder verbrecherischer Fürsten und Machthaber, Tyrannen- oder Maitressenlaunen, Eitelkeit und bornierter Trotz, Nichtachtung von Völker- und Menschenrechten. Und nicht zuletzt — Cäsarenwahnsinn ...“



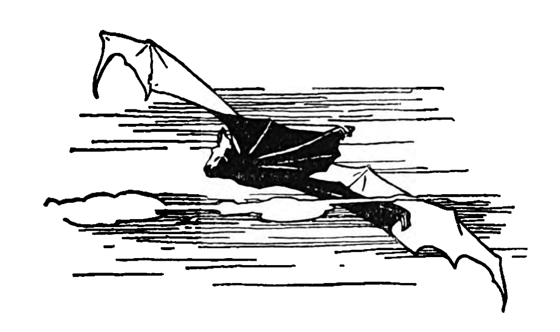
Sensationsgier

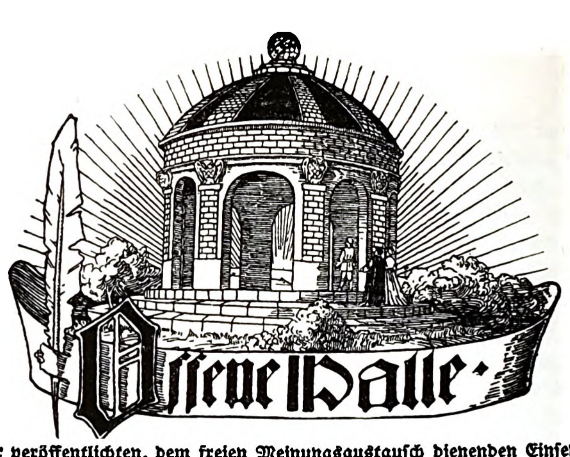
Im Pariser Kasino hat sie kürzlich ihr neuestes Opfer gefordert. Mitten in einem „Todeswirbel“, einer Art looping the loop mit dem Automobil, wurde Mlle. Marcelle Rondal von einem Schlaganfall betroffen, dem sie kurz darauf erlag. Der Vorfall gibt dem „Gaulois“ Anlaß zu Betrachtungen über die moderne Sensationsgier. Er vergleicht unsere Zirkusschauspiele mit den Zirkusspielen der alten Römer und den spanischen Stierkämpfen, die wir so gern als Barbarei verschreien. Wenn man zu einem Duell Tribünen errichtete und Plätze für 25 Frank und 5 Frank verkaufte, so würde die Menge sich dazu drängen; man sieht ja bereits, wie sich Leute mit photographischen Apparaten dazu einfinden. Aber wir haben ja genug Schauspiele, bei denen der Zuschauer seinen Sensationshunger befriedigen kann. Früher drängte man sich scharenweise herzu, um Léotard, den „fliegenden Mann“, zu sehen, der hoch oben im Zirkus mit schwindelndem Schwung von einem Trapez zum anderen mit der Leichtigkeit eines Balles flog. Seitdem führten viele Akrobaten dieses Kunststück aus; einige machen den Sprung in der Luft, andere lassen sich von einer Höhe von vier Stock in das Netz fallen. Blondin wurde weltberühmt, weil er auf gespanntem Seil die Niagarafälle überschritt. Unzählige haben dies Schauspiel genossen, das die Gemüter lange in Aufregung hielt. Man sah ihn zögern, schwanken und wieder weiterschreiten. Es wurde gewettet: „Fällt er. — Fällt er nicht.“ Er ist nie gefallen und hat sogar in einer Schubkarre einen Mann hinübergebracht. Andere Leute wollten ihn noch übertrumpfen. Ein gewisser Smith wollte in einer Tonne die Niagarafälle hinunterfahren. Tausende eilten herbei und sahen, wie er in die Tonne ging. Dann erschien das Faß im Strudel oben, in der Mitte und unten, und dann nicht wieder. Man durchforschte alle Stromschnellen, ohne jemals wieder etwas zu finden. Gewonnen hatte, wer auf den Tod gewettet hatte. Ein anderer wollte die Strudel durchschwimmen, die der Niagara nach dem Fall bildet. Er warf sich tapfer ins Meer, verschwand, tauchte weiterhin wieder auf, verschwand wieder und ward nie mehr gesehen. Eine Akrobatin, die in Paris auftrat, hing an den Beinen und trug an einem Lederriemen, den sie zwischen den Zähnen hielt, einen Mann. Gewöhnlich trug sie in dieser Weise mit der Kraft ihres Gebisses ihren Ehemann. Einmal aber mußte sie niesen, und der Mann fiel zerschmettert zu Boden. Der „Fischmensch“ blieb ziemlich lange unter Wasser und hielt eine brennende Zigarette im Munde. Einmal aber bekam er vor den Augen des Publikums einen Schlaganfall und ertrank in seinem Aquarium. Auch die Tierbändiger leben davon, daß die modernen Menschen so sehr Geschmack an starken Nervenerregungen finden. Wenn sie den Kopf in den Rachen eines Löwen halten, haben die Zuschauer eine Empfindung, als ob Knochen zermalmt würden und das Gehirn herausspritzte. Das Märtyrertum der Tierbändiger ist lang, und man begreift den sagenhaften, phlegmatischen und gelangweilten Engländer, der gleichsam ein Symbol dieser Sensationsgier des Publikums war, der einem Bändiger überall hin folgte und allen Vorstellungen beiwohnte, in der Hoffnung, daß er eines Tages von den Tieren zerrissen würde! Und wie traurig sind die Spiele, die man für die am wenigsten gefährlichen hält! In dem alten Pariser Hippodrom machten zwei englische Clowns, zwei Brüder, die tollsten Possen und gefährlichsten Sprünge. Plötz-



lich stürzte der eine zu Boden und blieb lang ausgestreckt auf dem Boden liegen. Der andere stürzte auf ihn zu, rief ihn, schüttelte ihn und stieß herzzerreißende Schreie aus. Alle Zuschauer lachten und klatschten Beifall, die Komödie war wirklich vortrefflich gespielt. Aber der arme Spaßmacher war gestorben ... Der Unterschied zwischen unseren modernen Vergnügungen und den Zirkusspielen im alten Rom ist nicht so groß. Freilich galt damals das Fest nur als vollendet, wenn es Tote gab. Heutzutage sollen die Leute nicht sterben; aber man setzt sie der Todesgefahr aus, und da die Konkurrenz auch auf diesem Gebiete sehr groß ist, muß jeder bemüht sein, die Gefahr auf das höchste zu steigern, damit das Wagnis am aufregendsten wirke ...

Wenn irgend etwas geeignet ist, uns die „Bestie im Menschen" unter allem Firnis der Kultur erkennen zu lassen, so ist es diese Sucht nach Erregung und Befriedigung niederster Instinkte. Und wenn irgendwo ein Eingreifen der doch sonst sich in alle möglichen und unmöglichen Dinge hineinmischenden Polizei angebracht wäre, so bei diesen Zugeständnissen an „Bedürfnisse", die in keiner Hinsicht als berechtigt anerkannt werden dürfen. Nicht nur aus Gründen der persönlichen Sicherheit wäre das geboten, sondern viel mehr noch aus solchen des öffentlichen Ärgernisses. Aber freilich: wo sind, die daran Ärgernis nehmen? Die „brechend vollen" Häuser bei solchen Vorführungen reden eine nur zu deutliche Sprache!





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Persönlichkeit

(Vgl. Heft 9, S. 365.)

Zu meinem Leidwesen bin ich genötigt, noch einmal das „Wort" zu ergreifen; ich tue es nur, weil ich zugleich hoffe, noch etwas zur Erläuterung der „Sache" beitragen zu können, wiewohl ich mich zunächst mit „Worten", d. h. den Plaudereien des Hrn. Dr. Ernst Kliemke bemühen muß, der anstatt in positiver Weise bessere Aufklärungen über Wesen und Begriff von „Person" zu geben, als ich getan, nur fortfährt, meinen Aufsatz zu bemängeln.

Er beginnt mit dem an meine Adresse gerichteten allgemeinen Vorwurf: „Die Philosophie, namentlich die theologisch gerichtete, hat leider zu viel den Satz des Mephistopheles befolgt: Im ganzen — haltet euch an Worte." Zuerst muß ich Herrn Dr. Ernst Kliemke durchaus das „Recht" zu diesem Vorwurf bestreiten, der in seiner Allgemeinheit ganz unzutreffend ist. Dann möchte ich ihn fragen, ob durch jenes mißbrauchte Zitat vielleicht die „Sache", nämlich der Begriff von Persönlichkeit gefördert wird, oder ob Herr Dr. Ernst Kliemke nicht hier nur Worte zitiert, weil ihm Gedanken fehlen? Oder meint er wirklich, er habe dadurch „den Geist befruchtet, ihn zum eignen Denken veranlaßt"?

Mein Gegner besteht darauf, daß es falsch sei, wenn ich zur Begriffsbestimmung von „Person" das Wort „Recht" benütze. Er werde, sagt er, dadurch an eine Bemerkung Iherings erinnert, der die falsche Definition tadle, wonach „Recht als Befugnis zu handeln" erklärt werde. Ich bedaure, auch dieses Zitat wieder als ganz falsch angewandt erklären zu müssen. Ihering ist freilich mit seinem Tadel vollkommen im Recht, denn alle Logik verbietet, anstatt einer Definition nur ein Synonym zu geben; Recht und Befugnis sind nur Synonyma, wobei höchstens eins das andre erläutern, aber keins dem andern als Definition dienen kann. Dagegen wenn Kant definiert: „Person ist ein Wesen, das Rechte hat", so ist dies, wie von Kant nicht anders zu erwarten ist, eine regelrechte, durchaus logische Definition, denn sie stellt das genus proximum (Wesen) fest und fügt die differentia specifica (das Rechte hat) hinzu. Nicht jedes Wesen ist Person, sondern nur das, welches Rechte hat. Man muß aber jede Definition rein konvertieren können: Person ist ein

Wesen, das Rechte hat, und ein Wesen, das Rechte hat, ist eine Person. Denn die reine Umkehrbarkeit ist das alleinige logische Kriterium der Richtigkeit einer Definition. Es ist daher geradezu verkehrt, wenn mein Gegner meint, weil beide Glieder der Definition vertauschbar seien, sei Kants Definition falsch und nichtssagend, wie wenn Synonyma einander gegenübergestellt werden. So ist's, wenn man Herrn Kliemkes Zitate „unter die Lupe nimmt"; sie sind nichts wert!

Da ich aber nur den Begriff „Person" zu erklären mir zur Aufgabe in meinem Artikel gemacht hatte, so glaubte ich die Bekanntschaft mit dem in der Definition gebrauchten allgemeinen Begriff „Recht" voraussetzen zu dürfen. Nun merke ich, daß dieser Begriff meinem Gegner total unbekannt scheint. Ich will also mein Versäumen nachholen; vielleicht dämmert dann meinem Gegner die Erkenntnis, daß der Philosoph und der Jurist, obwohl sie von ein und demselben Begriff des „Rechtes" ausgehen, doch ganz anderes und himmelweit verschiedenes über „Recht" zu sagen haben.

Doch noch eine kurze Bemerkung vorher! Herr Dr. Ernst Kliemke ist so freundlich, sich mir zum Tugendmuster hinzustellen: „Ich bin", sagt er, „nicht so boshaft, meinen Gegner die Quelle suchen zu lassen." Sehr schön und bewundernswert! Aber leider bin ich in meiner Bosheit so verhärtet, daß ich wieder Kant zitiere ohne Angabe des Ortes in seinen Schriften; ich will aber doch nicht ganz so verstockt gegen sein rührendes Vorbild sein, daß ich ihm nicht verriete, das Zitat der Rechtsdefinition sei viel leichter zu finden als der Ort, wo die Definition von Person steht.

Also Kant definiert: „Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des andern nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit zusammen bestehen kann." Populärer kann man auch sagen, Recht sei die Einrichtung, wodurch die Freiheit des einen gegen die Freiheit der andern gesetzlich geschützt wird. Mit der Kantischen Definition von Recht kann jeder Philosoph und jeder Jurist, auch Ihering, einverstanden sein, und sie sind es, weil eine unanfechtbar bessere Definition noch nicht gefunden ist.

Und doch, wie himmelweit verschieden ist das, was der Psychologe über das „Recht" zu sagen hat, von dem, was der Jurist darüber zu sagen weiß, so himmelweit verschieden, wie das, was der Dichter über den „schönen, grünen Wald" singt, von dem ist, was der Förster über „seinen Wald" in sein Notizbuch notiert, wenn er die fällbaren Bäume ausliest; und doch reden beide von demselben Wald, der als „eine unbestimmte Menge auf gemeinsamer Grundfläche stehender Bäume" zu definieren ist. Also daraus, daß zwei Menschen über denselben Begriff total verschiedenes aussagen, darf kein Vernünftiger schließen, daß sie von zwei verschiedenen Begriffen oder Sachen reden.

Darum nochmals, Herr Dr. Ernst Kliemke: keine Worte, sondern klare Begriffe! Person ist ein Wesen, dem der Inbegriff der Bedingungen zukommt, unter denen die Willkür des einen gegen die Willkür der andern nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit zusammen bestehen kann; oder gemeinverständlicher ausgedrückt: Person ist ein Wesen, das sich solche Einrichtungen schafft, wodurch seine Freiheit gegen die Freiheit aller andern gesetzlich geschützt wird; oder kurz und gut, klipp und klar: Person ist ein Wesen, das Rechte hat, sich Rechte schafft und Rechte geltend machen kann! Diese Erklärungen setzen allerdings, Herr Dr. Ernst Kliemke, einen vernünftigen Gebrauch der „Lupe" voraus.



Gegner eine
nicht wieder"
Ernst Kliemke
er scheint einem
Zurechtweisungen-
ar nicht mehr zum
skreis unterstellt sind,
Worte statt Sachen
egen, was sie sind: an-
er das „Recht" hat.

F. Heman

Die hier veröffentlichten, dem freien …
sind unabhängig vom …

…unst für alle"

(Vgl. Heft 8.)

Zu meinem Leid…
ich tue es …
„Sache" beitr…
den Plaude…
positiver …
zu geben…

„Di…
S…
n…

…Mai teilt ein Kenner Straßburger Verhältnisse ein …und nachahmungswertes Beispiel dafür mit, wie ein unter …Leitung stehender gemischter Chor, und zwar der Wilhelmer Chor …Straßburg (Els.), es seit 20 Jahren als seine Aufgabe betrachtet, den Sinn für klassische Kirchenmusik durch unentgeltliche Aufführung großer Meisterwerke ins Volk zu tragen. Der Artikel schließt mit dem Wunsche, daß anderwärts ähnliche Leistungen geboten werden möchten, damit das moderne Ziel „Die Kunst für alle" der Verwirklichung näher gebracht würde.

Ich bin in der Lage, von ähnlichen Bestrebungen im Königreich Sachsen zu berichten. In weiteren Kreisen dürften zunächst die Sonnabends in der berühmten Thomaskirche zu Leipzig stattfindenden Motetten bekannt sein, die aus je ein bis zwei Orgelsätzen und Chorliedern in Verbindung mit Bibelvorlesung und Gebet bestehen und abgesehen von der ins Belieben der Besucher gestellten Entnahme eines Programms eintrittfrei sind. Die Motetten werden dank der trefflichen Schulung des Thomanerchors von hoch und niedrig rege besucht.

Einer ähnlichen, nur etwas weiter ausgebildeten Schöpfung erfreut sich seit länger als 10 Jahren die größte Industriestadt Sachsens, Chemnitz. Hier wird in dem prächtigen Gotteshaus der an 30 000 Seelen starken St. Markusgemeinde, welche aus dem zumeist von Arbeiterfamilien bewohnten Sonnenbergviertel gebildet ist, jeden Mittwoch mit Ausnahme der Sommermonate von 8–9 Uhr abends kostenlos eine gleichfalls „Motette" benannte Musikaufführung geboten, die den Leipziger Motetten in der Güte der Darbietungen gleichkommt, sie aber in der Mannigfaltigkeit der Vorträge und durch die Eigenartigkeit der ganzen Anlage noch weit übertrifft. Tüchtige einheimische und auch auswärtige Künstler, namentlich aufstrebende Talente, stellen sich in den Dienst der guten Sache und helfen die Aufführungen, die von den beiden angesehensten Tageszeitungen beschickt und besprochen werden, durch Gesangs- oder Instrumentalsoli verschönen.

Jedem Programm liegt unter Anlehnung an die Zeiten des kirchlichen und bürgerlichen Jahres ein bestimmter Gedanke zugrunde, der der Aufführung ein einheitliches Gepräge verleiht und ebenso liebevolle Hingabe als zartes Kunstverständnis des Veranstalters verrät. So wie die Zeit es gibt, werden

...urch meist vollendeten Vortrag von Perlen klassischer oder neuerer ...Wunder der erwachenden oder an die Fülle der reifenden Natur, ... Passionszeit oder an die Freuden der Weihnachts- und ...erbetag eines heimgegangenen oder an den Geburtstag ...innert. So findet das dem Programm tunlichst an-...bet ein offenes Ohr nicht selten auch bei „Schwer-... und da noch über die gleichgestimmten Schluß-

...ser Zeilen beim Besuch der Motetten, mitten ...andächtig Lauschenden eine Träne über die ...nder Hast weggewischt wurde. Kürzlich ... nach einer besonders schönen Motette zu ihrer ...war das, nicht wahr? Kannst du mir es da ver-...abend die Arbeit hinwerfe und in die Motette gehe?“ ...etten dient sonach die Kunst nicht allein sich selbst, sondern ...ehren Weckerin kirchlichen und vaterländischen Sinnes und ...wußter Kleinarbeit so Großes, daß diese Seite ihrer Wirksam-... nicht geringer eingeschätzt werden darf als die Tätigkeit des Wil-...hors in Straßburg unter Professor Münch.

Bereits im vorigen Jahre konnte die 300. Motette geboten werden. Welch einer Summe von Arbeit hat es dazu bedurft, aber auch welch eine Fülle von Erbauung in künstlerischer wie kirchlicher Beziehung ist bis dahin durch die Motetten verbreitet worden und wird es noch fort und fort! Veranstalter der Motetten ist der zunächst auf dem Seminar zu Schneeberg und dann auf dem Leipziger Konservatorium ausgebildete Kantor an St. Markus, Herr Gustav Adolf Meinel, Nachfolger des Kirchenmusikdirektors und Kgl. Professors Schneider in der Leitung der Singakademie, des ältesten Chemnitzer Chorgesangvereins, und Dirigent des Männergesangvereins Orpheus, ein Meister auf Orgel und Klavier und ein hochbefähigter Chorleiter, dem hoffentlich recht bald ein seiner vielseitigen Wirksamkeit und Bedeutung mehr gerecht werdender Titel zuteil wird.

Neben den Motetten veranstaltet übrigens Meinel, indem er unter seinem Stabe den Kirchenchor zu St. Markus mit der Singakademie vereinigt, in der genannten Kirche unter Mitwirkung der bekannten Städtischen Kapelle sowie namhafter Solisten an beiden Bußtagen des Jahres Kirchenkonzerte, bei denen ausschließlich große Chorwerke aufgeführt und der größere Teil der Plätze mit Rücksicht auf die weniger bemittelte Bevölkerung zu 30 Pfg. zu haben ist. Wenn sonach der Eintritt zu diesen Konzerten auch nicht ganz frei ist, so beweist doch der große Besuch, den sie aufweisen, zur Genüge, daß die Bevölkerung die segensreichen, von verständnisvoll mitwirkenden Faktoren unterstützten Bestrebungen des Leiters der Konzerte anerkennt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß das in den weniger gebildeten Kreisen nicht selten offenkundig zutage tretende Verständnis für die großen Chorwerke klassischer Meister ganz wesentlich durch die Motetten vorbereitet und gefördert wird.

Daß die Konzerte dem lebhaften Interesse der maßgebenden Kreise begegnen, sei nur beiläufig bemerkt. Im Sinne des Einsenders der eingangs erwähnten Zuschrift sei der Wunsch wiederholt: möchten recht vielen größeren und mittleren Städten ähnliche Förderer der „Kunst für alle“ erstehen! —r.



Zum Schluß seiner Plauderei bekomme ich noch von meinem Gegner eine Rüge erteilt, weil ich von „Angriffen“ rede; er hofft, daß das „nicht wieder“ vorkomme! Ich habe im mindesten nicht die Ehre, Herrn Dr. Ernst Kliemke „persönlich“ zu kennen oder von ihm etwas zu wissen, aber er scheint einem Berufskreise anzugehören, wo das Zensuren-, Rügen- und Zurechtweisungenerteilen so eng mit dem Metier verknüpft ist, daß ihm gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, daß Menschen, die nicht seinem Berufskreis unterstellt sind, sich seine abschätzigen Urteile (Unklarheit des Denkens, Worte statt Sachen usw. usw.) nicht gefallen lassen, sondern als das auslegen, was sie sind: anmaßliche „Angriffe“, gegen die sich zu wehren ein jeder das „Recht“ hat.

F. Heman



Nochmals „Kunst für alle“

(Vgl. Heft 8.)

In Nr. 8 vom Monat Mai teilt ein Kenner Straßburger Verhältnisse ein erfreuliches und nachahmungswertes Beispiel dafür mit, wie ein unter hervorragender Leitung stehender gemischter Chor, und zwar der Wilhelmer Chor in Straßburg (Els.), es seit 20 Jahren als seine Aufgabe betrachtet, den Sinn für klassische Kirchenmusik durch unentgeltliche Aufführung großer Meisterwerke ins Volk zu tragen. Der Artikel schließt mit dem Wunsche, daß anderwärts ähnliche Leistungen geboten werden möchten, damit das moderne Ziel „Die Kunst für alle“ der Verwirklichung näher gebracht würde.

Ich bin in der Lage, von ähnlichen Bestrebungen im Königreich Sachsen zu berichten. In weiteren Kreisen dürften zunächst die Sonnabends in der berühmten Thomaskirche zu Leipzig stattfindenden Motetten bekannt sein, die aus je ein bis zwei Orgelsätzen und Chorliedern in Verbindung mit Bibelvorlesung und Gebet bestehen und abgesehen von der ins Belieben der Besucher gestellten Entnahme eines Programms eintrittfrei sind. Die Motetten werden dank der trefflichen Schulung des Thomanerchors von hoch und niedrig rege besucht.

Einer ähnlichen, nur etwas weiter ausgebildeten Schöpfung erfreut sich seit länger als 10 Jahren die größte Industriestadt Sachsens, Chemnitz. Hier wird in dem prächtigen Gotteshaus der an 30 000 Seelen starken St. Markusgemeinde, welche aus dem zumeist von Arbeiterfamilien bewohnten Sonnenbergviertel gebildet ist, jeden Mittwoch mit Ausnahme der Sommermonate von 8—9 Uhr abends kostenlos eine gleichfalls „Motette“ benannte Musikaufführung geboten, die den Leipziger Motetten in der Güte der Darbietungen gleichkommt, sie aber in der Mannigfaltigkeit der Vorträge und durch die Eigenartigkeit der ganzen Anlage noch weit übertrifft. Tüchtige einheimische und auch auswärtige Künstler, namentlich aufstrebende Talente, stellen sich in den Dienst der guten Sache und helfen die Aufführungen, die von den beiden angesehensten Tageszeitungen beschickt und besprochen werden, durch Gesangs- oder Instrumentalsoli verschönen.

Jedem Programm liegt unter Anlehnung an die Zeiten des kirchlichen und bürgerlichen Jahres ein bestimmter Gedanke zugrunde, der der Aufführung ein einheitliches Gepräge verleiht und ebenso liebevolle Hingabe als zartes Kunstverständnis des Veranstalters verrät. So wie die Zeit es gibt, werden

die Zuhörer durch meist vollendeten Vortrag von Perlen klassischer oder neuerer Musik an die Wunder der erwachenden oder an die Fülle der reifenden Natur, an die Trauer der Passionszeit oder an die Freuden der Weihnachts- und Osterzeit, an den Sterbetag eines heimgegangenen oder an den Geburtstag des lebenden Königs erinnert. So findet das dem Programm tunlichst angepaßte Bibelwort und Gebet ein offenes Ohr nicht selten auch bei „Schwerhörigen" und hallt wohl hier und da noch über die gleichgestimmten Schlußvorträge hinaus nach.

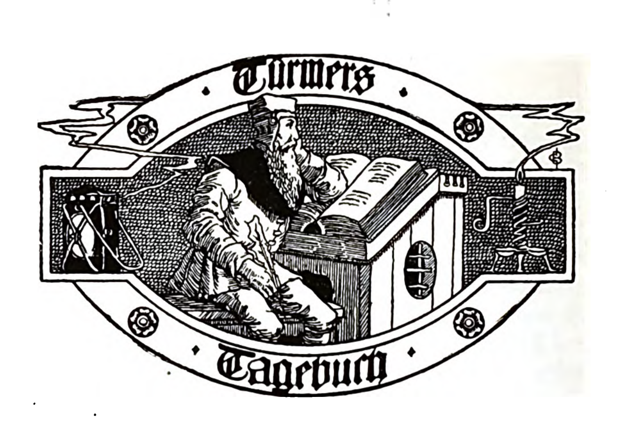
Manchmal hat Schreiber dieser Zeilen beim Besuch der Motetten, mitten unter einfachen Leuten sitzend, einem andächtig Lauschenden eine Träne über die Wange rollen sehen, die mit bezeichnender Hast weggewischt wurde. Kürzlich wiederum sprach eine Arbeiterfrau nach einer besonders schönen Motette zu ihrer Begleiterin: „Ach, wie schön war das, nicht wahr? Kannst du mir es da verdenken, daß ich am Mittwochabend die Arbeit hinwerfe und in die Motette gehe?"

Bei diesen Motetten dient sonach die Kunst nicht allein sich selbst, sondern sie wird zu einer hehren Weckerin kirchlichen und vaterländischen Sinnes und leistet in zielbewußter Kleinarbeit so Großes, daß diese Seite ihrer Wirksamkeit sicherlich nicht geringer eingeschätzt werden darf als die Tätigkeit des Wilhelmerchors in Straßburg unter Professor Münch.

Bereits im vorigen Jahre konnte die 300. Motette geboten werden. Welch einer Summe von Arbeit hat es dazu bedurft, aber auch welch eine Fülle von Erbauung in künstlerischer wie kirchlicher Beziehung ist bis dahin durch die Motetten verbreitet worden und wird es noch fort und fort! Veranstalter der Motetten ist der zunächst auf dem Seminar zu Schneeberg und dann auf dem Leipziger Konservatorium ausgebildete Kantor an St. Markus, Herr Gustav Adolf Meinel, Nachfolger des Kirchenmusikdirektors und Kgl. Professors Schneider in der Leitung der Singakademie, des ältesten Chemnitzer Chorgesangvereins, und Dirigent des Männergesangvereins Orpheus, ein Meister auf Orgel und Klavier und ein hochbefähigter Chorleiter, dem hoffentlich recht bald ein seiner vielseitigen Wirksamkeit und Bedeutung mehr gerecht werdender Titel zuteil wird.

Neben den Motetten veranstaltet übrigens Meinel, indem er unter seinem Stabe den Kirchenchor zu St. Markus mit der Singakademie vereinigt, in der genannten Kirche unter Mitwirkung der bekannten Städtischen Kapelle sowie namhafter Solisten an beiden Bußtagen des Jahres Kirchenkonzerte, bei denen ausschließlich große Chorwerke aufgeführt und der größere Teil der Plätze mit Rücksicht auf die weniger bemittelte Bevölkerung zu 30 Pfg. zu haben ist. Wenn sonach der Eintritt zu diesen Konzerten auch nicht ganz frei ist, so beweist doch der große Besuch, den sie aufweisen, zur Genüge, daß die Bevölkerung die segensreichen, von verständnisvoll mitwirkenden Faktoren unterstützten Bestrebungen des Leiters der Konzerte anerkennt. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß das in den weniger gebildeten Kreisen nicht selten offenkundig zutage tretende Verständnis für die großen Chorwerke klassischer Meister ganz wesentlich durch die Motetten vorbereitet und gefördert wird.

Daß die Konzerte dem lebhaften Interesse der maßgebenden Kreise begegnen, sei nur beiläufig bemerkt. Im Sinne des Einsenders der eingangs erwähnten Zuschrift sei der Wunsch wiederholt: möchten recht vielen größeren und mittleren Städten ähnliche Förderer der „Kunst für alle" erstehen! —r.



„Kronprinzen-Rosen von die Linden." — Monarchismus von heute. — Tinte und Kolonialpolitik. — Modernes Mittelalter. — Religion fürs Volk! — Mailüfterl?

„Vor dem weltgeschichtlichen Ereignis im preußischen Herrscherhause verblaßt selbst Schillers bescheidener Geburtstag": — es bedurfte keiner Prophetengabe, das vorauszusagen. Was bedeutet denn auch das größte Ereignis, der größte Fürst im Reiche der Geister gegen einen leibhaftigen Kronprinzen, der seine „in allen Reizen der Jugend prangende Braut glückstrahlend heimführt"? Wir nennen uns zwar immer noch das Volk der Denker und Dichter, aber wir tun das doch eigentlich mehr aus übler, alter Angewöhnung, sozusagen aus Atavismus, als aus dem Gefühl innerer Berechtigung.

Wochenlang vorher konnte man kein Blatt aufschlagen, ohne auf spaltenfressende Berichte über die kronprinzeßliche Leibwäsche, den kronprinzlichen Galawagen, die mutmaßliche Kleidung der Ehrenjungfrauen oder — der Schlächterinnung beim Festzuge zu stoßen. In gesperrtem Druck ward uns verkündet, wann und wo die mecklenburgischen hohen Damen den preußischen Sonderzug besteigen würden. Wie von einem Alp befreit atmeten tausende patriotischer Mütter auf, als Wissende endlich verraten durften, wie sich ihre Töchterlein kleiden sollten, um in einer Tracht zu erscheinen, die doch wenigstens einigermaßen der der Kronprinzessin angepaßt wäre. Und mit überströmenden Gefühlen wurde die Nachricht begrüßt, daß — nach verschiedenen Änderungen — das Kostüm der Ehrenjungfrauen festgestellt sei: das Kleid aus weißem Voile, die Ärmel halblang eingezogen, mit Chiffons versehen usw. Daß die Taille hinten und vorn nur „etwas" ausgeschnitten werden solle, erlöste manches treue Mutterherz von banger Sorge.

Und endlich, endlich ging die Sonne über dem weltgeschichtlichen Tage auf, zog sie die Nebel von dem allerneuesten „Markstein" der preußisch-deutschen Geschichte und „nationalen" Entwicklung ...

„Es wimmelt von Fremden, alle Gasthöfe sind überfüllt, alle Cafés und Restaurants. Die Fremden wollen etwas gewahr werden in Berlin, denn sie haben in fast allen Zeitungen gelesen, daß es in diesen Tagen hier großartige Dinge zu sehen gibt. Durch die vielen Fremden geht auch das Festgeschäft vorzüglich, und das ist eine Sache von Wichtigkeit. Ein Markt in Extraartikeln hat sich entwickelt. Fensterplätze stehen gut, aber nicht besonders hoch, 20, 40, 60—100 Mk. das Stück. Ein Balkonplatz im Café Bauer ist für 100 Mk. zu haben; Tribünenplätze sind viel begehrt. Große städtische Tribünen sind errichtet am Pariser Platz und am Lustgarten, aber alle Plätze sind vergeben an wichtige Persönlichkeiten, z. B. Reichstags- und Landtagsabgeordnete, die es drängt, ihrer tiefen Untertanendemut Ausdruck zu geben. An der Universität und am Opernhause sind ebenfalls Tribünen errichtet, aber die Not ist groß, die vielen treuen Seelen alle unterzubringen, die von Amts und Würde wegen auf einen Platz Anspruch erheben. Und dann das Spalier! Vom Schloß Bellevue bis zum Kleinen Stern, von dort bis zum Brandenburger Tor, die Straße Unter den Linden, alles besetzt mit Schulkindern, 6000 an der Zahl, Vereinen und Korporationen, 26 900 Mann stark, 60 Innungen stehen da in Reih und Glied mit ihren alten Fahnen und Scharteken, der Kriegerverband, der Turnerbund, Schützen, Schwimmer, Ruderer, die Feuerwehr, die Post, ja, wer möchte nicht alles dabei sein! Wie haben es doch die Schlächtermeister gut, 134 Mann hoch zu Roß an der Spitze des Zuges, der nach langem Warten endlich erscheint. — An Girlanden mit Rosen, an Fahnen und allerlei Schmuck fehlt es nicht in der Feststraße, — sind freilich nur ein paar hunderttausend Mark von den Berliner Stadtvätern bewilligt worden. Die Hotels und Cafés, die Banken, die Geschäftshäuser, ganz besonders die Hoflieferanten haben glänzend dekoriert, und abends leuchten sie weithin durch eine schöne Illumination. Das ist allein für die Reklame viel wert, sonst geschieht's natürlich nur aus Patriotismus. Man verkauft Kronprinzen-Likör, Cäcilien-Torten; Massenartikel für die fliegenden Händler sind fabriziert worden, Medaillons, Krawattennadeln rc. mit einem schwarz-weiß-roten Klex oder den Porträts des Brautpaares. Ansichtskarten mit ähnlichen Illustrationen finden massenhaft Absatz. Jeder Onkel vom Lande oder sonstwoher muß doch den Heimgebliebenen ein Lebenszeichen aus Berlin geben, ein ‚anständiges' natürlich, um nicht in den Verdacht zu kommen, er sei hier in einen Sündenpfuhl geraten. Die ‚freudige Feststimmung' liegt überall an der Oberfläche, wie frisch aufgetragener Lack; man ritze nur ein wenig und die gemeine Alltagsfarbe kommt zum Vorschein."

So philisterhaft nüchtern konnte natürlich nur der „Vorwärts" über ein Ereignis berichten, von dem ein Dichter und sogar Artilleriemajor, Joseph Lauff, im rühmlichst bekannten „Berliner Lokalanzeiger" prophetisch singt:

> Ein Saatkorn sei's der deutschen Erde,
> Das hundertfache Ernte bringt!

Die Stimme des trocknen Nörglers verhallt denn auch in dem brausenden Ozean himmelanwogender Begeisterung. „Unbeschreiblicher Jubel brach aus, als der Kronprinz an der Spitze seiner Kompanie hoch zu Roß die Linden entlang nach dem Schloß zog. Dieser Zug des Kronprinzen wird allen in Erinnerung bleiben, die ihn gesehen haben. Wen das Publikum vor sich hatte, wem es zujubelte und wen es begrüßte, wußte es nicht immer. Das Erscheinen eines Galawagens genügte, hörbaren Enthusiasmus zu entfesseln. Berlin wollte sich zu Ehren des Kronprinzen und seiner Braut festlich ausleben. Das ist der Reichshauptstadt vorzüglich gelungen." Aber gewissenhaft, wie alte Damen schon sind, fügt die gute Tante Voß gleich hinzu: „An Hitzschlägen, Gehirnerschütterungen und Körperverletzungen waren am ersten Tage 26 Fälle, an Ohnmachten und leichteren Unfällen 597 zu verzeichnen."

Daß der Kronprinz und seine Braut Lichtgestalten sind, die vielleicht nur in der germanischen Mythe ihresgleichen finden, sollte für einwandsfreie Patrioten eigentlich selbstverständlich sein. Es schadet aber nicht, daß es auch begriffsstutzigeren Leuten gebührend unter die Nase gerieben wird. Und welches Blatt wäre wohl berufener dazu, als die in hohen und höchsten Kreisen heimische „Woche"? „Eine scharfe Beobachtungsgabe und ein feines, aber vorsichtiges Urteil kennzeichnen die Herzogin Cäcilie. Sie empfindet tief, ist aber sparsam in den Äußerungen ihrer Gefühle und hat sich bei aller Lebhaftigkeit sehr in der Zucht. Sie denkt viel nach und geht gern den Dingen auf den Grund, aber scheint gleichwohl vor allem eine praktische Natur, die mit Kopf, Herz und Hand eingehen wird auf die sozialen Nöte und Aufgaben der Zeit. Was wir von unserem Kronprinzen gesehen haben in den Tagen seiner ungezwungenen Studentenzeit, das erfüllt uns mit vollem und hohem Vertrauen für die Zukunft. Mit inniger Freude gedenken alle, die dem Kronprinzen nähertreten durften, der sonnigen Gestalt des jungen Fürsten. Als der Kaiser seinen erstgeborenen Sohn zur Universität brachte, hielt er eine Rede über die nationale Entwickelung des deutschen Volkes, die nicht allein ein Meisterwerk der Redekunst, sondern mehr noch ein Meisterwerk großzügiger geschichtsphilosophischer und vaterländischer Betrachtung war. Diese Rede war nicht vom Augenblick gegeben und mit dem Augenblick gegangen, sondern ein Meisterwerk großangelegter universalhistorischer Betrachtung, ein tiefgründiges Gedankenwerk von dauernder, ja von bleibender Bedeutung."

„Dauernde, ja bleibende Bedeutung" — ist gut gesagt. Etwas reichlich zwar, aber bei so gottähnlichen Persönlichkeiten kann es ja auf eine Handvoll Weihrauch nicht ankommen. Profane Nasen werden ihn freilich nicht gerade als solchen empfinden. So erinnert er z. B. die „Zukunft" an eine Stelle aus Karl Krumbachers Geschichte der byzantinischen Literatur: „Was den in der Tagesliteratur so sehr in Schwang gekommenen Gebrauch des Wortes ‚byzantinisch' zur Bezeichnung des gemeinen Servilismus im staatlichen Leben betrifft, so muß die unbefangene Geschichtsbetrachtung zugeben,

daß diese schlimme Eigenschaft durchaus nicht den Byzantinern eigentümlich ist. Mit dem äußerlichen Hofzeremoniell kam der innerliche Servilismus auch im Abendland zu so großer Verbreitung, daß das gebildete Mitteleuropa den Byzantinern durchaus nichts mehr vorzuwerfen hat. Die deutschen Hofpoeten der guten alten Zeit übertreffen an hündischer Kriecherei alles, was die mittelgriechische Literatur an verwandten Ergüssen besitzt. Von der fabelhaften Üppigkeit der endlosen Vergnügungen, der Maskeraden, der Aufzüge und süßen Schäferspiele, der Illuminationen und Feuerwerke, von den berüchtigten Jagd- und Waldfesten hören wir in Byzanz wenig. Der widerliche Charakter, der einzelnen Abschnitten anhaftet, wird mit Unrecht auf das ganze byzantinische Zeitalter übertragen."

„Eigentlich", meint der Herausgeber an anderer Stelle, „konnten die Wortführer der Volksstimmung nur sagen: wir wollen hoffen, daß diese Ehe besser wird, als die meisten im Hohenzollernhaus waren; daß der Kronprinz sich zu einem ernsten, bescheidenen, treuen König erzieht ... Andere Tonart vernahmen wir. Hörten, Braut und Bräutigam seien mit allen Reizen prangender Jugend, mit allen Tugenden des Geistes, der Seele geziert, die je Sterblichen wurden. Strahlende Bilder eines erträumten Menschenideals. Herrlich vollendete Werke des höchsten Herrn und der allerhöchsten Eltern. Und diesen Lichtgestalten, an denen nichts mehr zu bessern, denen fortan kaum noch etwas zu lernen bleibt, jauchzt Alldeutschland selig, in brünstiger Begeisterung, zu; die Hauptstadt, das ganze Reich. Im Stil der Eierfibel ward es uns, hundertmal täglich, von Stümpern erzählt; in einem erstarrten Kinderstil, den nur die norddeutsche Presse noch kennt. Alles war über jede Vorstellung hinaus wundervoll: der Straßenschmuck, die Aufzüge, die Stimmung der Massen. Die solches schrieben, glaubten selbst kein Wort davon ... Und die Stimmung der Massen? Genau so wie an allen Paradetagen; genau wie bei Menzels Begräbnis und bei der Schillerfeier; genau so, wie sie wäre, wenn morgen etwa der Perserschah nach Berlin käme. Schönes Wetter, ohne Eintrittsgeld viel zu sehen, sämtliche Kinder tagelang vom Schulzwang befreit: auch die Rötesten drängt's da auf die Straße. Man will dabei gewesen sein, die circenses nicht versäumen und heult, in Sonnenbrand und Langeweile, selbst den leeren Hofkutschen dann gern sein Hurra entgegen. Kein Atemzug, der von innerer Teilnahme zeugt; Witze und Alkoholdunst. Doch hochwürdige Prediger, Diener des ernsten Christengottes, beteuern in reichlich bezahlten Zeitungsartikeln, daß mit solcher Innigkeit nie auf der bewohnten Erde ein Fest gefeiert ward und im Gemüt aller Deutschen die Liebe zum Herrscherhaus unentwurzelbar lebt. Dieselben Prediger, die kein armes Wörtchen fanden, als Prinz Heinrich von Preußen dem Bruder ins Gesicht sagte, er künde ein Evangelium und trage eine Dornenkrone; keinen Laut, als das spottschlechte Denkmal, das dritte, das im Lauf eines Jahres dem Kaiser Friedrich (für welche Feldherrn- oder Regentenleistung?) im Berliner Stadtkreis errichtet worden ist, mit dem

weltgeschichtlichen Heilandssymbol vom Dornbusch geschmückt wurde. Der Christenmut hat das Bäumen verlernt und schickt sich in die Zeit. Eine Zeit unbeschreiblicher Wonnen. Fünf Tage währte das Fest und brachte dem Kanzler, da er das zur Repräsentation nötige Geld nun geerbt hat, den längst schon verheißenen Fürstentitel. Fünf Schwarze Adler wurden verliehen; Kreuze und Sterne, Laub und Schwerter in glitzernder Überfülle. Und schon naht die Kieler Woche, und ein Hofprediger mahnt, zeitig zur Silberhochzeit des Kaisers Haus und Herzen zu rüsten.

„Das alte Lied. Nie, seit das Lebensschicksal der Völker verzeichnet wird, nie ward uns Kunde von einem Lande, dessen Bereich so pausenlos von Feierlärm widerhallte; von keinem auch, das die Regierenden gewissenloser verzog, mit einem geringeren Maß kritischer Regung alles Geschehen aufnahm. Die Stillen im Reich vermögen nichts gegen solche Sucht. Jetzt aber dürfen sie fragen, ob wirklich die Stunde den Allumfassern, den Leitern des Reichsgeschäftes nicht wichtigere Pflicht auflädt als die des Festbereiters und Regisseurs öffentlicher Volksbelustigung; ob die kürzeste Zeitspanne heute nicht zu kostbar ist, um an Tand vergeudet zu werden ...

„Jahrelang ärgert sich unser Ohr nun an Reden über neue Marksteine im Kosmos der Menschengeschichte, über welthistorische Wandlungen und Momente von unverjährbarer Bedeutung. Ein unrentabler Kanal, ein der Notdurft knapp genügender Handelsvertrag, der Erwerb eines dürren Inselgrüppchens, ein dynastisches Fest und andere Unbeträchtlichkeit wird wie die Morgenröte von helleren Sonnen begrüßt. Seit der alte Wilhelm starb, ist der Nationalbesitz nicht gemehrt, ist viel ererbtes wertvolles Gut verloren worden ..."

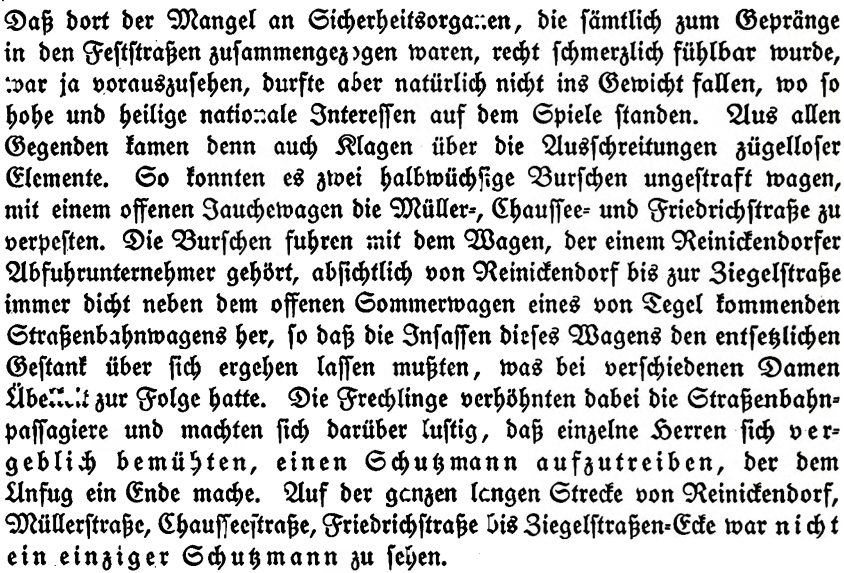
Um den wahren Wert dieser „Begeisterung" richtig einzuschätzen, vergegenwärtige man sich, wie solche nicht nur an besetzten, sondern auch ebenso bereitwillig an leeren Hofkutschen sich entzündet. Wenn bloß Hurra gebrüllt werden darf! Ein japanischer Prinz tut's auch, und es braucht nicht einmal ein Prinz zu sein, wie der ebenso drollige als typische Vorfall beweist, den Fedor von Zobeltitz in den „Hamburger Nachrichten" zum besten gibt: „Der Berliner ist stark impulsiv und liebt es, seine Sympathien und Antipathien energisch zu betonen. Daß er russenfeindlich und japanfreundlich ist, dafür haben schon seine liberalen Leibblätter gesorgt. Aber weiß Gott — mit welchem ungeheuerlichen Jubel jedesmal der Prinz Arisugawa begrüßt wird (oder der, den man dafür hält), das ist fast schon grotesk. Wenn unsere Helden aus Afrika bei ihrer Heimkehr mit gleichem Jauchzen empfangen werden, können sie sich freuen ... Als ich heute mittag die Linden hinabschlenderte, fuhr ein Herr von ausgesprochen japanischem Typus, in einfaches Zivil gekleidet, in einer Droschke nach dem Brandenburger Tor. Sofort verbreitete sich das Gerücht: Das ist Prinz Arisugawa; überlegungslos schrie ein Paar

Hurra und schwenkte die Hüte, und überlegungslos brüllte die Menge nach. Der gefeierte Herr machte ein verlegenes Gesicht, mochte über die Ovationen auch sehr erstaunt sein; denn es war weder der Prinz Arisugawa, noch überhaupt ein Japaner, sondern ein mir wohlbekannter, mit Spreewasser getaufter Berliner und Inhaber einer großen Fabrik, dem Mutter Natur in schelmischer Laune einen verteufelt japanischen Gesichtsschnitt mit auf die Welt gegeben hat ..."

Gar herrlich offenbarte sich der Patriotismus bei der Nachfeier. Da kannte die Begeisterung in der Tat keine Grenzen mehr. Die papierenen Rosengirlanden in der Feststraße wurden förmlich gestürmt, von den Bäumen heruntergerissen, auf die Straße geworfen, wo sich dann unter der patriotisch erhitzten Menge eine solenne Katzbalgerei um das teure Andenken entwickelte. Leider muß der Chronist betrübt hinzufügen, daß man sotane heißersehnte und schwer erkämpfte Reliquien nächster Tage als „Kronprinzenrosen von die Linden" auf den Straßen ausschreien hörte, mit den anderen patriotischen Artikeln, als da sind „Cäcilientörtchen" usw.

Auch sonst mußte für das Wohl des Vaterlandes noch mancher Tropfen Wermut tapfer verschluckt werden. War es schon heroische Aufopferung, bei der sengenden Hitze viele Stunden hindurch sich die Beine in den alleruntertänigsten Leib zu stehen, so war auch mit der hl. Hermandad kein ewiger Bund zu flechten. „Immer wieder", so beklagte sich im Berl. Tageblatt ein Leidtragender über die berittene Schutzmannschaft, „ritten sie darauf los, nachdem der Vorderreihe — in der auch ich jetzt stand — jedes Zurückweichen durch eine zwanzigfache Menschenmauer unmöglich gemacht war. Die Hufe und Leiber der Pferde gefährdeten Männer, Frauen und Kinder, die sich trotz allem ‚Zurück, zurück!' einfach nicht von der Stelle rühren konnten. Die Kinder schrien, wahnsinnig vor Angst; Frauen wurden von Übelkeit und Weinkrampf befallen. Kein Wunder, daß da die Sanitätsmänner Hunderte von Malen zu tun bekamen! Ich betone, daß alles ruhig und ordentlich zuging, bis die Schutzleute heranritten, und daß der Zug der Kronprinzessin in der nächsten Viertelstunde noch nicht kam. Es ist haarsträubend, daß man als steuerzahlender Staatsbürger sich gefallen lassen soll, bei einem friedlichen Spaziergang seine Knochen den Hufen der Polizeipferde darbieten zu müssen! Als ich dicht neben mir drei kleine Kinder im Alter von etwa fünf bis zwölf Jahren bedrängt sah, rief ich dem Berittenen zu: ‚Aber Mann, seien Sie doch vernünftig! Sie begehen ja geradezu Mord!' Kühl rief er mir von oben herab zu: ‚Na, vorläufig sind Sie ja noch nicht tot!'"

Das Berliner Bürgertum ist von seiner Polizei nicht verwöhnt, vielmehr durch andauernde militärische „Behandlung" zu selbstloser Bescheidenheit erzogen worden. So erklärt es sich, daß das Verfahren der Hochwohllöblichen bei der Kronprinzenfeier immerhin noch als rühmlicher Fortschritt gegen das bei der Schillerfeier — „empfunden" wurde. Böse hat es in den übrigen, von der Polizei entblößten Stadtteilen ausgesehen.



Daß dort der Mangel an Sicherheitsorganen, die sämtlich zum Gepränge in den Feststraßen zusammengezogen waren, recht schmerzlich fühlbar wurde, war ja vorauszusehen, durfte aber natürlich nicht ins Gewicht fallen, wo so hohe und heilige nationale Interessen auf dem Spiele standen. Aus allen Gegenden kamen denn auch Klagen über die Ausschreitungen zügelloser Elemente. So konnten es zwei halbwüchsige Burschen ungestraft wagen, mit einem offenen Jauchewagen die Müller-, Chaussee- und Friedrichstraße zu verpesten. Die Burschen fuhren mit dem Wagen, der einem Reinickendorfer Abfuhrunternehmer gehört, absichtlich von Reinickendorf bis zur Ziegelstraße immer dicht neben dem offenen Sommerwagen eines von Tegel kommenden Straßenbahnwagens her, so daß die Insassen dieses Wagens den entsetzlichen Gestank über sich ergehen lassen mußten, was bei verschiedenen Damen Übelkeit zur Folge hatte. Die Frechlinge verhöhnten dabei die Straßenbahnpassagiere und machten sich darüber lustig, daß einzelne Herren sich vergeblich bemühten, einen Schutzmann aufzutreiben, der dem Unfug ein Ende mache. Auf der ganzen langen Strecke von Reinickendorf, Müllerstraße, Chausseestraße, Friedrichstraße bis Ziegelstraßen-Ecke war nicht ein einziger Schutzmann zu sehen.

Es ist das zwar auch ein Kulturbild aus der deutschen Reichshauptstadt, aber längst kein ungewöhnliches. Wo irgendwelche dynastischen oder auch nur höfischen Veranstaltungen getroffen werden, müssen die Interessen der Bevölkerung nach dem jeweiligen Befinden der Polizei völlig zurücktreten. Ob viele Steuerzahler dadurch schwere Berufs-, Geschäfts- oder Gesundheitsschädigungen erleiden — wer fragt darnach, wenn eine Hofequipage in Sicht ist!

Das für die Betroffenen Kläglichste, für den Humoristen aber Heiterste an der ganzen Sache war die Behandlung der Berliner Presse. Die doch mit vereinzelten Ausnahmen so sehr loyal ist! Ohne die der ganze Klimbim — man entschuldige den berlinischen Ausdruck — gar nicht möglich wäre! Und der doch das Hauptverdienst an der „Stimmung“ gebührt! Wie wurde nun diese treue und dienstwillige patriotische Magd behandelt? Einfach en canaille! Nicht einmal bei der Trauung in der Schloßkapelle war dafür gesorgt, daß ihren Vertretern angemessene Plätze wenigstens auf der Schloßgalerie — 100 Meter über der Kapelle selbst — reserviert blieben. Auf den Einlaßkarten war vermerkt, daß man sich spätestens um halb fünf einzufinden hätte, — aber um halb fünf wurde man überhaupt noch nicht hineingelassen. Es hieß, „der Schlüssel sei noch nicht da“. Aber als der Schlüssel endlich da war, stellte es sich heraus, daß man vorher infolge irgendwelcher Protektion eine Unmenge müßiger Zuschauer und Zuschauerinnen, Cousinen und Tanten von subalternen Hofbeamten, hineingelassen hatte, so daß es fast ein Ding der Unmöglichkeit war, über deren festgeschlossenen Ring auf den Zehenspitzen und mit Hilfe von Akrobatenkünsten hin und wieder einen Blick in die Kapelle hinabzuwerfen. Das „B. T.“ hatte Gelegenheit, aus dem

Munde ausländischer Pressevertreter, denen eine solche burschikose Behandlung jedenfalls gänzlich neu war, Äußerungen hierüber zu hören, die es zwar nicht wiedergeben möchte, aber für vollkommen berechtigt erachte....

„Es ist eben die alte Sache!" seufzt die ‚Tägl. Rundschau": „Sobald man die Presse braucht, schmeichelt man ihr; glaubt man sie entbehren zu können, behandelt man sie en canaille.... Zugegeben muß werden, daß bei dieser Behandlung der Presse durchaus paritätisch verfahren wurde; ja die ausländische Presse wenn möglich noch schlechter behandelt worden ist als die heimische. Pariser Journalisten, die eigens nach Berlin zur Berichterstattung geschickt waren, konnten nicht einmal eine Stehplatzkarte erhalten und rufen jetzt in ihren Blättern — mit Recht, wie wir zugeben müssen — nach Vergeltungsmaßregeln gegen die deutsche Presse. Was in den letzten Tagen gerade von Vertretern der Auslandspresse, die sich an deutsche Preßgepflogenheiten noch nicht gewöhnt haben, geklagt und gespöttelt wurde, ist kaum zu sagen....

„Zustände, wie sie sich in Berlin bei den Einzugsfeierlichkeiten gezeigt haben, wären in keiner andern europäischen Hauptstadt möglich, und dabei will man den internationalen Pressekongreß im nächsten Jahre nach Berlin einladen! Unter normalen Verhältnissen wäre die Abhaltung dieses Pressekongresses in des Deutschen Reiches Hauptstadt aus politischen und journalistischen Gründen nur willkommen zu heißen, um so mehr, als die Einladung nach der Lage der Dinge als eine selbstverständliche Anstandspflicht erscheint; aber bei der dermaligen Zerklüftung der Berliner Presse, der baren Unfähigkeit, auch nur einmal in eigener Angelegenheit einheitlich vorzugehen, bei dem geringen sozialen Ansehen, das sich, wie die Feierlichkeiten wieder bewiesen, die Berliner Presse zu erwerben vermochte, liegt die Gefahr nahe, daß dieser Pressekongreß mit einer Blamage endet. Will man sich etwa von demselben Magistrat, der der Presse soeben in so skandalöser Weise seine Mißachtung bezeigt hat, zur Tafel einladen lassen und wohlklingende Reden auf die Macht und die Bedeutung der Presse anhören, um sich nach der Abfütterung wieder von einem Herrn Stadtrat schuhriegeln zu lassen? In jeder anderen europäischen Hauptstadt wäre auf das Vorgehen des Magistrats und der Behörden ein einmütiger Protest erfolgt, wäre die Berichterstattung sofort eingestellt worden; in Berlin ist an so etwas gar nicht zu denken. Die Berliner Presse besitzt keine einheitliche Vertretung. Ihr bedeutendster Berufsverein, der ‚Verein Berliner Presse', der aber auch nur einen Teil der Presse umfaßt, rüstet zwar mit Eifer alljährlich seinen ertragreichen Ball, geht aber über derartige Mißstände ohne Sang und Klang zur Tagesordnung über. Und zur Besichtigung solcher Preßmisere sollen wir die ausländischen Kollegen nach Berlin einladen! Die Tagespresse ist in der Verurteilung der verächtlichen Behandlung der Presse ziemlich einmütig — nur die ‚National-Zeitung' (auch die „Deutsche Tageszeitung" und wohl noch andere! D. T.) macht eine beschämende Ausnahme —, aber was

wird das nützen? Ohne einmütiges Vorgehen der Presse ist nichts zu erreichen, und diese Einmütigkeit scheitert an dem *mangelnden Standesbewußtsein* der Berliner Presse, ihrer Unfreiheit und — dem *Gebote mancher Verleger.* Das zeigte sich, wie in so vielen Fällen vorher, ja auch nach dem Charlottenburger Festmahl, über das verschiedene Blätter, *obgleich sie nicht eingeladen waren, einen Bericht brachten....*"

Wenn in sämtlichen Zeitungen Berlins einen Tag vor der Hochzeit die nüchterne Bemerkung gestanden hätte: „Bei der unwürdigen Behandlung, die der Presse seitens des Berliner Magistrates, der immer den Weg zu den Zeitungen zu finden weiß, wenn es sich darum handelt, ihm Gefälligkeiten zu erweisen, zuteil geworden ist, haben sich die sämtlichen Tageszeitungen Berlins entschlossen, nur von der vollzogenen Vermählung des Kronprinzen kurz Notiz zu nehmen, ohne die Einzugs- und anderen Festlichkeiten im geringsten zu erwähnen", — dann, urteilt die „Staatsbürger-Zeitung", „würde der Sühneprinz mit seinem Kotau ein Waisenknabe gewesen sein gegen die gnadewinselnden Mandarinen, und Karten hätte es gegeben, soviel die Presse nur hätte haben wollen; noch am Vormittage des Einzuges hätte man die schönste Tribüne für sie reserviert. Man hat ja das ähnliche Theater in einer ganzen Reihe von deutschen Provinzstädten erlebt, Hannover, Stuttgart usw. Aber was sich die Provinz erlauben kann, ist leider in Berlin nicht möglich. Wenn wirklich sämtliche übrigen Zeitungen unter einen Hut zu bringen wären, — der Leiter der (Scherlschen) *Waschküche, der jedes Jahr seinen Orden* bekommt, wäre nicht dafür zu haben, solange sich noch *Reporterseelen* finden, die im Schweiße ihres Angesichts zeilenschindend durchs Land ziehen und August der Große nicht höchstselbst gezwungen ist, sich im Menschenknäuel seine köstlichen Hühneraugen massieren zu lassen...."

Wenn nun aber August Scherl mit seiner Waschküche, dem „Lokalanzeiger", der „Woche" usw. *nicht* existierte? Auch dann, meint der „Vorwärts", würde die bürgerliche Presse aus Angst vor der *Konkurrenz* nicht wagen, in der Festberichterstattung zu *streiken.* „Welcher *Verleger* würde so etwas dulden, würde die Wahrheit verleugnen und sich stellen, als ob sein Blatt nicht zum Geldverdienen und zur Befriedigung seines Publikums, sondern zur Vertretung idealer Interessen auf der Welt wäre? Und anderseits, wo wäre der *Leser* bürgerlicher Blätter, der für einen Berichterstatterstreik *Verständnis* hätte und nicht heillos auf sein Leiborgan schimpfte, *weil es ihm die süßeste Speise vorenthält?* Zu einer *selbstbewußten Presse* gehört auch ein *selbstbewußtes Lesepublikum,* und dieses fehlt im heutigen bürgerlichen Berlin, würde auch fehlen, wenn nicht Herr Scherl sich unter dem freundwilligen Lächeln der Regierung bemühte, den Sinn für das öffentliche Leben, für das, was man ideale Güter nennt, noch töter zu machen, als er so schon ist...."

Klingen auch diese Betrachtungen in den unvermeidlichen Lobeskantus auf die alleinseligmachende Sozialdemokratie aus, so bleibt doch die be-

dauerliche Tatsache bestehen, daß sie einen Schaden in unserem öffentlichen Leben treffen, der immer weiter und heilloser um sich frißt. Denn wie wäre es möglich gewesen, daß die gekennzeichnete Presse so üppig emporwucherte, wenn sie nicht reichlichen und ergiebigen Boden vorfand? Wenn sie nicht überdies von den Stellen, die bei uns nun einmal den Ton angeben, in jeder Weise gefördert und gehätschelt würde? Es ist in Journalistenkreisen eine bekannte Tatsache, daß die Redaktion der „Woche" Mühe hat, all' den heißen Sehnsüchten vornehmer und hochgestellter Herrschaften nach Einverleibung ihres werten Porträts in das Allerweltsblatt gerecht zu werden. Wobei es nichts zu sagen hat, wenn das Konterfei, je nach Raum und Gelegenheit, in die Gesellschaft von Mördern, Hochstaplern, Demimondainen oder ähnlichen „aktuellen Berühmtheiten" gerät.

Das Beispiel kommt von oben. Was in den oberen Klassen als vornehm gilt, erscheint auch den unteren erstrebens- und nachahmenswert. In diesem Sinne kann ich den Betrachtungen zustimmen, die „Der Deutsche" (Herausgeber Adolf Stein) an das Ereignis im preußischen Königshause knüpft:

„Es ist beschämend, daß im Reiche in diesen Tagen die deutsche Gemütstiefe und die deutsche Ehrlichkeit der Rede ausgestorben zu sein scheint; daß auf der einen Seite nur in bombastischem Lokalanzeiger-Ton, der an französische Schnörkelzeit gemahnt, sämtliche Musen und Grazien als Schwurzeugen für den unerhörten geistigen und körperlichen Liebreiz der fürstlichen Braut angerufen werden, auf der andern Seite die gedankenlose Oberflächlichkeit alles zu einer großen Ausstattungskomödie für den Schaupöbel werden läßt und das Fachblatt der Konfektionäre mit seiner Beschreibung der ‚ersten Gottesdiensttoilette' und der anderen Schneiderwunder zum anerkannten Chorführer der öffentlichen Meinung wird. Gewiß sollen die großen Kinder auch etwas für das Auge haben. Sogar auf die Phantasie eines Goethe wirkte das Schaugepränge der Frankfurter Kaiserkrönung nachhaltig anregend, wenn auf dem Römerberg dem alten Justitiabrunnen Wein entströmte, der Säckelmeister Münzen unter das Volk warf und im Dome zu St. Bartholomä die Chorknaben durch ihr hellklingendes ‚Fiat!' der Wahl die Weihe gaben. Aber damals erschöpfte sich auch das Wesen des Reiches in den Formeln erstarrter Pracht, und in dem Pergamentgesicht des alten Franz war jedes Leben erstorben. Heute ist der moderne Staat nicht Form, sondern reale Macht; und eine glückhafte Verfassung läßt der Individualität eines Fürsten so viel Spielraum, daß von ihr weit mehr der Gang der Politik und das Wohl und Wehe des Landes abhängt, als von den Parlamenten und ihrem hallenden Geschwätz. Wenn das junge Kind aus dem Obotritenlande, dessen engelhafte Urmutter einst in dem zerschlagenen Preußen durch ihr Leid allein den vaterländischen Sinn entflammte, heute in der Prachtkarosse durch das Brandenburger Tor in die Reichshauptstadt einzieht, dann müßten Millionen betender Hände sich in dem ernsten Gedanken falten: Die künftige Mutter eines Geschlechtes von Königen kommt; Gott helfe Preußen und Deutschland!

„Nach außen hin erscheint das Metier einer Kaiserin der Menge als quälend einförmig trotz aller Abwechslung eines reichen Hoflebens. Damit die Zeitungen sie als eine heilige Elisabeth in ihre langweilig geschraubten Rapporte einstellen können, muß sie Protektorin Dutzender von Vereinen für Arme und Kranke sein, ihren Zoll überreichlich dieser organisierten Entschuldigung sozialer Hilflosigkeit entrichten. In der Vielgeschäftigkeit der Komitees liegt aber keine volle Befriedigung; das wissen die Gebildeten der Nation. Hätte eine Fürstin nichts anderes, als solche Repräsentation neben dem Festgepränge, so wäre das Leben der ärmsten Frau aus dem Volke reicher und glücklicher. Manchmal ist es wirklich so; und es gibt Gekrönte, deren Seele einsam friert mitten in aller toten Pracht, wenn das härteste Weibesschicksal sie traf, daß sie dem Manne nicht der Born immer erneuten Glückes wurden und kein Kinderärmchen sich um ihren Hals schlang. Wenn aber beides zutrifft, wenn der sorgenbeschwerte Herrscher sich bei seinem Weibe Stärkung holen kann und die Zukunft des Landes in der Erziehung von ein paar munteren Flachsköpfen ihren Händen anvertraut ist, dann hat sie den herrlichsten Beruf auf Erden und ist die Gebenedeite unter ihren Schwestern. Wer eine wahrhafte Geschichte der Hohenzollern schreiben will, weder eine höfische, noch eine demokratische Klitterung, darf ihre Frauen und Mütter nicht vergessen. Königin Luise ward bestimmend für das ganze Leben Wilhelms des Einzigen. Und der jetzige Monarch bekennt, daß der frische salzige Meerhauch seines Wesens von seiner Mutter stamme.

„Unverstanden geht ein Herrscher für sich allein durch das Volk; erst in der Familie wird er allen Untertanen gesippt. Wenn Friedrich der Große in seinem einsamen Alter mit harten grauen Augen die Menge ansah, dann vermißte sie darin den weichen Schimmer hausväterlichen Verstehens. Er starb ungeliebt, er, dem einst die ganze Welt zugejauchzt hatte; nur Scheu war geblieben. Das Sehnen und Suchen der Masse will auf den Höhen der Menschheit ein *Objekt für den Nachahmungstrieb*. Ein sittenloser Hof bringt Entsittlichung der Gesellschaft. Ein reines Haus im Königsquartier aber adelt das Land. Die Mehrzahl der Menschen ist ja nun einmal Dutzendware ohne jede Individualität, Herdenvolk, das sich jahrelang den Schnurrbart augenwärts salbt und dann, wenn es heißt: ‚Ich kann nur Amerikaner gebrauchen!', sich die Manneszier über der Oberlippe stoppelt, wie die Dollarkönige, die für den Haarschwung keine Zeit haben. Wird das sprichwörtliche dreifache K, Kinder, Kirche, Küche, bei Hofe in Ehren gehalten, dann bequemt sich auch die Kommerzienrätin dazu. Und immer weiter sickern Weltanschauung und Lebensgewohnheit in den durchlässigen Sand der Menge. Ehe das Volk um das Blutgerüst die Carmagnole tanzt, tanzen Schäfer und Schäferin im Hirschgarten zu Versailles. *Ehe die Arbeiter materialistisch werden, ist es die Gesellschaft.* Nicht etwa kann das Beispiel von oben völlig neue Menschen schaffen; wir sind und bleiben mit unserer erblichen Belastung und Entlastung Produkte einer bestimmten Blutmischung, Erben aller Vorzüge und

Fehler der Quersumme unserer Vorfahren. Aber wir sind auch Kinder unserer Zeit und haben eine starke äußere Anpassungsfähigkeit...."

Wie weit die Anpassungsfähigkeit geht, beweisen die vielen kleinen Cäcilien, die bei der Kronprinzenhochzeit diesen Namen erhalten haben. So geschah es, wie der „Vorwärts" erzählt, am patriotischen Festtagsmorgen, daß der Beamte, der auf dem Standesamte in der Lychenerstraße wirkt, im königstreuen Überschwang seinem Bette entstieg und sich mit dem löblichen Vorsatz aufs Bureau begab, an diesem Tage mit Gott für König und Vaterland besonders hingebungsvoll das Register zu führen. Als erstes Objekt trat ihm auf dem Standesamt ein Buchdruckerei-Hilfsarbeiter entgegen. Zweck dieses Mannes war, die glückliche Geburt eines Kindes anzumelden.

„Welchen Geschlechts?"

„Weiblichen!"

„So, so! Wie soll denn Ihre Tochter heißen?"

„Rosa, Berta, Frida!"

„Rosa, Berta, Frida? Hm, hm! Ich möchte mir da einen Vorschlag erlauben!"

„Und der wäre?"

„Sehen Sie, heute ist der feierliche Einzug der Braut unseres Kronprinzen. Ihr Kind ist doch heute erst geboren, nicht wahr? Wie wäre es nun, wenn Sie diesen Glücksumstand gebührend berücksichtigten und der erlauchten Braut zu Ehren Ihre Tochter Cäcilie nennten?"

Der glückliche Vater war leider etwas steifnackig und sah zunächst den Standesbeamten von der Seite an in der Meinung, daß der schöne Frühjahrsmorgen selbst in einem preußischen Beamtenherzen die Geister des Scherzes und Humors entfesselt hätte. Als der Beamte aber ein zweites Mal mit durchaus ernstem Gesichtsausdruck seinen Vorschlag wiederholte, wurde dem Vater erst klar, daß dem braven Herrn nichts ferner lag, als zu ulken, und sein Rat rein aus der Flamme patriotischer Begeisterung emporsprühte. Der Berliner Arbeiter ist aber nun einmal in diesem Punkte sehr verstockt, und so muß denn der „Vorwärts" mit Trauer vermelden, daß sein Gewährsmann es ablehnte, sich für die am Ende gar rötlich angehauchte Rosa eine patriotische Cäcilie eintauschen zu lassen.

Einen positiven Vorteil, den auch der röteste Sozi nicht ableugnen kann, hat die Reichshauptstadt jedenfalls den Kronprinzentagen zu verdanken: die Straße Unter den Linden ist zum Hochzeitstage einer gründlichen Ausbesserung unterzogen worden. Der Mittelgang zeigt jetzt eine schöne gelbe Sandauflage, die Ligusterhecken neben dem Reitweg sind endlich sauber beschnitten worden, die Seltersbuden und Zeitungskioske haben einen freundlichen Anstrich erhalten, und vor dem Brandenburger Tor erheben sich die neuen hohen Kandelaber mit ihren prächtigen Lichtquellen, auf deren Errichtung man wohl — selbst nach der stramm staatserhaltenden „Deut. Tagesztg." — noch lange hätte warten können, wenn die Arbeiten nicht für die Kronprinzenhochzeit beschleunigt worden wären.

* * *

Es ist kein Vergnügen, die Chronik unserer Tage zu schreiben. Wird sie doch, wenn's so weitergeht, bald zu einer Chronik unserer — Fest-tage! Feste sind schön und erhebend — als Ausnahmen. Als Regel verlieren sie Reiz und Wert. Ja sie wirken dann direkt schädlich, fördern den schon gerade genug ausgebildeten Hang zur Veräußerlichung, zum Gaffen und Gassenstehen, und fordern überdies zu recht unbequemen sozialpolitischen Vergleichen heraus. Muß das fortwährende Gepränge, die öffentliche Schaustellung von blendendem Glanz und unerhörtem Luxus in den minder bemittelten Klassen unwillkürlich das Bewußtsein ihres eigenen vielfach entbehrungsreichen Loses und damit die viel gefürchtete „Begehrlichkeit" erwecken, so läßt sich dabei auch der Vergleich zwischen dem ungeheuren Aufwande für Nichtigkeiten und der spartanischen Zugeknöpftheit für schreiende Notstände nicht abweisen. Gemeinwesen, die angeblich für ausreichende Schulräume, Krankenhausbetten oder dergleichen allerdringendste Bedürfnisse nichts übrig haben, verfügen plötzlich über einen solchen Überfluß an Mitteln, daß sie Tausende, Hunderttausende, ja Millionen für das Feuerwerk einer Augenblicks-Sensation verpuffen können. Übelstände im Gesundheits- und Verkehrswesen, um deren Beseitigung einsichtige Bürger Jahre und Jahrzehnte hindurch ebenso erbittert wie vergeblich kämpfen, werden im Handumdrehen abgestellt, wenn die Gefahr nur in Sicht ist, daß sie das Auge des „allerhöchsten" Herrn beim Besuche einer nach Minuten bemessenen Durchreise beleidigen könnten. Und was bleibt nach dem flüchtigen „patriotischen" Rausche? Sehen wir in den Spiegel, den uns z. B. die „Straßburger Bürgerzeitung" von den Mörchinger Kaisertagen darbietet:

„In den Straßen Mörchingens, in denen Tausende von Schulkindern Spalier bildeten, kam es zeitweise zu Renkontres infolge des unvorsichtigen militärischen Vorgehens, daß selbst der Gendarmerie die militärische Schneid über die Hutschnur ging. Verschiedene Male wurden einzelne Kinder niedergeritten. Ein Mädchen aus Dieuze soll lebensgefährliche Verletzungen erlitten haben, ein siebenjähriger Knabe Engel aus der Hinsingermühle, der mit der Schule Großtänchen herübergekommen war, liegt zurzeit im hiesigen Bürgerspital an gebrochenen Rippen und Leberquetschungen schwer verletzt darnieder. Ich selbst sah, wie in der Nähe der Zentralhalle ein etwa 60jähriger Mann von einem Militär niedergeritten wurde. Im Kriege schont der Feind das Leben friedlicher Bürger durch größtmögliche Rücksichtnahme. Dieselbe Rücksichtnahme ist doch von den eigenen Truppen mitten im tiefsten Frieden zu erwarten. Eine Straße sollte nicht gleichzeitig zu Kavallerieattacken und zur Spalierbildung durch Schulkinder verwendet werden dürfen. — Für die bei dem einstündigen Gefechte veranlaßten Flurbeschädigungen hat die Militärbehörde angeblich 40000 Mark ausgesetzt. Zu bezweifeln bleibt jedoch, ob diese enorme Summe ausreichen wird!? Herzzerreißend war es, zu sehen, wie sich das militärische Gefechtsspiel durch die blühenden Saaten wälzte. Mußte denn ein Gefecht gerade zur jetzigen

Jahreszeit erprobt werden, und welches ist der reelle, welches der moralische Wert solcher Veranstaltungen, die man sich mit einem Federstrich 40000 Mark aus dem Säckel der Steuerzahler kosten läßt? Man erinnert sich, wie außerordentlich schwierig in einzelnen Gegenden besonders voriges Jahr infolge verunglückter Vermittlung durch die Arbeitsnachweiszentrale in Straßburg die Gewinnung von militärischen Arbeitskräften um die Erntezeit war! Hier in Mörchingen erlebten wir nun, daß die ganze Garnison zu Häuserausschmückungsarbeiten aufgeboten war. Kopfschüttelnd dachte da mancher Bauer über die Verschwendung von Arbeitskraft nach, die zu anderer Zeit und an anderen Orten aufgewendet, ein Resultat positiveren Gehalts ergeben würde, während hier — seulement pour le roi de Prusse gearbeitet wurde. Bei den endlosen Reisen, die der Kaiser jahraus jahrein die Kreuz und die Quer durch Deutschland unternimmt, werden ungeheure Summen an barem Geld wie an resultatloser Arbeitskraft vergeudet. Eine Statistik über Dekorationsgelder würde erschreckende Zahlen ergeben, man würde vor Summen stehen, mit denen in sozialer Hinsicht außerordentlich Gutes gewirkt werden könnte."

Bitter, aber wahr! — Und ist es denn wirklich an dem, daß das monarchische Gefühl heutzutage derart überschäumt? Ein so königstreues Blatt wie die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" meint sogar, daß es bedauerlich erkaltet sei: „Der reiche Schatz, den Wilhelm I. sammelte, ist nicht sorgsam gehütet oder gar noch vermehrt worden. Zu viel ist in dieser Zeit geschehen, was bald diese, bald jene Kreise stutzig oder gar abwendig machte. Nicht wie beim Tode Friedrichs II. oder Wilhelm I. steht das preußische Volk als eine festgeschlossene Phalanx zum Hohenzollernhause. Millionen haben sich von ihm abgewandt und erhoffen von einem Umsturz aller Verhältnisse, von der Ersetzung des Königtums durch einen Freistaat eine allgemeine Besserung und Hebung ihrer sozialen und politischen Lage. Die Geschäftsmonarchisten, die es natürlich zu allen Zeiten gegeben hat, sind sicherlich nicht geringer an der Zahl geworden. Übergroß aber dünkt uns gerade in unserer Zeit die Zahl der falschen Freunde des Königtums, der Byzantiner. Nur zu oft haben wir es erleben müssen, daß hohe, verantwortliche Beamte bei der Verwaltung ihres Amtes nur nach der Ansicht der Allerhöchsten Stelle fragten und eine eigene, wohl begründete Überzeugung heute diesem, morgen jenem neuen Kurse opferten, ohne in aller Ehrfurcht, aber mit Nachdruck ihre gegenteilige Meinung zum Ausdruck zu bringen. Tief bedauerlich ist es, wenn sogar viele unabhängige Bürger glauben, wahre Königstreue mit der Aufgabe eines wohlberechtigten Selbstbewußtseins und eigener Weltanschauung beweisen zu müssen ..."

Wie hypnotisiert wird nach der „Allerhöchsten Stelle" gestarrt. Selbst

von Männern, die sich dessen kaum bewußt sein mögen. Denn sonst wäre es schwer zu begreifen, wie sie auch in Fragen, von denen ihrer ehrlichen Überzeugung nach die Existenz und Sicherheit des Vaterlandes abhängt, das Steuer nach dem jeweilig neuesten Kurse einstellen könnten. Ich meine die sogenannte Krisis im Flottenverein. Auch hier standen maßgebende Mitglieder und Führer vor den persönlichen Kundgebungen des Monarchen, wie das Huhn vor dem Kreidestrich. Nachdem die Wolke der Ungnade sich schnell verzogen hatte und die Sonne der Gnade hold und lieblich über der Hauptversammlung des Vereins in Stuttgart leuchtete, geht es wieder mit „Volldampf voraus", während noch den Augenblick vorher auf hohes Kommando mächtig „gestoppt" wurde. „Das ist ja eben das Bedeutungsvollste an der ganzen Krise des Flottenvereins", so äußert sich darüber Heinrich Michalski in der Zeitschrift „Europa": „Es handelt sich um eine Frage nationaler Macht — mag man behaupten oder bestreiten, daß eine Vermehrung der Streitkräfte zur See notwendig ist oder nicht. Und da versucht man weit weniger das Volk in seiner Gesamtheit zu überzeugen, als das Ohr des Kaisers zu gewinnen, erkennt dadurch als tatsächlich eine Machtstellung des Kaisers an, die ihm von der Verfassung nicht gewährt wird. Und diese Anerkennung findet nicht bloß statt von seiten der Parteien der Rechten und speziell den streitenden Brüdern im Flottenverein, sondern auch von einem großen Teil der sonst freiheitlichen Presse, wenn sie sich freut oder es bedauert, daß die aus taktischen Gründen gemäßigt auftretenden Flottenfreunde über die enragierten Flottenschwärmer — bei Hof gesiegt haben oder umgekehrt.

„Diese Tatsache, daß ein Teil der entschieden liberalen Presse den Kampf um die Person des Kaisers mitmachte, zeigt, wie stark selbst solche Kreise von der cäsaristischen Strömung mit fortgerissen werden, die den Cäsarismus sonst zu bekämpfen bestrebt sind...

„Der Verlauf der Stuttgarter Komödie ... hat Enragierte und Gemäßigte des Flottenvereins wieder auf dieselbe Stufe gestellt. Man denke nur, es findet die Hauptversammlung eines Vereins von siebenmalhunderttausend Deutschen statt! Die Delegierten kommen zum weitaus größten Teil mit Groll im Herzen über die Behandlung, die den beiden Männern ihres Vertrauens zuteil geworden ist. Und werden nun energisch protestieren? O nein! Wie dürften sie es wagen? Ist doch ein leibhaftiger König bei der Versammlung, der Bruder des Kaisers sogar auch und ein Dutzend anderer Fürstlichkeiten dazu. Da hält der tapfere deutsche Mann, der seine Nation, also auch sich, als einen Bestandteil der Nation, zur Weltherrschaft berufen glaubt, gefälligst den Schnabel und verschweigt sorgfältig, was er zu Haus am Familientisch oder in der Stammkneipe geflucht und gewettert hat. Und auch die Generale Menges und Keim, die sonst ganz gut und scharf zu reden verstehen, schweigen.

„Worüber auch reden? Beginnt doch bald wahrscheinlich schon die

volle Gunst des Kaisers ihnen wieder zu leuchten. Begnadigt sind sie schon. Ich glaube, die Herren alle verstehen gar nicht, um was es sich hier weiter noch handeln sollte. Der Kaiser ist wieder gnädig gesinnt, sollen sie ihn von neuem reizen?"

Und bei solchem Versagen aller selbständigen Initiative, solcher Abhängigkeit von einem noch so mächtigen und ehrlichen Einzelwillen, der aber, wie alles menschliche, menschlichen Schwankungen und Irrungen ausgesetzt ist, bei solcher Hypnose des eigenen zielbewußten Wollens und Strebens sollen wir großen nationalen Aufgaben gewachsen sein? Freilich, wenn's nach den Leistungen ginge, die wir uns selbst bescheinigen oder bescheinigen lassen. Darnach hätte auch unser gegenwärtiger Reichskanzler bereits das geleistet, was das Lebenswerk des „Handlangers" Bismarck war. Ist doch aus dem „Grafen Bülow" der „Fürst Bülow" geworden. Daß sich da die Vergleiche mit Bismarck förmlich aufdrängen, ist wohl mehr als natürlich. Es wäre auch traurig, wenn sich alle Maße und Größenverhältnisse bei uns schon derart sollten verwischt haben, daß wir jeden Sinn für die „Distanz" eingebüßt hätten.

„Graf Bismarck", so schreiben die hier wohl berufenen „Hamburger Nachrichten", „hatte, als er Fürst wurde, den Traum vergangener Geschlechter von Deutschlands Einheit und Macht verwirklicht, Kaiser und Könige in den Sand gestreckt, die Landkarte Europas umgestaltet, Preußen mehrere Provinzen und dem durch ihn hergestellten Deutschen Reiche Elsaß-Lothringen erworben. Aber dafür ist man heute auch bescheidener geworden. Man nimmt mit dem Kleinen fürlieb, schätzt Reden höher als Handeln und hält für historische Ereignisse, was früher geräuschlos als laufendes Geschäft erledigt wurde. Dazu kommt, daß wir heutzutage uns daran gewöhnt haben, ‚Erfolge' zu sehen, wo tatsächlich noch keine erreicht sind. Charakteristisch für diesen Zug unserer Zeit waren die Vorschußlorbeeren, die dem Grafen Waldersee bei seinem Zuge nach China bewilligt wurden. Und in Übereinstimmung mit diesem Zuge der Zeit steht, daß, obwohl in welthistorischer Beziehung unser Wollen einstweilen noch größer ist als unser Können, auch hier der Erfolg vorausgenommen und nicht nur von der offiziösen Presse belobt wird. In einer solchen Zeit, die sich außerdem in erster Linie ‚festesfroh' gestimmt fühlt, und den Schein gern für die Wirklichkeit nimmt, kann es nicht befremden, wenn auch in bezug auf Auszeichnungen ein anderer Maßstab angelegt wird als früher. Während sonst mit den hohen preußischen Orden sehr vorsichtig und sparsam umgegangen wurde, ergießen sie sich jetzt wie ein Füllhorn über Berufene und Minderberufene; selbst der Schwarze Adler hat seine alte preußische Reserviertheit aufgeben müssen und flattert jetzt etwas lose in der Weltgeschichte umher. Ist dies aber nun einmal der Lauf der Zeit, und muß man bei den Geschehnissen von heute stets auch den Maßstab von heute anlegen, wenn man nicht als ‚rückständig' angesehen werden will, so wird man dem Grafen Bülow die Anerkennung nicht ver-

sagen dürfen, daß er, eben mit dem Maße der Gegenwart gemessen, den Fürstentitel verdient hat, und wir gratulieren ihm herzlichst zu der Auszeichnung. Hoffentlich wird er nicht zu bald Herzog, denn das ist gefährlich."

* * *

... Und wenn es gar nach dem verschriebenen Papier, der vergossenen Tinte, dem verschmierten Bureauleim und den anderen unentbehrlichen Utensilien einer geordneten Geschäftsführung ginge, dann müßten wir in wahrhaft gebietender Höhe unter den Völkern des Erdkreises dastehen. Und vor allem: wir wären das erste — Kolonialvolk der Welt. Unser böser Konkurrent John Bull müßte sich, grün und gelb vor Neid, in irgend einen weltverlassenen Winkel verkriechen, den unsere Großmut ihm gnädig überließe.

Für unser Schutzgebiet Kamerun hatte der Reichstag zur Befriedigung der laufenden „Bureaubedürfnisse" des Etatsjahres 1902 einen Fonds von 5000 Mark bewilligt. Nun rügt der Bericht der Rechnungskommission die — je nach Stimmung und Temperament — befremdliche oder ergötzliche Entdeckung, daß für diese Zwecke rund 37000 Mark ausgegeben wurden, der bewilligte Betrag also um mehr als das Siebenfache überschritten worden ist.

Es lohnt, die spezifizierten „Bureaubedürfnisse" näher zu betrachten, damit auch der Humor zu seinem Rechte kommt:

Formulare und Geschäftsbücher	6800	Mark
Kanzlei- und Konzeptpapier	2850	„
Briefumschläge	2500	„
Löschpapier	400	„
Tinte	450	„
Schreibfedern und Federhalter	450	„
Blei- und Buntstifte	280	„
Schreibzeuge und Tintenfässer	330	„
Radiergummi	90	„
Bureauleim nebst Pinseln	280	„
Aktendeckel und Aktenschwänze	580	„
Siegellack und Siegellampen	425	„

„Von Position zu Position", bemerkt hiezu der Reichstagsabgeordnete H. von Gerlach in der „B. Z. a. Mittag", „steigert sich das Staunen des naiven Lesers. Wer hätte je gedacht, daß in einer Kolonie, wo die Weißen höllisch rar und die Schwarzen in noch höherem Maße als die russischen Bauern des Lesens und Schreibens unkundig sind, so entsetzlich viel schönes, reines Papier mit Tinte beschmutzt werden muß!

„Tinte 450 Mark! Es ist ja richtig, daß bei dem Kameruner Klima die Tinte erheblich rascher eintrocknet als in den Bureaus der Wilhelmstraße. Trotzdem versteht man nicht recht, wie so entsetzlich viel Tinte konsumiert werden kann, da doch kaum anzunehmen ist, daß etwa den schwarzen

Bureaudienern mit Recht der Vorwurf gemacht werden könnte, daß sie ‚Tinte gesoffen' hätten. Man stelle sich nun vor, wie weit unsereins, der doch einigermaßen zu schreiben hat, mit einem Fläschchen Kaisertinte für 10 Pfennig reicht. Sollte aber die Sonne Kameruns wirklich so ausdörrend auf die Tinte wirken, so wird wiederum die Ausgabe von 400 Mark für Löschpapier unerklärlich. Löschpapier für 400 Mark — du lieber Himmel, damit müßte man ja ungefähr die Hälfte der Oberfläche der ganzen Kolonie bedecken können.

„Übrigens wird doch nicht bloß mit Tinte, sondern auch recht viel mit Bleistift geschrieben. Wenigstens bekommt man für 280 Mark eine mächtige Quantität Bleistifte, sofern man sich nicht auf die beste Qualität, etwa Koh-i-Nor, versteift.

„Für Leim 200 Mark — damit muß man ja wahre Leimorgien veranstalten können. Und Siegellack nebst Zubehör für über 400 Mark — ja, wann siegelt denn der moderne Mensch überhaupt noch? Oder verschließt man etwa in Kamerun nach der Sitte unserer Urgroßväter und Urgroßmütter noch jedes Schriftstück mit einem Siegel? Radiergummi für 90 Mark. — Donnerwetter, müssen sich die Kameruner Beamten viel verschreiben! Wer sich je des Besitzes eines Radiergummis erfreut hat, weiß, daß einem so ein Ding förmlich eklig wird, so langsam nützt es sich ab.

„Doch der Schlüssel zu all diesen geheimnisvollen Ausgaben liegt vermutlich in der Position ‚Aktendeckel und Aktenschwänze'. Wenn dafür 580 Mark verausgabt sind, so bekommt man ungefähr eine Vorstellung davon, welch ungeheure Masse Akten in einem einzigen Jahre in Kamerun entstanden sein müssen. Jedes echte Bureaukratenherz muß höher schlagen, wenn es sich in ein solches Aktenparadies versetzt sieht. Den englischen Kolonialpolitikern würde es grausen bei dem Gedanken, mit so ungeheuren Aktenstößen kolonisieren zu wollen. Der deutsche Kolonialassessorismus aber berauscht sich bei der Ansammlung möglichst vieler und möglichst voluminöser Aktenstücke.

„Handelte es sich um eine russische Kolonie, so würde sich der Verbrauch der Unmassen von Tinte, Gummi und Leim viel zwangloser erklären lassen. Man würde dann einfach annehmen, daß diese Materialien auf Grund eines eigenartigen chemischen Zersetzungsprozesses auf dem Wege zwischen Mutterland und Schutzgebiet sich in Sekt und Wodki verwandelt hätten. Bei der erprobten Rechtlichkeit des deutschen Beamtenmaterials ist etwas Ähnliches natürlich von vornherein ausgeschlossen. Hier kann nur davon die Rede sein, daß an diesem einen krassen Beispiel sich mit überwältigender Klarheit zeigt, warum bisher unsere Kolonialpolitik fast nur Mißerfolge gezeitigt hat. Diese Politik gipfelt in der Übertragung des engherzigen preußischen Bureaukratismus von Berlin auf Afrika. Bei uns ist er lästig. Dort wirkt er gemeinschädlich. Gerade die Kolonialfreunde sollten den Kameruner Papier- und Tintenrechnungen die ernsteste Aufmerksamkeit schenken, damit es nicht einst von den deutschen

Kolonien heiße: Sie kamen zu tief in die Tinte, da war es mit ihnen vorbei."

Wahrlich, ein solcher Bericht kann vielen Deutschen die Freude an der Kolonialpolitik des Reiches verderben, muß gerade die tatkräftigsten Elemente, den unternehmenden Landmann oder Kaufmann von einer Beteiligung abschrecken. Denn hinter diesem massenhaften Papier- und Tintekonsum kann doch nur ein wahrer Stacheldrahtzaun bureaukratischer Reglementierung und Schematisierung stehen, der alle selbständige Initiative, alles großzügige Handeln einengen muß, wenn er sie überhaupt aufkommen läßt ...

* * *

Indessen sich so der heilige Bureaukratius den natürlichen Bedürfnissen des Volkes immer mehr entfremdet, gerade den nützlichsten, weil tatkräftigsten Elementen zum Hemmschuh auswächst, scheinen sich in einer anderen, nicht minder verantwortungsvollen Klasse erfreuliche Zeichen wachsenden Verständnisses für die wirklichen Lebens- und Sicherheitsbedingungen eines gesunden Staatswesens bemerkbar zu machen. Wenn — und das ist anzunehmen — die Beobachtungen eines Mitarbeiters der „Preußischen Korrespondenz" in „höheren Offizierskreisen" auf Tatsachen beruhen, so wäre das ein für die Zukunft unseres Volkes sehr beruhigendes und tröstliches Zeugnis dafür, daß jenen Kreisen diejenige Erkenntnis aufgegangen ist, auf die es vor allem ankommt:

„Im Jahre 1885 fand (was bisher nicht bekannt war) zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Waldersee eine Unterredung statt, in der eine etwaige Einschränkung der allgemeinen Wehrpflicht wegen Anwachsens der Sozialdemokratie besprochen wurde. Die Maßregel sollte erst in Frage kommen, wenn keinerlei internationale Verwicklungen Deutschland bedrohten. Inzwischen sind die industrielle Bevölkerung Deutschlands und noch mehr die Sozialdemokratie in einem Maße gewachsen, daß es nicht mehr möglich ist, sie bei der Rekrutierung der Armee auszuschalten. Auf der anderen Seite wächst aber auch der Anteil der Demokratie an den öffentlichen Geschäften, und dieser Anteil besteht keineswegs nur in Kritik. Die Verwaltung der Krankenkassen, dieser riesigen Organisation, die Teilnahme an den Gewerbegerichten, an der Arbeiterstatistik erzieht eine große Anzahl von Arbeitern zu positiver Tätigkeit im öffentlichen Interesse. Ohne Zweifel erfährt dadurch der Staat eine Verstärkung seines Gerüstes und Gefüges, und höhere Offiziere kommen deshalb immer mehr von der Ansicht zurück, daß von der Sozialdemokratie unter allen Umständen eine Gefährdung der militärischen Interessen zu besorgen und dieser mit irgendwelchen Maßregeln zu begegnen sei. General Graf Hülsen-Häseler hat kürzlich wiederholt dem Urteil Ausdruck gegeben, daß mit der Industriebevölkerung sehr wohl auszukommen sei.

„In Verbindung mit dieser Entwicklung des Urteils im Offizierkorps ist eine Wirkung des russisch-japanischen Krieges auf dieses in-

teressant. Die Kriegführung der Japaner wird immer noch von vielen deutschen Offizieren weniger günstig beurteilt, als dies die öffentliche Meinung tut. Die Erfolge der Japaner bestimmen das fachmännische Urteil nicht; im deutschen Offizierkorps erblickt man ziemlich allgemein die Ursachen des russischen Mißerfolges und der japanischen Erfolge in dem verschiedenen Verhältnis der Bevölkerung der beiden Länder zum ostasiatischen Kriege. Unser Offizierkorps zieht aus diesem Kriege die Lehre, daß heutzutage kein Krieg mehr zu führen ist, dem das Volk seine Sympathie verweigert. Man hört Offiziere dieses Urteil oft und offen aussprechen.

„Die politische Bedeutung dieser Wirkung des ostasiatischen Krieges liegt auf der Hand: die wachsende Einsicht in die Abhängigkeit der Stärke eines Staates von der Stellung seiner Bürger zu ihm selbst und seiner Politik vermindert das Gewicht von Bestrebungen, die einen unheilbaren Zwiespalt zwischen einem großen Teile der Nation und ihrem Staate hervorrufen müßten. Diese Wirkung des Krieges im äußersten Osten ist für Deutschlands innere Politik so bedeutend wie das Wachsen der Stellung Deutschlands in Europa durch die russischen Niederlagen."

Wenn diese Erkenntnis an den verantwortlichen Stellen bis zu den höchsten die allgemeine würde, dann hätte der russisch-japanische Krieg wenigstens für uns unzweifelhaft sein Gutes gehabt. Wir hätten dann eine Lehre aus ihm gezogen, deren Tragweite gar nicht überschätzt werden kann. Ist doch die unheilvollste unter allen Verblendungen unserer Zeit die, daß immer noch mehr oder minder maßgebende Kreise dem Wahne huldigen, als könnte man das Staatsschiff gegen den Willen großer und entscheidend wichtiger Volksteile ungefährdet herrlichen Tagen entgegensteuern.

Das erstaunlich geringe Verständnis, das der preußische Landtag, weit mehr aber noch das preußische Herrenhaus der Regierungsvorlage zum Schutze der Bergarbeiter entgegenbrachte, läßt auch das Mindestmaß politischer Einsicht und Reife vermissen. Was insbesondere im Herrenhause geredet wurde, macht zum Teil einen geradezu spaßigen Eindruck. Schon die Wirkung der Kommissionsverhandlungen im Landtage gerade auf die christliche und königstreue Bergarbeiterschaft hätte die Herren, sofern sie auch nur über den allerengsten persönlichen Interessenkreis hinauszuschauen vermochten, stutzig machen sollen. So schrieb z. B. ein konservativer Arbeiterführer der „Sozialen Praxis":

„Die Wirkung der Kommissionsverhandlungen auf die Bergleute und besonders die christlich-nationalen unter ihnen kann man nicht recht schildern, man muß sie miterleben, um sie in ihrer ganzen Tragweite beurteilen zu können. Ich wünschte nur, daß die Konservativen im Landtag die Wirkung ihrer Beschlüsse auf die Bergleute so unmittelbar kennen lernten, wie es mir möglich ist; sie würden entsetzt

sein über das Unheil, das sie mit der Erschütterung des Vertrauens zur Staatsregierung bei diesen gerade denkenden Bergleuten angerichtet haben. Den Agitatoren der Sozialdemokratie wäre das niemals bei den königstreuen Bergleuten, die Exzellenz Graf Häseler neulich so trefflich schilderte, gelungen. Enttäuschung, Niedergeschlagenheit, gemischt mit Entrüstung über die Kommissionsbeschlüsse, die in den Versammlungen oft mit elementarer Heftigkeit zum Ausdruck kommt, hat sich der Ruhrbergleute bemächtigt. Ja, es fehlte nicht an Stimmen, die da sagen: Wenn die Regierung nicht imstande ist, ihre Vorlage zum Schutze der Bergleute durchzubringen, dann haben die Sozialdemokraten recht, und müssen die Bergleute die Konsequenzen daraus ziehen. So viel steht schon heute fest: kommt ein brauchbares Arbeiterschutzgesetz, und die Regierungsvorlage ist das mindeste, nicht zustande, dann wird das Industrie- und Kohlen-Revier in absehbarer Zeit von neuen schweren Kämpfen heimgesucht werden. Die Hoffnung der Führer der christlichen Bergleute ist, daß die Staatsregierung eventuell durch das Reich einen wirksamen Arbeiterschutz zustande bringt. Diese Hoffnung wird fast in jeder Versammlung ausgesprochen und findet allgemeinen Beifall. Hierin liegt meines Erachtens ein Beweis, wie sehr die Bergleute auf das Versprechen der Regierung bauen. Typisch für die Anschauung der Bergleute ist, daß sie in privaten Gesprächen über eine Verstümmelung der Vorlage im Landtag meist sagen: ‚Das läßt sich der Kaiser nicht bieten!'"

Und ein in der christlichen Arbeiterbevölkerung Westfalens hochangesehener Mann schreibt dem „Reichsboten":

„Es ist eine Wendung von seltener Tragik: der Ausgang des Bergarbeiterstreiks hat zum Ärger der Sozialdemokratie die Sache der christlich-nationalen Arbeiterbewegung gewaltig gehoben; fällt jetzt die Regierungsvorlage und geht nicht die Regierung sofort an den Reichstag, so wird die Sozialdemokratie einen so großen Erfolg haben, weil sie die Einflußlosigkeit der christlichen Bewegung auf die nationale Sozialpolitik handgreiflich darlegt."

Die Behandlung aber, deren die vom Landtage schon bis zum Äußersten zurückgeschnittene und zurechtgestutzte Vorlage vom Hause der preußischen „Herren" gewürdigt wurde, kann vollends nur als Hohn auf die Arbeiterschaft und — die Regierung empfunden werden. Ein paar Wendungen aus der Rede des Herrn Dr. von Burgsdorff, eines zwar erst im Anfang der Zwanziger stehenden, dafür aber mit politischer Weisheit erblich belasteten Gesetzgebers, genügen sattsam zur Kennzeichnung der „Stimmung":

„Als der Streik ausbrach, ging ein Schrei der Entrüstung über diese geradezu sibirischen Bergwerke durch das ganze Volk. Kaum einer, der nicht für die Arbeiter Partei ergriff. Aber allmählich zerteilten sich die Nebel. Es stellte sich heraus, daß die öffentliche Meinung in einer Weise irregeführt (Vgl. unten! D. T.) worden war, wie wir sie noch gar nicht erlebt haben. Allmählich wurde erkannt, daß es sich um

eine rein sozialdemokratische Machtprobe handle (Sehr gut!), die vorzüglich vorbereitet und lanziert war. Wenn alle Forderungen, die nachher gestellt worden sind, schon vorher erfüllt gewesen wären, wäre auch gestreikt worden. Es sollte eben à tout prix gestreikt werden — die Zentralleitung in Berlin hatte es befohlen... Unsere ganze Sozialpolitik bewegt sich auf ungesunden Bahnen. Wir haben längst die königliche Botschaft von 1881 auf Heller und Pfennig erfüllt — mit freudigem Herzen. Aber seitdem sind wir in deutscher Gründlichkeit weit über das Ziel hinausgegangen. Wenn wir als Guts- und Gemeindevorsteher oder in den Bezirks- und Kreisausschüssen arbeiten, sehen wir ja, wie jeder Unfall aufs sorgfältigste ausgebeutet, ausgeschlachtet wird. Heutzutage freut sich der Arbeiter, wenn er bei einem Unfall zeitlebens einen Knax behält (!D.T.), denn er steht sich bei der Rente viel besser, als wenn er sich mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdient."

Die Arbeitslosen-Versicherung hält der schneidige junge Herr für „direkt unmoralisch", weil sie der „angeborenen menschlichen Faulheit" Vorschub leiste. „Jeder Arbeiter soll ein Abonnement auf die große Staatskrippe bekommen, ob er arbeitet oder nicht. So eliminiert man das Wort der heiligen Schrift: ‚Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.' Aber ich bekenne mich als Christ immer noch zu diesem Grundsatze, und ich werde ihn nicht aus der Welt schaffen lassen, weder durch eine trügerische Humanität, noch durch Konnivenz gegen die Sozialdemokratie.

„Sind denn die Verhältnisse im rheinisch-westfälischen Kohlengebiet überhaupt so, daß der Gesetzgeber einschreiten muß? Es werden kolossale Löhne gezahlt, die Lebenshaltung der Arbeiter ist so hoch, daß die anderen Provinzen entvölkert werden ... Der junge Arbeiter kennt keine Autorität und will keine über sich haben. Natürlich hat er auch seine Braut, mit der er sich auf den Tanzböden amüsiert. Nachher kann der Aushebungskommissar wohl die flache Brust, die bleichen Wangen und die hohlen Augen konstatieren. Aber ob sie von der Arbeit oder dem sonstigen Lebenswandel herrühren, kann der kommandierende General nicht beurteilen. Wenn man diesen jungen Leuten die Flügel beschnitte, ihnen die Freizügigkeit unterbände, ihnen beibrächte, was ihnen fehlt, Achtung vor den Älteren, Achtung vor der Obrigkeit, wenn man auf dem guten Grunde weiter baute, den Kirche und Schule in ihnen bis zum 14. Lebensjahre gelegt haben, wenn dafür gesorgt würde, daß in den nächsten sieben Jahren nicht das alles verwahrloste, so würden wir unendlich viel segensreicher wirken, als wenn wir hier Arbeiterausschüsse einrichten und große Staatsthermometer anschaffen."

Und so weiter. Der Parlamentsbericht verzeichnet: „Lebhafter, anhaltender Beifall. Der Redner wird beim Zurückkehren zu seinem Platze vielfach beglückwünscht."

Mit welchen Empfindungen mag wohl ein Mann von der umfassen-

den wissenschaftlichen Bildung und der politischen Reife des Geheimrats Professors Schmoller diese Herzensergüsse über sich haben ergehen lassen! Zwischen ihnen und seinen Ausführungen läßt sich schlechterdings auch nicht das dünnste Fädchen spinnen, so groß ist die Kluft zwischen den beiden Weltanschauungen: Feudales Mittelalter und lebendige Gegenwart. Professor Schmoller gab sich alle Mühe, den Herren einigermaßen klar zu machen, worum es sich eigentlich handelte, doch wird er wohl selbst empfunden haben, daß er tauben Ohren predigte:

„Unsere heutige Arbeiterschaft, einerlei, ob sozialdemokratisch oder nicht, ist überhaupt nur noch gouvernabel und vernünftig zu machen, wenn sie Führer bekommt, denen sie gehorcht. Das ist natürlich nicht leicht, die Gefahr besteht, daß dabei die Krakeeler an die Spitze kommen. Aber ein altes Sprichwort sagt: Die Krakeeler gehören aufs Rathaus. Man kann die Draufgänger, die Temperamentvollen, nicht ausschließen, das lehrt ein Blick auf alle Parteien. Sodann darf man nicht davor zurückschrecken, daß zuletzt durch eine staatliche oder selbständige Organisation der Arbeiter der Friede wieder hergestellt wird. Der Streik ist ein großes Unglück, und der große Sozialist Rodbertus, der aus Versehen auch acht Tage lang preußischer Minister wurde (Heiterkeit), hat ausgesprochen, ein späteres Zeitalter werde diesen Zustand gar nicht mehr begreifen. Dem Arbeiter das Koalitionsrecht zu nehmen, ist eine Unmöglichkeit: Sie können ihm das Koalitionsrecht und das Streikrecht nur nach und nach abgewöhnen, wenn Sie ihm beibringen, daß mit seinen Vertretern und Vertrauensleuten verhandelt wird. Dabei ist es gar nicht erforderlich, daß der Arbeiter immer recht bekommt, die Hauptsache ist, daß er sieht, es wird mit ihm geredet. Sehen Sie sich doch die Tarifverträge an; sehen Sie den Frieden an, der bei den Buchdruckern schon seit zehn Jahren besteht, weil der Tarifvertrag vorhanden ist. Ein Gewerbe nach dem andern schließt solche Verträge. Das Wesentliche ist, daß durch solche Verhandlungen, so unangenehm sie dem Unternehmer im Anfang sind, doch nach und nach wieder ein Friedens- und ein Vertrauenszustand ermöglicht wird, der, mag er auch manchmal wieder in die Brüche gehen, zuletzt doch zur Beseitigung des Streiks führen kann. Einen anderen Weg zum Frieden gibt es nicht, es gibt keine andere Möglichkeit, eine blühende Volkswirtschaft im Lande herbeizuführen. Eine wichtige Station auf diesem Weg ist der Gesetzentwurf. Ich überschätze ihn nicht, ich würde ihm keine große Träne nachweinen, wenn es Herrn v. Burgsdorff gelänge, ihn zu begraben. Aber ein Fortschritt ist er doch; einige Punkte regelt er ausreichender als bisher, und er gibt den Arbeitern die Ausschüsse, mit denen beide Teile gewöhnt werden können an ein regelmäßiges Verhandeln miteinander. Wenn man nun alles daran setzt, um nur ja bescheidene, zahme Leute in die Ausschüsse zu bringen, so habe ich nichts dagegen, aber indem Sie diese Kautelen vermehren, bringen Sie es notwendig dahin, daß lauter Kautschukleute hineinkommen, die den Arbeitern nicht imponieren,

die keine Arbeiterführer sind; und Sie müssen doch alles aufbieten, um wirkliche Arbeiterführer hineinzubekommen, sonst sind die Ausschüsse pro nihilo ..."

Freiherr v. Manteuffel hatte dem „hohen Hause" erzählt, daß sein Vater, der Ministerpräsident Otto v. Manteuffel, einem Autographenjäger einmal ins Album geschrieben habe: „Die Mehrheit der Revolutionen wird von oben gemacht", und Moltke darunter: „Einverstanden". „Der Satz", bemerkt die „Kölnische Volkszeitung", „enthält gerade keine neue Weisheit. Wie Otto v. Manteuffel es gemeint hat, wissen wir nicht; in der Auslegung, die sein Sohn dem Ausspruche gibt, ist er jedenfalls falsch. Das Herrenhausmitglied Freiherr v. Manteuffel will nämlich sagen, Revolutionen entständen durch die Schwäche und Nachgiebigkeit der Regierung gegenüber den Umsturzbestrebungen. Darum sei allen solchen Bestrebungen gegenüber an erster Stelle ein ‚starker Mann' notwendig.

„Es ist eine naive, völlig ungeschichtliche Auffassung, daß Revolutionen von einigen Bösewichtern und Volksverführern gemacht würden und zu verhindern seien, wenn die Regierungen nur die nötige ‚Stärke' zeigten. Revolutionen können in geschichtlich gewachsenen Staatswesen nur entstehen und Erfolg haben, wenn große Mißstände vorhanden sind, durch welche die Masse des Volkes sich mit Recht beschwert fühlt. In solchen Fällen werden sie auch immer Erfolg haben, wenn nicht heute, dann morgen. Abgewandt können sie nicht werden durch Gewalt, sondern nur durch Reformen. Wenn die herrschenden Klassen es aus Eigennutz oder Kurzsichtigkeit unterlassen, rechtzeitig und gründlich die notwendige Reformarbeit in Angriff zu nehmen, so wird kein ‚starker Mann' sie gegen die Revolution schützen können. Alle Revolutionen sind eben dadurch von oben gemacht worden, daß die Machthaber und die an der Macht teilnehmenden und an den bestehenden Zuständen interessierten Klassen sich weigerten, rechtzeitig zu tun, was notwendig war, veraltete und unbegründete Vorrechte preiszugeben, eingewurzeltes Unrecht abzustellen und der sittlichen Korruption zu steuern. Versäumte und zu spät oder zu zaghaft in Angriff genommene Reformen sind immer der Anfang der Revolution gewesen."

Binsenwahrheit! Aber wie weit entfernt sind noch so manche gesetz- und maßgebende Herren von solcher Erkenntnis!

* * *

Die Sozialdemokratie wäre nicht recht gescheit, wenn sie aus all diesen Blüten nicht Honig saugte. Das bedauerlichste ist, daß dabei das Christentum in Mitleidenschaft gezogen wird. Man sollte bei so nackter Interessenvertretung doch wenigstens die Religion aus dem Spiele lassen. Wer christliche Fürsorge und Hilfe im Namen des Christentums bekämpft, sich dabei auf die eigene christliche Gesinnung noch was Besonderes zugute tut, darf sich nicht wundern,

wenn die Gegenpartei daraus die Nutzanwendung zieht. Lehrreich dafür, wie man's auf christlicher Seite nicht machen soll, ist der Pfingstartikel des ‚Vorwärts'. Er vergleicht die Kirche der ersten Christen mit der heutigen:

„Sie war nur eine kleine Schar, wohl von ein paar hundert, später ein paar tausend Köpfen. Alle mit nur einem Gedanken: ein Jesus, mit dem sie gelebt, den sie liebten, den sie sterben sahen, um den sie schmerzliche Trauer trugen. Aber alle nun voll der Gewißheit, daß er lebe, bei Gott, im Himmel. Alle voll der Erwartung, daß er in Bälde, vielleicht in Wochen und Monaten schon, wieder vom Himmel herniederkäme, die Erde zu richten und sie, seine Getreuen, heimzuholen zu ‚seinem Vater'. Vor dieser großen Hoffnung alle irdischen Interessen in nichts zerronnen. Gleichgültig gegen Beruf und Besitz, Ehe, Ehre und Leben. Die Augen ganz von der Erde weg, zum Himmel hinauf gerichtet. Furchtlos, gänzlich teilnahmslos einer Welt von Feinden gegenüber. Alles Eigene willig teilend mit den glaubensverbundenen Brüdern und Schwestern, eine kommunistische Gemeinschaft. Erfüllt von einem ihnen selber neuen Geiste, den sie den heiligen nannten. Jeder dem andern gleich. Zu allen Opfern und aller Erniedrigung bereit, arm und ohne Falsch: das war die Gemeinde der ersten Christen, die Kirche bei ihrem Beginn.

„Aber die Kirche von heute? Wo ist ein Zug an ihr, den sie noch mit jener gemein hätte? Zwar auch sie bekennt sich zu Jesus, als zu ihrem Herrn. Aber sie hat ihn den Augen ihrer Gläubigen weltenfern gerückt. Längst hat sie ihn, der den ersten Christen Lebens- und Sterbensgenosse war, zum unnahbaren Gott gemacht, in eine Wolke unverstandener Dogmen gehüllt. Längst auch ist ihr die zitternde Erwartung jener an seine Wiederkehr zu einer unfruchtbaren Idee verblaßt. Dafür aber hat sie sich aufs hartnäckigste einzurichten gewußt in diesem irdischen Jammertal. Die kommunistische Gemeinde von einst, für die ein Paulus dann noch betteln gehen mußte, ist zu einer raffiniert ausgebauten Organisation von Glanz, Reichtum und Macht geworden. Alle Mächtigen der Welt ihre Freunde und Stützen; alle Armen im Geiste, alle Harmlosen und Gläubigen der Schemel ihrer Füße; alle Weltklugen aber und ehrgeizigen Streber ihre treueste und zäheste Anhängerschar. Keine Ungleichheit in der Welt, die sie nicht nur sanktioniert, sondern auch akzeptiert hätte. Keine Ungerechtigkeit, die nicht bei ihr Erklärung, Entschuldigung oder Nachahmung gefunden hätte. Sie ist die Erbin der Lehren eines der revolutionärsten Geister, der über die Erde gegangen, aber ihre Taten sind Taten konsequentester Reaktion. Nebensächliche Aussprüche, Gelegenheits-, ja Verlegenheitsworte ihres Stifters, wie jenes: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! — hat sie zu Haupt- und Grundsätzen ihrer Verkündigung und ihres Verhaltens gemacht; grundstürzende Reden aber, wie jene gewaltigste von allen, die Bergpredigt, deckt sie mit dem Mantel alles verwischender Umdeutung zu. Selber das Werk eines Ärmsten aus dem Volke, tritt sie dennoch den Interessen, dem heiligsten Sehnen und Ringen aller Armen und Ausgebeuteten der Erde entgegen;

umnebelt ihr Hirn mit geistiger Befangenheit; schwächt ihr Selbstbewußtsein und ihren Willen, und ist so die Schildhalterin aller ihrer Ausbeuter. Sie hat das Intimste und Persönlichste auf den Markt des Lebens, in die rohe Öffentlichkeit gezerrt; hat es auch denen aufgezwungen, die weder Sehnsucht noch Anlage dafür besitzen; hat es, das nur Stimmung und Gefühl ist, zu einem Wissensstoff gemacht; hat es mit einer Weltanschauung verknotet, die längst im Sterben liegt; klammert sich noch heute an diese und gefährdet so gerade auch für die religiös Ernsthaften Sinn und Kraft und Zukunft der Religion. Sie ist längst schon nicht mehr deren Hülle und Hilfe, sondern nur noch ihr Hemmnis und höchste Gefahr.

„‚So weit', sagt der protestantische Pfarrer Kutter in seinem vielgenannten Buche ‚Sie müssen' — ‚so weit hat es die Kirche gebracht: sie kämpft unter dem Schilde Jesu gegen sein Evangelium; sie gebraucht das Schwert des Geistes, um allen Geist auszulöschen; sie redet vom Worte Gottes, um das Göttliche zu verfälschen. Sie ist fromm, aber ihre Frömmigkeit ist — Gottlosigkeit. Die Kirche hat keinen Gott.'

„Gleichwohl, oder vielmehr gerade deshalb möchten auch wir dieser Kirche zu ihrem heutigen Wiegenfeste unseren Glückwunsch abstatten. Wir wünschen ihr, daß sie sich immer weiter so entwickeln möge wie bisher, wie besonders im letzten Jahrhundert: denn dann werden auch dem Befangensten und Frömmsten unter ihren Anhängern schließlich die Augen der Erkenntnis über sie aufgehen. Wir wünschen ihr nur immer engere Verbindung mit ihrem Freunde, dem heutigen Klassenstaat, die sie selber ja immer enger ersehnt: denn dann wird sie zusammenbrechen mit diesem. Wir wünschen ihr die peinlichste Konservierung ihrer so innigst geliebten und so sorgfältig gehüteten Dogmen: denn dann werden bald alle Denkenden ihr den Rücken für immer gekehrt haben. Wir wünschen ihr die Vermehrung ihrer Pracht, ihres Vermögens, ihres Verkehrs mit den Mächtigen: denn dann wird sie um so schneller auch den letzten Faden der Gemeinschaft mit ihrem Stifter verlieren. Wir wünschen ihr den Glanz aller Gnadensonnen von oben: denn dann wird um so höher und verzehrender auch die Flamme des Hasses und der Verachtung gegen sie von unten auflodern. Wir wünschen ihr für ihre Organisation, für ihre Gottesdienste, ihre Lehrbücher und ihren Unterricht immer gänzlicher die so heiß erstrebte Uniformität: denn Uniformität ist der Tod des Lebendigen. Wir wünschen, daß es ihr immer völliger gelingen möge, auch die letzten selbständigen Regungen ihrer Geistlichen zu ersticken: denn dann werden diese die letzte Fähigkeit verlieren, gegen uns etwas auszurichten. Wir wünschen ihr — getrosten Herzens und ohne Vorbehalt —, daß alles, was sie sich selber wünscht, schnellstens in Erfüllung gehe: denn nur um so rascher wird sich ihr Geschick erfüllen. . . ."

Es ist müßig, mit der Sozialdemokratie über diese Fragen zu rechten. Nicht um zum tausendundsoundsovielsten Male den angeblichen Parteisatz: „Religion ist Privatsache" unter die Lupe zu nehmen, vermittle ich den Pfingsterguß des sozialdemokratischen Organs meinen Lesern. Daß

offener Haß zum mindesten gegen die christliche Kirche daraus sprüht, diesmal sogar ehrlich ausgesprochener, ist ja unverkennbar. Ich meine aber, er zeigt uns ebenso deutlich die Angriffsflächen, die wir den Gegnern der Kirche bieten. Und daß wir ihnen solche bieten und fortgesetzt bieten, ist nicht wohlgetan. Die Vertreter des Christentums haben alle Ursache, dieses ihr höchstes Gut über allen Partei- und Klassenkämpfen hoch und rein zu erhalten, die Kreuzesfahne nicht in den Staub menschlicher, allzu menschlicher Interessen schleifen zu lassen. Religion ist im wahren und tiefsten Sinne „Privatsache", das Christentum unter keinen Umständen Parteisache. Man erweist ihm keinen Dienst, wenn man es bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten aus seinem, bei vielen, die es im Munde führen, doch recht verstaubten Winkel hervorzerrt. Das so zu Klassen- und Interessenkämpfen gezückte Schwert ist gar zweischneidig und verwundet nur zu oft den, der es an der unrechten Stelle schwingt. Vor der Kritik des Evangeliums, des Christentums Christi kann das wenigste in Staat und Gesellschaft standhalten, von seinem Boden aus aber läßt sich vieles fordern, was die es bekennen, ebenso ungern opfern würden, wie der reiche Jüngling, der auch zu Jesu kam und auch alle Gebote von Jugend an gehalten hatte. Mancher, der sich öffentlich nicht zum Heiland bekennt, steht seinem Herzen näher als gewisse eifrige Kirchenbesucher. Die Beschlagnahme des Christentums durch einzelne Parteien und Gesellschaftsklassen führt notwendig dazu, daß von den anderen sich immer mehr davon zurückziehen. Wird ihnen doch förmlich suggeriert, daß sie mit Christo nichts gemein haben, daß sie von ihm verstoßen, räudige Schafe seien. Heißt das aber dem Volke die Religion erhalten?

Bekennen wir uns freudig zu unserem Glauben, verleugnen wir ihn nie, wo es auf offenen Bekennermut ankommt. Und bemühen wir uns im übrigen, unserem Bekenntnis so wenig Unehre zu machen, wie es armen, fehlbaren Menschenkindern möglich ist. Das allein kann werbende, zündende Kraft auf die abseits Stehenden, Entfremdeten ausüben. An seinen Früchten sollen sie das Christentum erkennen. Und nur an diesen werden sie es erkennen ...

* * *

Herr von Burgsdorff sagte: Die öffentliche Meinung über den Bergarbeiterstreik sei in einer Weise irregeführt worden, wie wir es noch gar nicht erlebt hätten. Das stimmt. Leider nur in dem genau entgegengesetzten Sinne. Die „öffentliche Meinung" der interessierten Kreise wie auch der Herren im preußischen Oberhause ist durch eine Broschüre des Bergmeisters Engel gegen die streikenden Arbeiter tatsächlich in die Irre geführt worden. Aus dieser Broschüre haben offenbar auch die ahnungslosen „Herren", insbesondere Herr von Burgsdorff, die „Meinung" geschöpft, daß der ganze Streik eine „rein sozialdemokratische Machtprobe" gewesen, von der „Zentralleitung in Berlin befohlen" worden sei.

Nun, diese Meinung ist inzwischen gründlich ad absurdum geführt worden. Und zwar durch die tatsächlichen Feststellungen eines

königlich preußischen Gerichts, dessen Autorität Herr von Burgsdorff doch wohl gelten lassen wird. Oder sollte er besagtem königlich preußischen Gerichte Voreingenommenheit für — die Sozialdemokratie zutrauen?

Engel ist nicht nur Bergmeister, sondern auch Geschäftsführer des Bergbaulichen Vereins. In dieser doppelten Eigenschaft durfte man ihn wohl als Sachverständigen einschätzen. Und doch erklärte ein bürgerliches Blatt, der „Allgemeine Beobachter", die wesentlichsten Behauptungen seiner Broschüre für eitel Unsinn und Schwindel. Auf Engels Antrag erhob die Strafkammer Anklage gegen den verwegenen Redakteur. Aber die Beweiserhebung gestaltete sich ebensowenig zugunsten des beleidigten Bergmeisters wie das Urteil. In diesem bezeichnete das Gericht das Vorgehen Engels als „leichtfertig", selbst wenn angenommen werde, daß er geglaubt habe, seitens der sozialdemokratischen Parteileitung sei auf die Arbeitervertreter Einfluß ausgeübt worden. Weiter sei in der Broschüre behauptet, die Arbeiterpresse unterstütze die Bewegung der Arbeiter nur, um zu hetzen. Auch diese Behauptung sei durch die Beweisaufnahme als vollständig unrichtig festgestellt worden. Auch hier sei das Vorgehen des Engel als ein leichtfertiges zu bezeichnen. Dem Angeklagten ist der Schutz des § 193 zugebilligt worden, aber der Artikel im „Beob." enthalte formelle Beleidigungen, so daß auf eine Strafe erkannt werden mußte, die mit Rücksicht auf die ganzen Umstände geringer ausgefallen ist, als der Staatsanwalt beantragt habe. Es sei auf 50 Mk. Geldstrafe erkannt worden.

Auch der Ausgang einer Reihe anderer politischer Prozesse wird unsern „Scharfmachern" wenig Freude bereiten. Im bekannten Königsberger Hochverratsprozeß hat das Reichsgericht sowohl die Revision der Angeklagten als auch des Staatsanwalts verworfen, das Königsberger Urteil einfach bestätigt und in seiner Entscheidung ausgeführt, daß der von der Anklage herangezogene § 102 keine Anwendung finden könne, weil die Gegenseitigkeit von Rußland weder durch einen besonderen Vertrag noch durch Gesetz verbürgt sei, und die Versicherung des Botschafters, daß die Gegenseitigkeit verbürgt werde, deshalb nicht in Betracht kommen könne, weil die Gegenseitigkeit bereits zur Zeit der Tat verbürgt gewesen sein müsse. Es hat also bei der völligen moralischen Niederlage der Anklage sein Bewenden.

Über den Prozeß gegen den Bergmann Krämer, der wegen Beleidigung des Geh. Bergrats Hilger angeklagt und in Saarbrücken zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden war, habe ich (im Augustheft 1904) um so ausführlicher berichtet, als die dort enthüllten skandalösen Vorgänge von den meisten „staatserhaltenden" Blättern energisch und andauernd unterschlagen wurden. Es handelte sich bekanntlich um Wahlbeeinflussungen, die geradezu ein Spott auf Gesetz und Verfassung waren. Die Revisionsinstanz in Trier hat nun das Saarbrückener Urteil aufgehoben und die Gefängnisstrafe von sechs Monaten in eine

Geldstrafe von 200 Mark umgewandelt, wobei — sowohl vom Staatsanwalt wie vom Gericht — dem Bergarbeiter Krämer ausdrücklich das Recht der Wahrung berechtigter Interessen (§ 193) zuerkannt wurde! Krämer sei als Beauftragter des Bergarbeiterverbandes vorgegangen. Diese Organisation sei eine Interessenvertretung der Bergleute, was vom Gericht anerkannt sei, entsprechend der eingehenden Beweisführung des Rechtsanwalts Heine. Bestraft könne Krämer nur werden wegen formaler Beleidigung. In Saarbrücken hatten Staatsanwalt und Gericht die Anerkennung des Bergarbeiterverbandes als legale Interessenvertretung weit fortgewiesen.

Der Angeklagte hat also den Beweis der Wahrheit für die in seiner Broschüre behaupteten Tatsachen in einem Umfange erbracht, daß eine Verurteilung wegen anderer als formaler Beleidigung ausgeschlossen war.

„Das Urteil im Prozeß Hilger-Krämer“, so läßt sich der „Vorwärts“ aus Saarbrücken schreiben, „trifft gleichzeitig das großkapitalistische Scharfmachertum und die moderne Juristerei. Die Hilger und Genossen haben eine Niederlage erlitten, das empfand er selbst. Als der Staatsanwalt seinen Strafantrag stellte, der auf Geldstrafe lautete, wechselte Herr Hilger jäh die Farbe. Das durfte nicht kommen! In Saarbrücken war eine ganze Zeugenreihe mehr als in Trier gegen das saarabische System aufgetreten. Die Bieraffäre Bergrat Wiggert kontra Händler Drexler hatte Rechtsanwalt Heine in Trier aus dem Beweisverfahren ausgeschieden, weil er mit Recht annahm, es würde sonst schon ‚genug geboten‘. Heine ließ auch nicht wieder laden den Gendarmen Walliszeck, dessen sensationelles Zeugnis in Saarbrücken so ungeheures Aufsehen erregte und dem Gendarmen eine Kriegsgerichtsverhandlung wegen Aussagen ohne Genehmigung seiner Vorgesetzten eintrug. Der Verteidiger Krämers wollte dem Gendarmen, der ohnehin genug gelitten wegen seiner Gesinnung, eventuell weitere Disziplinierungen ersparen. Dadurch ging freilich ein außerordentlich charakteristisches Zeugnis gegen die Hilgerpartei verloren. Um so schärfer war der Kontrast der Strafantragsstellung: in Saarbrücken 6 Monate Gefängnis, in Trier 300 Mark Geldstrafe! Hilger verriet allzudeutlich seinen Zorn. In solchen Prozessen ist es üblich, daß etwaige Nebenkläger nicht höhere Strafen verlangen, wie der Staatsanwalt beantragte. Hilger und seine Anwälte aber hielten es für ihrer würdig, strafwütiger als der öffentliche Ankläger zu sein; sie plädierten für Gefängnis!...

„‚Ihr werdet mich noch verfolgen, wenn ich schon gestorben bin!‘ — Diese furchtbare Anklage schleuderte ein grauhaariger, gemaßregelter Arbeiterzeuge Herrn Hilger ins Gesicht, eine Szene, deren erschütternde Tragik Genosse Heine in seinem Plaidoyer plastisch hervorhob. Daß der Gequälte richtig empfand, bewies der Versuch Hilgers, Krämer ins Gefängnis zu bringen, obgleich selbst der Staatsanwalt nur Geldstrafe für nötig hielt. Darum bedeutet das noch hinter dem staatsanwaltschaftlichen Antrag zurückbleibende Gerichtsurteil (200 M.

Geldstrafe) eine besonders schwere moralische Niederlage des ehemaligen Saarabienbeherrschers . . .

„Indessen bietet die Urteilsbegründung auch Stoff zum Nachdenken über das Verhältnis juristischer Definitionen zum Volksempfinden. Ein ‚System' der Arbeiterentrechtung konnte der Gerichtshof trotz alledem nicht entdecken! Über 140 Zeugen traten auf, ³/₄ davon bestätigten die Angaben Krämers. In den sozialen Niederungen begann die politische Bevormundung und Demoralisation. Wer von den Bergleuten im Verdacht der politisch-oppositionellen Gesinnung stand, wurde — wie zahlreiche Zeugen bestimmt belegten — auf der Grube gemaßregelt, wirtschaftlich geschädigt, fortgesetzt überwacht und denunziert. ‚Wes Brot ich esse, des Lied ich singe' — immer wieder kam dies Bekenntnis politischen Kastratentums zum Vorschein. Was wollte es dagegen besagen, daß Steiger, Obersteiger, Bergräte und Oberbergräte von einer ‚amtlichen' Wahlmache nichts wissen! Man muß, wie auch Genosse Heine tat, aussprechen, daß einige Gegenzeugen einen unwahrhaftigen Eindruck machten; es muß ferner konstatiert werden, daß die Verteidigung stets den Riegel des ‚Diensteides' fand, wenn intime Beziehungen von Werksbeamten zur Wahlagitation aufgeklärt werden sollten. Schon diese Flucht hinter das ‚Dienstgeheimnis' hätte das Gericht veranlassen sollen, anzunehmen, daß die betreffenden Beamten die politische Bevormundung der Arbeiter als Amtshandlung auffaßten, wodurch ohne weiteres im Sinne des Beklagten der systematische Charakter solcher ‚Amtshandlungen' evident wurde. Aber man kann auch annehmen, daß die Beamten glauben, ihre politische Agitation in der Grube sei nicht zusammenhängend mit der Ausübung der saarabischen Werksdisziplin. Auch das sei zugegeben. Zweifellos haben aber über ein halbes hundert Zeugen (Bergleute, Geschäftsleute, Geistliche) eindrucksvoll bekundet, daß die Bevölkerung der Überzeugung ist, wer nicht nationalliberal sei, dessen Weizen blühe im fiskalischen Betrieb nicht. Hätte noch etwas in der Beweisfolge gefehlt, dann füllten die Zeugnisse des Steigers David und des Bergmeisters Adams die Lücke völlig aus. Diese beiden haben den Beweis erbracht, daß die Ächtung nicht genehmer politischer Gesinnung ‚von oben herunter' geschieht, sogar vom Ministerium nach Angabe Adams' gefördert zu werden scheint; sich mit Hilfe erbärmlicher Denunzianten bis herunter zum geringsten Arbeiter fortsetzt und vor allen Dingen als eine Tatsache in das Kalkül der Streber gezogen wird.

„Keiner der vielen im Zuhörerraum blieb darüber unklar, daß in dem achttägigen Drama vor Gericht ein tiefwurzelndes System des kapitalistischen Terrorismus entblößt wurde. In der Stadt Trier wurde bestimmt mit der kostenlosen Freisprechung Krämers gerechnet. Die Bevölkerung hielt es für ausgemacht, daß Krämer eher ein Lob denn auch nur die geringste Strafe verdiente für sein Eintreten für die Staatsbürgerrechte der Saarbrücker Arbeiter. Gegenüber dem, was er zur Förderung der Gesetzlichkeit

tat, fielen die wenigen harten Ausdrücke gar nicht ins Gewicht. Das war die Volksstimmung, die den Beweis für das ‚System' als überreichlich erbracht erachtete ..."

Der sogenannte Plötzensee-Prozeß, der bekanntlich aus einem Verfahren gegen Schneidt und Genossen in ein Verfahren gegen Kaliski und Genossen „umrubriziert", deutsch: umgedeichselt wurde und auf diesem nicht mehr ungewöhnlichem Wege an die als besonders gesinnungstüchtig bekannte vierte Strafkammer unter dem Vorsitz des Landgerichtsrats Oppermann gelangte, hat ein so plötzliches wie verblüffendes Ende gefunden. Die Angeklagten waren beschuldigt, Beamte und Ärzte der Strafanstalt Plötzensee bei Berlin beleidigt zu haben, wogegen sie sich von Anfang an mit der Erklärung verwahrten, daß ihnen jede Absicht der Beleidigung von Personen ferngelegen habe und sie nur bezweckt hätten, allgemeine Mißstände im Strafvollzug aufzudecken.

Und nun, nach wochenlangen Verhandlungen von einer für preußische Gerichtshöfe fast beispiellosen Erregtheit und Leidenschaftlichkeit, nun genügt plötzlich die offizielle Wiederholung dieser von Anfang an abgegebenen Erklärung der Angeklagten, sowie die Übernahme der Kosten, um Staatsanwalt und Privatkläger zur Zurückziehung des Strafantrags zu veranlassen!

Die hinter den Kulissen vorher vereinbarten Formalitäten spielten sich wie am Schnürchen ab.

Unter großer Spannung aller Beteiligten erklärt der erste Staatsanwalt Schönian in Anwesenhet des Oberstaatsanwalts Isenbiel: Seitens der Verteidiger ist der Staatsanwaltschaft die Nachricht zugegangen, daß die Angeklagten eine Erklärung abgeben wollen.

Rechtsanwalt Dr. Löwenstein verliest hierauf namens der Angeklagten folgende Erklärung:

„Wir, die vier Angeklagten, haben durch die den Gegenstand der Anklage bildenden Zeitungsartikel lediglich die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Reformbedürftigkeit des Strafvollzuges richten wollen, dagegen hat uns jede Absicht ferngelegen, die beim Strafvollzug beteiligten Behörden und Beamten, insbesondere die Herren Nebenkläger, Geheimen Medizinalrat Dr. Bär und Medizinalrat Dr. Pfleger, zu beleidigen oder ihnen oder der Justizverwaltung ein gesetz- oder vorschriftswidriges Verhalten zum Vorwurf zu machen. Wir erkennen an, daß, soweit in den Artikeln ein solcher Vorwurf gefunden werden könnte, wir ihn nicht aufrecht erhalten, und daß die Beweisaufnahme nichts ergeben hat, was diese Vorwürfe zu begründen geeignet wäre. Wir erklären ferner, daß wir auch von einer weiteren Beweisaufnahme ein anderes Ergebnis nicht erwarten."

Die Angeklagten verpflichten sich, diese Erklärung in den von ihnen redigierten Zeitungen an leitender Stelle zu veröffentlichen und die gesamten Kosten des Strafverfahrens zu tragen.

Erster Staatsanwalt Schönian: Auf Grund dieser Erklärung nimmt der Herr Oberstaatsanwalt am Kammergericht den von ihm

gestellten Strafantrag zurück. Ich bin vom Herrn Oberstaatsanwalt mittelst Schreibens vom heutigen Tage ermächtigt, diese Erklärung abzugeben.

Die Nebenkläger, Medizinalräte Dr. Bär und Dr. Pfleger, erklären sich auf Grund der von den Angeklagten abgegebenen Erklärung für befriedigt und zur Zurücknahme des Strafantrages bereit. Diese Zurücknahme wird vom Justizrat Wronker namens der Nebenkläger formell ausgesprochen.

Erster Staatsanwalt Schönian beantragt nunmehr die Einstellung des Verfahrens.

Nach kurzer Beratung verkündet der Vorsitzende: Das Verfahren wird eingestellt, die Kosten des Verfahrens fallen den Nebenklägern Dr. Bär und Dr. Pfleger beziehungsweise, soweit Strafantrag auf Grund des § 196 gestellt ist, der Staatskasse zur Last. Die Kostenentscheidung mußte nach § 502 so getroffen werden; durch diese Entscheidung werden die Angeklagten ihrer, in ihrer Erklärung abgegebenen Verpflichtung, sämtliche Kosten zu übernehmen, nicht enthoben.

Und darum Räuber und Mörder! Hat das nicht eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem berühmten Hornberger Schießen? Konnte die Sache denn gar nicht einfacher gemacht werden? Etwa so, daß man sich, bevor man überhaupt einen Prozeß anstrengte, mit der öffentlich abzugebenden Erklärung der Angeklagten begnügte, zu der sie ja mit Wonne bereit gewesen wären. Denn es ist wahrlich kein Vergnügen, für Gericht und Staatsanwalt ebensowenig wie für Angeklagte und Verteidiger, Wochen und Monate in schlechter, heißer Atmosphäre einen Kampf zu kämpfen, der leicht zu einem physischen Zusammenbruch der Beteiligten hätte führen können. Nur ein kleines Stimmungsbild zur Kennzeichnung des Ganzen. Der Vorsitzende will Herrn Dr. Schulz als Sachverständigen vernehmen. Die Verteidiger sind der Ansicht, daß die Vernehmung der Sachverständigen noch nicht beginnen könne, weil noch Beweismaterial zu erledigen sei, das die Sachverständigen in ihren Gutachten berücksichtigen müßten. Der Vorsitzende besteht darauf, das Beweismaterial für spätere Zeit zurückzustellen. Die Verteidiger stellen ausdrücklichen Antrag auf Erledigung ihrer Beweisanträge, weil sie nach Vernehmung der Sachverständigen entwertet erschienen. Der Gerichtshof lehnt ab, und schnell will Herr Oppermann zur Vereidigung des Dr. Schulz schreiten, obschon im gleichen Augenblick einer der Verteidiger das Wort erbittet. Herr Oppermann verweigert mit nervös lauter Stimme das Wort. Alle Verteidiger springen auf und bestehen darauf. Herr Oppermann versucht den Widerspruch mit noch erhöhten Stimmmitteln niederzukämpfen. Die Gemüter aller Anwesenden sind aufs höchste erregt. Da flüstert ein Beisitzer dem Vorsitzenden leise Bemerkungen zu, er stutzt, die Miene der bis zum Äußersten gesteigerten Erregung fällt ab, er setzt sich nieder, der Gerichtshof mit ihm, und es wird festgestellt, daß der Verteidiger das Wort zu einem Antrage zu ergreifen wünscht, der sich gerade auf die Vernehmung des Herrn Dr. Schulz

bezog und gerade in diesem Augenblick zu stellen war! — Tableau!

„Die Kammer Oppermann," schrieb noch während der Verhandlungen die „Frankfurter Zeitung", „die in Preßsachen als fast so ominös angesehen wird wie die frühere Strafkammer unter Landgerichtsrat Brausewetter, ist überhaupt nur durch die in Berlin so beliebte Umrubrizierung der Akten, bei der die Reihenfolge der Angeklagten geändert worden ist, mit der Sache betraut worden. Sie hat in einer Weise das Befragungsrecht der Verteidiger eingeschränkt, wie sie bisher kaum je vorgekommen ist, und sie hat damit die Beweismöglichkeit so außerordentlich eingeengt, daß der Hauptzweck der Verhandlungen, die Dinge nach allen Richtungen hin aufzuklären, unseres Erachtens gar nicht im vollen Umfange erreicht werden kann. Verzweifelt wehren sich die Verteidiger gegen jede Einengung. Jede unvorsichtige Äußerung über die Gerichtspraxis wird mit einer Ordnungsstrafe beantwortet, was aber den Gerichtshof selbst nicht hindert, einen Ton gegen die Verteidiger anzuschlagen, der im umgekehrten Fall vermutlich nicht in der Ordnung befunden werden würde ... Der Gerichtshof hat es sogar fertig gebracht, den Verteidiger Dr. Liebknecht in eine Ordnungsstrafe zu nehmen, weil er nach Ablehnung einer Frage an den Sachverständigen das Wort erbat. Ein Gericht, das schon darin eine Ungebühr erblickt, scheint uns nicht mehr die Ruhe zu besitzen, die wir für ein wesentliches Erfordernis halten."

Und die „Berliner Volkszeitung" fragt: „Werden die staatlichen Behörden, insonderheit die Staatsanwaltschaften, aus dem Gange und dem Ergebnis dieses Prozesses nun endlich begreifen lernen, was schon vor Jahrzehnten von einem weisen Manne ausgesprochen worden ist: Von zwei Preßprozessen ist einer immer überflüssig, der andere schädlich. Der jetzt eben beendete Prozeß hat nicht dazu beigetragen, den Ruhm der preußischen Rechtspflege zu mehren. Wider die Absicht der beteiligten Behörden aber hat er einige der schlimmsten Gebrechen bloßgestellt, an denen die preußische Justiz und der preußische Strafvollzug kranken. ..."

Die Angeklagten hatten um so weniger Grund, die nun abgegebene Erklärung zu verweigern, als sie — auch wenn sie den Beweis der Wahrheit für ihre Behauptungen erbrachten — unzweifelhaft wegen „formeller Beleidigung" verurteilt worden wären. Denn eine solche läßt sich fast immer eruieren, das liegt einmal in der Natur der Sache. Wer mit Temperament Mißstände und Schäden öffentlich bekämpft, muß immer darauf gefaßt sein, daß ihm irgend ein Ausdruck ehrlicher sachlicher Entrüstung als Beleidigung irgend einer im Zusammenhange genannten Person gedeutet wird. Das ist subjektive Auffassung und daher völlig unberechenbar. Befolgt man aber den so oft von Gerichten und Staatsanwälten an Preßsünder erteilten Rat: sich doch mit einer Beschwerde an die „zuständige Behörde" zu wenden, so läuft man Gefahr, erst recht hereinzufallen und aus dem Regen in die Traufe zu geraten. „Daß jemand wegen der Form

einer an sich richtigen Beschwerde verurteilt wird," so äußert sich ein Jurist in der „B. Z. a. M.", „entspricht unserer römisch-formalen Rechtsauffassung. Stiehlt einem jemand auf offener Straße die Uhr, so darf man nicht rufen: ‚Haltet den Dieb', denn ‚Dieb' ist eine beleidigende Bezeichnung, sondern man muß rufen: ‚Haltet den Herrn, welcher mir meine Uhr gestohlen hat.' Damit muß man sich nun einmal abfinden, solange die Juristenweisheit im Kampf mit dem gesunden Menschenverstand noch obenauf ist. Dagegen tritt die Neigung der Behörden immer eklatanter zutage, bei einlaufenden Beschwerden über Beamte den Spieß umzudrehen und den Beschwerdeführer vor die Staatsanwaltschaft zu bringen...."

Nachdem einmal die Haupt- und Staatsaktion eingeleitet war, bleibt es immerhin anerkennenswert, daß Staatsanwalt und Gericht die Hand zum Frieden nicht zurückhielten. Wieviel Zeit, Mühe, Geld, Ärger und — Nervensubstanz könnten gespart werden, wenn dies Beispiel Nachahmung fände, ja, wenn man überhaupt vor Anstrengung solcher Prozesse den Versuch einer gütlichen Auseinandersetzung machte. Strafen sollen doch — nach der allgemein geltenden Ansicht — einerseits abschrecken, anderseits bessern. Glaubt man nun wirklich, die Schneidt und Genossen, — pardon, Kaliski und Genossen, durch fortgesetztes „Bestrafen" von weiterer Betätigung dessen, was sie nun einmal für ihre publizistische Berufspflicht halten, abschrecken oder gar „bessern" zu können? Die Erfahrung lehrt das Gegenteil. Nur wachsende Erbitterung wird erzeugt, und der einzige Erfolg ist, daß der renitente Sünder zwar etwas vorsichtiger und geriebener in der Form, um so entschiedener aber in der Sache wird. Und wer suaviter in modo, fortiter in re kämpft, ist ja noch ein viel staatsgefährlicheres Individuum als der leidenschaftliche Draufgänger. Und vor allem: moralisch bleibt der für seine Überzeugung Leidende immer Sieger. Sofern er nur für eine gute Sache kämpft und im wesentlichen recht hat, verschlägt es wenig für die öffentliche Meinung, ob er sich dabei nach Ansicht des Gerichts „formeller Beleidigung" schuldig macht oder nicht jedes einzelne I-Tüpfelchen seiner Behauptungen juristisch beweisen kann. Das ist nämlich nach Lage der Dinge ,in den allermeisten Fällen überhaupt nicht möglich, ohne daß deshalb die behaupteten Tatsachen unwahr zu sein brauchten. Persönlicher Mut hat auch heute noch im deutschen Volke seinen Kurs, und so soll's mit Gott auch bleiben.

Betrachten wir den Ausgang der vier besprochenen Rechtsfälle im Zusammenhange, so könnten wir sie immerhin als Symptome einer erfreulichen Annäherung der Rechtsprechung an das Volksempfinden und den gesunden Menschenverstand begrüßen, wie vieles auch bei ihnen noch zu wünschen bleibt. Wir wollen nicht unbescheiden sein, nicht zu viel auf einmal verlangen. Als Abschlagszahlung auf eine fortschreitende Gesundung unserer Rechtsverhältnisse können wir die Fälle wohl gelten lassen....







Nordische Dämonie

Von

F. Lienhard

Was wir hier „nordische Dämonie" nennen, wollen wir nicht nur als entferntes Stoffgebiet betrachtet wissen. Das Wort hat zugleich symbolische Bedeutung und weist auf eine Grundkraft in uns allen hin. Dadurch wird die hier verhandelte Angelegenheit zu einer ganz nahen, zu einer persönlichen Sache für jeden von uns.

Die Kulturinseln „Weimar" oder „Wartburg" oder das „Griechenland der Klassiker" (vgl. Herders Iduna, Dezemberheft des Türmers 1904, nachgedruckt in Bodes „Stunden mit Goethe", Heft 3) — sind sinnbildliche Zusammenfassungen für erhöhte *seelische Zustände*. Eine sogenannte Vergangenheit gibt es dem wahren Wesen nach für diesen Standpunkt nicht. Denn nicht der Raum nähert, sondern die gleiche Bewußtseinsebene, die gleiche seelische Verfassung. Und so kann mir Schiller oder der noch viel länger verstorbene Walther von der Vogelweide ein trauterer Freund sein als der Nachbar vor meiner Tür.

Mit aller gebotenen Achtung vor den überlieferten Tatsachen der Geschichte und Mythologie lassen wir daher fortwährend das *Bleibend-Menschliche* bei der Behandlung historisch entfernter Stoffe durchblicken. Instinktiv zieht uns das an; aus dem Gefühl heraus lassen wir das Zufällige und Anekdotische liegen oder benutzen es als Schmuck und Umrahmung. Shakespeares Coriolan ist uns ebenso nahe wie sein Falstaff; Grimms Märchen sind uns nicht ferner als die Geschichte irgend eines Zeitgenossen. Denn „was sich nie und nirgends hat begeben" — das heißt: was losgelöst ist von Zeit und Raum und emporgehoben ins *rein Seelische* — das ist uns wahrhaft nahe, das bleibt ewig wahr.

* * *

Damals wie heute machte nicht das Schwert den Helden, sondern die seelische Verfassung, die das Schwert lenkte; nicht das Handgelenk, sondern die Idee, der das Handgelenk diente.

Wir stellen uns nun gemeinhin vor, verführt durch die Perspektive, in jenen fernen Nordlandstagen hätte unsere Volkheit nur so gewimmelt von Helden. Denn es sind uns ja meist ungewöhnliche Männer und Frauen vom Heldenlied überliefert. Doch muß man da schärfer zusehen. Licht kann sich nur wirksam entzünden auf dem Hintergrunde der Nacht, Größe und Tapferkeit nur auf dem Hintergrunde der Masse des Gewöhnlichen. Und so entzündet sich das Heldische in uns allen nur, wenn es gereizt und in Not und Enge gedrängt wurde vom Niedrigen und Gemeinen — auch in uns, seien wir nur offen! Blüchers Wort, daß jeder einen „Hundsfott" in sich sitzen habe, daß es aber nur darauf ankomme, ihn nicht groß wachsen zu lassen, ist bitter wahr. Die Bekenntnisse der größten Heiligen vom andrängenden Schwarm der Versuchungen stimmen damit überein. Nur daß dieser Schwarm nicht nistet — nach einem Lutherwort —, sondern eine Gegenkraft, den Stolz, auf den Plan ruft, darin zeigt sich die Anlage zum Heldentum. Diese Gegenkraft wird nach und nach das Beherrschende; Beispiele von Massentum rund herum, Beispiele, wie alles das um uns her dem Gewöhnlichen und Gemeinen, dem Zug nach unten, frontätig ist, bestärken diese Aufwärtskraft. Und so rändern sich die Umrisse des Heldentums immer klarer und trotziger heraus. „Nordland" ist überall; Heldentum ist jedem vornehmen Willen zugänglich.

Aber in jener harten nordischen Umgebung der Vorzeit nahm das Heldentum allerdings eine besonders starre Prägung an. Die griechische Fabelwelt klärte sich zu einer kunstfeinen Kultur; die groteske indische Überlieferung zu einer tiefen Religionsweisheit. Das Nordland aber behielt jenes Gepräge der Urzeit und steht noch heute in ganzer Abenteuerlichkeit an den nordischen Horizonten.

Sigurds Drachenkampf und Brunhilds freiwilliger Flammentod — Brunhilds, der großzügigsten Gestalt der Edda —; Wielands Schmach und urwüchsige Rache; Beowulfs nächtlicher Kampf wider das Untier Grendel und sein Kampf wider Grendels gefährlichere Mutter — — es ist um diese Heroen und Halbgötter, wie um die Götter selber, ein gespenstisch Großes. Hier versagt der Sittenbegriff Weimars. Nicht aus Pflichtbegriff, wie ihn Kant gelehrt und betätigt, Friedrich staatlich durchgeführt, Schiller besungen hat, reiten Ortnid oder Beowulf wider die fürchterlichen Reptile der Urzeit aus, nein: aus dämonischem Drang. Und damit tritt das Besondersartige in Erscheinung: wir müssen diese Helden als *Genies eines gewaltigen Naturtriebs* ansprechen.

Der dämonische Trieb dieser genialen Menschen, der Männer und Frauen, im Guten und Bösen, reicht in unzugängliche Tiefen hinab. Gut und bös, Liebe und Haß fließen da oft ineinander und erzeugen sich eins aus dem andern. In mancher Missetat liegt bereits der Keim zu einer

künftigen Heiltat; und manches Gut-Gewollte schlägt zum Unheil aus. Es ist Unberechenbares in den Witterungen dieser unverbrauchten Menschen und herben Schicksale. Sorgsame Motivierung entfaltet sich nicht in so sprunghafter Romanzenpoesie, in diesen seherischen Gebilden. Die Bauernseele hat ihre eigensinnige Psychologie; etwas von der Witterung scheint auf sie übergesprungen. Man glaubt dem naturnahen Märchen und der abenteuerlich phantasiestarken Mythe gern; ihr Vortragston bezwingt. Und so läßt der naturstarke Dichter des „Sommernachtstraums", wenn er zur Tragik übergeht, aus einem unscheinbaren Kordeliawort oder aus dem Nebelgeraune schottischer Hexen grauenvollste Tragödien erstehen.

Tragik liegt über dem nordischen Heldentum. Am Ende der Götterwelt wartet Ragnarök, die alles im letzten Kampf vernichtende Götterdämmerung. Kampf stand ja schon an ihrer Wiege: der Urriese fiel von der Hand seines eigenen Enkels Odin; aus den Stoffen dieses chaotischen Ymir bilden Odin, Wili und Weh Himmel und Erde. Etwas also mußte sterben, um etwas anderem zum Entstehen zu verhelfen. Und nun ist es sonderbar: immerzu, bis in die Götterdämmerung, kämpfen die Götter wider die Riesen (Jötune), deren Urahn sie gleich nach ihrer eigenen Entstehung getötet haben. Sie selbst aber sind ja blutsverwandt mit den Riesen: denn Bestla, Odins Mutter, ist die Tochter des Jötuns Bölthorn. Und so kämpfen die Götter, besonders Thor, gegen Kräfte, von denen sie selber Teile und Tropfen in ihrer eigenen Natur haben. Das erst gibt dem Kampf die Schärfe und läßt für beide Teile keinen restlosen Sieg zu. Sagen wir es deutlich: das Geistigere der Menschheit kämpfte von Uranfang an mit den Naturtrieben; das zur Form Drängende kämpfte und kämpft wider das Chaotische. „In den Jötunen erscheint die Materie, das Elementarische, die Naturgewalt; in den Asen offenbart sich der bildende, beseelende, ordnende Geist" (Uhland). Und so offenbart sich in diesen großen Bildern, die uns da aus nordischer Nebelluft aufleuchten, die uns allen eingeborene Zweiheit, die auch im einzelnen Menschen wirkt und schafft. Asen und Jötune (Götter und Riesen), Thor und das Riesengeschlecht, Baldur und Loki, Lichtelfen und Schwarzalben — in zahlreichen Gegensätzen und Wechselbeziehungen schafft das gegeneinander in Liebe und Haß. So fördert sich im Kampf die Entwicklung der Welt; so fördert sich im Kampf unsre eigene Entwicklung.

Uralte Erinnerungen spielen da herein. Aus solchem „Kampf" ist unser Planet entstanden. Kosmische Kräfte und dann Rassen von Urmenschen stießen kämpfend aneinander; und in den Rassen verschiedene Prinzipien. Die Devas und Daityas z. B., von denen indische Überlieferung spricht, entsprechen unsren Asen und Jötunen oder den griechischen Göttern und Titanen; und die Kämpfe der „Atlantier" oder der „Lemurier" mögen mehr sein als Fabel. Immer verdichtete sich in solchen Rassen der Urzeit zugleich ein seelisches Prinzip — wohl auch heute noch —; die Rassen und Prinzipien entwickelten sich gesondert, stießen dann zusammen, läuterten

sich, gingen teilweise unter, teilweise traten sie in neue Verbindungen ein — und so wuchs der Planet mit seinen Bewohnern. Mehr als ein Vermischungskampf („Götterdämmerung") mag stattgefunden haben und wird im Laufe der Jahrmillionen stattfinden, manchmal nicht sehr auffällig oder gigantisch, sondern langsam und allmählich. Bis der Planet und mit ihm seine Menschheit ihr letztes Ziel erreicht haben und neue Formen eingehen, jenseits aller Vorstellungskräfte lebender Menschen.

* * *

Ganz besonders auffällig ist an dieser Urpoesie die Auffassung des Todes. Unsre „Heiden" von damals hatten einen so starken Lebensbegriff, daß sie unsere modernen Durchschnittsmenschen, die teils zu Wehleidigkeit, teils zu dreister Leugnung geneigt sind, einfach in den Schatten stellen. Ein ausgebreiteter und eingewurzelter Seelenkult stellte die Verbindung zwischen Tod und Leben her; für das Gefühl jener Menschen gab es keinen Tod. Haine und Auen waren belebt mit elfischen Wesen, die als Nebel aus den Wassern rauchten und auf Waldwiesen tanzten; die Nächte am Herd und in der Werkstatt wimmelten von emsigen Wichtel- oder Heinzelmännchen, die auf dem ersten Morgenstrahl enthuschten; um die Kämpfer der Schlacht flogen Walküren und fingen die Fallenden auf. Jenseits wartete Walhalla oder für solche, die den „Strohtod" starben, Helheim. Die verstorbenen Angehörigen aber kehrten als Geistwesen bei allen wichtigen Anlässen wieder; starkes Heimweh nach geliebten Toten — man denke an die vielfach erzählte Geschichte vom Tränenkrüglein und Totenhemdchen! — zwang die Abgeschiedenen in die Welt der Lebendigen auf kurze Zeit zurück. So wird Helgi, der Hundingstöter, in seinen Grabhügel zurückgeweint von seiner Gattin Sigrun; sie hegt den Toten am Herzen, wie einst den lebenden Helden, und stirbt vor Kummer, als er in den nächsten Nächten nicht wiederkehrt. In erster Frühröte muß der tote Gatte in sein Geisterland zurück — —

„Zeit ist's, zu reiten gerötete Wege,
Zum Fluge zu spornen den falben Renner!
Im West muß ich sein von Windhelms Brücke,
Eh' Salgofnir das Siegervolk weckt" . . .

Ehe Walhallas Hahn, jenseits der Himmelsbrücke, die Helden weckt, muß er reiten — wie in Bürgers Lenore oder in mancher schottischen und nordischen Ballade der nächtliche Gast. Ähnlich bekundet ein bekanntes Eddalied, daß die Zwerge, die der erste Frühstrahl noch über der Erde trifft, in Stein verwandelt würden. Es muß schöpferische Dämmerung sein, wenn sich Göttliches mit Menschlichem, Geahntes mit Körperhaftem, Jenseitiges mit Diesseitigem zusammenfließend verbinden will.

Zu besonderer Tragik erhebt sich Brunhilds Geschick. Man hat sie um Sigurd (Siegfried) betrogen; von dessen Gattin wird sie obendrein verhöhnt; sie läßt ihn töten. Und als sie, schlaflos auf ihrem Lager lauschend,

Sigurds Weib durch die Burg her laut aufschreien hört, da weiß sie: nun ist's geschehen! Einmal lacht sie da laut und wild auf: sie ist gerächt! Dann aber wirbeln wieder die wehen Gedanken über die heillos verdüsterte Frau: sie läßt ihr Geld verteilen, legt ihre Goldbrünne um, befiehlt, ein Gefolge von Sklavinnen zu töten, mit denen sie einziehen will in die Unterwelt und dann stößt sie sich, nach erhaben leidvollen und verächtlichen Abschiedsworten an die schattenhafte Umgebung, das Schwert in die Brust. Sie will Sigurd folgen auf den Scheiterhaufen und ins Totenland.

„Der Wünsche letzten gewähre mir, Gunnar:
Nichts weitres wird Brunhild erbitten im Leben —
So breit laß schichten die Buchenscheite,
Daß für alle reichlicher Raum sich finde,
Die wir treu dem Sigurd im Tode folgen“ . . .

Und so werden Sigurd und Brunhild, die man im Leben um ihre Liebe betrogen, auf den gleichen Holzstoß gelegt und zwischen sie — ein wahrhaft großartiger Zug! — „wieder der schimmernde Stahl, wie einst,“ als Sigurd, des Königs Brautwerber, keusche Nachtruhe hielt.

Und als nun Brunhilds Geist — so erzählt uns ein andres Lied der Edda — auf erhabenem Totenwagen vor die Pforten der Unterwelt kommt, will ihr eine Riesin den Zutritt verwehren. Das düstre Riesenweib wirft der Königin ihre Bluttaten vor, und hat ja wohl ein Recht dazu, gewissermaßen als verkörpertes Gewissen vor die Mörderin zu treten. Aber die Heldin erzählt in ihrer herben und stolzen Weise vom Wagen herab ihr Lebensgeschick: wie sie im Schwanengewand als Walküre durch die Schlacht geflogen, wie sie unrechtmäßig einem Helden zum Sieg verholfen, wie sie mit Schilden umzäunt und in Schlaf versenkt worden, wie Sigurd in reiner Weise um sie geworben, wie Gudrun (Kriemhild) sie ins tiefste Herz verhöhnt habe — eine Lebensgeschichte voll Kampf und Kummer, über die man wahrlich ihre eigenen Worte setzen kann: „Mein Los war Leid, solang ich geatmet.“ Und sie schließt:

„Aufs neue immer zu Not und Sorge
Werden Weiber und Männer zur Welt geboren.
Doch drüben weiß ich ein dauerndes Glück
An Sigurds Seite — versinke, Riesin!“

Dies „versinke, Riesin!“, das „Brunhilds Todesfahrt“ abschließt, ist geradezu gewaltig. Man sieht die verächtliche Handbewegung und das leichte Zucken um den Mund. Jungfräulich ungebrochene Walküre ist diese Brunhild geblieben bis in den Tod.

Tod? Gibt es denn für solche Lebenskraft einen Tod?



Umschau

Karl Hilm

Bahnbrechende Gedanken und schöpferische Gestaltungen erleiden meistens das Schicksal, von den Zeitgenossen wenig beachtet zu werden. Was sich in irgend einem Gebiete in großen Zügen über das allgemeine Maß erhebt, kann naturgemäß vorerst nur von wenigen, die sich bereits in ähnlichen Geistesgebieten bewegt haben, begriffen und gewürdigt werden. In dem einen wie in dem andern Falle sucht eben der Mensch in dem, was er intellektuell oder künstlerisch genießen will, einen Spiegel seiner selbst, seines eigenen Strebens, Denkens und Empfindens. Für die große Menge der Gebildeten von heute stellt aber noch immer der Naturalismus die Hauptströmung dar, in welcher sie sich bewegen. Es stehen daher auch im Gebiete der schönen Literatur notwendig solche Talente im Vordergrund, die den in Tiefregionen des Lebens, in den Regionen des materialistischen Empfindens, Strebens und Waltens befangenen Geist zur Darstellung bringen, wie er auf dieser Stufe der geschichtlichen Entwicklung in seinen inneren Widersprüchen, in der eigentümlichen Zerklüftung der Gedanken- und Gefühlswelt in Erscheinung tritt. So wie aber in Griechenland die Gedankenwelt Demokrits, in der römischen Welt die Epikurs nur einen Übergang bildet zu den neuen idealistisch gefärbten Gedankenkreisen, die dann in der Gnosis, im Neuplatonismus, im Christentum zur Herrschaft kommen sollten, so dämmert für unser Zeitalter in gesetzmäßiger Folge der Entwicklung auch schon der neue Horizont. Im Gegensatz zu dem herrschenden Sensualismus tauchen immer mächtiger universalistische Stimmungen und Gedanken auf, um sich nach einem eigentümlichen Gesetz der „Wiederkehr des Gleichen" oder doch Ähnlichen die Welt zu erobern.

Als ein Streifen dieses Morgenrots der nun kommenden Periode der Geistesentwicklung erscheinen uns die Dichtungen von Karl Hilm, die der Verlag „Renaissance" (Schmargendorf b. Berlin) veröffentlicht.

Bei der Würdigung der Werke Hilms ist vor allem die Weltanschauung des Dichters in Betracht zu ziehen. Im Gegensatz zu Dichtern, die sich dem gewohnten Gesichtskreis des Publikums anbequemen, unternimmt es Hilm, in ungewohnter Kühnheit gegen den Strom zu schwimmen und sein Publikum nach den Höhen einer weiten Ausschau emporzuschwingen. Deren äußerste Grenzen scheinen ihm einerseits in die vorgeschichtliche Urzeit zu dämmern und anderseits in eine kommende Welt zu weisen, welche lichtvoll das Geheimnis jener Vorwelt und das Mysterium aller Zeiten, das Geheimnis des Menschen, entschleiern soll. Dieses über die Räume und die Zeiten sich erhebende Schauen des Ewigen ist das Geheimnis der Zeiten, das Geheimnis des Menschen, dessen Enthüllung der Menschengeist in einem großen Prozesse des Selbsterkennens entgegenringt.

Es ist in wesentlichen Zügen die Weltanschauung eines der Helden seiner Dramen, die Weltanschauung Giordano Brunos, die uns der Verfasser, allerdings in einer dem Fortschritt modernen Naturerkennens entsprechenden Form, vorführt. Doch sind es wieder dort, wo die Weltanschauung dem Zeitalter der Helden des Dichters entspricht, überall lebensvolle Gestalten, aus deren Innerstem, aus deren Leben im höchsten Sinne die Gedanken hervorwachsen und sich duftigen, leuchtenden Blüten gleich organisch entfalten. So vornehmlich in den beiden Werken, in denen wir die eigentlichen Meisterwerke Karl

Hilms sehen, in seiner „Hypatia“ und in seinem „Giordano Bruno“. Es wird aber begreiflich, daß sich bei solcher Stellung der Aufgabe eigentümliche Schwierigkeiten zeigen, wenn zu Deutern dieses Weltgedankens vorhistorische Gestalten wie ein Kain erkoren werden. Das Primitive, welches in solchen Erscheinungen denn doch notwendig zum Ausdruck gebracht wird, kontrastiert hier, insbesondere in dem Kain-Drama des Dichters, mit der Entfaltung und Geltendmachung von Anschauungen, die erst in fernen Jahrtausenden, vermittelt durch einen langwierigen Prozeß der Entwicklung, zur bewußt entfalteten Geltung gelangen können. Indem nun der Verfasser hier den Sprung über eine solche Entwicklung hinweg in der Gestalt des Kain unternimmt, wird die Darstellung unplastisch, bei aller Leidenschaftlichkeit, mit welcher der Autor seine hohen Anschauungen vorträgt. In Kain soll der Urgegensatz des erwachten Erkennens und Selbsterkennens im Gegensatz zum theologischen Bilderglauben, der sich in Abel verkörpert, dramatisch dargestellt werden. Der Autor glaubte vielleicht eben dadurch über Byron, dem er ein schönes Sonett am Eingang widmet, hinauszugehen, wenn er im Gegensatz zu der in astralem Zauberlichte dämmernden Darstellung Byrons die philosophisch ungleich klarer entfaltete Weltanschauung vorgeschrittener Jahrtausende in noch wirksamerem, schrofferem Gegensatz gegen die übliche Lehre zum Ausdruck zu bringen suchte. Aber eben hiemit erscheint sein Kain dem Byronschen gegenüber unvergleichlich unplastischer, unlebendiger; er ist mehr Interpret der Kulturweisheit des Verfassers selbst als Interpret von Gedanken, die dem Urzustande des Intellekts (der denn doch auch in der Gestalt und dem Zeitalter Kains zur Darstellung kommen soll) organisch entwachsen wären. Byron hingegen, indem er den Gedanken der selbstbewußten Individualität und das Problem des Selbstdenkens nur in seinen allgemeinsten Ansätzen zur Darstellung bringt, bleibt in jedem Zuge plastisch und lebendig.

Was also die eigentliche Bedeutung Hilms ausmacht, daß er in die Geistestiefen der Helden des universellen Selbstbewußtseins steigt und diese innere Herrlichkeit in der Form lebendiger Handlung darzustellen vermag, ist ihm in seinem Erstlingsdrama zur Klippe geworden. Auf der Höhe des Schaffens finden wir Hilm schon in seinem „Giordano Bruno“. Aus den farbensatten, lebendigen Bildern der Renaissance, die Hilm mit vieler historischer Feinheit ausgestaltet, auf dem Boden eines reichen und schönen Lebens sehen wir die lichte Blume des großen Weltgedankens aufblühen, dem Hilm seine Werke widmet. Wir finden den Helden in einer Liebesbeziehung zu einer geistig hochgearteten Frauengestalt. Wie Düfte aus diesem Blumengarten der Liebe steigen hier die Lichtgedanken, d.e das Anbrechen eines neuen Morgens der Kultur für das menschliche Geschlecht bedeuten, zum Himmel der inneren Allanschauung empor. Aus dieser ebenso lieblichen als erhabenen Idylle werden die Liebenden nun gewaltsam herausgerissen durch den Eingriff eines fanatischen Zeitalters.

Im „Giordano Bruno“ stellt Hilm das Innenleben eines schöpferischen Geistes dar. Wie schön hier selbst die sogenannten abstrakten Gedanken zum Ausdruck gelangen, mag der Leser aus folgenden Proben ersehen:

„Emporentwickelt aus dem Anfanglosen
Zu einer höchsten Götterstufe steht
Der Weltgeist da, als ewger Weltgedanke.
Und in ihm, unter ihm beständig leben
Die niedren Formen, doch mit Liebesband

Hebt er sie höher, führet sie hinan
Durch Tod und Liebe endlos viele Stufen.
So sterben sie in Sehnsucht nach ihm hin,
Der wie ein Meer des Glanzes alle einschließt,
Und leben wieder selig auf in ihm."

Der einzelne Menschengeist erscheint nur als Offenbarung dieses göttlichen All-Lebens, ähnlich den zahllosen farbigen Strahlen des Sonnenlichts, die, einmal in den Regenbogenfarben gebrochen, gesondert zur Erscheinung kommen, um dann wieder unterzutauchen im Meere des Urlichtes:

„Wer darf dann klagen, wenn das große Meer
Ihn wieder aufnimmt, das ihn einst geboren
Und wiederum gebiert zu schönrem Leben?"

Die Freundin des Geisteshelden haucht ihr Leben aus in dies Urmeer göttlichen Lichtes, dem Geliebten vorangehend. Mächtig wirkt am Schlusse des Dramas die erhabene Ruhe, mit welcher der Held zum Märtyrer für die Hoheit der Wahrheit wird, die ihn über Geschick und Tod erhebt:

„wo alles sich verbindet
Zur großen, höchsten, einen Harmonie.
So freudig atmend geh' ich in den Tod,
Das heißt ins reinere, schönere, höhere Leben,
Das ihr nur zweifelnd glaubt, das ich gefunden;
Und wenn um mich hier Rauch und Flammen steigen,
Zieh' ich mit ihnen auf ins Reich des Äthers
Und höher hin ins Göttlich-Unbeschränkte,
Ins glänzend große Meer, ins Leuchtend-Freie,
Zum Urquell kehr' ich, der die Liebe ist."

In der Darstellung einer bestimmten Zeit und ganz bestimmter lebendiger Individualitäten das Gesetz aller Zeiten und das Geheimnis des Menschen überhaupt zur Darstellung zu bringen, ist auch die Aufgabe einer andern Dichtung Hilms, betitelt „Der Sklavenkrieg". Es erscheint in der Bedrückung und im Leiden der Sklaven der römischen Welt die innere Unfreiheit und das intellektuelle und moralische Elend der Menschheit durch die Jahrtausende bis an den heutigen Tag in dichterischer Verkörperung, sowie in ihrem Freiheitsdrang der allgemeine Freiheitsdrang des Menschen. Auch hier leuchtet uns, eben im Mißlingen einer Verwirklichung dieser Freiheit auf dem Wege äußerer Gewalt, der Gedanke entgegen, daß diese Befreiung in erster Linie auf dem Gebiete der Innerlichkeit erkämpft werden muß und daß nur innerlich befreite, zu höherem Denken und Empfinden erhobene Menschen die Menschheit auch wirklich von den äußeren Fesseln befreien können. Eine der Hauptpersonen des Stückes, Phaëton, spricht das in folgenden Worten aus:

„Hab' ich die höchste der Sphären durchflogen,
Bring' ich der Mutter, die mich geboren,
Bring' ich der Erde das himmlische Glück."

Während Spartakus mehr die tätige Seite des Freiheitskampfes zum Ausdruck bringt, Domiris, das Heldenweib, die des Priesteramtes waltende Prophetie, so Phaëton die beschauliche Seite dieses Kampfes, der in seinem besten Kerne ein Geisteskampf der inneren Befreiung ist, wie dies denn auch einer der fallenden Kämpfer siegesbewußt den äußerlich triumphierenden Römern entgegenschleudert:

„Was wollt ihr Römer? Eure Zeit ist um.
Doch wir sind ewig, ob auch unsere Namen
Vergehen, wenn die euren tausend Jahre

Im Lügenbuch der Weltgeschichte glänzen.
Denn ewig wirket, was uns alle trieb,
Der Drang nach Glück und jener Lichtgedanke
Der Liebe, die das Glück für alle will."

Volksszenen und Charaktere, Gegensätze der verschiedenen Stände des römischen Reichs, sind in diesem an dramatischer Handlung so reichen Drama oft ganz markig shakespearisch gezeichnet, so daß dieses Werk sich in entsprechender Bühnenbearbeitung sowie das folgende auch zur Bühnenaufführung vorzüglich eignen dürfte.

Im Rahmen erschütternder dramatischer Handlung sehen wir in der „Hypatia" des Dichters den neuen Weltgedanken in einem blutigen Morgenrot aufgehen. Die Charakteristik der Personen und die dramatische Bewegtheit der Handlung erreicht hier bei dem Verfasser ihren Höhepunkt künstlerischer Ausgestaltung. Es müßten sich besonders die Szenen des Schlußaktes auf der Bühne herrlich ausnehmen. Die dramatische Spannung aber im Verlaufe des ganzen Stückes zu erhalten und zu steigern, hat hier Hilm wie in keinem seiner Dramen verstanden. Die Gestalt der Hypatia ist bei aller hohen Idealität zugleich realistisch markig und dem Zeitalter entsprechend gestaltet, ebenso wie in der Gestalt des diplomatisch schlauen Patriarchen Kyrillos priesterliche Anmaßung und Verschmitztheit und ferner in dem wahnsinnigen religiösen Fanatiker Thaumaturgos das Mönchtum jenes Zeitalters eine geradezu shakespearische Verkörperung erfährt. Tief und schön sind die Worte der Hypatia angesichts der brennenden Akademie:

„Sieh, die Flamme wächst und leuchtet,
Leuchtet durch die Welt der Liebe
Über Paradiese hin!
Kreuz und Götter sind vergangen,
Doch die Flamme, sieh, erschrecklich
Wächst ins Maß- und Grenzenlose —
Weltenbrand! - - Nein, Gottesleuchten,
Weltallschauen, Weltall-Liebe . . .
Still nur wächst der Baum der Liebe,
Seine Wurzelfasern greifen
Tief ins Graun der Urweltmächte,
Während seine Feuerblüten
Heiß die kalten Sphären küssen,
Feierlich in jedem Kusse
Sonnen, Sternenwelten zeugend."

Dieses Drama erweckt in uns die Erwartung, daß es dem Verfasser in kommenden Schöpfungen gelingen wird, auch den letzten Schein eines Überwucherns des Philosophen über den Dichter zu überwinden. Möge er schließlich auch in der Ausgestaltung der Form, die stellenweise denn doch dem Gedanken aufgeopfert erscheint, seine großgedachte Idee: die künstlerische Darstellung des lebendigen Werdens des höchsten Weltgedankens, zur Vollendung bringen!

Dr. Eugen Heinrich Schmitt

*

Karoline von Humboldt

Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Weimarer Zeit liegt uns vor: Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff; nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhange. Von Albrecht Stauffer. (Mit zwei Bildnissen. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.)

Über Wilhelm von Humboldt besitzen wir die ausgezeichnete Biographie von Rudolf Haym, zu der als Ergänzung Gebharts Werk „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann" tritt. Auch von der im Erscheinen begriffenen, von der Akademie zu Berlin in Angriff genommenen Gesamtausgabe der Werke Humboldts dürfen wir gewiß viel Neues erwarten. Aber seine Gattin Karoline, trotzdem sie zu den bedeutendsten Frauen ihrer Zeit zählt, hat auffallenderweise noch keine zusammenfassende Würdigung gefunden. Zwar sind mehr oder weniger eingehende Mitteilungen über sie in vielen Büchern zerstreut, die eingehendsten wohl in der ebenfalls bei Mittler erschienenen, jetzt bereits in zehnter Auflage vorliegenden Biographie ihrer Tochter Gabriele von Bülow; doch sind dies selbst im besten Falle immer nur gelegentliche Äußerungen über die edle Frau; niemals ist Karoline bisher zum Mittelpunkt einer eigenen, erschöpfenden Darstellung gemacht worden.

Auch das Buch Professor Stauffers, so wert- und verdienstvoll es an sich ist, kann nur als Vorarbeit zu einer solchen Darstellung gelten, und wir wollen hoffen, daß es dem Verfasser gefallen möge, recht bald ein umfassendes Lebens- und Charakterbild der „größten deutschen Frau", wie er Karoline von Humboldt in seiner warmen Bewunderung nennt, zu entwerfen. Des Dankes weiter Kreise kann er gewiß sein, da unsere Zeit glücklicherweise jetzt wieder beginnt, sich nach der Zersplitterung, unter der das gesamte geistige Leben so lange gelitten hat, auf den Wert einer in sich geschlossenen, harmonisch durchgebildeten und abgeklärten Persönlichkeit zu besinnen.

Der Briefwechsel Karolines mit Rennenkampff ist, wie Stauffer ihn charakterisiert, „ein schönes Beispiel eines rein seelischen Verkehrs der Freundschaft". In diesem Sinne ist das Buch ein Gegenstück zu den an Charlotte Dieden gerichteten „Briefen an eine Freundin" ihres Gatten, der es offen ausgesprochen hat, daß das Geheimnis des höheren ehelichen Glückes darauf beruhe, ob man es verstehe, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemüts zu erhalten und zu beleben: denn gerade dadurch schließt man sich immer enger aneinander an.

Erhalten sind im ganzen 44 Briefe, sämtlich von Karoline, die vom 11. September 1819 bis zum 24. Januar 1829 reichen (am 26. März 1829 starb Karoline). Die Briefe von Rennenkampff sind dem Wunsche des Schreibers gemäß leider wahrscheinlich verbrannt worden. Karoline bringt ihrem Freunde das rückhaltsloseste Vertrauen entgegen. „Ihnen darf ich alles sagen," erklärt sie einmal, „ich weiß, Sie mißdeuten mir nichts, Sie verstehen mich." Und in der Tat — alles, was sie erlebt, körperliche Leiden und seelische Schmerzen, bedingt durch die Trennung von den geliebten Kindern und andere Schicksalsschläge, aber auch die Freude an allem Großen und Edlen im Menschendasein, in Kunst und Wissenschaft findet in diesen Briefen einen vollen Widerhall. Sie kommen aus einer Seele, in der, wie sich der Herausgeber ausdrückt, „die höchste Menschheitsbildung und die ungebrochenste Natürlichkeit als eine untrennbare Einheit erreicht ist."

Den Glanz- und Höhepunkt des Buches aber bildet die meisterhafte Charakteristik, die Stauffer mit tiefstem kongenialen Verständnis von Karoline entwirft. Ihre Persönlichkeit umfaßt nach ihm das Weibliche in großer, harmonischer und universaler Ausbildung. Verstand, Phantasie und Sittlichkeit verbinden sich in ihrer Persönlichkeit in solcher Art, daß sie im Kreise ihrer Familie, unter den Freunden und in der Gesellschaft lebendig zu wirken vermag.

Der hervorstechendste Zug von Karolines Wesen ist aber ihr grenzenloses Liebesvermögen. Am reinsten und tiefsten tritt uns dieses Liebesvermögen in ihrem Verhältnis als Gattin und Mutter entgegen. Sie hat es einmal ausgesprochen, nicht Glück könne der eigentliche Zweck all dessen sein, was aus menschlichen Verhältnissen hervorgehe; „aber aufnehmen in sich die mannigfaltige Gestalt des Daseins und in tiefer Brust verarbeiten, so viel geben, als man vermag, so wenig wie möglich verlangen, sollte das nicht zuletzt jedes Menschenlebens Bestimmung sein und vor allem die unseres Geschlechts?" Und nicht minder groß als in bezug auf die Ihrigen und die zahlreichen Freunde zeigt sich die Liebesfähigkeit dieser Frau gegenüber allem Großen in der Poesie, in der Kunst, in dem Vaterlande, in der Menschheit und namentlich in der Religion.

Als heranwachsendes Mädchen hatte sie mit Karoline und Charlotte von Lengefeld und ebenso mit Schiller enge Freundschaft geschlossen, welch letzterer sie ein unvergleichliches Geschöpf und eine idealische Natur nannte; in den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie dann das Glück, auch mit Goethe in regen Verkehr zu treten. Ein neuer Abschnitt ihres Lebens beginnt mit der großen Reisezeit; sie lernt Wien, Paris, Spanien und Italien kennen, und jetzt ging ihr das Verständnis für die bildende Kunst auf, der sie sich mit der größten Begeisterung, einem Jubel und einer Liebe ohnegleichen hingab. Ihre volle Entwickelung erlangte Karoline aber erst in der Zeit der Befreiungskriege; ihr Patriotismus blieb allezeit gepaart mit der Glut einer erhabenen Humanität, die im Religiösen, im Christlichen ihren höchsten Richtpunkt hatte. In der Tat haben es wenige zeitgenössische Frauen in gleichem Maße wie sie verstanden, das nationale Gefühl mit dem kosmopolitischen Sinn der Humanitätsbildung derart zu verbinden, daß beide Richtungen einander beförderten, anstatt sich zu beeinträchtigen.

Niemand, der nach diesen kurzen Andeutungen zu dem Buche selber greift, wird es ohne Gewinn für Geist und Herz aus der Hand legen.

Paul Seliger

*

Eine neue Jean-Paul-Ausgabe

Im Maiheft der „Süddeutschen Monatshefte" befürwortet Dr. Joseph Müller die Veranstaltung einer endlich einmal zuverlässigen und vollständigen Ausgabe der Werke Jean Pauls. Man darf dieser Anregung eines genauen Kenners beistimmen. Ich selbst verdanke Müllers glänzend zur Einführung geeignetem Werke „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart" (München, Lüneburgs Verlag) bedeutende Anregungen. Und um es nur gleich zu sagen: ich halte grade Dr. Joseph Müller, dessen „Jean-Paul-Studien" und kritische Untersuchungen in der Zeitschrift „Euphorion" mir gleichfalls bekannt sind, für den geeigneten Herausgeber einer endlich einmal wirklich wertvollen Jean-Paul-Ausgabe. Dr. Müller verfügt über eine außergewöhnliche Belesenheit, hat philosophisch-theologische Vorbildung, was grade bei Jean Paul wichtig ist, und schreibt bei aller Sachlichkeit mit einer fesselnden Wärme. Natürlich müßte so etwas wie „Jean-Paul-Gesellschaft" eingerichtet werden, damit sich durch Anteilnahme weiterer Kreise die Kosten decken; denn viel Ungesichtetes liegt noch handschriftlich auf Bibliotheken, besonders in Berlin, was gründliche Arbeit nötig macht; und ein begleitender (aber knapper!) Kommentar wäre unerläßlich. Auch müßte das Werk, neben aller Wissenschaftlichkeit, dem feiner gestimmten Laien zugänglich sein.

Denn man sage nicht, daß dieser reiche Schöpfer „tot" sei. Der Leser muß sich allerdings mit einiger Zähigkeit in diesen blühenden Urwald einarbeiten. Aber wieviel geniale Einfälle, Bilder, Vergleiche findet er da! Wieviel seltsame und tiefe Gedanken und Gemütsphantasien! Kürzlich erst hatte ich Gelegenheit, an einem höheren Beamten, der nur als „Leser" an Jean Paul herantrat, das wachsende Entzücken zu beobachten, mit dem sich mein Freund in den seltsamen Dichter einlas. Er begann mit den „Flegeljahren", nachdem ihn der „Wuz" zum Eindringen in größere Werke gereizt hatte; „Schmelzle" als Zwischenspeise, „Quintus Fixlein", „Katzenberger" folgten; „Siebenkäs" und „Titan" werden sich anreihen.

Dieser Leser ist allerdings aus fränkisch-thüringischem Geblüt und Gemüt. Aber noch jeder Deutsche, der sich mit Jean Paul liebevoll beschäftigte, hat Blumen und Früchte aus diesen wilden Gärten mitgenommen. Eine allgemein empfehlenswerte Jean-Paul-Ausgabe wäre wirklich zu wünschen.

F. Lienhard

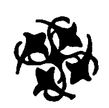
*

Zur nordischen Literatur

Wer angenehm und zwanglos durch die nordische Dichtung wandern will, der beschaffe sich das freilich entsprechend kostspielige Prachtwerk von Max Koch und Andreas Heusler: „Urväterhort, Die Heldensagen der Germanen" (Berlin, Verlag von Martin Oldenburg, 20 M.). Das leuchtende Farbenwerk mit seinem guten, knappen Text ist für weitere Kreise bestimmt und erfüllt seine Aufgabe sehr schön; es erzählt nicht nur, es weist unauffällig auf die inneren Zusammenhänge hin. Die Bilder bekunden Freude an dramatischer Wirkung, an der starken Farbe. Das Buch hat, wie all solche Prachtwerke, einen Beigeschmack von „Salon", aber in diesem Falle können wir diese gewaltige nordische Poesie auf recht viele Salontische wünschen.

Seltsamer und innerlicher geben sich die Steinzeichnungen, die Robert Engels den „Deutschen Götter- und Heldensagen" des Teubnerschen Verlags beigegeben hat („Deutsche Götter- und Heldensagen", Für Haus und Schule nach den besten Quellen dargestellt von Dr. Adolf Lange; Heinrich Keck, „Deutsche Heldensagen", Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage von Dr. Bruno Busse; je 6 M.). Der Text ist von anerkannter Tüchtigkeit; auf ihm ruht hier alles Gewicht. Das halbe Dutzend Bilder — nun, das technische Verfahren bedarf noch der Vervollständigung. Es ist eine dämmernde, phantastische Tristan-Stimmung in diesen Bildern; und das will mit unseren Heldenbegriffen nicht immer übereinstimmen.

Als vorzügliche Einführungen in deutsche und nordische Mythologie empfehlen sich dem ernsthaften Studium die Bücher von Paul Hermann: „Nordische Mythologie" und „Deutsche Mythologie" (Leipzig, Wilhelm Engelmann). Die Werke stehen auf wissenschaftlichem Boden, sind jedoch für alle Gebildeten berechnet, lesen sich gut und geben einen umfassenden Einblick in jene Vorstellungen und Gebräuche. L.







Beethovens Heldentum

Geleitworte zu seinen Briefen

Von

Dr. Karl Storck

Daß Briefe zu den wichtigsten Lebenszeugnissen jedes Menschen gehören, ist ein allgemein anerkannter Satz. Beim großen, durch sein Wirken oder mit seinen Werken in der Öffentlichkeit stehenden Mann erhöht sich ihr Wert dadurch, daß wir in seinen Briefen mancherlei erfahren, was in dem für die Öffentlichkeit bestimmten Schaffen kaum angedeutet ist. Die Franzosen haben dafür eine ebenso kurze wie treffende Bezeichnung. Sie geben Büchern, in denen Briefe oder ähnliche Lebenszeugnisse eines in der Öffentlichkeit stehenden Menschen veröffentlicht werden, als Titel den Namen des Betreffenden mit dem Zusatz „intime“. „Gœthe intime“, „Bismarck —“, „Beethoven intime“, d. h. der intime Mensch in diesen Männern offenbart sich hier; der Mann, wie er vor sich selber war, wie er war ohne jeden Gedanken an die Öffentlichkeit, die Forderungen an ihn stellte, gegenüber der er Verpflichtungen hatte. Ein beliebter deutscher Ausdruck sagt: „A. oder B. im Schlafrock.“ Das Wort ist weniger um der Derbheit als seiner herabziehenden Trivialität wegen zu verwerfen. Die ganze Ohnmacht des Philisters, wahre Größe zu begreifen, offenbart sich in einem einzigen solchen Worte. Wie jämmerlich ist die Vorstellung, daß der große Staatsmann, nur wenn er die Uniform mit Ordenssternen trage, der große Künstler nur in seinen sorgsam hergestellten Werken so unnahbar, so erhaben über der gewöhnlichen Welt throne. Jenes gemeine Wort, daß vor dem Kammerdiener keine Größe bestehe, gehört ebenfalls hierher; die Vorliebe weiter Kreise für Anekdoten, in denen berichtet wird, daß sich diese sonst so sehr Bewunderung oder Hochachtung gebietenden Menschen genau so benommen haben, wie Müller oder Schulze, hat die gleiche Ursache. Und noch ein recht trübes Wässerchen entspringt dem gleichen Boden: die Skandalsucht. Gerade die Franzosen haben dem „intime“ den ganz

bestimmten Beigeschmack des scharf Paprizierten verschafft. Man braucht dabei noch nicht einmal an die beliebten Schilderungen der Intimitäten lebender Staatsmänner oder regierender Fürsten zu denken; fast die ganze so berühmte französische Memoirenliteratur ist letzterdings eine Verkleinerungsliteratur.

Alle diese Verkleinerung fällt auf ihren Urheber zurück. Nur der Unreine durchspürt ein Leben nach Unreinem; nur wer selber an sein körperliches und geistiges Vermögen nur dann Anforderungen stellt, wenn es vor der Öffentlichkeit sich zu zeigen gilt, vermutet den öffentlich großen Menschen in der Einsamkeit „im Schlafrock" der Alltäglichkeit. Vor dem Kammerdiener kann nur deshalb keine Größe bestehen, weil seine Augen eben Kammerdieneraugen sind und Größe nicht zu sehen vermögen. Wenn Tells Wort wahr ist: „Der Starke ist am mächtigsten allein", so gilt mit noch viel unbedingterer Sicherheit der Satz: „Der Große ist in seiner Einsamkeit am größten."

Die erhöhenden Wirkungen, die die Öffentlichkeit, d. i. die Anteilnahme, das seelische Mitfühlen Tausender, ja eines ganzen Volkes sicher in sich trägt, vermögen gerade für das schöpferische Genie jene Abschwächung nicht aufzuwiegen, die die Beschränktheit aller Ausdrucksmittel gegenüber dem ursprünglichen Plane mit sich bringt. Es ist sicher noch keinem genialen Künstler gelungen, ein Werk so groß zu gestalten, wie er es innerlich erschaut hatte. Aber schon aus der Tatsache, daß die ganze schöpferische Tätigkeit, das, was gerade das Genie so erhaben macht, was seinem Schaffen das Gottverwandte gibt — naturgemäß der Einsamkeit angehört, folgt, daß die höchsten und größten Stunden des künstlerischen Lebens der Öffentlichkeit nicht sichtbar werden. Die Hoffnung, den schöpferischen Geist in seiner Einsamkeit belauschen, einen Einblick in die geheimnisvolle Werkstätte seines Schaffens und damit in das innerste Wesen der Kunst überhaupt gewinnen zu können, ist der Hauptgrund, der wider den oft gemachten Vorwurf, daß die Forschung zuviel in den Privatangelegenheiten der Künstler herumstöbere, geltend gemacht werden kann.

Es muß freilich zugegeben werden, daß gerade die Philologie allzugern die Briefe bloß nach der bio- und bibliographischen Seite hin benutzt. Daher auch oft eine ganz schiefe Beurteilung des Wertes vieler Künstlerbriefe. Allzuleicht übersieht die so einseitig nach der philologischen Seite hin ausgebildete biographische Wissenschaft, daß zwar viele Briefe für die Kenntnis des äußeren Lebensganges und des gesamten in Erscheinung tretenden Schaffens eines Künstlers belanglos sein können, daß aber kaum ein Zettelchen wertlos ist für die psychologische Erkenntnis der Gesamtpersönlichkeit, des Menschentums eines Genies. Die Erkenntnis dieser Persönlichkeit aber ist das Entscheidende.

Soweit ich die einschlägige Literatur übersehe, gibt es keine zweite Sammlung von Briefen eines bedeutenden Mannes, bei der man sich dieser grundsätzlichen Unterscheidung stets so bewußt bleiben muß, wie die Briefe

Beethovens. Es ist da die Enttäuschung besonders bezeichnend, die der Amerikaner Alexander Wheelock Thayer gegenüber Beethovens Briefen erlitten hat. In seinem für die biographische Kenntnis des äußeren Lebensganges Beethovens bedeutenden Werke über den Meister schreibt er (Band II Seite 80):

„Beim Studium einer Sammlung von einigen 800 Briefen und Zetteln Beethovens im Original oder in Abschrift, gedruckter sowohl als ungedruckter, tritt als die am meisten überraschende Tatsache die völlige Bedeutungslosigkeit der bei weitem größten Zahl derselben hervor. Nur eine sehr geringe Zahl von Briefen zeigt Spuren einer sorgfältigen vorherigen Überlegung; nur in den seltensten Fällen werden Gegenstände von irgendwelchem tieferen Werte behandelt. Ja, vielleicht der größere Teil der kurzen Briefchen an Zmeskall und andere verdankt seinen Ursprung lediglich der Abneigung Beethovens, seinen Dienstboten mündliche Aufträge anzuvertrauen. In dem größten Teile der Briefe sucht man vergeblich irgend etwas auf die Theorie oder die Kunst der Musik Bezügliches; sehr selten wird eine Meinung über die Erzeugnisse irgend eines gleichzeitigen Komponisten geäußert; lebendige Skizzen von Menschen und Sitten, ähnlich jenen, welche die Briefe Mozarts und Mendelssohns so anziehend machen, entfließen seiner Feder nicht. Ein großer Teil der Korrespondenz dieser Männer hat wirklich einen mehr als biographischen Wert; bei Beethoven ist dies nur in geringem Maße der Fall. Natürlich zeigen diese Briefe die gewöhnlichen Unvollkommenheiten einer lebhaften und vertrauten Korrespondenz, zuweilen sogar bis zum Übermaße. Es finden sich in ihnen mitunter obenhin gemachte Angaben von Tatsachen, wie sie jeder von uns infolge von Eile oder unvollständiger Kenntnis machen kann; für andere Stellen gibt uns nur Schindlers Erzählung, daß Beethoven sich zuweilen in harmlosen Mystifikationen anderer unterhielt, eine vollständige Erklärung. Vergleicht man die wichtigeren Briefe miteinander, so zeigen sie freilich einerseits, wie schwer es Beethoven häufig wurde, den besten Ausdruck seiner Gedanken zu finden, ja, daß er mit den Regeln seiner Muttersprache in einem fortwährenden Zwiespalt lebte; andererseits aber setzen sie seine Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit in das günstigste Licht und erheben sich nicht selten zu einer gewissen natürlichen Beredsamkeit. Der Leser fühlt, daß, wo der Schreiber ungerecht ist, er unter dem Einflusse eines Mißverständnisses oder einer Leidenschaft steht, und in der Regel ist es nicht zu spät, derartige Ungerechtigkeiten aufzudecken; die tatsächlichen Irrtümer geben sich als einfache Mißverständnisse zu erkennen, ohne Arg gemacht und leicht zu verbessern; und wenn uns endlich in der großen Menge der Briefe einzelnes begegnet, welches weder völlig gerechtfertigt noch entschuldigt werden kann, so darf man nicht vergessen, daß dieselben nicht für unsere Augen bestimmt waren und daß sie unter dem fortwährenden Drucke eines großen Mißgeschicks geschrieben sind, welches ihn doppelt empfindlich und reizbar machte, so daß die große Teilnahme, die dasselbe einflößt, uns zu einer Milderung unseres Urteils leicht geneigt macht."

Dieses Urteil über Beethovens Briefe ist um so charakteristischer, als es von einem Manne herrührt, der trotz jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Tonheros, trotz eingehendster und in gewisser Hinsicht erfolgreicher Erforschung seines Lebensganges niemals zum Verständnis des eigenartigen Menschen Beethoven vorgedrungen ist. Ursache und Wirkung kreuzen sich dabei. Wäre Thayer auf anderem Wege zu einer wahreren und lebensvolleren Erfassung der Persönlichkeit Beethovens gelangt, so hätte er auch ein natürlicheres Verhältnis zu den Briefen gefunden. Umgekehrt würden ihm gerade die Briefe das Wesen des Menschen Beethoven erschlossen haben, wenn er sie in der richtigen Voraussetzung, genauer in jener Voraussetzungslosigkeit gelesen hätte, mit der wir uns allen Offenbarungen der Größe nahen sollten. Thayer sagt uns ja ziemlich deutlich, was er erwartete: Bekenntnisse Beethovens über seine Kunst, Aphorismen über Wesen und Inhalt der Musik, Urteile über Künstler und Werke; er vermißt „sorgfältige vorherige Überlegung".

Nun, jeder Psychologe wird froh sein, daß wir in den Briefen nicht einen womöglich zuerst sorgfältig ein Konzept entwerfenden Schreiber finden, sondern einen stets angeregten, immer lebhaft empfindenden Menschen *sprechen hören*. So ganz Rede, so gar nicht Geschriebenes, wie diese Briefe Beethovens, sind höchstens noch die Briefe der Frau Rat Goethe. — Bekenntnisse über seine Auffassung der Kunst fehlen so gut wie ganz. Gewiß. Aber brauchen wir solche beim persönlichsten aller Künstler, bei einem Musiker, der in jedem Werke ein Bekenntnis ablegt? Und ist es nicht genug, wenn Beethoven den Ausdruck komponieren ablehnt, wenn er sein Schaffen als *Dichten* bezeichnet? Solcher kleiner Bemerkungen zumal über seine sittliche Weltanschauung finden sich in den Briefen viele. Sie scheinen mir um so wertvoller, gerade weil sie so gar nicht „vorher überlegt", weil sie so ganz ohne Bedacht auf schöne Worte ausgesprochen sind.

Indes der Wert der Briefe Beethovens beruht gerade darin, daß wir in ihnen *nicht den Künstler* kennen lernen, sondern den *Menschen*. Die Kunstgeschichte kennt, soweit ich sehe, keinen zweiten Künstler — man könnte höchstens Michelangelo nennen —, dessen Werke bei höchstem Persönlichkeitsgehalt so voll typischen Menschheitswertes sind wie die Beethovens. Und gerade jenes tiefste aller Menschheitsprobleme, das wir als das faustische zu bezeichnen pflegen, das dartut, wie der Mensch im Ringen mit Hölle und Himmel das Menschliche so steigert, daß es Ewigkeitswerte darstellt, hat durch keinen Künstler eine so vielfache Gestaltung erfahren wie durch Beethoven. Dieses durch Nacht zum Licht; das Herausringen aus irdischer Qual zur hohen Seligkeit des prometheischen Himmelsfluges; das Auskosten, Verarbeiten und Überwinden jeder Stimmung, das, ins Musikalische übersetzt, dem unermüdlichen Forschungsdrang entspricht, ist nicht nur der Inhalt des Gesamtschaffens Beethovens, sondern auch fast eines jeden seiner Werke. Dennoch gibt es keine Wiederholung, weil es ein stetes Neuerleben ist. Beethoven ist das Urbild jener Sturm- und Drangnatur, als die uns

alle Genialität zuerst erscheint. Er ist aber allemal, schon in seinen Jugendwerken, über das Stürmen und Drängen hinaus zum freien, der künstlerischen Harmonie vollen, beruhigten Gestalten gelangt. Bergetürmender, himmelsstürmender Titan und zugleich wahrheitsvoller, in stolzer Zuversicht des Ewigkeitswertes schaffender und gestaltender Prometheus.

Das ist wie ein unerklärliches Wunder. Die neun Symphonien, die Sonatenreihe, die Missa solemnis, die Konzerte — immer haben wir das Bild eines Menschen, der aus Leid und Qual, aus Finsternis oder doch aus Alltäglichkeit hinaufsteigt, hinauf zur Höhe einer klaren, reinen, großen Freudigkeit, einer frohen, sagenvollen, schönen Größe. Das Gesamtwerk Beethovens ist die Verkörperung des Begriffes „Heldentum", wie wir ihn durch Carlyle und Emerson verstehen gelernt haben. Hier soll man aber nicht von Heldentaten, sondern von einem Heldenleben reden.

Heldenleben!? — Das ist ja der Titel des größten Werkes des als bedeutendster Symphoniker unserer Tage anerkannten Richard Strauß. Ich will nicht eigentlich vergleichen und auf keinen Fall verkleinern. Aber zur Erkenntnis der Größe der Auffassung, die Beethoven vom Begriff der Verdichtung des persönlichen Erlebens hat gegenüber dem modernen Subjektivismus, ist ein klarer Hinweis um so eher angebracht, als wir gerade aus Beethovens Briefen die Erklärung für die Verschiedenheit dieses Verhältnisses bekommen. Darauf, daß Strauß den Begriff „Held" aufs künstlerische Heldentum verengen zu müssen glaubt, da er selber Künstler, während Beethoven ihn so weit faßte, daß er seine Eroika Napoleon widmen wollte, sei weiter kein Gewicht verlegt. Hier wie dort ist Heldentum gleich Schaffen, heißt Held sein Schöpfer sein.

Der Gedanke ist auch bei Strauß von typischer Größe: der Held ringt sich aus dem Alltag, im Kampfe gegen die Widersacher des Alltags hinauf zum Glück und in der Überwindung des im Glücke „Verliegens" hinauf ins Hochland neu gestaltenden Schaffens. Das könnte auch als Gehalt einer Beethovenschen Symphonie gesagt werden. Welch himmelweiter Abstand aber im Geiste der Ausführung! Da vermag sich Strauß nirgends von dem nur für ihn geltenden Erleben des Alltags freizumachen. Bezeichnend sind die „Widersacher". Jedes Heldenleben ist zum guten Teil Kampf; aber Heldentaten kann man nur verrichten im Kampf mit starken Gegnern. Ob diese in den allgemeinen Weltverhältnissen liegen oder in uns selbst, ob andere Menschen die Feinde sind, bleibt sich gleich, nur muß ein ernster Kampf möglich sein, denn nur in einem solchen ist ein wahrer Sieg zu gewinnen. Wie armselig aber sind bei Strauß die Widersacher. Ja, gegen solchen Neid und Unverstand, solche Dummheit und Beschränktheit hat jeder Mann zu kämpfen, ohne den Anspruch auf Heldentum erheben zu können. Davon redet man gar nicht. Ich denke da immer an den schönen, braven Bernhardiner, den ich daheim hatte. Wenn wir durch ein Dorf gingen, waren alle Köter und Kläffer hinterdrein. Er schritt fürbaß, als höre und sehe er nichts. Nur wenn ihm einer gar zu frech in die

Beine schoß, packte er ihn und schüttelte ihn, aber ohne Wut, eher mit einer gewissen wohlwollenden Selbstverständlichkeit. So behandelt man derartiges Gezücht. — Als Böcklin durch seine neunmal klugen Basler Mitbürger die heiß ersehnte Monumentalaufgabe der Wandgemälde im Museum verekelt und dann völlig unmöglich gemacht worden war, da hieb er ihnen noch die gewaltigen Fratzen hin, in denen er seinen Gegnern Scheelsucht, Neid, Heuchelei, Frömmelei, Stumpfsinn, Größenwahn, Unverstand, und wie sie alle heißen, ein würdig Denkmal setzte. Ich kann mir vorstellen, wie er hinter dem Schoppen heißen Veltliners wütend brummte, bis der feurige Trank ihm das Blut so durchwirbelte, daß er mit heller Lache aufstand und hinging zu neuen großen Taten, aber nicht zu unfruchtbarem Geschimpf.

Es ist für die unser ganzes heutiges Kunstleben schwer schädigende Unfähigkeit, Abstände und Maßstäbe zu gewinnen, charakteristisch, welch maßlosen Wert Richard Strauß, dieser Typus eines modernen Künstlers, den kleinen Kämpfen und Streitereien, den Fragen des Alltags beimißt. Journalistentum! Sie haben gar keine Zeit, auf eine hohe Warte hinaufzusteigen und von dort Ausschau in die Weite zu halten. Und dann das, ach, so liebe, so einzig wichtige Ich! Wie ich es sehe, ich es fühle, ich es höre; wie es mich berührt, mich reizt, mich quält, mich freut — doch nein, freuen können sie sich ja nicht. Das ist dann Subjektivismus; und es gibt Leute genug, die meinen, wenn sie recht viel von ihrer Person reden, so werde diese zur Persönlichkeit im Sinne Goethes.

Im Gesamtwerk von Richard Strauß nimmt der Kampf mit den kleinen Widersachern und kläffenden Gegnern einen beängstigend großen Raum ein. Für gewöhnlich wertet der Komponist die Gegnerschaft an sich nicht zu hoch. Denn er dreht ihr eine Nase, hält sie zum Narren und treibt mit ihr seine Eulenspiegeleien. Gut, Eulenspiegel ist ja ganz hübsch, in gewissen Augenblicken kann er sogar wertvoll sein — als Gesamterscheinung ist er von trauriger Unfruchtbarkeit. Von Heldentum hat er jedenfalls nichts an sich. Um so eher durfte, ja mußte man erwarten, daß Strauß in seinem „Heldenleben" das richtige Verhältnis zu den Widersachern alles Heldentums finden und den Nachdruck auf das Held-sein verlegen würde. Aber weit gefehlt. Man gibt sich eben nicht ungestraft zuviel mit den Kleinlichkeiten des Lebens ab und spielt nicht ohne eigenen Schaden den Eulenspiegel. Dieses ganze „Heldenleben" verzehrt sich fast im Kampf mit Nichtigkeiten. Erst wird lang und breit der regelrechte Kampf geschildert. Der Sieg ist errungen, und man denkt, nun habe man Ruhe vor dem kleinlichen Gezänk. Weit gefehlt. Aus der Freude des Liebeslebens wird dieser Held aufgescheucht, aber nicht wie der mittelalterliche Ritter, wie jeder nach Heldenschaft verlangende durch das Bewußtsein der Verpflichtung zu Taten, sondern durch das Gekläff der Boshaften und Scheelsüchtigen. Wieder ringt er sich durch und nun geht's hinauf zur Höhe des freien Schaffens. Hier muß die Luft doch rein sein. Hat schon je einer, der von klarem Gletscherfirn hinausschaute in die Lande, Rabengekrächz gehört? Sieht man von

steiler Turmspitze das kriechende Gezücht am Boden? — Aber o weh! Dasselbe klägliche Gezeter, dasselbe heisere Belfern, das ihn unten umtobte, quält diesen Helden von Richard Strauß auch hier auf der Höhe, verleidet ihm die Arbeit, verbittert ihm das Leben. Was Wunder, daß dieser Held mit Verzichten endet. Tod statt Leben; und noch das Sterben wird ihm durch die hündische Meute schwer gemacht.

Ist das noch Heldenleben?! Gewiß, es ist nicht der Erfolg, der den Helden macht. Aber die Stärke, die Kraft, die Fähigkeit im Großen zu beharren. Dem Helden in der Tondichtung von Richard Strauß ist diese Freude des Besitzes der Höhe versagt. Warum? Weil er sich vom Alltag nicht wirklich freimachen kann; weil er die Mühe und Arbeit nicht vergessen kann, die es ihn kostete, zur Höhe zu gelangen; weil er sich um Nichtigkeiten kümmert, wo ihn nur das Große angeht; weil sein Auge am Vergänglichsten klebt, wo es in die Ewigkeit zu schauen gilt.

Wie anders Beethoven! Ich glaube, die große F-moll-Sonate, die „Appassionata" ist der einzige Fall in Beethovens Gesamtwerk, wo der wilde Kampf nicht zu jener Vollkommenheit des Sieges gelangt, daß die Freude an ihm auflebt. Vielleicht war es damals, im Sommer 1806, auf des befreundeten Grafen Brunswick Gute, wo diese Sonate entstand, Beethoven klar geworden, daß für die Verbindung mit der ihm heimlich verlobten Schwester des Grafen noch auf Jahre hinaus nur an Kampf zu denken sei und nicht an Frieden. So klingt's ja noch am Ende des langen Werkes wie neue Kampfandrohung. Dieser Ringer wird nicht müde, und darum wird er siegen.

Die Beziehung dieser Sonate auf die „unsterbliche Geliebte" ist willkürlich, und ich vermag sie durch genaue biographische Nachweise nicht zu stützen. Ich lege auch nicht viel Gewicht darauf. Es ist das Merkwürdige bei Beethoven, daß sicher in allem, was er schuf, persönliches Erleben steckt, daß dieses aber von allem Zufälligen, das Erlebnis an den Tag Knüpfenden so befreit ist, daß der Einzelfall zu typischer Bedeutung gesteigert wird, daß aus dem Tageserlebnis nur das dauernd Wertvolle herausgelöst und kristallisiert wird. So waltet hier dieselbe wunderbare, weltumfassende Schöpferkraft, wie im Volkslied, im Märchen, im Mythos.

Vor dem blauen Himmel wandert das Wolkenheer; durch düsteres Gewölk blitzt der Sonne Feuerstrahl. Im blauen Mantel fliegt der Gott über seine Welt; ein Auge nur hat Wotan, mit dem schaut er durch die düsterste Finsternis. Einer war's, dem diese Naturbilder also erschienen; einer sprach es aus: eine Welt sieht nachher, wie er gesehen; unzählige Geschlechter glauben daran.

Von gleicher Kraft ist große Kunst. Einem ward es gegeben, zu sagen, was er leidet, wessen er sich freut. Er sagt es so, daß Unzählige nach ihm in seinen Worten ihr tiefstes Erleben verkündet finden. Die Goethephilologie hat Bände darüber angehäuft, hat mit unsagbarer Mühe Tag und Stunde und alle Umstände festgelegt, unter denen eines der Lieder des

Herrlichen entstanden ist. Wird ein einziges der Gedichte dadurch reicher, schöner, wahrer? Ach nein! Er sagte selbst: ein Gott gab ihm die Kraft, sein Erleben zu künden. Ewigkeitskräfte, losgelöst von Zeit und Ort, waren dazu tätig. Ihr wollt das holde Rätsel lösen und habt nur die Worte gesehen, den Sinn nicht erkannt.

Bei Beethoven ist alle philologische Untersuchungsweise für das tiefere Verständnis seiner Persönlichkeit noch viel unfruchtbarer. Man hat gelehrte Untersuchungen angestellt über Beethovens Brillen, seine Krankheiten; streitet bei dem Rastlosen über Wohnungsfragen u. dgl.; Thayer macht weitgehende Untersuchungen, ob für uns Heutige belanglose Angaben in den Briefen objektiv wahr sind, während es doch nur darauf ankommt, daß Beethoven subjektiv daran glaubte. Das nennt man dann großartig Beethovenforschung. Solch gelehrter, peinlicher, sicherlich ungemein pflichttreuer Forscher, wie Thayer, ist im Grunde seines Herzens — er kann es kaum verbergen — empört über den Menschen Beethoven, der sich eigentlich nie und nirgends so benimmt, wie Thayer es erwarten zu können glaubt. Überhaupt dieser Mensch Beethoven! Man muß — ich meine natürlich Thayer und seine Freunde — sich immer wieder vergegenwärtigen, daß man doch auch selber nicht ganz frei ist von Schwächen, um nicht sehr oft zu einer Verurteilung des Menschen Beethoven zu kommen. Ich rechte nicht mit Thayer, dem niemand ehrliche Forschung und Überzeugungstreue absprechen wird. Aber es ist Pflicht, feierlich Einspruch dagegen zu erheben, daß in Deutschland ein von solchem Geiste erfülltes Buch die beste Beethovenbiographie genannt wird. Ich verzichte auf diese ganze Zettelweisheit. Die Werke des Künstlers muß man kennen und in ihnen leben. Wenn Thayer aber diese Bedingung erfüllte, so frage ich mich umsonst, wie es möglich war, daß er nicht als das Hauptproblem seines Buches erkannte: Wie kommt es, daß dieser Mensch Beethoven in seinen Werken einen solch ungeheuren menschlichen Gehalt niederlegen konnte, daß die ganze Menschheit in ihm ihr größtes Erleben wiederfindet?

Um diese Frage kommt ein wirklich wahrhafter und unbefangener Forscher nicht herum. Die ehrliche Antwort aber hätte dann für Thayer lauten müssen: So habe ich also den Menschen Beethoven noch nicht erkannt; was ich dafür hielt, ist nicht er, sondern sein Kleid, sein äußeres Gehaben, seine Erscheinung.

Die wichtigste Vorbedingung für das wahre Verständnis der Gesamtpersönlichkeit Beethovens ist die Erkenntnis, daß zwischen seinem in die Erscheinung tretenden äußeren und seinem künstlerischen Leben nirgends eine Gleichmäßigkeit, sondern stets ein Gegensatz, genauer ein Kampf besteht. Darin liegt das Geheimnis jener unvergleichlichen emportragenden Kraft der Werke Beethovens, daß sie nicht nur den Kampf des Helden zur Höhe hinauf schildern, sondern daß die Vorbedingungen ihres Daseins selber erst durch einen Kampf ermöglicht wurden. Beethoven hat den ungeheuersten Heldenkampf mit dem wirklichen Leben geführt, um überhaupt

sein künstlerisches Leben ausleben zu können. Man übersieht das zu sehr, faßt manches wohl gar scherzhaft auf, was tragisch ist. Wahrscheinlich, weil er in seinen Werken nichts davon sagt. Aber gerade hierin liegt ja das ungeheure Heldentum.

Ich muß nun nochmals auf Richard Strauß hinweisen. Fehlten uns für den neueren Symphoniker alle Dokumente seines äußeren Lebens, so müßte einer, der sich ausschließlich an seine Werke hält, sich sagen: Das Leben dieses Mannes muß angefüllt gewesen sein mit Kampf und Streit gegen Widerwärtigkeiten. Offenbar hat ihn die ganze Welt verlacht, verhöhnt. Seine Lebensverhältnisse waren so bitter, daß er kaum zu freiem Schaffen gelangte u. dgl. m. Bekanntlich ist das Gegenteil der Fall. Natürlich ist auch Straußens Kunst bekämpft worden. Aber er ist außergewöhnlich früh durchgedrungen; seinen Werken leiht die Welt willig das Ohr, und es ist eher der Überfluß an Weihrauch, der ihm Beschwerden verursachen kann. Was nun gar die äußeren Lebensbedingungen betrifft, so hat die ganze Kunstgeschichte sicher nur von ganz wenigen Künstlern ähnlich günstige zu berichten.

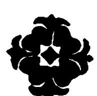
Sucht man dagegen aus Beethovens Werken auf das Leben des Künstlers zu schließen, so erkennt man ja gewiß auch hier, daß es ein Leben voll Kampf gewesen sein muß, ein Leben, das ungeheure Kräfte bis aufs äußerste anspannte. Aber alles Triviale und Kleinliche ist ausgeschaltet. Was der Tag gebiert, der Tag verzehrt, davon ist keine Rede. Diese Kämpfe gehen um die heiligen, die ewigen Güter der Menschheit. Sie verlohnen das Kämpfen. Es stehen Riesenwerte auf dem Spiel. Um so herrlicher ist der Sieg. Hat je einer jauchzender und heiliger zugleich gejubelt, als Beethoven, da er seine letzte Sinfonie in die liebetrunkenen Worte des Dichters ausklingen ließ: „Freude, schöner Götterfunken!" Sehn wir nun dagegen das wirkliche Leben dieses Mannes an, der sein Herz so reich erhielt, daß er am Lebensabend noch die Millionen zu umschlingen strebte, seinen Kuß der ganzen Welt bot. Es ist ein Leben voller Mühen, steter Quälereien und tiefer Leiden. Aus armem Geschlecht, zerrütteter Familie, früh mit materiellen Sorgen beladen, die er sein Lebtag nicht los wird, sein Leben lang kränklich. Sein liebevolles, liebebedürftiges Herz findet nur Enttäuschungen; seine Güte wird tausendfach mißbraucht; dem praktischen Leben gegenüber ist er so hilflos, daß es ihn überall verletzt. In körperlicher Hinsicht war ihm das Schwerste nicht erspart geblieben: er verlor das Gehör und damit den Sinn, der für die Erfüllung seines Berufes unentbehrlich schien.

O, dieser Künstler hat am Leben gelitten wie nur wenige. Jeder Tag warf ihm neue Hemmungen in den Weg. Jede Stunde brachte ihm Plackerei. Es war, als ob sich alle Mächte verschworen hätten, den Himmelstrebenden in Trivialität, im gewöhnlichsten Erdendreck festzuhalten.

Erfahret ihr etwas von alledem in seinen Werken? Nein! Leset das Heiligenstädter Testament, wie dieser Mann vor Weh stöhnt wie ein wundes

Tier. Danach ging er hin und schuf die zweite Sinfonie. Hat ein Vaterherz mehr gelitten als das Beethovens um den an Sohnes Statt aufgenommenen Neffen! Aber wenn er schon im Leben sich immer wieder zur Liebe und Güte durchrang und alles Leid verwürgte, seine Kunst durfte ihm von alledem nicht verunreinigt werden. Nur daß er daraus lernte, das Leid tiefer zu schildern, die Überwindung des Leides darum noch ergreifender zu verkünden, zu einer noch reineren, noch heiligeren Freude zu gelangen ... Wer weiß, wie es gerade die kleinen Plackereien des Alltags, die Nadelstiche des Lebens sind, die das so reizbare Nervensystem einer Künstlernatur quälen und martern, dem vergeht die Komik in Beethovens, des Hilflosen, Einsamen, ewiger Dienstbotennot. Aber zum Jauchzen schön ist es, wie er sich gegen diese Lebensplage wehrt. Dem Mann der Ordnung mag es höchst peinlich sein, berichten zu müssen, daß Beethoven eigenhändig seiner Haushälterin einen Pack Bücher oder einen Sessel anwirft. Ich für meine Person gestehe, daß mir vom künstlerischen Standpunkt aus diese Lösung viel harmonischer erscheint als einige Partiturseiten voller Disharmonien.

Diesen ganzen, für die Erkenntnis des herrlichen Heldentums Beethovens überaus wichtigen Kampf des Künstlers mit dem äußeren Leben um seine Kunst lernen wir am besten und unverfälscht kennen aus Beethovens Briefen. Es braucht danach nicht mehr gesagt zu werden, daß ich im Gegensatze zu Thayer diese Briefe für ungewöhnlich wertvoll, ja für die Erkenntnis Beethovens unentbehrlich halte. Diese Überzeugung war es auch, die den Herausgeber der „Bücher der Weisheit und Schönheit" veranlaßte, schon in der ersten Jahresserie „Beethovens Briefen" einen Band einzuräumen. Ich meine, jeder Musikfreund müßte um so eher zu dem Bande greifen, als es bis jetzt überhaupt keine allgemeine und übersichtliche Sammlung der Briefe gab. Nun liegt in einem Bande alles von den Briefen vor, was zur Kenntnis des Menschen und damit auch des Künstlers Beethoven beitragen kann. Möge die Sammlung denn auch in dem beabsichtigten Geiste wirken und in immer weiteren Kreisen die Überzeugung verbreiten, daß Beethoven nicht nur einer der größten Künstler, sondern auch einer der herrlichsten Menschen aller Zeiten gewesen ist.



Neue Opern

Hans Sommer: „Rübezahl und der Sackpfeifer von Neisse"; Dichtung von Eberhard König.

An der Berliner Königlichen Oper hat der greise Hans Sommer mit seinem letzten Musikdrama eine ehrenvolle Aufnahme — oder soll ich sagen eine ehrenvolle Ablehnung — erfahren. Es trifft nämlich beides zu, je nachdem man mit dem Begriff des Erfolgs eines Kunstwerks die Nachhaltigkeit dieses

Erfolgs verbindet. Das Premierenpublikum unseres Opernhauses lehnt eigentlich niemals ein Werk völlig ab. Selbst bei dem entsetzlichen Machwerk „Der Wald" von der Amerikanerin Smith konnte der Vorhang zum Schluß mehrere Male in die Höhe gehen. Vielleicht daß man bei einer Oper doch zu sehr das Gefühl einer gewaltigen Arbeitsleistung hat, als daß man nun so grausam sein Mißfallen äußern könnte. Der eigentliche Grund aber liegt ja allerdings in der völligen Urteilslosigkeit der breiteren Kreise gegenüber der Musik. Bei einem solchen Werke, wie dem „Rübezahl" Hans Sommers, fühlt sich freilich auch der erfahrene Kritiker in großer Verlegenheit. Hohes Streben, ein bedeutendes Können, ganz beträchtliches künstlerisches Vermögen, eine Fülle von Schönheiten im einzelnen und schließlich auch eine alle Vorzüge ins Licht stellende Aufführung erzeugen eine so achtungsvolle Stimmung, daß man gar nicht zu wissen brauchte, daß hier ein dem Greisenalter nahestehender Musiker die Hoffnung seines Lebens darbietet, um jegliches Zeichen von Ablehnung zu vermeiden, um sogar das persönliche Wohlwollen auf das Urteil einwirken zu lassen. –

So würde ich denn auch vorziehen, da ich einmal in dieser ehrenvollen Aufnahme im Grunde eine ehrenvolle Ablehnung erblicke, an dieser Stelle nichts über das Werk zu sagen, wenn es nicht einen Typus darstellte, und zwar beim Komponisten wie beim Textdichter.

Die Dichtung Eberhard Königs ist vielfach gerühmt worden. Wenn man die landläufigen Opernbücher als dramatische Dichtungen beurteilt und sie dann als Maßstab nimmt, so ist Königs Buch ein Meisterwerk. Um es also recht roh auszudrücken, sei zugegeben, daß die — Dichtung Eberhard Königs für eine Operndichtung völlig ausreichende dichterische Werte hat. Leider aber gar keine musikalischen. Obwohl ich Eberhard Königs Namen schon wiederholt in Verbindung mit musikalischen Stoffen begegnet bin (z. B. Richard Strauß „Heldenleben"), scheint er doch eine durchaus unmusikalische Natur zu sein. Die Sprache ist völlig unmusikalisch, für die Vertonung widerhaarig; sie wechselt plötzlich zwischen idealer und recht derber, abgerissener Ausdrucksweise. Ziemlich viel spielt Ironie hinein. Der Dichter wird sich da auf die charakteristische Wahrheit berufen, und er hat für die Dichtung Recht, muß aber bedenken, daß der Musik dieser kurzatmige Wechsel nicht möglich ist. Dann aber hat die Dichtung den ungeheuren Fehler, daß der Dichter nicht recht weiß, ob er ein Lustspiel oder ein Trauerspiel schreiben will.

Immer wieder erfahren wir, wie wunderbar Wagners Begabung der Verschmelzung verschiedener Sagenstoffe, ihrer Vereinigung zu einem höheren Gesamtbilde war. König fand in Apel und Launs „Gespensterbuch" die Geschichte eines Spielmanns, der vom ungerechten Richter zu Tode gebracht, unter der Erde im Grabe noch immer weiter spielt. Das Motiv, daß ein Instrument die Wirkung hat, daß alle nach ihm tanzen müssen, ist allgemein verbreitet, König hat es, wenn auch nicht aus ganz Eigenem, dahin vertieft, daß die echten Wahrheitsmenschen nicht dem Zauber erliegen. Es war nun ein außerordentlich glücklicher Einfall, in diesem Sackpfeifer eine Verkörperung Rübezahls zu sehen. Dadurch wird eine leichte Sage aus der örtlichen Bedeutung zu einer in die tiefsten Tiefen des Volksempfindens hineinreichenden Mythe verstärkt. Rübezahls Gestalt ist zweifellos das Gewaltigste und Urwüchsigste, was die deutsche Volksphantasie in der nachmythologischen Zeit geschaffen hat, und es ist sehr bedauerlich, daß diese von groteskem und tief

innerlichem Humor erfüllte Gestalt nur durch die etwas seichten Erzählungen des Musäus in unserem Literaturbewußtsein lebt. Gerade das Musikdrama wäre berufen, hier eine Verlebendigung zu schaffen. Leider fehlt aber Eberhard König der dazu nötige innere Humor. Wenn die Menschlein wichtig nehmen, was der Augenblick bringt, wenn sie in der engen Begrenztheit ihres beschränkten Seins sich für Dinge ereifern und die Köpfe blutig schlagen, die irgendwelcher tieferen Teilnahme nicht wert sind, so liegt gerade für den über die Grenzen der Menschheit hinausgerückten Berggeist in diesem Mißverhältnis zwischen Gehaben und Geschehen der innerste Grund zum Humor. Einen Augenblick sieht's auch so aus, als habe dieser Rübezahl im Sackpfeifergewand diese Weltauffassung sich gerettet, aber nachher macht er dort, wo eigentlich der Humor beginnen müßte, bitteren Ernst, und die Sache wäre eine Tragödie, wäre es nicht der Leichnam eines schlimmen Theaterbösewichts, der auf der Bühne liegen bleibt. Dieser Bösewicht, Herr Buko, ist Stadtvogt von Neisse. Man sagt uns, daß er die Bürger hart bedrücke, das heißt, die Bürger sagen es, und deshalb wollen sie einen Aufstand wider ihn machen. Der junge Maler Wido tritt an ihre Spitze. Erst rät ihm die von ihm geliebte Gertrud, das Pflegekind des Stadtvogts, ab. Er solle sich doch nur um seine Kunst kümmern, alles andere gehe ihn nichts an. Es scheint, daß auch Eberhard König der Meinung ist, ein solcher Abschluß von aller Öffentlichkeit sei wirklich die Aufgabe des Künstlers, denn auch Rübezahl in des Sackpfeifers Gestalt gibt nachher dem Maler denselben Rat. Warum? Ist nicht auch der Künstler vor allem Mensch, vor allem Mann? Soll es ihm gleichgültig sein, wie es um die wichtigsten Lebensbedingungen seines Volkes steht, wenn er nur dabei ungehindert schaffen kann? Ja, wenn der Volkshaufen im Unrecht wäre, wenn er nicht blos feig wäre, wie das seit alten Zeiten Pöbelsrecht ist, sondern wenn er sich bei seinem Aufstand wider Buko gegen etwas Gutes und wirklich Starkes wendete, das er nur in seiner Kurzsichtigkeit als Tyrannei empfindet. Aber das ist nicht der Fall. Eberhard König weiß eben nicht, was er machen soll. Eigentlich ist das Volk von Neisse in seinem Aufstand wider den Tyrannen vollständig im Recht, aber der Dichter haßt dieses Volk ebenso wie der Landvogt und verachtet es, darum wird es auch verächtlich behandelt. Der Aufstand mißlingt, weil der Sackpfeifer im entscheidenden Augenblick seine Pfeife ansetzt und so den Sturm gegen das Schloß in ein allgemeines Tänzlein wandelt. Nur für Wido war das Erlebnis ernster, denn er hat der geliebten Gertrud das Leben gerettet, und dadurch fühlt sie sich ihm auf ewig verbunden. Noch freut man sich dieser Entwicklung, bis zu dieser Stelle wenigstens, im großen und ganzen, und die Freude erhöht sich, als der Landvogt Buko mit dem Sackpfeifer zusammentrifft, der ihm so prächtig geholfen hat; denn dieser Sackpfeifer wird dem tyrannischen Herrn gegenüber sehr offen und sehr grob. Die ganze Tyrannennatur Bukos bäumt sich auf, schließlich läßt er den Sackpfeifer in den Turm werfen, und der Diener bringt ihm alsbald die Mitteilung, daß er dort plötzlich gestorben sei. Als er abgeführt wird, ruft der Sackpfeifer: „Jetzt geht der Spaß erst recht los!“ Ein grobes Mißverständnis Rübezahls. Denn dieser Spaß ist bitterer Ernst: schauerliche Kirchhofsszenen, Heraussteigen der Toten aus ihren Gräbern und schließlich Totschlag des Landvogts durch die Erscheinung Rübezahls, der die bis dahin wie wild gehetzten Liebenden Gertrud und Wido vereinigt, bei bengalischer Beleuchtung natürlich. Also dieser großartige Sackpfeifer, der durch eine kleine

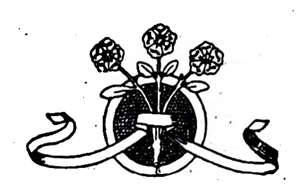
Melodie einen rasenden Pöbelhaufen tanzen machen kann, hat kein besseres Mittel, einen borstigen Landvogt, dem der Dichter dabei noch ein recht weiches Herz gegeben hat, zur Vernunft zu bringen, als die schauerlichsten Hilfsmittel des Geisterspuks. Es scheint, daß, während früher die Oper in jedem Falle gut endigen mußte, jetzt auf jeden Fall ein tragischer Einschlag erreicht werden müsse. Im vorliegenden Falle ist es sehr schade, daß dem Poeten dort der Humor ausging, wo er sich überhaupt erst recht entfalten konnte; denn das Verkennen der Aufgabe des Künstlers dem Leben gegenüber bei Wido könnte man noch hinnehmen, wenn nur der Schluß nicht so völlig verunglückt wäre. Das Seltsamste dabei ist, daß in einem humoristischen Schlußakt der Komponist sicher sein Bestes hätte geben können, daß also zwei Künstler, die auf völliges Ineinanderarbeiten bedacht sein müssen, sich eigentlich entgegenarbeiten; denn gerade dieser feierlichen Tragik gegenüber versagt Sommer, der eine köstliche Sackpfeifermelodie erfunden hat, vollkommen.

Im übrigen leidet Sommer am mißverstandenen Wagnerstil, den auch er bloß musikalisch versteht, nicht als harmonisches Verhältnis zwischen Text und Musik. So wird Neisse zu Walhall, schlesische Bauern gebärden sich wie altgermanische Helden, und um ein kleines Menschenschicksal werden dieselben Ausdrucksmittel aufgeboten, wie um die tiefgründigsten Weltbestandsprobleme. Dieser Mangel an echtem Stilgefühl wird dem Werk die dauernde Wirkung unmöglich machen. Sommers „Rübezahl" ist ein Opfer mehr der falschen Wagnernachahmung, wo nur die echte Wagnernachfolge im Geiste unserem Musikdrama förderlich sein kann.



Zu unseren Kunstbeilagen

Die Kunstblätter des heutigen Heftes — die für sich selbst sprechende „Mondlandschaft" des baltischen Malers Krüger ausgenommen — stammen von Künstlern, die der bereits im letzten Hefte erwähnten Gruppe der Vertreter des französischen „paysage intime" angehörten. Wir werden im Augustheft die Reihe fortsetzen und dann im Zusammenhang auf diese vornehme und gemütvolle Kunst zu sprechen kommen.



Briefe

M. S., M. i. W. — E. K., G.-L. — A. B., K. (P.) — G. Sch., H. — K. B., Th. b. W. — Elv. M., H. i. W. — M. K., H. — R. F., G. (Ckt. M.). — W. Sch., H. a. S. — J. L. B., H. v. d. H. — F. G., T. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

B. A. 600. Von den Gedichten kommen „Idyll“ und „Alter Hausrat“ für uns in Betracht. Endgültige Entscheidung später.

Dr. S., W. b. H. Verbindl. Dank für den frdl. Hinweis.

H. D., K. Nachträglich noch herzlichen Dank für die frdl. Sendung und einen Gruß aus der deutschen Heimat in die Ferne.

Past. M., St. B. — J. Sch., K., P. E.-K. (B.) Besten Dank für die frdl. Mitteilung, daß die Seite 384 zitierte Broschüre bereits 1881 erschienen ist. Daß inzwischen vieles auf dem Gebiete des Religionsunterrichts besser geworden, soll natürlich ohne weiteres zugegeben werden, und wenn Sie schreiben, daß gerade bei Ihnen in Baden von Geistlichen und Laien, wie von der obersten Kirchenbehörde an einer Reform des Religionsunterrichts mehr als in irgend einem andern Lande gearbeitet wird, so sei das hier gern zur Kenntnis gebracht. Verbindl. Gruß!

M. N. P. Talent ist nicht zu verkennen. Vielleicht senden Sie gelegentlich anderes.

R. G., C. Mit Dank in der Off. Halle verwandt.

W. D., H. i. W. — E. R., B. Verbindl. Dank für die Zeitungsausschnitte, die gelegentlich Verwendung finden werden.

O. M. St., B. Etwas von der Böcklinschen Stimmung ist in dem Gedicht wohl enthalten, aber den Eindruck, daß es mehr Kommentar zu dem Bilde, als selbständiges poetisches Nachschaffen seines Ideengehalts, wird man doch noch nicht recht los.

L. Sch., E. Ob Wundts oder Paulsens Ethik für Sie empfehlenswerter seien, ist schwer zu sagen. Wundts systematisches Werk ist wissenschaftlicher, schwerfälliger und setzt mehr Kenntnisse voraus, als das gemeinverständlichere Werk von Paulsen, das jedermann mit ebenso reicher Belehrung wie Genuß lesen wird. Wenn also dem Nichtfachmann eher zu Paulsen zu raten ist, so soll damit jedoch nicht gesagt sein, daß es inhaltlich einen Vorzug vor Wundt verdiene, oder daß allen seinen Prinzipien oder allen Folgerungen daraus soll zugestimmt werden. Man darf nur sagen: Paulsen kann aufmerksam gelesen, Wundt muß anhaltend studiert werden, wenn man aus einem von beiden einen Nutzen ziehen will. Freundl. Gruß!

Fr. R., C. Im Hinblick auf Ihre letzte freundl. Zuschrift möchten wir Sie auf das Tagebuch des vorliegenden Heftes besonders aufmerksam machen. Verbindl. Gruß!

N. N. Zwischen der Tätigkeit eines Gefängnisbeamten und eines Henkers ist denn doch noch ein gewaltiger Unterschied, selbst wenn Sie meinen, daß auch das „ein niederträchtiges Amt“ sei, „jemand auf Jahre, ja Jahrzehnte gefangen zu halten und ihn der seelischen Tortur auszusetzen, die das Gefängnisdasein mit sich bringt“. Ohne Ihnen widerspruchslos zustimmen zu wollen, ist das, was Sie, als Anstaltsgeistlicher, zur Begründung Ihrer Ansicht schreiben, so interessant, daß es hier wiedergegeben sei: „Mit dem Leiden während der Gefangenschaft ist's ja nicht abgetan. Eine kurze Strafzeit übersteht einer, der genug innere Kraft mitbringt und dessen sonstige Verhältnisse sich mit der Strafhaft vertragen, ohne viel Schaden, aber eine längere Strafzeit bedeutet immer eine Vernichtung von Persönlichkeit und Glücksmöglichkeit. Eine Gefängnisstrafe ist eine Vernichtung von Lebenswerten, und der sie vollzieht oder vollziehen hilft, ist darum auch eine Art Mörder. Man hat ja das Amt eines Gefängnisbeamten mit einem Nimbus zu umgeben versucht. Man hat das Gefängnis unter den Begriff der heilsamen väterlichen Zucht gestellt und sieht die Beamten als Wohltäter an, aber das ist eitel Mache. Es mag ja mancher Gefangene eine heilsame Lehre oder Erkenntnis oder sonst einen inneren Gewinn davontragen, doch führt solches meist auf diejenigen Beamten zurück, die nichts mit dem Strafvollzug zu tun haben, sondern mit der Heilung der Wunden sich abmühen, welche die Bestrafung geschlagen hat und schlägt, den Geistlichen und den Lehrer. Und dann weist die Abrechnung in Summa doch auf der Seite der Schädigungen durch die Strafhaft, und ist dieselbe auch noch so sorgfältig und human, ein so bedeutendes Plus auf, daß dies Amt sicher nicht zu denen gehört, die beglücken. Aber doch, wird man sagen, die Gesellschaft dadurch, daß es ihre Störenfriede — nun was? — bessert? — stimmt nicht — verwahrt — stimmt nicht — denn nach einiger Zeit werden sie sittlich geschwächter und rabiater auf sie losgelassen. — Also was? Es bleibt den Gefängnisbeamten wahrlich nichts anderes übrig, als sich militärisch zu trösten: Der König will es; ich tue meine Pflicht. Alle weiteren Gedanken muß er aus dem Felde schlagen, und blutet sein Herz in Mitleid mit seinen armen Opfern, dann: ‚Schweig still, mein

Herz. Ich kann nicht anders; ich lebe davon, daß andere leiden, und ich habe auch Hunger und Frau und Kinder.' Zum wenigsten ist ein solch Amt ein schweres Amt, das eine Verleugnung des Besten, was man in sich trägt, erfordert. Erziehlich und erhebend wirkt es nicht, aber mit der Zeit fügt sich der Gefängnisbeamte ebenso in sein Los wie der Gefangene, doch beide nicht zu ihrem Nutzen."

A. P., D. Für Übersendung des Aufsatzes in der Deutschen Juristenzeitung wären wir Ihnen dankbar. — Sie schreiben zwar, daß Sie, „obwohl (oder vielmehr gerade weil) selbst Jurist, von der Besserungsbedürftigkeit unserer Bureaukratie sehr überzeugt" seien, reden dem korrekten Formalismus der Menzelschen Nachlaßrichter das Wort: „Wenn die amtlichen Verordnungen — und zwar mit gutem Grund — bestimmen, daß kein Testament ohne Todesurkunde eröffnet werden darf, so ist der Richter eben daran gebunden und darf nicht zugunsten irgend jemands sich über diese Vorschrift hinaussetzen, nicht einmal, wenn er auf Grund persönlicher Wahrnehmung von einem Todesfall Kenntnis hätte. In diesem Fall um so weniger, als es den Erben doch wohl nicht schwer geworden sein dürfte, sich eine Urkunde zu verschaffen. Das Bestehen einer solchen imperativen Vorschrift bildet eine Garantie für die Rechtssicherheit, die doch wohl nicht gering anzuschlagen ist und der gegenüber die Unmöglichkeit zu individualisieren überhaupt nicht ins Gewicht fällt. Das mag ja manchmal zu Seltsamkeiten führen, aber wenn es einem Richter gestattet sein sollte, jedesmal da, wo er es nach seinem Ermessen für unbedenklich hält, zwingende Vorschriften außer acht zu lassen, so wäre das der beste Weg zur Wiedereinführung der Kabinettsjustiz und ähnlicher Zustände, vor denen uns der Himmel bewahren möge. Wer einen Blick für solche Konsequenzen hat, dem wird es einleuchten, daß es sich hier keineswegs um Minima handelt, um die sich der Prätor nicht zu kümmern braucht. Wer eine Zeitlang in Italien herumgereist ist, wo man niemals sicher sein kann, ob man sein Gepäck, das man bei der Eisenbahn aufgegeben hat, auch wiedersieht, der wird die Bureaukratie unsrer Behörden beinahe als etwas Segensreiches demgegenüber empfinden." Danach käme es nicht so sehr darauf an, die Bureaukratie nach Möglichkeit einzuschränken, als sie gerade noch recht auszubauen, also noch bureaukratischer zu machen. Sollte wirklich alles Heil einzig und allein von amtlichen Verordnungen, zwingenden Vorschriften und Paragraphen kommen, hunderttausend, Millionen Paragraphen? — Freundl. Gruß!

Dr. H. A., S.-B. Zu dem Zitat des „Vorwärts" aus der Festrede des Berliner Professors Erich Schmidt hatten wir ja ausdrücklich bemerkt: „Vorbehaltlich, daß er sie richtig mitteilt." Um so lieber geben wir wieder, was Sie als kritischer Teilnehmer an den Berliner Schillerfeiern und nicht einmal „unbedingter Schillerverehrer" uns darüber mitteilen: „Ich habe die Rede mit angehört und kann danach nur das eine bemerken, daß sie ‚byzantinisch' nirgends war; sie sprach offen und frei über Schiller; ob sie hie und da noch freier hätte herausgehen können, war eine andere Frage. Jenes Vorwärtszitat beruht sicher auf einem Mißverständnis. Es ist ja ein ähnliches Wort gefallen, aber doch nur in dem Zusammenhang: Schiller in Berlin kurz vor seinem Tode, das ist von besonderer Wichtigkeit gerade für die Berliner Feier, man sucht ihn in jeder Weise festzuhalten, auch der preußische Hof bemüht sich darum, Königin Luise und die Prinzen werden erwähnt: ein Ausblick wird eröffnet, in welcher Stellung Schiller hätte bleiben können. Ich bedauere, daß mir die Rede, die in mehr als einer Hinsicht Interessantes bot, nicht gedruckt vorliegt, das würde entscheiden lassen, ob der Ausfall des Vorwärts Berechtigung hat: so lange bleibt das alles subjektiv. Ich habe die Rede angehört von vornherein mit der Absicht zu kritisieren, habe aber gerade an der Stelle nichts Störendes empfunden." — Ebensogern sei wiedergegeben, was Sie berichtigend zu Seite 392 mitteilen, daß K. Burdach in der Philharmonie sprach, auf dem Gendarmenmarkt Bürgermeister Dr. Reicke, und daß die zitierten Verse nicht von jenen beiden gesprochen wurden, sondern den Anfang eines von Ludwig Fulda gedichteten und gesprochenen Prologs zur Feier in der Philharmonie bilden. „Die Rede Burdachs hielt sich völlig fern von solchen Übertreibungen; da sie übrigens gerade jetzt im Weidmannschen Verlag (Berlin) erschienen ist, ist sie auch der allgemeinen Kritik zugänglich." Verbindl. Dank und Gruß!

Berichtigung. Durch ein Versehen sind leider von dem Gedicht „Venezia" von Adolf Stern (Juniheft, S. 406) die zwei Schlußstrophen ausgefallen. Sie lauten:

> Und lange prüft sie jeden Schmerzenszug,
> Und bange fragt sie, ob noch Reiz genug?
>
> Und dunkel träumt sie, daß ein Tag wohl kommt,
> An dem die Zaubergabe nicht mehr frommt.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen) ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart





Zwei Volkslieder.

Gedichtet von Ludwig Uhland, komponiert von Karl Loewe.



Tempo giusto. Op. 1. № 2.

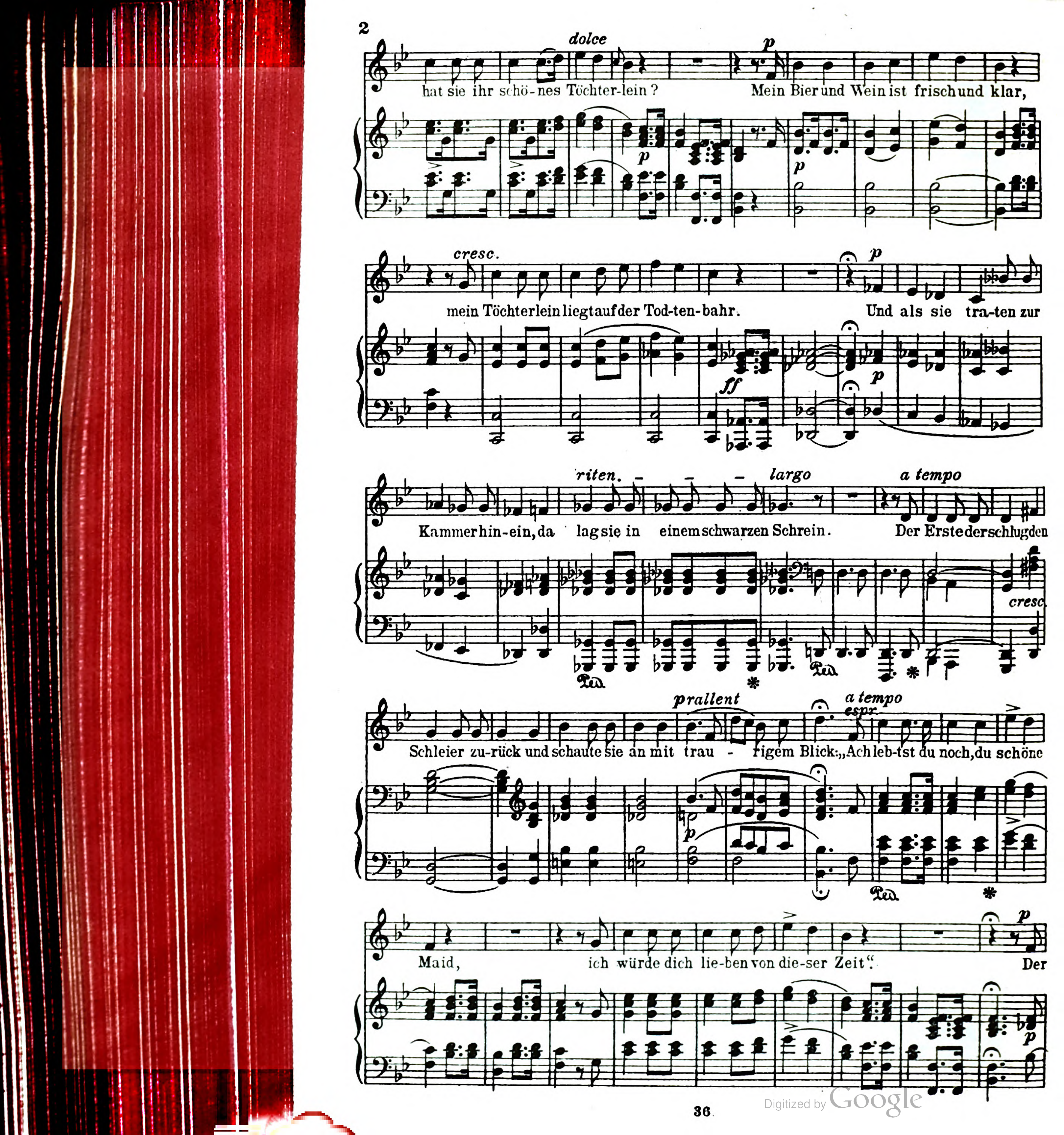
Pianoforte.

mf *p* *mf*

Es zo - gen drei Burschen wohl ü - ber den Rhein, bei ei - ner Frau Wir - thin da kehrten sie ein.

p

Frau Wir - thin hat sie gut Bier und Wein? Wo


2
dolce
p
hat sie ihr schö-nes Töchter-lein? Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
cresc.
mein Töchterlein liegt auf der Tod-ten-bahr. Und als sie tra-ten zur
ff
riten.
largo
a tempo
Kammer hin-ein, da lag sie in einem schwarzen Schrein. Der Erste der schlug den
cresc.
prallent
a tempo
espr.
Schleier zu-rück und schaute sie an mit trau - rigem Blick: „Ach leb-tst du noch, du schöne
Maid, ich würde dich lie-ben von die-ser Zeit". Der
36
Digitized by Google



rall.

Zweite der deckte den Schlei-er zu und kehr-te sich ab und wein - te da - zu:

rall.

f espress. rit.

„Ach dass du liegst auf der Todten-bahr, ich hab' dich ge-lie-bet so manches

f p f p

Ped.

cresc. f rall.

Jahr!“ Der Drit-te der hob ihn wie-der so-gleich und küss-te sie auf den Mund

cresc. f p

pp f molto espressivo f

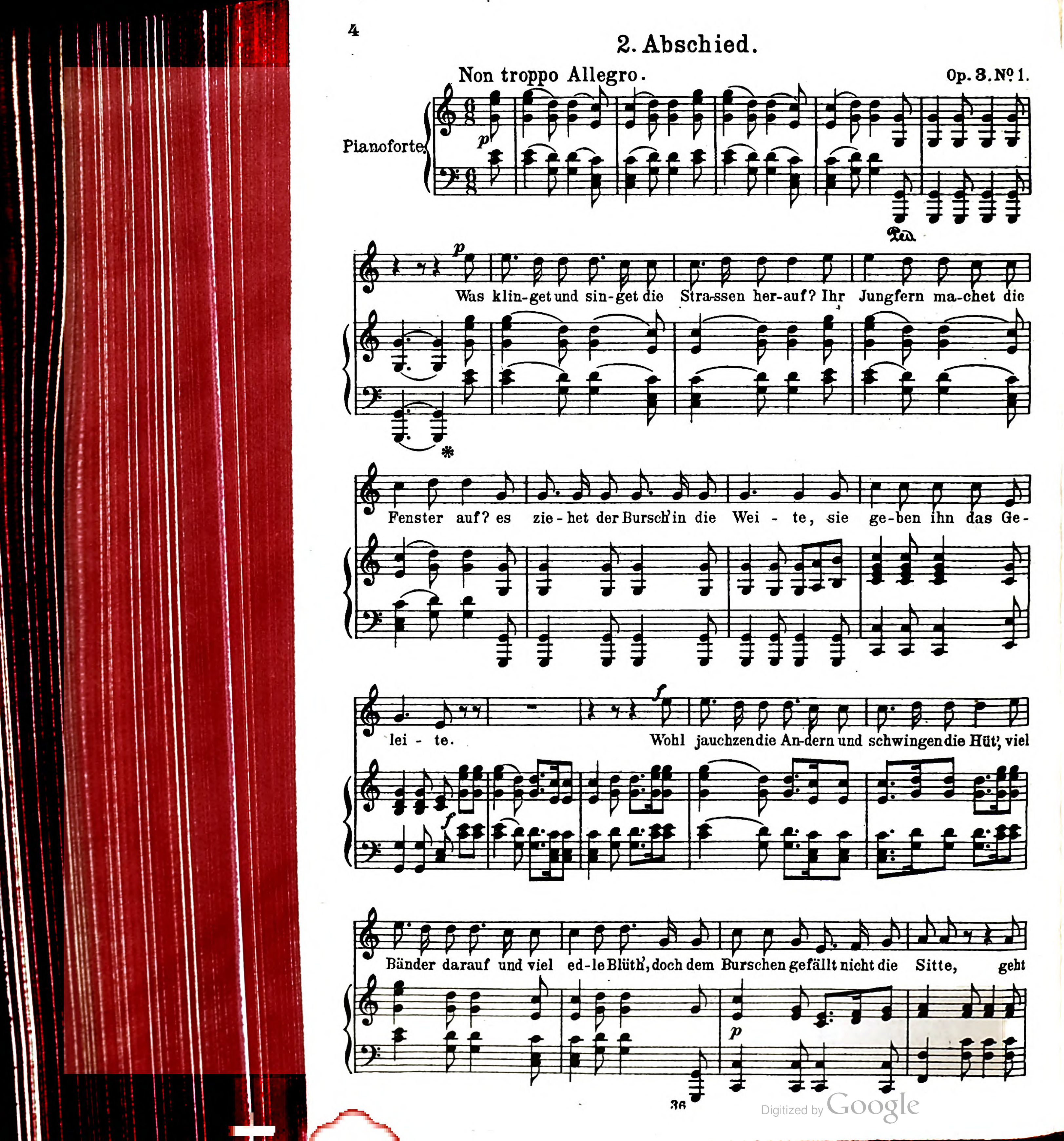
— so bleich: „Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut', und werde dich

pp f p f

dim. e morendo

lie-ben in E - - wigkeit!“

dim. p dolciss. morendo


2. Abschied.
Non troppo Allegro.
Op. 3. Nº 1.
Pianoforte
Was klin-get und sin-get die Stra-ssen her-auf? Ihr Jungfern ma-chet die
Fenster auf? es zie-het der Bursch'in die Wei - te, sie ge-ben ihn das Ge-
lei - te.
Wohl jauchzen die An-dern und schwingen die Hüt', viel
Bänder darauf und viel ed-le Blüth', doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte, geht
36

ff

still und bleich in der Mit - te. Wohl klingen die Kan-nen, wohl

funkelt der Wein: „trink' aus und trink' wie-der, lieb Bru-der mein!" „mit dem Abschiedswei-ne nur

mf *langsamer*

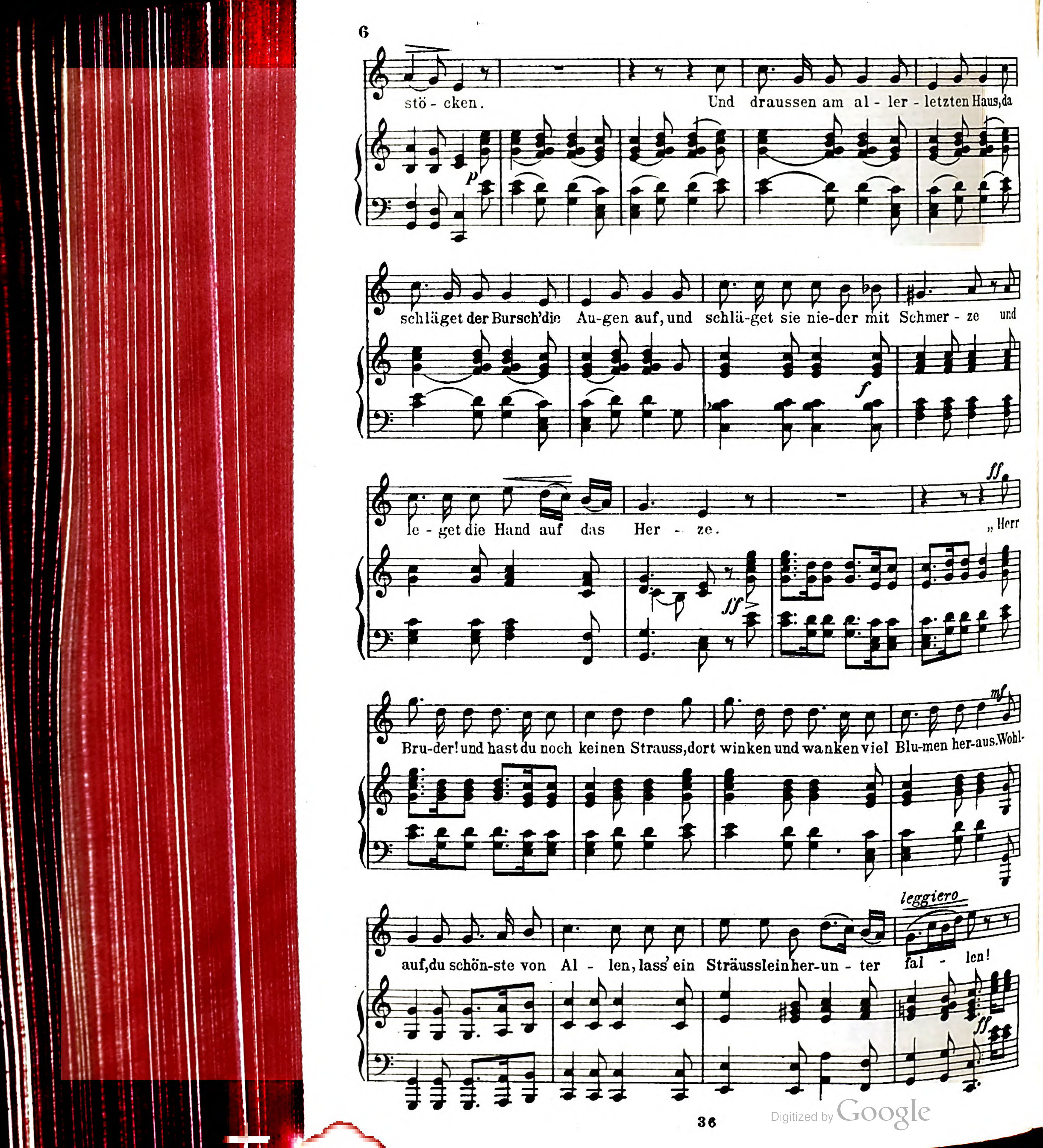
flie - het, der da in-nen mir bren-net und glü - het!"

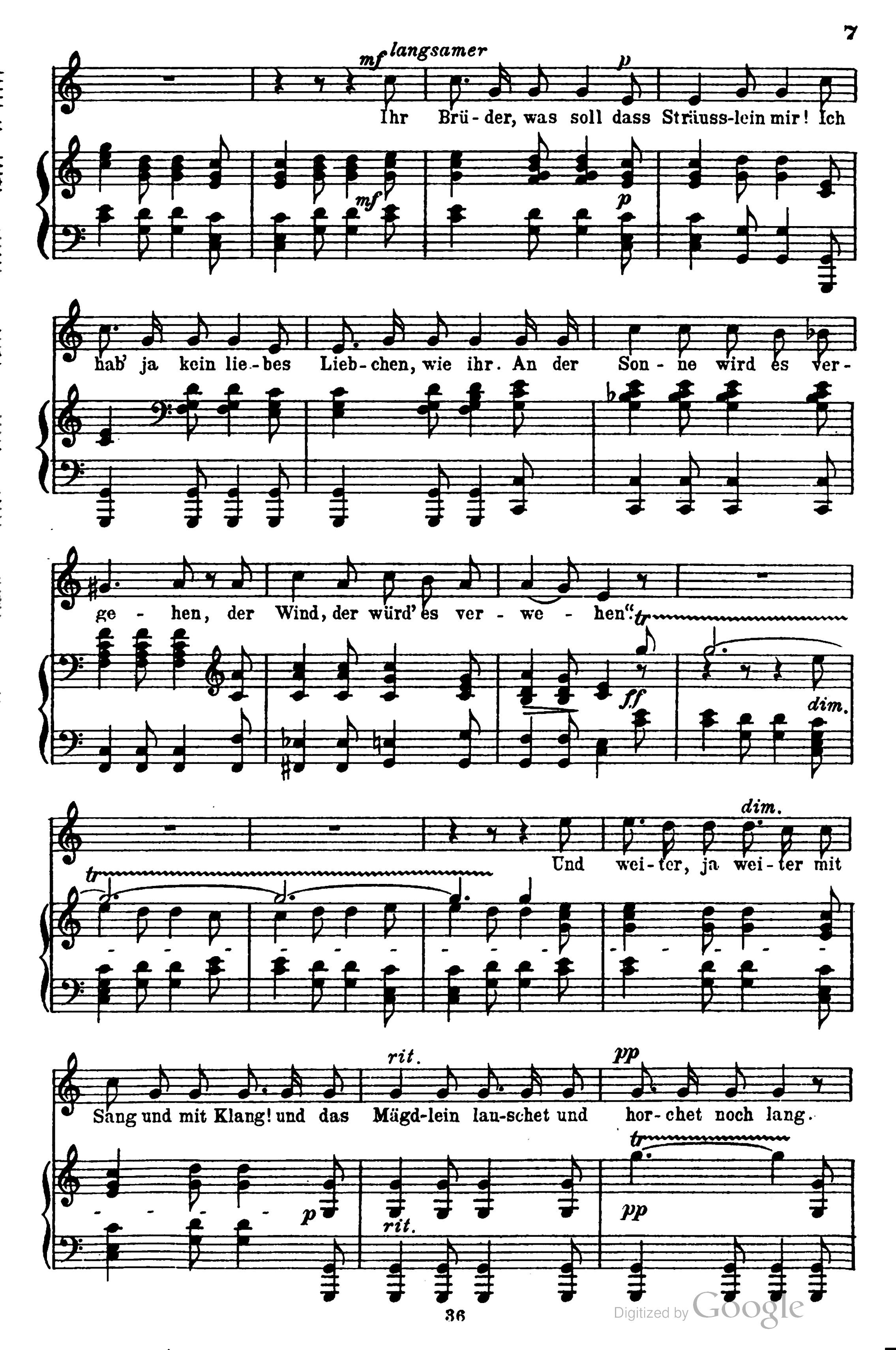
f *p* *ff* *mf*

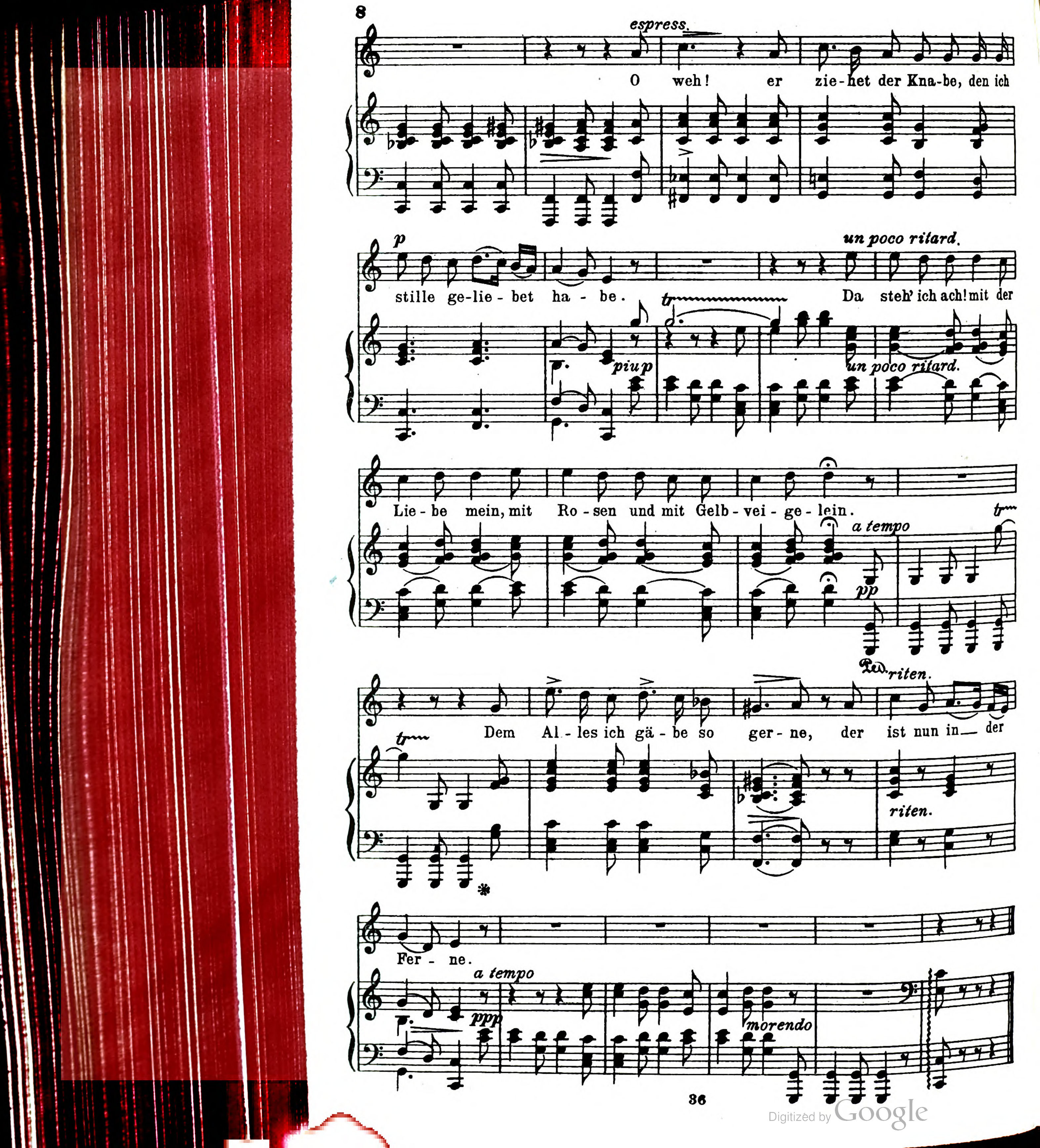
dolce *tenuto*

Und draussen am al-ler-letzten Haus da gucket ein Mägdlein zum

Fenster her-aus, sie möcht' ih-re Thrä-nen ver - ste - cken mit Gelb-veig-lein und Ro - sen-


stö - cken.
Und draussen am al - ler - letzten Haus, da
p
schläget der Bursch' die Au-gen auf, und schlä-get sie nie-der mit Schmer - ze und
f
le - get die Hand auf das Her - ze.
ff
„Herr
Bru-der! und hast du noch keinen Strauss, dort winken und wanken viel Blu-men her-aus. Wohl-
mf
auf, du schön-ste von Al - len, lass' ein Sträusslein her-un - ter fal - len!
leggiero


mf langsamer
p
Ihr Brü-der, was soll dass Sträuss-lein mir! Ich
mf
p
hab' ja kein lie-bes Lieb-chen, wie ihr. An der Son-ne wird es ver-
ge-hen, der Wind, der würd' es ver-we-hen".
tr
ff
dim.
tr
dim.
Und wei-ter, ja wei-ter mit
Sang und mit Klang! und das Mägd-lein lau-schet und hor-chet noch lang.
rit.
pp
tr
p
rit.
pp


espress.
O weh! er zie-het der Kna-be, den ich
p
stille ge-lie-bet ha-be.
un poco ritard.
Da steh' ich ach! mit der
piu p
un poco ritard.
Lie-be mein, mit Ro-sen und mit Gelb-vei-ge-lein.
a tempo
pp
riten.
Dem Al-les ich gä-be so ger-ne, der ist nun in der
riten.
Fer-ne.
a tempo
ppp
morendo

Corot, pinx. Phot W. A. Mansell & Co



NYMPHENTANZ



VII. Jahrg. August 1905 Heft 11

Ein Anschlag gegen das deutsche Offizierkorps

Von

Carl von Wartenberg

So viele Köpfe, so viele Sinne. Kaum zu zählen sind in Deutschland die Zeitungen, in denen täglich dem guten Michel die Quintessenz aller politischen Weisheit vorgesetzt wird. Und eine jede tut es auf ihre Art, jede hat ihren eigenen Standpunkt. Sollte es daher nicht eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit sein, alle Blätter einmal unter einen Hut zu bringen? Aber unsere glorreiche Gegenwart bekommt alles fertig. Sie kann auch das Unmögliche möglich machen. Und der Zauberkünstler, dem es gelungen ist, wenn auch nur für eine ganz kurze Zeit und in einer ganz bestimmten Frage, so doch tatsächlich die Einigkeit in der sonst so tief und vielfach gespaltenen Tagespresse herzustellen, ist niemand anders als die maßgebenden Stellen im Reich. Mit einer Einmütigkeit, wie sie selbst unsere ältesten Politiker nicht erlebten, haben alle deutschen Zeitungen, die noch nicht in völlige Abhängigkeit von dem amtlichen Preßbureau in der Wilhelmstraße zu Berlin geraten sind, aufs schärfste den unglaublichen Plan verurteilt, nach welchem verschiedene Börsenfürsten einen Fonds von zehn Millionen zum Besten junger unbemittelter Offiziere aus sogenannter guter Familie gründen sollen.

Ist dieser Plan denn aber nicht nach des Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck eigenem Geständnis von ihm und von Herrn Koch, dem Präsidenten der Reichsbank, auf Anregung des verstorbenen Feldmarschalls Grafen Waldersee ausgeheckt worden, und gebührt nicht daher ihnen und nicht den im Reiche Maßgebenden der Ruhm, unsere Tagespresse unter einen Hut gebracht zu haben? Wenn wir uns an das Firmenschild halten wollen, ja. Aber wie oft hat dieses Schild nicht den wirklichen Inhaber des Geschäfts zu verbergen? Möglich, daß Fürst Henckel auch einmal Offizier, und Herr Koch, der Präsident, auch einmal Reserveleutnant gewesen ist. Aber seit vielen Jahren ist der Fürst doch ausschließlich Großindustrieller und der Präsident ausschließlich Börsenmann. Wie hätten sie unter solchen Umständen sich selber sagen sollen, inwieweit die von Feldmarschall Waldersee betonte Notwendigkeit begründet ist, für einzelne unbemittelte Offiziere aus angesehener Familie die mit der Dienststelle verbundenen Einnahmen zu erhöhen? Wohl aber ist dies den maßgebenden Herrn bekannt, die den von ihnen selber dem Reichstag vorgelegten Entwurf zu einem neuen, auch die verabschiedeten Offiziere wirtschaftlich günstiger stellenden Militärpensionsgesetz durch brüske Schließung des Hohen Hauses zu Falle gebracht haben und zur Beschwichtigung ihres Gewissens jetzt auf eine andere Weise dem Offizierkorps das verlorene Rückgrat, d. h. den Sohn des armen alten Offiziers, wiedergewinnen wollen. Hatten sie nicht vom Tisch des Bundesrats aus erklärt, daß unbedingt die Pension der Offiziere gehoben werden müsse, solle nicht die Schlagfertigkeit des Heeres auf das empfindlichste leiden? Richtig! Bei der Aussicht auf ein wirtschaftliches und soziales Elend nach dem Ausscheiden aus dem Dienst wird von denen, auf deren Dienste die Heeresverwaltung gerade besonderen Wert legen muß, weil sie geeignet sind, das Rückgrat des Offizierkorps zu bilden, — — wird, sage ich, sicherlich niemand mehr Offizier werden wollen. Heute ist sich alle Welt darüber klar, daß der Plan von den maßgebenden Stellen ersonnen wurde, damit ihnen nicht gesagt werden konnte, sie wollten nichts zur Beschwörung der großen Gefahren tun, die nach ihrer eigenen Erklärung der Schlagfertigkeit des Heeres drohen.

So unerhört ist der jüngste Anschlag gegen das deutsche Offizierkorps, daß es aufs äußerste hätte befremden müssen, wenn nicht allerorten eine gewaltige Entrüstung aufgeflammt wäre. Darüber kann doch nirgends ein Zweifel herrschen, daß durch den Grad der Tüchtigkeit des Offizierkorps die Ruhe im Innern des Reiches und die Sicherheit seiner Grenzen bedingt werden. Nicht der Mann schlägt die Schlachten, wirft den Aufstand nieder, sondern der Offizier. Nur dann aber wird er, wenigstens bei uns Deutschen, solches vollbringen können, wenn er in der Achtung seiner Mitbürger so hoch steht, als es nur irgend möglich ist. Wer vermag jedoch in Abrede zu stellen, daß das Ansehen unserer Offiziere in den beiden letzten Jahrzehnten weit eher zurückgegangen ist, als daß es sich gehoben hätte? Und da kann man es jetzt noch darauf anlegen, daß dieses Ansehen

gänzlich schwindet? Wessen Blut dem gegenüber noch kalt bleibt, bei dem hat der schnöde Eigennutz bereits jedes Mitempfinden für andere, jedes Interesse für die Allgemeinheit, für Staat und Vaterland, ertötet.

Mögen es auch einzelne aktive Offiziere nicht gelten lassen wollen, es ist doch so: auch die verabschiedeten Offiziere gehören noch dem Offizierstande an. Wäre es nicht der Fall, wie kämen die aktiven Offiziere dazu, die inaktiven, insofern sie noch zur Disposition stehen oder die Erlaubnis haben, die Uniform zu tragen, vermittelst der Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens wegen wirklicher oder vermeintlicher Verstöße gegen die Ehre des Offizierstandes, also des gemeinsamen Standes, zur Verantwortung zu ziehen? Wie wegwerfend wird aber heutzutage in demselben Deutschen Reich, das Bismarck nur mit den von Offizieren gewonnenen Schlachten aufrichten konnte, über den verabschiedeten Offizier geurteilt! Wie wegwerfend namentlich dann, wenn er mit seiner Familie an der ihm vom Staate gnädigst zugebilligten Pension verhungern und nun von bürgerlichen Unternehmern eine bescheidene Anstellung mit nicht minder kümmerlichem Gehalt erbetteln muß? „Il faut vivre", konnte man in Tagesblättern und Wochenschriften, deren Herausgeber vielleicht selber einmal am Hungertuch genagt haben, inzwischen aber satt geworden sind, in letzter Zeit wiederholt lesen, wenn diese Herrn sich über die Ärmsten lustig machten, die gegen einige Mark Honorar ihre Feder und ihre militärischen Kenntnisse in den Dienst eines Reklameblattes gestellt haben. „Il faut vivre!" Als wenn es eine Schande wäre, überhaupt für Geld zu schreiben, und als wenn diejenigen, die so erbarmungslos höhnen können, nur um der Sache und nicht vielmehr des klingenden Profites willen selber sogar dieses Höhnen vollführten. Also nicht genug damit, daß die Bedauernswerten nicht aus den wirtschaftlichen Sorgen herauskommen und jede Selbstachtung fahren lassen müssen, auf daß die Ihrigen ihr Dasein überhaupt fristen können, — auch den Spott der Satten haben sie noch hinzunehmen. Traurige Opfer einer weit verbreiteten, aber nur bei ausreichendem staatlichen Einkommen gültigen Vorstellung sind diese verabschiedeten Offiziere; jener Vorstellung, daß der deutsche Offizier nur dient, aber nicht erwirbt. „Il faut vivre!" ist nun auch das Leitmotiv einer umfangreichen Literatur, welche das düstere Elend zu schildern sucht, das der unbemittelte Offizier bei seiner Verabschiedung gegen das bisherige „glänzende Elend" eintauscht. Nur wenig fehlt angesichts der ihm zuteil werdenden geringen Einschätzung heute noch daran, daß der inaktive Offizier, der nicht zu jeder Zeit über einen vollen Geldbeutel verfügt, im Verkehr mit Männern aus bürgerlichem Stande seine militärische Vergangenheit und Abstammung zu verbergen sucht, um nicht über die Achseln angesehen zu werden.

Sehr übel ist aber in den letzten Jahren, soweit das Ansehen ihres Standes in Frage kommt, auch den aktiven Offizieren mitgespielt worden. Der Oberst-Reichskanzler, damals Graf und jetzt Fürst Bülow, hat zwar die Öffentlichkeit, in der im Herbst 1903 in Metz der Prozeß

gegen den Verfasser des Romans „Aus einer kleinen Garnison“, den Leutnant Bilse, geführt wurde, nicht genug rühmen können, weil er irrigerweise wähnte, er gebe damit die an höchster Stelle herrschende Ansicht wieder. In Wahrheit hat diese Öffentlichkeit das Ansehen des preußischen Offizierkorps aufs heftigste erschüttert. Und das noch dazu ohne jede innere Berechtigung. Denn nie und nimmer hatte das, was im Metzer Prozeß ans Tageslicht gefördert wurde, typische Bedeutung. Wer aber konnte die öffentliche Meinung dahin bringen, daß sie einmal von ihrer Sucht abließ, jeden Einzelfall zu verallgemeinern? Auf den Metzer Prozeß folgten bald die „Erstklassigen Menschen“, ein Buch, auf das sich das Publikum — und den Göttern sei es geklagt — auch das wirklich gebildete, fast leidenschaftlich stürzte, um natürlich auf jeder Seite die Bestätigung dessen zu finden, was mit großer Keckheit Bilse als das Ergebnis scharfer Beobachtung und hervorragender Menschenkenntnis ausgegeben hatte. Noch heute vermag auch der beredteste Freund des Offizierkorps nicht die Leser der „Erstklassigen Menschen“ davon zu überzeugen, daß dieses Offizierkorps auf das schmählichste verunglimpft worden ist. Zu alledem kommt aber noch, daß bei allem sonstigen einwandfreien Verhalten unsere Offiziere sich auf manchem Gebiet in den letzten drei Lustren nicht gerade zu ihrem Vorteil gewandelt haben und demzufolge nicht mehr in demselben Grade wie früher zu uneingeschränkter Wertschätzung auffordern.

Wenn ein Kommandeur sein Offizierkorps zu einer Besprechung um sich vereinigt, so versäumt er selten, darauf hinzuweisen, das der Offizier der geborene Kavalier ist. Ja, er sollte es sein. Aber oft ist er es nicht mehr; wenigstens nicht unter allen Umständen. Der vornehme Mann ist die Zurückhaltung selbst. Nichts scheut er mehr als die Berührung mit der Öffentlichkeit und sieht er sich in diese gezerrt, so trägt er selbst dann noch schwer daran, wenn er hier gut behandelt wird. Noch in den letzten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms I. hielt sich der deutsche Offizier krampfhaft von der Öffentlichkeit fern. Schon bald nach dem Tode des alten Herrschers und einsichtsvollen Kriegsherrn suchte er sie aber nur allzu häufig ebenso krampfhaft auf. Heute sind diejenigen Offiziere rühmlich hervorzuheben, deren Konterfei noch nicht in einer illustrierten Wochenschrift oder einer „in Sensationen machenden“ Zeitung bewundert werden konnte. Zu ihnen gehörte auch jener Major und Direktor der Militär-Turnanstalt in Berlin, der bei einer Rücksprache mit einigen seiner Untergebenen auf dem Hofe der Anstalt plötzlich erfuhr, daß die Gruppe „aufgenommen“ werden sollte, und sofort dem indiskreten Lichtkünstler seine Kunst „legte“, weil er für die Ehre, in der „Woche“ dem geehrten Publikum des Herrn August Scherl als bedeutende Persönlichkeit vorgestellt zu werden, nicht das richtige Verständnis besaß. Reklame ist heute das Losungswort aller derer, die im Leben vorwärts kommen wollen. Denn zu der Rolle des im verborgenen blühenden Veilchens gibt sich so bald keiner mehr her. In dem gleichen Maße wie der Geschäftsmann trachtet

jetzt der Minister und der Beamte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nur noch mit der Reklame glauben bereits auch viele Offiziere zu derjenigen Würdigung durch ihre lieben Mitbürger gelangen zu können, die sie zu verdienen meinen. Nur so lassen sich die Beziehungen erklären, die von Verlegern illustrierter Blätter und von aktiven Offizieren unterhalten werden, und die bei der Veröffentlichung des Bildes dieser zutage treten. Hauptmann X. hatte in Südwestafrika an einem Gefecht teilgenommen und wurde in dem Telegramm über dieses auch erwähnt. Der „Berliner Lokalanzeiger" des Herrn August Scherl war aber in der Lage, in einer und derselben Nummer das Telegramm und das Bild des Hauptmanns zu bringen. Wie war dies möglich gewesen? Hatte der nach Südwestafrika ausziehende Offizier für alle Fälle etwa dem Verleger des „Berliner Lokalanzeigers" seine Photographie überlassen? Wie wohl unter Kaiser Wilhelm I. ein preußischer Offizier ein daraufhin an ihn gerichtetes Ansinnen beantwortet haben würde? Sicherlich so, daß demjenigen, der es stellte, die Lust vergangen sein würde, es zu erneuern. Das wird aber niemand behaupten wollen, daß irgend jemandes Ansehen durch solche Reklame auch in den Augen der Ehrlichen und Aufrichtigen gewinnt. So sehr sie auch verbreitet ist — — zu den einwandfreien Mitteln, von denen auch vornehme Leute Gebrauch machen können, gehört sie keineswegs. Soll sie nicht über den eigentlichen, zu geringen Wert des ihrer Bedürftigen hinwegtäuschen? Nun wird man vielleicht sagen, andere Zeiten andere Sitten. Zweifelsohne. Ist aber auch die Gesinnung, die doch allein den Wert des Menschen ausmacht, dem Wandel unterworfen? Und daß sich in der Inanspruchnahme der persönlichen Reklame nicht gerade die vornehmste Gesinnung kundgibt, wer wollte darüber überhaupt streiten? Aber ich will nicht ungerecht sein. Niemals hätten sich unsere Offiziere so rücksichtslos in die Öffentlichkeit gedrängt und damit sich ihrer bisher hochangesehenen Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zum Teil selbst begeben, wenn sie nicht an dem verstorbenen Feldmarschall Grafen Waldersee ein verhängnisvolles Beispiel gehabt hätten. Erst mit diesem militärischen Großwürdenträger, der eher alles andere, nur kein altpreußischer Offizier gewesen ist — erst mit dem Feldmarschall Waldersee wurde die Reklame — sit venia verbo — „offiziersmäßig".

Von einem maßlosen Ehrgeiz gequält, wollte Graf Waldersee in das Palais in der Wilhelmstraße einziehen, von dem aus ein Bismarck fast ein ganzes Menschenalter die Geschicke seines Vaterlandes geleitet hatte. Und um zu beweisen, daß er dorthin auch gehöre, war ihm kein Mittel zu gering, durch das er die Öffentlichkeit auf sich hinweisen konnte. Mache zwecks Reklame war sein Triumphzug durch Deutschland, bevor er sich zur Übernahme des Oberbefehls über das 1900 in China gebildete Koalitionsheer in einem italienischen Hafen einschiffte; Mache zwecks Reklame die außergewöhnlichen Ehrungen, die ihm bei seiner Rückkehr für nicht vollführte große Taten zuteil wurden; Mache zwecks Reklame der glänzende Bericht

über seine Leitung der Koalitionsarmee, den er nach der Darstellung des Vertreters der „Frankfurter Zeitung“ noch an Ort und Stelle den europäischen Zeitungskorrespondenten aufdrängen wollte; Mache zwecks Reklame die Attachierung eines besonderen Reporters des „Berliner Lokalanzeigers“ an seine Person während der ganzen Dauer seiner Abwesenheit von der Heimat, der täglich über sein Ergehen nach Berlin zu telegraphieren hatte; Mache zwecks Reklame endlich das Bemühen darum, daß er von dem Augenblick seiner Ernennung zum Höchstkommandierenden bis zu der Stunde, in welcher ihm in seiner Wohnung zu Hannover von lieber Hand die China-Denkmünze an die Brust geheftet wurde, auch nicht einen Schritt tat, der nicht von Photographen für deutsche Zeitungen und Wochenschriften festgehalten wurde. In allen nur möglichen Situationen sahen wir damals den seltsamen preußischen General abgebildet. Nur nicht in der bedenklichsten; in jener nicht, in welcher er sich aus dem von einer ebenfalls reklamebedürftigen Firma gestifteten, in Brand geratenen Asbesthause durchs Fenster rettete und beinahe zur komischen Figur wurde. Allerdings heißt es: „De mortuis nil nisi bene.“ Und erst verhältnismäßig kurze Zeit ist verflossen, seitdem sich die Gruft über dem Feldmarschall Waldersee geschlossen hat. Aber selbst das vermag die Empörung darüber nicht zum Schweigen zu bringen, daß er durch sein Beispiel im deutschen Offizierkorps die Reklame nicht bloß großgezogen, sondern ihr sogar auch noch das Bürgerrecht verschafft hat. Wenn unsere Offiziere die früher sie sämtlich auszeichnende vornehme Zurückhaltung heute vielfach aufgegeben haben, so trägt hieran die Schuld auch Graf Waldersee. In der öffentlichen Erklärung, in welcher Fürst Henckel dem Feldmarschall die Vaterschaft des hier bekämpften Planes zuschiebt, meint er auch, er, der Feldmarschall, habe, so oft er sich in politische Dinge mischte, keine glückliche Hand gehabt. Nun ebensowenig glücklich war er in der moralischen Beeinflussung unserer Offiziere. Sehr großen, kaum wieder gut zu machenden Schaden hat er hier angerichtet.

Nur wer gewöhnt ist, alles durch die Brille der Loyalität zu schauen, wird heute noch wähnen können, daß sich das deutsche Offizierkorps noch desselben Ansehens erfreut, das es unter Kaiser Wilhelm I. genoß, und welches die unerläßliche Voraussetzung zur Erfüllung seiner schweren, verantwortungsvollen Aufgaben ist. Jedem anderen aber hat unmöglich die gewaltige Einbuße entgehen können, die es an diesem Ansehen seit dem Tode des alten Herrschers erlitten hat, und er wird sich beständig aufs neue fragen müssen, wie die Herren **Fürst Henckel** und **Präsident Koch** die Zustimmung zu ihrem Plan erhalten konnten. Empfänger von Almosen werden von ihren Mitbürgern so gering eingeschätzt, daß sie nicht einmal zu politischen Wahlen zugelassen werden. Und jetzt will man sogar einen Teil der Offiziere zu Dank gegen die Herren Ballin, Fürstenberg, Rathenau und andere Multimillionäre verpflichten und ihnen die Rolle eines Almosenempfängers aufzwingen. Vor Scham und auch vor Grimm wollten

altpreußische Offiziere, welche die glorreichen Zeiten unter Wilhelm I. und Bismarck hatten miterleben können, schier vergehen, als sie wahrnahmen, wie die Aufdeckung dieses Anschlages gegen das Ansehen des Offizierkorps bei aller über ihn zur Schau getragenen Entrüstung selbst auf Blätter gewirkt hat, die auf ihren Ruf viel geben. In dem Wochenkalender der Nummer 26 vom 25. Juni schleuderte der „Kladderadatsch" in Anknüpfung an den Plan des Fürsten Henckel den deutschen Offizieren nach der Strophe unter Donnerstag, in welcher behauptet wurde, daß sie nur reiche Judenmädchen zu Frauen nehmen müssen, unter Freitag die folgende Strophe ins Gesicht:

„Nicht mehr leider kann im Stegreif
Man den Mammon sich erreiten.
Ach, man muß entschloßnen Sinnes
Ihn im Eh'bett sich erstreiten."

Die „Frankfurter Zeitung" aber, das führende Organ der süddeutschen Demokratie, schlug vor, den Stipendiaten der Börsenfürsten als Abzeichen auf den Epauletten und Achselstücken ein goldenes Kalb zu verleihen. Und das Tollste dabei ist, daß aus den Kreisen derer, gegen die sich der Hohn der beiden Blätter richtete, niemand hervortrat, um sich dagegen zu wehren. Weder der „Kladderadatsch" noch die „Frankfurter Zeitung" gehören zu den Winkelblättern. Daß die aktiven Offiziere sich still verhielten, war selbstverständlich. Warum rührten sich denn aber nicht die inaktiven Herren? Sie, die doch noch im Jahre 1900 den Mut fanden, Kaiser Wilhelm II. zu sagen, wie sehr sie die betrübenden Umstände geschmerzt hätten, unter denen der Begründer des Deutschen Reiches aus seinen Ämtern hatte scheiden müssen? Ach, auch sie glauben sich heute selbst in den Fragen, in denen das Ansehen ihres eigenen Standes auf dem Spiel steht, zu gänzlicher Zurückhaltung verurteilt, seitdem die preußische Heeresverwaltung freimütige, aber oben vielleicht unwillkommene Äußerungen aus ihrer Mitte mit den nur aus aktiven Offizieren gebildeten Ehrengerichten zu unterdrücken sucht.

Fürwahr eine seltsame Zeit, in der wir leben. Kaum ist es noch möglich, sich in ihr zurechtzufinden. Rechter Hand, linker Hand, beides vertauscht. In den Tagen Kaiser Wilhelms I. standen die Freunde des deutschen Offizierkorps und die für das Heer maßgebenden Stellen Schulter an Schulter in seiner Verteidigung gegen alle diejenigen, die in ebenso tüchtigen wie angesehenen Offizieren mit vollem Recht das wesentlichste Hindernis für den Umsturz der bestehenden staatlichen Ordnung erblicken. Heute drohen ernste Gefahren dem Offizierkorps weniger von den eben gekennzeichneten Widersachern als vielmehr von seinen verantwortlichen Leitern. Und seine Freunde haben eigentlich nicht anderes zu tun, als es gegen diese leitenden Stellen zu schützen, und können sich hierbei noch glücklich schätzen, wenn sie, wie bei dem jüngsten Anschlag gegen das Offizierkorps in der einmütigen Tagespresse, einmal einen Verbündeten finden. In der Regel sind sie auf sich allein angewiesen. Ja, nicht bloß dies. Bei der allgemein

herrschenden Zaghaftigkeit und Liebedienerei müssen sie es sich sogar gefallen lassen, abscheuliche Nörgler auch von denen gescholten zu werden, die vermöge ihrer eigenen Sachkenntnis die Berechtigung der abscheulichen Nörgelei eingestehen müssen. Nun, wenn etwas davon zeugt, wie weit es das Deutsche Reich in der Ära nach Kaiser Wilhelm I. und Bismarck gebracht hat, so sicherlich die Frontveränderung, welche die militärisch erfahrenen Freunde unseres Offizierkorps zu dessen Verteidigung haben vornehmen müssen.



In die Nacht

Von

Edmund Friedrich-Potsdam

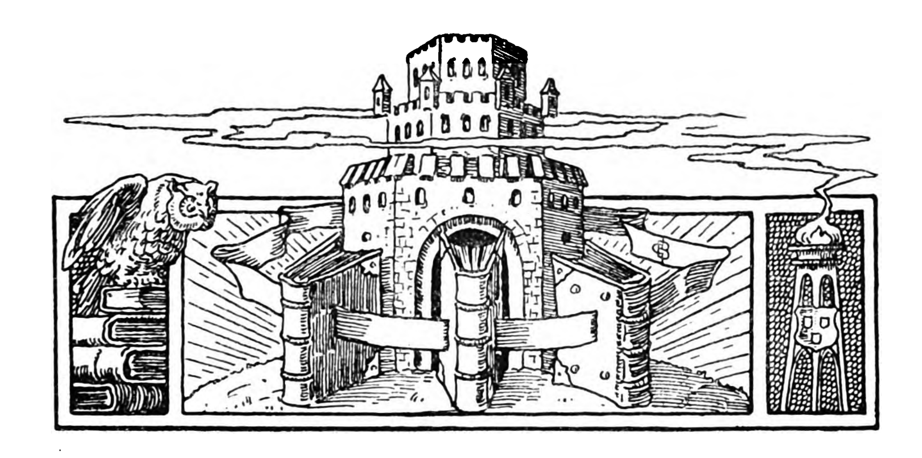
Weit im Strome treibt mein stiller Nachen,
Und die Segel hängen wie in Träumen;
Müde sinkt das letzte Abendwachen
In die Wälder, die die Ufer säumen.

Flußhinüber, flußherüber irren
Geisterhaft des Dunkels schwarze Vögel,
Tief in Schweigen auf und nieder schwirren
Schattengleich sie um die müden Segel . . . . .

O du Nacht in fremdem Flüsterweben,
Seltsam gehst du, mit verlornen Schritten, - -
Und es lockt dein unverstandnes Leben
Gleich des Kindes sanften Schmeichelbitten.

O du Nacht mit deiner Rätsel Spende,
Heiland nahst du aus verwunschner Ferne,
Nimmst mein Haupt in deine Löserhände, . . .
Und — ich — glaube wieder — an die Sterne. —





Vor der Sündflut

Erzählung von Rungholts Ende
von
Johannes Dose

(Fortsetzung)

Am Morgen, kurz vor der Flut, stieg Paulinus vom Watt auf den Deich und ging auf ihm entlang und über die Rungholter Schiffsbrücke.

Theodorus Rufus, welcher seine übliche Morgenwanderung machte, stand am Hafen und sah gähnend über das Meer. Aber seine Langeweile verwandelte sich in gespannteste Aufmerksamkeit, die dem Ankömmling argwöhnisch entgegenäugte. Paulinus, der vom Klei über und über beschmutzt war, wurde mit bösem Gruß und bissigem Spott empfangen.

„Ei, ei, ein sauberer Priester! Wo habt Ihr Euch so früh oder vielleicht so spät umhergetrieben ... ist der frömmste von allen Domvikaren trunken gewesen und in den Dreck gefallen? Ja, ja, so wird es sein ... und arges Haarweh quält Euch?“

Der Vikar erzählte mit verblüffender Ruhe, daß nichts ihn quäle, und daß der in den Blutbann getane Widerich ihn zur Nacht geholt habe, um seinem kranken Kinde die Nottaufe zu geben.

Theodorus stotterte in furioser Wut. „Ihr ... Ihr wohlbestallter Räuberpriester ... seid ... auf dem Teufelsschiffe gewesen ... man ... man wird den Ha—ls Euch kürzen ...“ Da stak der Kloß in seinem Halse, und er konnte nicht weiter.

Aber er fuhr sich mit den raufenden Fingern in den roten Bart und zerrte an seinem Rocke, daß drei Knöpfe lossprangen. „Ich ... möchte ... vor heiligem Entsetzen mein Gewand zer ... reißen.“

Es blieb aber bei den drei geplatzten Knöpfen.

Der Priester rannte durch die Gassen, stürzte in das Tinghaus und schrie über die Köpfe des versammelten Rats: „Der halsstarrige Vikar ist in der Höhle des Räubers gewesen … und will die Mörderherberge nicht verraten.“

„Er wird es sagen, wenn er ein wenig mit der Schärfe angefaßt wird,“ äußerte Peters mit harter Stimme.

„Wir dürfen keinen Geweihten mit der Daumschraube befragen … auch sind die Vikare geistlicher Jurisdiktion unterstellt.“ Der Ratsherr Heikens sprach gemäßigt und gegen die Schärfe. Er hatte ja von dem Kloakarius den Schlupfwinkel der Likendeler erfahren, auch sonst einen Anschlag gemacht, dessen Ausführung und Ruhm er sich von keinem andern nehmen lassen wollte. Darum lehnte er die Tortur ab und dämpfte die Hitzblütigkeit des hochroten Theodorus.

Dieser rief den Gesamtklerus zu Verhör und Gericht zusammen.

Des Bischofs Offizial fuhr den Delinquenten mit Du und Donnerrede an. „Willst du stracks bekennen, wo du zur Nacht gewesen!“

Paulinus stand vor seinem Präpositus aufrecht und standhaft. „Ich sage jedem, was ich tat, und keinem, wo ich gewesen. Jenes war Priesterpflicht, denn keinem Gebornen darf die Taufe verweigert werden, dieses aber ist heiliges Priestergeheimnis.“

Der Domherr schnitt ihm das Wort ab und schrie: „Du Freund und Gastgeber des Räubers! Weißt du nicht, was Rungholter Recht sagt? Wer einen Räuber behauset, soll im Turme verwahrt werden und Gut und Leben verlieren.“

Der Vikar antwortete ergeben: „Wo immer ich hingetan werde, bin ich in Gottes Verwahrung.“

Sie ließen den verstockten Sünder stehen, verhandelten hinter verschlossenen Türen und verkündeten ihren Spruch. „Wir tun dich in den großen Kirchenbann, daß du von Gottesdienst und Sakrament und allem Heiligen ausgeschlossen und gleich wie ein Heide geachtet seiest.“

Darauf verschärfte der Domherr aus bischöflicher Machtbefugnis die Strafe. „In Schamröte sollst du dich vor dem hellen Taglicht und dem aufrichtigen Blick aller ehrbaren Menschen verstecken und in deiner Schwalzelle Haushaft halten, bis du wahre Reue bekundet und bewiesen.“

Der Vikar verbarg sich vor dem Taglicht und blieb in seiner Zelle und vertiefte sich, nicht in den Lateiner Tacitus, sondern in deutsch geschriebene und stark zerlesene Bücher. Auf dem Tische lag aufgeschlagen „Der edele Unterricht“, und er las, hinter jedem Satze innehaltend. „Die kurze Unterweisung vom rechten Glauben“ hatte er aus Vorsicht zwischen die Blätter seines Meßbuches gesteckt.

Zum Heimlichtun, das sein aufrichtiger Sinn haßte, zwang ihn die Not. Beide Bücher waren die verbotenen und tausendmal verbrannten und zehntausendmal neu aufgeschriebenen Schriften der armen Leute von Lyon, die er von den Winklern geliehen hatte.

Der ehrliche Paulinus ging aus mutiger Überzeugung noch weiter auf der Bahn der Heimlichkeiten und wurde ein Nachtgänger, der nach den neun Abendschlägen in die Kutte der Franziskaner schlüpfte und aus dem Schwale sich schlich.

In der Sackgasse der Schneidergrube verschwand er in einem windschiefen Häuschen, nachdem er dreimal gepocht und dem Türwächter die Losung „Sie werden euch in den Bann tun" gegeben hatte. In dem engen Raum hielten die Winkler ihre flüsternden Gespräche und Gebete.

Einmal zur Zwielichtstunde saß der Vikar über dem Buche und schloß die lesemüden Augen. Aber geschlossene, träumende Augen sehen oft hell. Siehe, er erblickte Oda, die dunkeläugige mit der fein gebogenen Nase und der blendend weißen Stirn, den rot schwellenden Lippen und dem weichen Wellenhaare, das wie knisternde Schwarzseide glänzte; aber leid- und schmerzvoll war das Antlitz. Mitten in der Schwalkammer stand sie, wie sie leibte, wie sie lebte, und er rief, den Atem anhaltend: „O—da, O—da!"

Ungehört hallte von den kahlen Wänden sein Ruf zurück. Unruhig sprang der Träumer auf, von dem Gedankenspuk erregt und von dunkler Ahnung gequält, die er also deutete: Es ist ein Gesicht, das nach der Fronerei mich ruft.

Die heilige Hostie nahm der Franziskanermönch für alle Fälle mit, trotzdem der gebannte Priester kein Sakrament verwalten durfte.

Was ihm geschwant, erfüllte sich — Oda hatte das blasse, leidvolle, im Traume gesehene Gesicht; aber beim unerwarteten Wiedersehen erhellten sich ihre vergrämten Züge.

„Ihr kommt noch vor dem Tode, der bald das Tor verschließt ... gelobet sei Maria!"

„Wir wollen fortan sprechen: Gelobet sei der Herr! Denn sie haben die Mutter über Gott und den Gottsohn erhöht," antwortete der Winkler und trat zu dem Kranken.

Hennekes Leib war verfallen und seine Worte kaum vernehmbar, aber in den eingesunkenen Augen leuchtete noch Licht und Leben.

Paulinus küßte den Fron auf die Stirn und sprach den Sterbesegen: „Der Herr segne deinen Ausgang aus dem Staube und deinen Eingang in die unvergängliche Welt!"

Mit Mühe hüstelte Henneke die Worte: „Jetzt bitt' ich armer Sünder den Spruch, den ich zur letzten Letzt manchem armen Sünder ins Ohr gerufen: Kurze Not, schneller Tod, Gnad' bei Gott!"

Seine Augen glänzten in einer letzten Glücksfreude der Überraschung, als der Priester das Ciborium unter der Kutte hervorholte.

Nachdem er die Wegzehrung derer, die durch das Dunkeltal zur fernen Lichtheimat die weite Reise machen müssen, genossen hatte, legte er das müde Haupt zurück, und seine Gedanken waren tief und still und wanderten von der Erde hinweg. Wem Zeit wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit.

In dem runden Turmgemache stand das Mägdlein vor dem Mönche. Während er ihre Hand zum Abschiede hielt und nur den kurzen, kargen Trostgrund: „O Oda, Oda!" fand, wurde ihr weißes, verweintes Gesicht von einer lichten Röte überklärt.

Des Todes bitterer Ernst und des Lebens heiterer Scherz stehen oft nicht sehr fern voneinander.

Oda betrachtete den Franziskaner in seiner Kutte, und die zuckenden Lippen kämpften gegen ein Lächeln an. „Man wird Eure Mummerei entlarven, wenn Ihr nicht das Haar Euch schneidet ... nehmt meine Schere!"

„Ich will kein Mönch sein, weil alle Klosterei eine törichte und ungöttliche Menschenerfindung ist."

Sonderbar durchdringend sah sie ihn an. „Gedenket Ihr ein Priester zu bleiben, trotzdem Ihr in den Kirchenbann getan seid?"

Noch selbst in Rätseln antwortete Paulinus: „Ich weiß nicht, wo und was ich bleibe, und glaube fast, daß alle Menschen Gottes Priester sind und sein sollen."

Vor solcher Lehre wurde ihr bange und sie zog die Folgen derselben. „So müßten alle Menschen ehelos sein ..."

„Nein, keiner müßte es aus fremdem Zwang, noch eigenem Gelübde ..." Vor seinen kecken Worten erschreckend, verstummte er.

Herzinnig war der Ton ihrer Stimme. „Paulinus, wo werdet Ihr bleiben, wenn sie Euch das Priesteramt nehmen?"

„Ich habe keine Mutter und ... keinen Vater," sagte er stockend. „Kann ich nicht hingehen, von wannen ich gekommen bin bei meiner Geburt ... zu den Armen und Unehrlichen ...?"

„Zu den Unehrlichen!" Oda streckte abwehrend die Hände aus wider das sie überfallende und bestürmende Gefühl.

Paulinus aber schied mit eiligem Schritt. — —

Im Mittwintermonat fror es sehr stark. Zwar die unbändige Nordsee, die nicht in Frostbande sich legen läßt, blieb frei und offen, aber auf den Watten war überall tragfähiges Eis.

Ohne den Rat oder die Allgemeinheit zu befragen, hatte Fedder Heikens unter der Hand eine Bürgerschar geworben, um den Friesenverheerer einzufangen und das Raubnest der Likendeler zu zerstören. Heikens wollte Ruhm und Ehre, vielleicht auch den ausgesetzten Preis von fünfhundert Silbermark gewinnen.

Die freiwillige Wehr bewaffnete sich und zog in der siebenten Abendstunde hinaus auf das glatte Eis. An der Spitze schritt der Ratsherr in einem Biberpelz und an der Seite den langen, rostigen Degen, mit dem er einst Kurt Widerich den Garaus hatte machen wollen. Die Männer, welche Spieße und Morgensterne, alle Sensen und Forken der Stadt und auch drei Tonnen starkes Bier mitgenommen hatten, zeigten einen tapfren Mut.

Die Helden sangen ein neues Schlachtlied, das ein Rungholter Reimschmied, der im Haufen war und die frierenden Hände an seinem eignen

Atem wärmte, frischweg gedichtet und gleichsam aus den Fingern sich gesogen hatte. In gedämpftem Viertone stimmten alle an:

„Nu geiht dat drup mit alle Mann,
Mit Sensen, Schwert und Forken,
De hier nicht fechten will und kann,
Dat sind wohl rechte Schorken.“

Nach dreistündigem Marsche ließ der Mut etwas nach, und sie stapften müde und sanglos über das verteufelt glitschrige Eis. Viele rutschten, mancher stürzte, mehr als einer schrie und schlug sich eine Beule in den Weichteil seines Körpers.

Zur Mitternacht endlich umstellten sie in kreisförmiger Kette die Helgenässer Sandbank. Auf ein Zeichen, das Heikens mit der hoch geschwungenen, rostigen Degenspitze gab, erhoben alle ein gräßliches Kriegsgeschrei und erstürmten den Turm.

Umsonst gackelten die treuen Gänse. Jap, der auch mit war und das erste Blut in diesem Streite vergoß, schnitt ihnen die Hälse ab.

Wie laut die Helden auch heulten, ihr Brüllen vermochte nicht die Schläfer des Turms zu wecken. Die ganze Bande war todtrunken und wurde ohne Widerstand gefangen und gebunden. Auch hat Heikens seine Fortuna, ohne daß ein Tröpflein Menschenblut floß, wiedererobert.

Aber mitten in dem Siegesjubel kam die grimmige Enttäuschung. Wo ist das Haupt der Räuber, der höllische Friesenverheerer? Alle Kisten des Schiffes, alle Winkel des Turmes wurden umgekehrt; aber den Gesuchten fanden sie nicht.

Vor zwei Nächten hatte Kurt Widerich mit Frau Isa und dem Knaben Friedereich und seinem Knappen Meinert in einem Bote Helgenäs verlassen, und das ruchlose Volk seinem Geschick und Gericht überlassen.

Seither war nichts als viehisches Zechen und rohe Zügellosigkeit, Fluchen und Streiten und Totschlag gewesen. Hinter dem Turme lagen noch die steif gefrorenen Leichen von vier Gesellen, die sich gegenseitig erwürgt hatten.

Die Adventszeit brachte zwar dem Ratsherrn nicht den Preis von 500 Mark, wohl aber sein verlornes Schiff wieder. Er ließ es vom Kiel bis zu den Mastspitzen scheuern und ausräuchern, mit schwarzem Teer bestreichen und mit gutem Weihwasser besprengen, damit die unsaubern Geister hinausführen. Zum Schlusse wurde die Fortuna vom Priester umgetauft und zu Ehren des Höchsten Ebenezer genannt.

Den frommen Rungholtern, die sich gern einmal gruselten, wurde vom Rat ein erquickliches Adventsschauspiel gegeben, eine sichtbare Predigt — wie Theodorus Rufus sich ausdrückte —, daß die Bösen elend und erschrecklich umkommen. Die gefangenen Räuber, 98 an der Zahl, wurden zu je zweien auf einer Kuhhaut durch die Stadt nach dem niedrigen Galgenberge, der eine verlassene Wurt war, hinausgeschleift, daselbst vom Kloa-

karius und seinen Gehilfen mit dem Schwerte geköpft, mit dem Beile gevierteilt und mit den blutigen Händen auf Räder geflochten.

So schnell wie schmählich endeten die Likendeler der Westsee, die ein Jahr lang der Schrecken der Meere gewesen.

Auf dem Nord- und Südstrande ist von Kurt Widerich nichts mehr gesehen noch gehört worden. Die teufelsgläubigen Spittelfrauen behaupteten, daß er sich dem Bösen mit Blut verschrieben und dieser nach Jahresfrist seine Höllenbeute geholt habe.

Vierzehnter Abschnitt

Ein geistlicher Greuel

Das letzte Weihnachtsfest des dreizehnten Jahrhunderts wurde eingeläutet. Lobesam nach der Altvordern Sitte hielten die Rungholter es mit Früh- und Spätmessen und drei volle Tage lang mit einem andauernden Geschmause. Auch hatten die reichen Kauf- und Kornherren der Stadtarmen nicht vergessen, sondern viertelscheffelweise Brotkorn verteilt. Am hohen Christfeste wurden alle Rungholter satt.

An die Dünenleute freilich dachte keiner. Gehörten diese doch nicht zum Stadtverbande. Mochte jeder für die Seinen und Gott für alle sorgen.

Weil das Meer zugefroren war, wurde der Fischer Tedje zum Jägersmann und fing in der Schlinge ein Dünenhäslein. Seines Bratens froh, begegnete er einem Marschbauer, der die Schultern hoch zog.

„Das ist mein erstes Weihnachtsfest, wo ich den Vögeln keine volle Garbe vors Scheunentor gestellt habe. Seht Ihr die Löcher, Tedje? Dort unten in ihren Erdkammern sitzen die Mäuse warm und gut.“

„Der Frost, Hauke! Der Frost wird ihnen den Garaus machen.“

„Nein, vom Himmel sollte es gießen, so daß die Mäusekeller voll Wasser liefen ... danach müßte es Stein und Bein frieren ... sonst kann uns nichts retten ... im nächsten Jahre fressen uns die Mäuse auf, wenn nicht zuvor die Winterflut uns verschlingt ... mit uns Menschen wird es wohl Matthäi am allerletzten sein.“ Der grüblerische Bauer schlenderte weiter und sah mit den großen Eulenaugen auf den Grund.

Viele wurden von der Not der Gegenwart geängstigt und von Zukunftsahnungen verdüstert. Anno 1300 schrieb man. Das abergläubische Altweibergeschwätz von der bösen Dreizehn schrieb der Unglückszahl alles Unheil des Jahres zu.

Aber die Armen des Dünendorfes hatten keine Furcht, trotzdem der Frost nicht ihr Freund und der Mangel ihr Küchenmeister war. Am zweiten Abende nach der Weihenacht hatten sie ihre große Festfreude, denn sie versammelten sich in Maikes Hütte, als des Neumonds schmale Sichel am klaren Himmel stand.

Paulinus, der das Refektorium nicht betreten durfte, sondern in der Kälte seiner Kammer saß, der Geächtete und von keinem Vikar mehr Gegrüßte, hatte von der Weihnachtssehnsucht viel gelitten, aber nach dem Feste wurde ihm seine Christfreude zuteil. Kurz vor Torsperre verließ er die Stadt und eilte in der Franziskanerkutte den Dünen zu.

Lauter lieb vertraute Gesichter, die mit leisem Lächeln den Mönch erkannten, sah er, lauter harte Hände, die nach seinen verklammten Fingern griffen. Auch ein andrer war zugegen, Jap, der Schiffer, der Glotzaugen machte und bescheiden in den dunkelsten Winkel sich drückte, gleich als wolle der Reumütige sichtbarlich kundtun, daß er der größte von allen Sündern und der geringste von allen Winklern sei. Nomme verkündete die Botschaft. „Freuet euch in dem Herrn allewege! Wem ist das Wort zugerufen worden? Den armen Leuten zu Philippi, die in Fährlichkeit und Verfolgung waren. Und die täglich Sterbenden freuten sich in dem Herrn. Der aber über das Mittelländische Meer sein ‚Freuet euch' rief, saß selbst zu Rom in Bann und Banden. Paulus, der an einen Kriegsknecht Gekettete, hatte Lob auf den Lippen und hohe Freude im Herzen. Freuet euch allewege, meine Brüder!"

Ein Strandläufer, den sein Weib zum Fest mit Zwillingen beschenkt hatte, erhob sich halb aus seiner gebückten Stellung und erkundigte sich verlegen. „Hm ... man muß sich ja freuen ... auch die vielen Kinder, die wir knapp satt machen können, sind eine Freude und ein Gottessegen ... aber ich habe oft darüber spintisiert, ob nicht die Ehelosigkeit ein besserer und höherer und jedenfalls sorgenloser Stand ist."

Der Weber gab darauf eine schnelle und lange Antwort. „O, über die Ehelosigkeit der Geweihten, die dennoch zeuget ... viel Sündhaftigkeit erzeuget und Gewissensverstrickung gebieret!"

Der Mann in der Franziskanerkutte riß Augen und Ohren weit auf.

„Ich will mit den Worten eines Regensburger Predigers davon reden und rufen: Du junge Welt, geh schleunig zur Ehe, denn mit der Ehelosigkeit gehen viele bis auf den Grund der Hölle. Was jammerst du das alte Seufzerlein: ‚Die ich gern nähme, die will mich nicht'? O du armes Schmachtelein, will dich die Kurze nicht, so nimm die Lange, will dich die Schlanke nicht, so nimm die Dicke, nimm dir nur ein brav Eheweib aus aller Welt! Ein andrer windet sich: ‚Ich bin arm und habe mein Brot nicht.' Ei, du bist ein Lotterer und wirst in der Ehelosigkeit noch ärmer werden als in der Ehe. Die Geschornen und Geschmierten aber, welche feine Heilige sich dünken, sind die allerschlimmsten Schalke. Sie wollen in ihrer Ehelosigkeit wie die Engel geachtet werden und leben in der Unehe. Darum werden sie zum letzten ihre Uneheliche an die rechte Hand und den Teufel an die linke nehmen und alle drei miteinander zur Hölle tanzen, wo ihnen nimmer geholfen wird."

Paulinus griff die starken Worte auf, die von Nommes Lippen flogen. Jap schoß lauernde Blicke nach dem Redner.

Am Schlusse fragte der Vikar: „Also ist der Zölibat wider Gottes Gebot?"

„Ja, es sind nur wenige, die ehe- und sündlos zu sein vermögen."

Der Weber hatte den versteckten Zuhörer im Alkovenwinkel beobachtet, sah ihn scharf an und sagte plötzlich: „Ach, einer unter uns ist ein Verräter."

Die Versammelten schauten in Schreck und Verstörnis sich an.

Nomme wandte seine Augen nicht von dem Schiffer. Dieser ertrug nicht den Blick, sprang empor und stürzte hinaus in die Dünen. —

Als der Vikar gegen Mitternacht seine Schwalzelle betrat und aus dem Feuerstein einen Funken in den Zunder schlug, gewahrte er einen am Zinnleuchter befestigten Pergamentstreifen und las: „Das letzte Stündlein meines Vaters ist vorhanden. Ich bin allein in großen Ängsten."

Paulinus rief laut: „Oda, Oda!" und rannte in der Kutte nach der Fronerei. Mit geballter Faust hämmerte er gegen die Eichentür des Turmes. Der Kloakarius öffnete und schnitt ein langes Leichenbittergesicht, aber die schmalen Lippen schienen zu lachen. „Ja, dem Alten ist der Atem ausgegangen ... er hat nach treuer Arbeit Eßlöffel und Richtschwert niedergelegt."

Zu Häupten des Bettes, auf dem der müde Schläfer mit gefalteten Händen friedlich schlief, brannten zwei Lichter, zwischen denen Oda stand — in ihren Augen war keine Träne und in ihrem Antlitz kein Tropfen Blut. Nach dem Wunsche des Sterbenden hatte die Tochter Asche in Kreuzform auf das Bett gestreut, damit er unter dem Kreuze sicher durch das Todestal schreite.

Nachdem Paulinus den Toten mit Weihwasser besprengt, hob er ergriffen die Hände. „Henneke hat im Glauben den Tod überwunden. Möge mein Ende sein wie dieses, des unehrlichsten und verachtetsten von allen Menschen, die in Rungholt wohnen!"

Sanft legten sich seine Hände auf Odas Schultern. „Wir wollen nicht schreiendes Leid tragen um einen Seligen, sondern seines Friedens uns getrösten ... aber die Leere ängstigt Euch."

„Nein, ich leide keine Not ... aber, mein Vater ... mein guter, treuer, lieber Vater wird bei den Gebeinen der Bösen und der Buben verscharrt werden ... das ist meine Seelennot."

Ungerufen trat Hinze ins Zimmer, sah mit den blinzelnden Augen, welche ihre Fröhlichkeit nicht verbargen, nach dem Totenbett und schniefte durch die Nase: „O, o ... sollen wir meinen armen Herrn in der Frühe auf den Kirchhof hinaustragen? Weil wir das Ende kommen sahen, haben wir bereits einen Schragen zusammengeschlagen."

„Ihr habt meines Vaters Tod nicht abwarten können."

„Pfui, Elender, hinaus!" drohte Paulinus und fing, über Oda gebeugt, das schluchzende Geflüster auf.

„Die Schinderknechte dürfen ihn nicht anfassen ... ich will selbst auf meinen Armen seinen Leib hinaustragen und in geweihte Erde graben ..."

Charles Daubigny
Die Brücke von Mantes



Nach Phot. von Braun, Clément & Cie. in Dornach



„Ach, das unehrliche Begräbnis ist Eure Bekümmernis ... des soll und muß Rat werden."

Wo der Verstand vergebens gesonnen und gesucht hat, siehet das Herz noch Wege, und erfinderisch ist die erbarmende Liebe. Über hohe Vorurteile setzt sie mit rücksichtsloser Ruhe hinweg, und ihre Stärke bricht eiserne Gebote.

In den Augen des gebannten Priesters blitzte es auf, und ein trotzig-mannhafter Zug saß um die Lippen, welche sagten: „Vertrauet mir ... unser Freund Henneke war ein wahrhaftiger Christ und soll wie ein Christenmensch bestattet werden."

In der frostig klaren Morgenfrühe ging der Vikar auf die Gassen hinaus. Die Kornträger, die am Markte müßig standen und um einen Kupferblaffert sich die Beine abgelaufen hätten, bat er, um Lohn die Leiche des Büttels nach dem Kirchhof zu tragen.

Kaum hörten sie es und liefen schon hinweg, als wie vor der Pest. Andere sahen ihn an und fragten ehrerbietig: „Mönch, seid Ihr rein des Teufels?" Eine dritte Gruppe aber begann zu fluchen, ob sie sich an einem Scharfrichterkadaver zu Schindern machen sollten.

Beharrlich eilte Paulinus weiter und fand am Hafen fremde Bootsleute stehen, die er anflehte, ihm beizustehen, und nicht umsonst. Diese brummten in den Bart, daß sie vor keinem Gestank, noch dem Gottseibeiuns sich fürchteten und für ein gut Geld zu allem bereit und fähig wären. Auch würden sie ohne Scheu den toten Schreckensmann einsenken, aber — sie krauten sich in den borstigen Haaren — aber Schiffer und Schinder seien keine Geschwisterkinder, und sie dürften sich um keinen Preis unehrlich machen.

Paulinus antwortete nach kurzem Besinnen: „Der Büttel Henneke ist von mir in die Fraternität der armen Brüder des Herrn Jesu aufgenommen worden. An dem Toten, der das Franziskanerkleid trägt, werdet ihr euch nicht unrein machen."

Das leuchtete den Skrupellosen sofort ein, und sie folgten ihm in die Fronerei.

Paulinus zog seine eigene Kutte aus und umhüllte damit den Leib des Toten!

Kraft jenes Priestertums, das Gott gibt, in Vollmacht der erbarmenden Liebe, hatte er den Rungholter Büttel durch seine kühne Tat rein und recht gemacht, echt und ehrlich gesprochen.

Oda erzitterte unter den auf sie einstürmenden Gefühlen in Schreck und Freude.

In der Mönchskutte lag der tote Henneke auf dem Schragen und ward von den Schiffern hinausgetragen. Hintendrein schritt Paulinus in dem kurzärmeligen Hauswams und die weinende, ihr Angesicht verhüllende Oda.

Dem wunderlichen Leichenzuge sah Hinze nach und schüttelte sich vor schadenfröhlichem Lachen. „Haha! Dem dreisten Dompfaff werden sie für

immer das Maul verstopfen, entweder in einen Klosterkäfig ihn sperren ... oder meiner Hut und Hand übergeben. Haha, ob der neue Henker an ihm sein Meisterstück machen wird?"

Alle Leute standen still hinter dem Zuge, der aus der Büttelei sich bewegte. Rungholter Verstand vermochte das Verblüffende nicht zu fassen.

Römische Kaiser und deutsche Könige hatten sich im Ordenskleid der hochgeachteten Franziskaner in ihren Domgrüften beisetzen lassen. Und hieß es nicht, daß Fürsten und vornehme Herren, die ein lustiges Leben geführt, in ihrer letztwilligen Verfügung umsonst sich um solche Ehre bemüht und beworben hätten? Der unehrliche Henker wurde in großen Ehren zum Friedhof getragen und wie ein König bestattet.

Den Sarg senkten die Schiffer in geweihte Erde, und über dem Staube sprach der gebannte Priester seinen Segen.

Paulinus wußte, daß er den entscheidenden und folgenschweren Schritt seines Lebens getan. Aber die Wahrheit, die wohl wert ist, daß ein Mensch um sie stürbe, stärkte ihn, so daß er frei, furchtlos und mannhaft seinem Gericht entgegenging. — — —

Als das Gerücht von dem Unerhörten durch die Gassen lief, entstand in der Stadt ein Tumult und Geschrei, wie es zu den Zeiten des schwarzen Todes nicht ärger gewesen.

Um die neunte Stunde war der Rat im Tinghause versammelt — nur der Priester Theodorus, der an den Nachwehen des Weihnachtsfestes litt und langer Bettruhe bedurfte, fehlte noch — und sie wußten nichts von dem Gerücht. Eine große Sache der Religion und Kirchenreinigung wurde verhandelt.

Jap, der Kundschafter, wurde vorgelassen, um seinen Bericht zu erstatten. Weil er ins Weite und Breite schweifte, verhörte der Domherr ihn.

„Haben sie in der Höhle der Maike die Jungfrau Maria gegrüßt?"

„Nein, sie haben verlauten lassen, daß Maria keine rechte Jungfrau gewesen sei." Jap log frech, um mehr Lohn zu gewinnen.

„Haben jene Sektierer und Nachtfreunde bei ihrem geheimen Götzendienst die Heiligen angerufen?"

„Nein, sie haben sehr übel und unehrerbietig von allen Heiligen geredet. Die meisten seien Schalke und schlaue Betrüger gewesen, die jedem, der ihnen vertraue, zu Schaden verhülfen." Der Späher übertrieb und entstellte.

Ein heiliges, haarsträubendes Entsetzen packte die Ratsherren.

Nur der Domherr fragte ruhig weiter: „Haben sie nicht gelehrt, daß man keiner Werke bedürfe?"

„Ja, wer nur glaube, könne tausendmal frei sündigen, es werde ihm zehntausendmal vergeben."

Fedder Heikens hob die knochige Hand. „Was brauchen wir mehr Beweise? Eine stinkende Ketzerei ist ausgebrochen im Armendorfe ... dieses Krebsgeschwür muß ausgeschnitten und ausgerottet werden."

Theodorus Albus stand unter den erregten Herren in Kaltblütigkeit. „Ich bin ein Diener Christi! Keine Inquisition, keine Schärfe der Folter, kein Blutgericht und keine Scheiterhaufen! Welche verhaßten Dinge den Ruf und Ruhm der weit geachteten Handelsstadt gefährden. Aber die geistliche Pest darf Rungholt nicht verderben. Wir müssen die Glaubensschänder von uns tun und sogleich nach dem hohen Moore hinaustreiben, allwo sie ihren Zwangswohnsitz erhalten, ihnen zur Strafe und der Stadt zum Schutze."

„Ja, ja, im Notwinter würden sie uns durch unverschämte Bettelei beschweren ... hinaus nach dem Moore mit den Ketzern!" prustete Peters. In der Hitze waren ihm seine Gedanken über die Lippen gelaufen.

Schon wollte der Ratsherr die Sitzung nach getaner Morgenarbeit aufheben, als die Tür unziemlich aufsprang und der rote Theodorus unpriesterlich hereinpolterte, mit aufgeblasenen Backen pustend: „Luft ... Luft ... ich ersticke ..." Über der gequälten Brust zerrte er an dem teuren Sindaltuch seines Rockes, aber er zerriß es nicht.

„Laßt Euch den Schlag nicht rühren ... wir haben schon über die Ketzer das Urteil gesprochen."

Der Feuerrote schnappte und schnaubte. „O Greu—el ... in Rungholt ist ein Greuel geschehen. Der gewesene Vikar hat den Kadaver des toten Büttels in eine Franziskanerkutte gewickelt und am ehrlichen Kirchhofsort begraben."

Nach einer kurzen Stille des Grauens erhob sich ein wildes Geschrei, das des Domherrn kreischende Stimme übertönte. „O scelus sceleratissimum! Das verbrecherischste von allen Verbrechen! Entehrt ist das Mönchskleid und das Priesteramt geschändet!"

„O, o!" Jap stellte sich mitten unter die Ratsherren und brüllte am lautesten. Als die Unruhe sich legte, erteilte er sich selber das Wort. „Ich kann bezeugen ... der Vikar ist ein Winkler und hat gottlose Dinge gepredigt, daß die Ehelosigkeit eine Sünde sei und jeder Priester mindestens ein Weib haben müsse."

„Schaffet den verklagten Vikar vor unsern Stuhl!" donnerte der Domherr.

Zwischen zwei Stadtknechten trat Paulinus ins Tinghaus.

Den Schergen rief Theodorus Rufus zu: „Keiner fasse mit einem Finger ihn an und mache sich unrein an dem Schindergenossen! Du Elender aber, stelle dich gegen die Wand ... schon der Hauch deines Odems ist Gift."

Der Domherr winkte Schweigen. „Paulinus Frisius, bisher Vikar am Dome! Ich entkleide dich deiner Weihe und Würde und stoße dich aus dem Heiligtum, das du durch sakrosankten Greuel geschändet hast."

„Ich habe nach dem Gebot der Liebe und dem Befehl des Gewissens gehandelt," antwortete der Verklagte.

„Du bist aftergeboren vom Vater der Lüge und hast wider den heiligen Geist gesündigt. Zum letzten hat dieser Mensch den Leichnam des

Karnifex und Kopfabschneiders in die heiligste Kutte gehüllt und eingesegnet. Darauf steht nach unsern Willküren lebenslängliche Einmauerung im Beichthaus der Diebe und Mörder. Zum ersten aber hat der ausgestoßene Priester das Schlangengift der Irrlehre den unwissenden Seelen gereicht und viele in Gefahr des ewigen Todes gebracht. Die Ketzer und Giftmischer sollen nach unserm Gesetz eingeäschert und ihre Asche im Wasser der Westsee verstreut werden. Wenn du dich verantworten kannst, tue den Mund auf!"

Erhobenen Hauptes stand Paulinus an der Wand und schwieg; aber seine Augen waren fest auf die Ankläger gerichtet, und ihr klarer, freier Blick war das Zeugnis seiner Unschuld.

Theodorus Albus schnaubte sich im Tüchlein die Nase und sagte mit glucksender Stimme: „Ich hab' ihn lieb gehabt vor allen meinen Vikaren ... es bricht mir das Herz. Meine lieben Brüder vom Rat, wir wollen ihn begnadigen unter einer, unter einer Bedingung ..."

„Geistlicher Greuel und keine Gnade," brummte der rote Theodorus.

Aber der weiße stopfte ihm mit einem Bischofsblick den Mund und öffnete selbst die Lippen. „Paulinus Frisius, wir wollen dich in ein Kloster eintun, wofern du widerrufen willst ... wir wollen dich vom Martertode erretten, aber du mußt einen Eid leisten, daß du den ruchlosen Leuten von Lyon und ihrer Lehre absagen und abschwören willst."

Der Vikar streckte die Hand aus. „Ja, ich will schwören."

Alle sahen und horchten empor.

Er hob die Finger gen Himmel. „Weil Ihr einen Eid von mir begehrt, will ich sagen und schwören, daß ich nimmermehr von der Wahrheit der Waldenser lassen, sondern laut bekennen will, daß in nichts anderm das Heil ist denn in dem Armeleutglauben von Gott und seiner Gnade."

Ein höhnisch verbissenes Lachen erscholl im Saale, und Stimmen schrien: „Des Todes ist er schuldig!"

„Ja, des Todes!" Der Offizial wischte sich die Stirn. „Aber keine Inquisition! Der Geruch der Scheiter geht weit in die Lande .. darum wollen wir die qualvolle Einäscherung in kurze Pein umwandeln."

Heikens stemmte sich auf den Tisch, und sein Gesicht war wie das der Justitia am Giebel des Hauses, unbeweglich hart und von Erz gegossen. „Gebannt ist der Ring! Dieweil wir Macht und Gewalt haben vom höchsten Gott und dem Herrn Bischof, dem das Amt befohlen ist, wollen wir Ting halten und hegen und gerechtes Urteil sprechen. Paulinus soll echt- und ehrlos sein und als ein verstockter Ketzer am dritten Tage des neuen Jahrhunderts auf dem Galgenberge öffentlich enthauptet werden."

Paulinus erblaßte nicht, sondern sprach das Urteil über seine Richter: „Domherr Theodorus, daß Ihr mich lieb gehabt ... das ist die Lüge. Ihr Ratsherrn, daß Ihr fromm und gerecht Euch dünkt, ist Rungholts geistlicher Greuel, den Gott ausrotten wird an seinem Tage."

„Hinweg, hinweg mit ihm!"

Bevor die Schergen den Verurteilten aus dem Tinghause stießen, hatten sie Fäustlinge angezogen, um sich nicht unrein zu machen.

Hinze, der das Scharfrichteramt ad interim verwaltete, empfing den Gefangenen mit hämischer Freude. „Guten Morgen, Konfrater in der Unehrlichkeit! Ei, warum so mürrisch?

Gebt mir die Hand auf du und du!
Ich schaff' dem Menschen die ewige Ruh',
Und wenn ich auch zuweilen muß stäupen,
Mußt du doch an meine Liebe gläuben."

Wenn sein boshafter Witz vom Teufelsgeist ergriffen wurde, reimte der Kloakarius gern. „Komm, ich will dir den höchsten und schönsten Wohnort im Turme geben, allwo du dem Himmel sehr nahe bist."

Paulinus sah in die Luft und schwieg, während er in eine Zelle des obersten Geschosses, dessen Falltür über die Treppe herabgelassen und verschlossen werden konnte, gebracht wurde.

Hinze ließ die Tür offen und trat zur trauernden Oda ins Zimmer. „Die Rungholter haben uns nachträglich eine Weihnachtsverehrung gemacht . . . schmerzhafte Jungfer, ich glaube, sie haben Euren Kummer lindern wollen . . . bemühet Euch hinauf und betrachtet die Bescherung!"

Sie kannte des Gelblichen Art, stürzte, hinter sich ein Gekicher hörend, die Stiege hinauf und öffnete die Zellenklappe.

Oda klammerte sich fest, um nicht hinzuschlagen. Alles Blut wich aus ihrem Antlitz und drängte zum Herzen. Ihre Lippen lallten: „Paulinus! Um . . . meines . . . Vaters willen seid Ihr gefangen . . . o, meine törichten Tränen, die Euch jetzt töten . . . o, o!"

Er legte die ausgestreckte Hand auf ihr Haar. „Eure Tränen sind schuldlos. Nicht um des Begräbnisses, um meines Glaubens willen haben mich die Rungholter verurteilt und als meinen Todestag den dritten des neuen Jahres vorherbestimmt, aber sie haben noch nicht die Unterschrift des ewigen Richters erhalten. Ruft mich mein Gott, so will ich gerne gehen, befiehlt er mir zu bleiben, so harre ich aus."

„Redet nicht mit solcher Ruhe von Eurem Tode . . . Ihr dürft nicht sterben."

„Was ist besser?" fragte er, „wenn einer die Wahl hätte zwischen böser Kampfzeit und guten Friedenstagen, wer würde die Rüstung und nicht die Ruhe wählen? Ich aber warte und lasse den Herrn das Los mir werfen, gut ist Gottes Wille allewege."

Sie nickte. „So sagte auch mein Vater, doch er setzte hinzu: Aber des Menschen Gebet zwingt dem Allwaltenden den Willen. Auf meinen Knien will ich Gott bedrängen . . ."

Schwichtigend sprach er: „Und stille sein . . . das wollen wir, Oda."

„Nein, ich will wider der Menschen Bosheit anstürmen . . . kein Preis ist mir zu hoch . . . was immer es koste . . . Ihr dürft nicht unschuldig sterben . . . ich will und muß . . . und ich glaube, ich kann Euch retten."

Ein wehes Leid umzuckte ihre Lippen, aber in den schwarzen Augen leuchtete ein unergründlicher Glanz. Sie zog von der Falltür den Schlüssel ab, den sie unter ihrem Mieder barg.

Der Vikar, der die Hände auf den Rücken legte, umwanderte seine enge Behausung. Vor einem Bilde an der Kalkwand, das ein früherer Häftling nicht ungeschickt gezeichnet hatte, blieb er stehen. Auf einer Kanzel predigte ein Wolf in einer Kutte vor einer großen Gemeinde von Gänsen, die alle einen Rosenkranz im Schnabel trugen. Die Kanzel des Wolfpredigers aber trug die Umschrift: Viel Fabeln will ich euch sagen, wenn ihr mir füllt den Magen.

Paulinus lächelte nicht über das Schelmenbild, sondern schrieb mit Kohlenstift an die entgegengesetzte Wand: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen!

Vielleicht möchte das Wort einen einzigen Armesünder trösten. —

Oda schwankte nicht. In plötzlicher Eingebung der berechnenden Klugheit oder des unberechenbaren Frauenherzens war ihr die helle Erkenntnis und der feste Entschluß gekommen, was zu tun sei. Kein Preis war ihr zu hoch, um den geächteten Priester, der in Rungholt allein gut war, zu retten — sie selbst wollte der Preis sein.

Oda winkte den Gelblichen ins Wohngemach und setzte sich kühl und gemessen hin. „Ihr meinet das Amt meines verstorbenen Vaters zu erhalten?“

„Dazu hat Herr Heikens mir gute Hoffnung gemacht, obgleich ich es dem Seligen nicht mißgönnt habe.“

„Das Amt ist nicht Eure liebste Hoffnung,“ machte sie verächtlich.

„Nein.“

„Euer höchster und heißester Wunsch bin ich . . .“

„Jaja,“ grinste er.

„Und ich will Euer Weib sein,“ sagte sie langsam und tonlos.

„W—a—a—s?“ Einen Augenblick blieb sein aufgerissener Mund sperrweit stehen. Dann spitzte er begehrlich die Lippen und schnellte vor, sie zu umschlingen.

„Hinweg . . . oder ich steche!“ Sie stieß nach ihm. „Unter einer Bedingung verlob’ ich mich Euch.“ Ein Schauer schüttelte sie. „Ihr müßt mir den Schlüssel zur Zelle des Oberstockes lassen und zur Nacht schlafen.“

„Hihi, damit Ihr den Galgenvogel entschlüpfen laßt und ich des Amtes ledig bin, bevor ich es habe . . . als gestäupter Schinderlump hätte ich kein Weib und könnte die Bettlerstraße ziehen. Oda, Ihr seid schlau . . . doch ich bin schlauer.“

Sie hatte alles vorher besonnen. „Einen andern Pakt will ich mit Euch schließen. Zum ersten: Ihr laßt mich frei mit dem Gefangenen reden die wenigen Tage, die er zu leben hat.“

„Meinetwegen,“ brummte Hinze, „mag er den Minneschaum von Euren Lippen nippen, wenn ich nur das andere . . . den eigentlichen Becher bekomme . . .“

„Schweigt, Unhold! Mein zweites lautet: Euch ist bekannt, daß der Scharfrichter nur einmal sein Verfahren anwenden darf. Trifft er nicht, so ist das Todesurteil dennoch vollstreckt und die Justiz befriedigt. Macht er aber einen zweiten Schwertstreich, so richtet er zweimal und bricht das Recht des Verbrechers, der seine Strafe erlitten hat."

Hinze summte. „Hm, hm, hm!"

„Versteht Ihr mich? Ihr müßt mit dem Richtbeil fehlschlagen und nur das Haar ihm streifen ... so wird er des Landes verwiesen ... und Ihr werdet mich ehelichen."

Hinze räusperte sich. „Hm, hm ... die Justiz möchte an mir sich schadlos halten, und ohne Haupt kann keiner heiraten."

Oda überhörte es. „Zum letzten: Bis dieses alles geschehen und erfüllt worden ist, dürft Ihr mit keinem kleinen Finger mich berühren ... Ihr kennt mich, daß ich meinen Pakt halte und kein Pünktchen davon ablasse."

„Das erste und das letzte sei gewährt," sagte der Kloakarius, „aber das zweite könnte eine Mausfalle sein, aus der mein findiger Witz einen Ausweg suchen muß."

Sie antwortete: „Ich meine es mit Euch ohne List ... und ohne Liebe."

Er lachte: „Mit dem Essen kommt der Hunger und mit der Hochzeit die Liebe."

Oda meinte, ihr Opfer dargebracht zu haben. Jene Märtyrerkraft, die alle Überwinder des eignen Ich beseligt, stärkte sie. Oft weinte sie leise quellende, lindernde Tränen. Aber sobald die Zellenklappe niederschlug, war jede Zähre verwischt, und sie erquickte den Gefangenen mit guter Speise und freundlichen Worten.

„Heut' weiß ich etwas."

„Was wißt Ihr?"

„Zur Nacht im Schlafe weinte ich ein förmliches Bächlein ... Traumweinen aber bedeutet Tagfreude ... auch sah ich eine blasse Frau, die wie die Gottesmutter sich anließ ... und sie nickte mir zu hold und erhörend. Was haltet Ihr davon?"

Er lächelte schwach. „Auf die Gottesmutter hab' ich nicht viel Verlaß."

„Nun hört mein letztes und lachet nicht! Am Morgen zog ich, wie ich es früher als Kind getan, Zahlen in die Herdasche und warf mit geschlossenen Augen mein Stäbchen ... erst fiel es auf die drei und dann auf die dreizehn, und beidemal kreuzweise ... ahnt Ihr die Deutung? Dreimal dreizehn Jahre werdet Ihr noch leben."

Selbstvergessen lächelte er ihr in das kluge Gesicht. Durch das Aschenorakel und andere Kurzweil suchte sie den Gefangenen zu erheitern.

Aber am Nachmittage mußte sie ihm böse Kunde bringen. „Die Leute aus dem Dünendorfe werden heute ausgetrieben und nach dem hohen Moor verwiesen."

Seine Augen, die um seiner selbst willen keine Träne vergossen, wurden feucht, und sein Herz schlug in bangen, erbarmenden Schlägen. „Ich liege in Banden und kann meinen Brüdern nicht beistehen."

„Gott kann und wird es tun." — — —

Aus den Dünen bewegte sich ein langer und langsamer Zug. Tief gebückt gingen die Frauen, den Säugling an der Brust und das Bündel auf den Rücken geschnürt. Mutlos schritten die Männer neben den Leiterwagen, welche die Rungholter Roßbesitzer ihnen großmütig geliehen und auf die sie ihre wenigen Habseligkeiten gepackt hatten. Neben den Pferden trotteten die Kinder mit blau angelaufenen Gesichtern, nur ein paar Hunde sprangen lustig bellend über die Gräben.

An seinem Fenster stand der Pharao von Rungholt und sah dem Zuge nach, ohne mit einer Miene zu zucken.

Voran als Führerin des Haufens schritt Maike, einen Knotenstock in der Faust. Sie schien unverzagt und unverfröstelt, blickte aber böse nach den Tingfenstern empor und sprach: „Es ist im eisigen Mittwinter eine grausame Maßregel und ein Kindermord. Der steinharte Frost wird noch eher ein Einsehen haben als diese Menschen ... wir wollen den Himmel um Taugelinde bitten."

Hinter dem Nordertore trat Nomme aus dem Weidengebüsch hervor und segnete die Ausziehenden. „Seid getrost und unverzagt!"

Aber der Tröster war selbst tief verzagt und flüsterte Maike sein Schrecknis ins Ohr: „Sie haben Paulinus zum Enthauptungstode verurteilt."

Sprachlos stützte sich das Mannweib auf den Knotenstock, und der erste Laut, den ihre Lippen lallten, war ein Fluch und das furchtbare Wort: „Fluch über Rungholt, in dem nicht zehn Gerechte sind ... es soll vergehen im salzen Wasser und werden zum grauen Watt. Sie wollen meinen Paulinus, den einzig Gerechten und Gottgeliebten, töten ... Domherr, Domherr, hüte dich! Ich will das Haupt und die schlechte Seele und die fünf klugen Sinne dir verrücken."

Maike ließ den Haufen voranziehen und kehrte mit langen, hallenden Schritten durch das Nordertor zurück. Wo sie nahte, liefen die kleinen Kinder schreiend in die Haustüren hinein.

Mit dem Stocke stieß das Weib die Pforte des Domherrnhauses auf, warf den Famulus mit einem groben ‚Weg da' wie einen Federball bis in die Fensternische, trat ohne Klopfen in das Gemach des höchsten Klerikers und verriegelte hinter sich die Tür.

Was zwischen ihr und des Bischofs Offizial gesprochen und verhandelt wurde, hat kein Zeuge gehört.

Als sie mit dem Domherrn ihre Morgensprach gehalten hatte und heraustrat, verzerrte ein grimmig-hartes Lachen ihren ungefügen Mund. Der weiße Theodorus aber lag aschgrau und wie ohnmächtig und alle zehn Finger in die Hand hineingekrallt im Ohrsessel.

Jammernd ſprang der Famulus herbei und hielt das Riechfläſchchen unter die Naſe ſeines Herrn, welcher ſeine Augen öffnete und dreimal nieſte.

„Proſit, proſit! Soll ich das Weibsbild, das ſich an Ew. Hochwürden vergriffen hat, durch die Stadtknechte arretieren laſſen?"

Der Aſchgraue wurde gallig-gelblich, und der ſcheintot Geweſene brüllte laut und lebendig: „Das Maul ſoll Er halten ... weiter nichts."

Theodorus lag im Seſſel und ſchwieg. Haupt und alle fünf Sinne, Menſchenklugheit und Biſchofsweisheit hatten ihn in dieſem Augenblick verlaſſen.

Maike bog durch die übelriechende Gerbergaſſe, an deren Ende der Turm der Fronerei ſich erhob. — — —

Juſt als Theodorus in Scheinohnmacht fiel, lag die Scharfrichtertochter in der Zellenklappe, lugte zu dem Gefangenen hinein und lächelte.

O, das iſt der Jugend Vorrecht, die unter Tränen und noch im Angeſicht des Todes zu lächeln vermag.

Paulinus nämlich hatte tiefſinnig ſie betrachtet und mit großem Ernſt geſagt: „Oda, wie fein Ihr ſeid!"

„Ihr meinet mein Gewand ...?" antwortete ſie errötend und im Gewiſſen ein wenig geſchlagen — denn die Schalkin ſchmückte ſich, wenn ſie zu dem Gefangenen hinaufging.

„Eures Kleides Hellbläue iſt eine fröhliche Farbe und gefällt mir wohl." Der Vikar nahm keinen Anſtoß daran.

Dennoch entſchuldigte ſie ſich. „Darf ich nicht vom Leid um meinen Vater aufſeufzen, nun ich gute Ausſicht habe, Euer Leben zu erhalten? Wollt Ihr mir glauben, blindlings, voll und ganz, gehorſam und gewißlich, ſo wie ein Menſch an Gott nur glaubt? Ich ſage Euch: Ob Ihr auf dem Hochgericht ſchon niederkniet, wenn das Richtſchwert über Eurem Haupte ſchwebt und niederblinkt, es wird Euch nicht ſtreifen ... wollt Ihr bis zum letzten, bis zum äußerſten dieſem Wort vertrauen und mir glauben?" Still vor Angſt und Spannung ſtanden alle ihre Züge.

„Oda, ja, ich vertraue Euch wie keinem Menſchen und will glauben, was ich nicht verſtehe."

Da geſchah es, daß ein feuchter Glücksglanz in den dunklen Augenſternen ſchimmerte.

Traumabweſend betrachtete er das Mägdlein und ſagte zum zweiten Male: „Oda, wie fein Ihr ſeid!"

„So ſprechet Ihr, weil ich den Bruſtlatz mit zwei Silberſtücken behängt habe ... ach, Ihr werdet es für Welteitelkeit und Weibertorheit halten ... doch leſet die Münze und überſetzet mir das Latein der Inſchrift!" Um ihre Lippen ſpielte ein luſtig loſer Schelm.

Vorſichtig hob er die Münze vom Mieder, und ſeine Finger zitterten.

„Deo Duce et Auspice," las er und überſetzte: „Unter Gottes Führung und Leitung!"

„Nun ſeht Ihr, daß es ein frommer Spruch iſt, den eine Frau als Schmuck wohl tragen darf."

Paulinus sah sie an und summte seine Antwort. „Ich vertraue Euch, wenn alles, was wir beschließen und machen, unter Gottes Leitung geschieht."

Beide schwiegen, als wäre ihr Geschäft und Gerede beendet, und blieben trotzdem hüben und drüben stehen.

„Oda, wie schön Ihr seid!" Zum dritten Male entfuhr ihm das Wort und klang wie der unverhohlene und unaufhaltsame Verwunderungsausruf über eine neue Entdeckung, die er gemacht.

„Was meint Ihr?" stammelte sie.

Der peripatetische Philosoph, der augenblicklich in der Türklappe eingezwängt saß, nickte gelehrt. „Ich meine Euer Antlitz ... es ist nicht deutsch, noch weniger friesisch ... es ist dunkel und doch licht und lebensvoll, wie die Edelzüge jener Römerinnen, die zu des Tacitus Gezeiten lebten. Südländisch sind die schwarzen Augen und das glänzende Gelock, rein und stolz wie Lucretias ist Eure Stirn und echt römisch die leicht gebogene Nase."

Oda warf den Kopf in den Nacken und lachte. „Ich bin eine Römerin! Ja, mein Vater hat mir erzählt, daß unser Vorfahr aus Köln, der großen Rheinstadt, nach Rungholt gekommen ist. Wollt Ihr unsere Historie hören, wie ich sie mir erraten und erdichtet habe? Zu den Zeiten des Kaisers Tiberius stand ein gebräunter Kriegsknecht, der aus Latiums Gefilden stammte, in dem Römerkastell auf Wache, und er sah die blauäugige Alemannin täglich nach dem Brunnen gehen und schöpfen. Publius — so hieß er — nahm ihr eines Tages die Krüge ab und trug sie bis zur Hütte. Waldtraut aber — also war ihr Name —, die auf römisch nicht zu danken wußte, schwieg errötend. Obgleich sie Lateinisch schwer erlernte und er wenig Alemannisch radebrechte, haben beide dennoch sehr gut und sehr balde mit den Lippen sich verständigt. ... Publius war unser Ahnherr. Aber, ach, ein Urenkelsohn der blonden Alemannin wurde auf ruchloser Tat in Köln ertappt und vom Henkerstrick zum Henkeramt begnadigt, weil der letzte Galgenmeister just gestorben war. Also sind wir, obgleich aus edlem römischen Patriziergeschlecht entsprossen, eine schlechte, unehrliche Scharfrichtersippe geworden."

„Was ist das für ein plebejisches Geräusch?" sagte Paulinus aufhorchend.

„Laßt die Schinderknechte schreien und sich zanken!" erwiderte Oda in Eifer, „glaubt Ihr meiner Mär? Ja, in Köln am Rhein ist noch viel Römerblut."

Beide lauschten, denn lautes Stimmengewirr drang von unten herauf.

Mit der wunderlichen Maike, die soeben die Fronerei betreten hatte, wollte Hinze seinen unverschämten Narrenspaß haben.

„Ach, mein Sützerz," sprach er schmachtend und den Arm um ihre breiten Hüften schlingend, „so ... nun habe ich Euch mit meiner Hand unehrlich gemacht und Ihr müßt des Teufels Feinliebchen sein ... ich will aber einen deftigen Schmatz als Siegel daraufsetzen, wenn Ihr eine Mark

bar und richtig mir bezahlt ... hihi, hoho, haha!" Er schüttelte sich vor Lachen über seinen faulen Witz.

„Wofern Ihr mich nicht flugs loslaßt, will ich Euch eine Maulschelle schlagen, daß Ihr am hellichten Tage Sonne, Mond und alle Sterne tanzen sehet ... ich hab' mit der Scharfrichtertochter zu reden." Die brummende Maike verstand keinen Spaß und machte fürchterliche Augen.

Hinze rief die Treppe hinauf: „Ein menschliches Unwesen, das wie ein Bär knurrt und wie ein Mann in Weiberröcken aussieht, verlangt nach Euch."

Oda hat Maikes Bitte erfüllt und sie allein in den Turm hinaufgelassen.

Unter vier Augen sah die Alte ihren Paulinus wieder, steckte durch die Öffnung ihre Hände und streichelte seine Wangen. „Mein Sohn, mein lieber, guter, treuer Sohn!"

„Ach, wäre ich dein Sohn," seufzte er, „jene, von der du mir erzähltest, als wir am Strande gingen und du auf der Robbe einen kleinen Seeritt machtest, jene arme Paula starb von ihrem Knäblein hinweg ... ich hab' keine Mutter und — keinen Vater."

„Du hast einen Vater ... lege dein Ohr an meinen Mund! Nun will Maike reden, nun muß Maike reden und dich retten. Ich kenne einen Mann, der auf den Bischofsstuhl sich schwingen möchte und in dieser Zelle sitzen müßte."

„Was weißt du von dem Domherrn Theodorus?" Paulinus hielt den Atem an.

„Vor sechsundzwanzig Jahren war er Leutpriester in Ackenbüll ... und eine schmucke Jungmagd diente in der Pastorei ... wie es möglich ist, daß sie der Versuchung und Verführung unterlag, bleibt mir unerklärlich ... wie im Weltanfang jener Engel fallen konnte ... warum wohl der Herrgott den Satanas nicht erschlägt ... Maike weiß es nicht, viele unerklärlich wirre Rätseldinge gibt es."

Paulinus stöhnte, und sein Herzschlag stand still. „Wer war die Magd?"

Des Mannweibes Augen rollten. „Ha, mein Sohn, sie werden dir kein Haar ausraufen ... ich bin heute bei dem Domherrn gewesen und halte ihn in meiner gewaltigen Hand, die, wenn es sein muß, grausam ist und seiner nicht schont ... jene Jungmagd wurde in ihrer Schmach hinausgetrieben und hatte ihre Stunde in meinem Hause."

„Wer ist mein Vater?" schrie der Gefangene.

„Der Domherr Theodorus ..."

Da schlug Paulinus auf den Estrich auf die Knie nieder, und sein Kopf sank auf das Strohlager, als habe der plötzliche, seinen Lebensanfang grell beleuchtende Blitzstrahl dieser Botschaft ihn erschlagen.

Das Mannweib weinte. „Ich habe fünfundzwanzig Jahre geschwiegen und mußte dir weh tun, um dich zu retten ... leb wohl, mein lieber, lieber Sohn!"

Schweren Schrittes ging sie und wischte sich die schmerzstarren Augen.

Regungs- und dennoch ruhlos lag Paulinus auf dem Estrich, bis er aus der tiefsten Tiefe der Verzweiflung emporschrie: „O Herre Gott, deine Gerichte fahren wie ein Gewitter über mein Haupt ... ein Greuel war meine Geburt. In Schmach ward ich geboren und die Sünden meiner Erzeuger werden heimgesucht an mir. Unehelich und unehrlich! Nun ist es genug, Herr, und allzuviel des Bösen ... nimm meine müde Seele fort!"

Der bisher so mutig beharrliche Mann war endlich kampfmüde geworden.

Oda schwebte die Stiege hinauf und flüsterte durch die Türöffnung: „Paulinus, Paulinus!"

Er sprang empor. „Weib, weiche hinweg! Vom Weibe ist die Sünde und alles Elend und Unheil der Erde gekommen."

Oda hörte fassungslos die Rede und stieg verstummt und verstört in das runde Turmgemach hinab. — — —

Hinter dem Nordtore hatte Maike ihren Haufen eingeholt und schritt voran, um in Uttermark Quartier zu bestellen. Die Bauern gaben den Vertriebenen, die auf eine dünne Streuschicht niederkauerten, Unterschlupf in ihren Scheunen.

Weit rissen die Dünenleute am Morgen die verschlafenen Augen auf, denn die Wetterfahne wies nach Westen und von allen Dächern rieselte das Wasser. Von der bösen, beißenden Frostnot befreit, zog die Schar auf das flache, unfruchtbare Hochland hinter Uttermark — eben dasselbe, auf dem Kurt, der Kirchenbrandstifter, von dem Kiebitz seinen Verfolgern verraten worden war.

Sogleich begannen die Männer Torfsoden zu stechen und zu ärmlich kleinen Hütten übereinander zu schichten, damit sie wenigstens eine Erdgrube zum Wohnen und nicht den Himmel bloß zum Dache hätten. Maike, die für zwei Männer schaffte und bis spät abends sich nicht schonte, geriet in heftigen Schweiß. Durchnäßt legte sie sich in der feuchten Höhle nieder und bestand eigensinnig darauf, daß sie diese Hütte, die unfertige und schlechteste von allen, haben müsse.

Todmüde schlief sie, aber am Morgen schüttelten Frostschauer ihren kräftigen Körper, der noch niemals krank gewesen. Als die Nachbarn der Langschläferin ihren guten Morgen boten, lag sie im Hitzfieber und hatte brennend rote Wangen. Wechselweise hielten die Frauen Wartung und Wache.

Das robuste Mannweib wurde siech und immer siecher, trank das moorig braune Wasser und redete in Fieberphantasien und Todesahnungen.

„Horch! Hört Ihr es nicht hämmern? Meinen Sarg nageln sie."

„Sie schlagen ja die Sparren des Daches zusammen."

Die Kranke, welche in die beste und dichteste Hütte hinübergetragen worden war, sah ein Gesicht, richtete sich empor und streckte die Hand aus. „Siehe ... Gott grüße dich, mein Bruder Reimer, der du vor achtzehn

Jahren ertrankst und draußen in der Westsee begraben liegst ... wie sind deine Langstiefel so voll Wasser? Reimer, du willst wohl den weiten Weg nach Hause mich geleiten ...?"

„Maike, Maike!" rief die Pflegerin, „kennst du nicht Tedje, der nach deinem Befinden sich erkundigt?"

Traurig raunten die Dünenleute, die jetzt Moorbewohner geworden waren, miteinander: „Sie hat den Ertrunkenen gesehen ... und habt ihr den Kiebitz, den sonst so scheuen, bemerkt, der dicht vor der Haustür hockte? Das bedeutet Sterben ..." Viele weinten. „Wird Maike, unsre hilfreiche Mutter, von uns genommen?"

Und alle waren in großer Betrübnis und taten Fürbitte für die Erhaltung ihres Lebens. (Schluß folgt)



Wenn die Äpfel reifen —

Von

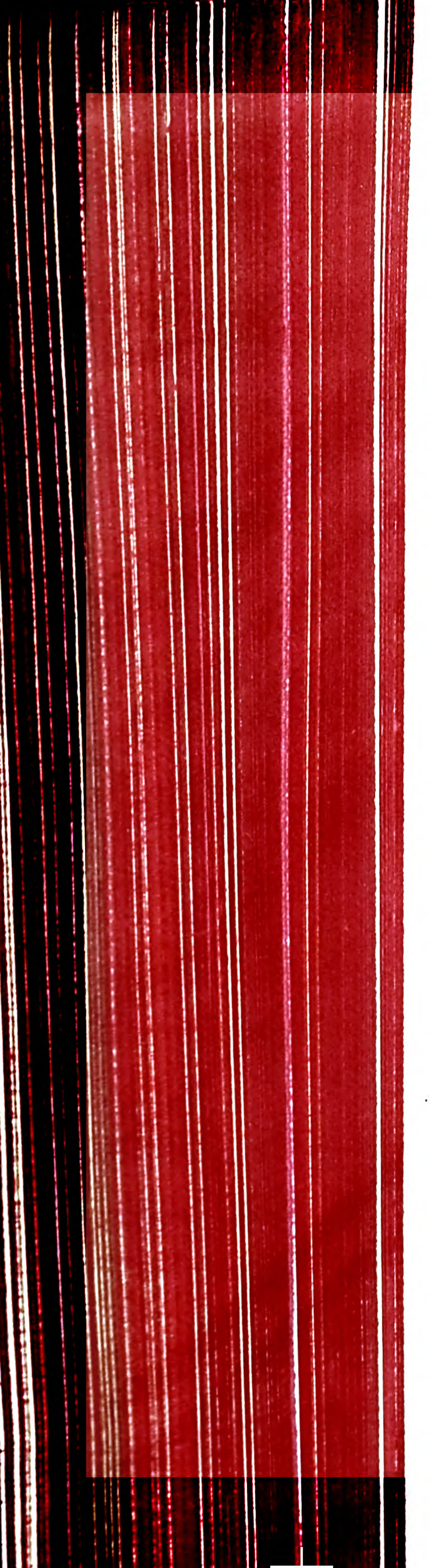
R. Zoozmann

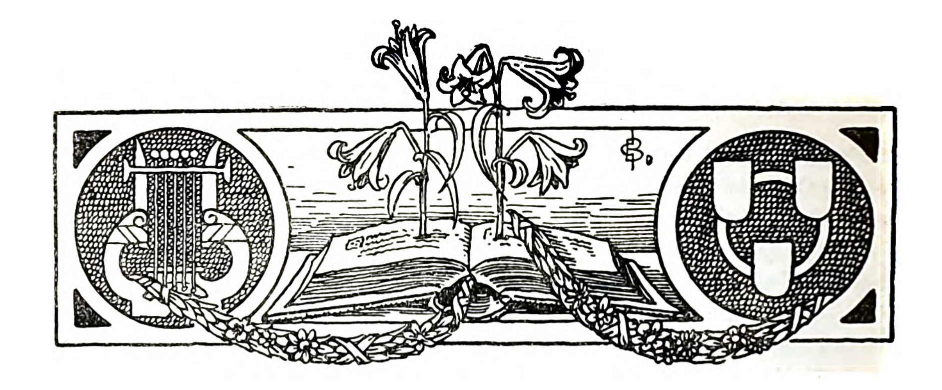
Mein Liebster ist geritten
Hinaus in den blutigen Krieg!
Sein Auge blitzte blank und hell,
Er küßte mich einmal noch — ach! und so schnell,
Und die Hörner und Pfeifen klangen so grell —
Wie hat mir ins Herz geschnitten
Die fröhliche Marschmusik!

Wenn erst die Äpfel reifen,
Dann ist er wieder zurück!
Ach lieber Gott! dir macht's nicht viel Müh',
Gib, daß die Sonne brenne und glüh',
Dann reifen die Äpfel dies Jahr recht früh —
Und ich darf haben und greifen
Bald wieder mein herziges Glück!

Zum Herbst, mein Liebster will bauen
Ein Nestlein nett und klein!
Dann zieht er nicht mehr zum Krieg ins Feld,
Nur daß er Saat und Ernte bestellt;
Und abends sein Weib er im Arme hält —
Doch erst muß der Pfarrer uns trauen,
Und reif muß der Apfel sein.







Goethe und Clodius

Von

Luise Gerhardt

Der folgende Beitrag bringt einen bisher unveröffentlichten Brief, der für eine Unterströmung zur Zeit der wachsenden geistigen Vorherrschaft Goethes bezeichnend scheint. Briefe, wie sie hier Forbiger an Clodius jun. schreibt, erinnern an jene Stimmen, die schon über ein Jahrzehnt vorher von dem alternden Herder, von Jacobi, von Dorothea Schlegel unter der Hand wider Goethe in Umlauf gingen; und auch die anfänglich so begeisterte Romantik wurde bekanntlich Goethes „antichristlicher Denkart" gegenüber kühler. Man begreift, wenn man die Geschichte der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts mit all seinen geistigen, seelischen Gärungen liest, wie es kommen konnte, daß Goethe mit seinem Menschen- und Kulturideal „eigentlich einsam dastand".

* * *

Beim zufälligen Durchblättern des Verzeichnisses einer Autographensammlung erregte die Ankündigung eines Briefes von Christian August Clodius meine Aufmerksamkeit. Nicht daß mich das Vorhandensein dieses Schreibens an sich so sehr interessiert hätte, aber die beigedruckte Anmerkung: „Von Goethe in Wahrheit und Dichtung parodiert", erinnerte mich an einen Brief von M. G. S. Forbiger, der sich in der reichhaltigen und wertvollen Autographensammlung des um die Seumeforschung hochverdienten Biographen Oskar Planer befindet und gerade diese Episode aus dem Leben des Dichters behandelt.

Christian August Clodius, geboren 1738, war schon in jungen Jahren Professor der Philosophie zu Leipzig und wurde später zum Nachfolger Gellerts daselbst berufen. In jene Zeit fielen die Leipziger Studentenjahre des jungen Goethe.

„Von Hause" erging damals an den letzteren die Aufforderung, anläßlich der Hochzeitsfeier seines Oheims Textor ein Gelegenheitsgedicht zu

verfassen. Da er um einen wirksamen Stoff aus dessen Leben verlegen war, „versammelte er den ganzen Olymp, um über die Heirat eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu ratschlagen", und schuf auf diese Weise in hochtönendem Pathos ein Poem rein allegorischen Inhalts. Die überaus begeisterten Lobsprüche seiner Verwandten veranlaßten ihn, dieses Gedicht seinem Lehrer zur Begutachtung vorzulegen, in der festen Überzeugung, auch dessen vollen Beifall zu erringen und die Bewunderung seiner Kommilitonen aufs neue zu erregen.

Aber hierin bereitete ihm Clodius eine herbe Enttäuschung. Mit rücksichtsloser Offenheit zog er gegen die „unnötigerweise zitierten" mythologischen Gestalten zu Felde und waltete mit der „roten Tinte" schonungslos seines Rezensentenamtes.

Dieses absprechende Urteil verletzte den jungen Dichter tief. Schrieb er doch unter dem Eindrucke dieses Fiasko an seine Schwester Kornelia: „Als ich die scharfe Kritik von Clodius über mein Hochzeitgedicht las, entfiel mir aller Mut." Und doch war diese Verurteilung der ausgesprochen anakreontischen Richtung seiner damaligen Dichtungen nicht die erste Kritik dieser Art.

Schon die von ihm sehr verehrte Frau Professor Böhme, der er — allerdings ohne Nennung seines Namens — mehrere seiner Gedichte vorlas, sprach sich äußerst tadelnd über das Unwahre und Triviale solcher Poesie aus. Und sein Freund Behrisch suchte ihn durch scherzhafte List von einer Veröffentlichung der Gedichte abzubringen. Durch die absichtliche Umständlichkeit beim Abschreiben der Manuskripte hoffte er jedenfalls Zeit zu gewinnen, bis dem Poeten selbst die Einsicht kommen und er aus eigenem Antrieb mit der bisher eingeschlagenen Richtung brechen würde; denn diese wollte Behrisch durchaus nicht förderlich für die Weiterentwicklung der dichterischen Begabung seines jungen Freundes erscheinen. Durch eine direkte Meinungsäußerung fürchtete er vielleicht Goethe zu verletzen und das Gegenteil zu bewirken.

Für Goethe bestand das Kränkende in Clodius' Tadel wohl hauptsächlich darin, daß ihm dieser Tadel coram publico zuteil geworden; denn seinem eigenen Geständnis zufolge unterlag es für seine Kommilitonen trotz aller Anonymität keinem Zweifel, daß er der Verfasser jener „verunglückten Götterversammlung" war.

Es ist am Ende begreiflich, daß er nun seinerseits bestrebt war — und hierin unterstützte ihn Behrisch —, Eigentümlichkeiten und Schwächen seines Lehrers hervorzukehren und ins Lächerliche zu ziehen. Und so entstand bei einem lustigen Ausfluge nach dem Kuchengarten zu Reudnitz, diesem in jenen Tagen noch in einiger Entfernung vom Weichbilde der Stadt gelegenen Dorfe, in studentischem Übermut der bekannte Hymnus auf den Besitzer des Lokales, den Bäckermeister Hendel, wobei die bombastische Manier und die übertrieben hochtönende Ausdrucksweise des Prof. Clodius in witziger Form von dem jungen Dichter parodiert wurde:

„O Hendel, dessen Ruf von Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Briten emsig suchen,
Mit schöpf'rischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffees Ozean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Hendel hier sein Glück
Und raubte dem Kothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb'! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest!
Steh hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Hendeln zu verwüsten!
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz."

Sämtliche, in obigen Versen vorkommende Prunkwörter sind zwei Gedichten von Clodius: dem „Prolog zur Eröffnung des neuen Leipziger Theaters (6. Oktober 1767)" und der „Rede, am Friedrichstage in Leipzig den 5. März 1768 gehalten", entnommen und in virtuoser Weise auf den einfachen und unbedeutenden Kuchenbäcker angewandt.

Immerhin konnte sich Goethe nicht der Einsicht verschließen — und gesteht dies später selber offen ein —, daß Clodius mit seinen Ausstellungen recht hatte. Er änderte auch fortan seine bisherige, vorwiegend anakreontische Richtung. „Ich verwünschte den ganzen Olymp, warf das ganze mythische Pantheon weg, und seit jener Zeit sind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, welche in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten."

Um so mehr ist es zu verwundern, daß Goethe, als er als alternder Mann seine „Wahrheit und Dichtung" herausgab, immer noch mit einer gewissen Ranküne seines ehemaligen Lehrers gedachte, und jede Gelegenheit benutzte, um ihm einen kleinen Seitenhieb zu versetzen. Er nennt ihn unter anderem pedantisch, komisch, fahrig, findet an seinen Gedichten sehr viel auszusetzen und macht ihm schließlich den Vorwurf, ein ziemlich ungeschickter Nachahmer Ramlers zu sein.

Daraufhin fühlte sich der Sohn des inzwischen verstorbenen Clodius, Professor C. A. H. Clodius (geb. 1772, seit 1800 Professor der Philosophie zu Leipzig, gest. daselbst 1836 als Senior des großen Fürstenkollegiums) veranlaßt, diese Angriffe auf seinen Vater abzuwehren. Im „Intelligenzblatt" der „Leipziger Literaturzeitung" vom 12. Dezember 1812 erschien aus seiner Feder ein ziemlich geharnischter Aufsatz:

„Über einige literarische Jugendurtheile des Herrn von Goethe im zweyten Bande von: Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben."



Zur Begründung führt er darin an: „Er glaube sich durch kindliche Pflicht gegen einen Verstorbenen, dem er die erste Richtung seines Geistes schuldig ist, aufgefordert, von dessen Schatten einige höchst unvorteilhafte Lichter abzuhalten, die aus der unterhaltenden Goetheschen Zauberlaterne auf denselben gefallen sind."

Nach einer längeren, im Stile der damaligen Zeit gehaltenen, etwas schwülstigen Einleitung beginnt er folgendermaßen:

„Mit Selbstverleugnung, die Niemanden für den Gegenstand begeistern, aber die Menschenkunde bereichern will, schildert H. v. Goethe seine academischen Jugendjahre in manchen für ein tiefes Gemüth unerheblichen Situationen, und eben nicht achtungswerthen Umgebungen."

„Bey gewöhnlichen Verhältnissen", fährt er fort, „und bey dem zeitig geübten Blick des Weltmanns, der sich mit der Klugheit Epicuräischer Götter vor allem, was zu gewaltsam auf ihn eindringen will, zurückzieht, ward es Hrn. v. Goethe leicht, sich frühzeitig über sein Studium, seine Lehrer, Freunde und Geliebten erhoben zu fühlen."

Den Angriffen auf seinen Vater tritt Clodius sehr energisch entgegen: „Kein Wort über die komische Außenseite, die Herrn v. Goethes Freunde an dem Verstorbenen gefunden haben wollen, und zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen pflegten, und die, wenn sie wohl zuweilen stattfand, Folge eines rein kindlichen Wesens war. Herr v. Goethe schont in diesem Punkte seines eigenen Vaters nicht. Auch nichts über die neue Wiederauflage der bekannten Parodie: Sie ist in Absicht auf einige Fehler im Styl des verstorbenen Clodius sehr treffend, und der letztere hat sich selbst späterhin daran belustigt, sogar da, als sie ein Anonymus mit hämischen Nebenbemerkungen und mehreren fremden Zusätzen vor Rosts Gedichten 1770 (ein Umstand, der Herrn v. Goethe wahrscheinlich ganz unbekannt ist) abdrucken ließ." Diese Gedichte waren bereits 1769 erschienen, 1770 in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" besprochen und die Einfügung des Spottgedichtes abfällig beurteilt.

Davon scheint Goethe damals in der Tat nichts gewußt zu haben. Er erwähnt nur, daß gelegentlich der Erstaufführung von Clodius' Medon sein Landsmann Horn die Verse auf Hendel mit dem Clodiusschen Werke in Verbindung gebracht und durch „nicht eben geistreiche" Zusätze „entstellt" hätte. Er ist darüber sehr ungehalten, und vermutet auch, daß Horn eine Indiskretion begangen und das veränderte Gedicht andern gezeigt habe, denn: „Allgemeine Mißbilligung erfolgte bald." Daß das Gedicht in seiner neuen Form auch im Druck erschienen ist, erwähnt er, als er dieser Episode in Wahrheit und Dichtung gedenkt, nicht.

Die von Horn veränderten Verse, die dieser als Herausgeber von Rosts Gedichten — denen Clodius als Zensor gleichfalls seine Billigung versagt hatte, und die deshalb „in eine entfernte Druckerpresse wandern mußten" — in der Vorrede anbrachte, um einem „gewissen Professor der Poesie" einen Schabernack anzutun, haben folgenden Wortlaut:

„O Hendel, dessen Ruhm von Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt,
Du bäckst, was Gallier und Briten emsig suchen,
Mit schöpf'rischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffees Ozean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der von der Hybla fließt.
Dich ehrt die Nation, abwechselnd sanft in Moden,
Ihr Tribunal verbannt hin zu den Antipoden
In trauriges Exil den Kopf, leer von Verstand,
Der kein Elysium in deinem Garten fand,
Dein Haus ist ein Trophä von Spolien unsrer Beutel,
Strahlt auch kein Diadem dir um den hohen Scheitel,
Erhebt zu deinem Ruhm sich gleich kein Monument,
Auch ohne Purpur ehrt dich dennoch der Student —
Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe;
Wenn dann ein Autor dich uns im Kothurne zeigt,
Und du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht;
Wär' es dem Marmor gleich, so darfst du nur erscheinen,
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen!
Doch leb! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh hoch wie der Olymp, wie der Hymettus fest;
Kein' Phalanx Griechenlands, nicht römische Ballisten,
Vermögen je dein Glück, o Hendel, zu verwüsten!
Dein Wohl ist unser Wohl, dein Leiden unser Schmerz,
Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz!"

Hält man diese beiden Gedichte, denen die gleiche Idee zugrunde liegt, nebeneinander, so bewährt sich aufs neue die Wahrheit des alten Spruches: Wenn zwei dasselbe tun — — —.

Nun kommt aber Clodius zu dem Kernpunkte seiner Anklage:

„Auch dieses bleibe hier unberücksichtigt, daß Herr von Goethe mit der Lehrmethode des verstorbenen Clodius unzufrieden scheint, daß letzterer, dem man zu seiner Zeit Witz zuschrieb, nicht einmal die Ironie eines Goetheschen Gelegenheitsgedichtes verstanden haben soll, das Einzige, was der Endesunterzeichnete in dem Urtheil des Herrn v. Goethe einseitig findet, ist, daß der verstorbene Clodius in seinen Oden ein Nachahmer von Ramler gewesen, sich dessen Prunkworte gemerkt hätte, um seine Poesien damit aufzustutzen, die keineswegs geeignet gewesen wären, den Geist auf irgend eine Art zu erheben. Herr von Goethe erzählt uns selbst, daß er damals, eh er mit Recht berufen ward, den Vorsitz auf unserm Parnaß zu führen, sich häufig (wie Shakspears Heinrich der Fünfte) in den Tavernen aufgehalten habe, und dort konnte es ihm leicht entgehen, daß C. A. Clodius nicht nur einer der Ersten war, der das Studium der Classiker mit der neuen Literatur in Verbindung brachte, sondern auch, daß er in der Gattung der Apologen an Tiefe und leichter Erzählungsart ganz wohl neben Gellert und Pfeffel bestehen konnte."

Weiterhin heißt es in diesem durchweg in scharfem Tone gehaltenen Aufsatz: „Daß übrigens die Poesien von Clodius Herrn von Goethe geistlos, und Medons lange Dialogen auf der Bühne (wiewohl von einer gesunden Sentimentalität belebt) ihm lächerlich vorkommen mußten, ist ganz natürlich. Herr von Goethe war mit den mehrsten seiner geistvollen Zeitgenossen berufen, den moralischen Predigerton des Gellertschen Zeitalters zu verdrängen, und einer freyen, rein ästhetischen Cultur, unabhängig von der Sittlichkeit, die Bahn zu brechen. Diese Tendenz, die sich fast in allen Helden und Stücken von Goethe ausspricht, die allerdings den Geist erhebt, wie alles der gewöhnlichen Form widersprechende, und in sofern bestimmt ist, bey der Menschheit Aufsehn zu erregen, wenn sie gleich eben so oft das Gemüth zerreißt, ist derjenigen in Clodius Schriften ganz entgegen. Überall zeigt sich in Herrn von Goethe, wie auf andre Weise in Lessing, Herder, Wieland und Schiller die kernhafte Reaktion eines erwachsenen Jahrhunderts, das nach Geistesfreyheit ringt, und sich aller formellen Gesetzgebung, womit es seine Hofmeister bändigen wollten, entgegensetzt."

Am Schlusse seiner Philippika sagt Clodius:

„Herr von Goethe wird diesen mehr erläuternden, als widersprechenden Commentar zu einer Stelle seines interessanten Werkes um so weniger übel aufnehmen, je mehr ich hoffen darf, daß er als Selbstbiograph schon aus dem Lethe trank, und ihm also keine Empfindlichkeit deswegen zurückgeblieben seyn wird, daß ihm der verstorbene Clodius eines seiner Jugendgedichte Kraft des Professorenamtes scharf kritisiert hat, so daß diese Kritik selbst eine negative Wirkung auf dessen schriftstellerische Bildung haben konnte."

Es ist begreiflich, daß dieses kühne, offene Wort zu einer Zeit, wo die Welt schon anfing, eine unbedingte Bewunderung für den Dichterfürsten an den Tag zu legen, ein gewisses Aufsehen erregte. Der Artikel veranlaßte auch den damaligen Rektor der Leipziger Nicolaischule und einstigen Studiengenossen Goethes, M. Gottlieb Samuel Forbiger, jenen zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnten Brief an Professor Clodius jun. zu richten, in welchem sich eine damals, wenn auch nur im geheimen, herrschende Gegenströmung kundgibt.

„Wohlgebohrner

Höchstgeehrter Herr Professor!

Erst gestern habe ich in der Leipz. Litt. Z., die ich gewöhnlich spät erhalte, den Aufsatz gelesen, den Sie über und gegen v. Goethes Jugendurtheile einzugeben veranlaßt worden sind. Nehmen Sie auch meinen Dank dafür, daß Sie sich Ihres würdigen Vaters nicht blos so kindlich und gemüthlich, sondern auch so ernst und wahr angenommen, u. dabey dem Allbewunderten und Allgefeyerten manche heilsame Wahrheit zu Gemüthe geführt haben. Was Sie von seinem Leben und Treiben auf der Universität, das er auch selbst ziemlich wahr geschildert hat (Lewes behauptet allerdings

in seiner Goethebiographie, Goethe hätte gerade diesen Abschnitt seines Lebens „sehr ungenau“ geschildert. D. V.), zwar mit vieler Schonung, aber doch verständlich genug für aufmerksame Leser gesagt haben, hat mich ganz angesprochen, da ich ihn selbst damals gekannt und mit ihm zugleich studiert habe. Besonders erkannte ich ihn völlig wieder in den so treffenden Worten: ‚Wie viele witzige und selbstgefällige Studierende schieben nicht gern von dem wenigen Erfolge ihres akademischen Unterrichts die Schuld auf ihre Lehrer u. s. w.‘ Ich war zwar nicht so glücklich, in die Zahl seiner auserwählten Freunde zu gehören, vielleicht weil ich für ihn zu wenig Geist und zu vielen Fleiß hatte; aber ich hatte doch nicht selten Gelegenheit, manche seiner Äußerungen zu hören, sahe manche seiner Jugendstreiche, und ärgerte mich oft, wenn ich seine bisweilen abenteuerlichen Einfälle von den Commilitonen, als ein Non plus ultra von Witz, belachen und beklatschen hörte. Eben deshalb, weil ich gleichsam dem Entstehen seines Kunstgenies zugesehen habe, konnte ich mir, vom Werther an bis auf die Wahlverwandschaften und den Tasso, und kann ich mich noch heute nicht zu der unbedingten Bewunderung des hohen Genius hingeben, die alle seine Werke als unnachahmliche Meisterstücke anstaunt. Denn welches wäre wohl darunter, /: wenn ich allenfalls einige dramatische Gedichte ausnehme :/ an welchem sich nicht — abgesehen von allen moralischen Rücksichten, und nur die ästhetischen scharf ins Auge gefaßt — manche bedeutende Ausstellungen machen ließen? Doch so etwas kann man sich wohl unter vier Augen sagen und schreiben, aber im großen Publikum darf man es nicht laut werden lassen, wenn man nicht will — crabrones irritare; und wem könnten wohl Wespenstiche behagen?

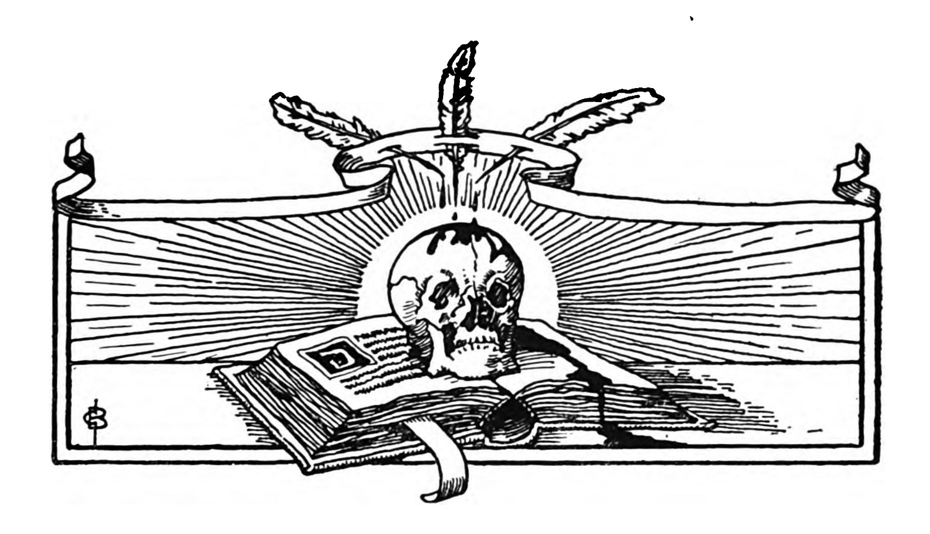
Ich bin mit vollkommener Hochachtung

V. H. am 15. Jan. 1813.

Ihr ergebenster M. G. S. Forbiger.“

Da dieses Autograph aus dem Privatbesitz der Familie Clodius direkt in die Hände seines jetzigen Inhabers überging, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß es bisher unbekannt geblieben ist. Und doch verdient dieser Brief, der ganz interessante Streiflichter auf Goethes Leipziger Studentenzeit wirft, um seines Inhaltes willen die Beachtung weiterer literarischer Kreise.





Meineid

Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben

Von

Fritz Philippi

1.

In der Studierstube des Hasselbächer Pfarrers standen sich zwei Männer gegenüber; zwei, die nicht auf ihrem Stuhl sitzen bleiben konnten.

Draußen strich der Heidewind in scharfem „Gejaig" über die himmelweite Schneebahn, daß der helle Staub gegen die Fensterlein schlug. Jach warf sich das Ungestüm am Haus in die Höh' und rutschte dann den langen Rücken des Strohdachs hinunter, wie Buben auf der Schlittenfahrt: „Huiih! huiih!"

Der alte Hasselbächer Pfarrer hob beschwörend die gefalteten Hände auf: „So ist er gestorben und dahingefahren als ein Gottverlassener?"

Der andre stand in groben Schuhen, von denen der schmelzende Schnee abfiel. Knochig war er und nicht kleiner als der Pfarrer. Er hatte auch sich durchgerungen, dem Heidewind quer über die Fahrt hin, und trug ein Tuch dreimal um den Hals gewickelt. In der roten Faust zitterte ein Blatt Papier.

Aber das Blatt redete doch so gewaltig, daß die Männer darüber den Wind nicht hörten. Ein Merkzeichen besonders war auf dem Blatt, ein Adler mit gebreiteten Flügeln, zum Zeugnis, daß das Blatt die Wahrheit rede: „Ganz gewißlich hatte sich der Pfuhls Jakob im Gefängnis erhängt." Er wäre sonst ins Zuchthaus gekommen wegen Meineids.

Und der Hasselbächer Pfarrer sollte jetzt das Sterben ehrlich machen! Das wollte der andre und sagte:

„Es laufe mehr wie einer in Hasselbach herum, dem kein Zettel anhänge, daß er einen Meineid geschworen."

Der Bauer sagte das nicht wie etwas Schreckliches, nicht einmal in einem Ton, wie er sagen würde, daß Hagel seine Frucht niedergeworfen oder Milzbrand eine Kuh, sondern er sagte es in einem Ton, als wenn jemand ein Loch im Wams hat. Alle Hasselbächer aber haben ein Loch im Wams. Vor Sonntag wird's nicht geflickt.

Darüber hatte der Pfarrer noch entsetztere Augen gemacht und eine Weile geschwiegen, als höre er auf das Tollen des Heidewindes. So still war es in der Stube.

Er hörte aber solch eine Stimme:

„In deiner Gemeinde gehen Leute umher, arbeiten, essen, schlafen und stehen auf ... sitzen im Gottesdienst, singen und beten — Menschen, die einen Meineid geschworen haben. Und du weißt es nicht!"

Der andre stampfte dann hinaus. Der Heidewind winselte wie ein Hund auf der Treppe und wollte herein. Mußte aber doch draußen bleiben. —

Der Hasselbächer Pfarrer ging den ganzen Tag über nicht mehr vor die Tür, nicht aber, weil es „jaigte". Und am Abend wußte er dies, soweit voneinander Menschen etwas wissen, die ihre Seele hinter einem Gesicht verbergen:

Es war noch Treu und Glauben in Hasselbach! Es gab noch etwas Unsichtbares zwischen den Menschen von Hand zu Hand und über den Augen hin, das galt ungeschrieben. Etwas, das aufrecht stand, wo die Tannen fielen im Windbruch und Männer, die achtzig Jahre zu Grabe trugen. Etwas wie eine Mauer, deren Umkreis keiner verließ und die keiner überstieg. Vätersitte! Väterglauben!

Wenn der Woost (Unwetter) die berstenden Wolken hinriß über die Hütten, daß sich die noch tiefer verstecken wollten in der Erde, dann glaubten die Hasselbächer an Gott. Und wenn sie mit dem Erntegut heimfuhren über die Heide, die wie schrankenlose Hingabe vor der Unendlichkeit lag, dann glaubten sie auch an den Vater in dem Himmel. Es blieb unvergessen in Hasselbach, obwohl seitdem schon ein Jahrzehnt mit den Wolken dahinzog, daß einmal einer, der Müllerjost, an einem Sonntagmittag auf den Wirtstisch schlug: es gebe keinen Gott! Wie damals zur Antwort ein Leichenzug langsam und schweigend um die Ecke herbog! (Gehanns Peters Jung, der an der Lungenschwindsucht starb.) Es wurde mäuschenstill, als habe der Tod zum Fenster hereingeschaut. Und noch kam der erste Frost nicht, da griff den Müllerjost sein eigen Rad ... Das Mühlrad, das immer weiter will, und doch auf der Stelle sich umdreht, als wär's die ewige Ordnung.

Treu und Glauben gab's noch bei Mein und Dein, so hart die Hasselbächer auf den Pfennig guckten. Keiner schloß nachts sein Haus ab. Er hätte es als eine Beleidigung angesehen gegen den Nachbar. Was er von dem dächte!

Treu und Glauben war noch zwischen Mann und Weib. Weichliche Wollust wuchs nicht auf der rauhen Heideerde, sonderen hagere Not-

durft mit Sehnen und Mark. Der Langfried, das schebbe (schiefe) Kuhhorn, der sein Lebtag ein Lüftling war und die Annelies sitzen ließ mit einem Kind, bekam keine Frau aus dem Dorf und geriet im Niederland an eine, die ihm jeden Tag die Hölle heiß machte.

Wie kam es da, daß Hasselbächer Meineide schwuren? Es war wirklich so! Der Kirchenvorsteher gab es von sich, wenn auch wider Willen.

2.

Wer aus dem Dorf ging, den Stich (Anhöhe) hinan, sah die Häuschen immer kleiner werden, als wäre ihren Erbauern die Kraft geringer geworden im Aufstieg. Das letzte Häuschen grenzte an den Weidepfuhl. Dort standen die Weidenstümpfe mit roten struppigen Reisern in den glasblauen Wintertag und schauten über das Dach. Nahe dabei und dichtgeschlossen der Wald.

In der einzigen Stube war der Hasselbächer Pfarrer. Vor ihm stand die Altmutter, den Rücken krumm gezogen von Alter und Gicht, wie eine Hexe. Die eisgrauen Haare schlotterten über ihr Gesicht wie die Röcke um ihr Gestell. Sie sprach von ihrem Sohn, dem Jakob. Dessen Frau und Tochter schwiegen und schluckten an den Tränen.

Es war der Alten leichter zu sprechen, als ob sie mit ihrer Schnörch (Schwiegertochter) rede:

„Eich saat ihns (ihr): de Jakob hot alleweil 'n schwache Kopp gehott unn in de sturrierte Sache war he nit dehaam. Schon de Katechis'm hot he nit bedappelt. Mer kunnt'n dabei tut schlaa. Wär he im Frühjoahr an de Lungeentzinding gestorwe, hätt eich ihns gesaat: dau nimmst den nit am Ohr, der des geta hot. Awer a su! ..." Fast unhörbar muschelte die Alte in sich hinein: „Etz nimmst dau aach nimmets (niemand) am Ohr." Dann ging sie zum Ofen und hielt die Hände hin.

Der Wind heulte im Kamin wie ein Gefangener und rüttelte die Herdringe über dem Feuer.

Dann erfuhr der Pfarrer alles, was Menschen wissen konnten.

Der neue Forstgehilfe war schuld. Der war so scharf und falsch wie sein Hund. Als ob der Wald ihm zu eigen wäre und nicht der Gemeinde! Als ob man je einen solch lästerlichen Ausspruch vernommen: „Der Wald gibt nichts ab!" Der Wald stand doch hinter Hasselbach als der große Wohltäter, der keinen über die Schwelle wies, der Laubstreu gab fürs Vieh und Lesholz für eine warme Stube und Beeren körbevoll.

Und jetzt war der Wald ein anderer geworden und gab nichts mehr ab? Der Hasselbächer Wald, mit dem sie zugleich großgezogen waren, so daß jedes hingehen konnte zu seinem Kam'raden (Altersgenossen) draußen, konnte den Stamm anfassen und aufblicken zum Wipfel: es war *eine* Zeit, als der Stamm im Keimling stak und zuerst das grüne Herzchen, dem obenauf noch die Buchecker saß als Hut, der Sonne wies. Zur selben Zeit schlug der Mensch im Dorf die Augen auf zum Taglicht. Wald und Mensch gehörten zusammen.

Als das Häuschen am Pfuhl gebaut wurde unter Müh' und Gekarg, rein aus nichts, gab der Wald das Holz als willige Zusteuer, wenn auch heimlich, wie ein Wohltäter, der nicht genannt sein will. Jeden Balken hatte damals der Altvater nachts auf dem Buckel heimgeschleppt.

Der Herrgott im Himmel ließ den Wald wachsen auf demselben Stück Erde, darauf er den Hasselbächern ihr Brot zuteilte. Hatten da die Hasselbächer kein Recht an den Wald vom Herrgott her? Sollten die Grünröckigen die Beine spreizen vor dem Wald wie ein Eigner über seiner Schwelle? Es war nicht menschenmöglich!

Aber das Gericht sprach für die „Wer-weiß-woher" Recht und sperrte die Hasselbächer ein wegen Forstdiebstahl. —

So auch den Nachbar, Ankels Hampitter (Johann Peter). Dort die Weidenstümpfe am Wald, die den Schopf wie Besenreiser aufsträubten, zum erstenmal diesen Winter, waren es lebenslang gewohnt, daß sie winters kahlgeschoren waren. Sie wurden alt dabei und Ankels Hampitter auch.

Der schnitt sie alle Jahre ab, band sie in ein Bündel und legte sie in das Wasser, das vom Pfuhl ab die Gasse hinunterfloß. Und morgens und abends kniete er ächzend davor und stand ächzend wieder auf — bis die Weiden „mill" waren, und er Körbe von ihnen flocht.

Diesen Winter aber stand der Ankel hinter den Fenstern mit nichts in den Händen und sah nach den Weiden. Die drohten herüber wie mit Ruten.

Wie war die Welt so fremd! Der Wald gab wahrhaftig nichts mehr ab, auch nicht die Weiden am Pfuhl. Um der Weiden willen hatte Ankels Hampitter auf seine alten Tage noch „Brummes" gekriegt.

Und Pfuhls Jakob hatte darüber einen Meineid geschworen und sich im Gefängnis erhängt.

Denn gerade als der Hampitter das letztemal die Weiden schnitt, mußte der Jakob am Zaun stehen und mit dem Nachbar reden. Darum hatte ihn der Forstgehilfe als Zeugen angegeben. Dem Forstgehilfen war's hinterbracht worden. Von wem? Das wußte jeder — dann hatte sich der Bürgermeister „hineingehängt" und dann das Gericht.

Und wieder ließ sich die Altmutter vom Ofen her vernehmen, als ob sie mit ihrem Sohn rede:

„Eich saat'm: Jung, dau host'n schwache Kopp. Wann dau die Gerichtstrapp enuffgihst, red, was recht is, awer red de Herrn nit entgaa (entgegen). Eich sein verzig Joahr mit Butter noch de Stadt gelaafe, eich waaß Bescheid. Von de Herrn schlä't kaaner 'm annern uffs Maul. Unn vorm Gericht is e anner Sproach als in Hasselbach. Drum red nit entgaa!"

Der Jakob wurde ganz aufbegehrlich: Er könne in aller Welt nicht sagen, daß der Hampitter die Weiden gestohlen habe. In Hasselbach stahl kein seliger Mensch!

So war der Gerichtstag gekommen. —

Und wieder sprach die Alte, noch leiser, und schob schwerfällig die Strähnen vor den Augen fort.

„Eich preddigt'm vür: Jung, 's is wie im Katechis'm, wann dau 'n Eid tust. Unn wie beim Nachtsmoahl is's in de Kirch; wann dich's schuckert, dann is de Eid do."

So hatte die Mutter ihrem vierzigjährigen Jung gepredigt, als sie ihm das Sacktuch gab mit Brot und Speck auf die „Reise".

Und der Jakob kam am Abend zurück, guter Dinge; und der Ankel war schier närrisch, als habe er zu viel Bappelwasser (Schnaps) getrunken.

Juchhe! Der Wald gab doch ab! Der Hampitter hatte die Weiden nicht gestohlen!

Und geschworen habe der Jakob nicht. Er habe genau achtgepaßt auf den Eid.

Die andern aber sagten: Freilich habe er geschworen! Der Jakob entsinne sich doch! Er habe dem Amtsrichter den Eid nachgesprochen und kein Wort verfehlt.

Da machte der Jakob Augen wunders wie schlau: Natürlich habe er kein Wort verfehlt. Und wer ihn für dumm verkaufe, gebe sein Geld umsonst aus. Aber geschworen habe er nicht. „Unn etz is's firtig!"

Es war aber nicht fertig. Die andern behielten recht, als nach Wochen der Gendarm den Säbel aufstieß auf der Treppe und den Jakob mitnahm wegen Meineids. —

Und heute brachte der Fuhrmann den Jakob wieder!

Hier ging auch der Alten der Mund zu. Und der Pfarrer fing an, in dem Stübchen zu beten.

Nur eins fragte er dann noch unter der Tür:

„So hat der Jakob ernstlich gesagt, er habe nicht geschworen?"

Die Altmutter sprach: „Eich wills uff'm Sterwebett nit annerscht saa."

Heulend stieß der Heidewind die Menschen auseinander und zerrte die Straße hinab den Pfarrer am Rock, als begehre er etwas von ihm.

3.

Der Pfuhls Jakob von Hasselbach ist nicht mehr unter den Menschen. Und jeder weiß doch, wo er ist. Über sein Grab ziehen die Schneewolken und schütteln ihre Gewänder. —

Es ist aber ein Auge, das heißt nicht Sonne, nicht Mond und Stern, und geht nicht auf und nicht unter. Erdenaugen sehen es nicht; aber spüren kann man seinen Blick, und dann fängt das Herz an zu schlagen wie Glocken, die von selber läuten. Denn das Auge schaut durch Mauern und Menschen und ist überall dabei und geht mit in den letzten dunklen Gang, wo die Seele sich bergen will vor dem Auge.

Wenn einer mit dem Auge sähe, was er dann sähe?

Sähe er so?

Da sitzt der Jakob in der Gerichtsstube auf der Bank im blauen Lein-

kittel. Unter den einen Arm hat er das Sacktuch mit der Wegzehrung geklemmt samt der Kappe, und zwischen die Knie ist der Stock und der Schirm geklemmt, mit einem Strick zusammengebunden.

So sitzt der Jakob mit der niederen Stirn, und das Augenpaar darunter geht im Kopf herum, und sieht, was die andern Menschen machen, und will's nachmachen. Der Jakob hat zuerst bei Ankels Hampitter auf der Bank sitzen wollen. Aber er darf nicht. Der Hampitter muß allein sitzen und der Jakob allein.

Siehst du, Mann vom Gericht, der Jakob hat Angst! Er hat vor allem Angst, was in der Stube ist. Er schwitzt wie bei der strengsten Arbeit und rührt kein Glied. Er hat Angst vor den Gerichtsherren und dem Gendarm und der Klingel und dem Tintenfaß. Und daneben hat er vor dem Katechismus Angst und dem Eid.

Die Altmutter hat recht, und der Jakob will darauf achten: „Wann's dich schuckert wie beim Nachtsmoahl in de Kirch, dann is de Eid do."

Und jetzt muß der Jakob aufstehen, denn sein Name wird gerufen. Er steht und hält sich und seine Sachen beieinander.

Mann vom Gericht, muß wirklich ein Eid sein, der Name Gottes, um die drei Weiden am Pfuhl?

Wenn es sein muß, dann sei darum gebeten: bedenke, es ist der Jakob mit dem schwachen Kopf, der den Katechismus nimmermehr lernt, und mach es ihm so, daß es ihn schuckert wie beim Nachtmahl in der Kirch', und der Jakob erkennt es, jetzt ist der Eid!

Aber du denkst ja, daß du noch viel Termine hast heute morgen und müßtest schnell weitermachen; und daß alle Menschen Spitzbuben sind, denkst du, solange sie dir nicht das Gegenteil beweisen.

Höre doch, Mann vom Gericht! Und fang nicht gleich mit dem Eid an. Nicht zuerst — zuletzt!

Sag nicht, es sei des Jakobs Schuld, wenn er genickt und Ja gesagt habe, ihm sei die Bedeutung des Eids bekannt. — Der Hampitter hat auch genickt!

Aber du hebst schon die Hand, und der Jakob macht's nach. Jetzt hat dich die Gewohnheit gepackt und zieht deinen Mund auf wie ein Uhrwerk und läßt die Worte über deine Lippen rollen wie Erbsen über ein Brett. Die Gewohnheit ist ein Teufel und macht den Menschen zu einer Form ohne Seele.

Halt ein! Der Jakob spricht nach, was du ihm vorsprichst! Er atmet auf. Nachsprechen kann er alles, alles, was du willst. —

Das Uhrwerk rasselt: „Tara . . . tarat . . . tarat . . . sowahrmir Gotthelfe."

Und der Jakob rasselt: „Tara . . . tarat . . . tarat . . . sowamirgottelfe." —

Mann der Gerechtigkeit Gottes! Das Heilige hat den Jakob nicht durchschauert. Es ist dem Jakob nicht, daß er geschworen habe,

Jetzt belügt dich der Jakob und sagt, daß der Hampitter dort auf der Bank die Weiden nicht gestohlen hat; und er hat einen Meineid geschworen. — —

Und dann ergreift ihn die Gerechtigkeit und übergibt ihn der Angst.

Die hängt seinen armen Kopf, wenn sie mit ihm allein ist im Dunkeln, an die Fenstereisen.



Das Gärtlein

Von

Albert Geiger

Es lag ein Gärtlein im Winkel vergessen,
Da sind wir oft als Kinder gesessen.

Es war wie ein Lächeln zwischen dem Trauern
Der alten rauchigen Häusermauern.

Duftiger Buchs und Immergrün
Und Fliederdolden und Rosenblühn.

Weiße Lilien und rote wie Flammen,
Und Nelken steckten die Köpfchen zusammen.

Und über dem heimlichen Gartenraum
Stand segnend ein uralter Apfelbaum.

Der sah mit rötlichen Früchten hernieder,
Voller Sommerlust und Vogellieder.

Das Schönste aber der Heimlichkeit,
Das war eine Laube zur Sommerszeit.

Eine Laube von blühendem Bohnengerank
Und drinnen die alte steinerne Bank.

Wenn draußen die Stadt so staubig und schwül,
Wie war's in der Laube so dämmerig kühl!

Manchmal ein Spatz aus den Büschen purrte,
Des Nachbars Säge stöhnte und schnurrte.

Es war eine schläfernde Melodei . . .
In liebliches Träumen versanken wir zwei.

. . . Nun steht dort ein lärmendes Hinterhaus,
Und Kinderglück und Lieb' sind aus!





Bausteine zur Geschichte Bismarcks und seiner Zeit

Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, so umringt auch der Chor der Zeitgenossen Bismarcks, der allmählich in Briefen und Lebenserinnerungen zu Worte kommt, die Reckengestalt des großen deutschen Staatsmannes. Unter den Büchern zur neueren Zeitgeschichte, die man zur Hand nimmt, begegnet einem kaum eins, das nicht auf Bismarck wiese, wie die Magnetnadel zum Pol. Die jüngste Zeit hat wieder eine Reihe zum Teil schöner und wertvoller Publikationen, einige in neuer Auflage, gebracht, die das bestätigen. Heute liegen mir die Erinnerungen Gustavs v. Diest und Albert Schäffles, der Briefwechsel Gustav Freytags mit Herzog Ernst von Koburg, das Leben Heinrich Abekens und Konstantin Rößlers ausgewählte Aufsätze, die Feldbriefe Heinrich Rindfleischs und des Generals v. Kretschman, das Leben Konstantins v. Alvensleben und die Jugenderinnerungen Robert Bosses vor, und daneben die ausschließlich Bismarck gewidmeten Erinnerungen Sidney Whitmans und des Freiherrn v. Mittnacht. So umfangreich die Erinnerungen des Regierungspräsidenten v. Diest sind, ihr Wert beruht doch bei weitem am meisten in den Mitteilungen, die Diest über Bismarck bringt. So fernab sich das Leben des großen Nationalökonomen Schäffle im allgemeinen von dem Bismarcks abgespielt hat, es war dem geistvollen Schwaben doch die köstlichste Erinnerung, einmal mit Bismarck in Berührung getreten und sein Mitarbeiter geworden zu sein. In dem Briefwechsel des Dichters von Soll und Haben mit seinem fürstlichen Freunde darf die Auffassung Bismarcks, wie sie sich im Wechsel der Zeiten namentlich bei dem Poeten gestaltet hat, zu dem Lehrreichsten gerechnet werden. Und nun gar das Leben von Bismarcks pen, wie Abeken genannt wurde, es empfing durch den Kanzler seinen Hauptinhalt, so reich dies Leben immerhin auch sonst noch war. Nicht minder stand Bismarcks Figur im Dasein eines anderen seiner Mitarbeiter, des feinsinnigen Geheimrats Rößler, im Mittelpunkte. Die Feldbriefe Rindfleischs und Kretschmans sind erfreuliche Niederschläge der durch Bismarck heraufgeführten großen Zeit. Konstantin v. Alvensleben, der Held von Mars la Tour und Le Mans, ist der Typus

eines preußischen Truppenführers, wie er Bismarck zusagte. In Bosses Jugenderinnerungen lernen wir die Entwicklung eines wackeren Beamten kennen, der einer der größten Bewunderer Bismarcks werden sollte.

Einige der aufgezählten Bücher sind alte liebe Bekannte, so Rindfleischs Feldbriefe. (Feldbriefe von Heinrich Rindfleisch 1870—71. Herausgegeben von Eduard Arnold. 6. vermehrte Auflage. Mit einem Bilde des Verfassers und einer Karte. Vandenhoeck & Ruprecht, 1905. XVIII und 236 Seiten. Preis geb. 4 Mk.) Sie sind klassisch in ihrer Art. Als sie vor vierzehn Jahren zum ersten Male erschienen, wurden sie begeistert begrüßt. Der stolze, patriotische Geist, der sie erfüllt, und die Anschaulichkeit und Lebenswahrheit, mit der der 1883 als Unterstaatssekretär gestorbene Briefschreiber den Krieg, dieses examen rigorosum der Staaten, gezeichnet hat, ist von anderen Feldbriefen jener Zeit nicht erreicht worden. Die Kretschmanschen Kriegsbriefe (Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71 von Hans v. Kretschman, weil. General der Infanterie, herausgegeben von Lily Braun, geb. v. Kretschman. Mit einem Bildnis in Photogravüre und einem Brief-Faksimile. 5. Auflage. Greiner & Pfeiffer in Stuttgart 1904. 8⁰. VIII und 348 Seiten. Preis geb. 6 Mk.) reichen in ihrem kulturgeschichtlichen Werte dicht heran an die von Rindfleisch. Auch sie sind gute Bekannte. Sie sind es schneller geworden als die des patriotischen Unterstaatssekretärs, weil der Streit der Parteien sich ihrer bemächtigt hat. Die Verstimmungen, die dieser Streit gezeitigt hat, kann man nur beklagen, um so mehr, als er mit einer Niederlage jener pietätvollen und treuen Kreise geendet hat, die sich als Hüter des unter Mitwirkung von Kretschman und Rindfleisch 1870 in die Scheuern gebrachten Schatzes betrachten. Gott bewahre uns fürder vor der übertriebenen Ängstlichkeit, die in jenen Kreisen zu beobachten war. Wir wollen doch der Wahrheit ins Angesicht schauen. Nichts Großes in der Welt ohne Kehrseiten. Die wohl mit Recht als falsch angegriffene Stelle in den Briefen hat die Herausgeberin gleich in der zweiten Auflage ausgeschaltet. Die Herausgeberin selbst ist eine Idealistin. Ich glaube nicht, daß wir am letzten Ende ihrer Entwicklung stehen. Lily Braun hat mit allem gebrochen, was ihr einst lieb und teuer war. Aber ich glaube, sie hat es aus reinen Motiven getan. Sie kommt mir vor wie eine zweite Malwida v. Meysenbug, die auch mit Alexander Herzen und ähnlichen zuchtlosen Geistern gemeinsame Sache machte. Die Meysenbug endete aber als begeisterte Verehrerin von Bismarck. Solange die Tochter des Generals v. Kretschman im Banne Heinrich Brauns steht, dessen auffällige Unwahrhaftigkeit auf dem Dresdener Parteitage und in der „Zukunft" vom 26. September 1903 beleuchtet wurde, will es mir aber nicht recht scheinen, daß sie tatsächlich die große Dienerin der Wahrheit ist, die sie nach ihrer Vorrede zu sein glaubt. Ich habe auch das Gefühl, daß sie mit der Veröffentlichung der Briefe ihres Vaters weniger der Wahrheit hat dienen wollen, als dem Triebe, dem sie auch in ihrer durch und durch tendenziösen Einleitung unterlegen ist, alte bewährte Tugenden des deutschen Volkes zu untergraben. Ich glaube nicht, daß sie richtig gerechnet hat. Das deutsche Volk ist noch gesund genug, um sich durch das furchtbar ernste Bild des Krieges, wie es uns aus den Briefen des wackeren Majors v. Kretschman entgegentritt, nicht den tapferen kriegerischen Sinn verderben zu lassen, ebensowenig wie der Ernst der Rindfleischschen Briefe geschadet hat. Weichmütige Anwandlungen haben wir wohl

zuzeiten. Sie haben wir auch früher gehabt, z. B. vor 1806, Friedrich Wilhelm III. an der Spitze, nicht seine Frau, und haben die bittere Arznei, die wir anfangs verschmähten, 1806 und später um so mehr durchkosten müssen. Heute werden wir diese Weichmütigkeit aber so bald wohl nicht wieder Herr über uns werden lassen. In Kretschmans Briefen werden die herzerfrischenden und heldenhaften Züge am meisten nachwirken, solche wie jene Szene: „General v. Manstein findet im Lazarett einen Feldwebel des Regiments seines Sohns: ‚Wie geht es meinem Sohn?‘ ‚O gut, Exzellenz, er ist sehr wohl.‘ ‚Er ist doch nicht verwundet?‘ ‚Nein, Exzellenz, er hatte das Glück, den Heldentod zu sterben.‘ Der General wendete sich, ohne ein Wort zu sagen, an den nächsten Verwundeten.“ Oder dieser: „Beim 52. Regimente stehen zwei Brüder Hepke; beide gehen vor bei verschiedenen Kompanien, der eine fällt durchs Herz geschossen, der andere läuft zu ihm, gibt ihm einen Kuß und springt zurück vor die Front der angreifenden Kompanie.“ Oder dieser: „Fabeck, Kommandeur der Gardeschützen, Bruder des Generals, wurde in fester Umarmung (auf dem Schlachtfelde von St. Privat) mit Massow von demselben Bataillon gefunden.“ Oder diese Bemerkung Kretschmans: „Es ist ein Gemisch von Patriotismus, Ehrgefühl und Soldatensinn, das diesen (guten) Geist erzeugt, der seine Weihe durch oft rührende Frömmigkeit bekommt. Hierbei wirken namentlich die Briefe der Frauen mit. Ich las deren, geschrieben von ungebildeten, dem Elend überwiesenen Frauen, die in einer so einfachen, zu Herzen gehenden Sprache den Mann auf Gott anwiesen, daß ich wahrhaftig Achtung vor solchen Menschen bekam.“ Oder: „Es steckt in unsern Leuten ein bewunderungswürdiges Material. Grundlose Wege, zerrissenes Schuhzeug, schlechte, oft keine Verpflegung, endlose Märsche und blutige Kämpfe; und dennoch — ein freundliches Wort, dann lacht der gute Kerl übers ganze Gesicht und meint: ‚Na, wenn's nicht toller kommt.‘ Mich zieht mein Gefühl zu den Leuten, die ohne die inneren und äußeren Motive, die unsereinen antreiben, ihre Schuldigkeit tun. Es hat sich auch zwischen Leuten und Offizieren ein Verhältnis herausgebildet, wie es kaum besser sein kann.“

Neben den tausend das Kulturbild „Krieg“ zeichnenden Einzelzügen, unter denen sich natürlich auch zahlreiche schlechthin häßliche finden, geben Kretschmans Briefe auch eine Fülle biographischen und kriegsgeschichtlichen Materials, das die Briefe Rindfleischs weniger enthalten, so zur Kennzeichnung der Persönlichkeit des Prinzen Friedrich Karl, des Feldmarschalls Steinmetz und des kommandierenden Generals des brandenburgischen Korps, Konstantins v. Alvensleben, einer durch und durch aristokratischen Natur von hohen militärischen Gaben und vor allem von jener Verantwortungsfreudigkeit, die Bismarck bei den höheren preußischen Offizieren sonst so schmerzlich vermißt hat. Welche einsame Höhe aristokratischer Gesinnung liegt darin, wenn Alvensleben zu seinem über die mangelnde Anerkennung der brandenburgischen Tapferkeit in der öffentlichen Meinung klagenden Adjutanten — natürlich in bitterer Stimmung — äußerte: „Wissen Sie nicht, daß es keinen schmutzigeren Aufenthalt in der Welt gibt, als im Munde des Volkes zu sein?“

Schon ehe Kretschmans Briefe veröffentlicht wurden, hat ein junger Archivar in Gotha, Dr. Thilo Krieg, dem General Konstantin v. Alvensleben mit emsigem Fleiße, ohne irgendwie nennenswertes schriftliches Material im Nachlaß seines Helden gefunden zu haben, ein biographisches Denkmal zu setzen gesucht. (Thilo Krieg. Konstantin v. Alvensleben, General der

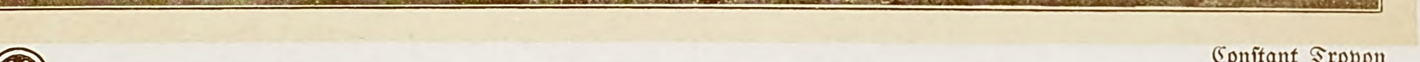
Infanterie. Ein militärisches Lebensbild. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin 1903. E. S. Mittler & Sohn. 8°. VIII u. 175 Seiten. Preis geb. 5.50 Mk.) Man darf sagen, daß sein Fleiß von Erfolg gekrönt ist. Die vornehme Persönlichkeit Alvenslebens verdiente ein solches Denkmal. Von wenigen preußischen Militärs wird man, noch dazu bei so lückenhaftem Material, eine solche Menge feingeschliffener und tiefer Bemerkungen überliefert finden. Wir reihen dem oben erwähnten Worte noch folgende an: „Ein preußischer General stirbt, aber er hinterläßt keine Memoiren." Als er von seinen Alexandrinern, bei denen er 29 Jahre gestanden hatte, als General Abschied nahm, erwiderte er den ihm Gratulierenden: „Sie können mir doch nicht gratulieren, denn Sie wissen ja, Alexandriner kann ich nie mehr werden." Geradezu glänzend sind seine Bemerkungen über den Wert der Zeit im Kriege, die in dem Satze gipfeln: „Zeit ist im Kriege dasselbe, was im bürgerlichen Verkehr das Geld ist." Über Spichern äußerte er später: „Le cauchemar (Alp) prussien, der nach der Behauptung eines französischen Generals noch immer auf der Brust der Franzosen lastete, hatte seinen Einzug gehalten.... Wenn auch nicht der preußische General, so hat doch der preußische Soldat ihn (den französischen General Frossard) besiegt." Und über Vionville, wo er sein Größtes tat: „Eine Schlacht ist ein Moralisches, kein Schlachten. Wir waren die Stärkeren. Die Franzosen waren auf dem Wege von à Berlin bis Rezonville halbe Leute geworden, wir aber ganze geblieben." Als an jenem 16. August das Nahen der ersehnten Hilfe des 10. Korps gemeldet wurde, rief er: „So, dann werden wir bald das Trick machen, und mir soll's gleich sein, ob es mein aide (Adjutant) macht oder ich, wenn's nur überhaupt gemacht wird." Zu der Bemerkung eines Militärschriftstellers über das Leichenfeld ohnegleichen, das die Brandenburger am 16. vor sich gehabt hätten, äußerte der sonst ungemein weich empfindende Mann doch: „Gott verzeihe es! Ich für meine Person und andere haben daran gar nicht gedacht und die Blicke auf die Zukunft gerichtet, nicht auf das, was hinter uns oder unter der Erde lag."

Wie in Rindfleischs Feldbriefen begrüßen wir auch in Abekens Leben, das jetzt in dritter Auflage vorliegt, einen alten lieben Bekannten. (Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Dritte, vermehrte Auflage. Mit einem Bildnisse und zwei Faksimiles. Berlin, Mittler & Sohn, 1904. 8°. VIII u. 556 Seiten. Preis Mk. 6, geb. 7.50.) Das Buch ist ohne Frage eines der schönsten, die uns in den letzten Jahrzehnten beschert worden sind, innerlich verwandt mit dem köstlichen Buche „Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelms v. Humboldt," aber durch viel gewichtigeren Inhalt ausgezeichnet. Wie dort eine feinsinnige Frau die Herausgabe bewerkstelligt zu haben scheint, so ist auch eine Dame als Herausgeberin des Lebens von Abeken zu vermuten: seine Witwe, die Tochter des katholischen Generaldirektors der Museen, Ignaz v. Olfers. Das geht aus jener Stelle hervor, wo es bei Erzählung von Abekens zweiter Heirat entschuldigt wird, wenn hier und da „das hohe Lied der Liebe" zu sehr durchklinge (S. 319). Die Herausgeberin bemerkt zur dritten Auflage fein und hübsch: „Wie die Sonne, wenn sie unserem Auge längst entschwunden ist, aufleuchten kann in warmem, tiefem Widerschein am Horizont, so kann auch ein Menschenleben aufleuchten und längst vergangener Zeiten Glück in uns erwecken zu neuem Leben. Findet nun dieses uns geliebte Leben einen so liebevollen Wiederklang in vielen Herzen, wie es dem Buche ‚Heinrich Abeken.

Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit' zuteil wurde, so ist es ein hohes, beseligendes Glück". Abeken war einer jener verdienstvollen stillen Arbeiter, wie sie die Großen der Weltgeschichte nicht entbehren können. Gerade die preußische Geschichte ist reich an solchen Männern. Unter Friedrich dem Großen war der Kabinettssekretär Eichel ein solcher, unter Friedrich Wilhelm III. oder vielmehr unter Stein und Hardenberg der Staatsrat Stägemann. Bismarck hat eine ganze Anzahl solcher Gehilfen gehabt. Unter ihnen waren wohl Bucher und Abeken die namhaftesten. Abeken ist die vornehmere Natur dieser beiden, vielleicht auch umfassender gebildet gewesen als Bucher, wenn dieser ihm auch sonst in mancher Hinsicht überlegen gewesen sein mag. Der kleine, weichempfindende Abeken mit seiner ungewöhnlich breiten Stirn hatte seine Sonderbarkeiten und Schwächen, die ein unvornehmes Gemüt wie Moritz Busch zu boshaften Bemerkungen reizen konnten, aber seine außerordentliche Arbeitskraft, sein tiefes Wissen, sein feiner Takt und seine Verschwiegenheit ebenso wie seine große Objektivität ließen ihn den verschiedensten Staatsmännern als eine unschätzbare Hilfskraft erscheinen. Seine Objektivität fiel einer Dame, der Frau des Diplomaten Usedom, schon früh auf. Diese äußerte zu ihm: er wäre fast der einzige Mensch, den sie kenne, der die Frauen nähme, wie sie seien, und sie nicht immer modeln und anders haben wollte. Abeken fühlte die große Wahrheit, die hierin lag, und verallgemeinerte den Ausspruch: „Ich hoffe, das gilt mir für Frauen und Männer. Da habe ich denn an den verschiedenartigsten Naturen meine Freude, wenn es nur wirkliche Naturen sind." So wußte er Josias v. Bunsen ebensogut zu würdigen, wie den Minister Otto v. Manteuffel, Bismarck ebenso wie Moltke, Friedrich Wilhelm IV. nicht minder als Wilhelm I. Will man Abekens Wesen erschöpfend wiedergeben, so bezeichnet man ihn wohl am besten als einen „edlen Menschen". Schon in jungen Jahren warf er selbst einmal die Frage auf: „Gibt es außer den Dichtern noch Leute, die eine reine Freude an der Welt und dem Dasein haben? Die Philosophen gewiß nicht, die Theologen selten, nur die einfachen guten Menschen vielleicht noch, die eben nur Menschen sind. Daß es doch so schwer ist, Mensch zu sein!" Ihm selbst ist es gelungen, ein solcher Mensch, der so mit der Laterne zu suchen ist, zu werden. Am tiefsten wurzelten in ihm ästhetische Neigungen. So lebte und webte er ganz in Goethe. Einmal bekennt er von ihm, Goethe käme ihm immer als die persönlich gewordene Kunst vor. Aber neben diesen ästhetischen Neigungen fühlte er doch auch einen Zug zur Politik hin. Schon 1847 schrieb er: „Begeisterung könnte ich nur für ein echtes politisches Leben in höherem Sinn des Wortes haben." Und politische Intuition bewies er in der Tat, als er am 21. Juni 1860 bemerkte: „Deutschland muß uns als eine reife Frucht zufallen und wird das bei der nächsten europäischen Krise, wenn wir beharren und uns im Innern kräftigen." Ahnungsvoll schrieb er auch gewissermaßen am 16. Februar 1862, ein halbes Jahr vor der Berufung Bismarcks: „Das Genie darf irren und fehlen, seine Fehler lenkt der liebe Gott zum Besten und gebraucht sie gerade erst recht in seiner Weltordnung."

Einmal hat Abeken eine Rolle in der Weltgeschichte gespielt: in jenen wirbelvollen Tagen von Ems, die zum deutschen Einigungskriege führten. Er hat damals seinen Posten ruhmvoll ausgefüllt. Die Besonnenheit und Umsicht, die er dabei bewies, hat ihm sein königlicher Herr lebhaft gedankt. Schon die ersten Auflagen brachten über jene Sommertage wichtige Aufschlüsse. Die jetzige lüftet noch mehr den Schleier darüber. Immer klarer tritt Bismarcks





Constant Troyon
Auf dem Wege zur Arbeit

Nach Phot. von Braun, Clément & Cie. in Dornach

Aktion in der Hohenzollernkandidatur zutage. Man lese den inhaltsschweren Brief Bismarcks an Abeken vom 20. Juni 1870 und die Antworten Abekens darauf. Mit Freude kann es auch uns erfüllen, was Frauenhand jetzt in den Text der alten Auflagen bei jenen bewegten Tagen eingeschaltet hat. Über den Empfang König Wilhelms in Berlin am 15. Juli heißt es: „Wie ergreifend es war, den König heraustreten zu sehen mit der edlen Gestalt, dem grauen Haar, im schönsten, wahrsten und höchsten Sinne ein Vater des Volkes, das läßt sich nicht beschreiben, und wie ihm das Volk zujauchzte, dieses Volk, dessen Gut, Blut und Leben er fordern mußte, und das es mit Freuden gab, so was läßt sich nur erleben, aber es einmal erlebt zu haben ist ein Glück, wie es nur selten den Menschen gegeben wird zu empfinden. Im Augenblick hebt es die Seele aus aller irdischen Not empor wie das Gebet und lehrt uns glauben an das Göttliche im Menschen. Das Herz jubelt und weint zugleich wie im tiefsten Schmerz, wie in der höchsten Wonne." Einst schrieb der große Forscher und Patriot Niebuhr ähnlich über das Jahr 1813: damals habe er empfunden „die Seligkeit, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu teilen — und jeder, der es mit Klarheit genoß, wird sein tagelang nicht vergessen, wie liebend, freundlich und stark ihm zumute war."

Es liegt in der Natur der Sache, wenn die Erinnerungen des Regierungspräsidenten v. Diest nicht so schwer wiegen wie Abekens Leben, schon weil Diest nicht so nahe an dem sausenden Webstuhl der Zeit gesessen hat wie Abeken. Zwar ist das augenscheinlich durch die vor elf Jahren erschienenen Erinnerungen des Diest befreundeten Oberpräsidenten v. Ernsthausen mit veranlaßte Diestsche Buch (Aus dem Leben eines Glücklichen. Erinnerungen eines alten Beamten. Von Gustav v. Diest, Regierungspräsidenten a. D. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin 1904. Mittler & Sohn. 8°. VIII u. 592 Seiten. Preis geb. 10 Mk.) auch reich an interessanten Einzelzügen, aber das meiste, was er abgedruckt hat, ist doch, sofern man den Maßstab anwendet, der an ein geschichtliches Quellenwerk angelegt werden muß, von nicht sehr erheblicher Wichtigkeit. Um das Diestsche Buch also gerecht zu beurteilen, gilt es den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Der Publikation des greisen Herrn, der am 16. August achtzig Jahre alt wird, tritt man von vornherein mit wohlwollenden Gefühlen gegenüber, nicht zum mindesten, weil sie die Erinnerungen eines „Glücklichen" enthält. Es ist schon viel wert in unserer Zeit, wenn ein Mann am späten Abend seines Lebens, noch dazu ein Beamter, der nicht einmal die höchsten Staffeln äußeren Glückes erklommen hat, während seine nächsten Freunde es darin weit besser hatten, vorwiegend von Glücksempfindungen erfüllt ist. Kein Geringerer als Ferdinand Gregorovius hat in seinen von mir im Verlage von Paetel 1894 herausgegebenen Briefen an den Staatssekretär Hermann v. Thile über Diest das folgende günstige Urteil gefällt: „Möchten doch alle Präsidenten diesem Manne voll jugendlicher Idealität und sprühendem Geistesleben gleichen, dann würden uns Deutschen die Ausländer nicht jene bureaukratische Pedanterie vorzurücken haben, welche in uns so oft die innere Menschlichkeit verdeckt." Wenn man Diests Erinnerungen liest, so findet man das Urteil des fein empfindenden Historikers des mittelalterlichen Roms bestätigt. Man kann diesem ungewöhnlich lebendigen, jovialen alten Herrn, der so rege und so mannigfaltige Interessen hegt, nur von Grund aus gut sein, auch wenn man in sehr sehr vielen Dingen

nicht mit ihm übereinstimmt. Diest ist dreierlei: vornehmer Mann, Cellospieler und Nimrod. Diese drei Seiten seines Wesens haben seine Laufbahn bedingt. Wie das geschehen ist, das berichtet der treffliche alte Herr mit einer wahrhaft homerischen Freude am Erzählen. In behaglicher Breite wird allerlei Wichtiges und Unwichtiges, Ernstes und Kurzweiliges, Bekanntes und Unbekanntes in buntem Durcheinander zum besten gegeben. Manche Partien können wohl nur unter Benutzung gleichzeitiger Aufzeichnungen entstanden sein. Diest hat außerordentlich viel erlebt und gesehen. Als Sohn eines Artilleriegenerals und als geborener Grandseigneur, der der edlen Frau Musika hold und gewogen war, sah er sich von vornherein in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt, spielte als junger Mann in engem Zirkel vor Friedrich Wilhelm IV., ging bei Napoleon III. aus und ein, war bei Wilhelm I. und dessen Sohn und Enkel ein gern gesehener Gast, schloß mit Keudell und Joachim enge Freundschaft, trat vielfach in Berührung mit dem Bismarckschen Hause und hatte auch sonst manche interessante angenehme und auch unangenehme Begegnung. Mit aller Welt ist er schnell befreundet. In dieser schnellen Verständigung mit den Menschen scheint er geradezu ein Virtuos gewesen zu sein. Gar manches von dem, was er auftischt, klingt freilich nach Jägerlatein, so einige intime Mitteilungen über Bismarck (z. B. S. 422) und einige ganz haarsträubende Erzählungen über Edwin Manteuffel, der mit Braun-Wiesbaden und dem Freiherrn v. Patow einer der wenigen Menschen war, auf die Diest nicht gut zu sprechen ist. Ich glaube so viel sagen zu dürfen, daß ziemlich alles, was Diest aus seiner Erinnerung an geschichtlich merkwürdigen Sachen mitteilt, mit großer Vorsicht aufgenommen werden muß. Nur ein paar Proben. Auf S. 19 gibt Diest an, daß der Oberst Massenbach „wegen schlechter Führung" in Glatz auf Festung saß. Seine Festungshaft hatte aber ganz andere, viel schlimmere Ursachen, worüber man in der Allg. deutschen Biographie, Bd. 20, S. 567 und in den Erinnerungen des Feldmarschalls Boyen das Nähere nachlesen mag. Als Neffe des wackeren Ministers Ernst v. Bodelschwingh nimmt sich Diest dessen stets sehr an. Nachdem aber der Brief des Prinzen von Preußen an seine Schwester, die Kaiserin von Rußland, vom 28. März 1848 in meinem Buche über König Friedrich Wilhelm IV. (Stuttgart 1900, S. 231 bis 235) veröffentlicht worden ist, kann unmöglich noch behauptet werden, daß Bodelschwingh an dem Rückzug der Truppen ganz unschuldig sei. Es muß sicher auf einem Irrtum beruhen, wenn Diest (S. 286) angibt, daß Bismarck anläßlich des Gasteiner Vertrages den Wunsch ausgesprochen habe: „Gott bewahre mich, daß ich nicht stolz werde nach einem solchen Erfolge." Wenige Dinge stehen so fest als die Tatsache, daß Bismarck mit dem Gasteiner Vertrage nicht sonderlich zufrieden war. Auch was Diest von Äußerungen König Wilhelms über die Pariser Beschießungsfrage und über die Luxemburger Sache verlautbaren läßt, ist schwerlich genau wiedergegeben. Eine der seltsamsten Episoden ist die Erzählung von Diests Tätigkeit als Zivilkommissar in Kurhessen im Jahre 1866. Es ist Herrn v. Diest anscheinend unbekannt geblieben, daß der bekannte Historiker Max Duncker, eine der markantesten Figuren in den letzten Jahrzehnten der deutschen Einheitsbewegung, tatsächlich und nicht „angeblich", wie Diest behauptet, von Bismarck nach Kurhessen entsandt worden ist. Über diese wichtige Mission Dunckers kann man das Nähere in der vortrefflichen, auch von Bismarck zitierten Biographie Dunckers von Rudolf Haym ferner in den Tagebüchern Theodors v. Bernhardi und in Friedrich Ötkers

Lebenserinnerungen nachlesen. Diese Anzweiflung der rechtmäßigen Tätigkeit Dunckers in Kurhessen ist um so auffälliger, als Diest von sich selbst angibt, keinerlei Bestallung als Zivilkommissar gehabt zu haben.

Man wird es dem liebenswürdigen alten Herrn nicht weiter übelnehmen, wenn er sich häufig zu sehr in den Mittelpunkt der historischen Begebenheiten rückt. Das ist psychologisch nur zu verständlich. Bei kritischer Betrachtung kommt man häufig zu dem Ergebnis, daß sein Anteil an den Dingen doch weniger beträchtlich war. Dabei nimmt es wunder, daß Diest nicht einmal alle neuerdings veröffentlichten Schriftstücke zu kennen scheint, die ihn selbst betreffen, so den im Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck, Bd. I, S. 163 f. veröffentlichten Brief König Wilhelms I. an Bismarck vom 31. Juli 1867. Man wird es ihm auch zugute halten, daß er dieselben Geschichten öfter wiederholt. So hat ihn der Anblick der schönen Prinzeß Friedrich Karl sowohl 1851 als 1855 beim Cellospiel aus dem Takt gebracht und beidemal Keudell durch sein Fortissimo ihn gedeckt (S. 128. 244). Die erstaunliche Angabe, daß die Vatikanische Bibliothek unzugänglich sei, wird lediglich darauf zurückzuführen sein, daß Herr v. Diest seine Aufzeichnungen über seine italienische Reise im Jahre 1854 an dieser Stelle nicht revidiert hat. Es weiß jetzt doch jedermann, daß mit der Besteigung des päpstlichen Stuhles durch Leo XIII. das Papsttum der Welt in der Erschließung der Archivalien und Bibliotheken ein großartiges Beispiel von Liberalität gegeben hat. An zahlreichen andern Stellen kann man es ebenfalls merken, daß der Text älterer Aufzeichnungen nicht für die Gegenwart umgeändert ist. In der vornehmen und in der musikalischen Welt ist Diest zu Hause, weniger in der literarischen. Sonst würde er nicht meinen, „nur wenige“ wüßten davon, daß Fritz Reuter dem Trunke ergeben gewesen ist. Er würde auch nicht Ernst Moritz Arndt regelmäßig das Epitheton „der Dichter“ geben. Etwas sonderbar mutet es an, wenn er Männer von der geistigen Bedeutung wie Treitschke und Ranke „der liebe Herr“ oder „der liebe alte Herr“ nennt. Freilich nennt er auch den alten Kaiser so, dem er sonst das Beiwort „der Große“ gibt.

Eine ganze Menge von Personalien dürfen als interessant angesprochen werden, am meisten einige Züge zur Beurteilung Bismarcks. So klingt es wahrscheinlich, was Diest über den Beifall berichtet, den Bismarck dem Wahlspruch: „Nie bereue, nie verzeihe!“ gezollt habe (S. 381. 421). Das stimmt ganz zu dem Urteil Abekens, „Regrets kenne Bismarck nicht“ (Abeken S. 512). Auch das Wort Thiles über den Kanzler: „Er sei maximus in maximis, aber minimus in minimis“, wird richtig sein. Zu dem Merkwürdigsten, was Diest bringt, gehört sein Bericht über seine Unterredung mit Bismarck am 18. März 1873. Der Bericht wird im ganzen zutreffend sein, man muß sich nur vergegenwärtigen, daß es Diest doch wohl nicht gegeben ist, die tiefdüstere Stimmung des leidenden Löwen, die Tragik der Situation, in der sich der Reichskanzler befand, zu treffen. Dazu ist Diest ein viel zu sonniges, heiteres Gemüt. Es ist schade darum, daß diese klagenden Ergüsse so wenig echt klingen. Wie ganz anders mutet es an, wenn man die Briefe Bismarcks aus dieser Zeit an Roon zur Hand nimmt oder überhaupt zu Äußerungen Bismarcks, die unfiltriert auf uns gelangt sind, greift, so zu den großartigen Briefen an den Staatssekretär v. Thile insbesondere aus dem Jahre 1867, die Diest mit einigen andern hochwichtigen Aktenstücken am Schluß seines Buches gibt.

Über die Differenzen seines Bruders, des bekannten Landrats Otto

v. Diest-Daber, mit Bismarck bringt das Buch nichts von Belang. Es scheint, als wenn es dem vornehmen Sinne Diests nicht entsprach, in eine nähere Erörterung dieser leidigen Sache einzutreten. Bei einer zweiten Auflage läßt der Verlag vielleicht das Register vervollständigen. So genügt es gar nicht.

Aus anderem Lager als Diests Erinnerungen stammt der sich in schönem Gewande präsentierende Briefwechsel Gustav Freytags mit dem Koburger (Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg im Briefwechsel 1853—1893. Herausgegeben von Eduard Tempeltey. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, S. Hirzel, 1904. 8º. XVIII u. 420 Seiten. Geheftet Mk. 9). Die Herausgabe dieser Briefe ist ein Geschenk, dessen hohen Wert die deutsche Nation zu würdigen wissen wird. Die beiden Briefschreiber sind von vornherein des größten allgemeinen Interesses sicher. Der Briefwechsel fesselt aber ganz besonders, weil er Kunde von einem Freundschaftsverhältnis zwischen Fürst und Privatmann gibt, wie es nur selten, fast nie gefunden wird. Das unendlich liebenswürdige humoristische Naturell Gustav Freytags und die offene angeregte Persönlichkeit seines Gönners treten in schönster Anschaulichkeit daraus hervor. Am anziehendsten ist vielleicht die liebenswürdige launige Art, mit der der Poet den Herzog kritisiert und ihm seine Schwächen vorhält: „Wer in etwas groß werden will und nicht vergehen will am Himmel seines Volkes wie ein Nachtmeteor, der muß sich beschränken und seine Seele konzentrieren auf einen Mittelpunkt. Ew. Hoheit haben Anlage, vielleicht Talent zu allem möglichen, und virtuose Übung in mehrerem. Aber um eine Größe zu werden von erstem Range, wie Ihr Ehrgeiz sie haben will, werden Sie verzichten müssen auf den leichteren Ruhm, in vielem etwas zu leisten. So groß Ihre Lebenskraft ist, sie kann Ihnen nicht Eines ersetzen: das Studium.“ „Die Volksgunst eines Fürsten ist wie das Lächeln einer Kokette, sie wird am sichersten festgehalten, wenn man sie herzlich gering achtet!“ „Ich gestehe, daß mir jede andere Methode, sich zu präsentieren, bei einem Herrn, wie Ew. Hoheit ist, besser gefällt, als dies Weibervergnügen, Toilettenwechsel und Attitüden.“ Am 21. Januar 1860 schließt er eine Kritik über die Tätigkeit des Herzogs im Jahre 1859: „Summa. Es war kein gutes Jahr. Und das ist mir um Ew. Hoheit willen sehr ärgerlich, und ich brumme stark gegen Ew. Hoheit. Nun weiß ich aber auch, daß mein gnädiger Herr eine frische Reiternatur ist, und bei solcher Gelegenheit sagt, ich hab's getan, ich tus nicht wieder, damit holla!“ Am 2. Juni 1862 heißt es: „Auch die größte Liebenswürdigkeit reicht nicht hin, Interesse, und was wichtiger ist, Respekt zu erhalten, wenn man als Fürst sich zu oft und bei verschiedenen Veranlassungen präsentiert. Mein lieber Herr ist in Gefahr, sich, wie ein Schauspieler, der zu viel spielt, abzunutzen.“ So war Freytag dem Koburger fast immer ein getreuer Eckart, freilich ohne allzusehr das Temperament, „die feurige Natur seines lieben Herrn“ zügeln, dessen unruhige Vielgeschäftigkeit und Großmannssucht eindämmen zu können. Kaum minder interessant als diese Ermahnungen wird man die Selbstschilderungen des Herzogs lesen: „Der Umstand, ein Fürstensohn zu sein, ist in unseren Zeiten ein Hemmnis; ich mußte diesen fatalen Zustand so gut als möglich ausbeuten, ich mußte ihn unschädlich machen, wo er mir hindernd im Wege stand.“ „Ich will mich, wenn es Ihnen verständlich wird, einen Reformator nennen, darin liegt der Hauptsinn meines Strebens. Huß ist freilich verbrannt worden, aber Luther konnte folgen, beide wollten reformieren und nur reformieren, das

war ihr Ehrgeiz, ihr Ruhm und, zum Henker, wäre jetzt nicht wie damals in Kirche und Staat zu reformieren?" „Sie wünschen, ich möchte mich nur nach einem Ziel wenden und nicht nach so vielen Richtungen tätig sein! Nicht wahr? — Gerade darin liegt meine Stärke und die einzige Möglichkeit, den Beruf als Reformator zu beginnen. Die Deutschen sind ein eigen Volk; man muß in fremder Tracht sich nähern, um gesehen zu werden, und so komme ich als Künstler, Gelehrter, Militär gekleidet. . . . Sie werden lächeln und den Schwärmer bedauern. Der Schwärmer wird sich aber nicht stören lassen, und wenn die Vorsehung nicht eisern ist, so werden der Schwärmerei Keime entsteigen." So zeichnete sich Herzog Ernst II. von Koburg am 28. Juni 1856 selbst. Man wird gestehen, daß eine solche naive Offenheit, wie sie hier zutage tritt, selten ist. Auch Freytag übt gelegentlich Selbstkritik. Sie ist feiner, als die des Herzogs. Er nennt sich (1867) einen „der wenigen Bewahrer der idealen Habe" des deutschen Volkes und will dessen „bescheidener Hausfreund" bleiben. Ein andermal (1887) urteilt er über seine politischen Aufsätze: „Wenn man das unendliche Zeug, was man durch 25 Jahre für das Tagesinteresse geschrieben hat, durchmustern muß, so kann diese Lektüre als genügende Strafe für alle literarischen Sünden betrachtet werden. Manchmal hat man's getroffen, manchmal, und wohl öfter, nicht. Im ganzen macht solche Durchsicht bescheiden, es ist doch vieles anders gekommen, als man sich's seinerzeit gedacht hat. Wo man recht heiß begehrt hat, und wo man das Ärgste befürchtet hat, ist man durch den Erfolg widerlegt worden." Als Poet aber fühlte er sich stark. Noch im Jahre 1874 — der „grüne Heinrich" war bereits längst erschienen und Konrad Ferdinand Meyer arbeitete gerade an seinem Jürg Jenatsch — schrieb Freytag stolz: „Unter den lebenden Künstlern unsres Volkes erkenne ich keinen über mir, nicht viele als meinesgleichen."

Was den Dichter vor allem zu dem Fürsten zog, das war dessen „herzliche Heiterkeit", die er als den Grundzug an „Hochdero lieber Seele", wie er mit „schelmischer Ehrfurcht" sich ausdrückte, betrachtete, und die „außergewöhnliche Elastizität" in dessen Wesen. „Wer lacht herzlicher, wenn ihm das Herz froh bewegt wird, als Sie", sagt er zu ihm am 20. Juni 1876. Ja auch die Leichtlebigkeit des Herzogs ist er geneigt günstig zu beurteilen. „Was man leichtlebig nennt, ist bei Euer Hoheit ein angeborner, untilgbarer Sonnenglanz im Gemüt." Im Laufe der Jahrzehnte wurde die Freundschaft der beiden wackeren Männer immer fester und inniger. Man fühlt es, was der Herzog dem Dichter war, wenn man die schönen, am 25. Juni 1880 geschriebenen Worte liest: „Man kann neue Menschen lieb gewinnen und neue Pflichten auf sich nehmen, aber die Schatten vergangener Gestalten und der Nachklang verrauschter Melodien bleiben in der Seele zurück, und solche wehmütige Hinterlassenschaft macht stiller und mindert die Empfänglichkeit." Zart und sinnig spricht der Dichter gelegentlich von der „schönen Poesie" seines Verhältnisses zum Herzog.

Das Lesen des Briefwechsels wird, wie bei Freytagschen Briefen nicht anders zu erwarten war, besonders erquicklich durch den reizenden Humor des Dichters. Einzelne Briefe sind in dieser Beziehung geradezu klassisch, so die Schilderung des Besuchs am Weimarer Hof und die Beschreibung einer Wahlversammlung, in der Freytag als Kandidat auftrat. Von Sentenzen Freytags buchen wir: „Die Deutschen sind der Begeisterung noch fähig, ja diese schönste Eigenschaft der Jugend ist Bedürfnis ihrer Seele." „Der Deutsche wird ein widerhaariger, schwer zu behandelnder Gesell, sobald er nicht mehr lieben und

verehren kann.“ 1866 wirkt die erhebende Seite des Krieges mehr auf ihn (S. 209), 1870 mehr die düstere Seite (S. 389). Die politische Ausbeute, obwohl nicht im Vordergrunde stehend, ist doch erheblich. Treffend bemerkt Tempeltey, der ohne Frage der berufenste Herausgeber dieser Briefe war und sie mit Liebe und feinem Verständnis besorgt hat (nur einige Fehler, S. 284 ist z. B. Nobilings Attentat vergessen), über Freytags Verhältnis zu Bismarck: „Freytags Innerstem blieb der gewaltige Mann unvertraut, fast unheimlich.“ Launig kleidet der Dichter im Dezember 1863 sein Grausen vor dem Löser der schleswig-holsteinschen Frage ein: „Dieses hartgesottenen biscocti oder Zwiebacks letzte Taten sind seltsam. Dieser scheußliche Zwieback tritt aus dem Bannkreise der Zivilisation in den Urwald riesiger Missetaten. Es ist aber ganz gut so.“ Im Januar 1867 rät er seinem „lieben Herrn“, sich durch die dräuende Miene des écorcheur (Schinder) Bismarck nicht beunruhigen zu lassen. Über den Siegeseinzug 1871 berichtet er, was er mit dem Auge des Seelenlesers geschaut hat: „Im Zuge ritt der Fürst genau wie Wallenstein trotzig und beifallslustig. Er konnte sich's nicht versagen, allein reitend vor dem Ende sich von der Festlichkeit zu lösen, um in einsamer Größe durch die jauchzende Menge zu wirken.“ Der Koburger ging mehr in Bismarck auf. Am 30. Juni 1890 schrieb er an Freytag: „In der Bismarcktragödie habe ich, ehe der Vorhang gefallen, noch eine gewisse Rolle gespielt und habe alte Erfahrungen und neuen Kummer auf mich einwirken lassen müssen.“ Der Herausgeber bemerkt über den Versuch des Herzogs, den Bruch zwischen Kaiser und Kanzler zu verhindern: „Das Ereignis war unabänderlich, und stiller als sonst kehrte der Herzog (von Berlin) heim.“ Merkwürdig ist es für uns, wie lange die um Herzog Ernst und Freytag an dem Glauben festhielten, daß Wilhelms I. Regierung nur ein Interimistikum sein würde, wertvoll, was Freytag über den Kronprinzen während der Stellvertretung mitteilt, auffällig, was er über die Verhaftung Harry Arnims auf Veranlassung des Kaisers sagt. Mancherlei, meist Launiges, erfahren wir über Moritz Busch, den Freytag ein „ehrliches sächsisches Gesträuch“ nennt. Überraschend wird die scharfe Kritik des Naturforschers Brehm wirken. Außerordentlich gut, wie auch sonst in neueren Memoiren, so in den Briefen des Grafen Keyserling, fällt das Urteil über Kaiser Wilhelm II. aus, so über seine ungemein vorurteilslose Haltung bei Entstehung der Freytagschen Schrift: „Der Kronprinz und die Kaiserkrone“. Darin zeigt sich so recht die großzügige Anlage des jetzigen deutschen Kaisers. Wohl mit stillem Neide sah der Koburger dem Regierungsanfang seines Großneffen zu, der das hat, was dem Koburger zu seinem Schmerze nicht beschieden war, Macht: „Unser junger gnädiger Herr“, so schreibt Herzog Ernst seinem Freytag am 30. Juni 1890, „sucht mehr oder minder meine Fußstapfen auf aus der Zeit, in der ich in seinem Alter war; er ist aber ein mächtiger Kaiser, und ich bin damals nur ein vorwärtsstrebender Privatmann gewesen.“

Fremder als das Antlitz des Koburgers und Freytags schaut uns das Bild eines andern Mannes an, der auch einem Freytag an Bedeutung in seiner Art nichts nachgibt: das Albert Schäffles, dessen Lebenserinnerungen uns soeben in zwei außerordentlich reich ausgestatteten Bänden vorgelegt werden. (Aus meinem Leben. Von Albert Schäffle. Mit sechs Bildnissen und einer Briefbeilage. Berlin, E. Hofmann & Ko., 1905. 8°. 1. Band XV und 256 Seiten. 2. Band VIII und 257 Seiten. Preis in Leder geb. 20 M.). Der am 24. Februar 1831 in

dem schwäbischen Städtchen Nürtingen geborene und am 25. Dezember 1903 zu Stuttgart gestorbene Nationalökonom Albert Schäffle ist eine der namhaftesten Persönlichkeiten unserer Tage gewesen, den Zeitgenossen jedoch gar nicht nach Gebühr bekannt geworden. Unter dieser Verkennung und Nichtbeachtung hat Schäffle offenbar schwer gelitten; seine Aufzeichnungen sind sichtlich von dem Bestreben diktiert, seine Wesensart wenigstens noch nach dem Tode zur Geltung zu bringen. Man lernt ein höchst merkwürdiges Leben kennen. Der Sohn eines Realschullehrers, kam Schäffle auf das Tübinger Stift, aus dem der zur theologischen Laufbahn bestimmte, aber nicht berufene achtzehnjährige Jüngling im Jahre 1849 entwich, um sich zu den badischen Aufständischen zu gesellen, wo er zwar in dem später erschossenen Dortu einen geistig reinen Führer, im übrigen aber ein „unsagbar gemeines Gesindel" fand. Ein Professor, der schon in Tübingen mit scharfem Blick die große Begabung des jungen Stiftszöglings erkannt hatte, verschaffte ihm bald darauf eine Stelle beim „Schwäbischen Merkur", an dem Schäffle fünf Jahre hindurch eine höchst intensive journalistische Schulung empfing. Zugleich und im Anschluß daran bildete er sich rastlos, namentlich im Verkehr mit J. G. Cotta, weiter, vornehmlich in der Nationalökonomie, und wurde infolgedessen im Jahre 1860 gleich als ordentlicher Professor der Nationalökonomie in Tübingen angestellt. Von dort kam er auch in die württembergische Kammer, deren Leben und Treiben gerade nicht erfreuliche Erinnerungen in ihm zurückließ (vgl. I, S. 120) und wo er Varnbüler hassen und Mittnacht (relativ) würdigen lernte. Er nennt Mittnacht die überragende Erscheinung unter den parlamentarischen Persönlichkeiten Württembergs, einen parlamentarischen Taktiker ersten Ranges, klarsten Verstandes, berechnend kalt von Gemüt, einen vorzüglichen Redner, wenigstens in Worten nie unwahr, allerdings auch etwas bitter: „ohne jeden Ehrgeiz, Ideen zu haben". Aus dem Württemberger Ständehaus kam er auch ins Zollparlament. Seiner weiteren Beteiligung am engeren deutschen Leben setzte aber einstweilen seine Berufung zu einer Professur an die Universität Wien im Jahre 1868 ein Ziel. Schon früh war in ihm ein besonderes Interesse für Österreich geweckt worden, insbesondere durch seinen Gönner J. G. Cotta. Binnen wenigen Jahren erwarb er sich in Wien eine außerordentliche Stellung und auch politisches Ansehen. So kam es, daß Hofkreise mit ihm Fühlung gewannen und Schäffle am 15. Februar 1870 einem Adjutanten des Kaisers Franz Joseph im Laufe des Tages aus dem Stegreife seine „österreichischen Staatsgrundsätze" in die Feder diktierte. Dies Programm gelangte zur Kenntnis des Kaisers und reifte in diesem den Entschluß, Schäffle zum Minister zu berufen. Am 24. und 29. Oktober 1870 hatte Schäffle die entscheidenden Audienzen bei dem Kaiser, dem er es als sein Hauptziel bezeichnete, die Bevorzugung des liberalen, überwiegend jüdischen Großbesitzes zu beseitigen. Er erhielt am 29. den Auftrag, mit dem Grafen Hohenwart zusammen ein neues Ministerium zu bilden. Es war gewiß ein ganz außerordentliches Faktum, einen Protestanten, Reichsdeutschen, ausgesprochenen Sozialreformer und bestgehaßten Großdeutschen, wie Schäffle es war, noch dazu in einem Alter von nur 39 Jahren, in diese Stellung zu bringen. Schäffle übernahm das Ministerium des Handels und das des Ackerbaus. Die Kabinettsbildung blieb ein ganzes Vierteljahr, bis zur öffentlichen Bekanntmachung, Geheimnis. Erst am 5. Februar 1871 trat das Ministerium hervor. Es war von vornherein dem Tode verfallen, schon weil man sich nicht mit dem Minister des Auswärtigen,

Beust, den Schäffle haßte, verständigt hatte, dann aber auch, weil es noch viel zu früh für eine Verwirklichung der sozialpolitischen Ideen Schäffles war. Die politische Gestaltung des österreichischen Staats, wie sie sich Schäffle mit Hohenwart dachte, lief auf die Organisierung eines österreichischen Bundesstaates hinaus und ist von den Deutschen dem Grafen Hohenwart und seinen Genossen tief verdacht worden. Schon am 30. Oktober 1871 war die ministerielle Herrlichkeit für Schäffle und seine Gefährten vorbei. Schäffle selbst trug als Gewinn neben dem Einblick in die großen politischen Verhältnisse die Freundschaft mit den Grafen Hohenwart und Clam sowie dem Minister Habietinek davon, die er als äußerst hervorragende und edle Menschen schildert, wie er auch von Kaiser Franz Joseph ein vorteilhaftes Bild entwirft, ebenso von der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers, weniger von dessen Gemahlin, noch weniger von den Parteiführern Herbst und Giskra. Kaum glaublich will es scheinen, daß Schäffles Ministerpension erheblich hinter den bescheidenen Einnahmen, die er als Tübinger Professor bezogen hatte, zurückblieb. Immerhin hatte er doch so viel, daß er leben konnte, und seine Einnahmen, die er aus seinen schriftstellerischen Arbeiten bezog, gewährten ihm in der Folge ein ganz gutes Auskommen. Er siedelte im Jahre 1872 nach Stuttgart über und hat dort noch über dreißig Jahre in der Fülle körperlicher Kraft und auf der Höhe des Könnens stehend eine ungemeine Tätigkeit als nationalökonomischer Schriftsteller entfaltet. Sein Hauptwerk ist „Der Bau und Leben des sozialen Körpers“ (4 Bände). Am bekanntesten wurde er der Allgemeinheit durch seine Gelegenheitsschrift: „Die Quintessenz des Sozialismus“, die er im Jahre 1873 in zwei Tagen zu Cannstatt niederschrieb, veranlaßt durch den ersten großen Reichstagswahlsieg der Sozialdemokraten. Die Schrift wurde deutsch in mehr als 25 000 Exemplaren verbreitet und in alle bedeutenden europäischen Sprachen übersetzt. Sie ist wieder ein Beispiel dafür, daß die zündendste Wirkung nur zu häufig gerade Gelegenheitsschriften zukommt, ja daß zu den wertvollsten Bekundungen menschlichen Geistes vielfach gerade Gelegenheitsschriften gehören. Schäffles durch Eigenartigkeit und Tiefe ausgezeichnete Schriften brachten ihn in Berührung mit den bedeutendsten Staatsmännern seiner Zeit, so auch mit Bismarck, dessen Berater er kurze Zeit (in den Jahren 1881 und 1882) bei der Versicherungsgesetzgebung gewesen ist. Seinen interessanten Briefwechsel mit dem deutschen Reichskanzler hat er unverkürzt in seinen Erinnerungen aufgenommen. Nicht nur widrige Umstände, sondern auch wohl das Urteil, das Bismarck sich über Schäffle gebildet haben mochte, brachten es zuwege, daß das Zusammenwirken der beiden Männer nicht von längerer Dauer gewesen ist. Bismarck wird Schäffles ganze systematische Art, die das schwierige Werk der Sozialreform gleich in den kleinsten Details festlegte, nicht ganz zugesagt haben. Die umfassenden Arbeiten, zu denen ihn Bismarck veranlaßte, hat Schäffle ohne jede Remuneration geleistet, ebenso die sonstigen Ausgaben bei dieser Gelegenheit. Bismarcks Anerbietungen einer Entschädigung lehnte er bestimmt ab. Es war ihm die reichste Belohnung, mit dem Schöpfer des Deutschen Reiches gemeinsam gewirkt zu haben.

Vielleicht das merkwürdigste Aktenstück, das Schäffle beibringt (II, 136), ist ein Schreiben Miquels an ihn vom 23. September 1894, in dem sich der preußische Finanzminister über eine notwendige deutsche Agrarreform ausspricht: „Wenn ich mir auch keine Illusionen über die großen Schwierigkeiten einer durchgreifenden Agrarreform mache, so habe ich doch die Hoffnung, daß

die wachsende Not der Zeiten einmal zum Angriff auf die heutigen Mißstände mit Fäusten führen wird. Der gute Wille ist in der preußischen Regierung jetzt vorhanden. Lange Zeit ist uns zum Angriff auch nicht mehr vergönnt. Ein in vielen Richtungen beschränktes Eigentum kann allein das Eigentum retten." Noch 1897 ist Schäffle auf Veranlassung von Tirpitz in der Allgemeinen Zeitung in einer Reihe von Aufsätzen für Schaffung einer deutschen Flotte eingetreten. Seine letzte politische Aktion war die Veröffentlichung einer Streitschrift gegen den neuesten Zolltarif, den er, nicht unbeeinflußt von seinen alten österreichischen Neigungen, für ein Nationalunglück hielt. Auf seine Fachgenossen ist er von großem Einfluß gewesen. So bekannte noch 1901 Adolf Wagner, daß in den eigentlichen grundlegenden Fragen der Nationalökonomie neben Rodbertus kein Fachgenosse stärker auf ihn eingewirkt habe als Schäffle. Absonderlich will es uns bedünken, daß ein Mann von der geistigen Bedeutung dieses Nationalökonomen, der noch dazu die höchsten äußeren Ehren erhalten hatte, keine einzige Ordensauszeichnung empfing. Daß er in der Allgemeinheit nicht solche Beachtung gefunden hat, wie er es nach seiner Bedeutung wohl verdient hätte, liegt außer an der Abgeschiedenheit von der lebendigen Welt, in der er lebte, wohl großenteils daran, daß sein Stil schwerfällig und nicht leicht verständlich ist. „Einsam und trotzig", wie es auf dem Titelblatt treffend heißt, ist Schäffle seines Weges gewandelt, nach dem Urteil eines seiner Freunde „eine mimosenhaft in sich gekehrte Natur". Es war ein gutes Werk des Verlegers, das geistvolle und lehrreiche Buch angenommen zu haben. Denn es lohnte sich, das Wachstum dieser deutschen Eiche der Nation zu zeigen.

Im Schillerjahre ist es vielleicht am Platze, ein Wort abzuschreiben, das dieser hervorragende Nationalökonom über den Dichter ausgesprochen hat. Schäffle sagt (I, 44): „Die von Schiller im Wallenstein bekundete Intuition in das Staatswesen hat mich namentlich vom Beginne tieferen Eindringens in die Staatswissenschaften an mehr und mehr in Entzücken versetzt. Seitdem ist kaum ein Jahr vergangen, ohne daß ich Wallensteins Tod mit immer steigender Bewunderung mehrmals gelesen hätte."

Einsam wie Schäffle, aber nicht so positiv wie dieser, wirkte Konstantin Rößler (geboren 1820, † 1896), wie Abeken ein Mitarbeiter Bismarcks, wie dieser im Grunde auch wohl ästhetisch angelegt, mit einem starken politischen Beisatz, aber nicht wie Abeken eine irenische, sondern eine sehr polemische Natur, nicht objektiv, sondern äußerst subjektiv. Seinem Andenken ist ein feines Buch gewidmet: Konstantin Rößler, Ausgewählte Aufsätze. Herausgegeben von Walter Rößler. (Berlin, Stilke 1902. 8°. XXXVI und 536 Seiten. Preis M. 7,50). Rößler war einer der ersten, der Bismarck erfaßte. Früh stellte er seine gewandte Feder in dessen Dienste, in der schleswig-holsteinischen Sache, am Staatsanzeiger, schließlich als Direktor des Literarischen Bureaus, d. h. in einer Stellung, die, wie Hans Delbrück richtig bemerkt, „gleichwie Bibliothekar und Archivar wohl einen Mann von Verständnis und Urteil verlangt, doch aber in ihrem dienstlichen Inhalt nur Hilfsarbeit darstellt". Daneben trieb er Politik auf eigene Faust. So war er der Verfasser der berüchtigten Artikel der Post „Krieg in Sicht" (1875) und „Auf des Messers Schneide" (1887), der Kometenbriefe in den „Grenzboten" und 1884—96 der ω-Korrespondenzen über die auswärtige Politik in den „Preußischen Jahrbüchern". Hinter den erwähnten Postartikeln hat man alle möglichen besonderen Zwecke der Regierung oder von Interessentengruppen

vermutet. Es scheint, daß sie lediglich Produkte der Kombination Rößlers gewesen sind, dessen Phantasie, wie Delbrück sagt, immer Gewitterwolken am Himmel sah und mit ihnen kämpfte. Im Laufe der Jahre emanzipierte sich Rößler, der seine Selbständigkeit auch in der Gefolgschaft Bismarcks stets behauptete, völlig von Bismarck, und seltsam — er, der ihn zuerst verstanden hatte, war auch der erste seiner ehemals Getreuen, der bei Bismarcks Rücktritt ganz mit ihm brach. Er billigte die Mißhandlung Bismarcks in der Ära Caprivi. Er erklärte Bismarck für einen Gegner des deutschen Vaterlandes. Zugleich sprach er schroff und verletzend über den alten Kaiser. 1894 ist er mit dem Charakter eines Geheimen Legationsrats pensioniert worden. Zum letztenmal machte er in der größeren Allgemeinheit viel von sich reden durch seine Flugschrift: „Die Sozialdemokratie", in der er zur Beseitigung der Sozialdemokratie nach der Diktatur rief. Es war ein Gedanke fast so abnorm wie die Vorstellung, die er während des Kulturkampfes hegte, nämlich daß aus dem kirchenpolitischen Streite eine verjüngte deutsche Nationalkirche hervorgehen würde. Die Aufgabe des Kulturkampfes war seine größte Enttäuschung.

Von diesem eigenartigen Denker ist uns durch seinen Sohn eine Auswahl von Aufsätzen vorgelegt worden. Sie beschäftigen sich in erster Linie mit Goethe, Bismarck und Ranke, dann aber auch mit Lessing, Schleiermacher, Schopenhauer, Gustav Freytag, Moltke, Max Duncker, Kuno Fischer und Lasker, sowie mit nationalen, sozialen und kirchenpolitischen Fragen. Wir lernen einen ausgezeichneten Kopf und einen edlen Menschen kennen. Jedermann wird Anregung daraus empfangen können, jedermann auch Belehrung. Rößler hat fraglos zu den gedankenreichsten Männern gehört, die wir Deutschen in letzter Zeit gehabt haben. Die Gedanken fluten bei ihm förmlich daher. Wie Abeken zieht es ihn am meisten zu Goethe. Seine Bemerkungen über den Faust gehören wohl zum Feinsten, was darüber geschrieben ist. Neben den ästhetischen Abhandlungen sind ihm auch einzelne politische Aufsätze äußerst gut gelungen, so der über Eduard Lasker, dem dieser damals noch zum Bismarckschen Lager gehörige Ästhetiker die beste Würdigung geschrieben hat. Seine günstige Auffassung des unfruchtbaren liberalen Doktrinärs deckt sich übrigens, was mir interessant genug zu sein scheint, mit der Auffassung, die der Kreuzzeitungs-Wagener und der Präsident v. Diest über Lasker gewonnen haben. Ungemein wirkungsvoll und schön war auch der Aufsatz, den Rößler gegen die Sammlung für ein Schopenhauer-Denkmal schrieb (1884). „Der Pessimismus", so sagte er da, „ist die Verzweiflung an der Macht des Guten in der Welt. Die Verzweiflung hat zwei Kinder, das ungleichartigste Geschwisterpaar: den Zynismus und die Melancholie. Schopenhauer war ein geborener Zyniker, kein heiterer, sondern ein gallsüchtiger Zyniker, und so suchte er mit dem untilgbaren Instinkt der Natur die Mutter, die Verzweiflung, um ihr einen wissenschaftlichen Altar zu errichten, auf dem er ihr alles zum Opfer brachte, nur nicht sich selbst mit seinem brutalen Egoismus ... Im Katzenjammer konnte Deutschland nur einen Jammerphilosophen brauchen, und die Halbbildung verschlang ihn ... Deutschland kniet nicht vor einem Zyniker ... Möge das Denkmal sich erheben! Es wird das Denkmal der moralischen Anarchie sein, in der sich Deutschland befand, als die Leistung einer überlegenen Persönlichkeit ihm die Sorge für Existenz und Macht abnahm." Durch jenen Aufsatz hat er der deutschen Nation mit Erfolg ins Gewissen geredet. Auch zur Frauenfrage hat Rößler eine Anzahl nachdenklicher Randbemerkungen gefunden. „Es

gibt nichts Großes in der Menschheit," so lehrt er, „das den Frauen nicht erreichbar wäre, aber sie müssen auf ihrem Wege dahin gelangen, der niemals der Weg der Männer sein kann ... Die weibliche Seele ist so angelegt, daß sie aus dem Ganzen zu dem Einzelnen dringt, gleichsam mit ihren Fühlhörnern das Einzelne sucht und erfaßt; der männliche Geist ist so angelegt, daß er aus dem Einzelnen zu dem Ganzen sich erhebt." Das ist im Sinne jenes tiefen Schillerschen Wortes am Schlusse seiner „Künstler", nach dem einst die einzelnen Menschengeister „auf tausendfach verschlungenen Wegen der reichen Mannigfaltigkeit umarmend sich entgegenkommen". Aber so manches glückliche, wahre und schöne Wort dieser Publizist der Preußischen Jahrbücher und der Post, dessentwegen einst Heinrich v. Treitschke von den Preußischen Jahrbüchern zurücktrat, gesprochen hat, im wesentlichen ist namentlich seine politische Dialektik unfruchtbar, phantastisch, zum Teil von blendenden Einfällen gegängelt. Es ist jene Dialektik, die zurzeit bei uns am meisten in den Preußischen Jahrbüchern ihr Wesen treibt, wie sie Hoensbroech, Max Lorenz, Karl Jentsch und Hans Delbrück eignet, ehrlich gemeint, darin sich vorteilhaft unterscheidend von Maximilian Harden und ähnlichen Virtuosen eines pikanten Stils, vielfach bestechend und oft gefährlich in die Irre führend, in ihren positiven Resultaten schließlich meist höchst unbefriedigend, mehr zerstörend als aufbauend.

Das Gegenstück zu dieser Dialektik bietet die gesunde Denkweise des unlängst verstorbenen preußischen Kultusministers Bosse, von dem, wie gemeinhin bekannt, in den „Grenzboten" Lebenserinnerungen erschienen sind. In Buchform liegen jetzt Bosses Jugenderinnerungen vor (Aus der Jugendzeit. Erinnerungen von Dr. D. Robert Bosse, weil. kgl. preuß. Staatsminister. Mit einer Silhouette. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1904. 8⁰. 334 S. 5 Mk.). Mit behaglicher Ruhe und Umständlichkeit gibt der aus einfachen, aber wohlhabenden Verhältnissen hervorgegangene Minister eine Schilderung nicht nur seines Jugendlebens, sondern auch von den kulturellen Verhältnissen in seiner Vaterstadt Quedlinburg. „Ich kam aus einem einfach, solid, bis zu einem gewissen Grade wohlhäbig, aber auch einigermaßen eng und philiströs aufgezogenen landwirtschaftlichen Haushalt", sagt er selbst (S. 211). Man fühlt es so recht, daß er sich darauf etwas zugute tat, als schlichter Bürgerssohn es bis zum Minister gebracht zu haben, und daß er sich freute, auch das gute Quedlinburg dadurch zu Ehren zu bringen. Ein frisches Kind des Harzes, das gute Anlagen des Geistes und des Gemütes verriet und richtig geleitet wurde, kam der junge Bosse auf der Schule gut vorwärts. Seinen Lehrern hat er ein außerordentlich gutes Gedächtnis bewahrt. Eine Verbeugung des späteren Anwalts der Volksschullehrer vor dieser wichtigen Berufsklasse ist es wohl, wenn er die Elementarlehrer regelmäßig „Herr" Soundso nennt, während bei den akademisch gebildeten Lehrern dem Namen nur Dr. oder Direktor vorgesetzt wird. Es hätte doch genügt, nur „Lehrer" Soundso zu sagen. Wie sein Kollege Mühler hat auch Bosse früh Gedichte gemacht und schon als Primaner ein Bändchen Cotta und Brockhaus zum Druck angeboten, wenngleich vergeblich. Er war sogar Vorsitzender eines Musenbundes auf dem Gymnasium. Die Gedichte scheint sein verständiger Vater verbrannt zu haben. Von seinen Leistungen auf der Schule spricht Bosse mit wohltuender Bescheidenheit und Selbstkritik. Sein weiches, empfängliches Herz kennzeichnet die Tatsache, daß er als junger Mulus im Dom zu Köln, überwältigt von der Weihe und Größe der Stätte, in Tränen ausbrach. Von seinem Drang nach Selbst-

erkenntnis gibt die Übereinkunft mit einem Korpsbruder — er trat gleich im ersten Semester in Heidelberg bei den Schwaben ein — Zeugnis, nach der sich die beiden abends die sittlichen und Charakterfehler, die sie an sich wahrnähmen, gegenseitig mit rückhaltloser Offenheit vorhalten wollten. „Das gab manche bittere Demütigung“, setzt Bosse bei Erzählung dieser Tatsache hinzu. Hübsch ist es auch, daß Bosse rückhaltlos von den Schulden, die er gemacht, erzählt. Seinem Vater vermochte er sie anfangs nicht alle zu beichten. Über seine Universitätslehrer, so über Robert Mohl und Puchta, erfahren wir einiges, wenn auch nicht viel, ebenso andeutungsweise einzelnes über den späteren Parlamentarier Kiefer, dessen Name doch unbedenklich ausgeschrieben werden könnte. Schon in Heidelberg las der junge Fuchs zum Erstaunen seiner Korpsbrüder die Kreuzzeitung. In Halle tat er sich schon bei Disputen über Religion als Anhänger einer positiven Richtung hervor. In Berlin erwarb er sich die schriftstellerischen Sporen als Rezensent bei der Sternzeitung, um später an der Hengstenbergschen Kirchenzeitung, den Glaserschen Jahrbüchern und dem Nathusiusschen Volksblatte mitzuarbeiten. Auch bei ihm sollte es sich wieder bewahrheiten, wie dienlich es den Verwaltungsbeamten ist, wenn sie ein wenig Praxis in der Journalistik erwerben. Für die Zeit von 1853—1876 liegen keine Aufzeichnungen vor. Die während seiner Tätigkeit im Ministerium geführten Tagebücher bieten mehr Inhalt von allgemeinerem Interesse. Wenn sie in Buchform vorliegen, wird darauf zurückzukommen sein.

Und nun zum Schluß zu zwei Publikationen, die sich lediglich mit Bismarck beschäftigen. Die eine enthält die Erinnerungen eines der Herolde Bismarcks, allerdings des kleineren Genres, der dadurch interessanter wird, weil er ein Engländer ist, jener liebenswürdige Plauderer Sidney Whitman, der in Deutschland zuerst einen Namen bekam durch sein hübsches Buch „Das kaiserliche Deutschland“, das neben mancherlei Schiefem auch sehr viele treffende Bemerkungen enthielt. Sein neuestes Buch (Sidney Whitman. Fürst von Bismarck. Persönliche Erinnerungen an ihn aus seinen letzten Lebensjahren. Mit einem Titelbild. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union. 8°. 241 S, Preis geb. 7 Mk.) ist wieder in dem bei Whitman beliebten leichteren Essaycharakter gehalten. Es enthält aneinandergereihte Plaudereien, die wohl meistens schon vorher in der Tagespresse veröffentlicht worden sind. Sie sind vielfach recht anmutend, aber meist nicht sehr in die Tiefe gehend, wie denn Whitman bei seinem Geist überhaupt anfangs mehr versprach. Er ist flacher geworden. Neue Züge bringt er nur hier und da. Kritische Beobachtung gegenüber dem Fürsten darf man von ihm weniger erwarten. Er ist von ihm und der Fürstin vollständig hypnotisiert. Wenn er gelegentlich bisherige Anschauungen zu berichtigen sucht, so kann man doch nur mit Vorsicht darauf eingehen. So bestreitet er, daß Bismarck sich etwas aus Musik gemacht habe. Angesichts der Briefe von Bismarck an seine Frau, vor allem aber angesichts der Keudellschen Mitteilungen, die auch durch Diest bestätigt werden, geht das doch aber nicht gut an. Vielleicht war es nur Whitmans Musik, die dem Einsiedler im Sachsenwalde nicht behagte. Zum Interessantesten, was Whitman mitteilt, gehören seine Erzählungen über Bucher.

Eine viel ergiebigere und durchaus lautere Quelle zur Beurteilung Bismarcks bieten die Erinnerungen des greisen württembergischen Ministers Freiherrn v. Mittnacht, von denen, nachdem das erste Heft binnen kurzem eine ganze Reihe von Auflagen erlebt hat, inzwischen eine neue Folge erschienen

ist, die die erste noch an Wert übertrifft und daher begreiflicherweise auch gleich neu aufgelegt werden muß. (Erinnerungen an Bismarck. Von Dr. Freiherrn v. Mittnacht, K. Württ. Staatsminister a. D. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta 1904. Kl.-Oktav. 86 Seiten. Neue Folge [1877—1889]. Ebenda 1905. Kl.-Oktav. 80 Seiten. Preis geheftet je 1,50 M.). Mittnacht ist von 1867—1900 württembergischer Minister gewesen und hat in hohem Maße das Vertrauen Bismarcks genossen. Daß ein solcher Mann, wenn er reden will, vieles mitteilen kann, ist klar. Das Buch des jüngst verstorbenen Ottokar Lorenz über Kaiser Wilhelm I. und die Begründung des Reiches, das im Türmer von Hans Prutz besprochen worden ist, hat ihn veranlaßt, einige aufklärende Bemerkungen über die Gründung des Reiches zu machen und die Lorenzschen Auslassungen zu berichtigen. Diese Gelegenheit benutzte er, um einige seiner Erinnerungen an den großen Staatsmann zu veröffentlichen. Die überaus günstige Aufnahme, die dies fand, hat ihn sichtlich zur Fortsetzung ermutigt. Außer der Polemik gegen Lorenz sind es im wesentlichen knappe, sachliche Referate, die wir erhalten, namentlich über bestimmte Besuche beim Fürsten und mit diesem gepflogene Unterredungen. Aber auch einige wichtige Briefe Bismarcks werden mitgeteilt. Im ganzen bieten die beiden Heftchen eine außerordentlich hübsche Ausbeute von wertvollen, zum Teil ganz neuen Einzelheiten, frappierenden Charakteristiken aus dem Munde Bismarcks und jenen packenden Vergleichen und schlagenden Bemerkungen, wie sie wenigen Menschen so zur Verfügung gestanden haben wie diesem märkischen Junker.

Am Schluß versichert Mittnacht: „Ich habe mehr gehört, als ich wiedergegeben habe.“ Hoffentlich fallen die Rücksichten, die er zu nehmen hatte, bald noch mehr, als es schon geschehen ist.

Herman v. Petersdorff



Die Technik in der organischen Natur

Man soll das Gute nehmen, wo immer man es findet, auch wenn es gelegentlich an Orten liegt, an denen man es kaum vermutet. So entwickelt Karl du Prel in seiner Einleitung zum Spiritismus naturphilosophisch-Ideen, welche grade den Techniker zur näheren Untersuchung reizen.

Du Prel stand bei der Abfassung seiner Abhandlung vor der schwierigen Aufgabe, den naturwissenschaftlich gebildeten und unbefangenen Lesern die Existenz von allerlei rätselhaften Geschöpfen, die man im Volke wohl als Geister oder Gespenster ansprechen dürfte, mundgerecht zu machen. Zu dem Zweck bedient er sich einer naturphilosophischen Deduktion, welche etwas Bestechendes an sich hat. Viele unserer Gliedmaßen und Körperteile, so meint er, sind organische Ausführungen irgend einer technischen Konstruktion oder Maschine. Beispielsweise ist das menschliche Auge ein genaues Ebenbild des optischen

Apparates der Camera obscura, die wir in jedem photographischen Apparate finden. So sind nun auch viele andere Konstruktionsprinzipien unserer Organe tatsächlich als Maschinen auf der Erde vertreten. Es braucht nur an die Zungenpfeife erinnert zu werden, die nach demselben Prinzip gebaut ist wie der menschliche Kehlkopf, oder an die einfache Maschine des einarmigen Hebels, die wir beispielsweise in unseren Unterarmen wiederfinden.

Vielen unserer Organe fehlt in unserer Maschinentechnik zwar das Gegenstück, aber man könnte es ohne weiteres konstruieren, wenn sich damit irgend etwas Nützliches anfangen ließe.

Warum nun, meint du Prel, sollen wir uns der Beschränkung fügen, die wir zufälligerweise in der irdischen belebten Welt finden? Warum sollen wir nicht annehmen, daß irgendwo anders auch viele andere technischen Konstruktionen ihre organische Verkörperung gefunden haben? Warum soll es so ausgeschlossen sein, daß es irgendwo und irgendwie lebendige Wesen gibt, die beispielsweise in ihren Organen die Verkörperung des Teleskopes oder der funkentelegraphischen Station besitzen und in der Lage sind, mit Hilfe elektrischer Ätherwellen auf Hunderte oder Tausende von Meilen hin Gedanken und Meinungen auszutauschen? Besitzen wir doch sogar unter den niederen Tieren, den Fischen, die Zitteraale und Zitterrochen, mit deren Körperelektrizität man Leydener-Flaschen bis zur klatschenden Funkenentladung, ja bis zur Zerschmetterung dünnwandigen Glases, volladen kann. Könnte doch ein Freund wunderlicher physikalischer Experimente mit einer solchen Aalbatterie tatsächlich eine Geberstation für drahtlose Telegraphie betreiben und auf der Empfängerstation als Frittröhre lebendige Hirnsubstanz benutzen. Wissen wir ja doch nach den klassischen Versuchen von Collins, daß auch das menschliche Gehirn ebenso wie die Frittröhre der drahtlosen Empfängerstation arbeitet, daß es unter dem Einfluß oszillierender Blitzschläge seinen Leitungswiderstand erheblich verändert, wodurch die unbezwingliche Unruhe mancher Personen während eines Gewitters eine genügende Erklärung findet.

Folgen wir den freilich recht kühnen Anregungen du Prels weiter, so eröffnen sich ganz außerordentliche Perspektiven. Wir können uns andere Welten mit anderen Geschöpfen bevölkert denken, welche die organische Verkörperung aller Maschinen vorstellen, die unsere irdische Maschinentechnik jemals erfunden hat und noch erfinden wird. Wir können an Geschöpfe denken, die unter ihren Gliedmaßen Teile der Dampfmaschine und des Explosionsmotors besitzen, die sich nicht wie die irdische Menschheit auf Pendelstelzen, sondern etwa auf Rädern fortbewegen, und die vielleicht eben dort, wo ihre Organe fernhin wirkende Apparate sind, auch in unserem irdischen Lebenskreis unerklärliche Erscheinungen hervorrufen können.

So weit der Ideengang du Prels, der als eine ganz außerordentlich geschickte Einleitung in den Okkultismus gelten muß.

In der Tat nun erweist sich die Auffassung des lebendigen Organismus als Maschine oder mechanische Konstruktion als überaus fruchtbar und führt zu einer großen Reihe von Aufschlüssen und Erklärungen. Betrachten wir beispielsweise die Entwicklung des organischen Lebens, wie sie sich nach der darwinistischen Lehre darstellt, so finden wir unverkennbar eine Weiterentwicklung von verhältnismäßig einfachen zu immer komplizierteren Apparaten und Instrumenten. Das Urtier, die Protozoë, die lebendige Schleimkugel, entspricht der ungegliederten Masse, die wir im Chaos finden. Wie irgend ein Weltnebel formlos

im Weltenraum schwebt, um sich erst nach Jahrmillionen zum gegliederten Planetensystem zu entwickeln, so schwimmt dieser Urschleim im Meerwasser ohne Form und ohne Kraftäußerung.

Wie anders dagegen das oberste Glied der biologischen Entwicklungsreihe, der Mensch.

Die Mechanik zeigt uns nun als einfachste Typen die beiden Grundmaschinen, den Hebel und die schiefe Ebene. Von diesen findet der Hebel in unseren Gliedmaßen die weitgehendste Anwendung. Wo immer wir Glieder bewegen, sind sie nach dem Prinzipe des Hebels und zwar gewöhnlich des einarmigen Hebels angeordnet. Feste Kalkrohre, gemeiniglich Knochen genannt, bilden dabei den Hebelbalken, an den mit Hilfe der Muskeln und Sehnen Kräfte und Lasten angreifen. Der Hebelbalken selbst wird unter dem Einfluß dieser Kräfte natürlich biegenden Momenten ausgesetzt sein, und der Konstrukteur, in diesem Falle die Natur, mußte darauf bedacht sein, dem Balken einen möglichst widerstandsfähigen Querschnitt zu verleihen. Dies ist durch die Form des Röhrenknochens in geradezu vollendeter Weise geschehen. Der Statiker, welcher mit allen Mitteln moderner Rechnung an die Aufgabe geht, mit einer gegebenen Menge Knochenkalk den widerstandsfähigsten Querschnitt zu konstruieren, kann keine bessere Lösung finden, als sie die Natur im menschlichen Ovalröhrenknochen geliefert hat. Bei größter Leichtigkeit findet man hier größte Festigkeit, und so ist man denn beispielsweise in der Fahrradindustrie, die ihre Rahmen ebenfalls leicht und fest zu bauen hat, in unserer Zeit zur Verwendung solcher leichten Rohre fortgeschritten.

Wollte man noch weitergehendere Materialausnutzung erlangen, so müßte man vom einfachen Trägerrohr zum Gitterträger übergehen, wie wir ihn beispielsweise bei unseren Gittermasten und Gitterbrücken finden. Am menschlichen Körper finden sich derartige Gitterkonstruktionen in den Unterarmen und Unterschenkeln. Während für die Hebel der Oberarme und Oberschenkel der einfache Röhrenknochen genügt, setzt bei den Knien und Ellenbogen die Gitterkonstruktion ein, da von dort bis zu den Hand- oder Fußknöcheln bekanntlich Doppelknochen laufen, welche im allgemeinen der Form des Fischbauchträgers folgen.

Aus dem Knochenkalk mußte die Natur ferner eine sicher schützende Hülle des lebenswichtigsten Organes, des Gehirns, für den rauhen Betrieb des Erdenlebens konstruieren. Sie hat dafür die technisch vollkommenste Form der kugeligen Kapselung, vulgo Schädel, gewählt. Die moderne Technik macht ihr das Kunststück nach, indem sie empfindliche Motoren, die etwa in Bergwerken oder unter Straßenbahnwagen verwendet werden sollen, in ähnliche Gußeisenkapseln schließt.

Der Laie möchte geneigt sein, den Schädel als Gewölbe zu betrachten, aber diese Auffassung ist nur sehr bedingt zutreffend. Ein Pendant zum gewölbten Bogen und zwar zum umgekehrten Gewölbe, welches der Bautechniker bei Fundamentierungen benutzt, haben wir dagegen im menschlichen Becken zu suchen. Ihm fällt ja die doppelte Aufgabe zu, einmal die gar nicht unbeträchtliche Last der inneren Organe zu tragen, ferner aber den Reaktionsdruck der Oberschenkel abzufangen, ähnlich wie ein Gewölbe einmal von gleichmäßig verteilten Kräften und ferner von einzelnen Reaktionskräften angegriffen wird. Während dies für die Stellung gilt, erfährt die Beanspruchung beim Sitzen wiederum eine Modifikation, indem die Reaktionen von den Hüftgelenken auf

die Beckenspitzen rücken. Eine Betrachtung am Skelett überzeugt den Techniker sofort von der außerordentlichen Zweckmäßigkeit der Beckenkonstruktion.

Eine technische Aufgabe von ganz außerordentlicher Schwierigkeit hat die Wirbelsäule zu erfüllen. Sie dient einmal als Tragpfeiler für den schweren Oberkörper. Sie muß ferner innerhalb ziemlich weiter Grenzen beweglich sein, und sie soll endlich den sicheren Leitungskanal für das gegen jede Dehnung und jeden Druck so außerordentlich empfindliche Rückenmark abgeben. Dieser Aufgabe ist durch die Konstruktion von Knochenrohrstücken, den Rückgratwirbeln, die untereinander mit Hilfe von Bohrung und Zapfen verbunden sind, in mustergültiger Weise Genüge geschehen. In der Technik hat die menschliche Wirbelsäule ihre Kopie in dem elastischen metallischen Gasschlauch gefunden, der in unseren Tagen so vielfach den Gummischlauch verdrängt, so im Kleinen und auf technischem Gebiete den gewaltigen Sprung vom Molluskentier, dem Weichgummischlauch, zum Wirbeltier, dem Metallschlauch, wiederholend.

Es fehlt im menschlichen Knochengerüst die einfache Maschine der schiefen Ebene mit ihren Entwicklungen zur Schraube und zum Keil, wenn man nicht etwa die Zähne als Keile gelten lassen will.

Unter den menschlichen Organen findet die Pumpmaschine eine dreifache Inkarnation. Es sind drei voneinander getrennte Pumpensysteme im menschlichen Körper vorhanden. An erster Stelle sei die Luftpumpe des Atmungssystems erwähnt. Durch Muskelbewegungen, die teils willkürlich, teils unwillkürlich erfolgen, dehnen und komprimieren wir abwechselnd unseren Brustkasten und saugen dadurch abwechselnd Luft in die Lungen und stoßen sie wieder aus. Diese Einrichtung würde der Techniker als ventillose Membranpumpe ansprechen, und er würde hinsichtlich der Steuerung bemerken, daß diese automatisch erfolgt, aber vorübergehend sehr stark verstellt werden kann, das heißt, daß wir den Rhythmus beim Atmen innerhalb weiter Grenzen willkürlich verändern können, daß aber, wenn wir uns um die Sache nicht weiter kümmern, der Betrieb auch selbsttätig weitergeht.

Das zweite Pumpensystem wird durch den Blutkreislauf repräsentiert, in welchem als Pumpe das Herz sitzt. Es ist in Wirklichkeit eine Zwillingspumpe, da es zwei getrennte Systeme, den großen und den kleinen Blutkreislauf, zu betreiben hat. Im übrigen wird es der Techniker als zweikammerige, mit Klappventilen armierte, automatisch gesteuerte Membranpumpe ansprechen. Automatisch gesteuert, weil, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, der Rhythmus des Herzschlages nicht willkürlich verändert werden kann.

Das dritte Pumpensystem endlich wird durch den Schluckapparat gebildet. Hier fällt die technische Definition ein wenig schwerer. Zweifellos bildet ja die Mundöffnung das erste Ventil, und wirkt ferner der Mundraum als membraneuse Pumpenkammer, die, je nachdem bei geöffnetem Munde gesaugt, bei geschlossenem Munde geschluckt wird, abwechselnd unter negativem und positivem Druck steht. Zweifellos wird auch der Schlundkopf als zweites Ventil angesprochen werden dürfen. Dagegen bereitet die technische Definition der Zunge Schwierigkeiten. Je nachdem sie Speise oder Trank befördert, könnte man sie als Schaufel oder Kolben betrachten, aber dieser Vergleich hinkt auf mehr als einem Bein. Die Technik verfügt eben nicht über derart innervierte, schmiegsame und doch steuerbare Stoffe, wie sie das lebende Muskelfleisch darstellt. Wir würden nicht einmal ein Analogon zu den Pumpenwirkung ausübenden menschlichen Organen in der Technik finden, wenn man nicht in

den letzten Jahren die aus starrem Material gefertigten Gebilde der Kolben- und Flügelpumpen vielfach verlassen und an ihre Stelle die Membranpumpen gesetzt hätte, in denen elastische, den Muskeln ähnliche Stoffe arbeiten. Für die Zunge fehlt ein derartiges technisches Pendant zurzeit. Wir treffen hier einen der von du Prel erwähnten Fälle, daß einer organischen Konstruktion das anorganische Seitenstück fehlt.

Wenn wir den menschlichen Körper weiter auf allgemein gebräuchliche technische Konstruktionen hin untersuchen, so ist die Ausbeute an einfacheren Maschinen verhältnismäßig gering. Die Technik kennt als Transportmittel für feste und flüssige Stoffe in der Hauptsache das Pumpwerk, die Transportschnecke und das Transportband. Die beiden letzteren Mittel benutzt die Natur nicht, sondern sie bedient sich an deren Stelle der peristaltischen Bewegung, die wiederum in der Technik beispiellos ist.

Dagegen treten uns eine überraschende Anzahl von Analogien aus der Elektrotechnik entgegen, sobald wir den nervösen Apparat in die Betrachtung ziehen. Die Elektrotechnik kennt Fernzeiger und Fernsteuerapparate. Wenn beispielsweise heut der Leiter eines großen Betriebes an seinem Schreibtisch wissen will, wie hoch in irgend einem Kessel seines Unternehmens das Wasser steht, mit welcher Geschwindigkeit irgendwo eine Transmissionswelle läuft, oder in welcher Richtung die Wetterfahne auf seinem Dache spielt, so bedient er sich dazu der elektrischen Fernzeiger. Kleine zierliche Nadeln auf seinem Pulte, die mit den entsprechenden Außenstellen durch elektrische Leitungen verbunden sind, wiederholen ihm dann das Kräftespiel des Windes auf dem Dache oder des Wassers im Kessel. Wem fiele nicht bei dieser Betrachtung sofort der sensitive Nervenapparat des Menschen ein, der von den verschiedensten Körperstellen Lust- oder Unlustgefühle in die Zentralstelle, in das menschliche Gehirn, signalisiert. Dagegen entspricht der motorische Nervenapparat der elektrischen Steuereinrichtung. Durch ihn werden Befehle der Zentralstelle am entfernten Ort zwangsläufig ausgeführt. Drückt ein Schiffskapitän auf den Hebel des mit leichtem Fingerdruck beweglichen elektrischen Steuerapparates, so legt sich alsbald das schwere Steuerruder mit einer Pressung von tausend Kilogrammen in die neue Lage. Spielt das unbekannte Etwas, das wir als Seele ansprechen, im Gehirn, so markiert sich der Eingriff alsbald in Form grob mechanischer Bewegungen, in Form frei werdender Muskelarbeit, welche dem gesteuerten Gliede die gewünschte Lage oder Bewegung gibt. Bemerkenswert bleibt dabei, daß die Zentralisation sowohl in der Entwicklung der Technik, wie in der organischen Lebens den Fortschritt bedeutet.

Die niedrigen Würmer kann man noch in Teile zerschneiden, die einzeln fortleben. Ähnlich könnte beim alten hölzernen Schlachtschiff der Kapitän längst mitsamt dem Kommandoplatz über Bord gegangen sein, aber mit Hilfe einer tüchtigen Steuermannschaft und guter Artilleristen könnte das Schiff erfolgreich weiterkämpfen. Wird dagegen im hochmodernen Schlachtschiff die Zentralstelle mit den sämtlichen Kommando-, Empfänger- und Steuerapparaten vernichtet, so dürfte das ähnliche Folgen für das Schiff haben wie die Enthauptung für den einzelnen Menschen. Die Zentralisation hat eben in der Biologie, ebenso wie in der Technik, Schatten- und Lichtseiten. Sie erhöht nicht nur die Leistungsfähigkeit, sondern auch die Empfindlichkeit.

Es bleibt übrigens bemerkenswert, daß diese mechanische Betrachtung des menschlichen Organismus die Annahme einer Seele nicht nur nicht hindert,

sondern im Gegenteil eine Lücke läßt, in die sich der Begriff einer immateriellen Intelligenz notgedrungenerweise einfügt.

Spinnt man die Betrachtung weiter aus, so sind die Nerven natürlich die Leitungsdrähte, und ihre Durchschneidung muß die Anlage stören. Beim richtigen Funktionieren muß sie ein Strom durchfließen, der dem elektrischen Strom nicht unähnlich zu sein scheint. Es folgt dies aus dem Umstande, daß man den nervösen motorischen Apparat des Menschen auch von der Zentralstelle aus mit gewöhnlichem Batteriestrom in Bewegung setzen kann, wie dies beispielsweise bei den Gehirnoperationen der traumatischen Epilepsie geschieht. Der Operateur sucht dabei die fehlerhafte Gehirnstelle, um durch deren Exstirpation die Auslösung der Krämpfe ein für allemal abzuschneiden. Während nun der suchende Batteriepol über die offen liegende Gehirnrinde fährt, zucken bald die Finger bald der Arm krampfhaft und der Operateur kann die Fehlerstelle in der Zentrale, die er mit dem Messer angehen will, mit größter Genauigkeit feststellen.

So finden wir bei dieser Operation organische und technische Leitungssysteme verknüpft, wie etwa die Hand, welche die Brechstange bedient, die Vereinigung eines organischen mit einem mechanischen Hebelwerk darstellt.

Die Analogie des Nervenstromes mit dem elektrischen Strom zwingt aber noch zu weiteren Vergleichen. Wir wissen seit Tesla und Hertz, daß die Erscheinungen des elektrischen Stromes sich zum geringsten Teile im Draht selber, zum großen Teil im freien Raume abspielen. Ähnliches dürfte auch für den Nervenstrom gelten. Vielleicht erfahren demnach die bekannten, heut noch so sehr bezweifelten telepathischen Experimente eines Tages eine ungeahnte Betätigung und Vertiefung. Während sie heut noch mehr den telephonischen Gewitterstörungen vergleichbar sind, könnten sie sich dereinst zu einer regulären Fernvermittlung entwickeln.

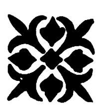
Gehen wir nun von den einzelnen Teilen auf das Ganze, so müssen wir den Menschen zunächst als Thermostaten ansprechen, das heißt, als ein Gebilde, das unabhängig von der Temperatur seiner Umgebung eine bestimmte Eigenwärme beizubehalten bestrebt ist. Die Technik kennt mehrere solcher Anordnungen. Jeder Dampfkessel, welcher Dampf von bestimmtem Atmosphärendruck liefern soll, ist dazu zu rechnen, denn er wird, gleichviel ob draußen Sonnenbrand oder Schneesturm herrscht, ein für allemal eine bestimmte Temperatur haben. Das geht so weit, daß beispielsweise bei den Kesseln der Berliner Elektrizitätswerke die Heizer ihre Feuer nicht wie sonst wohl üblich nach Druckmessern, nach Manometern, sondern vielmehr nach Thermometern, welche in die Kessel eingebaut sind, regulieren. Ähnlich macht sich ja wohl auch der Arzt an der Hand des Fieberthermometers ein Bild von dem Druck oder der Spannung, die im lebendigen Thermostaten, im Menschen, herrscht.

Wir können unsere Betrachtungen weiter ausdehnen und den Menschen in bezug auf seine Bewegungsfähigkeit als lokomotorische Maschine betrachten. Alsdann ist er in der Technik ohne Gegenstück, denn alle Versuche, Maschinen zu bauen, die an Stelle der Räder Stelzen zur Fortbewegung benutzen, haben zu keinem brauchbaren Resultat geführt, obwohl es an derartigen Versuchen namentlich zu Stephensons Zeit nicht fehlte.

Nicht weniger fesselnd bleibt die Aufgabe, die Inkarnation solcher Konstruktionen auszudenken, die sich in der uns bekannten und zugänglichen materiellen Welt nicht finden lassen. Neue Erweiterungen erhält das Thema, wenn man

den Chemismus, der hier ganz vernachlässigt wurde, mit in die Betrachtung zieht. Man findet dann zu den allermeisten chemischen Vorgängen des menschlichen Körpers entsprechende Verfahren in der praktischen Chemie. Man könnte aber auch hier sehr viel weiter gehen und an die Inkarnation der verschiedensten anderen Prozesse, wie sie beispielsweise die Schwefelsäurefabrikation, der Hochofengang oder dergleichen bietet, denken. Gegenüber einer derartig freien und, zugegeben, ein wenig phantastischen Auffassung würde jedenfalls die Behauptung hinfällig werden, daß organisches Leben nur existieren kann, wo Wasser nicht gefriert und Eiweiß nicht gerinnt.

Hans Dominik



Stimmen des In- und Auslandes

Reichtum und Ethik

Die größten Geister haben dem Einfluß des Geldes auf das geistige und seelische Leben der Menschen ihre Aufmerksamkeit geschenkt, ja haben gesehen, daß da ein Problem lag. Die „Philosophie des Geldes" ist in der Tat ein Problem, aber nicht nur ein nationalökonomisch-philosophisches, sondern ein moralisch-ethisches. Es sind ihrer viele, die heut noch an Christi Wort von dem Reichen, der nicht ins Himmelreich kommen könne, herumdeuteln, und der Fluch des Goldes zieht sich dämonisch durch Sage und Mythus. Der in der germanischen Sage ruhende Kern dieser Auffassung ist ja von Richard Wagner mit wundervoller Klarheit zum Probleminhalt des Nibelungenringes gemacht worden.

Aber so leicht faßlich, so handgreiflich findet sich das Problem im Leben nur selten. Vielfach muß es erst herausgehämmert werden aus dem Gestein, destilliert werden aus der Masse des Lebensflusses. Und da das Gold und der Reichtum Macht ist und Macht gibt, so wird diese Hämmer- und Destillierarbeit, die den Fluch des Goldes nachweisen soll, von den Mächtigen, den Gewaltigen nicht geduldet, die Arbeit unterbleibt, und nach wie vor gilt der Reichtum als das „größte Glück". Der Sieg des Materiellen, die Veräußerlichung des Lebens wird Wahlspruch und Ziel der Tüchtigen wie der Drohnen.

Nun aber erhebt sich doch die Wissenschaft und faßt das Problem näher ins Auge, zunächst nur scheu, aber es ist doch ein Anfang. Professor Richard Ehrenberg in Rostock veröffentlichte eine Reihe von Werken, in denen er die Entstehung und Bedeutung großer Vermögen behandelt. Von diesem Gesamtwerk liegen jetzt zwei Bände vor. Der erste behandelte die Fugger, das Haus Rothschild und Krupp, der soeben erschienene zweite das Haus Parish, eins der vier größten Kaufmannshäuser Hamburgs um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. (Das Haus Parish in Hamburg, von

Professor Dr. Richard Ehrenberg. Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1905. Mk. 3., geb. Mk. 4.) Das Parishbuch erscheint nun gerade deshalb von ganz besonderem Wert, weil wir in John Parishs eigenen Aufzeichnungen die Psyche des Kaufmannes, eines genialen Kaufmannes mit hohem Intellekt und Sehnsucht nach der Größe, zu verfolgen Gelegenheit haben, Parish, der mit ungeheurem Wagemut und dank weitschauendem Geist und größter Energie ein Geschäft aus den bescheidensten Anfängen zu einem Welthaus gemacht hat, mit dem die Völker in der hohen Politik rechnen mußten, Parish selbst legt sich nach seinen großen Erfolgen wie auch nach Mißerfolgen und Krisen die Frage vor nach Ursache und Zweck seines Schaffens und Erwerbens. Mit rückhaltloser Offenheit geht er da mit sich ins Verhör und ringt in den beschaulichen Stunden des Nachdenkens nach der Erkenntnis des Wertes von Erwerbsgeschäft, Reichtum und Bedürfnisbefriedigung. Hören wir ihn selbst:

„Ich überschaute das Werk meines Lebens. Es lächelte mir zu und schien zu sagen: Vorwärts, John, du bist auf dem rechten Wege; verfolge ihn weiter! Wie hoch kannst du dann noch steigen! 100 000 £ Verdienst in *einem* Jahre, wie wird sich das in einigen weiteren Jahren vervielfachen! Dein bisheriges Ziel ist zwar erreicht: Dein Haus überragt die deiner Nachbarn; aber du kannst noch weit mehr erreichen; nichts steht dir im Wege. Der ganze Handel des Kontinents konzentriert sich jetzt in Hamburg; die besseren Geschäfte werden dir zuströmen; du brauchst nur dein Kontor offen zu halten. — Diese Ideen waren sehr verlockend; aber — so fragte ich mich — *worin besteht der innere Wert des Reichtums?* Nur in dem Vergnügen, ihn anzuhäufen? Oder in seiner Fähigkeit, weise Genüsse, *Komfort* zu schaffen? Ersteres war für mich nie eine besondere Wonne, vielmehr nur, soweit es dem letzteren Zwecke diente. Bin ich noch in der Vollkraft des Lebens und imstande, dessen Freuden zu genießen, oder habe ich den Meridian schon überschritten? Wird irgend ein Teil davon mir folgen, und welches sind die Aussichten, mich ihrer noch lange zu erfreuen? — Die Antworten auf alle solche Fragen wirkten jenem anspornenden Einflusse des *Ehrgeizes* entgegen, und nach reiflicher Erwägung bemerkte ich, daß selbst diese scheinbar unersättliche Leidenschaft vollkommen befriedigt war. Ich sagte mir: John, du hast *genug erworben*. Nun beginne, deinen Reichtum vernünftig *zu verwenden*. Sorge für die Erhaltung deines Kapitals; aber die Zinsen gib aus; lasse jeden Gedanken an weitere Kapitalanhäufung fahren; das wird auch allen spekulativen Vorschlägen, die dich wieder ärmer machen könnten, entgegenwirken."

Der letzte Satz ist besonders interessant. Er scheint zu zeigen, daß am letzten Ende doch wieder der Reichtum selber, das Geld eben als absolute Macht, nicht nur als relative Größe, den wahren Kaufmann beseelt, und daß Parish, so gern er auch einen höheren Standpunkt einzunehmen sich bemühte, doch immer wieder von jenem rastlosen „*Ehrgeiz*" des Erwerbes erfaßt wurde. Da erscheint denn die Philosophie weiser Reichtums*verwendung* immer doch nur als das Mäntelchen, als das bei weitem Untergeordnete. Damit stehen auch andere Momente seiner kaufmännischen Laufbahn im Einklang. Im Jahre 1790 hatte Parish „so viel erworben, daß es für ihn selbst und für seine Frau genügte". (S. 37). Aber als er sah, daß die einträglichsten Geschäfte ihm aus allen Teilen der Welt zuströmten, und um „jedes der Kinder in sein eigenes Nest setzen zu können", ließ er das Kaufmannsgeschäft auf die noch höhere See hinausfahren, und „*sein Ziel war, Millionär zu werden!*" Es

ist bezeichnend, daß dieses Ziel lediglich durch einen **Betrag** bestimmt war. Nicht etwa Hamburg zum ersten Handelsplatz zu machen oder dem Vaterlande in seinen internationalen Beziehungen zu dienen, dem Volke Nahrung und Kleidung zu vermitteln oder dergl. idealere Zwecke waren das Ziel, nein, lediglich privatwirtschaftlich-ehrgeizige Vergrößerung des Kapitals und des kaufmännischen Namens. Denn was das Patriotische anlangte, so machte Parish wohl mehr Geschäfte in englischem als in deutschem oder hamburgischem Interesse. Und bei seinen großen westindischen und nordamerikanischen Unternehmungen, die ohne Erfolg, ja mit Verlust enden, macht sich Parish in seinen Aufzeichnungen ernstliche Vorwürfe, daß er diese Geschäfte unternommen habe, zu denen ihn doch kein berufliches oder sonst pflichtgemäßes Interesse getrieben hat. Es ist wieder interessant zu sehen, daß dieser höhere Gesichtspunkt nur **da** durchbricht, wo das betreffende Geschäft mit einem Mißerfolg ausgeht! Psychologisch noch interessanter ist Parishs Verhalten gegenüber dem fallit gewordenen Pariser Großkaufmann Walkiers, doch wollen wir dafür auf Ehrenbergs Buch und seine interessanten Ausführungen S. 43 ff. selbst verweisen.

Es ergibt sich aus alledem, wie nützlich und wertvoll solche Untersuchungen über große Vermögen sind, und daß Professor Ehrenberg mit diesem Werk sich ein großes Verdienst erworben hat, das nicht nur auf wirtschaftsgeschichtlicher oder kultureller Bahn liegt, sondern auch auf ethisch-moralischer. Und wenn auch jene Volksweisheit, daß Reichtum nicht glücklich macht, obwohl alles „am Golde hängt, nach Golde drängt", auch keine neue Weisheit ist, so sind doch die Gelegenheiten selten und neu, daß sich dies quellenmäßig volkswirtschaftlich untersuchen läßt. Und wenn wir da in voller Anerkennung der hohen Aufgaben des Handels und auch des Reichtums doch wünschen, daß die auf goldenen Thronen Sitzenden an ihrem **Innenleben** arbeiten, es reicher zu gestalten suchen sollen, so meinen wir, daß dadurch gerade der „Neid der besitzlosen Klasse" und der Haß gegen die Besitzenden gemildert werden können. Es muß eben anerkannt werden, daß der Reichtum die Menschen in ihren Idealen ebenso arm bleiben läßt, wie es ohne reiches Gemütsleben und Geistesschaffen immer der Fall sein wird. Da berühren wir uns dann mit Schmollers Meinung, daß die soziale Frage zum größten Teil Bildungsfrage ist, und glauben, daß durch höhere Wertschätzung des **Gemütslebens** gerade von seiten der Reichtumsträger viel zur Milderung des sozialen Klassenkampfes getan werden kann. Weil uns aber gerade Professor Ehrenbergs Buch vom Haus Parish zu diesen Erörterungen anregte, dürfen wir seine Lektüre empfehlen.

Dr. Alexander Elster

* * *

Nie ist äußerer Besitz höher bewertet als in unseren Tagen. Die Milliardäre von heute erfreuen sich kaum eines geringeren Ansehens als die Fürsten „von Gottes Gnaden". Huldigen doch diese selbst den Kollegen von Mammons Gnaden, wie sie mancher noch unvergessene Fall der jüngsten Gegenwart beweist. Diese unvernünftige und unchristliche Überschätzung des Reichtums weist der „Reichsbote" im Anschluß an **Wilhelm Berdrows** kürzlich erschienenes „**Buch berühmter Kaufleute**" (Leipzig, Otto Spamer) in die gebührenden Schranken:

„Eine Geschichte der Psychologie des Reichtums zu schreiben, ist eine zeitgemäße Aufgabe. Auch ihre Lösung würde, des sind wir sicher, zuletzt die

Wahrheit des Christentums bestätigen, das einen erdrückenden irdischen Besitz mehr als Übel wie als Gut betrachtet, das die Versuche und Fallstricke des Mammons besonders scharf kennzeichnet. Vor dieser Wahrheit würde, wenn sie allgemein würde, auch bald die falsche, moderne Wertschätzung zerrinnen, die man vielfach, besonders auch in der Sozialdemokratie, an den äußeren Besitz knüpft. Vor einigen Jahren erschien einmal in Frankreich ein Werk über die Schicksale von den 100 reichsten Familien Frankreichs im 18. Jahrhundert; es war eigentlich eine Geschichte von Schuld, Sünde, Vergeltung, Vergänglichkeit irdischer Güter, die etwas tief Erschütterndes hatte. Manchmal in der ersten, meist in der zweiten Generation begann mit der sittlichen Entartung der Menschen auch der Zerfall des Besitzes; was übrig blieb, war ein Haufen von Elend. Körperliche Qualen, Aussterben der Familien usw. spielten eine gehäufte Rolle. Nur wenig freudlichere Ausnahmen, da, wo zu dem erworbenen Reichtum ein tieferes Gewissen in seiner Verwendung sich zeigte, blieben übrig...

„Ein gemeinsamer Zug ist allen Begründern großer Vermögen eigen. Sie sind alle Parvenus, und zeichnen sich eher durch Unwissenheit in gelehrten Dingen, als durch Bildung aus. Sie sind meist niedriger Herkunft, die sie oder ihre Nachkommen möglichst schnell zu vergessen trachten.

„Im besten Falle suchen sie das rasch und skrupellos zusammengescharrte Vermögen im höheren Alter wieder zum allgemeinen Nutzen zu verwenden, wie dies im Augenblick besonders Carnegie tut, der das Wort geprägt hat: ‚Wer zu reich stirbt, stirbt entehrt.‘ Die Medici waren ursprünglich Kleinkrämer, die Fugger Barchentweber, die Vanderbilts Marktbootsführer, die Astor Metzger, Carnegie Heizer. Wo liegt also ein Grund vor, sie auf die Höhen der Menschheit zu stellen, auch wenn Geldsäcke über Geldsäcke später ihren Sockel bildeten? Es wird vieles besser werden, wenn die Zeitgenossen auch diese Menschen und Dinge erst wieder mit christlicher Wahrheit und Nüchternheit zu betrachten anfangen. Die wahren Wohltäter der Menschheit sitzen ganz wo anders, als im Tempel des Gottes Mammon.“

Und wenn man sich den bescheidenen Ursprung der großen amerikanischen Vermögen vergegenwärtigt, so muß man um so mehr über diese Dollararistokratie lächeln, die es sich angelegen sein läßt, die Traditionen und vor allem die Vorurteile der europäischen Aristokratie möglichst getreu zu kopieren. So liest man in der „Berliner Volkszeitung“, daß sich namentlich in Newyork eine Art vorläufig allerdings noch ungeschriebenen Ebenbürtigkeitsgesetzes herausbilde, neben dem die rigorosesten deutschen, sogar die Lippeschen nicht ausgeschlossen, sich bald nicht mehr werden sehen lassen dürfen. Die ganze obere Gesellschaft Newyorks zeigt augenblicklich entrüstet mit Fingern auf einen Abtrünnigen ihres Kreises, der den ungeheuerlichen Schritt gewagt hat, außerhalb dieses Kreises eine Lebensgefährtin zu suchen. Der also Degenerierte heißt Frederic William Livingston-Stevens und ist — dies kompliziert seine Verirrung — ein Mann von 67 Jahren. Die Frau aber, die er sich vor einigen Tagen als zweite Gattin antrauen ließ, zählt deren 35 weniger und war bis jetzt in einer ärztlichen Klinik als Krankenpflegerin beschäftigt, erfreut sich eines tadellosen Rufes und entstammt einer durchaus achtbaren Familie. Umstände, die freilich nicht gehindert haben, daß sogar die eigenen Kinder des rüstigen Ehemanns sich seiner Hochzeit fern hielten und öffentlich verkünden ließen, daß sie diesen Schritt ihres Herrn Papas aufs schärfste mißbilligten. Herr Livingston-Stevens ist auf sehr verschiedene Weise mit den vornehmsten Familien des

europäischen Adels verwandt. Seine erste Frau, Miß Adele Sampson, ließ sich von ihm scheiden, um mit einem preußischen Großgrundbesitzer französischer Herkunft, dem Grafen Maurice von Talleyrand-Périgord, Herzog von Dino, einem Neffen des Herzogs von Sagan und Bruder des bekannten Berliner Sportsman Grafen Archambauld Talleyrand, eine zweite Ehe zu schließen — die übrigens vor einem Jahre gleichfalls geschieden wurde. Und von den Töchtern, die ihm die Herzogin von Dino schenkte, als sie noch Mrs. Stevens hieß, ist die eine an den Grafen Galliffet, Sohn des bekannten Generals und vormaligen französischen Kriegsministers, die andere an einen russischen Grafen Orlowski verheiratet. Jedenfalls wird die barmherzige Schwester, die so plötzlich zur Millionärsgattin und Nachfolgerin einer Herzogin avancierte, noch viele Mühe haben, sich die Türen der viertausend obersten Newyorker Salons zu erschließen, — vorausgesetzt, daß solches ihr Ehrgeiz sein sollte.

Jage die Natur mit der Heugabel aus dem Tempel, sie kehrt dennoch zurück! Was vermögen alle politischen und sozialen Formen, wenn sich der Mensch selbst nicht wandelt. Alle Hoffnungen, die Utopisten und Ideologen auf die Veränderung des äußeren Staatenbildes setzen, werden sich ohne innere Erneuerung immer als eitel erweisen.



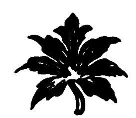
Auf der Grenze des Lebens

Über eine schaurig-schöne Wanderung berichtet der Reisende A. Henry Savage-Landor in „Harpers Weekly“. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Besteigung eines der höchsten und unzugänglichsten Gipfel des Himalajagebirges, der Lumpaspitze. Mit zwölf erprobten und kräftigen Begleitern unternahm er im September 1899 den Aufstieg, und es gelang ihm in der Tat, die höchste Bergeshöhe zu erreichen, die je eines Menschen Fuß betrat.

„Wir waren noch nicht lange gewandert“, so erzählt Savage-Landor, „und klommen den Hauptgletscher hinan, als uns eine dichte Nebelmasse umzog und unserem Streben Verwirrung und Mühsal entgegensetzte; dichter und dichter lastete der Nebel auf uns nieder, je höher wir den Gletscher hinanstiegen. Dicht aneinandergedrängt tasteten wir uns vorwärts und machten bald an Gruben und Gletscherspalten Halt, bald krochen wir über Geröll und Eis mühsam fort. Wir waren nicht aneinandergeseilt, damit nicht ein Mann die anderen mit sich fortreißen könnte. Außerdem ist das Seil ein großes Hindernis für den Bergsteiger und erschöpft nutzlos seine Kräfte, indem es die Freiheit seiner Bewegungen hemmt. So kamen wir langsam vorwärts über entgegengelagerte Wälle von Eis und Schutt, die von Nordwesten nach Südosten sich hinzogen; endlich, etwa in einer Höhe von 15 400 Fuß über dem Meeresspiegel, hörten diese einzelnen Wellen entgegenstehender Gletschermassen auf, und wir sahen uns, da die Sonne durch den dichten Nebel brach und grelle Strahlen auf das Bild über uns warf, vor einem eng aneinanderliegenden Wald hoher Spitzen.

Zu unserer Linken reckten sich steile Gebirge aus grauen Felsen; auf unserer rechten Seite dehnten sich flachere Risse und Schluchten, meist von dichtem Schnee bedeckt. Wir erreichten nun das halbmondförmige Lumpabecken, das von einer Mauer schneebedeckter Gebirge umlagert ist, aus der wieder drei höchste Spitzen herausragen. Ein Windstoß zerriß die hangenden Nebel, so daß sie wie ein Vorhang auf dem Theater sich spalteten, und nun breitete sich in vollem Sonnenschein dies erhabene Panorama vor mir aus. Jetzt wandten wir uns der 23490 Fuß hohen Lumpaspitze zu, zunächst auf dem Gletscher weiterwandernd, dann uns auf einem höchst unsicheren und gefährlichen Terrain fortbewegend, auf dem fortwährend ungeheure Schlünde gähnten, tiefe Abgründe sich öffneten und kleine Risse sich zeigten. Über riesige Schneefelder ging nun der Weg, wo stete Fährnisse lauerten. In einer Höhe von 20000 Fuß überfiel einige meiner Leute die Bergkrankheit, so daß sie kaum noch folgen konnten. Sie bluteten stark aus der Nase und wurden von so heftigen Schmerzen erfaßt, daß ich sie zurückließ. Nur vier Männer folgten mir, da sie sich in guter Verfassung befanden. Immer unsicherer ward der Boden und schien unter unseren Füßen zu weichen. Geröll stürzte nieder unter unserem Tritt, gewaltige Felsblöcke lösten sich, und einer traf einen der Leute so stark, daß er mehrere Fuß weit von der Wucht des Anpralls geschleudert wurde und heftige Beulen und Erschütterungen davontrug. Auf einmal löst sich hoch über uns etwas Schnee los und stürzt in rasender Schnelle hernieder; tausend kleine Bälle folgen nach, sie schwellen an, formen sich zu einer dunklen Masse, und dicht neben uns donnert eine Lawine zu Tal gerade in der Richtung, nach der die zurückgelassenen Leute sich gewandt hatten. Nie werde ich die Angst vergessen, die mich erfüllte, als ich so unheimlich rasch das Ungeheuer wachsen und mit einem atemraubenden Luftdruck an mir vorüberbrausen sah. Erleichtert atmete ich auf, als sie auch an den Leuten unten vorüberging. Als wir endlich die Spitze dieser ansteigenden Fläche erreichten, kamen wir zu einem Grat, der so schmal und so scharf wie die Spitze eines Messers gegen den Himmel sich abhob, seine Seiten stürzten so jäh herunter, daß selbst kein Schnee auf ihm haften konnte. Wir mußten hinüber, und so balancierten wir denn darüber hin, fast wie Seiltänzer, auf einer Kante, die höchstens einen Fuß breit war, Abgründe von vielen tausend Fuß zu jeder Seite. Obwohl der Grat nur wenige Fuß lang war, schien uns sein Überschreiten Ewigkeiten zu dauern, denn wir wußten, daß ein einziger Fehltritt uns herabstürzen lassen würde, zu einer formlosen Masse zerschmettert, und die dünne Luft erregte außerdem Schwindel im Kopfe, beengte uns die Brust und ließ uns noch schwerer und qualvoller atmen. Der Herzschlag wurde so unregelmäßig und kam in so starken, plötzlichen Schlägen, daß meine Leute nach der Anstrengung halbohnmächtig hinfielen und sich erst nach einigen Minuten wieder erholten. In einer Höhe von 22000 Fuß zeigten sich noch beunruhigendere Symptome. Erbrechen und fortwährendes Nasenbluten stellten sich ein. Die Leute klagten über ein heftiges Hämmern in allen Gliedern, vor allem ein Pochen in den Schläfen, ein Sausen in den Ohren, daß sie meine Stimme kaum vernehmen konnten. Bei 23000 Fuß Höhe bekam auch ich heftiges Nasenbluten, aber es erleichterte mich, nahm mir den beklemmenden Druck von der Brust. Doch unsere Erschöpfung war unbeschreiblich. Obgleich der Aufstieg nun leichter war, schleppten wir uns doch nur mühsam hinan. Die Glieder waren so schwer wie Zentner Blei und zogen uns nieder; die Anstrengung, nur die Beine zu heben, war so groß, wie sonst kaum die Zurücklegung einer

großen Wegstrecke. Ich hätte lieber den steilsten Gipfel ersteigen wollen, als in solcher Höhe auf einer fast ebenen Fläche mich fortbewegen. Einem meiner Leute, dem kräftigsten unter ihnen, platzte ein Blutgefäß, wenige Fuß vom Gipfel entfernt; er wand sich in Schmerzen, und obwohl es uns gelang, ihn herunterzubringen, ist er schließlich doch daran gestorben. Endlich standen wir auf der Spitze, 23 490 Fuß hoch, so hoch, wie nie ein Sterblicher je gestanden. Um uns reine, klare, helle Luft, unter uns Nebel und Wolken, ungewiß wogend; neben uns ragten einige Gipfel wie majestätische weiße Inseln in die Höhe; tiefe Stille in den senkrecht niederstürzenden Abgründen, nur selten das Donnern einer herabbrausenden Lawine, die in der Nähe unter uns entstanden. Wir setzten uns nieder und ruhten aus, was uns unbeschreiblich wohl tat, dann schrieben wir unsere Namen in einen Stein und aßen Schokolade und Pastillen von Fleischextrakt; darauf begannen wir langsam den Abstieg. . . ." —

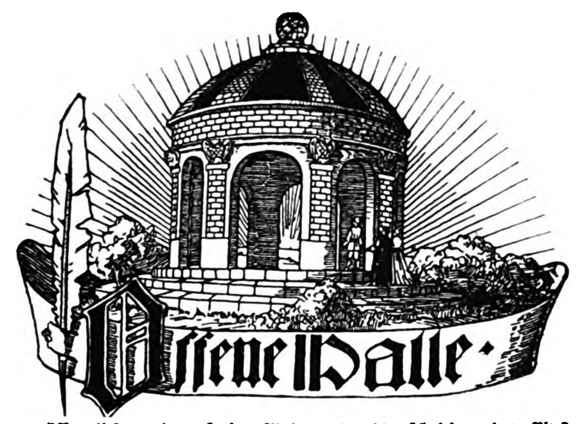


Familie Meyer

Oder auch Meier, Maier, Mayer usw. — es ist immer dieselbe etymologische Familie, sie alle sind entstanden aus dem lateinischen Komparativ major, also wörtlich der „Größere", der „Höhere", der „Mächtigere". „Meier", so plaudern die „Basler Nachrichten", „wurde sehr früh im Deutschen eingebürgert, während der aus der gleichen Quelle stammende militärische Titel Major erst viel später eindrang. Bereits im 7. Jahrhundert erhielt der Name Meier eine sehr vornehme Bedeutung. Die Hausmeier nämlich, die schon vorher unter Fürsten verschiedener deutscher Stämme das Amt von Aufsehern über den Haushalt und von Verwaltern kleiner Hofgüter versehen hatten, schwangen sich bei den fränkischen Königen zur einflußreichsten Stellung empor, indem sie Vorsteher des Gesindes, Verwalter der Krongüter, Anführer im Kriege und Stellvertreter ihrer Monarchen wurden. Der letzte fränkische Hausmeier, Pippin der Kleine, schickte den schwachen König Childerich III. in ein Kloster und bestieg selbst den Thron. Nicht so großartig wie die Hausmeier treten die Meier in späteren Zeiten auf, aber doch in sehr bedeutsamen Stellungen bis tief ins 18. Jahrhundert hinein; ja, das Amt des Kirchenmeiers besteht heutzutage noch da und dort. Er hat das Kirchenvermögen zu hüten; früher mußte er auch an einzelnen Orten den Lehrern ihre ‚Batzen ausbrösmen', wie Jeremias Gotthelf im Schulmeister berichtet. Der Meier war gewöhnlich der vornehmste grundherrliche Beamte eines ‚Hofes', das heißt einer Gemeinde. Er hatte die Aufsicht über die Bewirtung des Bodens von seiten der Hofgenossen, die Polizei und die niedrige Gerichtsbarkeit auszuüben. Bisweilen hatte er allerdings einen zweiten, ihm untergeordneten Beamten neben sich, den Keller, der dann die Verwaltung zu besorgen, insbesondere die Gefälle, meist landwirtschaftliche Erzeugnisse, einzuziehen und dem Grundherrn abzuliefern hatte. Ob einer oder zwei, das hing von der Größe und Leistungsfähigkeit des Hofes

ab. Eine Luzerner Urkunde erklärt, mancher ‚Hof' sei so arm, ‚das der Meger (Mejer) mus Keller vnd Meger sin'. Dem Stande nach war der Meier in den älteren Zeiten den übrigen Hofgenossen gleich, also auch unfrei und hörig, wenn es die anderen waren. Aber ihrer viele stiegen rasch in die Höhe und konnten leicht zu einem ansehnlichen Wohlstand gelangen; denn ihnen war jeweilen das beste Stück Land zur Bebauung angewiesen, der Meierhof, dessen Name heutzutage noch in einem gewissen romantischen Glanze erscheint. Der alte Spruch: ‚Wenn man den Edelmann setzt zum Meier, erhält der Fürst weder Hühner noch Eier' deutet an, daß mancher Meier für seinen Vorteil übermäßig besorgt war. Eine genaue Kontrollierung war, namentlich was die verhängten Bußen betrifft, oft unmöglich, zumal wenn der Grundherr weit weg wohnte. Viele Grundherren, besonders die Äbtissinnen, hielten die zwei jährlichen Gerichte auf ihren Höfen nicht selbst ab, sondern überließen den Vorsitz ihren Meiern. Der letzteren Selbstgefühl wurde dadurch mächtig gefördert, und ihr Ansehen bei den Hubern, das heißt bei den Inhabern der Hufen, gehoben. An manchen Orten wußten die Meier ihr Amt erblich zu machen: sie schwangen sich zu wirklichen Gerichtsherren empor und wurden so eigentliche Gemeindemonarchen für einen bisweilen sehr großen Jurisdiktionsbezirk. Bildete doch das ganze Glarner Land bis 1273 einen einzigen Hof. Der ‚Meier von Glarus' herrschte somit über ein Gebiet, das den Flächeninhalt des Fürstentums Schaumburg-Lippe beträchtlich übertrifft. Mit dem Gesagten haben wir die erste und eigentliche Bedeutung des Wortes Meier genügend erklärt. Im abgeleiteten Sinne konnte es auch Dorfvorsteher, Pächter, Großbauer, endlich in Bayern auch Meisterknecht heißen. Es gibt aber auch Meierformen, die keinen Erklärungsversuch gestatten. Wenn z. B. Jacobus major (Jakob der Ältere) mit Jakob Meier wiedergegeben wurde, so war das einfach ein drolliger Übersetzungsfehler. Von allen Beamtentiteln war einst der Meier der volkstümlichste, das heißt der am häufigsten genannte. Daher rühren die enorm häufigen Zusammensetzungen. Nur wenige Zusammensetzungen lauten geringschätzig, z. B. Strudelmaier (gleich flüchtiger Arbeiter); fast alle bezeichneten eine ehrenwerte Amtstätigkeit. Aus den zahlreichen Beispielen seien einige erwähnt. Der Grendelmeier war der Wächter bei einem Grendel, d. h. bei einem Palisadenwerke an einem Gewässer (verwandt mit dem Torwächter). Der Hardmeier hatte in Zürich die Aufsicht über das Gut Hard. Der Geißmeier bestellte als Vorsteher einer Genossenschaft von Ziegenbesitzern den Hirten und beherbergte ihn auch bisweilen. Der Gescheidmeier war in Basel der Präsident eines Gescheides, eines Marken- und Flurgerichts, das über Marken, Zäune usw. zu entscheiden und einschlägige Frevel zu beurteilen hatte. Sehr viele andere Meier sind ohne weiteres verständlich, z. B. Alpmeier, Holzmeier, Waldmeier, Klostermeier usw."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Ethische Werte in der Poesie

David Friedrich Strauß setzt bekanntlich in seinem Werke „Der alte und der neue Glaube" an die Stelle des religiösen Trostes den ästhetischen Optimismus, welcher in der künstlerischen Produktion und dem künstlerischen Genuß die Erhebung über die Leiden der Wirklichkeit findet, mit anderen Worten: Strauß erblickt in der Kunst, der Poesie insonderheit, einen Ersatz für die durch Dogmen getrübte und zersetzte Religion.

Wenn wir auch nicht so weit gehen, die ewigen ethischen Wahrheiten einer reinen Religion durch die erzieherische, veredelnde Kraft der echten Kunst, welche den Namen einer „Tochter des Himmels" wirklich verdient, ersetzt sehen zu wünschen, so scheint es doch angezeigt, in unserer Zeit auf die hohen, nie verrückbaren Werte der echten Kunst, im besonderen der Dichtkunst, anderen Faktoren gegenüber: wie der Politik, den Wissenschaften usw., einmal wieder mit vollstem Nachdruck hinzuweisen.

Schon die alten Völker sahen in der Poesie und ihren Pflegern etwas Geheiligtes; die Dichtkunst verband sich vielfach mit dem religiösen Kultus. Nun hat freilich die Bewertung der Poesie in unseren Tagen von ihrer Höhe manches eingebüßt; aber der Grund hierfür liegt nicht in einem Sinken der ethischen Werte, des ethischen Gehaltes der „göttlichen" Dichtkunst selbst, sondern das Motiv hierfür ist wesentlich in ihren Jüngern und Pflegern zu suchen, die den hohen, ewig gültigen Idealen der Menschheit den Rücken kehrten und ihre Muse zu Tendenzzwecken oder noch tiefer erniedrigten.

Aber mag dem sein, wie ihm wolle, keine Dekadenz, kein geschäftliches literarisches Spekulantentum vermag auf die Dauer den ewigen ethischen Wert der wahren Poesie herabzusetzen, ebensowenig wie staatliche Faktoren, die an ihre Stelle reale, d. h. ihnen scheinbar mehr dienende Interessen setzen möchten.

Leider muß es gesagt werden, daß der Staat in geradezu unverständlicher Weise seine idealen Mächte, seine echten und wahren Dichter — und diese verdienen solchen Namen nur — in den Hintergrund drängt.

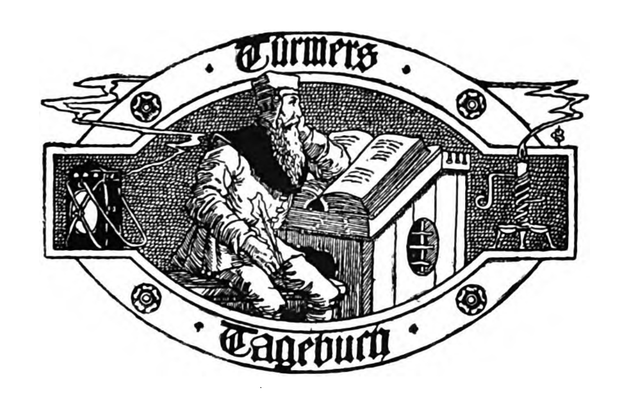
Die Denkmäler unserer Feldherren und Staatsmänner überragen an Zahl und Größe bei weitem längst diejenigen unserer Geistesheroen, und doch ist die durch Lessing, Herder, Goethe und Schiller bewirkte geistige Einheit der politischen Einigung Deutschlands vorausgegangen, und doch haben unsere klassischen Dichter höhere ethische Werte, erhabenere Menschheitsideale geschaffen, als die Genien der Tat und der praktischen Staatskunst. Die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens z. B. ist eine glänzende nationale Tat; aber abgesehen davon, daß uns ein Goethe das Andenken jener Länder längst zuvor unverloren erhielt, ist dieses reale Faktum nicht annähernd von so hohem ethischen (!), nicht nationalen Gewinn wie — nun, sagen wir z. B. die Schaffung der beiden einfachen Kirchenlieder: „Eine feste Burg ist unser Gott" von Luther oder „Befiehl du deine Wege" von Paul Gerhardt. Man wird diese Behauptung vielleicht übertrieben finden; aber wer erwägt, wie vielen Millionen Menschen jene schlichten Worte im Leben schon ein Trost und Stab gewesen sind, dem Gebildeten wie dem Manne des Volkes, wer erwägt, welcher hohe ethische, herzerhebende Wert in jenen Liedern und in noch so vielen anderen liegt, der wird uns recht geben müssen.

Aber auch auf nationalem, patriotischem Gebiete wiederholt sich diese Wahrheit. Hoffmanns von Fallersleben: „Deutschland, Deutschland über alles", das bei allen Festlichkeiten alt und jung anstimmt und erhebt, dünkt uns eine größere nationale Errungenschaft als die Kriegestaten dieses oder jenes Generals, dessen Ehrenmal aus Erz und Stein in die Lande hinausragt. Was bedeuten die glänzendsten Schlachterfolge ethisch und menschlich gegenüber Goethes Faust, gegenüber Schillers Wilhelm Tell, gegenüber den köstlichen Liedern unserer Freiheitssänger, kurz gegenüber den Werken unserer klassischen Dichter?! Verschwindend wenig! Und dennoch, trotz alledem und alledem, die Bewertung der Ideale, die Bewertung des Geistigen und Materiellen ist heute so eine ganz andere geworden, hat sich so vollständig zugunsten des nichtethischen Gehaltes der Faktoren verschoben.

Aber wir wollen die ethische Kultur als den Kern aller Dinge und Erscheinungen aufrecht erhalten und zu ihrem Banner und ihren ewig gültigen, die Menschheit fördernden Idealen schwören.

Dr. Otto Weddigen





Haupt- und Staatsaktionen. — Psychologie: — schwach! — Gesinnungstüchtigkeit? — Eltern und Kinder. — Soziale Vorurteile

Auch wir machen in Weltgeschichte. Obwohl wir's gar nicht nötig haben. Aber es mußte was geschehen. Es war die höchste Zeit, daß einmal was geschah. Und so geschah denn was. Aus der unter hermetischem Verschluß vor der deutschen Staatskunst vollzogenen kordialen Verständigung zwischen Frankreich und England, die der deutsche Reichskanzler soeben noch vor versammeltem Kriegsvolke als Bürgschaft für den internationalen Frieden freudig und dankbar begrüßt hatte, entpuppte sich über Nacht das grausige Ungeheuer einer internationalen Verwicklung. Und Marokko, von dem ein nicht unbeträchtlicher Teil biederer deutscher Patrioten gestern vielleicht noch nicht recht wußte, in welchem Erdteile es eigentlich gelegen sei: ob in Asien, Australien oder Afrika? — Marokko brachte die „deutsche Volksseele" so plötzlich wie stürmisch in Wallung. „Marokko!" begehrte es leidenschaftlich auf an allen Stammtischen. „Marokko!" blitzte es tatendurstig aus aller Augen. Und mancher nahm kurz entschlossen aus längstvergangener Schulzeit den abgegriffenen Daniel oder Seidlitz zur Hand, um sich für die so heiß begehrte Interessensphäre des Deutschen Reiches zu begeistern.

Ich will damit den Wert dieser nicht herabsetzen oder in Abrede stellen, daß der deutsche Handel in Marokko Interessen habe. Nur die politische Unmündigkeit des deutschen Reichsbürgers beleuchten, der sie erst aus den jeweiligen Kundgebungen einer hohen Regierung erfahren muß. Interessen, deren Anerkennung als solcher aus irgend welchem Grunde nicht in den „Absichten der Regierung" liegt, darf der Deutsche nicht haben. Nur, die ihm von der Regierung vorgeschrieben werden. Etwa in der Art von Polizeivorschriften: „Rechts gehen!" oder: „Nicht aussteigen, bevor der Zug hält!" oder: „Nicht ausspucken!" Meist handelt

es sich nämlich um Verbote. Auch bei den Begeisterungen, die den Deutschen ohne obrigkeitliche Genehmigung hin und wieder anwandeln wollen. Die polizeilichen „Douchen“ während des Burenkrieges sind ja trotz der Jahre, die dazwischen liegen, noch unvergessen. Anders natürlich bei dynastischen und sonstigen „patriotischen“ und „nationalen“ Festlichkeiten, Schaustellungen, Denkmalsenthüllungen rc. Da hat der Deutsche unter allen Umständen die behördlich vorgeschriebene Staatssteuerpflicht, unentwegt die Flammen patriotischer Begeisterung emporlodern zu lassen. Nicht einmal — Müdigkeit darf der Ärmste vorschützen, was doch in Anbetracht der ununterbrochenen Reihenfolge solcher perennierenden Veranstaltungen als Grund der Entschuldigung gelten sollte. —

Aber noch eine Haupt- und Staatsaktion sollte und mußte kommen. Ein Fanal angezündet werden, das auch dem blindesten Auge die unermüdliche Fürsorge deutscher Staatsweisheit beleuchtete, dem In- und Auslande zum Bewußtsein brachte, daß im Deutschen Reiche nicht etwa wie in Rußland anarchistische Zustände herrschten, die Zügel der Regierung vielmehr in starken Händen lägen und jederzeit, je nach Belieben, straff angezogen werden könnten. Es mußte durchaus noch etwas geschehen, das Objekt war gleichgültig, das nächste das beste.

Und das nächste war ausgerechnet — ein Ausländer. Die Person des französischen Sozialdemokraten Jaurès auserkoren, seinen deutschen Gesinnungsgenossen zu Gemüte zu führen, daß sie noch lange nicht so könnten, wie sie wollten. Wenn nun auch von den deutschen „Genossen“ — ohne jede Überschätzung ihrer Intelligenz — anzunehmen, daß sie auch ohne diese Beweisführung von dem unbedingten Gehorsam der Polizei gegen die Befehle des obersten Reichsbeamten völlig durchdrungen waren, so mußte der „vernichtende Schlag“ des Fürsten Bülow gegen die Sozialdemokratie von seinen Bewunderern als ein ganz besonders genialer „Coup“ begrüßt werden, zumal er auch einer gewissen Pikanterie nicht ermangelte. Ist es nicht pikant, den französischen Sozialdemokraten gegen die deutsche Sozialdemokratie auszuspielen? Ein guter Witz? Ganz Bülow, ganz „feines Aperçu“, das jedem Feuilleton des Berliner Tageblatts zur Zierde gereichte? Und dazu noch Original, selbstgemacht, ohne Büchmann!

Ich für meine bescheidene Person muß gestehen, daß ich außer jener gewissen Pikanterie einen Reiz an der ganzen Haupt- und Staatsaktion nicht entdecken kann. Ich finde es im Gegenteil bedauerlich, daß die an sich harmlose Sache zu einer solchen Aktion *aufgebauscht* werden konnte. Denn darüber kann doch unter Verständigen kein Zweifel obwalten, daß den Sozialdemokraten bei *solcher Einschätzung ihrer Bedeutung durch die Regierung* nur mächtig der Kamm schwellen muß. Viele, die an dieser Machtstellung bisher noch leise Zweifel hatten, in eben diesen Zweifeln unschlüssig waren, ob es sich überhaupt *lohne*, der Partei beizutreten, sind nun von der Regierung belehrt worden, daß es in der Tat eine ganz lohnende Sache sei. Und die Genossen selbst können sich nun bei

allen Kleingläubigen auf keine geringere Autorität als auf die der obersten deutschen Reichsbehörde berufen, schwankende Gestalten befestigen, mit Selbständigkeitsgelüsten kokettierende bei der Stange halten. Das „Schweineglück" der Sozialdemokratie scheint wirklich nicht auszurotten. Man möchte fast an eine höhere Fügung glauben, daß es halt so kommen müsse!

Ich kann die unmaßgebliche Meinung nicht verhehlen, daß es auch im Interesse einer Erziehung der deutschen Sozialdemokratie zu nationaleren Anschauungen wünschenswert war, daß Genosse Jaurès seine deutschen Genossen persönlich besuchte. Die französische Sozialdemokratie ist — was auch der „Vorwärts" dagegen vorzubringen sich bemüht — in der Tat nationaler als die deutsche. Die Sozialdemokraten aller Länder sind nationaler als die deutschen, soweit man nach ihrer Theorie und gewissen Aussprüchen ihrer Führer zu urteilen befugt ist. Es wäre ja auch verwunderlich, wenn gerade die Sozialdemokratie allein eine Ausnahme von der Regel machte, daß der Deutsche im allgemeinen ein viel geringer entwickeltes Nationalgefühl hat als andere Völker, daß dieser Mangel auch bei solchen, die davon den Mund sehr voll nehmen, in nicht geringerem Maße anzutreffen ist. Erst müssen unsere oberen und obersten Schichten aus dem nationalen Gedanken auch die sozialen Folgerungen ziehen, bis wir ein volles und ehrliches Recht haben, den auf der Schattenseite des Lebens Geborenen immer wieder den Vorwurf der „Vaterlandslosigkeit" ins Gesicht zu schleudern. Es ist nicht schwer, „vaterlandsliebend" zu sein, wenn man im Vaterlande alles findet, was nur das Herz ersehnt, und „patriotisch" zu tun, wenn materieller Profit, Orden und Ehrenzeichen winken! ...

Wenn heutzutage die Gefahr des französischen Chauvinismus geringer geworden, so ist das, wie der Abgeordnete v. Gerlach in der „W. a. M." ausführt, in erster Linie das Verdienst des Mannes, den Berlin nicht hören durfte, weil der Reichskanzler sich seinen rednerischen Besuch in der deutschen Reichshauptstadt bekanntlich verbeten hatte:

„Niemand hat mit mehr Erfolg die politische Umbildung des Volkes unternommen als Jean Jaurès. Er ist ein politischer Führer ersten Ranges. In einem Lande wie Frankreich, wo die Form unendlich mehr Bedeutung hat als bei den nüchtern-skeptischen Germanen, war er schon durch seine Redegabe zu einer ersten Rolle prädestiniert. Seine Beredsamkeit ist unvergleichlich. Ich habe ihn oft gehört und immer einen vor allem auch ästhetischen Genuß dabei gehabt. Gewiß, unsereinen stört hier und da einmal ein allzu pathetischer Ton. Man hört manchen Satz, der einen phrasenhaft anmutet. Aber gerade das, was wir gern vermißten, um zu ungeteilter Bewunderung zu gelangen, berauscht die Franzosen. Auch wir können uns dem Zauber seiner Worte nicht entziehen. Aber nur, wenn man die Psychologie des Franzosen kennt, wird man die schrankenlose Macht ermessen können, die Jaurès in seiner Heimat auf seine Hörer ausübt. Nach manchen seiner großen Kammerreden hat man es erlebt, daß

alle die Hunderte von Abgeordneten, seine Todfeinde auf der Rechten eingeschlossen, in unermeßlichen Jubel ausbrachen. Selbst die Klerikalen und die Nationalisten huldigten, fast wider Willen, dem Manne, in dem sie die stärkste Verkörperung des Genies der französischen Rasse spüren.

„Nur ein Jaurès konnte es wagen, seinen Finger in die noch immer brennende Wunde seines Vaterlandes zu legen. Er, dessen Redegabe sich aufbaut auf der soliden Basis eines umfassenden Wissens und eines scharfen staatsmännischen Blickes, hat es sich zur Lebensaufgabe gesetzt, den Sozialismus als Macht des internationalen Friedens zur Herrschaft zu bringen. Er weiß, daß es kein schwereres Hindernis für diesen Frieden gibt, als die Revanchelust seiner eigenen Nation. Darum galt ihr sein Hauptkampf. Er wagte es, in der Kammer den Dreibund als das notwendige Gegengewicht gegen den französischen Chauvinismus zu bezeichnen. Das war ein Akt fast beispiellosen Mutes. Seine ganz politische Existenz stand auf dem Spiel. La triplice! Alles, was ein Franzose an Haß und Abscheu empfinden kann, konzentriert sich in dem Ausdruck, mit dem er dieses Wort ausspricht. Bisher gab es nur eine Parole ihm gegenüber: Écrasez l'infâme! Und nun nimmt Jaurès diesen Dreibund gewissermaßen in Schutz. Er rührt die französische Volksseele in ihren Tiefen auf. Die Kammer heulte vor Empörung. Ein Orkan drohte Jaurès hinwegzufegen. Aber er blieb fest, ein Fels im Meer. Er erläuterte, er verteidigte seinen Ausspruch. Mit seinem gewaltigen Organ übertönte er die brandenden Wogen. An seiner eisernen Ruhe zerschellte die wahnwitzige Wut. Seine herrliche Beredsamkeit erzwang sich Gehör ...

„Seit jenem historischen Moment hat er offen immer und immer wieder das Thema von der Notwendigkeit der Versöhnung Frankreichs und Deutschlands behandelt. Noch werden seine Ansichten von vielen, vielleicht von der Mehrzahl der Franzosen bekämpft. Aber die größte Schwierigkeit ist überwunden, nämlich die, daß diese Frage überhaupt als außerhalb des Bereichs der Erörterung angesehen werde. Die Zahl der Anhänger von Jaurès wächst. Ein offensichtliches Zeichen seines zunehmenden Einflusses war der Sturz Delcassés. Die Versöhnungspropaganda des großen sozialdemokratischen Führers ist bereits in so breite Schichten gedrungen, daß ihm der Deutschfeind Delcassé den Platz räumen mußte.

„Und jetzt kam dieser Mann, dem Deutschland vielleicht die Erhaltung des Friedens, sicher aber seinen größten diplomatischen Erfolg seit lange verdankt, und wollte im Sinne seiner heimatlichen Friedenstätigkeit auch in Berlin reden. Aber Fürst Bülow erklärte: Quod non! ..."

Jedes Versammlungsverbot, fährt H. v. Gerlach weiter unten fort, sei eine politische Dummheit. „Es erweckt unbedingt die Vorstellung, daß der, der verbietet, sich schwach fühlt und Angst hat vor dem, gegen den sich das Verbot richtet. Es reizt die Leute auf, die von dem Verbot betroffen werden, und macht Reklame für die Sache, der das Verbot gilt. Die Rede

von Jaurès wäre, wenn sie ruhig vor sich gegangen, sicher ein Ereignis gewesen, das das Publikum ein paar Tage vorher und vielleicht noch zwei Tage nachher interessiert hätte. Zu einer Sensation stärkster Art wurde erst die infolge Bülows Einmischung nicht gehaltene Rede. Die gehaltene Rede hätte einige Tausend Berliner Sozialdemokraten begeistert und wäre im übrigen wahrscheinlich dem weiteren Publikum nur auszugsweise durch einen Bericht von ein paar Spalten bekannt geworden. Die ungehaltene ist in ihrem Wortlaut schon gestern auf neun Spalten im ‚Vorwärts' veröffentlicht worden. Sie wird die Runde durch die ganze sozialdemokratische Presse machen. Die gesamte übrige deutsche Presse muß davon Notiz nehmen. Ja, die Presse der ganzen Welt wird sich damit beschäftigen, wie sie sich bereits mit dem Versammlungsverbot beschäftigt hat. In den Reichstagsverhandlungen wird sie ihre Rolle spielen. Wäre die Sozialdemokratie ironisch veranlagt, so würde sie dem deutschen Reichskanzler auf ihrem Parteitag ein Dankesvotum für seine Gratisreklame größten Stils beschließen.

„In diesem besonderen Falle war das Versammlungsverbot eine besondere Dummheit. Nämlich wegen der Person des Referenten und des Inhaltes seines Referats. Fürst Bülow hat Jaurès und seinen früheren Schützling Millerand den deutschen Sozialdemokraten so demonstrativ als sozialistische Musterknaben vor Augen gehalten, daß er der letzte war, der den ‚doktrinären' Berliner Genossen die persönliche Bekanntschaft mit dem großen Praktiker sozialdemokratischer Regierungsfreiheit vorenthalten durfte. Er durfte es um so weniger, als sich Jaurès ja gar nicht in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einmischen, sondern lediglich für den offiziell auch von der deutschen Regierung so heiß geliebten Frieden Propaganda machen wollte. Jaurès hatte die Absicht, wie aus dem Stenogramm seiner Rede hervorgeht, in Berlin zu erklären: ‚Wir haben Verzicht geleistet auf jedes Vorhaben eines militärischen Rachekrieges gegen Deutschland, auf jeden Gedanken einer sogenannten Revanche.' Konnten solche Worte die Zirkel der Bülowschen Politik stören?

„Tatsächlich soll ja der Reichskanzler lange geschwankt haben, ob er einschreiten solle. Die Notiz in der Antisozialdemokratischen Korrespondenz, von der der ganze Scharfmacherlärm ausging, soll nicht auf Informationen seitens Bülows zurückgehen, sondern von Leuten lanciert worden sein, die den Reichskanzler in einen bestimmten Weg hineinzwingen wollten. Man erzählt sich, wie es hin und her gegangen sei, wie sich Strömungen und Gegenströmungen gekreuzt hätten. Sogar die Potemkinaffäre wird, so unglaublich es klingt, von ernsthaften Leuten, die es wissen können, in diesem Zusammenhang erwähnt! Doch einerlei, ob Fürst Bülow es gern oder ungern getan hat, er hat die Versammlung verhindert. Der deutsche Reichskanzler hat gehandelt wie irgend ein ostelbischer Amtsvorsteher, der

den Staat gerettet zu haben glaubt, wenn er der Sozialdemokratie einen Saal abgetrieben hat.

„Die Sozialdemokratie allein hat den Vorteil von diesem die Welt durchhallenden Akte preußisch-deutschen Polizeigeistes. Wer die ungeheure Protestversammlung der Sozialdemokratie gestern mittag in der Hasenheide mitgemacht hat, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein. ...

„Aus Dingen wie diesem Versammlungsverbot saugt die Sozialdemokratie eine Kraft, die ihr die bloße Klassenkampfparole niemals geben könnte. Denn wenn sie hier protestiert, so wahrt sie nicht nur die Interessen der Arbeiterschaft, sondern die der Freiheit und Kultur überhaupt. Schließlich muß sich doch jeder Mensch, der nicht im Zarismus sein Lebensideal erblickt, sagen, daß ein großes Kulturvolk nicht mit Mitteln geleitet werden darf, die allenfalls als Befähigungsnachweis für einen Schutzmannsposten ausreichen würden."

Es wird die Leser interessieren, einige besonders bezeichnende Stellen aus der neun Spalten langen Rede Jaurès' kennen zu lernen. Wir haben, auch vom Boden des geschichtlich Gewordenen aus, alle Ursache, uns mit solchen Gedankengängen vertraut zu machen:

Durch jene gefährliche Erregung, die plötzlich mitten in der tiefsten Ruhe, in der tiefsten Sicherheit Platz griff, würden die Völker und Proletarier erinnert, ein wie gebrechliches und unsicheres Gut der Frieden sei in der jetzigen Gesellschaft, unter den jetzigen Regierungen. „Die gesamte Arbeiterklasse Europas, die gesamte Arbeiterklasse der Welt wird erinnert an die Pflicht ihrer internationalen Einigung und ihrer internationalen Wachsamkeit. Es darf der Name des Weltproletariats nicht ein prunkendes Wort und ein leerer Schall sein. Es darf das internationale Proletariat nicht zu einer intermittierenden und oberflächlichen Machtquelle werden, die bloß in entfernten Zwischenräumen auf Kongressen oder durch Zirkularberichte des internationalen sozialistischen Bureaus zur Wirkung gelangt. Es muß eine wirkende, eine wohl unterrichtete, eine wachsame Macht werden, die stets imstande ist, die Ereignisse von vornherein zu kontrollieren und die Konflikte schon im Keime zu überwachen, deren Entwicklung zum Krieg führen könnte.... Zwar erschütternd und gewaltig erhebt sich schon die Stimme des Proletariats über den Völkern, die das ewige Tosen kriegerischer Unruhe bewegt. Noch aber kann diese Stimme nicht alle Worte widerhallen, die der Klang der Schillerschen Glocke mit sich führt. Wohl hören wir auch aus ihrem Ruf die Worte: ‚Vivos voco, mortuos plango' (Ich berufe die Lebenden und klage über die Toten). Noch nicht aber darf sie rufen: ‚Fulgura frango' (Den Donnerkeil zersplittere ich). Noch bleibt eine ungeheure Aufgabe der Erziehung und Organisierung zu lösen übrig. Aber bei alledem haben wir eine Hoffnung, haben wir Möglichkeiten der Wirksamkeit. Weg mit allem blinden Optimismus, mit

allem lähmenden Pessimismus! Es sind Anfänge vorhanden einer Organisation der Arbeiter und der Sozialdemokratie. Es sind Keime vorhanden eines internationalen Völkerbewußtseins. Heute schon, wenn wir den festen Willen dazu haben, können wir uns dem Verhängnis des Krieges, das die kapitalistische Gesellschaft in sich birgt, widersetzen. Von den ersten englischen Gesetzen, die die Arbeitszeit beschränkten, sagte Marx, sie wären die erste bewußte Reflexbewegung der Arbeiterklasse gegen die Unterdrückung durch das Kapital. Wie die unmittelbare Ausbeutung der Arbeiterschaft, so ist auch der Krieg nur eine Form des Kapitalismus, und Sache des Proletariats ist es, nun einen systematischen und erfolgreichen Kampf zu führen gegen den Krieg, wie es einen systematischen und erfolgreichen Kampf gegen die Ausbeutung der Arbeitskraft begonnen hat. Ebensowenig wie es ein ehernes, der Einwirkung des Proletariats unbeugsames Lohngesetz gibt, ebensowenig wie es ein ehernes, durch die Wirksamkeit des Proletariats uneinschränkbares Zeitmaß des Arbeitstages gibt, ebensowenig gibt es ein ehernes, auch für das Proletariat unabänderliches Gesetz des Krieges."

Machen wir die Probe aufs Exempel, so hätten wir in dem russisch-japanischen Kriege allerdings einen Schulfall des „Krieges als einer Form des Kapitalismus". Denn es unterliegt keinem Zweifel und wird von Wissenden auch zugestanden, daß die Walderwerbungen in Korea und sonstigen Konzessionsschwindeleien der Großindustrieritter Besobrasow, Günzburg und Genossen das arme russische Volk in diesen unseligsten und verhängnisvollsten Krieg getrieben haben. Verallgemeinerungen wären natürlich auch hier vom Übel, es sei denn, daß man ein Spiel mit Worten treiben und sich auf die banale Wahrheit zurückziehen wollte, daß alles Menschliche menschlichen Beweggründen entspringt, und der Selbsterhaltungstrieb der mächtigste im Leben des Volkes wie des einzelnen ist.

Eine größere Reklame konnte dem internationalen sozialdemokratischen Verbrüderungsfest in Konstanz jedenfalls nicht vorausgehen. In der Tat hatten sich denn auch in dem mittelalterlich idyllischen Städtchen am Bodensee an die zehntausend Menschen eingefunden. „Aus Württemberg, Bayern, Vorarlberg, Salzburg, Tirol und Schweiz", erzählt strahlend der „Vorwärts", „schleppten die Extrazüge und Sonderdampfer immer neue Tausende heran. Deutsche, Italiener, zum Teil Russen, die aus der Schweiz herübergekommen waren. Seit dem Tage des Konstanzer Konzils, woran man durch allerlei Denkmäler in Konstanz auf Schritt und Tritt erinnert wird, hat die kleine Stadt eine solche Menschenmenge in ihren Mauern wohl nicht mehr beherbergt. Es entwickelte sich in den zum Teil festlich geschmückten Straßen ein fast großstädtisches Schieben und Drängen, dem das überall leuchtende Rot der Nelken, Schärpen und Armbinden ein charakteristisches Gepräge verlieh. Mehr noch aber zeigte sich, daß es sich um ein sozialdemokratisches Fest handle, in dem Massenaufgebot der Gendarmen, die mit geschultertem Gewehr truppweise in allen Straßen

ufstellung genommen hatten. An 500 Gendarmen sollen aus An-
ß des internationalen Festes in Konstanz zusammengezogen worden sein.
Nur Soldaten zeigten sich nicht auf der Straße, da das Militär in der
Kaserne konsigniert war, in der den ganzen Tag ein Bataillon
nter Gewehr stand. Jeder Mann hatte 25 Patronen gefaßt,
ie bekannt wurde. Außerdem hatte die Polizei mit großen Kosten eine
igene telephonische Leitung vom Polizeizelt auf dem Fest-
latz zur Kaserne herstellen lassen, um für den Ausbruch der Revolution
erüstet zu sein. Am frühen Morgen um 5 Uhr schon wurde Genosse
Krohn von zwei Polizisten aus dem Bette gerissen, die ihm
inen Erlaß des herzoglichen Bezirksamtes übermittelten. Darin
urde mitgeteilt, daß das badische Ministerium telegraphisch Auf-
rag erteilt habe, den ausländischen Sozialdemokraten das
Auftreten in der Versammlung zu verbieten. Auf die von
Krohn bei dem Vorsteher des Bezirksamtes, Regierungsrat Groß, er-
obenen Vorstellungen meinte der ... Beamte, das Verbot entspringe
ffenbar der Sorge, daß die Landfremden über die auswärtige Politik
es Deutschen Reiches sprechen würden. Sie mögen der Behörde
ine schriftliche Verpflichtung abgeben, dies nicht zu tun, dann werde das
Verbot sich vielleicht rückgängig machen lassen. Inzwischen war es 11 Uhr
ormittags geworden und die italienische Versammlung auf dem Festplatz
ollte stattfinden. Im Polizeizelt hatte der Regierungsrat selbst nebst vier
Polizeibeamten Platz genommen, während ein starkes Gendarmerieaufgebot
uf dem Platze selbst sich befand. Vor allem mußte auf Befehl der Be-
örde die rote Drapierung der Rednertribüne durch zwei gelbe
Rosetten unschädlich gemacht werden. Die Heiterkeit, die diese
Rosetten hervorriefen, veranlaßte die Polizei, diese am Mittag durch zwei
us Papier geschnittene Schweizer Kreuze zu ersetzen. Genosse Rotondi
ls Einberufer der italienischen Versammlung machte den zahlreich anwesenden
talienischen Festteilnehmern Mitteilung von der eingetretenen Störung.
Die ausbrechenden Pfui!-Rufe dämpfte er durch die Warnung: ‚Still,
wir sind in Deutschland, nicht in der Schweiz.' Derweilen hatten
ie als Redner bestimmten Genossen Rücksprache gepflogen und beschlossen,
as Ansinnen der Polizei abzulehnen. ...

„Eine Unterwerfung unter die Eingebung der Polizei wäre nicht nur
nserer Genossen unwürdig, sondern auch zwecklos gewesen, denn inzwischen
war bereits ein zweites Telegramm von der badischen Regierung aus Karls-
ruhe eingelaufen, das nach der vom Bezirksamt gemachten Mitteilung
autete, Reichsausländer dürfen in sozialdemokratischer Ver-
sammlung nicht als Redner auftreten, bei Zuwiderhand-
lungen hat Ausweisung zu erfolgen. Dieser Ukas war noch nicht
bekannt, als mittags sich der Festzug formierte, an dem sich etwa 6000 Menschen
mit klingendem Spiel und flatternden roten Fahnen beteiligten. Auf Befehl
der Polizei mußte das aufreizende Rot der Fahnen durch Anheftung weißer

Schleifen gedämpft werden. Nachmittags 3 Uhr sollte nun programmäßig auf dem Festplatz die große Versammlung stattfinden.

„Da nun aber die badische Regierung nicht dulden wollte, daß die bösen Ausländer Adler und Greulich Ansprachen halten sollten, mußte die Versammlung Schweizer Gastrecht in Anspruch nehmen. Genosse Greulich hatte ihr nämlich empfohlen, nach dem nur zehn Minuten entfernten, auf Schweizer Boden gelegenen Kreuzlingen überzusiedeln, wo alles, was innerhalb deutscher Grenzpfähle nicht gesprochen werden dürfte, ruhig gesagt werden könne. Als Genosse Bebel seinen Vortrag gehalten hatte, zog dann die Versammlung über die Schweizer Grenze hinüber nach Kreuzlingen, wo die Genossen Adler und Greulich ihre Ansprachen hielten. Die kleine schweizerische Republik fühlte sich mächtig genug, jene von Deutschland gefürchtete Belastungsprobe zu ertragen!..."

Wenn die badische Regierung Ausländern das öffentliche Reden verbot, so machte sie zweifellos von einem ihr zustehenden Rechte Gebrauch. Nur der Zweck des Verbots ist nicht ersichtlich, da doch mit Sicherheit zu erwarten war, daß die Sozialdemokraten nicht umsonst einen dicht an der Schweizer Grenze belegenen Ort gewählt hatten. War der badischen Regierung daran gelegen, mäßigend auf die rednerischen Ergüsse einzuwirken, so war sie dazu allenfalls auf deutschem Gebiete, auf Grund des deutschen Versammlungsrechtes, in der Lage. Schob sie die Versammlung nach der Schweiz ab, so verzichtete sie damit auf jede Möglichkeit einer Einwirkung.

Doch die Ratschlüsse hoher Staatsregierungen sind zuweilen noch unerforschlicher, als die der ewigen Weltweisheit. So leuchtet auch nicht ohne weiteres ein, warum ein solches Massenaufgebot von Gendarmen und Militär, dazu in kriegerischer Ausrüstung, geboten war. Auch der entschiedenste Gegner hält die Sozialdemokratie nicht für töricht genug, Ausschreitungen zu begehen, bei denen sie unter allen Umständen den kürzeren ziehen würde. Und die straffe Disziplin der Partei ist ebenso eine bekannte und anerkannte Tatsache. Darin liegt ja gerade, wie weiter allgemein zugestanden wird, die Gefahr dieser Organisation. Als ob die Genossen nicht ganz genau wüßten, daß sie den Scharfmachern keinen größeren Gefallen tun könnten, als sich offen gegen Gesetz und Staatsgewalt aufzulehnen, daß sie in solchem Falle nicht nur mit blutigen Köpfen heimgeschickt würden, sondern sich auch der schlimmsten und nachhaltigsten Folgen für ihre gesamte Bewegung zu gewärtigen hätten! Welchen Erfolg könnten also derartige militärische und polizeiliche „Aufgebote" und „Rüstungen" erzielen, wenn nicht weitere — Reklame für die Partei. Daß „Genosse" Krohn Lenoren gleich ums Morgenrot empor aus süßen Träumen fuhr, d. h. von rauher Hand jählings aus dem Bette gerissen wurde, ist ja weiter nicht tragisch zu nehmen, entbehrt auch keineswegs eines gewissen humoristischen Beigeschmacks. Nötig sind aber solche polizeilichen Übungen nicht, da sie nur aufreizend wirken, sonst aber

keinerlei praktischen Zweck haben. Die Staatsgewalt sollte alle unnützen und überflüssigen „Maßnahmen" einstellen. Um so energischer könnte sie im Notfalle einschreiten, um so größerer Zustimmung wäre sie dann bei allen Verständigen sicher. Mit polizeilichen Quängeleien und Nadelstichen, Versammlungsverboten, Saalabtreibungen, Boykottierungen von Restaurateuren, Verhaftungen von Streikposten ist der Sozialdemokratie nun einmal kein Härchen zu krümmen. Im Gegenteil: die Führer empfinden dabei — bei aller zur Schau getragenen sittlichen Entrüstung — eine unbändige Schadenfreude. Immer ein Tropfen mehr. Auf die Dauer höhlen aber die vielen Tropfen nicht nur den Stein, sondern sie treiben auch — Mühlen. Überlassen wir doch die Bewegung, wo immer es nur angeht, sich selbst und nur sich selbst. Nur sie allein wird auch mit sich fertig werden. Um so früher, je weniger man in ihre dumpfen inneren Nöte und Gärungen hineinpfuscht. Besseres als fortgesetzte kostenlose Reklame kann sie sich ja gar nicht wünschen ...

* * *

Die Psychologie der Masse — das ist's, womit die Sozialdemokratie so trefflich, die herrschenden Gewalten so schlecht zu wirtschaften verstehen. Eingeengt in die Anschauungen und Vorurteile der Klasse betrachten sie diese als Selbstzweck, unbekümmert darum, was sonst um sie herum in der Welt vorgeht, wie ihr Gebaren auf breite Schichten des Volkes wirkt, die denn doch am Ende auch keine quantité négligeable sind, so peinlich der Armeleutgeruch „vornehme" Nasen auch berühren mag. Und bei Licht betrachtet, sind es dieselben, die den Bedarf an Steuern und Menschen für die innere und äußere Erhaltung und Sicherheit des Staates zum allergrößten Teile aufbringen. Mit dieser unbequemen, aber unumstößlichen Tatsache sollte man sich doch endlich abfinden.

In Altona hat das Kriegsgericht der 18. Division ein Urteil gefällt, das gewiß nach bestehendem Recht und nach bester Überzeugung gesprochen wurde, alle außerhalb militaristischer Sonderanschauungen Stehenden aber wahrhaft erschrecken und erschüttern muß. Die Landwehrmänner Krogmann und Strauer, jener von Beruf Hafenarbeiter, dieser Sandschiffer, haben in der Zeit vom 16. bis 29. Mai eine Übung beim 9. Pionierbataillon in Harburg absolviert. Während am 29. Mai die anderen Landwehrleute zur Entlassung gelangten, sollten die beiden eine Disziplinarstrafe verbüßen und erhielten die Aufforderung, auf dem Kasernenhof anzutreten. Sie gingen aber in die Kantine und tranken sich einen schweren Rausch an. Als der diensttuende Sergeant sie aufgespürt hatte, meinten die Betrunkenen, sie seien gar keine Soldaten mehr, denn ihre Übungszeit sei abgelaufen. Als sie nunmehr in Arrest abgeführt werden sollten, liefen sie einige Male fort, wurden aber dennoch festgenommen und zur Bahn gebracht. In Hamburg angekommen, wurden sie in eine Droschke gepackt, um nach dem andern Bahnhof überführt zu werden, demolierten aber die Droschke. Später sprang

K. in voller Fahrt aus der Verbindungsbahn Hamburg—Altona, ohne sich jedoch nennenswert zu verletzen. Sie sollen auch um sich geschlagen, sich gegenseitig zu befreien versucht und allerlei Allotria getrieben haben. Dieses sinnlose Tun trug ihnen die Anklage wegen Ungehorsams, Achtungsverletzung, Beleidigung, Widerstandes, Gefangenenbefreiung und Meuterei ein. Vor Gericht wollten die Angeklagten sinnlos betrunken gewesen sein, doch behaupteten die Transporteure, sie hätten noch gewußt, was sie taten. Der Ankläger meinte, es handle sich um schwere militärische Delikte, die ihre entsprechende Sühne finden müßten, wobei allerdings der angetrunkene Zustand der Angeklagten zu berücksichtigen wäre. Er beantragte gegen Strauer 12 Jahre und 7 Monate und gegen Krogmann 10 Jahre und 3 Monate Gefängnis, sowie gegen beide Ausstoßung aus dem Heere. Bei diesem Antrag brachen die Angeklagten, von denen K. verheiratet und Vater von zwei kleinen Kindern ist, und deren im Zuhörerraum befindliche weiblichen Angehörigen in heftiges Schluchzen aus. Das Urteil lautet gegen Strauer auf 7 Jahre und 3 Monate und gegen Krogmann auf 6 Jahre und 2 Wochen Gefängnis und Entfernung aus dem Heere. Die Angeklagten wollen Berufung einlegen. Als die beiden Landwehrleute abgeführt wurden, machte Strauer auf dem Korridor einen Selbstmordversuch, indem er sich kopfüber die Treppe hinunterstürzte und dann mit dem Kopf gegen ein vergittertes Fenster rannte und dort eingeklemmt stecken blieb. Aus vielen Kopfwunden blutend wurde der Bewußtlose in bedenklichem Zustande dem Militärlazarett zugeführt.

Bei aller Achtung vor der Strenge des Gesetzes und der ehrlichen Überzeugung der Richter muß doch die Frage gestattet sein: War es denn ganz und gar ausgeschlossen, zu einer milderen Auffassung des Tatbestandes zu gelangen? Mußte sich das Gericht nach solchen wahnwitzigen Ausschreitungen sonst ruhiger Männer durchaus und unbedingt ihrer Versicherung verschließen, daß sie in der Tat sinnlos betrunken waren? Die Aussage der Transporteure darf nicht als maßgebend gelten. Ein sachverständiges Gutachten über den Grad, bis zu welchem im einzelnen Falle alkoholische Gehirnlähmungen die freie Willensbestimmung aufgehoben haben, kann allenfalls nur der fachmännisch Vorgebildete abgeben. Schon eine partielle akute Lähmung der Gehirnnerven kann bekanntlich gewisse Willensenergien ausschalten. Durfte nicht in einem so zweifelhaften Falle der bewährte Satz in dubio pro reo den Ausschlag geben? Mindestens ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Leute in einem solchen Zustande tatsächlich fest davon überzeugt waren, nicht mehr Soldaten zu sein.

„Es bedarf keiner Betonung", schreibt das „Berliner Tageblatt", „daß die Aufrechterhaltung einer straffen Disziplin eine der ersten Aufgaben der Heeresverwaltung ist. Selbstverständlich sind zu diesem Ende Strafen, und strenge Strafen, nicht zu umgehen. Aber wenn man schon zugibt,

daß Verstöße gegen die Manneszucht im Heere mit besonderer Schärfe geahndet werden müssen, so wird man das vorliegende Urteil doch als ein weit über das übliche Maß von Strenge hinausgehendes bezeichnen müssen. Die Leute waren in einem Irrtum über ihre Eigenschaft als Soldaten begriffen; sie glaubten, nach Beendigung der Übung nicht mehr unter dem Militärgesetz zu stehen. Dazu kam, daß sie betrunken waren. Wollte das Gericht schon die Trunkenheit nicht als mildernden Umstand gelten lassen, so mußte es doch die Selbsttäuschung der Angeklagten über ihr Verhältnis zur Fahne bei der Strafabmessung erheblich in Betracht ziehen. Es kommt hinzu, daß es sich um Landwehrleute, um Landwehrleute mit guter soldatischer Führung handelte. Diese etwas nachsichtiger zu behandeln als die aktive Mannschaft, war für das Gericht geboten, wie es während der Übung für die Vorgesetzten geboten ist. Es hätte vollauf genügt, wenn man die beiden Missetäter für ihre nur aus der Trunkenheit und ihrem Irrtum über ihre militärische Stellung erklärliche Renitenz auf ein paar Monate eingesperrt hätte. Für ältere, in bürgerlichen Berufen tätige Männer war das eine durchaus genügende Strafe, die auch die Kameraden der beiden Krakeeler genügend von ähnlichen Ausschreitungen abgeschreckt hätte. Es wird nicht ausbleiben, daß gerade die Gegner unserer Heereseinrichtungen aus diesem Urteil bedeutendes politisches Kapital schlagen werden. Der bloße Vergleich zwischen diesem und dem gegen Hüssener ergangenem Urteil wird der Sozialdemokratie Tausende von Proselyten zuführen."

Welchen Eindruck und welche Folgerungen der Fall auch bei königstreuen alten Soldaten hervorbringen kann, beleuchtet die Zuschrift eines solchen an die „W. a. M.": „Ich bin selbst Soldat gewesen und stehe im Landwehrverhältnis, so daß ich wohl zu verstehen vermag, daß zur Aufrechterhaltung der Disziplin ein gewisser Grad von Strenge gegenüber Subordinationsvergehen unbedingt angewandt werden muß; aber wie alles seine Grenzen hat, so muß doch schließlich auch ein Richter ein vernünftiges Maß innehalten und darf bei der Bestimmung seiner Urteile nicht gänzlich jedes Gefühl von Menschlichkeit beiseite lassen. Einen Menschen, der sich nichts Unehrenhaftes hat zuschulden kommen lassen, dessen einziges Vergehen darin bestand, daß er sich, in dem guten Glauben, nicht mehr unter den Kriegsgesetzen zu stehen, zur Gehorsamsverweigerung verleiten ließ, um dann schließlich so betrunken, daß er nicht mehr wußte, was er tat, den äußersten Widerstand zu leisten, zu sechs oder sieben Jahren Gefängnis zu verurteilen, muß ich geradezu als ‚dem deutschen Volke ein Schlag ins Gesicht' bezeichnen. In dem Augenblick, in dem ich den Artikel über die Verhandlungen gelesen habe, habe ich mich geschämt, ein Deutscher zu sein. Den Soldatenschinder, der einem armen Untergebenen Fußtritte vor den Bauch versetzt, bis ihm die Gedärme aus dem Leibe heraustreten und er eines elendigen Todes stirbt, einen solchen Kerl,

den ich nicht mehr als ‚Mensch‘, sondern nur noch als eine ‚Bestie in Menschengestalt‘ ansehen kann, mit sieben Jahren zu bestrafen, finde ich in der Ordnung — aber einen unbescholtenen Mann, der sicherlich eine makellose Vergangenheit hinter sich hat und treu zu Kaiser und Reich seiner Soldatenpflicht nachgekommen ist, einen Mann, der vielleicht Frau und Kinder besitzt und in schwerer, aber ehrlicher Arbeit sich und die Seinen ernährte, einen solchen Menschen, den ich hochschätze, lediglich wegen eines im Zweifelzustande und in der Trunkenheit begangenen Vergehens auf über sieben Jahre ins Gefängnis zu werfen — eine solche Handlungsweise mit den richtigen Worten zu bezeichnen, dazu fehlen mir die Ausdrücke.

„Wenn dieses unmenschliche Urteil nicht kassiert und die Strafe unter Berücksichtigung der mildernden Begleitumstände nicht auf das gesetzlich zulässige Minimalmaß herabgesetzt wird, so bin ich außerstande, noch an die Gerechtigkeit und Parteilosigkeit in unserer Militärrechtspflege zu glauben, dann werde ich der erste sein, der in das Lager der Sozialdemokraten hinübergeht. Derartige Urteile sind die geeignetsten Mittel, die Stützen eines Thrones ins Wanken zu bringen.“

Der aufreizende Vergleich zwischen solchen erschreckenden Urteilen und den engelhaft milden gegen die abscheulichsten Soldatenschindereien wird so lange nicht zur Ruhe kommen, als dem Übel nicht ernstlich zu Leibe gegangen wird. Denn daß dies geschähe, wird auch in Kreisen, deren nationale und vaterländische Gesinnung nicht anzutasten ist, ganz entschieden bezweifelt. So will z. B. ein Türmerleser die beiden Landwehrleute auch nicht verteidigen; als vernünftige Männer in reifen Jahren hätten sie die Folgen ihrer Unklugheit kennen müssen: „Aber Antwort geben müßten die Militärbehörden dem deutschen Volke, weshalb die Schandtaten des Dresdener Unmenschen denn weniger verdammenswert seien als die Unbotmäßigkeit der beiden Betrunkenen? Rechenschaft fordern sollte es vom Kompaniechef des Menschenschinders und sich endlich so weit aufraffen, wirksame Gesetze gegen die Bestien im ‚Rocke des Königs‘ zu fordern, wenn nötig, unter Verweigerung des Armeebudgets. Daß es der Regierung und den höchsten Kommandostellen wirklich Ernst mit der Ausrottung des Übels sei, kann ich nicht mehr glauben, weil ich noch, von einigen wuchtig klingenden Erlassen abgesehen, nie ein festes Zugreifen gegen die allzu nachsichtigen oder kurzsichtigen Vorgesetzten der Menschenquäler beobachtet habe. — Übrigens geht's ja mit der Polizei nicht viel besser. Wollte Gott, das deutsche Volk und besonders die deutschen Regierungen lernten nun an Rußland, wohin die Knüppel- und Kosakenwirtschaft führt!“

In den selben Zeitungsnummern, die das Urteil über die Landwehrleute enthalten, kann man den Dresdener Fall lesen! Vor dem dortigen Kriegsgericht hatte sich, wie der „Frankf. Ztg.“ geschrieben wird,

nteroffizier Erler von der 7. Kompagnie des Schützenregiments Nr. 108
: einer fast unabsehbaren Reihe von Menschenschindereien zu verant-
n. Die durchaus objektive Bezeichnung seiner Handlungsweise rührt,
bei bemerkt, von — ihm selbst her. Er war sich dieser also voll-
dig bewußt. Der Mann kam mit einem Abgangszeugnis
hn als rohen und harten Charakter kennzeichnet, von der Unter-
rschule Marienberg zu den Schützen, wurde hier Unteroffizier
ls Rekrutenerzieher verwandt. Er hat lange Zeit fast sämt-
Leute seiner Korporalschaft täglich gequält. Ohrfeigen, Faust-
e, Püffe, gemeine Schimpfworte waren bei ihm ganz gewöhnlich; die
ereien waren so zahlreich, daß die Leute sich kaum noch auf
inzelnen Fälle besinnen können (!). Einem Rekruten drehte
im Turnen das Ohr herum, so daß es blutete und die
nde erst nach Tagen verheilte; einen andern zog er beim Ohr,
s gleichfalls blutete. Weil sein Bett angeblich schlecht gemacht war,
e er in einer kalten Winternacht die ganze Korporal-
ft aus den Betten und ließ die Leute, nur mit dem Hemd
eidet, eine halbe Stunde in der Kälte stehen. Ein Soldat
te 200mal den Schemel strecken und das Knie beugen,
er eine Frage nicht beantworten konnte. Oft mußten Rekruten mit-
den Abort scheuern, so daß sie ihr Essen nicht einnehmen
en. Ein kranker Soldat wurde von ihm etwa achtmal die Treppe
Kaserne auf- und abgejagt; der Mann bekam unmittelbar
der Quälerei heftige Brustfellentzündung und ist heute
nicht wieder hergestellt. Ein anderer, ebenfalls kränklicher
rut, mußte bei jeder Kleinigkeit Gewehr strecken, Knie beugen; diesem
e der Unteroffizier: „Hund, ich schinde (!) dich, bis du vollends
eckst!" Die anderen Rekruten mußten sich in eine Regenpfütze
n und 15 Schritte hindurch kriechen. Das sind so ein-
e Beispiele. Der Angeklagte will aus großem Diensteifer (!) zu
Quälereien verführt sein. Nach den Aussagen einzelner Zeugen
en auch Vorgesetzte mitunter Tätlichkeiten des Ange-
ten, der vom Kompagniechef allmonatlich vor Soldaten-
handlungen verwarnt wurde, beigewohnt zu haben, ohne
htgemäß Meldung zu erstatten. Darauf nahm auch der Ver-
r der Anklage Bezug, der es als auffallend bezeichnete, daß E.
iner Neigung zu Ausschreitungen nicht die geringste Diszipli-
trafe erhalten habe. Er beantragte bei der Strafabmessung zu
nsten des Angeklagten zu berücksichtigen, daß er außerordentlich roh
ystematisch gehandelt und durch sein Tun das Ansehen des Unter-
rkorps und die Disziplin schwer geschädigt habe, und hielt 1 Jahr
Monate Gefängnis und Degradation für eine entsprechende Sühne.
Verteidiger des Angeklagten brachte es fertig, die miß-
delten Leute als in gewissem Sinne mitschuldig an dem

Umfange der Straftaten zu bezeichnen, weil sie von ih
Beschwerderecht keinen Gebrauch gemacht (!!) und dadurch
Treiben des Angeklagten nicht eher Einhalt geboten hätten. Erler w
zu 1 Jahr 3 Monate Gefängnis und Degradation verurteilt.

Auch in einer anderen Kriegsgerichtsverhandlung erklärte der
teidiger die geschändeten und geschundenen Opfer für die eig
lichen Schuldigen! Es geht doch nichts über einen guten „Humo
allen Lebenslagen“! Unser Volk muß wirklich schon arg entartet und
weichlicht sein, daß es bei so harmlosen Scherzen, wie sie in einer Verh
lung vor dem Kriegsgericht der 8. Division zu Halle fröhliche Urs
feierten, nicht auch in den angenehmen Ton des Verteidigers einstimm

Angeklagt waren der Sergeant Ahlfeldt und die Gefreiten Maros
Hottenrodt, Sucker und Kükelhahn von der 5. Eskadron des Küra
regiments von Seydlitz (Halberstadt). Ihre „Verfehlungen“ kamen, wi
mutatis mutandis fast schon die Regel bildet, erst durch den Selbstm
versuch eines ihrer unglücklichen Opfer an den Tag.

Am Morgen des 25. Mai, als sich das Regiment v. Seydlit
dem Truppenübungsplatz in Altengrabow befand, vernahm der Vizew
meister Jädicke einen plötzlichen Knall. Jädicke ging in die Stube der Barac
und fand dort den Kürassier Schäfer in einer Blutlache am Bo
liegend. Der Mann hatte einen Karabiner in selbstmörderis
Absicht auf sich gerichtet und sich in der linken Brustseite — das
hatte er glücklicherweise nicht getroffen — eine gefährliche Wunde
gebracht. Als der besinnungslose Kürassier wieder zu sich gekommen
gab er an, er habe sich durch einen Schuß mit einer Platzpatrone
wollen, weil er die Tritzeleien nicht mehr ertragen konnte, die
geklagten hätten ihn mißhandelt wie einen Schulbuben.

Auf Befragen, weshalb er die Schurigeleien denn nicht gemeldet
erklärte er, er habe das Vertrauen zum Militär verloren.
gestellte Untersuchungen ergaben nun, daß nicht bloß Schäfer, sondern
andere Kürassiere ganz erheblich mißhandelt worden waren. Auf Sch
dem der Dienst sehr schwer fiel, weil er häufig krank im Laza
gelegen hat, hatten es die Angeklagten ganz besonders abgesehen.
hatte man wiederholt mit Fäusten ins Gesicht geschlagen,
Füßen getreten, mit Rohrstöcken, Wischstöcken, Karabi
futteralen, Pferdehalftern mit Kette, Deckengurt, Be
stielen usw. mißhandelt. Eines Tages, als er die schwere Häckselma
nicht mehr drehen konnte, hatte man ihn zu Boden geworfen und
Füßen getreten. Der Sergeant hatte die Redensart getan, er w
Schäfer in Altengrabow schleifen, daß ihm der ......
hinten stehe. Als Schäfer schwer verletzt im Lazarett lag,
der Sergeant um gut Wetter gebeten und noch versucht, den Ung
lichen zu einer falschen Aussage zu verleiten. Der Ank
warf ein, die Tat grenze an Verleitung zum Meineide.

Schäfer, der gegenwärtig noch im Lazarett in ärztlicher Behandlung ist, beschwor als glaubwürdiger Zeuge, daß er die Waffe nur deshalb auf sich gerichtet habe, weil er die Mißhandlungen nicht mehr ertragen konnte. Zu der Verhandlung waren 35 Zeugen geladen, die teils selbst Prügel bekommen hatten und Schäfers Angaben bestätigten. Vorgesetzte von Schäfer erklären, daß er eng gebaut ist, zum Reiten schlecht veranlagt war und auch an Lungenblutungen gelitten habe.

Der Verteidiger der Angeklagten, Oberleutnant Graf Gersdorf, hatte beantragt, Schäfer, der ein „schlapper Soldat mit mangelndem Ehrgefühl" sei, nicht zu vereidigen. Das Gericht beschloß natürlich die Vereidigung und schenkte Schäfer Glauben. Der Ankläger beantragte nunmehr gegen den Sergeanten Ahlfeldt 3 Monate Gefängnis und Degradation, gegen Maroscheck 5 Monate Gefängnis und gegen die übrigen Angeklagten Freiheitsstrafen von 3 Wochen bis 10 Tagen herab.

Nunmehr erhielt der Verteidiger das Wort. Er hub also an: Schäfer ist der eigentliche Schuldige; er hat die Waffe auf sich gerichtet, um sich selbst zu verstümmeln (!) und sich dadurch dem Heeresdienste zu entziehen. In seinem Regiment sei es schon viermal passiert, daß Leute „angebliche" Selbstmordversuche gemacht haben. Hätte man den ersten Mann gleich wegen Selbstverstümmelung vor das Kriegsgericht gestellt, dann wäre der jetzige Fall nicht passiert. Daß Schäfer zu eng gebaut ist, sei Unsinn. Nicht „das Gebäude des Mannes", so redete der Graf weiter, sondern seine Pflichtwidrigkeiten haben es mit sich gebracht, daß er schlapp im Dienst war. Zeuge Schäfer, der sich häufig durch Geldbeträge von seinen Eltern beköstigte, hätte nur unser gutes Kommißbrot essen sollen, dann wäre er schon dick geworden. Die gegen die Angeklagten beantragten Strafen wären unerhört und nur darauf zurückzuführen, daß im Kriegsgericht der 8. Division eine furchtbare Antipathie gegen Unteroffiziere und Gefreite bestehe! Dieser Vorwurf sollte Richter treffen, die beim Dessauer Urteil mitgewirkt hatten!

Dann fuhr der Graf mit Pathos fort: Für das deutsche Vaterland wäre es jammerschade, wenn die deutsche Faust im Ärger nicht einmal dazwischen schlüge. Wir sind doch keine höhere Töchterschule. Die Kürassiere sind alles stramme Bengels, denen es nichts schadet, wenn sie sich einmal eine reinwischen oder eins um die Ohren schlagen. Redner beantragt schließlich die Freisprechung seiner Klienten.

Das Urteil lautete gegen den Sergeanten Ahlfeld auf 3 Wochen, gegen Maroscheck auf 6 Wochen und gegen Sucker auf 10 Tage Mittelarrest. Die Strafe Ahlfeldts und Maroschecks wurden durch die erlittene Haft als verbüßt erklärt. Hattenrodt und Kükelhahn wurden freigesprochen. In der Urteilsbegründung hieß es, Schäfer habe durch sein Tun die Mißhandlungen, die als minder schwere Fälle angesehen worden sind, veranlaßt.

Drei Wochen, sechs Wochen, zehn Tage Mittelarrest! Weil „minder schwere Fälle“! Man muß sich hiebei die übrigens schon öfter festgestellte — Tatsache vergegenwärtigen, daß Faustschläge ins Gesicht, Herumtrampeln auf einem wehrlos am Boden liegenden menschlichen Körper und die sämtlichen übrigen Handlungen, für die man im bürgerlichen Leben nur ganz unzweideutige Ausdrücke hat, militärisch zu den „minder schweren Fällen“ zählen! Und dabei ist man bisher gewohnt gewesen, für eine der verächtlichsten soldatischen Untugenden die Feigheit zu halten. Oder ist es nicht feige, einen Wehrlosen in entehrender Weise zu mißhandeln? Und ist eine solche Handlung noch ehrenhaft? Wenn man sich schon damit abfinden muß, daß nach militärischen Begriffen das Herumtrampeln auf einem wehrlosen menschlichen Körper ein „minder schwerer Fall“ ist, — wird dabei nicht auch der Rock des Königs mit Füßen getreten? Begreiflich wäre es nach allem noch, daß die Mißhandlung des zufällig in dem Rocke steckenden Menschen, dieser völlig nebensächliche Begleitumstand, als „minder schwerer Fall“ gelten darf. Aber der Rock, in dem der „Kerl“ leider nun doch einmal steckt, der Rock, meine Herren, der Rock des Königs? Ist dessen Entehrung auch ein „minder schwerer Fall“? Vielleicht ist es keine „Entehrung“, mit Füßen getreten zu werden? Wie denken Sie darüber?

So schwer die physischen Leiden solcher gequälten Opfer zu beklagen sind, fast noch tiefere Erbitterung, noch größeren Abscheu erweckt deren moralische Mißhandlung, die brutal zur Schau getragene und betätigte Verachtung der freien Menschenwürde, des höchsten Gutes, das dem Menschen eignet, das ihn erst zum Menschen macht. Es ist lange nicht allein die materielle „Begehrlichkeit“, der Wunsch nach physisch besseren Verhältnissen, der die Arbeiterbataillone unter die Fahnen der Sozialdemokratie ruft, sondern ganz besonders auch die Forderung größerer Achtung vor der Person, ihrer Anerkennung als einer freigeborenen, den andern menschlich gleichberechtigten. Wenn nun aber immer wieder Fälle bekannt werden, wo selbst die Unantastbarkeit und Unverletzbarkeit, ja selbst die Sicherheit und Freiheit der Person der Willkür einzelner und dazu noch untergeordneter Organe der Staatsgewalt preisgegeben erscheinen, wie sollte das wohl auf die Dauer wirken, wenn nicht im höchsten Grade aufreizend und endlich auch die Leidenschaften der Masse aufstachelnd?

Wie auch der friedfertigste und harmloseste Bürger völlig ahnungslos der freien Verfügung über seine Person — sagen wir: verlustig gehen kann, lehrt ein besonders krasser Fall, der sich kürzlich bei Frankfurt a. M. abgespielt hat und leider — von den zufälligen Nebenumständen vielleicht abgesehen — keineswegs vereinzelt dasteht.

An einem Sonnabendmorgen, so wird aus Offenbach berichtet, waren zwei Burschen bei den Walderholungsstätten in die Abteilung für Frauen und Mädchen eingedrungen und hatten, während jene sich zum Frühstück

begeben hatten, eine Anzahl von den auf den Ruheplätzen zurückgelassenen Täschchen, Tüchern usw. an sich genommen, um dann schleunigst das Weite zu suchen. Etwa eine Stunde später, um 10 Uhr, passierte ein aus einer guten Familie Offenbachs stammender Portefeuiller bei einem Waldspaziergange an der Erholungsstätte vorbei, und da ihm das aufgeregte Schreien der Mädchen auffiel, trat er näher, um zu sehen, was passiert sei. Im gleichen Augenblick rief eins der Mädchen: „Das ist er!" Die anderen liefen herbei, und auch einige Männer liefen hinzu, die ihn als vermeintlichen Dieb festhielten. Einer von ihnen legitimierte sich als Geheimschutzmann; dieser telegraphierte nach Oberrad, von wo bald darauf ein Polizist eintraf, der den jungen Mann trotz aller Beteuerungen, daß er ganz unschuldig sei, auf die Wache nach Oberrad brachte. Während des kurzen Verhörs, dem er hier unterzogen wurde, bat er wiederholt, man möge doch der Polizei in Offenbach telephonieren und sich nach ihm erkundigen, dann werde sich das Mißverständnis herausstellen, zumal er auch sein Alibi nachweisen könne. Immer wurde ihm geantwortet, die Offenbacher Polizei habe nichts mit der Sache zu tun, die Tat sei auf Frankfurter Gebiet geschehen usw.! Die gleiche Antwort wurde ihm auf dem Polizeiamt in Frankfurt zuteil, wohin er nachmittags, die Hände auf den Rücken gefesselt, transportiert worden war. Seinen Bitten, ihn sofort zu vernehmen und dadurch die Sache aufzuklären, wurde kein Gehör geschenkt, ebensowenig wie nach Offenbach telephoniert wurde. Auch am Abend, als er endlich verhört wurde, geschah dies nicht, und so mußte er denn die Nacht in der Zelle zubringen. Am Sonntagmittag ½1 Uhr wurde er wieder vorgeführt und nach kurzer Vernehmung endlich entlassen, so daß er zu den Seinigen nach Offenbach zurückkehren konnte.

Nun erwäge man, daß derartiges einem jeden passieren kann, und stelle sich vor Augen, wie einem wohl selbst zumute wäre, wenn man, die Hände auf den Rücken gefesselt, als Verbrecher durch die gaffende Menge geführt würde! Welche unberechenbaren, erst mit der Zeit wieder auszugleichenden sozialen, moralischen und geschäftlichen Schädigungen ein derart leichtfertiges Umspringen mit der persönlichen Freiheit nach sich ziehen kann! Für den Augenblick wenigstens, wo man von Bekannten in diesem Aufzuge betroffen wird, ist man in ihren Augen ein schwerer Verbrecher. Und nähere Verwandte können sich bei solchem Anblicke einen geradezu tödlichen Schrecken holen. Die Leichtfertigkeit des Verfahrens — immer die Richtigkeit der Angaben vorausgesetzt, woran ja leider kaum zu zweifeln — wäre um so unverantwortlicher, als die Polizei sich auf die denkbar einfachste und bequemste Weise von ihrem Mißgriffe überzeugen, sich sofort Gewißheit verschaffen konnte. Wozu ist denn eigentlich das Telephon in den Polizeiämtern da, wenn nicht in erster Reihe für solche Fälle?

* * *

... Nichts bezeichnender für gewisse Zustände in unserem politischen und sozialen Leben als die Gedankenreihe, die heutzutage von dem Worte „Gesinnungstüchtigkeit" ausgelöst wird. Ist es nicht traurig, daß viele dabei unwillkürlich an den Begriff — Gesinnungslosigkeit denken? Ist es nicht eigentlich — drollig?

In der vom Grafen Hoensbroech herausgegebenen Monatsschrift „Deutschland" macht ein Universitätsprofessor Mitteilungen über die Titelverleihungspraxis des Ministeriums Studt, die für den Uneingeweihten den Charakter von „Enthüllungen" tragen. Eingeweihte sollen schon längst, wenn rings um sie her die frischgebackenen Professoren aufschossen wie die Spargel im Junimond, geahnt haben, daß die Dinge nicht mehr auf dem üblichen Wege des gelehrten Verdienstes zustande kommen, sondern daß das Spargelbeet der preußischen Professorenwürde eines für unsere vielgerühmte Wohlhonorigkeit etwas merkwürdigen Düngers bedarf. So soll ein Agent des Kultusministers Professor geworden sein, weil er für den Bau des Ärztehauses Geld gesammelt hat, auch sollen den Fabrikanten medizinischer Präparate für bestimmte Summen zu gleichem Zwecke Titel und Orden in Aussicht gestellt werden sein.

„Wenn das wahr ist," bemerkt dazu die „B. Z. a. M.", „so scheint ein eigenartiger Antagonismus zwischen dem Ministerium des Innern und dem Kultusministerium obzuwalten. Die Polizeipräsidenten zeigen einen rühmlichen Eifer in der Überwachung gewisser Heilmittelfabriken, weil durch deren völlig wertlose, häufig überaus teure Fabrikate das Publikum vielfach empfindlich geschädigt wird; das Kultusministerium wiederum stützt die Autorität dieser Fabrikanten vor dem Publikum, sofern sie geneigt sind, für gewisse Zwecke tief in den Geldbeutel hineinzugreifen. Es wäre von Interesse zu erfahren, welche Fabrikanten durch das Kultusministerium ausgezeichnet worden sind, weil man alsdann im einzelnen feststellen könnte, welcher Schaden dadurch angerichtet worden ist.

„Diese Verleihung des Professortitels an Ärzte, die der eigentlichen Professorenkarriere völlig fernstehen, hat unter den praktischen Ärzten schon sehr böses Blut gemacht. Das Publikum glaubt, daß ein Professor ein Mann sei, der auf einem bestimmten Wissensgebiet Bedeutendes leiste; will daher ein Arzt mit einem Kollegen konsultieren, so darf er dazu nicht einen ‚Dr. med.' heranziehen, und wenn dieser noch so tüchtig sei, sondern es muß ein ‚Professor' sein, und wenn es der größte Schaumschläger wäre, der auf Gottes Erdboden wandelt. . . . Die Universitätskarriere ist (Doch nur zum Teil. D. T.) eine Geldfrage; wer es dazu hat, die Professur abzuwarten, wird schließlich zum Ziele kommen. Zum mindesten verhalf früher die Stellung als Privatdozent zu einer reichen Frau, weshalb der alte Kliniker Traube im Hinblick auf die damals schon auffallend zahlreichen Privatdozenten von ‚Mariage-Gelehrten' sprach. Heute dagegen erscheint der immerhin äußerlich loyale Weg über die Privatdozentur schon als zu umständlich, nachdem sich herausgestellt hat, daß man auch auf dem be-

eren Wege der Ergebenheit nach oben zu professoraler Garnierung
ıen kann.

„Die Sache wird über den Kopf der Fakultäten hinweg gemacht.
Wunder! Soll sich etwa Herr Althoff vor den preußischen Professoren
ren, die ihm gegenüber eine Unterwürfigkeit an den Tag legen, daß
hon den Spott der höheren Subalternbeamten im Kultus-
terium anreizt, wenn sie die Säulen der deutschen Geistesfreiheit im
immer des Allgewaltigen chambrieren sehen?

„Warum wir bei dieser Gelegenheit nicht gegen Herrn Althoff los-
n? — Du lieber Gott, Herr Althoff wird sich nicht ändern, solange
Menschenmaterial, mit dem er es zu tun hat, sich wie knetbarer Teig
inen Händen erweist. Es sind doch nicht nur einzelne Titelfexe, die
ım Herrn Althoff drängen, sondern, wie wir hier ergänzend zu den
eilungen der Hoensbroechschen Monatsschrift verraten können, auch
große Kommune hat ihm gegen das Linsengericht des Professoren-
ls für ihre Krankenhausärzte geradezu das Bestätigungsrecht für
leitenden Stellen an ihren Krankenhäusern auf dem
isentierteller hingelegt. Das ist geschehen bei der Gründung der
ıannten Akademie für praktische Medizin, an deren Spitze die betreffende
mune auch nun gern veritable ‚Professoren' haben wollte. — Welches
isterium hätte diese Erweiterung seiner Machtbefugnisse auf Kosten der
ıunalen Selbstverwaltung von sich gewiesen!

„Titel und Orden sind nun einmal die Machtmittel der Regierenden,
ge die Regierten sich davon imponieren lassen. Der letzte Kaiser von
silien, Dom Pedro, hat ein großes Krankenhaus von den Erträgnissen
ngreicher Ordens- und Titelverleihungen gebaut; als es eingeweiht
e, standen auf dem Portal die Worte: ‚Die menschliche Eitelkeit dem
chlichen Elend.' ..."

Auf demselben Baume gewachsen, art-, nicht wesensverschieden, ist
Urteil, das ein schlesischer Disziplinargerichtshof gegen einen Lehrer
lt hat. Dieser hatte sich über die „Parole", das Organ des Krieger-
ns, aufgeregt und sich dafür eine Anklage wegen Beleidigung des
egervereins zugezogen. Die „Pädagogische Zeitung" schildert nun
„Vergehen" des verwegenen Schulmannes. Es ist in der Tat gar
schröcklich. Man höre und staune:

„Der Angeklagte war darüber empört, daß die Namen von ent-
enen Mitgliedern von Kriegervereinen in der ‚Parole' öffent-
bekannt gemacht wurden, die wegen ihrer politischen Ge-
nung ausgeschlossen waren. Er äußerte deshalb zu der Wirtin
Gasthause): ‚Pfui, wie können Sie so ein Blatt mithalten; wenn Sie
ein Blatt bekommen, müssen Sie es herausschmeißen.' Im Zusammen-
e mit diesen Worten sagte der Angeklagte noch, daß manche Zeitungen
Vereine ‚Kriechervereine' nennen, weil man in ihnen nicht seine
e Meinung aussprechen dürfe; ob mit Recht — dies lasse er

dahingestellt. Der Lehrer wurde im Strafverfahren kostenlos freigesprochen, da er nur wahre Tatsachen erörtert habe, ohne die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten, und auch im Deutschen Reichstage das Wort ‚Kriechervereine' angewandt worden sei, der Angeklagte die Berechtigung dieses Ausdrucks übrigens auch nicht behauptet habe. Trotz dieser Freisprechung wurde das Disziplinarverfahren mit dem Ziele der Amtsentsetzung eingeleitet, weil der Lehrer durch seine Äußerung eine mit seiner Stellung als Lehrer und dem Staatsdienereide nicht zu vereinbarende Gesinnung dargetan und sich des Ansehens, der Achtung und des Vertrauens, welche sein Beruf erfordert, unwürdig gezeigt habe. Der Disziplinargerichtshof erkannte auf Amtsentsetzung, die er zwar auch mit der Verhängung verschiedener Vorstrafen motivierte, hauptsächlich aber mit dem vorliegenden Vergehen begründete. Denn es heißt im Erkenntnis: ‚Es konnte ihm nicht unbekannt sein, daß Protektor der Kriegervereine Se. Majestät der Kaiser und König ist, und daß das Kriegervereinswesen seitens des Staates und der staatlichen Organe stets unterstützt und in den letzten Jahren namentlich seiner Bedeutung im Kampfe gegen die umstürzlerischen Bestrebungen der Sozialdemokratie wegen überall gefördert wird. Er mußte sich sagen, daß öffentliche abfällige und hämische Bemerkungen darüber eines Beamten unwürdig seien und sich mit der von einem Beamten zu fordernden patriotischen Betätigung nicht vertragen. . . . Seine Äußerung enthält eine bewußte und beabsichtigte Beschimpfung des Blattes und seiner von allerhöchster Stelle gebilligten und protegierten Tendenz, eine Beschimpfung, die um so schlimmer zu beurteilen ist, als sie veranlaßt ist durch eine Bekanntmachung, in der ausgesprochenermaßen die Tätigkeit des Kriegerbundes im Kampfe gegen die Sozialdemokratie zutage trat. . . Seine Gesinnung verrät sich als so unpatriotisch, taktlos und eines Beamten unwürdig, daß sie die schärfste disziplinarische Ahndung verdient.“

In den Augen aller aufrecht Gesinnten hat sich der Gemaßregelte „des Ansehens, der Achtung und des Vertrauens, welche sein Beruf erfordert“, nichts weniger als „unwürdig“ gezeigt. In den Augen dieser sogar im modernen Deutschland noch nicht ganz ausgerotteten Ketzer hat der Mann vielmehr bewiesen, daß er das Herz auf dem rechten Fleck und, trotz seiner abhängigen Stellung, sich seine unabhängige, mannhafte Gesinnung bewahrt hat. Und das kann ihm, wie seinem Stande nur zur Zierde und Ehre gereichen. Wie man sich auch sonst zu den Kriegervereinen stellen mag: das von der „Parole“ eingeschlagene Verfahren kennzeichnet sich in seiner praktischen Wirkung als eine öffentliche Denunziation der wegen ihrer politischen Gesinnung ausgeschlossenen Mitglieder. Wenn ein solches, an öffentlichen Boykott streifendes Verfahren von Sozialdemokraten eingeleitet worden wäre, so wüßte man sich vor „sittlicher Entrüstung“ nicht mehr zu halten,

chriee man sich nach Polizei und Staatsanwalt die Kehle heiser und — icht einmal umsonst. Eines „Beamten" aber soll es im gleichen Falle unwürdig" sein, sich einen kräftigen Ausdruck darüber entschlüpfen zu lassen ind zwar in dem Maße unwürdig, daß er das „Ansehen, die Achtung und as Vertrauen, welche sein Beruf erfordert," ein für allemal verscherzt hat. So kolossal, so unglaublich „unpatriotisch, taktlos, eines Beamten unwürdig" st die Empörung des Lehrers über die doch mindestens nicht noble und icht vornehme Handlungsweise der „Parole", daß der etwas temperamentvolle *Ausdruck* dieser Empörung „*die schärfste disziplinarische Ahndung verdient*". So weit hätten wir's nun also glücklich gebracht. Man muß die Fälle mit allen Einzelheiten und dem ganzen Milieu liebevoll herausheben, sonst werden sie einem einfach nicht geglaubt. Auch der Tagebuchschreiber hat diese Erfahrung machen und, nachdem er zunächst ähnliche Vorgänge summarischer geschildert hatte, auf *Verlangen*, dann aber um so *gründlicher*, die *Einzelheiten nachholen* müssen. Nun geht er nicht mehr auf den Leim. Der verehrte Herausgeber des „Literarischen Handweisers" beiläufig, der in einer sonst überaus freundlichen Besprechung das Eingehen des Tagebuchschreibers auf das „Kleine und Besondere" bemängelte, wird nun wohl einsehen, daß und warum es ohne dieses gar nicht geht. Eine Beleuchtung der Urteilsbegründung vom *verfassungsrechtlichen* Standpunkte aus darf ich mir hingegen billig ersparen, da das Urteil einer solchen Grundlage *entbehrt*. Es steht nirgends geschrieben, weder im preußischen Sonderrecht noch in der deutschen Reichsverfassung, daß der Beamte kein Recht auf die eigene freie Meinung und deren Kundgebung habe. Sollten sich aber in der preußischen Verwaltungspraxis derartige Maximen finden, so würden sie im Widerspruch zur Reichsverfassung stehen und damit hinfällig sein.

* *
*

. . . Je tiefer wir in die Zustände der Gegenwart eindringen, um so größer erscheinen uns die Aufgaben der Zukunft. Und so muß sich unser Blick immer wieder auf die Träger dieser Zukunft lenken, — *unsere Jugend*. Sie ist es, die unsere Hoffnungen und Verheißungen erfüllen soll und der daher auch unsere treueste Sorge und Teilnahme gewidmet sein muß. Wahrlich, wer der Jugend dient, wer in Treuen und Sorgen an dem Heranwachsen eines starken und guten Geschlechtes arbeitet, der schafft an einem heiligen Werke, der verrichtet eine Arbeit, fruchtbarer als die mancher Diplomaten und Gesetzgeber.

Haben wir nun aber nicht auch in der Jugenderziehung noch tiefgewurzelte Vorurteile zu überwinden? Die von vielen, von den besten und begabtesten Erziehern längst klar erkannten und empfundenen Mißstände in unserem Schulsystem will ich heute beiseite lassen, dagegen eine vielleicht noch wichtigere Frage ins Auge fassen: das Verhältnis von Eltern und Kindern.

Zunächst das Vertrauensverhältnis. In schlimmster Erinnerung
noch der berüchtigte Fall Dippold. Unter anderen bösen Erscheinungen
derte er bekanntlich die zutage, daß sich von Eltern zu Kindern nur
sehr lockeres Band knüpfte, das gegenseitige Vertrauen und Mitteilu
bedürfnis ein so winziges war, daß es allein die furchtbare Kindertrag
erklärte. Wenn in solchen Fällen die Schuld zum allergrößten Teile
seiten der Eltern zu liegen pflegt, so ergibt sich das schon aus dem bl
Autoritätsverhältnis.

Nun hat sich unlängst ein Klavierlehrer das Leben genommen,
dem bekannt geworden war, daß er die ihm anvertrauten Zöglinge in
verser Weise gemißhandelt hatte. Vielleicht lag fortgeschrittene geistige
rung vor, jedenfalls darf aus seinem Ende geschlossen werden, daß e
sich selbst verzweifelte. Obwohl nun dieses Drama zum Abschluß gekom
ist ohne eine Gerichtsverhandlung, in der die Einzelheiten der begang
Verfehlungen erörtert wurden, ist, wie die „B. Z. a. M." ausführt,
noch Genügendes über die Straftaten bekannt geworden, um nach
gewissen Richtung hin zu wichtigen Betrachtungen anzuregen.

„Der Beschuldigte hatte die Kinder sich entkleiden lassen und sie
unter Absingung eines lustigen Liedes erbärmlich durchgehauen. Zum
desten bis drei Monate vor dem Augenblick, wo er ertappt wurde, re
die Beweise gegen ihn zurück. — Da fragt man sich denn doch, was
ein Verhältnis muß zwischen den Eltern und den mißh
delten Kindern obgewaltet haben, wenn die Kinder es n
wagten, ihnen zu erzählen, in welcher Weise ihnen mitgespielt w
oder wenn sie es volle drei Monate geheim hielten, bis die E
einiger Kinder die Spuren der Mißhandlungen entdeckten und auf
Art die Sache ins Rollen kam?

„Es handelte sich im vorliegenden Falle nicht um ganz kleine Kin
man bringt nicht Kinder von 6 bis 7 Jahren in den Klavierunterricht, son
der Regel nach sind die Kinder 9 bis 10 Jahre alt; überdies gehören
Kinder, welche Klavierunterricht bekommen, zum mindesten dem mäßig
situierten Mittelstand an, genießen meist auch eine bessere Schulbild
sind also sicherlich klug und einsichtsvoll genug, um zu wissen, was fr
Leute sich ihnen gegenüber erlauben dürfen. Wenn sie trotzdem geger
gröblichen Ausschreitungen eines Klavierlehrers, dessen Autorität doch
lange nicht an die eines Schullehrers heranreicht, keinen Schutz
ihren Eltern zu suchen wagten, so weist das auf eine Befangen
hin, die durch die zopfigen Grundsätze eines altfränkischen
ziehungssystems geschaffen worden ist, um schon in frühester Jug
an Stelle des Empfindens für Recht und Unrecht den Au
ritätsdusel, an Stelle der Liebe zu den Eltern die Furcht
an Stelle eines gesunden Ehrgefühls die demütigste Un
werfung zu setzen.

„Das stolze Wort, daß das Jahrhundert des Kindes angebrochen

ist vorläufig nur eine theoretische Wahrheit. In Vereinen, Versammlungen und Druckschriften erfahren wir, daß in dem Kinde der heranwachsende Mensch zu respektieren sei, und daß wir daher schon bei der zarten Jugend die seelischen und intellektuellen Keime zu pflegen haben, deren Früchte in dem Erwachsenen dereinst reifen sollen. In der Praxis aber herrscht heute noch, unbeirrt durch alle pädagogische Theorie, das altfränkische System, wonach das Kind zu der einzigen Tugend erzogen wird, die den Eltern bequem ist und nicht viel kostet, nämlich zur Artigkeit, und alles andere ist Nebensache. Artige Kinder sind eben sehr bequeme Kinder; ein artiges Kind spricht nicht ungefragt, es denkt nicht oder denkt nur das, was etwa die Eltern erlauben, daß es es denken darf, und es hat keine Wünsche, weil die lieben Eltern ja schon von selbst wissen, was einem artigen Kinde zukommt. Eine so totale Ertötung der Persönlichkeit ist nur möglich auf der Basis einer Autoritätslehre, die alle Weisheit und Tugend den Erwachsenen vindiziert und den Kindern täglich und stündlich zum Bewußtsein bringt, daß sie selbst weder etwas bedeuten, noch irgend eine Bedeutung anzustreben haben, sondern all ihr Denken in dem einen Gebet zusammenfassen müssen, denen, die Gewalt über sie haben, wohlzugefallen. Schade nur, daß artige Kinder nicht gleichbedeutend sind mit wohlgearteten Kindern. Wir, denen das Leben die Autoritätsbrille von den Augen gehoben hat, sehen nur zu oft, was für niederträchtige, kriechende und tückische Menschen aus den artigen Kindern geworden sind', die man uns als Musterkreaturen früher vorgeführt hat.

„Freilich, das ist das Schöne an den artigen Kindern und denen, die es waren, daß sie da, wo sie selbst nicht Hammer spielen können, geduldige Amboſſe sind und sich alles gefallen lassen, von perversen Klavierlehrern und anderen durchaus nicht perversen Machthabern in Staat und Gesellschaft. Eltern aber, die ihre Kinder nur zur Artigkeit erziehen, werden weder das Vertrauen, noch später den Dank ihrer Kinder genießen. — Die Unterwürfigkeit ist eine klägliche Mitgift für das Leben, wo man seine Ellbogen gebrauchen soll. Die Eltern sollen die Kameraden ihrer Kinder sein; darin liegt der beste Schutz gegen fremde Unbill in der Jugend und würdelose Schwäche im Alter ..."

Es ist ja klar, daß diese Ketzereien bei vielen auf scharfen Widerspruch stoßen werden. Und doch möchte ich bitten, sie ruhig und reiflich zu prüfen. Es liegt zum mindesten ein gut Teil Wahrheit darin. Manches in Staat und Gesellschaft wäre anders, wenn nicht so brutal auf die Persönlichkeit des Kindes losgewirtschaftet, wenn nicht mit deren zarten Regungen umgegangen würde wie mit bösem Unkraut, das immer wieder ausgejätet werden müsse, sobald es sich nur auf das wohlabgezirkelte und abgeharkte Beet hinauswagt. Und doch sind die Triebe, die das unverfälschte Kindes-

gemüt aus sich selbst hervorbringt, die wahren, gesunden und natürlichen, an denen der große Weltengärtner Freude hat, und die von ihm dazu bestimmt sind, dereinst goldene Früchte zu tragen.

Wie jede neue Bewegung und Anschauung sich zuerst mit einer gewissen Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit, sozusagen mit den Ellenbogen, vordrängen muß, damit sie dem Guten und Wahren in sich die Bahn brechen kann, so darf man auch aus den obigen Ketzereien beileibe nicht schließen, daß die Eltern nun auf jede Autorität den Kindern gegenüber verzichten sollten. Aber ein verständiger Ausgleich zwischen Zucht und Selbständigkeit in der Erziehung könnte reichen Segen stiften. Daß dabei ganz individuell und nicht nach irgend welchem Schema „F" verfahren werden muß, liegt schon im Prinzip der Forderung. Denn gerade an der rechten individuellen Behandlung mangelt's noch vielerorten. Die Schule wird kaum je in der Lage sein, die Aufgabe in idealer Weise lösen zu können. Um so sorgsamer sollten sich die Eltern ihr widmen.

* * *

Nichts Undankbareres und Schwereres auf der Welt als der Kampf gegen Vorurteile. Wer ihn aufnimmt, mehr oder weniger seinen Beruf darin findet, muß schon auf manche persönliche Lebensfreude verzichten, ein voll gerüttelt Maß von Feindseligkeiten, nicht zuletzt aus der eigenen Umwelt, in den Kauf nehmen. Und doch mußten alle Errungenschaften, deren wir uns heute in Staat und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft erfreuen, die uns ein so selbstverständliches Besitztum sind, daß wir sie aus unserem Leben gar nicht mehr wegdenken können, — und doch mußten alle diese, jetzt von Gesetz und Staatsgewalt sorgsam behüteten Güter mit unsäglichen Opfern der Edelsten und Besten in schweren Kämpfen erobert werden. Diese so wenig bestrittene, wie häufig vergewaltigte Tatsache sollte man sich immer vor Augen halten, bevor man über irgendwelche reformatorischen Bestrebungen kurzerhand aburteilt, — bloß weil sie neu sind.

Auch unserer sozialen Gesetzgebung — und ihr erst recht — sind diese Kämpfe mit den blinden Instinkten des angeborenen und überkommenen Vorurteils nicht erspart geblieben. Ja, für den Aufbau unseres ganzen sozialen Körpers, wie er heute besteht und durch die Gesetze eifersüchtig geschützt wird, mußte erst Schritt für Schritt der Boden erstritten werden. Was berechtigt uns nun, gerade in irgend einem gegenwärtigen Augenblicke Halt zu machen, das Werk für vollendet und jeden weiteren Ausbau für staatsgefährlich zu halten?

Die Frage des Normalarbeitstages ist auch eine solche, bei der sich viele, auch wohlmeinende Leute auf den Standpunkt stellen: bis hieher und nicht weiter. Das Unglück ist, daß solche Fragen immer mit politischen Bestrebungen, Ängsten und Fürchten verquickt werden, während sie doch nur rein praktischer Natur, Fragen der Zweckmäßigkeit sind. Ob in einer kürzeren Arbeitszeit nicht vielleicht mehr geleistet werden kann als

in einer längeren, hat doch wirklich nichts mit den Kämpfen um „Religion, Sitte und Ordnung" zu tun!

In Königsberg hat man die Probe mit dem Achtstundentag gemacht. Zunächst in der städtischen Gasanstalt. Nachdem er sich dort vorzüglich bewährt hatte, führte man ihn auch im Elektrizitätswerke ein. Auch die Arbeitszeit der Straßenbahner wurde erheblich verkürzt. In diesem Jahre äußerte sich nun der Magistrat in der Stadtverordnetenversammlung über die Erfahrungen, die er in der Gasanstalt mit dem Achtstundentag gemacht hat. Das amtliche Material liegt jetzt gedruckt vor. Es heißt darin:

„Es wurde in den bisherigen zwei Jahren Betriebsdauer der neuen Gasanstalt die Erfahrung gemacht, daß die Haltung der Betriebsarbeiter eine ganz vorzügliche war, dagegen waren Trunkenheit im Dienst und andere Disziplinverletzungen gerade im Ofenhaus im alten Betriebe nicht selten ...

„Im alten Betrieb der Gasanstalt und nach Mitteilungen der Betriebsleiter größerer Gaswerke mit zwölfstündiger Schichtdauer ist die Erfahrung gemacht, daß besonders im Frühjahr und Herbst gerade das Ofenhaus einschl. Kohlentransport die größte Anzahl Kranker stellt; es handelt sich dabei meistens um Rheumatismus oder akute Erkrankung der Atmungsorgane. Auffallenderweise haben wir bereits im ersten Jahre der achtstündigen Schicht und auch bisher die Beobachtung gemacht, daß bei dem dreimaligen Schichtwechsel die Erscheinung verschwunden ist. Wir haben dann von der Gasanstalt in Mainz, wo gleichfalls die achtstündige Arbeitszeit eingeführt ist, vor kurzem dieselbe Beobachtung bestätigt gehört. Die Gründe sind naheliegend ...

„Nach der Ansicht des gesamten Betriebsaufsichtspersonals zeigen die bisherigen Erfahrungen mit der abgekürzten Arbeitszeit, daß die leider oft ausgesprochene Erwartung, daß Arbeiter durch eine längere freie Zeit keine Vorteile für ihre gesamte Lebenshaltung erlangen und nur dem Alkohol tiefer verfallen, daß diese Erwartung bei der Gasanstalt durchaus nicht erfüllt ist."

Über die Leistungsfähigkeit sagt der amtliche Bericht: „Es haben sich bei den vorstehend erörterten Arbeitsverhältnissen die Tagesleistungen der Arbeiterkolonnen nicht verringert; bei Arbeiten auf freier, langer Strecke ist die Leistung pro Mann und Tag sogar gestiegen." Dieses Zeugnis wird den Außenarbeitern ausgestellt, die eine neunstündige Arbeitszeit mit halbstündiger Pause haben.

„... Bezüglich der Disziplin konnte festgestellt werden, daß sich die Verhältnisse merklich geändert haben durch den Fortfall einer langen Pause, die doch meist in der Nähe der Baustelle, in der Destille verbracht werden muß. Das gilt namentlich für die Löhnungstage und bezüglich der bei Rohrnetzarbeiten angenommenen Gelegenheitsarbeiter. Letztere bleiben sehr häufig nach wenigen Tagen von der Arbeit fort oder kommen nach der

Mittagspause betrunken zur Arbeitsstelle. Dieses Übel ist nahezu ganz ausgeschaltet worden bei den Rohrverlegungsarbeiten in den Vororten mit durchgehender, verkürzter Arbeitsschicht. Die bestehende Arbeitseinteilung hat sich bisher bestens bewährt, sowohl hinsichtlich des technischen Erfolges als auch mit Rücksicht auf Kosten und Disziplin ...

„Es wurde nun auch versucht, bezüglich der durchgehenden Arbeitszeit Übelstände technischer oder wirtschaftlicher Natur festzustellen, soweit das nach der kurzen praktischen Erfahrung möglich ist ... Beim Betriebe haben solche Nachteile nicht festgestellt werden können ... Bei Installationsbetrieb und Rohrlegung wird von den zunächst beteiligten Dienststellen in jeder Hinsicht nur Günstiges über die verkürzte Arbeitszeit berichtet. Kleine Übelstände ergeben sich zuweilen daraus, daß die Aufsichtführenden bei der gesteigerten Leistungsfähigkeit der Arbeiterkolonnen zuweilen nicht schnell genug die Abnahme der Arbeit bewirken ... Unserer Überzeugung nach wird aber Gesundheit wie auch Disziplin noch mehr erhalten und gefestigt."

Hier wird also amtlich festgestellt, daß sogar „Religion, Ordnung und Sitte" durch einen gesunden sozialen Fortschritt nur gewonnen haben. Die Trunkenheit verringert, der Gesundheitszustand bessert, die Leistungen erhöhen, die Disziplin festigt sich —: Herz, was willst du noch mehr?

Wie hier der Königsberger Magistrat mit dem Achtstundentag die besten Erfahrungen gemacht hat, so auch bekanntlich der Großindustrielle Freese mit der Beteiligung seiner Arbeiter an dem Geschäftsgewinn. Es ist eben ein unheilvoller Wahn, daß die Interessen der Arbeiter und der Arbeitgeber naturgemäß feindliche seien, wo sie doch durchaus solidarische sind. Im Buchdruckergewerbe ist das von beiden Seiten längst erkannt und in ein friedliches und ersprießliches Raten und Taten umgesetzt worden. Nur die falschverstandene Theorie vom „Kampf ums Dasein" und die ganze materialistische Verseuchung unserer sittlichen und religiösen Anschauungen konnte die sozialen Gegensätze bis zur offenen Kampfstellung verschärfen. Eine Weltordnung, in der das Gedeihen des einen notwendig den Untergang des anderen bedingen müßte, die nur Überfluß und Luxus auf der einen, Not und Elend auf der anderen Seite zuließe, eine solche „Ordnung" wäre eine unsittliche, vom christlichen Standpunkte aus unmögliche. Es ist aber nicht an dem, und es gehört auf beiden Seiten nur ein wenig guter Wille und Entgegenkommen dazu, den fortgesetzten Kriegszustand in einen leidlichen Frieden zu verwandeln. Auf die Herrenmoral muß dabei freilich ebenso verzichtet werden wie auf die nicht minder einseitige Klassenmoral. Soziale Gegensätze — soziale Vorurteile: es ist so ziemlich dasselbe.





Waldgedanken

Von

F. Lienhard

1.

…as von diesen hochgewachsenen Buchen im unterholzfreien, weithin …übersehbaren Walde geht auf den Wandrer über, wenn man aus …ssen der Menschenwelt wieder hinaustritt und die alten Waldespfade …. Man reckt sich unwillkürlich höher. Das Aufrechte dieser kühn …den Bäume steckt an und ermuntert uns zu derselben Sonnen…. Die Sonne hat eine mächtige Emporziehungskraft: sie ist es, die …alme und Stämme steilrecht aus der Erde zieht.

…Und die Wässerlein laufen so fleißig dahin! Sie wirken auf mich …udernde Kinder, eine wahre Erquickung nach dem Zank der Men… Die Natur mit den wispernden Blättern und plaudernden Wassern … wie eine liebe närrische Kinderstube, voll melodischer Lebensfreuden, …nervösen Launen unterworfen, mit Kerngesundheit den großen Be…nlachend und anstrampelnd …

…Du lieber Wald! Du gutes Wiesental!

2.

…Die „Minne" der Wartburgdichter ist uns erst verständlich, wenn …mehr Phantasie in unsre Stellung zur Frau kommt. Jener Dichter …mpfindung ist Freude an künstlerischem Abstand. Sie adelten die …ne Frau zu einem heiligen Gral, den man nicht durch Zugreifen, … oder Verführung erringt, sondern durch eigenen Wert.

…Das Edelste des Frauentums faßten sie zusammen zu dem Symbol …rau Maria". Dies ist eine Frau und Mutter, die in alle Innig…nd Schmerzen des Frauenlebens eingeweiht ist und doch ihre jung…e Zartheit bewahrt hat.

Auch die derbere Minne behielt einen adligen Schimmer; auch an den Leidenschaften hing ein Abstrahl von Poesie. Die Kreuzzüge hatten Horizonte eröffnet; von dort her kam ein Schein von neuen Welten und ließ noch neuere und noch fernere Welten ahnen. Das weckte die Phantasie und die schöpferische Kraft.

Ob sie besonders „sittlich" lebten? Vielleicht nicht in bürgerlichem, sicher aber in dichterischem Sinne. Zeiten des Verfalls heben sich nicht eigentlich durch Unsittlichkeit an sich unvorteilhaft von starken Zeiten ab: sondern vielmehr durch Phantasielosigkeit. Die Materie und deren wüster Genuß herrschen in Zeiten des Verfalls. In Zeiten der Stärke aber herrscht etwas, das hinter und über der Materie steht: Phantasie adelt den Gegenstand und sieht durch ein vergänglich Weib Ewiges schimmern.

3.

Körperbegehren vertreibt das Feinste. Eine unreine Strahlung geht dann vom Menschen aus, dessen Wesen einer Raubspinne vergleichbar ist. Er fingert und zerrupft — und glaubt nun zu besitzen.

Hohe Dinge kommen nur zu den Stillen, wie Gestalten aus Mondschein, wie Stimmen der Nacht. Reine Kraft zieht magnetisch an. Du brauchst nicht mehr die Welt zu erobern, denn die Welt kommt zu dir: sie strahlt sich von selber in deine Klarheit ein.

4.

Die sonst in den Wipfeln gehangen,
Die sonst auf Wölkchen geflogen sind:
Sie kommen vor meine Tür gegangen,
Die Königsgedanken, die Schimmer im Wind;
Sie sagen ihre Namen, sie lassen das Beste
Zurück mir im Händedruck — göttliche Gäste!

Das macht: es lockt sie lautlos an
Der stille, der stete, der nicht mehr hastende Mann.

5.

Irmgard und Haida hatten Knabenkleider angezogen und gaben zu viel Kurzweil Anlaß. Irmgard hat ihr Blondhaar unter den Kragen gedrängt und geht nun mit ihrem rosigen Mädchenlachen etwas steifnackig umher, wie die Landmädchen lachen, ein richtiger „deutscher Junge", ein klein wenig „Pfarramtskandidat". Haidas Braunkopf mit den kurzen Locken ist von einem Älplerhut bedeckt, sie steckt in rot-weißer Weste und schwarzsamtnen Kniehöschen und hat einen leichten Rucksack auf dem Rücken. Ihr Lieblingslied ist der „Zigeunerbub' im Norden"; und so sieht sie auch aus. Eine feine Melancholie liegt manchmal über ihrem Wesen, aber auch ein Schelm sitzt in den Mundwinkeln ...

Junge Mädchen sind wie wehende Flämmchen. Gott führ' ihnen gute Menschen über den Weg, die diese Lichtlein verstehend schonen!

6.

Es gibt nur ein Glück: wenn sich Menschen zu Menschen finden, die sich stillschweigend das Gelübde tun, einander in höherem Lichte gut zu sein. Es rinnt ein Freuen in dich ein, wenn du an sie denkst; sie sind dir ein heimlicher Anreiz, alles so zu tun, als ruhte ihr Auge auf deinen Handlungen. Indem sie dich als unbedingt gut voraussetzen, stellen sie ein Ideal auf, das sie selbst erreichen möchten. Sie lieben nicht eigentlich dich und du liebst nicht eigentlich sie: ihr liebt beide etwas, das hinter und über euch beiden steht: das Reich des Guten — Gott — oder wie ihr's nennen wollt.

7.

Wegewart ... „Ein Blümchen wartet am Wege ..."

So eilen manche Mädchen hinaus ins Menschenland, stehen am Wege und schauen sich um und warten, ob nun wohl „der Eine" komme. Der oder jener streift sie — sie leuchten auf und lauschen — sie warten weiter — und viele, zu viele warten umsonst.

Steht nicht, Mädchen! Schafft, seid gut, tapfer, tätig, da wo ihr seid! Es ist Romantändelei, daß irgendwo „nur der Eine" auf dieser bunten Welt „das Glück" bringe. Glück wächst an allen Waldecken, wenn du's kurzerhand ergreifst: mach selber glücklich, ob ein Mütterchen am Weg oder alte Eltern oder Kinder, die der Erziehung bedürfen, oder Kranke oder auch einen Gatten — es ist von gleichem Wert, versuch's nur! Verwandle das harte Wort: „Ich muß" in das leichte Lied: „Ich will!"

Aber das ist Weisheit, die erst dem Reifen aufgeht. Steh denn, Wegewart!

8.

Dämonie ... Ich glaube, daß das Dämonische eine Tatsächlichkeit ist, vergleichbar etwa den huschenden und zuckenden elektrischen Strömungen der Atmosphäre.

Das Dämonische ist Energie der Vernichtung. Das Dämonische ist Haß und Hohn, Falschheit und Mißtrauen. Haß ist mit Wollust verwandt, Wollust mit Grausamkeit. Das weibliche Element, das Element der Liebe, ist diesen Strömungen besonders ausgesetzt ...

In indischer Weisheit heißt es: Wo die Gottheit einzieht, gleichmäßig alles erhellend und erwärmend, da verschwinden die Dämonen, deren Element das Finstre ist. Als Jesus die Versuchungen verscheucht hatte, traten die Engel zu ihm und dienten ihm. In einer bekannten Prophetengeschichte des Alten Testamentes enthüllte sich die Gottheit nicht im Sturm — dem Element der Dämonen —, sondern im sanften Wehen, das hernach an der Höhle des Sehers vorüberhauchte.

Leidenschaft ist Dämonie; Liebe ist Gottheit.

9.

Sieben Jahre hat Tom der Reimer der Elfenkönigin gedient. Dann ging er wieder zu den Menschen und sang ihnen, was er in diesen sieben Jahren erlebt.

„Der Reimer Thomas lag am Bach,
Am Kieselbach bei Huntley-Schloß,
Da sah er eine blonde Frau,
Die saß auf einem weißen Roß ..."

Was für eine herzliebe Poesie in dieser altschottischen Ballade!

„Die Mähne war geflochten fein,
Und hell an jeder Flechte hing
Ein silberblankes Glöckelein ..."

Es gibt im Elfenland kein bürgerlich Gesetz, was man tun oder lassen soll: sie sind von selber gut dem Guten, sind voll glockenklaren Lachens, voll Silberklang der Rede und ohne Falsch und Arg. Sie trinken Tau, werden davon ganz leicht und schweben nun über die Schwere der Dinge hin. Hätten wir die Ohren, ihre Melodien zu hören, und die Augen, ihre Tänze zu schauen — wir brauchten weder Moral noch Philosophie.

„Und Tom der Reimer zog den Hut,
Er fiel aufs Knie, er grüßt und spricht:
‚Du bist die Himmelskönigin,
Du bist von dieser Erde nicht! ...'"

Daß er vor der Schönheit schlankweg und platt aufs Knie fiel und den Hut abzog — wunderschöner Zug an diesem echten Sänger! Das Höchste scheint dem frommen Manne die Himmelsjungfrau. Aber es gibt — rein dichterisch und naturhaft betrachtet — eine noch andere Schönheit, nicht mit Gedankensymbolik zu erfassen, aber der naiven Freude und dem offenen Herzen allezeit zugänglich:

„Die blonde Frau hält an ihr Roß:
‚Ich will dir sagen, wer ich bin,
Ich bin die Himmelsjungfrau nicht,
Ich bin die Elfenkönigin ...'"

Als die Menschen noch Sonntagskinder waren, bedurften sie nicht des religiösen Gedankengebäudes. Es war ja keine Scheidewand zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Schatten und Licht: ihre Augen waren voll Licht und sahen in den Schatten und machten den Schatten hell.

„Er küßte sie, sie küßte ihn,
Ein Vogel sang im Eschenbaum ..."

Tom der Dichter tauchte mit Entzücken in die Welt der Poesie. Der Kuß macht ihn auf sieben Jahre dienstbar, aber „zu dienen dir, es schreckt mich kaum!"



„Sie ritten durch den grünen Wald,
Wie glücklich da der Reimer war!
Sie ritten durch den grünen Wald
Bei Vogelsang und Sonnenschein!“

Löwes fröhliche Ballade will mir gar nicht aus dem Ohr! Das Waldlied vom Dichter, der so höflich den Hut zog und so unbefangen der Elfenkönigin in die Waldeinsamkeit folgte ...

„Und wenn sie leis am Zügel zog,
So klangen hell die Glöckelein,
So klangen hell die Glöckelein ...“



Poe-Probleme

Die künstlerische Welt Edgar Allan Poes lag bisher für seine deutschen Leser in etwas einseitiger Beleuchtung da. Im fahlen Frühschein des Grauens streckte sich eine Inferno-Landschaft am Ufer düsterer Gewässer, aus dem Dämmern erwuchsen Schatten und Dämonen, Gruppen aus dem Tartarus mit Verzweiflungsgebärden, und die Angst wehte auf Fledermausflügeln vampyrisch durch die Luft.

Die Welt des Unheimlichen, vom Schauder erfüllt, das schien des amerikanischen Dichters Herrengebiet, und an seinem Eingang stand seine eigene Gestalt, schwankend, vom Tode schon gezeichnet, und winkte mit gespenstischen, blutlosen Händen: Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab.

Dieses Reiches Grenzen haben sich für unsere Blicke sehr geweitet und wechselnde Beleuchtung liegt über seinen Zonen. Eine umfassende Gesamtausgabe (herausgegeben von Hedda und Artur Möller-Bruck. Minden, J. C. C. Bruns Verlag) läßt den Menschen, den Dichter und sein Werk jetzt allseitig schauen und vervielfältigt das einseitige Nachtstück seiner Charakteristik. Hier wandelt man nicht nur in den Labyrinthen unterirdischer Schreckensschachte; es gibt vielmehr hier steile und schmale Höhenpfade, auf denen die helle, scharfe Luft überwachen Verstandes weht und verwegene Gehirn-Gymnastik, eine hypertrophe Intelligenz sich betätigt, ein geistiges Raffinement der Schlüsse und Folgerungen. Und dann wieder öffnen sich elysäische Gefilde voll Wunderblumen, zwischen denen ein Lebensflüchtender befreit in Schönheitsträumen wandelt und mit zaubermächtigen Händen sich ein Königreich der Phantasie erschafft. Und zu seltsamer Mischung rollt dann noch ein Vorhang auf und enthüllt eine Groteskenbühne, auf der in wildem, wüstem Durcheinander, im grellen Possenstil amerikanischer Excentrics ein Lebenszerrbild aufgeführt wird. Und hierin sieht man Poes eigene Lebenstragikomödie, der ein sensitiver, ganz im Inneren wurzelnder, vibrierender Mensch war, übererregbar durch jeden äußeren Eindruck, und der in dem industriellen, robusten Land allen rohen Wechselfällen

einer um den Tag kämpfenden Existenz ausgeliefert und früh von dessen Brutalitäten zermalmt wurde.

Es ist vor allem wertvoll, über die Persönlichkeit und den äußeren Lebenslauf Poes etwas zu erfahren. Denn durch die erste Biographie, durch die gehässigen Verfälschungen Griswolds, sind des Dichters Züge arg verzerrt worden. In dieser Ausgabe wird das echtere Gegenbild in der Biographie John H. Ingrams gegeben. Poes Gestalt wächst hier in größerem, reinerem Licht heraus. Wir sehen ihn als Abkömmling eines alten normannischen Adelsgeschlechts, „das sich", wie bezeichnend zu bemerken ist, „von der Alltäglichkeit des Lebens anderer durch mancherlei Geheimnisse, Elend und Romantik unterschied". Edgar Allan wurde am 19. Januar 1809 in Boston geboren, seine Eltern starben früh, nach einem kurzen, abenteuerlichen Glück, an der Schwindsucht. Über die eigene Kindheit sagte der Dichter erkenntnisvoll: „Ich bin der Sprößling eines Geschlechts, das zu jeder Zeit durch seine phantastische, leicht erregbare Gemütsart auffiel; und schon in meiner frühesten Kindheit zeigte es sich, daß ich diese Familieneigentümlichkeiten in hohem Grade geerbt hatte." Die Jugend war von leidenschaftlicher Hingebungs-Sehnsucht und ewigem Sich-Fremdfühlen erfüllt; und früh schien sein Leben von Unstete zerrissen. Mit seinen Pflegeeltern zerfallen, lebte er in Mangel und Dunkelheit, bis ihm bei einer literarischen Konkurrenz ein Preis zufiel. Damit kam er in die schriftstellerische Laufbahn. Sie war für ihn an Kämpfen und Sorgen reich und, seitdem er für eine Frau sorgen mußte, — er hatte in Richmond seine Cousine Virginia, die jung von der Schwindsucht ergriffen wurde, geheiratet — kam er aus den drängenden Nöten nicht heraus. Bald nach dem Tode Virginias starb er 1849 im Hospital zu Baltimore an einer Gehirnentzündung.

Die wirklichen und wesentlichen Ereignisse dieses Lebens spielten sich aber nicht in dem kärglichen äußeren Rahmen dieser Existenz ab, sie begaben sich, von Menschen nicht gewußt, in den inneren Reichen, in der vie intérieure, in der Poe, der äußerlich Hilflose und Schwache, Herrscher und Schöpfer war von unerhörter Erlebnisfülle. Und ihren farbigen Abglanz haben wir in seinem Werk.

John H. Ingram sagt von Poe, er war ein Anbeter des Verstandes und von so feinem ätherischen Wesen, daß er nur in der Sphäre des Geistes leben zu können schien.

Das ist der Ausgangspunkt, von dem man das vorstellende und künstlerisch bildende Wesen dieses Dichters betrachten muß. Die schematische Teilung vom Phantasie- und Verstandesmenschen versagt hier. Es ist das Eigentümliche an dem Poe-Phänomen, daß hier der Verstand weite phantastische Flügel über das Universum ausspannt und daß die Phantasie in ihren Spielen und Gebilden eine verstandesscharfe Präzision und Folgerichtigkeit anwendet.

An mathematische und astronomische Gehirne denkt man oft bei diesen Spekulationen, die ihre Fühlfäden über die Grenzen des Lebens tastend herausstrecken. Die Berechnungskunst jongliert mit Riesenzahlen und das Hauptmittel ist die lückenlose logische Kette. Die legt Poe freilich nicht an eine alltägliche Erfahrungstatsache an, sondern an ein imaginäres, im Weltall schwebendes Unbekannte. Das erschafft seine Phantasie, von ihm aus geht aber dann die Flugbahn in mathematischer Subtilität.

Poe sagt selbst über seine Art das bezeichnende Wort: „Die seltsame Anomalie in meinem Dasein ließ meine Gefühle niemals dem Herzen, ließ meine Leidenschaft stets dem Gedanken entspringen."

Poe hatte im wachen Zustande etwas von jenen Intellektsteigerungen, die in den Ausnahmezuständen des Opiumrausches möglich sind. De Quincey in seinen Bekenntnissen eines Opiumessers hat das beschrieben und jene beflügelte Leichtigkeit geschildert, mit der über Zeit und Raum hinweg der Geist entlegene Zusammenhänge blitzschnell erfaßt und Kombinationen unerhörter Art schafft.

Poes Passion war solche Gehirnequilibristik ins Ufer- und Maßlose, und er brauchte dazu keine äußerlichen Stimulantien. Er hatte jene Gabe der extremen Verschärfung aller Sinne, wie er selbst definiert, „die krankhafte Reizbarkeit jener Fähigkeit, die die psychologische Wissenschaft unter dem Ausdruck ‚die Fähigkeit zur Aufmerksamkeit' begreift." Mit dieser überhellen Aufmerksamkeit nimmt er aus den Erscheinungen Wahrnehmung auf, spinnwebdünne Fäden, die dem normalen Auge unsichtbar bleiben, und mit einer messerspitzen Dialektik spinnt er aus ihnen Gewebe von seltsam befremdender und doch unwiderleglicher, unzweifelhafter Existenz.

Die Probleme von Leben und Tod, der Seelenwanderung, des Jenseits nimmt sich dieser Kopf vor, als wären es Schachaufgaben, und ohne Schwindelgefühle blickt er von seiner Gehirnwarte in unergründliche Tiefe.

Poes Denktechnik gestattet einen spannenden Einblick in die „Gedankenfabrik"; das, was Mephisto das „Webemeisterstück" nennt, das kann man hier in dem rapiden Durcheinanderschießen der Fäden und dem unheimlich sicheren Zusammensichfügen verfolgen. Groß ist vor allem Poes Fähigkeit, die verschlungenen Bahnen der Gedankenassoziationen bis in die letzten Hintergründe zu belichten und aus ihrem Gefüge Schlüsse zu ziehen; sein logisches Vermögen gleicht dabei einer Sammellinse, die verstreute äußerliche Merkmale so konzentriert, daß sie sich zu einer offenbarungsvollen Kausalformation kristallisieren.

Man erkennt die hohe Schule dieser Technik besonders deutlich in all jenen Stücken, in denen Poe einen Sport aus diesen Gehirnhochtouren zu machen scheint, in denen er Scharfsinnsaufgaben sich stellt und sie mit Jongleur-Behendigkeit und Eleganz löst. Ein ästhetisches Vergnügen ist dabei wirksam, das sehr nahe der Befriedigung steht, mit der man die saubere und präzis ineinandergreifende Architektur einer Gleichung ansieht.

Kriminalnovellen schrieb Poe, nicht wegen der stofflichen Spannung, sondern um das Schauspiel kunstvoll verschlungener Gehirnwege und einer Indizien-Witterung zu geben, um die Erregungen allmählich sich aufhellender Erkenntnisse zu wecken. In alle Schlupfwinkel der Überlegung dringt er ein, er zeigt die Fähigkeit, sich ganz in die Vorstellungen eines anderen zu versetzen und seine Gedanken sich zu eigen zu machen. Und hier ist nie Übersinnliches oder Unheimliches im Spiel, sondern es handelt sich stets um eine natürliche, freilich hypertroph gesteigerte Gabe. Poe tummelt sie in allen Gangarten. Er produziert sich als Dechiffrierer verzwickter Geheimschriften, er löst vor uns Taschenspieler- und Automatengeheimnisse, und eine fabelhafte Belustigung des Verstandes und des Witzes gibt dieser geniale Detektivismus.

Er hat manchmal etwas Halsbrecherisches, zumal wenn er die Phänomen des eigenen Wesens beschleicht. In einer grausamen Laune, wie sie diese zur Selbstzerstörung gezeichnete Natur oftmals hatte, nahm Poe sein Mitternachtslied vom „Raben" voll Unendlichkeitstrauer und gellender Verzweiflung unter die Messermaschinerie seiner Gedankenmühle. Und scheinbar eiskalt mit der gleichen Dialektik, die er in den Verbrecherpsychologien angewendet, entlarvte

er das Gedicht als ein Produkt berechnenden Verstandes, der bewußt Mittel und Wirkungen anordnet. Baudelaire erkannte die Triebfeder darin gut, als er sagte: „Gab er sich, einer sonderbaren Eitelkeit folgend, für weniger inspiriert, als er in Wirklichkeit war? Verkleinerte er die dichterische Kraft, die in ihm lag, um seine Denkkraft in ein besseres Licht zu setzen? Ich möchte es beinah glauben; doch darf man dabei nicht vergessen, daß sein Genie, so glühend und leicht beweglich es war, Analyse, Kombination und Berechnung leidenschaftlich liebte."

In dieser Analyse ist eben jener Trieb wirksam, den Poe immer zeigt, das Unsichtbare, dem Verstand Entrückte — hier ist es das Intuitive, dichterisch Schöpferische — mit dem Gehirn zu belauern und es wie ein treffsicherer Jäger zu stellen.

Seine Pürschgänge in die Welt des Unsichtbaren sind nun sehr mannigfaltig. Sehr stark reizen ihn die menschlichen Affekte und ihre dämonische Macht. Er sieht sie an, wie ein mittelalterlicher Exorzist die Besessenen ins Auge faßt und die bösen Geister aus ihnen heraus lockt.

Und die Beschwörungskraft dabei ist wieder die eindringende, mit Stichflammen leuchtende Analyse. Von diesen inneren Gespenstern interessierte Poe besonders das Grauen. Und jene besondere Komplikation belasteter Menschen stellt er dar, die nicht so sehr vor der Gefahr zittern, sondern vor der Furcht selbst, „die Leben und Verstand verlieren im Kampf mit dem unfaßbaren Gespenst der Furcht".

Nervenaufwühlend hat Poe die schlangenhafte Umschlingung eines Menschen durch die Furcht im Untergang des Hauses Ascher und in der virtuosen Inquisitionsnovelle geschildert.

Merkwürdig ist, wie in dieser der äußere Apparat sehr ähnlich dem Stoff eines Hebbelschen Einfalls ist. Hebbel notierte sich in seinen Tagebüchern einmal die Zwangsvorstellung eines Traumes von dem Brunnen, der eigentlich eine Uhr ist, Räder gehen von den grünlichen Wassern getrieben, Gewichte steigen auf und nieder, und der Träumer, in dies Getriebe hineinversetzt, kann jeden Moment zerquetscht werden.

Dieser Höllenmaschinerie gleicht der teuflische Apparat der Wasserwage und des Messerpendels bei Poe, das in rasender Schnelligkeit auf den Gefangenen von oben herabwirbelt und immer, haarbreit vor seiner Haut Halt macht, um das Spiel dann von neuem zu beginnen. Aber dieser Apparat ist bei Poe nur ein äußeres Vehikel. Diese Novelle ist keine Gruselgeschichte, nicht das äußerliche Folterwerkzeug ist die Hauptsache, sondern die innere Selbstfolter, die in dem menschlichen Opfer erzeugt wird; die Hölle der Einbildungskraft wird das eigentliche Thema. Poe gestaltet, wie sich die Eindrücke in der Phantasie des Gefangenen transformieren und vervielfachen, wie das Entsetzen sich in ihm einwühlt und ihn ganz und gar ausfüllt, daß die eigenen Gedanken, die auch in den Traum sich einbohren, schlimmere Quälgeister werden, als die Wasserwage und das Pendel, die nur die äußeren Erreger sind.

Und weiter dringt das Blendlicht der Poeschen Analyse in die Bereiche der Zwangsvorstellungen. Jene Zustände sucht sie sich auf, in denen ein Mensch die Verfügung über den inneren Haushalt verliert und die hilflose Beute eines Triebes, einer fixen Idee wird. Über die Schwelle schreitet Poe und er gelangt in die geheimnisvollen Untergründe, die heut von der Psychiatrie erforscht werden. Manches, was die Wissenschaft jetzt beobachtend zur Erkenntnis

gebracht, hat Poe intuitiv vorweggenommen. Die Probleme der Bewußtseinsspaltung, des Doppel-Ichs behandelt er in „William Wilson", und das Haßmotiv gegen den „Anderen" in sich, das zur schließlichen Selbstvernichtung führt, kehrt in Oskar Wildes „Bildnis Dorian Grays" wieder.

Im „Geist des Bösen" analysiert er die Monomanien, die dunklen Triebe, die zum Verbrechen führen. Wie die Kasuistik einer Psychopathie lesen sich die Novellen, die im Gefolge dieser Erzählung gehen. Die Mordsucht ist das Thema bei einigen. Und vor allem erreicht es Poe, jenen Zustand mit unheimlicher Kraft zur Darstellung zu bringen, in dem ein Geschöpf langsam, unwiderstehlich, wie von einer fürchterlichen Riesenspinne, von einem gräßlich unerklärlichen Verlangen, überkrallt wird. Man fühlt schaudernd, wie rote Blutwellen das Gehirn eines solchen Belasteten überschwemmen und alles in ihren Strudel fortreißen.

Die Bedeutung solcher Stücke liegt nicht nur in der außerordentlichen Fähigkeit, seelische Zustände zur Erscheinung zu bringen, sondern mehr noch darin, daß hier ein Dichter hellsichtig der wissenschaftlichen Beobachtung vorangegangen ist. Denn alle jene Motive, die vielleicht einer früheren Zeit als Ausgeburten ausschweifender Phantasie erschienen, sind heute durch die Forschung durchaus in ihrer schrecklichen Realität bestätigt. Die teuflischen Geister des Mittelalters, die Dämonen der Besessenen, sind wiedergekehrt in der Form psychischer Dispositionen, und die Psychiatrie hat ihre Existenz erwiesen.

Zwei Erkenntnisse, die heut Erfahrungstatsachen sind, hat Poe als gewiß festgestellt. Einmal, daß bei den Monomanen der Trieb gewöhnlich durch Faktoren ausgelöst wird, die für den Normalen gar keine Erregungsfähigkeit haben könnten. Beispiel hierfür ist der Zwang zum Mord, den das erblindete, wie ein Geierauge starrende Auge eines Greises auf einen Menschen übt. Und eine andere Erkenntnis ist, daß nach der ermattenden Befriedigung durch die Tat ein neuer dämonischer Trieb aufsteigt und das Opfer in Besitz nimmt, der Trieb, sich zu verraten; der Trieb hat aber nichts mit Reue oder Büßersehnsucht zu tun, er ist eine Form von seelischem Exhibitionismus.

Im letzten Grunde ist das Wesen aller der Verfassungen, die Poe beschreibt, eine anormale krankhafte Verschärfung der Sinne, eine fabelhafte Empfänglichkeit für Reize, die andere kaum bemerken, und daraus folgernd, ungewöhnliche Reaktionen. Poes Geschöpfe und er selbst vibrieren wie elektrische Drähte unter dem leisesten Strom.

Qualen und Leiden, der Alpdruck des Grauns sind die Folgen solcher Veranlagung; aber auch gesteigerte Entzückungen können aus solchem Boden blühen. Die Visionen, die Opium- und Haschischtrinker sich schaffen, die kamen über Poe ohne solche Stimulanzen, nur aus der tropischen Fruchtbarkeit seines seelischen Klimas. Er trug in sich sein „Opium naturel". Und derselbe, der sich so unerschrocken und mit sicherem Blick in die Infernokreise des Bösen und des Perversen wagte und das Monströse bannte, schwang sich aus solchen Tiefen mit weitem Flügelschwung auf; als ungeheurer Gedanke schwebte er über dem Weltall und sprach mit tönender Stimme tiefe Worte kosmischer Poesie, die an die Enden der Welt rühren und zwischen Tod und Leben kristallene Brücken schlagen für körperentbundene Seelen.

Und ganz in Gefühl vermag sich Poe, als ein wundertätiger Magus seiner selbst aufzulösen, und elyseeische Gefilde läßt er werden, in denen er befreit in Blumen atmet.

Auch hier wirkt, wie in allem, die innerliche Souveränität eines Dichters, der über seine äußere Not und Niedrigkeit aufsteigt und durch zauberfähige Visionskraft sich eine neue Heimat schafft, nicht von dieser Welt und nicht den Zufälligkeitsbedingungen unterworfen, sondern selbstherrliche Schöpfung des Meisters der Geister.

So sind seine Landschaftsdichtungen zu deuten, so auch seine Interieurdichtungen, die Poe sehr liebte und in denen er, was uns heute besonders interessiert, versuchte, ein Zimmer als eine Seelenstimmung zu komponieren. Landschafts- und Interieurvorstellungen sind recht eigentlich für Poe „paradis artificiels", in die er sich aus Armut und Gewöhnlichkeit seiner Umwelt flüchtet. Hier lag für ihn eine höhere Realität als in der scheinbaren Wirklichkeit, wie ihm auch der Traum vollendetere Existenz bot als die wache Alltagsverrichtung. „Die Menschen, die am Tage träumen, lernen Dinge kennen, die denen entgehen müssen, die nur nachts träumen", sagte er. Berührungen mit der deutschen Romantik, mit Novalis besonders, werden hier deutlich.

Poes Landschaften sind von einer trunkenen Fülle und einer unendlichen, klingenden Ferne, es sind Gefühlslandschaften, in denen Blumen und Bäume beseelt erscheinen.

Freude schwebt über Wiesen, die unter der Sonne asphodelenübersät, leuchtend und farbig blühen. Und weiche, friedevolle Abendtrauer liegt über der Zypresseninsel; dunkle Bäume neigen sich schwer auf das Wasser; ihre Zweige verflechten sich zu ernsten, feierlichen, geisterhaften Erscheinungen. Und Schatten sinken von den Stämmen tief und tiefer und werden vom Fluß verschlungen, während im Augenblick andere Schatten aus dem Baum steigen und die Stelle ihrer begrabenen Vorgänger einnehmen.

Und eine Schmerzenslandschaft, eine stumme, klagende Elegie ist das Land des Schweigens: die Wasser von safrangelber, kranker Farbe; sie strömen nicht dem Meere zu, sondern sie bäumen sich ewig unter dem roten Auge der Sonne mit stürmischer, krampfhafter Bewegung empor; und an jeder Uferseite zieht sich meilenweit eine bleiche Wüste gigantischer Wasserlilien hin, die durch die Einöde seufzen und ihre langen, gespenstischen Hälse zum Himmel emporrecken.

Diesen Landschaften und diesen Blumen gleich sind Edgar Allan Poes Frauen. Die Erotik dieses Mannes, der in alle Höllen geschaut, ist von mimosenhafter Zartheit, unirdisch, körperlos. Die Gestalten, die er liebt, gleichen den duftigen, blumenüberstreuten Wesen auf den Bildern der Präraffaeliten. Burne Jones könnte sie gemalt haben. Die vergeistigende Jenseitsschönheit der Schwindsüchtigen — das Zeichen der Poeschen Familie — umwittert sie alle, sie gleichen Sommernachtsschatten und in der Umarmung zerfließen sie in Wiesennebel und Frühhauch. Eleonore, Ligeia, Berenice, Morella schlingen ihren Dämmerreigen, und sie sind alle eines Wesens, Spaltungen einer Seele. Und er, der sie liebt, erkennt, wie ihm in jeder neuen Frau immer nur die Verkörperung seines eigenen Gedankens wiederkehrt. Und er selbst sagt sich, daß er nicht das Lebende, Atmende liebt, nicht das irdische Wesen von Fleisch und Blut, sondern die Abstraktion, das Objekt der Analyse, nicht als ein Wesen geschaffen zur Liebe, sondern als ein Thema des Nachdenkens.

Und dies Eingeständnis bezeichnet Poes Stellung zum Leben überhaupt. Er gewann dadurch für seine Kunst halluzinatorische Vertiefung, er ward sich selbst das fesselndste Studium, doch sein menschlich Teil ward dabei vernichtet in Selbstverbrennung.

Felix Poppenberg

Sonderbündler

Ich entnehme die Überschrift dem Titel eines der vier Bücher, die ich hier besprechen und empfehlen will. Aber in einem weiteren Sinne, als er dort gebraucht ist, wenn er auch gleichfalls dabei als Unterton mitklingt. Wir wollen das Wort so verstehen, wie es sich Leute zurechtlegen würden, denen die Schweizer Geschichte nicht so weit vertraut ist, daß sie vom Sonderbundskrieg wissen. Wir wollen darunter eine Gattung von Menschen verstehen, auf die das Sondern, das Absondern von den anderen zutrifft, die dadurch gleichwohl keine mürrischen, sich in ihre Ecke verkriechenden Eigenbrötler werden, sondern durch ihr Leben dahin trachten, wieder zum Bunde mit der Menschheit als lebendige Werte für die Gesamtheit zu gelangen.

Da ist zunächst eins der erquicklichsten Bücher, das mir seit Jahr und Tag in die Hand gekommen ist, der Roman „Michael Hely" von Adam Karrillon (Berlin, Grotesche Verlagshandlung, geb. 5 Mk.). Man ist wohl gleich wieder mit einer Gegenüberstellung von Frenssens „Jörn Uhl" bei der Hand und schiebt damit das Buch in eine falsche Sehweite. Oder ist es doch vielleicht süddeutsche gegenüber norddeutscher Art, daß sie weniger den Auftakt zur Größe betont, daß sie nicht im endlichen Gelingen und Durchsetzen einer Persönlichkeit ein Prinzip der eigenen Art vermittelt, sondern sich innerlich reich genug fühlt, um in einem leisen Verklingen, im Nichtgelingen eines in manchen Anläufen aus der Tiefe zur Höhe strebenden Lebens ein gut Teil ihrer selbst widerspiegeln zu können? Freilich, an sich hat der Verfasser dieses Buches zunächst wohl nicht so weit gedacht, er wollte wohl nicht mehr geben als den Lebenslauf eines seltsamen Menschenkindes; aber da er so ganz in seiner Heimat lebt, so innig sein Volk, seine Landschaft liebt, ist der Hintergrund, von dem sich das Schicksal dieses einen Menschen abhebt, fast ebenso bedeutungsvoll geworden wie der Vordergrund. So ist es wohl nicht nur ein feiner Zug, sondern geradezu Notwendigkeit für den Verfasser geworden, daß er im letzten Teile des Buches selbst auftritt und uns das ganze Vorangehende mit dem Schicksal des gestrandeten Menschen als ein Stück der Lebensgeschichte eines zu Höherem berufenen Mannes bietet. Es sei gleich hinzugefügt, daß dieser Mann echten Humor besitzt. Vielleicht ist dieser noch etwas zu bewußt, liegt zuweilen mehr in der Art, wie erzählt wird, als im Ereignis selbst, schwebt mehr über dem Buche, als daß er darin steckt; aber gerade das ist auch wieder ein eigener Reiz, und es kann für die künftigen Werke des Mannes nicht schaden, daß man beim Lesen ihn noch lieber gewinnt, als sein Buch.

Dieses Buch ist so seltsam reich und bei aller Einfachheit viel bewegt, daß es ein vergebliches Bemühen wäre, seinen Inhalt zu erzählen. Fast ist er wie bei einer Volksballade. Michael Hely stammt aus der niedrigsten Hefe des Volkes. Daß der Zug zum Reinen und Bessern in des Knaben Seele gekommen ist, läßt sich durch Vererbung sicherlich nicht erklären, und es ist, als ob sich die Welt verschwöre, diesen Keim zum Guten zu ertöten. Eine bittere Wahrheit, die jeder von uns wohl einmal beobachtet hat, daß dem aus sittlich niederen Lebensstufen Hinaufdrängenden alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt werden. Aber dieser Michael hat etwas von der Streiterkraft seines himmlischen Schutzpatrons. In lustigen, aber auch bösen Streichen, die jedoch nicht sein Innerstes berühren, macht er sich von der reichlichen Masse Schlechtig-

keit und Bosheit, die er mit auf den Lebensweg bekommen hat, frei und schafft eine Bahn für das Gute in ihm. Das bricht durch, als er von der herabziehenden Last seiner Erzeuger befreit wird und zum erstenmal selber Güte erfährt. Er wird ein gediegener Arbeiter und ein geachteter Mann. Fern der Heimat, in einem Dorf des südlichen Schwarzwaldes fängt er ein neues Leben an. Fast scheint es, als habe seine Herkunft und die ganze Vergangenheit keinen Einfluß mehr auf sein Dasein. Er gewinnt die Liebe eines jungen Weibes aus bravem, stolzem Bauerngeschlecht. Aber das ist ja die Tragik im menschlichen Leben, daß viele seiner besten Werte nur dadurch bestehen können, daß sie wenigstens bei einzelnen zum starren Besitz werden. An der Klippe des Bauernstolzes zerbricht das Lebensschifflein Michael Helys im Augenblick, als er es in den sicheren Hafen eines glücklichen Familienlebens hineinlenken möchte. Fast wird Hely zum Mörder am Vater des geliebten Mädchens, der ihm die Tochter so roh und höhnisch weigerte; doch es kommt nicht dazu. Für Hely ist das Glück zu Ende; aber er sinkt darum doch nicht in die Tiefe. Und als ihn die gesuchte Kugel in den zahlreichen Kämpfen der Fremdenlegion nicht erreicht, kehrt er in die Heimat zurück, wo er in bescheidener Stellung sein Leben zu Ende träumt. Er ist stark geworden an Liebe zu den Menschen draußen in der Fremde; daß ihm einmal wahre Liebe zuteil geworden ist, hat ihn so reich gemacht, daß er nun für alle Zeit verzichten kann. Es ist von wunderbar schlichter Schönheit, wie Hely als alter Mann in der Tracht eines Hausierers wieder das Schwarzwalddörfchen aufsucht, in dem er einst die höchste Freude und das tiefste Leid erlebt. Er findet die Geliebte als Witwe und erkennt, daß sie seiner noch in Treuen denkt. Trotzdem gibt er sich nicht zu erkennen. An der Seite des Sohnes, der nicht vermutet, wer in dem eigentümlich freigebigen Hausierer neben ihm sitzt, fährt er wieder von dannen.

Man spricht von zersungenen Volksliedern, — hier ist ein Leben, das man zersungen nennen könnte.

Das ist in knappem Aufriß der Inhalt des Buches. Das Schönste läßt sich nicht erzählen. Zu diesem Schönsten gehört auch das Leben mit der Natur. Das erste Hinauswandern Helys aus seinem Odenwalddörfchen an den Rhein, die spätere Wanderschaft hinauf zu dem Schwarzwald gehört zum Schönsten, was der Geist deutscher Lyrik von Wanderschaft geträumt hat. Ich freue mich für jeden, der sich durch diese Empfehlung veranlaßt fühlt, das Buch in die Hand zu nehmen.

Schneller zur verdienten Berühmtheit gelangt ist Hermann Hesses „Peter Camenzind" (Berlin, S. Fischer, 3 Mk.), die Geschichte eines Lebens von der Kindheit an bis zum Manne hinauf, wohl fast in allem Selbstbiographie. Dadurch wird es wahrscheinlich für den Verfasser ein Befreiungsbuch im Goetheschen Sinne geworden sein. Und wenn der Held seines Buches gegen Schluß den Beruf zum Dichter verloren zu haben glaubt und allen Ernstes daran denkt, nach den vielen Irrgängen seines Lebens das Wirtshaus im Heimatdorf zu übernehmen, so ist für den Verfasser die Fähigkeit, dieses Buch zu schreiben, das schönste Zeugnis dafür, daß er nicht nur zu den Berufenen, sondern zu den Auserwählten gehört.

Ein Bauernbub kommt zum Studieren. Aber der Bauer bleibt so stark in ihm, daß er sich nicht in die Gesellschaft hineinfindet. Er scheint auch das Unglück zu haben, zu spät zu kommen. Dreimal geschieht's ihm jedenfalls mit der Liebe zum Weibe. Auch da wohl zum Heil. Man hat das Gefühl: ein

Mann, der so liebekräftig wie er, wird doch einmal die Rechte finden und dann noch gerade zur rechten Zeit kommen; denn dann wird er Kämpfer werden um seine Liebe und nicht der stille Verzichter bleiben. Bauerntrutz zeigt sich nicht nur im Verzichtenkönnen, sondern auch im Gewinnen. Überhaupt, an wieviel Felsen führt das Leben diesen Peter Camenzind vorbei, an denen er zerschellen könnte! Da ihm die Geschmeidigkeit fehlt, stolpert er ja manchmal, aber fallen tut er nie. Er erzählt ruhig und ungeschminkt von seinen Irrgängen, aber er ist rein geblieben im Innersten, selbst als er in den Sumpf geriet. Eine Seite, wie die 126. in diesem Buche darf man heut' einem Schriftsteller nie vergessen. Sie sei hierher gesetzt, weil sie gleichzeitig eine Stilprobe gibt. Es handelt von der Zeit, als er nach Paris kam, und er müßte nun erzählen „wie ich in diesem verfluchten Nest zigeunerte, verbummelte und auf verschiedenen Gebieten einen starken Tobak rauchte".

„Es ist nicht Feigheit, wenn ich den etwaigen Schweinigeln unter meinen Lesern hier eine Nase drehe und diese kurze Zeit übergehe. Ich bekenne, daß ich einen Irrweg um den anderen ging, allerlei Schmutz gesehen habe und darin gesteckt bin. Der Sinn für die Romantik der Bohémiens ist mir seither abhanden gekommen, und ihr müßt mir schon erlauben, daß ich mich an das Reinliche und Gute halte, das doch auch in meinem Leben war, und jene verlorene Zeit verloren und abgetan sein lasse." Solch ein Schweigenkönnen ist auch im Buche manchmal Gold, gegenüber dem das klingendste Reden den Wert verliert. Daß der Peter Camenzind nicht untergehen kann, hat seinen Grund darin, daß er so fest in der Natur seiner Heimat wurzelt, die die Natur der Starken ist. „Alles dieses redet laut und ungebrochen die Sprache Gottes, wie sie nie über eines Menschen Lippen kam. Wer sie so in seiner Kindheit vernommen hat, dem tönt sie sein lebelang nach, süß und stark und furchtbar, und ihrem Banne entflieht er nie. Wenn einer in den Bergen heimisch ist, der kann jahrelang Philosophie oder historia naturalis studieren und mit dem alten Herrgott aufräumen — wenn er den Föhn wieder einmal spürt oder hört eine Laue durchs Holz brechen, so zittert ihm das Herz in der Brust, und er denkt an Gott und ans Sterben." Solch ein Mann denkt auch ans Leben und Schaffen. Ich freue mich schon jetzt auf das nächste Buch, das uns Peter Camenzind — doch nein, Hermann Hesse schenkt. Er wird eine eigene Stellung unter den Bergsöhnen einnehmen, die zu Federleuten geworden sind; denn keiner von ihnen vereinigt wie er mit der heimischen Naturkraft die feine Art der Darstellung, die an der hohen Kunst der altitalienischen Kulturquelle geschult ist.

Vom Knaben- bis zum Eintritt ins Mannesalter schildert den Werdegang eines begabten, aber durch seine Trutzigkeit und eine Neigung zu falschem Stolz gefährdeten Menschen Hermann Anders Krüger in „Gottfried Kämpfer" (Hamburg, Alfred Jansen, 6 Mk.). Dieser „herrnhutische Bubenroman" hat einen Fehler: er ist etwas zu breit geraten. Man hat das Gefühl, als erzähle der Verfasser aus eigener Jugenderinnerung heraus, und da wird ihm manches Drumherum zu wichtig. Gewiß, es ist hier alles wahrhaft gesehen und wahrhaft erlebt, und darum ist jedes einzelne, was in dem Buche steht, wertvoll und auch in großem Sinne zur Sache gehörig. Aber durch die Häufung des immerhin mehr oder weniger Gleichartigen stellt sich eine gewisse Abspannung beim Leser ein, der das Kunstwerk nicht mehr so in einem Zuge genießen kann. Dadurch aber verwischt sich wieder der Eindruck, wie ununter-

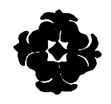
brochen und logisch entwickelt dieser Entwicklungsgang ist, wie sorgsam die Darstellung hier jeglichen Punkt in der ganzen Linie gezeichnet hat. Also eine straffere Zusammenziehung des Stoffs wäre jedenfalls anzuraten. Im übrigen ist das geschilderte Milieu auch kulturgeschichtlich anziehend und wertvoll. Das Leben in der herrnhutischen Gemeinde Herrenfeld, nachher in der Erziehungsanstalt Girdein ist ja für die Mehrzahl der Deutschen fast eine fremde Welt. Das Wertvollste bleiben aber die Menschen, die der Dichter in reichlicher Fülle vor uns gestaltet. Sein Junge ist ein echtes Edelblut, und der Name Gottfried Kämpfer hat symbolische Bedeutung, indem der Knabe durch Kampf zum Frieden mit Gott und der Welt gelangt. Denn daß er diesen in Zukunft erlangen wird in treuer Arbeit und in der Fähigkeit, Liebe zu spenden, fühlen wir, wenn wir das Buch aus der Hand legen. Ein edler Mensch und ein wahrhaft gebildeter Mann, wobei wir das Wort „Mann" noch besonders betonen wollen, hat dieses Buch geschrieben, und ich wünsche von Herzen, daß sich niemand durch meine obige Bemerkung abschrecken läßt, es treu zu lesen.

In größerem Rahmen schildert uns Karl Albrecht Bernoulli die Entwicklung des „Sonderbündlers" (Berlin, S. Fischer, 4 Mk.). Erst sieht es fast aus, als würde es ein historischer Roman. Wir erleben wenigstens unfern dem Schauplatz das entscheidende Ereignis des schweizerischen Sonderbundkrieges, in dem konfessionelle Verhetzung die alten Schweizer Kantone gegeneinander ins Feld geführt hat. Der Hans Hiseb, des Rotmannbauern ältester Sohn, hat sich nicht abhalten lassen, mit ins Feld zu ziehen. Leicht verwundet kommt er nach Hause, wo inzwischen die Feinde ihr Quartier aufgeschlagen haben. Vom Wachtposten gestellt, will er diesen unschädlich machen, trifft ihn aber tödlich. Nun flieht er. Gleich auf einer der ersten Seiten wird der Hans Hiseb ein Trutzer genannt und Zwänger. „Ja, aber ein Zwänger im guten. Einer, der nicht locker läßt, auch wenn es sich einmal um etwas anderes handelt als um Gold und schnöde Lustbarkeit." Ein Zwingkopf im guten ist in der Tat der Hans. Eine innere Macht, das Gewissen, führt ihn in das Dorf am Bodensee, aus dem der Mann stammte, den er erschlug. Was er da will, wo er sich doch eigentlich keinen Vorwurf zu machen braucht und ihn sich auch nicht macht? Er will das Furchtbare, das ein Totschlag trotz alledem bleibt, bekämpfen. „Ich beuge mich nicht vor dem Schicksal, sondern biete ihm Trotz und fordere es heraus, mit mir den Gang zu wagen. Ich will die Lücke, die ich schlug, mit meinem eigenen Leben ausfüllen. Die Schwester des Erschlagenen will ich zu meinem Weibe machen, dann werden alle Haß- und Rachegeister ersticken müssen an meiner Liebe zu ihr." So ist der Gedankengang in diesem Bauern.

Er bleibt im Gang mit dem Schicksal zunächst Sieger. In harter Arbeit erwirbt er sich die Wertschätzung der Dörfler. Seine große Körperkraft wirkt da mit. Aber er ragt auch geistig über seine Umgebung. Und ist es zunächst mehr Zufall, daß er in den Archiven des alten Klosters und jetzigen Gemeindehauses, in dem er bei einem verschrobenen Vetter Unterkunft gefunden hat, entdeckt, wie die Gemeinde um zahllose Rechte gebracht worden ist, so wird es nachher doch bewußte Erforschung des ganzen Gebiets und vor allen Dingen treue, ehrliche Ausnutzung des Fundes. Doch zum Wohltäter der Gemeinde wird er erst, nachdem er selber schweres Leid erfahren. Die Schwester des Ermordeten hat sich ihm wirklich in Liebe geneigt, und sie sind Mann und Frau geworden. Da — und das ist der einzige bedenkliche Teil des Buches — entwickelt sich bei ihr aus mißverstandenen religiösen Bedenken eine traurige Ver-

wirrung in Herz und Kopf, aus der sie sich nicht herausfindet, so daß sie schließlich ins Wasser geht. Der Sonderbündler wird dadurch ein innerlich einsamer Mann, aber noch hat er ja reichlich zu arbeiten. Gefährlich wird für ihn sein Spintisieren erst, als er keine große Aufgabe mehr vor sich sieht, an der er seine geistigen und körperlichen Kräfte zu erproben hätte. Dann kommt das Schicksal und gibt ihm den schwersten Schlag, indem es ihm den einzigen Sohn raubt. Nun ist ihm die Welt und was sie bietet gleichgültig geworden. Er versumpft darum nicht und verkommt nicht. Ja, er wächst noch innerlich, insofern er sich zur Heiterkeit des Verzichtenkönnens, zur Schönheit des Nichtsbesitzens und Nichtsbedürfens durcharbeitet. Im Armenhause endet er. Ein tückisches schmerzhaftes Leiden erträgt er — man darf nicht sagen wie ein Held, sondern als Humorist.

So ist das Buch tragisch, aber doch keineswegs traurig. Und wenn auch alles Pathos fehlt, so ist es doch voll einer stillen und kernhaften Feierlichkeit. Es ist mit großer Kunst geschrieben. Die Fülle blutvoller Gestalten und lebendigen Geschehens, die Bernoulli ohne allen Zwang auf diesem kleinen Erdenflecke sich vor uns entwickeln läßt, ist erstaunlich. Von allen Schweizern, die ich kenne, ist in ihm am meisten von der Art des Jeremias Gotthelf lebendig. Nur daß er weniger lehrhafte Zwecke verfolgt, sondern mehr aus künstlerischer Freude heraus gestaltet. Ich habe das Vertrauen, daß wir von ihm noch manche starken Werke erhalten werden, die etwas vom Stil des heroischen Epos in die Heimatkunst bringen werden. Das vorliegende Buch ist eine sehr schöne Erfüllung, aber ein noch wertvolleres Versprechen. Dr. K. Storck



Umschau

Gedankenlyrik

Ein Sehnen ist unserer Zeit wieder erwacht nach einer Weltanschauung, die dem ringenden Suchen ernster Geister einen Halt gewährt, die Mut und Stärke im Handeln und demütige Seelengröße im Dulden verleiht.

Aus diesem Geiste heraus wollen Max Bewers „Göttliche Lieder" (Goethe-Verlag, Laubegast-Dresden) und einige der andern mir vorliegenden Gedichtbände betrachtet und gewürdigt sein. In Bewers Liedern offenbart sich uns keine moderne, in schwankendem Zweifel tastende Dichterseele. Er hat seinen Glaubensgrund gefunden und unerschütterlich gefestigt. Seine kraftvolle Gesinnung ist aufbauend und positiv, erfüllt von frommer Weltüberlegenheit, festem Lebensmut und schaffensfreudiger Tatkraft. Besonders charakteristisch für seine knorrige Art ist das Luther zeichnende Gedicht. Weltschmerzlich spielerisches Gebaren liegt weit ab von seiner kernhaften Lebensanschauung, die allenthalben den großen Zusammenhängen fromm nachspürt. Was er als Mensch gelitten, das ist in rechtschaffenem Sieg seinem inneren Wesen zu unverlierbarem Gewinne geworden. Eine erstaunlich geradsinnige Persönlichkeit stellt sich uns in dem Dichten und Schaffen des bekenntnistreuen Mannes dar.

Ich möchte dies ausdrücklich hervorheben, weil ich auch deutlich spüre, daß man sich wohl gedrungen fühlen könnte, gewisse einseitige, hin und wieder im Engen sich verfangende Anschauungen energisch abzulehnen. Zuweilen klingt eines seiner Gedichte an die Weise Geroks an, dann wieder hebt ihn dithyrambischer Schwung hoch über „die Angst des Irdischen“ empor. Aber auch an eigenen originellen Tönen mangelt es nicht, wie sie besonders sich finden in den Gedichten „Persönliche Lieder“ und „Lieder der Schwermut“. Stehe hier ein kleines für viele:

Tag und Heimat.

Der Weltraum gibt die Heimat mir,
Die Ewigkeit den Tag,
Damit ich von dem kleinsten Punkt
Zum Höchsten streben mag. ...
Aus enger Scholle macht gemach
Der Baum die Äste breit,
Aus treuem deutschen Tagewerk
Blüht die Unendlichkeit.

Der Dichter hat seine helle Freude an dem genialen Sichausleben alles echt ursprünglichen Menschenwesens in reichem Geiste und energischem Willen, weil er darin Verwandtes zu spüren glaubt. Aus dieser Empfindung heraus gelangen ihm Gedichte wie: Beethoven, Bismarck, Goethe oder das feinsinnig graziöse Poem an Mozart. Es sei aber auch gesagt, daß namentlich in den weitaus überwiegenden religiösen Gedichten nicht selten die künstlerische Gestaltungskraft sehr versagt. Abgesehen davon, daß eintönige Längen hier auch ermüden. Geschmacklose Bilder gleich dem: ‚ich blute wie ein Tier‘ sind doch vor dem Urteile der Ästhetik nicht zu rechtfertigen; während gekünstelte Gedichte gleich dem: ‚Gott und Satan‘ leicht komisch wirken könnten. Endlich ein Gedicht, in dem sich dieser Vers befindet:

Ich träume gern von einer andern Erde,
Doch oft ist diese Welt so wunderschön,
Daß ich auf Schritt und Tritt ergriffen werde,
Sie staunend und bewundernd anzusehn —

wäre allenfalls zu Gellerts genügsamen Zeiten noch geschätzt worden, um der edlen Gesinnung seines Verfassers willen; heute müssen wir den Dichter zu feinerem Auswahlhalten ermahnen.

Einfach und schlicht gibt sich der Gehalt der Lieder Hans Ohnesterns des Gottessuchers von Kinkel (Amelangs Verlag, Leipzig 1905). Tüchtigkeit und kernhafte Gesinnung finden in dem schmalen Bändchen oft fein und glücklich ihren klaren Ausdruck. Etliche der Verse zeugen auch von humorvoller Frische und energisch zugreifender Lebensfreude. In Gott findet der Dichter sein schön ausgeglichenes Lebensziel, die Reife seiner im Grunde ernsthaften Persönlichkeit. Nicht Selbstsucht, sondern liebevolle Hingabe erfülle die Lebensstimmung:

So sorge, daß das Ewige erwacht!
Versuch die Kraft, die du im Busen trägst!
So viel des Guten du aus dir bewegst,
So viel entreißt du der Vernichtung Macht.

Des Büchleins eigentlich dichterischer Wert ist nicht besonders hoch anzuschlagen, aber um der schönen Gedanken willen sei es empfohlen.

Ein fruchtbarer Sonnenschein hat den „Erntesegen“ von M. Feesche zu genußreicher Reife gelangen lassen. (Verlag Heinrich Feesche, Hannover 1905.)

Es ist das sympathische Büchlein einer feinen klugen Frauenseele, die himmelweit ab ist von der emanzipierten Kraftmeierei sich modern dünkender Frauenzimmer, die oft verzweifelt wenig wahres Können zu entfalten haben. Was unsere Dichterin bringt, das steigert sich bei stiller vornehmer Denkungsweise — in wesensgemäßer abgeklärter Form — zu wohltuender Harmonie.

Volltönige Klänge starken Glaubens und innig sich einfühlender Liebe zur Natur, deren geringstes Leben ihm allhier schon in Gott daheim ist, enthalten auch die Gedichte K. E. Knodts: Aus meiner Waldecke (2. Auflage. Stephan Geibels Verlag, Altenburg 1904). Knodts stark eigenartige und doch die äußeren Eindrücke feingeistig verarbeitende Dichterpersönlichkeit ist in der Waldesstille herangereift — fern vom Weltgetümmel. In dieser — nicht sich resignierenden, sondern die Innerlichkeit erst recht zur Entfaltung treibenden Einsamkeit ist seine Anschauung von Gott und den Menschen zu jener Weitherzigkeit, jenem Allerfassen gediehen, wo Gott und Welt zu einem einigen, untrennbar Verbundenen geworden. So deutet auch das geringste Geschehen zu Gott, wie sich das wirkende Wesen Gottes in allem kundtut für den, der die Sehnsucht zu ihm in sich lebendig erhält. Der Dichter wird nicht müde, die Fülle der Erscheinungen in ihrem tiefsten eigentlich geistigen Sinne zu deuten; die Leiden und Freuden des Menschenlebens als Entwicklungsstufen zu immer bedeutungsvollerer göttlicher Erkenntnis zu erfassen. Die Sprache der Natur ist die Sprache des Weltgeistes dem zur Erkenntnis heranreifenden Menschen. Wer Gott geschaut hat in diesem symbolischen Sinne, der liebt das Einzelne um dieser göttlichen Erkenntnis willen, denn wir können nicht ein Einzelnes hassen und Gott lieben wollen, da alle Dinge in ihm und durch ihn sind. Dies erscheint mir als die Grundidee der Knodtschen Weltanschauung, die mit ihrem Gedankenreichtum in vielen Gedichten einen glücklichen und künstlerischen formell abgerundeten Niederschlag erfahren, mögen auch gelegentlich prosaische Wendungen als störend empfunden werden.

Zugleich sei hier hingewiesen auf die stattliche, geschmackvoll ausgeschmückte Anthologie Knodts: „Wir sind die Sehnsucht ...“ (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) Sie faßt das Ewigkeitssehnen aus Dichtermund charakteristisch zusammen und gewährt so ein anschauliches Gesamtbild von jenen Regungen, die aus dem religiösen Grunde moderner Liederseelen in oft wundervollen dichterischen Gebilden emporsteigen. Ein empfehlenswerter Geschenkband, zu dem Knodts Vorrede die richtigen Gesichtspunkte gibt.

In den Gedichten Gustav Schülers „Meine grüne Erde“ (Verlag Karl Reißner, Dresden) bekundet sich ein echtes, vielversprechendes Dichtertalent, das sich freilich noch stark im Ringen nach Eigenart zeigt. Sein „Volksliedartiges“ tut die Richtung seiner schönen künstlerischen Begabung am ansprechendsten dar in prächtig sangesfrohen ursprünglichen Liedern. Schüler hat, so scheint mir, die Grenzen seiner Entwicklung noch nicht gestreift. Auch diese Gewißheit hat ihr Gutes, denn sie erhält die vorfreudige Hoffnung auf seine weiteren dichterischen Gaben lebendig. Wie zart der Dichter empfinden kann, deute dieses Gedichtchen:

Wenn du die Allmacht und die Fülle bist,
Wenn Liebeshuld dein reiner Wille ist:
So fülle mich, bis all mein Leben schwillt,
Lebendig an mit deinem reinen Bild,
So schaffe, daß mir aller Schein vergeht,
Weil meiner Sehnsucht Seele in dir steht.

Auch Leo Sternberg ist in seinen „Küsten" (Lattmanns Verlag, Berlin, Goßlar, 1905) nicht immer Sieger geblieben im Ringen nach anschaulichen Formen. Eine schwungvolle Dichterseele darf er gewiß sein eigen nennen. Wer indessen verraten hat, daß er auf der Spur nach echtem, warmem Leben Gedichte aus einem Gusse leisten kann, dem rechnet man Verfehltes peinlich nach. Namentlich im Abschnitt: Der Träumer — aber auch vielfach anderwärts — finden sich Gedichte von Eindrucksfülle, die wohl blenden und glänzen, zu abgerundeten, anschaulich geordneten, sinnvollen Bildern aber nicht gelangen. Man lese nur ein Gedicht wie „Es ist nicht Begehren ..." oder einen Vers wie diesen:

Von des Dunkels Mund
Auf die Hand geküßt (!)
Hörst du Hammerschlag
Fern vom Baugerüst.

Oder auch ein so beginnendes Gedicht:

Gottvater hat die Lampe (!)
Zum Lesen angemacht;
Der Wind geht noch ein bischen (!)
Spazieren in der Nacht.

Es finden sich indessen zahlreiche Gedichte unter den „Küsten" (der Titel scheint mir nicht glücklich gewählt), deren Klangschönheiten und Stimmungsfeinheiten über alles Lob erhaben sind. Auch Humor entzückt an dem Dichter. Hier wirken besonders erquicklich jene Gedichte, welche der Abschnitt: „Die Kleinen" vereinigt. Mit leuchtend zarten und kräftig satten Farben malt Sternberg seine tiefgeschauten Naturbilder; wie ein duftiger Hauch entschwebt ihnen die Seelenstimmung, die sie gestaltet. Man höre das anmutige Gedicht:

Um deinen Hut den Eichenkranz,
An meinem einer Feder Tanz
Und wir gehören uns so ganz
In frommem Kindergedenken.

Von langem Weg bestaubt der Schuh,
Von des Genossenen Feierruh'
Durchwärmt, geht's still der Heimat zu,
Voll von des Tags Geschenken.

Endlich noch einen Hinweis auf die nunmehr zu einem wertvollen Bande vereinigten Gedichte Gustav Renners (Verlag E. Th. Förster, Gr. Lichterfelde-Berlin 1904). Sie empfehlen sich zugleich durch die Tiefe ihres Gedankengehaltes, wie durch die leidenschaftliche Kraft dichterischen Erlebens. Eine düstere Melancholie liegt über manchen der lyrischen und epischen Gebilde, die dennoch schließlich siegreich überwunden wird in dem stolzen Gefühl warmer Lebens- und Schöpferkraft.

Hermann v. Blomberg

*

Hermann Lingg †

Nachdem kürzlich Hans v. Hopfen gestorben, ist nun (18. Juni) auch Hermann Lingg dahingegangen: der letzte Dichter des Münchener Kreises. Zu Lindau ist er am 22. Januar 1820 geboren, war Militärarzt, ließ sich wegen Kränklichkeit 1850 pensionieren und lebte von da ab in der Isarstadt, wo sich unter Geibel und Heyse neues Leben regte. Ersterer führte Linggs Gedichte ein (1854). In den Gedichten, deren erstem Band sich von 1868—1901 noch manche Samm-

lungen anschlossen, liegt denn wohl auch sein Bestes. Denn sein großes Epos „Die Völkerwanderung" (1865—1868) in Oktaven ist Literaturarbeit geblieben und in das Herz des Volkes nicht eingedrungen. Dazu ist Lingg zu wortreicher Schilderungs-Pathetiker von etwas melancholisch-düstrem Grundton, der den Stoffen gegenüber in Phantasie-Erregung gerät, sie aber nicht recht zu meistern, nicht ins Enge und Warme zu bringen versteht. So sind nur Stellen und nur einzelne historisch-lyrische Gedichte sein Wirksamstes geblieben und geben ihm in jenem Literaturkreise eine achtungswerte Sonderstellung.

Bekannt ist eins seiner kürzesten Lieder, das innige:

Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir;
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen drauß' vor meiner Tür,
Niemand wacht und öffnet dir;
Ich erwach' und weine bitterlich.

Der Dichter der „Völkerwanderung" spricht aus dem bezeichnenden Gedicht „Der schwarze Tod", das man in vielen Lesebüchern findet:

„Erzittre, Welt! Ich bin die Pest!
Ich komm' in alle Lande
Und richte mir ein großes Fest!
Mein Blick ist Fieber, feuerfest
Und schwarz ist mein Gewande" usw.

Und kennzeichnend für eine wesentliche Grundstimmung seines Lebens, dem die Stimmung des Beschattetseins nicht fehlte, scheint mir das Bild „Die Krähen":

Feldein nach einem dürren Baum
Fliegt eine Schar von Krähen,
Die langsam wie im düstren Traum
Die schwarzen Flügel blähen.

Sie sind hinausgesandt vom Tod,
Und wie den Sturm die Möven
Verkünden sie, wenn Unheil droht,
Der Heide stillen Höfen.

Wo sie sich nahen, rasselt wach
Der Hofhund an der Kette
Und wälzen sich mit Angst und Ach
Die Kranken auf dem Bette.

Sie bauen am Kamin ihr Nest,
Dann stirbt der Herr des Hauses;
Sie laden schreiend sich zum Fest,
Zum Rest des Leichenschmauses.

Es jagt ein dunkler Erdengeist
In ihren finstren Seelen;
Sie fliegen, wo sein Finger weist,
Dahin aus ihren Höhlen.

Dort fliegen sie, je vier und vier,
Wohin wohl heut' beschieden?
O, mögen gute Geister mir
Mein Heimathaus umfrieden!

Sehr warmherzig kennzeichnet den Dichter ein Nachruf von Ernst Ziel in der „Frankf. Ztg.": „Mythen und Historien mit großen menschheitlichen Ideen dichterisch zu durchdringen und beide in monumentaler Symbolik uns scharf und typenmäßig zu verbildlichen und auf knappem Raum zu veranschaulichen, das vor allem ist das ebenso innerliche wie plastifizierende Verfahren der Linggschen Lyrik. Man vergleiche die unter Geibels Ägide erschienene erste Sammlung Linggscher „Gedichte". Welch eine lyrische Innerlichkeit da, welch eine intime Bildwirkung bei aller Weite des historischen Horizonts! Kaum hat am Eingange in das Buch die dodonische Weisheit unserem Ohre getönt, so vernehmen wir schon die Klagelieder der Tochter des Nils, der in Rom gefangenen Priesterin der Isis; eben noch wehte uns ein Hauch griechischen Geistes aus dem Triumphgesange Alexanders an, und siehe da! die Gestalt

Attilas zieht uns in die wundergläubige Romantik des Mittelalters; in nordischer Sommernacht wohnen wir dem Opfer der Hertha bei, um nach kurzer Weile den Schrecken der westfälischen Vehme zu begegnen; aus den deutschen Städten und ihrem aufblühenden Leben führt uns der Dichter nach Pompeji, der auferstandenen Stadt der Toten, und von der abgegrasten Heide des Nordens versetzt er uns in die rauschenden Palmenhaine der Tropeninsel Atlantis. Was Lingg uns vorwiegend bietet, ist dies: weltüberblickende Perspektiven von überraschendem Zauber und völkergeschichtliche Allegorien von bestrickender Schönheit, soziale Nachtstücke von balladeskem Gepräge und orphische Gesänge von hinreißendem Schwunge — und dies alles bietet er uns, überschattet von mystisch-reizvollem Helldunkel und meistens erfüllt von einem tiefpessimistischen Grundgedanken, dem Gedanken: mit tausend Wurfgeschossen erlegt uns das Schicksal." . . .

*

Mitstreiter für die Weisheit

Wie tief bedeutungsvoll wird doch in unseren Tagen die alte, freundliche Erzählung von den beiden Verehrerinnen des Heilands, die uns im 10. Kapitel des Lukasevangeliums vorliegt! Hat man nicht gutes Recht, das Wirken für die Kultur ganz unbedenklich gleichzusetzen mit der Arbeit für Jesus Christus, auf den doch letzten Endes die Ethik der modernen Menschheit zurückgeht? Gibt man dies zu, dann darf man wohl auch einmal in Martha, die nicht ruhen wollte, unsere Wissenschaft wiederfinden, die sich heut mehr als je viel Sorge und Mühe macht, hingegen in Maria die Seelenweisheit, die sich zu Jesu Füßen setzt und sinnend seiner Rede lauscht.

Auch heute hat Maria das gute Teil erwählt. Chaotisch zersplitterte sich unser Wissen in sehr exakte, aber weltanschauungsleere Teilwahrheiten; in aller Vielgeschäftigkeit entrann es den ewigen Gegensätzen nicht, und keine Philosophie kann das Betriebswesen unserer Forschung in wirklich einheitlicher Weise, nach allen Richtungen übersehen und sichten. Dem Mariensinne aber bleibt es auch jetzt, in lebendigster Gegenwart, nicht versagt, in innigem Vertrauen jenen heilig-intimen Zustand zu erleben, den der Apostel als den Frieden rühmte „über alle Vernunft".

Vor allem ein Gesetz ist es, dessen leises Walten der Fromme spürt: das Göttliche schenkt sich uns frei, aus Gnaden, in dem Maße als wir wirklich seiner bedürfen. Daher sind selig alle, die nach ihm verlangend sich „geistlich arm" fühlen; und unerlösbar nur die selbstgefällig Lauen. Die Erfahrung aber aller Sehnsüchtigen hat in allen religiösen Gruppen darum viel Verwandtes. Die in Demut Gott fanden, sind alle eines Geschlechts. Wir bleiben im „Heimatlande", auch wenn wir Plato aufsuchen oder Mark Aurel oder Giordano Bruno und all die anderen Weisen, die ein so energischer und opferfreudiger Verleger wie Eugen Diederichs in Jena um sich gesammelt hat. Durch dessen Veröffentlichungen einmal in Geistesruhe zu wandern, ist für uns alle eine Anregung.

Hellas, das götterreiche, mache den Anfang. Was seine Philosophen für die Weisheit noch bedeuten, das macht uns Heinrich Gomperz in einem Werke über „Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit" aufs neue klar. Er faßt seinen Gegenstand psychologisch auf. Die Tastorgane des philosophischen Denkens sieht er von einem geheimen Drange regiert. Hinter all den Abstraktionen

der großen Grübler, von denen die Erkenntniskritik doch eigentlich nur ein Technisches, Grammatikalisches ergreift, steckt ein ganz unbeirrbarer Willen: der Drang nach „innerer Freiheit", nach dem, was Lienhard „Königtum des Geistes" nannte, nach Weite, Spielraum, Freudigkeit. Ich hätte hier nun einen Hinblick auf die Weisheit Christi gern festgestellt gesehen. Zwar weist das tief durchdachte Werk auch auf die Mystiker in einem Anhang hin. Da war es aber um so mehr geboten, der philosophischen Werte in der Erscheinung Jesu zu gedenken, der doch dem Sehnen der hellenischen Mystik die klare Vollbefriedigung bringt. Es sei hier nur die Aufmerksamkeit auf den durch alle Evangelien hindurchgehenden feinen Wink gelenkt, die Blickrichtung umzukehren, die der naive Egoismus der Seele nahelegt. Keine Ehre beanspruchen, sich selbst bescheiden einschätzen, so wird die rechte Ehre von selbst zuwachsen. Sein Leben dahingeben, um wahrhaft zu leben! Sich als „dienend" fühlen, als Mitarbeiter Gottes, um wahrhaft mächtig zu werden! Umkehren, werden wie die Kinder, um hineinzudringen in der Weisheit zarte Himmelsluft! „Solches habe ich euch gesagt, auf daß eure Frende vollkommen sei." Das ist die heilige Versöhnung von Plichterfüllung und Glücksbedürfnis. Hier ist eine Zielsetzung, worin Gnade und Selbsterlösung vereinigt sind; diese Zielsetzung ermöglicht ein „aktives Ausströmen der eigenen Kraft in Hingebung und Produktivität." (Erste Vorlesung. Das Ideal der inneren Freiheit, S. 17). Auf die rechte Optik der Seele kommt es an!

Immerhin kann aber gerade Gomperz' Auffassung eine Neuentdeckung des Evangeliums vorbereiten. Das ist sehr wichtig; denn in diesem Jahrhundert wird, wo nicht alle Zeichen trügen, die Weisheitsphilosophie bewußt und frei als eigenes Neuland sich von der Wissenschaftsphilosophie freimachen. Und was für diese Kant ist, das wird nach meiner festen Überzeugung Jesus Christus für die erstere sein.

Über „Plato und den Platonismus" spricht (in der Übertragung von Dr. Hans Hecht) Walter Pater. Anziehend ist in diesem Buche die zwar wissenschaftlich nicht immer ganz befriedigende, aber dafür durch die feinfühligen Tiefblicke einer künstlerisch-genialen Persönlichkeit sehr anregend gestaltete Schilderung des Ringens zwischen dem flüssigen, lockeren, in allzu große Mannigfaltigkeit sich verlierenden Wesen der Jonier, der Athener, und der festen, soliden Art Lakedämons. Ein Ringen, das die Seelen wie nie zuvor erschütterte und aufwühlte und das sich heute wiederholt, nämlich im Kampfe zwischen den Anhängern der Bodenständigkeit, einer mehr oder weniger vom Alten rettenden Gemeinschaftskultur, und den Fürsprechern des schrankenlosen Allerweltsverkehrs. Es wäre wünschenswert, wenn unsere Politiker, die hier in blasierten Mammonsliberalismus, dort in den blinden Haß des Antisemitismus sich verrennen, ein wenig lernten, zu der Höhe aufzuschauen, auf welcher die griechische Philosophie schon diese Gegensätze ausgefochten hat. Daß wir schon überreichlich von „flüssigen, flackernden, zentrifugalen Elementen" beunruhigt werden, läßt sich doch wirklich nicht mehr leugnen. Und wenn dies der Fall ist, so gibt es nichts Aktuelleres zu erörtern, als wie weit die Gegenbetonung „eines zentripetalen dorischen Ideales" am Platze ist. So drängen auch die politischen Probleme auf eine Kultur der Weisheit hin. Von „Martha" gilt es auch hier sich hinzuwenden zu „Maria". Auf daß die Mahnung Epiktets wieder Boden finde, die sich in den gleichfalls im Katalog verzeichneten „Unterredungen" befindet: „Statt all dieser Zerstreuungen laß dich einführen in

jene, die von dem Bewußtsein kommt, daß man, um Gott zu gehorchen, nicht mit Worten, sondern mit Taten sich als rechtschaffene Menschen erweisen soll" (Unterredungen mit Epiktet. Mit Liebe und Verständnis, darf man wohl sagen, von Joseph Grabisch ausgewählt und ins Deutsche übertragen).

Die noch lange nicht beendete Kulturmission des christlichen Gedankens durchforscht aus neuen tapferen Gesichtspunkten Dr. Eugen Heinrich Schmitt in den „Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit" und in der „Gnosis", sowie in „Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter" und in „Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur". (Eine schnell orientierende kleine Broschüre ist auch unter den Flugschriften des Giordano-Bruno-Bundes erschienen: „Religion und Kultur". Verlag „Renaissance", Schmargendorf-Berlin.) Der Panlogismus Hegels (dessen „Religionsphilosophie" Artur Drews gleichfalls im Diederichschen Verlage herausgegeben hat) verbindet sich in Schmitt mit einer Ausdeutung alles Geistigen, als einer unendlichen Fülle kosmischer Schwingungsweisen, zu einer siegesfrohen Erkenntnis, die ihre Grundgedanken schon bei den alten Gnostikern wiederfindet. Wie man zu diesen sich nun auch stelle, es tritt überraschend eine morgenfrische, vom Geist der Reinheit und der Güte wundersam durchwehte Welt hervor, die himmelhoch über dem Sumpfe des pseudomonistischen Materialismus Haeckelscher Zweckleugnung sich ausbreitet. Das Willenselement findet hier zwar nicht die zentrale Stellung, die ihm denn doch gebührt. Hier sah Jesus tiefer, der die Willensgemeinschaft mit Gott zur Vorbedingung aller Gotteskindschaft macht: „Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter". Solche Willensregelung vollzieht sich aber nun einmal nicht ohne Demut und Einkehr, sie erhält sich nicht ohne Hingebung und Vertrauen und ohne Selbstkritik zu jeder Stunde. Gegen dieses Kleinwerden aber sträubt sich die „natürliche" Vernunft. Wir haben eben immer die Vernunft nur eines unvollkommenen Willens. Zwar dürfen wir nun auch das Schöpferische in uns nicht aus dem Auge lassen, das, was uns über den Sklavendienst der bloßen Kreatürlichkeit erhebt. Auch im Betonen der Sündlichkeit liegt eine Gefahr, eine schlimme Neigung zu jener „Furcht", die, wie Johannes sagt, „nicht in der Liebe ist". Und gegen diese soll die Vernunft, die „Logos" (Jesusliebe) geworden ist, uns wappnen.

Sie gibt auch den Mut zu einer heroischen Haltung gegenüber der Welt, so wie sie Ferguson in seiner „Lebensbejahung" und „Diesseitsreligion" einnimmt, nicht ohne des sehr bedenklichen Fehlers sich schuldig zu machen, den Amerikanismus zu überschätzen.

Mir will es immer scheinen, als ob das Gnostische (Erkenntnishafte) und Voluntarische (Willenshafte) der christlichen Frommheit am glücklichsten in deutscher Seele sich verschmelzen. Teilweise Bedenken empfand ich daher gegen Karl Joëls Werk über „Nietzsche und die Romantik", in welchem viel Treffendes und Geistvolles über Nietzsche geäußert wird, wobei jedoch die Romantiker, die für Deutschland so charakteristisch bleiben, zu schlecht wegkommen. Sie erscheinen nahezu als Greise, die nach gewissen Methoden „geistige Leidenschaft in sich erzeugen". Einer „Überwindung" der Romantik, sofern die unangenehmen Begleiterscheinungen gemeint sind, stimmen freilich auch wir bei. Aber Marie Joachimi dringt mit ihrem Buche über „Die Weltanschauung der Romantik" dem positiven und deutschen Wesen dieser Richtung warm

ins Herz. Die künstlerische Religiosität, in die das Christentum in der deutschen Seele sich verwandelt, in der Romantisches und Klassisches sich wie Werdelust und Reife gegenüberstehen, sie findet tausendfache Bestätigung in dem gewiß mit germanischem Blut irgendwie bedachten Giordano Bruno, der Ludwig Kuhlenbeck den Mut gab, sich ein „Hochland der Gedankenwelt" zu bauen, wie er denn auch die Werke des Nolaners übersetzt hat (Das Aschermittwochsmahl. — Die Vertreibung der triumphierenden Bestie. — Zwiegespräche von unendlichem All und den Welten). In diesem Jahre soll uns auch noch: „Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen" dargeboten werden. Nicht unerwähnt bleibe noch die im Verlag „Renaissance-"Schmargendorf erschienene kleine Flugschrift: „Giordano Bruno in seiner Bedeutung für die Philosophie und Kultur der Zukunft", auch von Ludwig Kuhlenbeck. Professor Ludwig Kuhlenbeck ist eine Natur, in der sich kritische Untersuchung und spekulativer Hochflug nicht völlig organisch, aber doch auch nicht unharmonisch verbinden. Er scheint ein wenig überbürdet von den Ideen, die ihm seine Lektüre zutrug; im „Hochland" mindestens sind sie noch nicht genügend in Eigenheit und Selbstkraft verwandelt. Doch scheint es ihm bisher wohl mehr an der nötigen Zeit zur völligen Verarbeitung gefehlt zu haben. Auf alle Fälle ist er kein schlichter Führer in die Ideenreiche des großen Wahrheitskämpfers, der für die Weisheit nicht minder universell veranlagt war, wie für die Wissenschaft Leonardo da Vinci („Der Denker, Forscher und Poet". Nach den veröffentlichten Handschriften. Auswahl, Übersetzung und Einleitung von Marie Herzfeld).

Hier aber wollen wir unsere Wanderung abbrechen. Ich habe noch auf Meister Eckhart, Angelus Silesius, Swedenborg, Sören Kierkegaard hinzuweisen.

So viel darf man schon jetzt bekennen, daß ein Unermüdlicher wie Eugen Diederichs, wenn wir auch Unkraut zwischen dem, was er kultiviert, bemerken, unseren warmen Dank verdient. Wilhelm Schlüter



Die Glocken

Aus der kritischen Gesamtausgabe der Werke Poes, herausgegeben und übersetzt von Hedda und Arthur Moeller-Bruck (Minden, J. C. C. Bruns).

Hört die Schlittenglocken, die hellen,
Die fröhlichen, silbernen Schellen!
Wie sie klingen und klingen und klingen
Zu der Rosse feurigen Sprüngen.
Wie es ringsherum blinkt und blitzt,
Wie die Sterne glitzern und flinkern,
Daneben blinzeln und zwinkern
Halb verschmitzt —
Und im Mondlicht tanzen die Feyn
Einen seltsamen Runenreihn,
Bei den demantbestreuten Erlen
Zu den tönenden Silberperlen.
Und es klingt, klingt, klingt,
Und es dringt, dringt, dringt
Weithin, weit, weit, weit, weit,
Das klingende, das singende Geläut.

Hört die Hochzeitsglocken, die weichen,
Die goldenen, sangesreichen!
Wie sie wogen und wallen,
Wie sie schallen und hallen
In schmelzenden, schönen,
Verwehenden Tönen
Durch die schimmernde Nacht,
Während hoch im Blauen
Der Mond mit schlauen
Schalksaugen lacht.
O, welch brausende Wogen schwellen
Aus den tönenden, dröhnenden Zellen!
Hört, wie sie schwellen,
Wie sie entquellen
Den erzenen Kehlen,
Sich wonnig vermählen,

Anmutig erzählen
Von der Liebe, die bleibt,
Von der Lust, die sie treibt,
Sich zu schwingen, zu klingen
Weithin, weit, weit, weit, weit —
Mit tönendem, mit sehnendem Geläut!

Die Sturmglocken hört, aus Erz, aus Erz!
Wie zittert dabei das Menschenherz!
Von eisernen Fäusten gepackt,
Sausen sie aufwärts, scheuen
Wie wilde Rosse und schreien,
Und schreien und schreien und schreien
Einen gellenden Chor
Der Nacht ins Ohr
Ohne Takt.
Ihr eigenes, gespenstisches Grausen
Heulen sie aus und brausen
Im Klageruf an das Feuer,
Das wahnsinnige Ungeheuer.
Und wälzen sich höher und höher,
Dem Monde näher und näher.
Vom hölzernen morschen Gerüste
Treibt sie ein tolles Gelüste.
Sie klirren zusammen und schwirren
Ins Blaue und irren und irren,
Und tollen und tollen und tollen,
Und rollen und rollen und rollen
Auf den zuckenden Busen der Nacht
Ein bleiches, starres Entsetzen
Und wecken die Schläfer und hetzen
Sie aus der nächtlichen Ruh.
Die stürzen blindlings hinzu,
Mit stockendem Atem zu lauschen
Dem flutenden, ebbenden Rauschen
Der grausen Gefahr,
Aus dem ebbenden, flutenden Läuten
Den Grimm des Feuers zu deuten,
Mit fliegenden Pulsen zu hören
Aus der Glocken Schallen und Gellen,
Aus dem rasselnden, klirrenden Schellen
Das furchtbare Wallen und Gären
Der Feuersgefahr —
Und es jammert die zitternde Schar
In der Not, die so fürchterlich dräut,
Weithin, weit, weit, weit, weit —
Mit gellendem, zerschellendem Geläut!

Hört den eisernen Glockenklang!
Wie bang, wie bang, ein Trauergesang!
O, wie wir angstvoll schaudern und beben,
Wenn sie des Nachts die Stimmen erheben,
Wie wir den Himmel suchen mit scheuen,
Erschrockenen Blicken, wenn sie so dräuen!
O, wie erschauert unsere Seele,
Wenn sie so hoffnungslos gramvoll tönen,
Wenn jeder Laut ihrer rostigen Kehle
Ein Stöhnen!
Und im Turm allein
Jene knöcherne Sippe,
Jene fahlen Gerippe,
Allein, allein,
Es sind nicht Männer, nicht Weiber,
Nicht Tier- und nicht Menschenleiber,
Es ist Gebein!
Es sind nachtwandelnde Geister,
Und ihr König, das ist der Meister,
Und er zieht, und er zieht, und er zieht,
Aus den Glocken ein schauerlich Lied,
Und er rollt mit teuflischer Lust
Auf die zuckende Menschenbrust
Einen Stein.
Und er zieht den ächzenden Strang
Zu einem Triumphgesang,
Und er jauchzt und jubelt wild,
Und sein fröhlicher Busen schwillt,
Und er tanzt zu den Melodein
Einen fröhlichen Runenreihn
Und schwingt den ächzenden Strang
Zu einem Triumphgesang,
Und er schwingt, und er schwingt, und er schwingt,
Auf und ab, auf und ab, auf und ab,
Und er winkt, und er winkt, und er winkt
In das Grab, in das Grab, in das Grab.
Und er tanzt und jubelt und streut
Weithin, weit, weit, weit, weit —
Das klagende, verzagende Geläut.

Edgar Allan Poe





Tanz. Melodrama

Von

Johann Gottfried Herder

Herder ist unter unsern Klassikern derjenige, der am tiefsten in das Wesen der
Musik eingedrungen ist. Das wird den nicht wundern, der die Eigenart
er Forschungsarbeit dieses Ahners und Empfinders bedenkt. Sein überall in
en seelischen Untergrund der künstlerischen Betätigungen schürfender Sinn
ußte für die Seelensprache der Musik besonders geschärft sein. Überdies war
erder geradezu musikalisch beanlagt, und wenn seine Begabung keine syste-
atische Ausbildung gefunden hatte, so war sie doch auch keineswegs vernach-
issigt. „Schon in seiner Kindheit", berichtet Herders Gattin Karoline, „waren
Musik und Gesang sein fröhlichster Genuß. Er lernte das Klavier in der
Schule in Gesellschaft einer Menge Schüler, und diese hatten ein einziges,
eines, armseliges Instrument, welches sie jedesmal aus einer Schulstube in
ie andere schleppen mußten. Wie wenig Unterricht konnte bei einer solchen
Menge an den einzelnen kommen. Und doch hatte er vom Generalbaß und
er Harmonie gründliche Kenntnisse." In Riga fand sein musikalischer Sinn
eichliche Nahrung. Vor allen Dingen hatte er ein starkes Empfinden für
en Wert der **Hausmusik**. Bezeichnend ist dafür folgende Stelle aus
nem Straßburger Briefe an seine Braut Karoline: „Sie sind eine so tiefe
iebhaberin von der Musik; ich bin's bis zum Unaussprechlichen. Nur bin ich
sehr versäumt; ich bin früh in schlechte Hände gefallen, ich bin bald in so
erwickelte Geschäfte geraten und dann endlich, ich bin so flüchtig und un-
eduldig bei allem, was viele lange mechanische Übung fordert, daß ich bei der
npfindlichsten Seele die ungeschicktesten Hände zum Klavier habe. Die Musik
t für empfindliche Herzen und feine Seelen ein so unentbehrliches Vergnügen;
ie Gedanken des bloßen Kopfes ermatten so leicht, die Sprache des bloßen
Mundes wird hier und da so unkräftig, daß ein **Saitenspiel mit einem
iede beseelt, gewiß in die Ökonomie eines glücklichen Lebens
ls tägliches Hausgeräte gehört**."

Bei alledem ist es leicht erklärlich, daß Herder auch als Ästhetiker über
ie Musik besonders Wertvolles gesagt, zumal „auf dem Rain zwischen Musik
nd Poesie", auf dem er sich nach eigenem Geständnis mit Vergnügen auf-

hielt. Wir werden in unserer „Hausmusik" um so lieber gelegentlich ein Stück dieser Herderschen Abhandlungen abdrucken, als sie in den „Werken" an versteckteren Stellen stehen, ja in der Mehrzahl der Auswahlausgaben völlig fehlen.

* * *

Die ausdrucksvollste Allegorie, die wir kennen, ist der Mensch. Kräfte, Neigungen, Gedanken und Leidenschaften der Seele deutet sein Äußeres, der Körper, nicht etwa nur an, sondern stellt sie dem Verständigen dar. Bleibend trägt der Mensch den sichtbaren Ausdruck dessen, was er im Innern ist oder sein möchte, d. i. seinen Charakter, mit sich; in jedem, zumal leidenschaftlichen und unerwarteten Momente, offenbart er aber auch vorübergehend, was in ihm wirket. Er ist ein wandelndes Gemälde seiner selbst, ein Spiegel, in dem unwillkürlich seine geistige Gestalt erscheint.

Da Empfindungen, Triebe und Affekte der wirksamere Teil unserer Natur sind, die von Gedanken nur stille begleitet oder regieret werden, und eben jene sich durch Gebärden am stärksten ausdrücken, indessen die Sprache eigentlich nur Gedanken bezeichnet und die Empfindung kaum kommentiert, so verschmähet gleichsam, zumal in Fällen der Leidenschaft, die Gebärde das Wort als fremd und ihr unbrauchbar; ein Ausruf, eine Interjektion ist ihr lieber als Worte. Nichts verschwemmet die Empfindung mehr als ein Gerede darüber; bei Simulanten und Dissimulanten, d. i. bei Sich-Anstellern und Verstellern sagt das Wort oft gerade das Gegenteil von dem, was der Blick sagte; oder wenn auch dieser heuchelt, verrät sich das ganze Herz oft — durch eine Gebärde.

Traue man ja dem Naturspiegel, den die ewige Wahrheit selbst uns aufgestellt hat! Er kann nicht lügen. Nur schaue man mit reinem Verstande und unvorgefaßtem Herzen in ihn, nicht flüchtig, sondern aufmerkend.

Wie mächtig ist eine Gebärde! Überzeugend, aufregend, bleibend. Wenn wir an einen Abwesenden gedenken, stellet sich uns zuerst eine Gebärde von ihm dar, oder vielmehr er selbst charakteristisch in seinen Gebärden. So verewigen sich in uns Momente des Zutrauens und der Liebe, wie des Widerwillens und Abscheues. Denke an einen Menschen; wie dir sein Bild in der Gebärdung zuerst einfällt, so ist er in dein Herz geschrieben.

In zarten sowohl als feurigen Empfindungen hangt alles an der Gebärde; oft entweichen wir selbst dem Worte der Lippe, als ob es jenen innern Ausdruck schwächte oder entweihte. „O sprich nicht," sagen wir; „gib mir deinen Blick, deinen Wink; die Seele selbst ist ja unaussprechlich." Im seelenvollsten Ausdrucke des Schauspieles hangen wir an einer Gebärde und überhören gern das Wort; „wozu," sagen wir, „ist es nötig? da jene alles sagt."

* * *

Wenn aber die Gebärde der Empfindung Worte verschmähet, wird sie in der Natur nicht eine andere Freundin haben, die sie begleitet? Es ist die Musik; Töne unterstützen die Gebärde natürlich. Nicht nur,

daß in beiden auf dem *Zeitmaße*, auf *Modulation* so viel beruhet; denn auch in Gebärden, im Gange, im Auge, in Miene und Handlung spricht *Bewegung*, *Maß der Bewegung*, das meiste. Nichts z. B. störet uns mehr als ein ungleicher Gang, eine stockende falsche Stimme u. s.; sie bringen uns gleichsam ganz aus dem *Takte* unserer Seele.

Aber nicht Bewegung allein; die Töne sind eben das, was einem andern Sinne die Gebärden sind, *Ausdruck der beweglichen Natur*, elastische Schwingungen, eine unmittelbare Herzenssprache.

Gleiches zu Gleichem gesellt sich also; ja eins ruft das andere auf und führt es mit sich. Mit der wiederkommenden *Gebärde* des Abwesenden kommt uns gern, auch ohne Worte, *der Ton seiner Stimme* wieder. Bei einer uns entzückenden Stellung wünschen wir, daß sie Ton würde! Wenn auf dem sprechenden Theater edle oder sanfte Empfindungen zur größten, d. i. einfachsten Höhe steigen, heben sie sich entweder selbst zum Tone, oder wir vermessen und entbehren schmerzhaft die ihnen analogen Töne, mit denen sie unserem Gefühle nach die Natur selbst verknüpfte.

Bei allen Völkern der Erde gesellten sich also *Töne* und *Gebärden*. Die Tänze der sogenannten Wilden sind *mimisch*, sie seien Kriegs- oder Friedens-, Freuden-, Spott- oder Liebestänze. *Freude* und *Liebe*, die süßesten Empfindungen des menschlichen Herzens, sind indessen die *Seele* des Tanzes; Haß und Spott selbst müssen in ihm, z. B. in den Kriegs- und Spott-Tänzen der Wilden), wenn sie tanzfähig werden sollen, zur *Freude* werden.

Und wie *ergreift* der Tanz alle Naturmenschen! wie zeigt sich in ihm die innere und äußere Elastizität, der Charakter! Daher die wundergroße Verschiedenheit der Nationaltänze, die alle doch auf einen Zweck hinausgehen und eine Menschengestalt zeigen. Unter günstigen Himmelsstrichen *leben und weben* wohlorganisierte Nationen in diesen Vergnügungen, in denen Seele und Körper zusammen sich erfreuend eins werden. Der Sklave vergißt Bürden und Geißel, wenn er am Festtage hüpfet. Das künftige Leben ist diesen Naturmenschen eine immer wechselnde Kette von Tänzen der Liebe und Freude.

Sahet ihr je die menschliche Natur *lebendiger* als im seelenvollen Tanze? Wirkt eine der sogenannten schönen Künste lebhafter, oft gefährlich lebhafter, als diese auf das Herz der Jugend? Anmut ist in der Sprache, *Zauberei* in Tönen und Gebärden.

* * *

Fehlen konnte es also nicht, daß nicht jede zu Freude und Liebe gebildete Nation das geistige Band zwischen Tönen und Gebärden zu einer Art von *schöner* Kunst machte, jede auf ihre Weise (s. *Cahusacs* Geschichte der Tanzkunst in der Sammlung *vermischter Schriften* [Berlin bei Nicolai] übersetzt, in der sich auch *Lucians* Schrift vom Tanze, *Vossius'* vom Rhythmus u. s. finden.) Wieviel die Griechen auf Tänze gehalten, ist bekannt, wie weit sie es darin gebracht, was sie in ihm auszudrücken ver-

mocht haben, darüber mögen uns Athenäus, Lucian und so manches begeisterte Gedicht der Anthologie belehren.

* * *

Nicht alles aber kann der Tanz, nicht alles die stumme Gebärde, auch von Musik begleitet, ausdrücken; Musik, mit Sprache in Verbindung gebracht und dann von Gebärden unterstützt, öffnet ein neues Feld der Dichtkunst. Kann der Tanz dahin eingeführt werden; wohl! Dann aber wirke er durch sich oder angeführt von singenden Chören; Gesang und Tanz in einer Person hindern einander.

So verschieden die Werkzeuge der Sprache und des Gesanges sind, so nachbarlich sind sie einander. Wer liest ein laut geschriebenes Blatt, ein hochakzentuiertes Rezitativ, ohne daß er es selbst laut oder in der Seele rezitiere, wohl gar mit Gebärden begleite? Sobald Modulation die Sprache über ein gemeines Gezisch emporhebt, gibt sie ihr gleichsam den ganzen geistigen und körperlichen Ausdruck. In ihm genießen wir eine Art Fülle, Vollendung.

Die erste der neueren Sprachen, die sich zu diesem musikalischen Ausdrucke emporschwang, war die italienische; lange vorher, ehe Opern da waren, war in ihr der Geist der Oper. Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso, Guarini sangen, indem sie schrieben; wer sie liest, singt mit selbst erfundener Melodie, so eintönig diese auch sein möge, ihre Modulationen nach. Aus dem Madrigal, dem Liede, der Stanze, entstand die italienische Oper.

Natürlich hielt sie sich an die Gegenstände, die zur Musik die fähigsten waren, an Szenen der Liebe und Freude. Daher die Verzierungen, die man der Oper sogleich in ihrer Geburt beifügte; Szenen der schönen, wohl auch romantisch-wilden Natur, Chöre, Tänze. Für alle Sinne wollte man ein Arkadien schaffen; in gemeinschaftlicher Freude sollten Auge und Ohr daran teilnehmen.

Genuß mit andern erhebt und begeistert; daher die Chöre. Auf dem Gipfel der Begeisterung ist man trunken; daher die Tänze. Das entzückte Auge will das Schönste jeder Art sehen; daher die Dekorationen in Kleidungen, im Theater. Daher die Hirten-, Götter-, Wunder- und Feenwelt, welche der Oper einheimisch wurden.

Unnötigerweise hat man sich über dieses Wunderbare der Oper gequält, wie Menschen an dergleichen Träumen der Un- oder Übernatur Geschmack finden können. Sind wir im wirklichen Traume nicht eben sowohl in einer Zauberwelt? und wie wahr sind uns die Träume! Darf es also keine Kunst geben, die uns mit den schönsten Träumen aufs schönste auch wachend vergnüge? Einmal in eine Welt gesetzt, in der alles singt, alles tanzt, entspreche auch die Welt ringsum dieser Gemütsart; sie bezaubere.

Nach leisen, sodann wilden und verworrenen Anfängen in Italien, trat die Oper in Frankreich auf. Hier fand sie eine wenig akzentuierte, flüchtige, fast unmusikalische Sprache und einen verwöhnten Geschmack. Diesem

bequemte sie sich; dagegen aber brachte der rastlos muntere, räsonierende Geist der Nation in das, was sonst ein Chaos der Töne und Szenen gewesen war, Anstand und Ordnung. Hinter verwirrten, gemeinen Stücken der älteren französischen Operndichter trat der bescheidene Quinault auf; er in seiner Art ein so großer Ordner des lyrischen Theaters, als Corneille und Racine es für die Tragödie sein mochten. Quinault hat so starke und so süße Stellen, als jene tragischen Dichter in ihrer Gattung; dazu in einer Sprache, die der Musik mehr widerstand, als der tragischen Rede. In Rezitativ und Chören hat er das französische Sentiment zur Musik gleichsam organisiert. Klarheit der Exposition, Ordnung, Folge der Szenen, Anstand sind in seinen Stücken, wie bei jenen Dichtern. Daß er Sujets dieser Gattung wählte, daß er seine Flöte zur Posaune des Ruhmes, seine Lyra zur Galanterie stimmen mußte, hatte er auch mit jenen Dichtern gemein; und war nicht seit ihrer Entstehung in Italien die Oper eine Puppe des Divertissements an Vermählungs- und andern Festen gewesen? Wie anders, als daß, da sie in Frankreich eintrat, sie sich in das Element der französischen Nation und Ludwigs freiwillig tauchte? Um so höher steigt das Verdienst des Dichters, der auch in die flachste Modesprache Gefühl zu bringen wußte.

Jetzt sind Quinaults Opern Schattenrisse; ein Text ohne Noten. Nichts ist vorübergehender, als Prachtszenen, Galanteriestücke, Feuerwerke, Illuminationen. Nichts vorübergehender als selbst Lieblingsgänge der Musik. Unser Ohr wird anders gestimmt mit den Zeiten; Pracht und Galanterie, die Kinder der Mode, wechseln. Das Wahre allein, Verstand und Empfindung dauern. In ihnen sind Quinault, Addison, Metastasio, jeder künftige Metastasio Diener einer und derselben Engelssprache, der Sprecherin für aller reinen Menschen Empfindungen, der Musik.

* * *

Wo die Oper jetzt stehe, wissen wir; auf dem Kunstgipfel der Tonkunst und Dekoration, fast mit Vernachlässigung des Inhalts und der Fabel. Den Operndichter nennt man jetzt kaum; seine Worte, die man auch selten versteht und die noch seltener des Verstehens wert sind, geben dem Tonkünstler nur Anlaß zu seinen (wie er es nennt) musikalischen Gedanken, dem Dekorateur zu seinen Dekorationen. Musikalische Gedanken ohne Worte, Dekorationen ohne eine verständige Fabel sind freilich sonderbare Dinge; wir denken aber einmal in der Oper rein musikalisch. Sie ist der Ort,

Où dans un doux enchantement
Le citoyen chagrin oublie
Et la guerre et le Parlement
Et les impots et la patrie,
Et dans l'ivresse du moment
Croit voir le bonheur de sa vie.

(Wo wie vor süßen Zaubereien
Der Bürger seinen Gram verträumet,
Vergisset Krieg und Plackereien,
Und was er selbst an Pflicht versäumet,
Haus, Vaterland und Schurkereien
Des Rechts, Auflagen — ach, er träumet
In einem trunknen Augenblick
Sich seines Lebens — Operglück.)

Hat der Tonkünstler durch diese Zurücksetzung des poetischen Stoffes gewonnen oder verloren? Für seine Kunst glaubt er gewonnen zu haben; er darf seine Arien drehen und wenden nach Herzenslust; höchstens paßt er sie der Kehle an, die sie hinwirbelt. Als Tondichter aber, als Sprecher und Wirker der Empfindung hat er gewiß verloren. Spazieren seine Töne in der Luft, verschlingen sie sich nicht unmittelbar mit Worten und Szenen der Empfindung, so dringen sie nie ans Herz, sie bleiben im Ohre. Bearbeitet er einen unwürdigen, gar schändlichen Stoff, muß seine süßen Töne an Laffereien, an eine Persiflage alles Großen, Guten und Schönen verschwenden; o wie bedauern wir den Tonschöpfer! Wie bedauern wir, zauberischer Mozart, dich in deinen cosi fan tutte, Figaro, Don Juan u. s. Die Töne setzen uns in den Himmel, der Anblick der Szenen ins Fegfeuer, wo nicht gar tiefer. Läßt der Tonkünstler sich gar hinreißen, seiner musikalischen Drehbank zu Gefallen, die Empfindungen zu zerstücken, zu kauen und wieder zu kauen, zu kadenzieren, — Unmut erregt er statt Dank und Entzückung in unserer Seele! Schnüret er endlich seine Kunstmaschine Sängern und Sängerinnen so an die Kehle, daß Held und Heldin darüber zu Spott werden, folgt er dem Trödelkrame sogenannt weicher Empfindungen bis zu Szenen ausgelassener Frechheit, wie? hätte er gewonnen? und nicht das Beste, den Zauber seiner Kunst, die höchste Einwirkung auf das menschliche Gemüt verloren?

Der Fortgang des Jahrhunderts wird uns auf einen Mann führen, der, diesen Trödelkram wortloser Töne verachtend, die Notwendigkeit einer innigen Verknüpfung rein menschlicher Empfindung und der Fabel selbst mit seinen Tönen einsah. Von jener Herrscherhöhe, auf welcher sich der gemeine Musikus brüstet, daß die Poesie seiner Kunst diene, stieg er hinab und ließ, so weit es der Geschmack der Nation, für die er in Tönen dichtete, zuließ, den Worten der Empfindung, der Handlung selbst seine Töne nur dienen. Er hat Nacheiferer; und vielleicht eifert ihm bald jemand vor. Daß er nämlich die ganze Bude des zerschnittenen und zerfetzten Opernklingklangs umwerfe und ein Odeum aufrichte, ein zusammenhängend lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Aktion, Dekoration eins sind.

Bei den Griechen war die ganze Sprache Gesang (μελος); in die verschlungensten Gänge der poetischen Erzählung erstreckte sich die ebenso verschlungene Kunst des Rhythmus und der Metrik. Leset Pindar, Äschylus, ja alle tragischen und komischen Chöre. Wer Eurer getrauet sich, verschlungene

Erzählungen solcher Art mit Wirkung zu komponieren? Die Griechen taten es und mit großer Wirkung. Euch müssen die Empfindungen abgerupft und ausgepflückt in die sanftesten Perioden verfaßt, oder in einzelnen Worten als Interjektionen aufgetragen werden. Das mio ben, das Idolo mio, mia sposa oder die fedeltà, il fà, felici, amici u. f. Die Au- und Wau-Wau-Arien, die Riese- und stummen Hum- Hum-, Dumm-Dumm-Duetto, auch die Liedchen:

Hurre, Rädchen, hurre,
Schnurre, Mädchen, schnurre,

habt ihr so gern! Vor allen die Liebeszotteleien:

Reich mir dein Händchen,
O süßes Pfändchen,
Gib mir dein Mündchen,
O süßes Kindchen u. f.

In wie anmutsreichen Zeiten leben wir! in züchtig-unzüchtigen musikalisch-theatralischen Zeiten, da der Tonkünstler seine musikalischen Gedanken und Empfindungen mir nichts, dir nichts jedem Unsinne anpasset, und der dekorierte Schauspieler sein

Gib mir ein Schmätzchen,
O du mein Kätzchen,
Gib mir ein Mäulchen,
O du mein Eulchen!

ohne alles Erröten singt, indessen Parterre und Galerien in Empfindungen lieblicher Töne zerschmelzen.



Aus dem zeitgenössischen Musikleben

Zur Reform der Gesangswettstreite

Wieder ist die Zeit der Gesangswettstreite gekommen. Seit der Einrichtung des Wettsingens um einen Kaiserpreis hat sich die Zahl solcher Wettstreite erheblich vermehrt. Aber der Charakter der Veranstaltungen hat mit deren Vermehrung nicht gewonnen, und es scheint mir eine ernste Frage, ob der große „Kaiserwettstreit" überhaupt etwas Gutes für unsere Musikkultur bewirken kann. Ich habe in dieser Frage immer vor der Überschätzung dieser Veranstaltung gewarnt und betont, daß wir durch sie von dem Gebiet, auf dem

der Männerchorgesang wirklich Wertvolles für unsere Kultur leisten kann, eher entfernt werden. Ich freue mich sehr, feststellen zu können, daß auch in ernsten Sängerkreisen diese Anschauung allmählich Platz greift. Vor mir liegt die Veröffentlichung eines Hauptverlags für Männerchorliteratur (Groß-Lichterfelde, Chr. Friedr. Vieweg), in der neben einer ruhigen Bewertung der genannten Veranstaltung auch wertvolle Vorschläge zu deren Änderung und Ergänzung gemacht werden.

„Gesangswettstreite haben immer einen fatalen Beigeschmack: das Sportliche, also etwas Kunstwidriges. Auch Wettstreite um einen Kaiserpreis machen hierin keine Ausnahme. Von der sprichwörtlichen sangesbrüderlichen Gemütlichkeit ist hier wenig zu spüren. Das sind nicht dieselben ‚Sangesbrüder', die im Überschwang der Festesfreude bei unsern deutschen Sängerfesten sich glückselig umarmen. Wie feindliche Brüder gebärden sie sich hier; jeder geht seinen eigenen Weg, fest entschlossen, jeden Vorsprung um einiger Punkte Länge für eine persönliche Beleidigung zu nehmen. Jeder will „das Beste" leisten, und persönlich genommen leistet auch jeder ‚sein Bestes'; geht etwas schief, dann sind es immer — „die andern" gewesen. Ein unerquickliches Gefühl nervöser Spannung beherrscht die Atmosphäre derartiger Veranstaltungen trotz allen Glanzes, den die Gnade eines kunstsinnigen Herrschers darüber zu verbreiten vermag. Hier ist nimmer der Boden für das Gedeihen des schlichten deutschen Volksliedes. Der Wettstreit um etwas so Bedeutungsvolles wie einen kaiserlichen Ehrenpreis fordert naturgemäß zur Entfaltung der höchsten Leistungsfähigkeit heraus. Die namhaften konkurrierenden Vereine suchen sich zu überbieten, um ihr Können ins beste Licht zu setzen, die kleineren wollen es den großen nachtun; was Wunder, wenn die schwierigsten und kompliziertesten Aufgaben gerade gut genug erscheinen, sich gegenseitig zu messen und einander den Erfolg abzujagen. Vergleicht man mit diesen Erwägungen die in schlichten Worten dargelegten Absichten, die unsern erhabenen Kaiser bei Begründung dieser Gesangswettstreite leiteten, so tritt ein offenbares Mißverhältnis zwischen Zweck und Wirkung zutage. Der Kaiser wünscht die bevorzugte Pflege des Volksliedes und des gut volkstümlichen Liedes und weist damit auf die eigentliche naturgemäße Lebenssphäre des Männergesangs hin. Und in der Tat: seit unsere gemischten Chorvereine — leider! — über ihren ‚höheren Aufgaben' das schlichte a capella-Lied ganz und gar vergessen zu haben scheinen, erwächst den Männergesangvereinen in der vornehmlichen Pflege des einfachen Liedes geradezu eine kulturelle Pflicht."

Der Kaiser hat die Absichten, die ihn bei der Einrichtung der Gesangswettstreite leiteten — und diese Absichten verdienen die freudige Zustimmung aller Freunde eines gesunden Männerchorgesangs — deutlich ausgesprochen: 1. bevorzugte Pflege des Volksliedes (und des volkstümlichen, weil einfachen Liedes); 2. Zusammenschluß der Sänger zu größeren leistungsfähigen Gruppen. Die Frage ist nun, ob diese Absichten durch die Sängerwettstreite gefördert werden. Bei ruhiger Überlegung muß man sie rundweg verneinen. Was zunächst die Pflege des Volksliedes und des einfachen Kunstliedes (Tafelliedes) betrifft, so haben auch die größten Vereine diese nie vernachlässigt. Jeder, der einmal einem Männerchor angehört hat, weiß, daß Sänger und Dirigent diese einfachen Kompositionen bevorzugen. Für den „Hausgebrauch", wenn sie sich ergötzen wollen, werden sie sicher keine schweren Chöre Hegars oder Brambachs wählen. Die großen durchkomponierten Chöre werden eingeübt, um sich

damit zu — zeigen. Also für Konzerte, wo freilich auch die Volkslieder und einfachen Chöre in der Regel den stärksten Beifall finden, vor allem aber für die Gesangswettstreite. In der Tat vermag kein Verein an einfachen Schöpfungen seine Leistungsfähigkeit zu erweisen. Und wo er es versucht, da geschieht es auf Kosten des Kunstwerks, das, gerade weil es einfach ist, einen einfachen Vortrag erheischt. An die Stelle dieses einfachen Vortrags aber tritt — da man ja doch irgendwo und irgendwie seine Leistungsfähigkeit erweisen möchte — ein gekünstelter durch scharfen Wechsel im Tempo und Übertreiben in Stärke und Schwäche der Tongebung. Also für die gesunde Pflege des Volksliedes können große Gesangswettstreite Ersprießliches nicht leisten.

Der Zusammenschluß der Sänger zu größeren leistungsfähigen Gruppen ist viel wichtiger, als man in weiteren Kreisen annimmt. Ja dieser Zusammenschluß ist geradezu die Lebensfrage für unseren Männerchorgesang, und wenn wir nur so wenige leistungsfähige Vereine besitzen, so liegt es an der Zersplitterung der Kräfte. Ihre letzte Ursache ist die Vergnügungssucht. Man darf es ruhig sagen, daß für den Charakter der meisten kleineren Männergesangvereine die Frauen maßgebend sind. Diese betrachten den Männerchor vom geselligen Standpunkte aus; der Verein muß für gesellschaftliche Vergnügungen sorgen. Diese verschlingen die Gelder, so daß zumeist nicht einmal bescheidene Mittel für die Anschaffung besseren Notenmaterials übrig bleiben. Gewiß, das ist schließlich eine Privatsache; aber die Folge dieses Zustandes ist, daß den ernst strebenden Vereinen vielfach das nötige Stimmenmaterial fehlt. Nun will man gerade hier eine günstige Wirkung der Gesangswettstreite feststellen. In der Tat pflegen Vereine, die die Teilnahme an einem Wettbewerb in Aussicht — in nahe Aussicht natürlich — stellen, einen Zuwachs an Mitgliedern zu erfahren. Nun, das sind herzlich unsichere Kantonisten. Sie kommen nur, weil sie die Gelegenheit, sich zu zeigen, wahrnehmen wollen; sie gehen wieder, wenn der Erfolg sich nicht eingestellt hat. Also von edler Kunstbegeisterung ist da nicht die Rede. Sie verderben viel eher noch den ernst Strebenden ihre ideale Kunstfreude und tragen vielfach Schuld, wenn alte Vereine zerfallen, weil die Teilnahme an einem Wettbewerb erfolglos geblieben ist. Auch diese Folge der Wettstreite: Mißtrauen gegen den Dirigenten, Schadenfreude und dergl. wollen bedacht sein, wenn man den Kulturwert dieser Veranstaltungen feststellen will. Fast immer wirkt die Teilnahme an Wettstreiten als Sensation, und eine ungesunde Sensationssucht führt auch die Riesenmassen der Zuhörer herbei.

Wie wäre nun das Wertvolle, das auch dieser Wettkampf der Kräfte in sich schließt, im Dienste einer gesunden Musikkultur nutzbar zu machen? Die Antwort lautet einfach: Durch ihren Anschluß an die Sängerfeste des deutschen Sängerbundes.

„Fast die gesamte deutsche Sängerschaft ist längst in größere Verbände korporisiert, die in ihrer Gesamtheit wieder den „Deutschen Sängerbund“ ausmachen. Die einzelnen provinziellen Sängerbünde halten mindestens alle zwei Jahre ihre Sängerfeste ab, und hier allein findet sich der geeignete Boden für die nachhaltige Förderung der kaiserlichen Absichten. Diese Sängerfeste, im allgemeinen bislang ziemlich bedeutungslos bezüglich ihrer musikalisch-künstlerischen Ausbeute, könnten mit einem Schlag durch die allerhöchste Munifizenz zu einer Höhe gehoben werden, von der aus sich in gleichmäßigen Strahlen mit Natur-

notwendigkeit eine Befruchtung des gesamten deutschen Männergesangswesens vollziehen würde. Die Form, in welcher die allerhöchste Protektion den einzelnen Sängerbünden und somit der gesamten deutschen Sängerschaft zuteil werden könnte, ist leicht gefunden und mag hier in einem unmaßgeblichen Entwurf angedeutet werden.

„Der Kaiser stiftet für hervorragende Leistungen im Männergesang eine Auszeichnung von drei Graden, etwa in Form einer Medaille oder eines Diploms. Sängerbünde, die gelegentlich eines Bundessängerfestes ein Konkurrenzsingen um die allerhöchste Auszeichnung zu veranstalten beabsichtigen, haben einen diesbezüglichen Antrag bei einer zu ernennenden ständigen Kommission ein Jahr zuvor einzureichen. Es dürfen nur Vereine von mindestens sechzig singenden Mitgliedern an der Konkurrenz teilnehmen. Neben einem von jedem Verein selbständig zu wählenden Chor gibt die Bundesleitung einen bisher unbekannten Primavista-Chor auf, den drei aus der Konkurrenz als beste hervorgehende Vereine zu singen haben. Die Anzahl der zur Konkurrenz zuzulassenden Vereine könnte nach Belieben beschränkt werden, damit der übliche Verlauf der Sängerfeste nicht beeinträchtigt werde: das ‚Preissingen' soll gewissermaßen nur eine Episode des Festes bilden. Bei einer Überzahl von Anmeldungen entscheidet das Los, die nicht ausgelosten Vereine haben das Vorrecht beim nächsten Wettstreit. Prämiierte Vereine werden erst nach mehrjähriger Pause zum Wettsingen wieder zugelassen. Die kaiserliche Auszeichnung, neben welcher keinerlei weitere Preise zur Verteilung kommen dürften, brauchte den Wert einer soliden Denkmünze nicht zu überschreiten.

„Mit der hier vorgeschlagenen Einrichtung würde unter Vermeidung alles sensationellen Beiwerks der Kern der Sache getroffen. Der ‚Deutsche Sängerbund' umfaßt über 60 Einzelbünde mit etwa 100 000 Sängern. Die Sängerfeste werden von den kleinsten Vereinen beschickt: die Sänger kommen nicht mehr zusammen, um nur zu singen, sondern auch singen zu hören und damit zu lernen. Ein ganz anderer Ernst, ein ungleich zielbewußteres Streben würde in die Bundesfeste und einzelnen Vereine einziehen und gar bald deren vielfach stagnierende Atmosphäre von seichtem, wertlosem Singsang reinigen. Noch mehr: hier würde die deutsche Heimatkunst in der musikalischen (und auch dichterischen) Produktion auch zur Geltung kommen und manches auf dem großen Konkurrenzmarkt achtlos beiseite geschobene Wertvolle zu seinem Rechte gelangen können. Vor allem aber würde das dem engeren Heimatboden entsprungene Volkslied mehr als bisher seine Berücksichtigung finden. Ja, es müßte den einzelnen Bünden geradezu zur Pflicht werden, dem Volkslied der engeren Heimat mit besonderem Eifer nachzugehen."

Dieser Vorschlag ist aus genauer Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse heraus gemacht und verdient ernste Beherzigung. Denn der Männerchorgesang ist heute die volkstümlichste Musikpflege. Ihm eine gesunde Volkstümlichkeit zu geben, ist eine der wichtigsten Aufgaben einer weitsichtigen Kulturpolitik. Daneben wollen und dürfen wir freilich nicht vergessen, daß der Männerchorgesang schließlich doch eine Einseitigkeit ist, daß der wahre Volksgesang auch von den Frauen geübt werden soll. Wir sind heute in unsern gesellschaftlichen Anschauungen frei genug, um auch an kleinen Orten gemischte Chorverbände haben zu können. Hier wird die Pflege einer gesunden einfachen Liederkunst sich doppelt segensreich erweisen, weil durch die Frauen und Mütter auch die Jugend und damit die Zukunft gewonnen würde.

Jankó-Klaviatur

Die Leser erinnern sich wohl meiner Ausführungen über die Janko-Klaviatur im Juliheft des Jahrgangs 1904 unserer Zeitschrift. Endlich scheinen weitere Musikerkreise energischer an die Verbreitung dieser unschätzbar wichtigen Erfindung zu denken. So hat sich jetzt in Wien ein Jankó-Verein gebildet, der im großen Stil die Propaganda aufnehmen will. Die Sache ist so wichtig, daß ich hier den Aufruf des Vereins mit wärmster Empfehlung abdrucke.

Eine große ungeahnte Epoche ist im Musikleben im Werden; insbesondere regt es sich diesbezüglich in Österreich und Deutschland. In Wien entstand die neue bedeutungsvolle Bewegung, Wien ist die Stätte, wo „Paul von Jankós Klaviatur" das Licht der Welt erblickte und die Feuertaufe empfing. Bald darauf erregte sie in der ganzen Musikwelt, bei Berufsmusikern und Laien, Aufsehen und Bewunderung. In allen zivilisierten Ländern fanden sich begeisterte Anhänger, die den hohen Wert der neuen Erfindung erkannten, meist aber nur mit eigenen beschränkten Mitteln im engen Kreise zu arbeiten vermochten. Nachdem jetzt die Zeit der stillen Entfaltung der Jankó-Klaviatur vorbei ist, kann und darf mit der allgemeinen Einführung — an Stelle der bisher gebräuchlichen, vollständig unzulänglichen, den heutigen künstlerischen Anforderungen in keiner Weise mehr entsprechenden Klaviatur — nicht mehr gezögert werden, da sie für die Tonkunst von unermeßlichem Segen und für jeden Klavierspieler (Komponisten, Virtuosen, Dilettanten, Lehrer und Schüler) die größte Wohltat ist. Jeder einzelne, ob Berufsmusiker, Laie, Musikfreund oder Klavierfabrikant, sowie jeder wie immer geartete Musikverein ist es der Tonkunst schuldig, Paul von Jankós Klaviatur die größte Förderung angedeihen zu lassen. Die Tonkunst erfordert die Jankó-Klaviatur; wenn sie noch nicht erfunden wäre, müßte sie erfunden werden. Um nun eine zielbewußte erfolgreiche Förderungsarbeit zu erreichen, tritt in Wien ein Jankó-Verein ins Leben und werden Euer Hochwohlgeboren innigst gebeten, diesem gegenwärtig notwendigsten und wichtigsten Musikverein als Mitglied beizutreten oder eine Spende zu widmen. Die volle Durchführung der Vereinsaufgabe erfordert in den ersten Jahren je 10000 Kronen und könnte dieser Betrag bei ein- bis zweitausend Mitgliedern und etlichen Spendern gesichert werden. Die ungeheure Wichtigkeit der Jankó-Klaviatur erfordert eine Arbeit im größten Stile; lassen Sie daher unsere herzliche Bitte nicht ungehört verhallen und helfen Sie mit, oberwähnte Mitgliederzahl in kurzer Zeit zu erreichen.

Alle auswärtigen Jankó-Klaviaturfreunde bitten wir ebenfalls auf das dringendste, vorläufig dem Jankó-Vereine in Wien beizutreten, um die internationale Bedeutung der Jankó-Sache zu beweisen. Nach und nach sollen dann überall, wo die Möglichkeit vorhanden ist, Jankó-Vereine gegründet werden.

Wir bitten nochmals, melden Sie bestimmt baldigst Ihren Beitritt an, damit die schon jetzt in Aussicht genommenen großen Aktionen erfolgreich begonnen und vollendet werden können.

Alle Zuschriften sind derzeit an Herrn Friedr. Weißhappel, Wien XVIII/1, Canongasse 19, zu richten. Mitgliedsbeitrag 6 Kronen.



Zu unserer Notenbeilage

Der Verlag von Breitkopf & Härtel zu Leipzig hat in einer überraschend schnellen Weise, die aller Musikfreunde innigsten Dank verdient, das gesamte Schaffen von Peter Cornelius dem deutschen Volke zugänglich gemacht. Der jetzt vorgelegte Klavierauszug zu der komischen Oper „Der Barbier von Bagdad“ hat Anspruch auf ganz besondere Beachtung, weil er nach der Originalpartitur des Werkes und nicht nach Mottls Überarbeitung gefertigt ist. Daß diese Überarbeitung die eigentümliche Stilart des Werkes völlig verwischte, ist schon früher (Novemberheft 1904, S. 277) bei der Besprechung der aufklärenden Arbeit Max Hasses dargelegt worden. Nunmehr ist also dieses Meisterwerk der deutschen komischen Oper jedem Musikliebhaber zugänglich. Eine Fülle edelster Melodik, ein kaum wiederkehrender Reichtum an Geist und Witz und ein voller Jungbrunnen quellenden Humors ist damit erschlossen. Hoffentlich kommt der von Waldemar von Baußnern sehr gut gearbeitete Auszug dank dem billigen Preise von 5 Mark in recht viele Häuser. Das Bruchstück, das wir in unserer heutigen Notenbeilage abdrucken, möchte recht viele Türmerleser dazu anregen, sich gleich dem gestrengen Kalifen den alten Barbier ins Haus zu holen, auf daß er „seine Künste vor ihnen erprobe und seines Lebens Märchen ihnen erzähle“.



Zu unseren Kunstbeilagen

Die letzten drei Hefte brachten charakteristische Proben der Kunst der bedeutendsten Vertreter des „Paysage intime“. Freilich noch ist nicht das ganze Gebiet umschrieben. Rousseau, Diaz und Corot werden wir noch genauer kennen lernen müssen, die geschichtlich wichtigen Huet und Isabey fehlen noch ganz, vor allen aber erheischt noch eingehende Beachtung der größte von allen, Jean François Millet. Getreu dem Grundsatze, daß in der Kunst Anschauung über alles geht, beabsichtigen wir keine eingehende Würdigung der Bedeutung der „Maler von Barbizon“, bevor wir nicht auch Bilder dieser Meister unseren Lesern vorlegen können, was übrigens in der allernächsten Zeit der Fall sein wird. Heute soll nur gesagt werden, weshalb unser deutscher Türmer dieser französischen Kunst so aufmerksame Beachtung schenkt. Es geschieht wirklich nicht, weil diese Künstler nach lang anhaltender Geringschätzung jetzt in Mode gekommen sind; auch nicht, weil für ihre Gemälde, die den Urhebern kaum das tägliche Brot einbrachten, heute märchenhafte Preise verlangt werden. Es geschieht vielmehr, weil der Künstler in dieser französischen Kunst echt germanischen Geist sieht.

Wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, im Französischen nur das Romanische, das Lateinische zu sehen. Freilich hat dieses nicht nur im Frankreich Ludwigs XIV. eine geradezu tyrannische Herrschaft ausgeübt, die ja in der Fesselung des deutschen Geisteslebens schmachvoll genug auf uns ausgedehnt wurde. Auch in unsern Tagen ist der Naturalismus und die einseitige Betonung des Technischen, die so manchen unserer Künstler verwirrt, vorzugsweise von Frankreich genährt worden.

Aber nichtsdestoweniger bleibt es Tatsache, daß die Geschichte der französischen Kunst als dauernder Kampf zwischen germanischem und romanischem Wesen erscheint. Im Mittelalter, zur Blütezeit der Gotik, zumal in der Bildnerei, hat dieser germanische Geist in Frankreich vollauf geherrscht. Seit dem 16. Jahrhundert hat er dann niemals wieder gegenüber dem romanischen recht aufzukommen vermocht, bis in diesen „Malern von Barbizon" die germanische Naturauffassung in der Landschaft den glänzendsten Ausdruck gefunden hat. Das ist um so bedeutsamer, als im 18. Jahrhundert bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die im romanischen Geist gehaltene Behandlung der Natur auch in Deutschland vorherrschte. Ja, wir können hier der geschlossenen Gruppe derer von Barbizon zur selben Zeit nur vereinzelte deutsche Künstler gegenüberstellen, die in gleich deutscher Weise der Natur gegenüberstanden. So frei von allem Pathos, von aller Komposition, aller „Verbesserung und Erhöhung" der Natur, — so ganz liebevolles Sichversenken in die heimlichen Reize einer stillen Natur, so durchaus liebevolle Beobachtung des Lebens in Licht und Luft, so urdeutsch mit einem Worte, wie diese Franzosen, haben bis heute nur wenige Deutsche gemalt. So können diese Franzosen uns Bundesgenossen sein im Kampfe um eine deutsche Kunst, den wir so vielen fremden Strömungen gegenüber auszufechten haben. St.

Briefe

A. P. J. — W. S., G. i. M. — J. W. Fr. H., A. — A. S. 9. — C. N. v. G.-E., D. — J. K., B. — J. C., Ch. — H. W., H. — H. D., R. — H. Z., L.-S. — K. E., L. — Dr. W. J., H. — L. K., F. a. M. — G. P., G. — H. F. (J. H.), B. — E. S., St. — F. N., Gr.-L. — M. W., N.-J. b. F. a. M. — Schweiger. — C. B., T. b. B. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

L. L., O. (Rhld.) Besten Dank für Ihre frdl. Zuschrift! Auf die Vorgänge in Essen wird der T. in jedem Falle zurückkommen. Frdl. Gruß,

Sch., H. — H. K., A. Verbindlichen Dank für den Zeitungsausschnitt.

E. R., G.-W. b. B. (Schl.) Noch nichts, was der T. bringen möchte, aber auch nicht ohne Ansätze dazu.

A. B., L.-R. Wenn Sie in Leipzig glauben, die preußischen Städte wären durch ein altes Recht gezwungen, eine Geldabgabe bei der Hochzeit des Kronprinzen zu leisten, und nur um dem Zwange zu entgehen, hätten sie das Geschenk freiwillig geliefert, so verwechseln Sie das wohl mit der „Prinzessinnensteuer" in Mecklenburg. Über diese schrieb uns ein dortiger Türmerleser: „Die Prinzessinsteuer, welche auf § 115 des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs von 1755 beruht, belastet nicht die Untertanen des Landes allgemein, sondern den Grundbesitz. Sie wird zu je 1/3 von der Ritterschaft, den Städten und dem großherzoglichen Domanio aufgebracht. In der Ritterschaft und in den Städten aber wird sie gar nicht erhoben, sondern aus vorhandenen Kassenbeständen entrichtet, nur im großherzoglichen Domanio wird sie, und zwar von dem grundbesitzenden Teile der Bevölkerung erhoben."

Fr. Prof. Dr. O. P., N. Ihrem Wunsche wird der nächste Jahrgang des T. nachkommen.

Fr. R., O. Herzlichen Dank für den frdl. Gruß vom Strande! Vor einiger Zeit fragten Sie nach einer guten Darstellung des deutschen Rittertums. Jetzt können wir Ihnen ein kürzlich erschienenes Buch empfehlen, das Ihren Wünschen gewiß entsprechen wird; es heißt: „Deutschlands Ritterschaft, ihre Entwicklung und ihre Blüte", von Heinrich von Wedel, und ist bei C. A. Starke in Görlitz verlegt. Preis 3 Mk.

P. S., J. i. W. Besten Dank für die Broschüre, die wir Ihnen nach Durchsicht zurücksenden werden.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen) ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Türmer-Anzeiger.



Anzeigen: Nonpareille-Zeile 1 Mk., Umschlag erhöhte Preise. Bei Wiederholungen Rabatt. Beilagen: nach Vereinbarung.

Inseraten-Annahme durch den Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen.

○ ○ ○ ○ ○ August 1905 ○ ○ ○ ○ ○ ○

Eine hochbedeutsame Veröffentlichung:

HEPHATA! Ein Ruf Gottes an die Menschen.

Das grösstes Aufsehen erregende Buch verkündigt die geistige Klärung des Christentums im vollendeten Sinne Christi. Ohne sich an die Dogmen einer bestimmten Konfession zu halten, ist es ein in Form der heil. Schrift geschriebenes herrliches Evangelium, das hier mit klarer Stimme zum Heile ruft und vollständig neue, hohe vorbildliche Anschauungen bietet, gegen die alle Weisheit der Modephilosophie allerdings ein leerer Schatten ist. Die Kritik (Theolog. Literaturbericht, Kreuzzeitung etc.) rühmt: „Ein in gläubiger Liebe zum Herrn brennendes Herz ruft in **erwecklicher Rede** die Welt zum Heil ... Es sind heilkräftige Gedanken in dem Buch ... Die Reden sind nach Inhalt und Form von einer so **originellen, packenden, heiligen Gewalt**, dass sie im **besten Sinne des Wortes erbauen. Unevangelisches findet sich nicht**, methodistische Treiberei macht sich nicht breit, das Schriftwort ist **vortrefflich** verwertet ... Ein Werk mit dem Siegel des heiligen Geistes ... Einer Prüfung kann es unbedenklich empfohlen werden ... Wir haben keine falsche Lehre darin gefunden ... 225 S. **Preis** geb. Mk. **2.—**.

Hedwigs Nachf. Curt Ronniger, Leipzig, Crusiusstr.

Christus heute

als unser Zeitgenosse

von **Walther Classen**

II. unveränderter Abdruck: 3. Tausend · geb. 1 Mark

Wie die Bilder von Uhde stellt dies Buch die Person Christi mitten in das moderne Volksleben und lässt die von Rasse und Zeit unabhängige Wahrheit des Menschensohnes hell und warm in die Fragen und Nöte der Gegenwart leuchten.

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in **München**

Hermann Meusser, Berlin W. 35 b

Steglitzerstr. 58, **Buchhandlung,**

ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden **monatliche Teilzahlungen** in der Höhe des zehnten Teiles des Kaufpreises eingeräumt. — **Vollständiges Lager. — Allerneueste Auflagen. — Katalog gratis. — Portofreie Sendung.**

Soeben erschien bei **H. Kerler**, Verl.-Konto, **Ulm**

TOLSTOI's

religiöse Botschaft, dargest. v. **Dr. Fr. Rittelmeyer,** Pfarrer in Nürnberg. 148 Seiten. **2** Mk. — Der „Türmer", die „Christl. Welt", die „Dtsche. Lit.-Ztg." und viele andere hervorragende Organe haben R.'s Buch „Nietzsche und die Religion" mit glänzenden Besprechungen ausgezeichnet. Auch sein „Tolstoi" wird Aufsehen erregen. An Tolstoi, mit dessen Namen eine Fülle von Problemen sich verknüpft, kann kein ernster Mensch vorbeigehen. Bei der ungemein schwierigen Auseinandersetzung mit Tolstoi darf R.'s Buch als zurzeit sicherster Berater empfohlen werden.

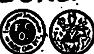
Griechische Weine Ott'scher Einfuhr



unerreicht durch sorgfältigste Pflege und lange Lagerung im deutschen Haupthause für den Bezug der edelsten Weine Griechenlands

FRIEDR. CARL OTT, WÜRZBURG.

Man beachte die Schutzmarke:



Preise von Mk. 1.- an für die ganze Flasche.

Preisbuch sofort postfrei.

Rätsel der Seele

Charakter, intime Züge werden in einem tieferen Sinne **aus der Handschrift** erforscht. Durch den Entdecker der Psychographologie. Seine seit 1890 geführte Praxis stützt sich auf Anerkennung der Presse und auf die Sympathie eines gewählten Publikums. Prospekt kostenfrei auf briefliches Ersuchen an den Schriftsteller **P. P. Liebe** in **Augsburg.**

Vorbildung zur **Einjähr.-, Prim.-, Abit.-Prüf.** in d. Anstalt **Dr. Harang's, Halle S. 39.** Pension. Prospekt.

Musikinstrumente

für Orchester, Schule und Haus.



Neu erschienene Preisliste frei.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftshäus.: St. Petersburg, Moskau, London.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Kriegsbriefe

aus den Jahren 1870—71.

Von Hans von Kretschman, weil. General der Infanterie.

6. Aufl. Gr. 8°. VIII 348 Seiten. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Vergl. Besprechung auf Seite 611—12 dieses Heftes!

Das Reich

Unabhängige nationale Berliner Tageszeitung für entschiedene Sozialreform. Erscheint als Nachtausgabe und wird mit den Abendschnellzügen versandt. Enthält die Parlamentsberichte desselben Tages und alle abends vorliegenden neuesten Nachrichten. Bezugspreis bei allen Postanstalten vierteljährlich 2,25 Mk., monatlich 75 Pfg., bei freier Zustellung in's Haus vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg. mehr. Probenummern versendet unberechnet die Geschäftsstelle: Berlin SW. 61, Johanniterstr. 6.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Bücher der Weisheit und Schönheit

Preis jedes Bandes 2 Mk. 50 Pf., 12 Bände 24 Mk.

herausgegeben von **Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss**

Bis jetzt sind erschienen:

- **Die Heilige Schrift.** Von Pfarrer Erwin Gros.
- **Kant.** Von Prof. Dr. August Messer.
- **Brüder Grimm.** Von Prof. Dr. Max Koch.
- **Abraham a Santa Clara.** Von Rich. Zoozmann.
- **Bogumil Goltz.** Von Fritz Lienhard.
- **Montesquieu.** Von Dr. Erich Meyer.
- **Maxim Gorki.** Von Aug. Scholz.
- **Lucian.** 2 Bde. Von J. E. Frhr. v. Grotthuss.
- **Beethoven.** Von Dr. Karl Storck.
- **Massingers „Herzog von Mailand“.** Von Prof. Dr. Hermann Conrad.
- **Karl von Fircks.** Von J. E. Frhr. v. Grotthuss.

Die Bücher der Weisheit und Schönheit haben sich die Aufgabe gestellt, von erlesensten Schöpfungen der Dichter und Denker aller Zeiten und Völker besondere Ausgaben in vorzüglicher Ausstattung zu veranstalten, die durch Auswahl, Sichtung und Bearbeitung jene Schöpfungen dem Interesse und Verständnis auch der weitesten Kreise, auch der Frauenwelt und der herangereiften Jugend, erschliessen sollen.

Soeben sind erschienen: **Schillers historische Schriften.** Auswahl in 2 Bänden. Jeder Band Mark 2.50.

— Die Abnehmer der II. Serie erhalten auch diese Bände zu je Mk. 2.—. —

Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



in Auswahl herausgegeben von

Dr. Karl Storck

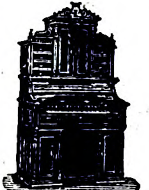
(Bücher der Weisheit und Schönheit)

Preis gebunden **2 Mk. 50 Pfg.**

(Vergl. „Der Türmer", VII. Jahrang, Juliheft, Seite 552 u. ff.)

Beethovens Briefe an seine Jugendfreunde, an seine Gönner, an Künstler, an Verwandte und an verschiedene Frauen enthalten bekanntlich ein reichhaltiges und kostbares Material zur Charakteristik des berühmten Komponisten als Menschen. Der Künstler Beethoven kommt in diesen Briefen überraschend wenig zum Worte. Dafür aber gelangen in diesen Briefen die sympathischen Eigenschaften des Menschen Beethoven zum kräftigsten Ausdruck. Die Unschuld und die Tiefe seines Gemütes, seine Unerfahrenheit und seine Sorglosigkeit, seine Abneigung gegen das Getriebe der Welt verleihen diesen Briefen besonderen Reiz und Wert. Beethovens Ansicht von dem Wesen, den Formen, den Gesetzen der Musik, ihren Beziehungen zu der Dichtkunst, zum Herzen usw. ist nicht weniger originell als sein Tonsatz. Dr. Karl Storck hat mit viel Feingefühl und Verständnis eine Auswahl aus den Briefen des Meisters getroffen; er ordnete die ausgewählten Briefe in verschiedene Gruppen ein, in denen sich der Mensch Beethoven immer wieder von einer anderen Seite zeigt. Den Briefen Beethovens an seine Jugendfreunde, an Wegeler, Karl Amenda, Stephan v. Brenning, schließen sich jene an seine hochstehenden Gönner und Kunstfreunde an, unter denen Erzherzog Rudolf von Oesterreich den ersten Platz einnimmt. Die Briefe an die Freunde, welche es übernommen hatten, dem in allen praktischen Lebensfragen völlig hilflosen Meister beizustehen, tragen bekanntlich zur Charakteristik des Menschen Beethoven viel und vieles bei. Die ausgewählten Briefe Beethovens an die Frauen lassen erkennen, daß der berühmte Meister nicht nur in Tönen zu dichten wußte. Die Lebenstragödie Beethovens findet in seinen Briefen an seine Verwandten kräftigen Ausdruck. Hier erscheint der Mensch Beethoven in seiner ganzen Größe, voll edler und feiner Sittlichkeit, voll großer und erhabener Liebe. Und so werden die von Dr. Karl Storck herausgegebenen ausgewählten Briefe Beethovens die schöne Auffassung vom Menschen Beethoven bestätigen und vertiefen.

Neue Freie Presse in Wien.



J. P. H. KRÖGER
ELMSHORN. 57

Wer Musikinstrumente

irgendwelcher Art kaufen möchte, verlange über gewünschte Instrumente Preislisten franko.

Fernsprecher 415. — Sonntags geschlossen.

En gros — Export — En detail.

Spezialität: Harmoniums, Pianos, Violinen und Zithern.

Examen: Einjähr.-, Fähnr.-, Prim.-, Seek.-, Abit.-Anstalt. Pens. Dr. Schrader-Magdebrg. 18. Prosp.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Türmers Bilderschatz

Kunstblätter des Türmers, Monatsschrift für Gemüt und Geist. 15 Photogravüren mit erläuterndem Texte von Dr. Wolfgang von Oettingen, in Kaliko-Mappe 9 Mk., einzelne Blätter 50 Pfg., Mappe 1.50 Mk.

Inhalt: Rembrandt, Heilige Familie · Dürer, Der Ritter mit Tod u. Teufel · Kügelgen, Goethe · Ruysdael, Holländische Landschaft · Jordaens, Das Bohnenfest · Di Cosimo, Anbetung der Hirten · Van Dyk, Selbstbildnis — Tintoretto, Bacchus und Ariadne · Hasenclever, Jobs im Examen · Raffael, Poesie · Steen, Die Kindstaufe · Schwind, Wanderer blickt in eine Landschaft · Peter Brueghel, Kirmes · Dou, Lesender Einsiedler · Correggio, Heilige Nacht.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Gedenkbuch.

Herausgegeben von der Urenkelin des Verfassers

Laura Kallenberg.

Illustriert von **Anton C. Baworowski.**

Gebunden **3 Mark.**

Ein Jean Paul-Brevier, enthaltend über 700 Aussprüche, zwei auf jeden Tag des Jahres, mit 12 Monatsbildern.

... Wenn man die Schriften Jean Pauls liest, so gewinnt man sehr bald den Eindruck, daß er seine Verehrer sich weniger durch den oft betonten Humor und die satirischen Elemente in seinen Schriften erworben hat, als vielmehr durch das Unberührte und Herzliche, das seltsam Sehnsuchtsvolle und Wehmütige in ihnen; weniger durch die zusammenhängende Schilderung als durch die einzelnen schönen Stellen. Es war daher ein glücklicher Gedanke der Urenkelin des Dichters, diese schönen Stellen aus seinen Schriften herauszusuchen, zu sammeln... Das Buch ist von dem Maler Baworowski mit stimmungsvollen Federzeichnungen in Tondruck geschmückt worden. Leipziger Zeitung.



VII. Jahrg. August 1905. Heft 11.

Duett aus der Oper: „Der Barbier von Bagdad“

von Peter Cornelius.

Ziemlich schnell.

Nureddin.

Heil mir, so wird er endlich nun be-gin-nen,

(Abul wendet sich zum Tisch rechts vom Zuschauer, breitet seine Utensilien aus, nimmt sein Becken vom Gürtel und schlägt Schaum. Nureddin setzt sich während dieser Worte auf einen Stuhl in der Mitte des Theaters.)

Ziemlich schnell.

Pianoforte.

p

N. Das wird ein Stell - dich-ein mit A - ben - teu - ern.

N. Mar - gia - na! o Mar - gia - na, Du mein

cresc.

N. Al - - les!

Abul. Mar - gia - na, o Mar-gia - na, Du mein

p
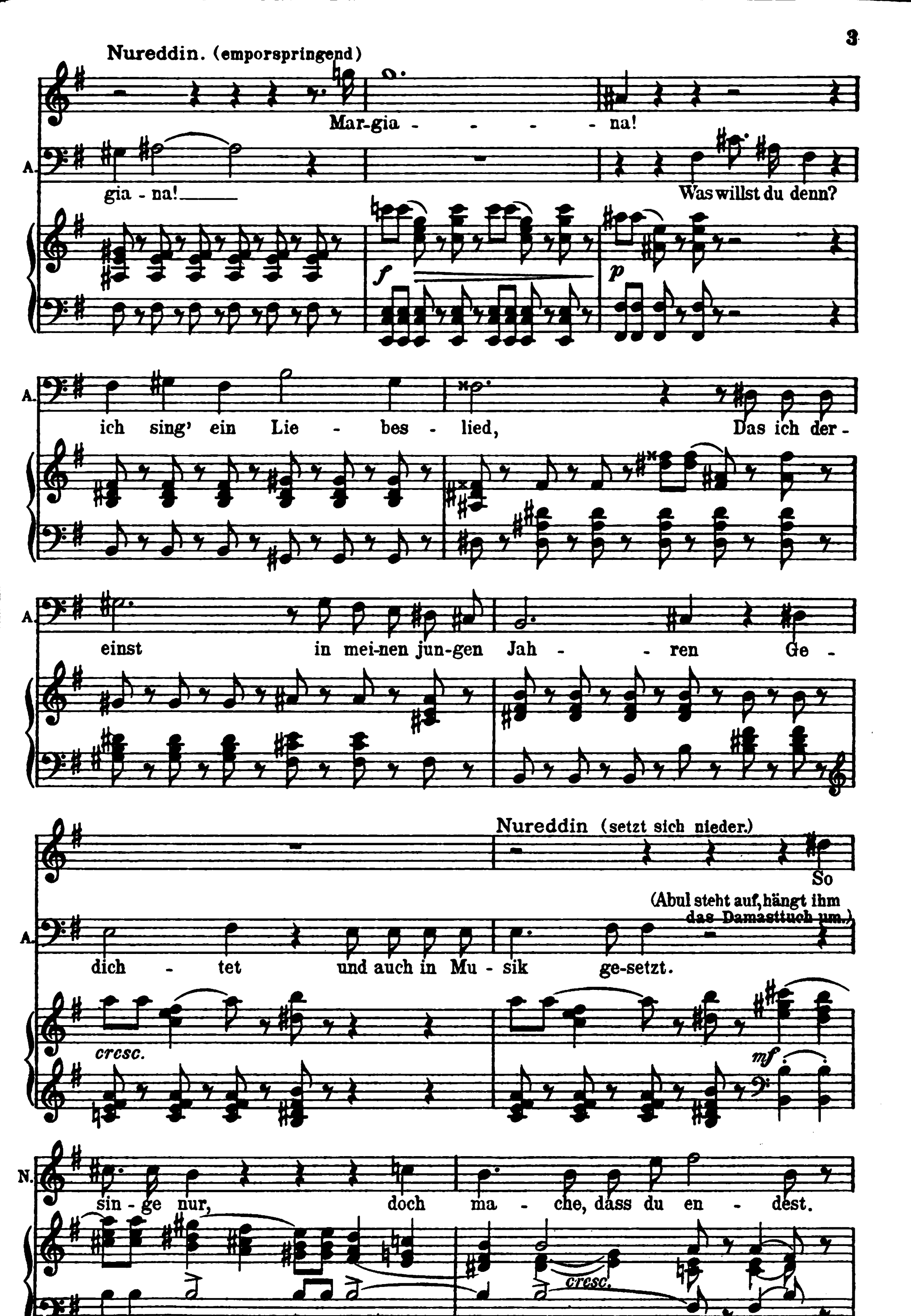


A. Al - les? Ha, Ha! ich merk', er ist ver - liebt, —— Nun wart! —— *f* Noch eh du
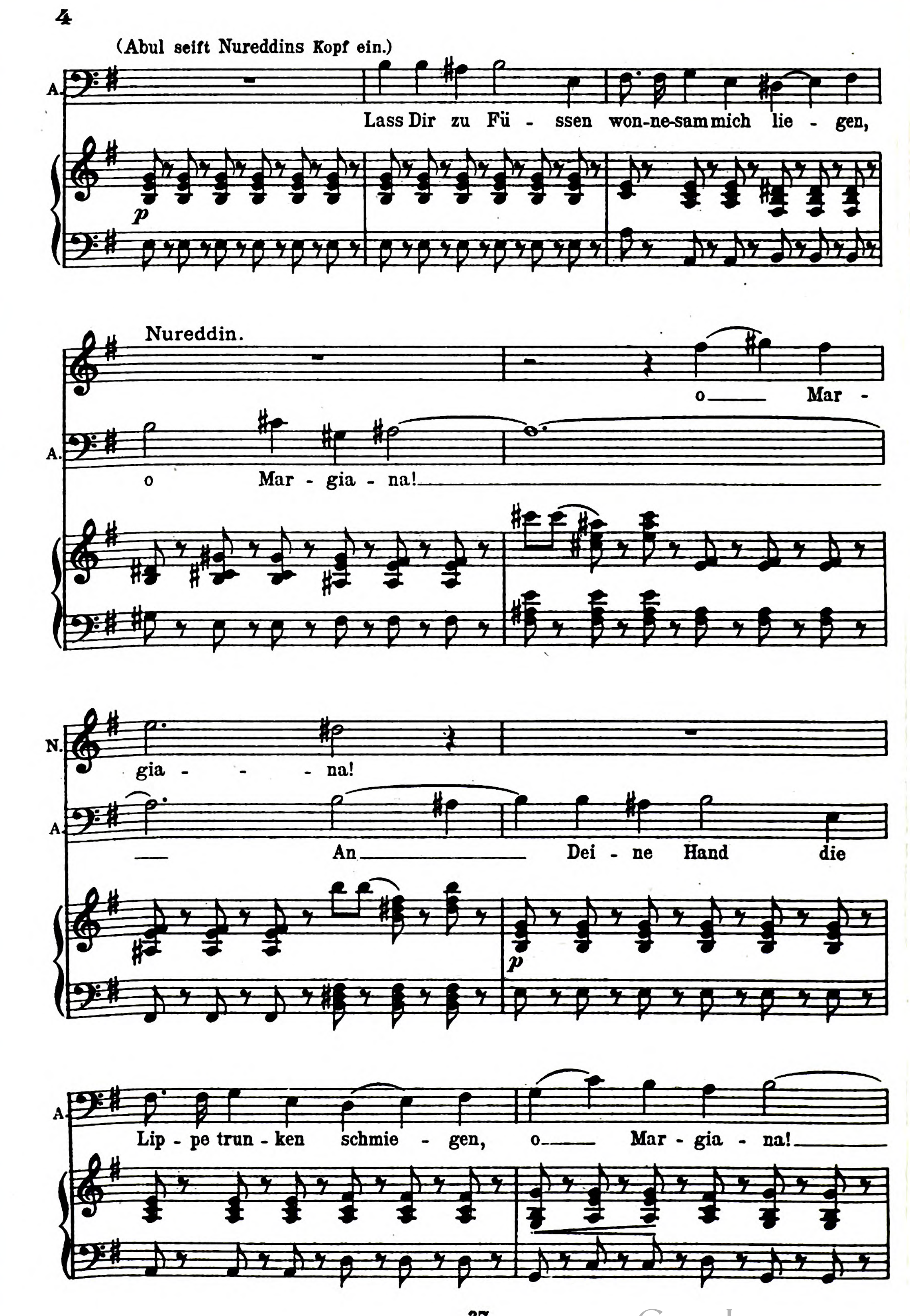
(Setzt sich auf die Erde, messerwetzend, singt dabei, halblaut in den Bart brummend.)

A. glatt ge - scho - ren *p* Weiss ich Al - les.

A. Lass Dir zu

A. Fü - ssen won - ne - sam mich lie - gen, o Mar -


Nureddin. (emporspringend)
Mar-gia - - - na!
A.
gia - na!
Was willst du denn?
f
p
A.
ich sing' ein Lie - bes - lied,
Das ich der-
A.
einst in mei-nen jun-gen Jah - - ren Ge -
Nureddin (setzt sich nieder.)
So
(Abul steht auf, hängt ihm das Damasttuch um.)
A.
dich - tet und auch in Mu - sik ge-setzt.
cresc.
mf
N.
sin - ge nur, doch ma - che, dass du en - dest.
cresc.


(Abul seift Nureddins Kopf ein.)
A.
Lass Dir zu Fü - ssen won-ne-sam mich lie - gen,
p
Nureddin.
o Mar -
A.
o Mar - gia - na!
N.
gia - - - na!
A.
An Dei - ne Hand die
p
A.
Lip - pe trun - ken schmie - gen, o Mar - gia - na!

Nureddin.

o — Margia - - - - - - - - - - na

(Im Rasieren)

A. Auf Deinem Munde lachet holde Fülle süsser Labe

N. süsser Labe,

Abul.

Lass nur den Hauch mich nippen, still verschwiegen, o — Margiana!

mf



Nureddin.

o — Mar - gia - - na! —

A.

— Won-nen der Lie - be,

cresc.

p

A.

glei-chen bun-ten flücht'gen Som - mer - fal - tern,

Nureddin.

Won-ne der Lie - - be.

cresc.
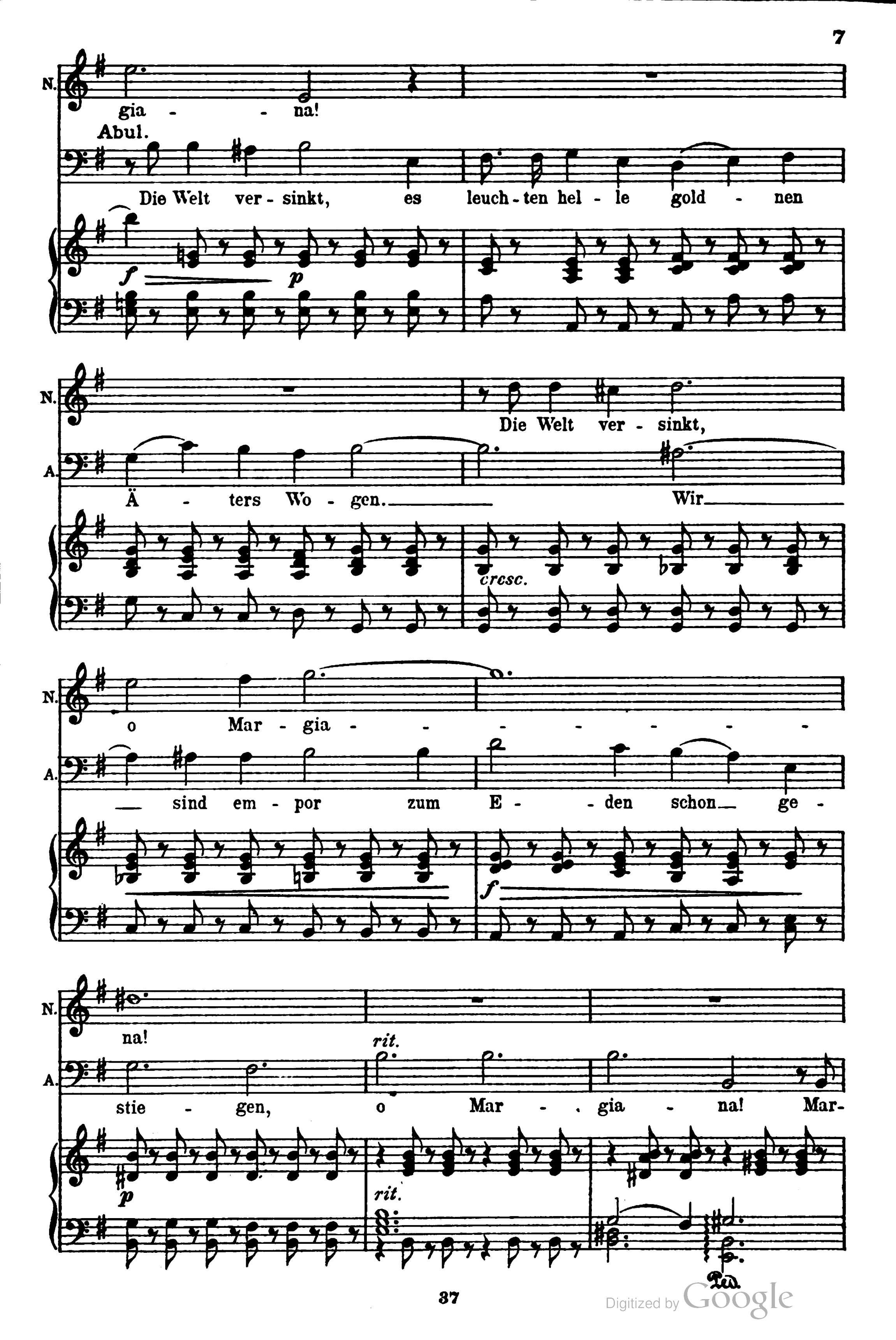
Abul.

Las-se sie ko - send um die Stirn uns flie - gen, o Mar - gia-na!
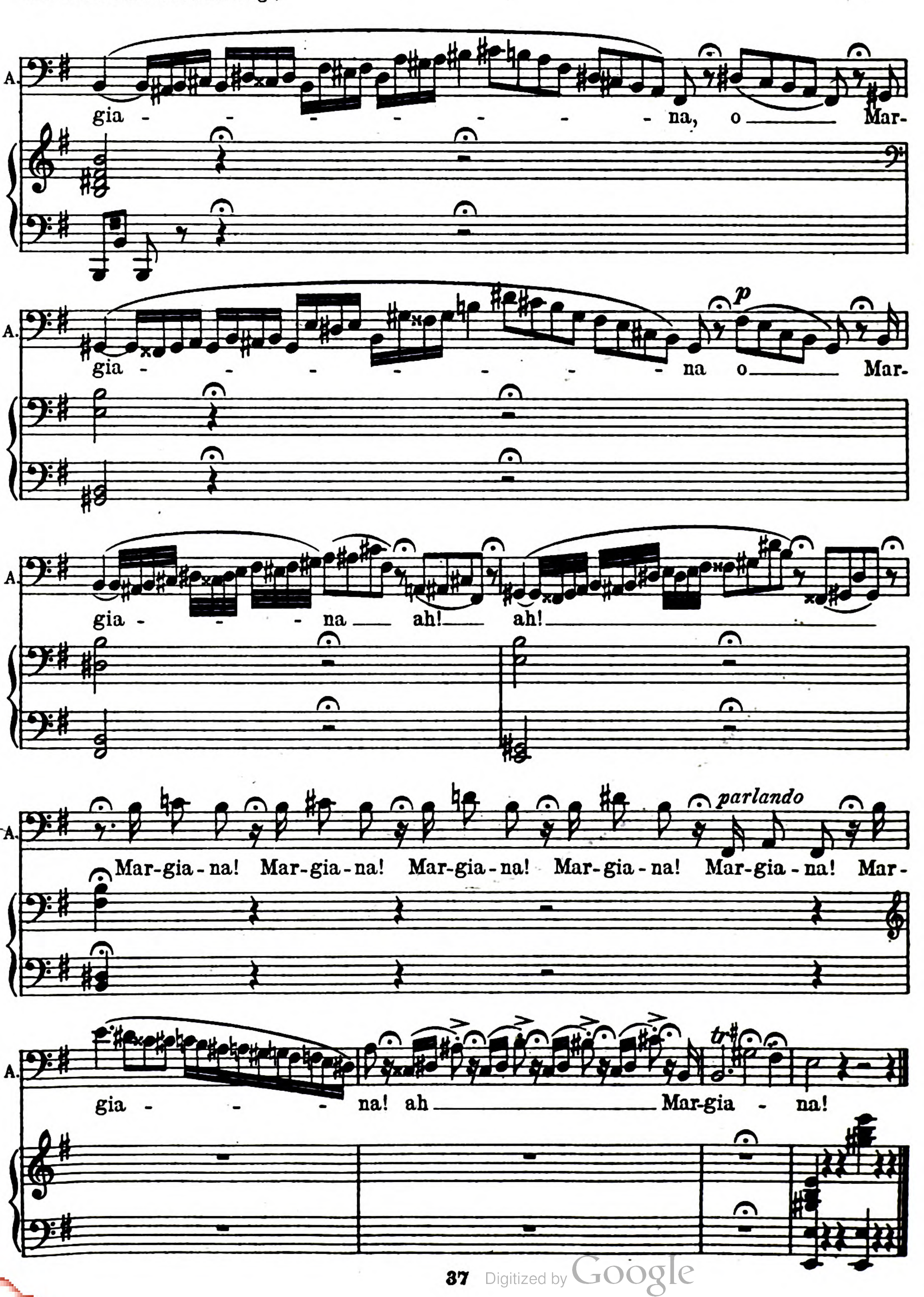
N.

o Mar - gia - na! — Mar - -

cresc.


7
N.
gia - - na!
Abul.
Die Welt ver - sinkt, es leuch - ten hel - le gold - nen
f
p
N.
Die Welt ver - sinkt,
A.
Ä - ters Wo - gen. Wir
cresc.
N.
o Mar - gia -
A.
sind em - por zum E - den schon ge -
f
N.
na!
rit.
A.
stie - gen, o Mar - gia - na! Mar-
p
rit.
Ped.
37
Digitized by Google

(Bis zu dieser Cadenz ist Nureddins Kopf halb rasiert worden; während der Cadenz aber vergisst Abul das Geschäft vollständig, er tritt mit Messer und Becken in den Vordergrund und vertieft sich ganz in die Erfindung der Rouladen, freut sich mit sichtbaren Wohlgefallen seiner Stimme. Zuletzt als Nureddin ihn beim Arme packt, ist er ganz wie aus den Wolken gefallen, schrickt sichtbar zusammen. Nureddin begleitet die Cadenz mit den entsprechenden Gebärden der bittersten Verzweiflung.)



Wouwermann pinx. Photogravure Bruckmann



KORNERNTE



VII. Jahrg. September 19

Das Ringen um die Oberher...

Paul Deh...

Das Meer ist die Weltverkehrs...
für alle Völker die Vorbeding...
Weltwirtschaft. Alle Völker haben ...
Befahrung der Meere. Kein einzelner ...
Meeres zu beschränken, die Gleichbe...
und sich eine Oberherrschaft über de...

Einst war die ungeheure Wass...
unbekannt, gefürchtet, gemieden und ...
Völkern geschätzt und benützt. Heute ...
geworden, bis in die entlegensten Buchten ...
sondern gesichert, nicht mehr gemieden, son...
Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts s...
Dampfer und Segler, in Verkehr, mit einem ...
25 Millionen und mit einer Beförderungs...
(Nauticus für 1904).

Durch die Dampfschiffahrt erlangte ...
er sie nie zuvor besaß. Fast alle Vorzüge ...



Photogravure Bruckmann

KORNERNTE



VII. Jahrg. September 1905 Heft 12

Das Ringen um die Oberherrschaft zur See

Von

Paul Dehn

Das Meer ist die Weltverkehrsstraße und seine unbeschränkte Freiheit für alle Völker die Vorbedingung einer gedeihlichen Entwicklung der Weltwirtschaft. Alle Völker haben Anspruch auf gleiches Recht bei der Befahrung der Meere. Kein einzelner Staat ist befugt, die Freiheit des Meeres zu beschränken, die Gleichberechtigung der Völker zu beeinträchtigen und sich eine Oberherrschaft über das Meer anzumaßen.

Einst war die ungeheure Wasserfläche des Meeres mehr oder minder unbekannt, gefürchtet, gemieden und nur in einzelnen Teilen von kühnen Völkern geschätzt und benützt. Heute ist sie ein Straßennetz ohnegleichen geworden, bis in die entlegensten Buchten bekannt, nicht mehr gefürchtet, sondern gesichert, nicht mehr gemieden, sondern gesucht, überall befahren. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts standen etwa 40000 Seeschiffe, Dampfer und Segler, in Verkehr, mit einem Nettoregistertonnengehalt von 25 Millionen und mit einer Beförderungsfähigkeit von 57 Millionen Tonnen (Nauticus für 1904).

Durch die Dampfschiffahrt erlangte der Seeweg eine Bedeutung, wie er sie nie zuvor besaß. Fast alle Vorzüge der Schienenstraße an Schnellig-

keit, Pünktlichkeit und Sicherheit wurden ihm zu eigen, und in bezug auf Billigkeit zeigte er sich der Eisenbahn weitaus überlegen.

Erst in der neuesten Zeit haben alle Kulturstaaten die überwiegende Bedeutung des Meeres für ihre wirtschaftliche und politische Entwicklung erkannt. In regem Wetteifer und mit großen Opfern sind sie bestrebt, voran das Deutsche Reich und die nordamerikanische Union, sich die gebührende Seegeltung zu verschaffen.

Weit vorangeeilt in dieser Erkenntnis und in ihrer Betätigung war England. Seit Jahrhunderten förderte es in erster Reihe seine Seeinteressen und seine Seemacht und errang endlich die Oberherrschaft zur See, deren ausschlaggebende Bedeutung für die ganze Weltpolitik die leitenden Kreise der übrigen Mächte nicht genügend oder nicht rechtzeitig zu würdigen wußten.

Unter den Augen der europäischen Staatsmänner entstand unaufhaltsam und deutlich erkennbar, sagt Mahan in seinem Werke „Die Bedeutung der Seemacht in der Geschichte", eine dritte, überwältigende Macht, die zu einem ebenso selbstsüchtigen wie streitbaren, wenn auch nicht ebenso grausamen und weit erfolgreicheren Gebrauch als irgend eine zuvor bestimmt war. Dies war die Macht zur See, deren Wirken stiller als der Waffenlärm war und darum seltener bemerkt wurde, obgleich sie offenkundig genug zutage trat. Es kann kaum geleugnet werden, daß Englands unbestrittene Herrschaft zur See, zunächst im 17. Jahrhundert, bei weitem der wichtigste unter den militärischen Faktoren war, die das endgültige Ergebnis beeinflußten.

England ist eine Handelsmacht ersten Ranges und im Laufe der Zeit die größte Kolonialmacht geworden, seitdem es die Oberherrschaft zur See anstrebte und erlangte.

Das verhältnismäßig kleine Inselland kann seine Grenzen nicht erweitern und schon seit Jahrzehnten nicht mehr seine stark herangewachsene Bevölkerung ernähren. Allein es besitzt die Vorteile einer außerordentlich bevorzugten Lage. Großbritannien erscheint wie eine natürliche Festung, umgeben vom sichersten Schutzwall, von dem weiten Meere. Schuf es sich eine starke Flotte, so mußte es unangreifbar werden, so konnte es ein Übergewicht zur See erringen.

In langen Kriegen und mit Geldopfern, die sich nach Milliarden berechnen, hat England die Oberherrschaft zur See an sich gerissen und will sie auch in Zukunft, obwohl sich die Machtverhältnisse auf dem Meer immer mehr zu seinen Ungunsten verschieben, behaupten, weil es ihr und ihrer rücksichtslosen Ausnutzung sein Handelsübergewicht und seinen großen Kolonialbesitz verdankt.

Englands Oberherrschaft zur See beruht auf seiner übermächtigen Kriegsflotte und Handelsschiffahrt, auf den Uferländern, Häfen, Kohlen- und Flottenstationen, die es in allen Meeren besitzt, auf der Verfügung über die meisten unterseeischen Kabel, wodurch der Wert seiner Flotte noch verdoppelt wird. Englands Oberherrschaft zur See beruht nicht zuletzt auf

der Möglichkeit, alle diese mehr oder minder unentbehrlichen Verkehrsgelegenheiten für die fremde Schiffahrt zu sperren oder ihr die Benützung durch beschränkende Maßregeln, durch Gebühren und dergleichen zu erschweren. Selbst auf dem wichtigen Durchgang zum Mittelmeer, auf dem Suezkanal, hält England die Hand. Nur der künftige Panamakanal wird außerhalb des englischen Machtbereiches liegen.

Nach englischer Anschauung sind die Grenzen des britischen Weltreiches die Küstenlinien der fremden Staaten. In den englischen Schulen findet sich eine eigentümliche Weltkarte. Alle englischen Kolonien sind darauf mit roter Farbe bezeichnet, ferner nach der Erläuterung die „übrigen englischen Besitzungen" mit blauer Farbe. Welches waren diese übrigen englischen Besitzungen? Das Meer!

Im Kriegsfalle will England diese Schulkarte in die Wirklichkeit umsetzen. Nach der Kriegserklärung beansprucht es auf Grund seiner Flottenmacht die unumschränkte Herrschaft auf allen Meeren bis dorthin, wo die Wellen des Ozeans die feindliche Küste bespülen. In „Cassiers Magazine" von 1897 schrieb Sir Charles Dilke: „Bei einer Kriegserklärung müssen der Oberbefehlshaber der englischen Flotte und die Lords der Admiralität als Hauptaufgabe ins Auge fassen, unsere Grenzen bis vor die Häfen des Feindes auszudehnen und die ganze Meeresfläche zu englischem Gebiet zu machen!"

„Ohne Englands Erlaubnis darf auf dem Meere kein Kanonenschuß abgefeuert werden." Dieser Ausspruch William Pitts markiert das Ziel, das die englische Politik in den letzten Jahrhunderten rücksichtslos verfolgte, als sie der Reihe nach alle Mächte von Seegeltung niederkämpfte. Die Oberherrschaft zur See ist, sagte die „Times" im September 1903, das Palladium, für das Großbritannien bis zum äußersten kämpfen müsse und mit dem es stehen und fallen werde. Right or wrong, my country — Recht oder Unrecht, wenn's dem Vaterland nur nützt!

Die Richtschnur der englischen Politik hat Sir Walther Raleigh in dem Satze zusammengefaßt: „Wer die See beherrscht, der beherrscht auch den Handel, und wer den Handel beherrscht, dem gehören die Schätze der Welt und damit die Welt selbst!"

Von dem englischen Weltreich sagte ein französischer Schriftsteller, es sei ein Polyp mit dem Zwergleibe und den riesigen Fangarmen, die den Erdball einschnüren. Bei Antritt des neunzehnten Jahrhunderts dichtete Schiller mit Bezug auf den Kampf zwischen Frankreich und England:

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
  Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
  Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
  Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
  Will er schließen, wie sein eignes Haus.

Bis zur Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien lag ngland abseits von den großen internationalen Seewegen, die sich im Mittelmeer kreuzten. Infolge jener Entdeckungen rückte England in den Mittelpunkt der neuen Verkehrswelt und trat in die Reihe der modernen Seestaaten ein. Mit der Besiegung der Armada im Jahre 1588 beseitigte ngland die spanische Seeherrschaft und begann sich zur Weltmacht zu entwickeln. Nacheinander bekämpfte oder überfiel, besiegte oder vernichtete es ie Flotten aller der Staaten, die es für Nebenbuhler hielt, einzig und llein, um dem Ziel näher zu kommen, das es seither nicht mehr aus den lugen ließ. Das friedliebende holländische Volk war nach der übereinimmenden Meinung unbefangener Geschichtskenner durch die englischen Feindseligkeiten herausgefordert und schließlich niedergeworfen worden. „Was ommt es auf diesen oder jenen Grund an?" äußerte Monk in bezug auf en zweiten Krieg gegen Holland im Jahre 1665. „Was wir brauchen, t ein Stück mehr von dem Handel, den die Holländer jetzt haben."

Mahan hat gezeigt, wie England aus dem spanischen Erbfolgekriege eitaus die größten Vorteile zog, wie es schon damals seine Seemacht auf en Trümmern der seiner Nebenbuhler, gleichviel ob Feind oder Freund, ufbaute und befestigte.

Während des Krieges gegen die Buren trat die unbedingte Seeerrschaft der Engländer in das hellste Licht. Ein Heer von 270000 Mann ermochten sie unbehindert, ja ohne Bedeckung 10000 Kilometer weit nach Südafrika zu senden. In dieser Tatsache erblickte damals die „Times" einen Beweis für die Bedeutung der Seeherrschaft im allgemeinen und der Seeerrschaft Englands im besonderen. Nur Englands unbeschränkte Seeerrschaft habe solche Truppensendungen auf so ungeheure Strecken in vollommener Sicherheit ermöglicht. Keine zweite Macht könne mit Sicherheit ine einzige Truppensendung nach einem entfernten Bestimmungsort senden, nd wenn Frankreich Madagaskar erobert und Deutschland Kiautschou beetzt habe, so sei dies nur möglich gewesen, weil keine überlegene Seemacht ich hindernd dazwischen stellte. Hätte England diesen Unternehmungen widersprochen, so hätten sie erst nach Besiegung der britischen Seemacht urchgeführt werden können.

Damals hat England diese seine unbestrittene Seebeherrschung praktisch zu betätigen versucht, indem es deutsche, nordamerikanische, französische nd dänische Schiffe auf dem Wege nach der Delagoabai unter dem Vorwand, auf Kriegskonterbande zu fahnden, durch seine Kriegsschiffe aufbringen ließ. Nach dem Burenkriege waren die Engländer nervös geworden nd verschafften ihrer Oberseeherrschaft um so nachdrücklicher Geltung. Nicht mächtig zu Lande, ist England übermächtig zur See. Es beschränkt nach Bedarf die Seefreiheit aller anderen Völker, es maßt sich an, eine Art on Seepolizei auszuüben, es scheint das ganze Meer als eine englische Straße zu betrachten und erlaubt sich gelegentlich Übergriffe, die von den etroffenen Mächten unmutig und bitter empfunden werden. Es kann jedem

anderen Staat bei gegebener Gelegenheit ein „hands off" zurufen und ihn zwingen, zurückzuweichen und mehr oder minder wichtige Interessen, die der englischen Politik nachteilig oder nur unbequem werden könnten, fallen zu lassen, um nicht mit England in Schwierigkeiten zu geraten. So bedeutet Englands alleinige und ausschließliche Oberherrschaft zur See für alle Staaten mit überseeischem Außenhandel ein Imponderabile der Unsicherheit, ein Damoklesschwert, das jeden Augenblick herniederfallen und ihren Seehandel in Frage stellen kann. Und je mehr die einzelnen Staaten ihre überseeischen Beziehungen entwickeln und entwickeln müssen, desto mehr empfinden sie die Abhängigkeit von einem unberechenbaren und willkürlichen Wohlwollen in bezug auf ihren Seeverkehr.

Im Welthandel konnte England seine Monopolansprüche nicht behaupten. Es hat sie am offensten enthüllt, als es zu Anfang des 19. Jahrhunderts an Napoleon I. das Ansinnen stellte, Frankreich möge auf seine nationale Seeschiffahrt ganz verzichten und den französischen Handel der englischen Flotte überlassen. In den letzten Jahrzehnten mußte England die stärker hervortretende, ja in mancher Hinsicht überlegene Konkurrenz anderer Mächte, insbesondere Deutschlands und der nordamerikanischen Union, gelten lassen. Mit um so größerer Entschiedenheit ist England nunmehr darauf bedacht, sein maritimes Monopol in Gestalt der ausschließlichen Oberherrschaft über die Meere zu wahren, zumal auch dieses Monopol in neuster Zeit durch die Entwicklung verschiedener Konkurrenten bedroht erscheint. Zunächst ist es durch die technischen Fortschritte beeinträchtigt worden, und zwar durch die Dampfkraft, die das Schiff unabhängig von Wind und Wetter treibt. Von der Dampfschiffahrt hatte schon Lord Palmerston Nachteile für die Verteidigung Englands besorgt. In bezug auf den Ärmelkanal äußerte er am 30. Juli 1845, daß er nicht mehr die Unangreifbarkeit Englands vom Süden her verbürge. „Der Dampf hat das, was früher eine Schranke für eine militärische Macht bildete, in einen Strom verwandelt, der auf einer beweglichen Brücke überschritten werden kann." Beeinträchtigt wird die englische Oberherrschaft aber auch politisch, doch nicht von einer einzelnen Macht und noch weniger von einer Koalition der Mächte, die nicht besteht, sondern von der ganzen maritimen Entwicklung der Neuzeit. Was in früheren Jahrhunderten England allein erkannte, die ausschlaggebende Bedeutung der Seemacht für das Wohl und Wehe der Nation, ist heute allen Völkern von Seegeltung klar geworden und sie sind darauf bedacht, ihre Seemacht zu verstärken. Dieses Streben wird von englischer Seite mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. „Der Umstand, daß jetzt mehrere große Flotten bestehen, die vor 25 Jahren nicht vorhanden waren," sagte Premierminister Balfour Anfang März 1904 im Unterhause, „ist an und für sich schon eine Sorge für England." Seit 1889 betreibt es größere Flottenrüstungen als irgend eine andere Macht. In der Zeit von 1894 bis 1904 vermehrte es seine Ausgaben für die Kriegsflotte von 354 auf 857 Millionen Mark, Deutschland dagegen von 78 auf 215 Millionen Mark.

Der Aufwand der nordamerikanischen Union für die Flotte stieg in derselben Zeit von 121 auf 405 Millionen Mark. Wie Anfang April 1904 im englischen Unterhause mitgeteilt wurde, war in den letzten neun Jahren die Vermehrung des Tonnengehaltes der britischen Marine so groß wie die des Tonnengehaltes der französischen, deutschen und russischen Marine zusammengenommen!

England hat die außerordentliche Verstärkung seiner Kriegsflotte so ziemlich vollendet, ist allen übrigen Mächten weit vorausgeeilt und nötigt sie, wollen sie sich eine angemessene Seegeltung wahren, zur Nachfolge. Es möchte nunmehr durch ein internationales Abkommen über die Einschränkung der Seerüstungen einmal die großen finanziellen Lasten, die es auf sich genommen hat, erleichtern und dann vor allem seine Überlegenheit zur See festgelegt wissen.

Können und werden die übrigen Staaten, soweit überhaupt ihre Flotte eine Bedeutung hat, darauf eingehen und sich auf Wunsch Englands zu einer Verminderung ihrer ohnehin rückständigen Flottenrüstungen verstehen? Hätte nicht zunächst England Ursache, mit der Weiterführung seiner gewaltigen, für alle Staaten bedenklichen Flottenpläne innezuhalten?

In erster Reihe wird immer wieder Deutschland drangsaliert, weil die Engländer vor der deutschen Flotte die größte Besorgnis haben. In ihrem Juniheft vom Jahre 1904 klagte die „Marinerundschau", daß in der englischen Fachliteratur wieder eine Periode der Gehässigkeit gegen das Deutsche Reich herrsche, dem man allein die Schuld an den hohen Ausgaben für die englische Flotte zuschiebe. Deutschland, sagte H. W. Wilson im Maiheft der „National Review", verhindere allein eine allgemeine Abrüstung zur See, daher müsse England gegen Deutschland rüsten. Eine etwaige deutsche Flottenverstärkung über das Flottengesetz von 1900 hinaus sei gleichbedeutend mit einer heimlichen Kriegserklärung gegen England.

Einen ähnlichen Ton schlug gegen Deutschland der englische Admiral Fitzgerald im Maiheft der „Deutschen Revue" vom Jahre 1905 an, wo er mit ungewöhnlicher Offenherzigkeit erklärte, „daß wenn Deutschland fortfahren sollte, seine Kriegsflotte in dem gegenwärtigen Verhältnisse zu vermehren, das heißt so, daß sie mehr oder minder auf den Fuß der Ebenbürtigkeit mit der Englands kommt, dieses Vorgehen als eine Bedrohung der Oberherrlichkeit zur See anzusehen ist, die wir mit Recht oder Unrecht beanspruchen und die wir aufrechtzuerhalten suchen werden, da sie unseres Dafürhaltens notwendig zu unserer unabhängigen Existenz als Nation ist, abgesehen von aller Gefühlsregung und der Tatsache, daß wir sie ein Jahrhundert lang gewahrt haben."

Nach dem Vorbild Fitzgeralds stellten noch einige englische Admirale im Frühjahr 1905 die Forderung auf, daß Deutschland seine Kriegsflotte nicht nach seinem Ermessen und nach seinen Bedürfnissen verstärken darf, sondern nur in gewissen Grenzen, die von England bestimmt werden! Um ihre Oberherrschaft zur See auch in Zukunft zu sichern, haben die Engländer

nicht übel Lust, denjenigen Staaten von Seegeltung, deren Flotten ihnen zu stark zu werden scheinen, zurzeit dem Deutschen Reiche das ihnen genehme Maß der Flottenrüstungen vorzuschreiben — bei Androhung eines Präventivkrieges im Falle des Zuwiderhandelns!

Noch vor den schärfsten Angriffen von englischer Seite am 6. September 1904 erklärte Kaiser Wilhelm in Hamburg: „Das deutsche Volk hat die Berechtigung, die Flotte und das Heer sich zu halten, deren es bedarf zur Vertretung seiner Interessen, und niemand wird es daran hindern wollen, dieselben auszubauen nach seinem Wunsch und Willen." Was würde man wohl in der nordamerikanischen Union sagen, wenn die Engländer die Absicht äußern wollten, die Verstärkung der nordamerikanischen Flotte unter ihre Kontrolle zu stellen?

Englands Wünsche nach dieser Richtung hin hat am deutlichsten vor etlichen Jahren der englische Admiral Colomb vor dem „Junior Constitutional Klub" in folgendem Satze umschrieben: „Die Vorherrschaft der englischen Flotte stellt in sich die beste Bürgschaft für den Weltfrieden dar, und der beste Abrüstungsplan würde sein, wenn alle Mächte — England ausgenommen — auf den Neubau von Kriegsschiffen verzichten würden."

Als Premierminister Balfour Anfang März 1904 die weitere Verstärkung der englischen Flotte begründete, betonte er, England sei in einer Weise von seiner Flotte abhängig, wie keine andere Macht. „Unsere Lage", sagte er, „läßt sich in dieser Hinsicht weder mit Amerika, noch mit Frankreich, noch mit Rußland, noch mit Deutschland vergleichen. Keiner dieser Staaten ist von seiner Flotte abhängig. Deutschland und Rußland könnten nicht einmal von der See aus angegriffen werden, mit Ausnahme ihrer Besitzungen im fernen Osten. Von allen Flotten ist die unserige allein zur Verteidigung da, die meisten anderen Flotten' hingegen sind hauptsächlich Angriffswaffen — are essentially attacking and agressive forces." Schon lange ist eine Eigentümlichkeit der Engländer, das nüchterne und oft abschreckende Antlitz ihrer Interessenpolitik durch Auftragung idealistischer Absichten sympatischer zu machen. Solchen Versuch machte auch Premierminister Balfour, als er versicherte, die meisten nichtenglischen Flotten seien Angriffswaffen und nur die englische allein sei zur Verteidigung geschaffen. Ob Herr Balfour wirklich glaubt, daß die nichtenglischen Flotten zu einem Angriffskriege gegen England bestimmt sind? Wäre dies der Fall, so würde England nur folgerichtig handeln, wenn es alle Staaten mit Waffengewalt verhinderte, ihre Flottenrüstungen fortzusetzen, und es würde dann noch dazu von sich rühmen können, nicht etwa seine Oberherrschaft zur See zu verteidigen, sondern einzig und allein den Weltfrieden oder doch wenigstens das, was die englischen Politiker darunter verstehen.

England hat bisher alle Staaten mit Krieg überzogen, die sich starke Flotten geschaffen hatten, es hat diese Flotten vernichtet oder unterdrückt, und so ist es nicht ausgeschlossen, daß es aufs neue den Versuch macht, unter irgend einem Vorwande über die Macht herzufallen, die sich eine nach

seiner Auffassung für die englische Seeherrschaft gefährlich starke Flotte zu bilden sucht. Ist es im Hinblick auf diese Erfahrungen nicht eine gänzlich unangebrachte Verdächtigung, ist es nicht die alte Politik der Völkerverhetzung, wenn die englischen Blätter behaupten, daß durch die deutschen Flottenverstärkungen Frankreich, Rußland und andere Länder auf dem Meere bedroht würden? Und ist es nicht der Gipfel der politischen Heuchelei, was die „Daily Mail“ Anfang Februar 1903 erklärte: In Englands Händen bedeutet die Oberherrschaft zur See den Frieden, in Deutschlands Händen den Krieg?

Englands Selbstbewußtsein auf Grund seiner Oberherrschaft zur See ist in jüngster Zeit stärker hervorgetreten, und möglicherweise erscheint in England nicht nur den chauvinistischen Parteiführern und ihren Organen der gegenwärtige Zeitpunkt besonders geeignet, um, wenn auch zunächst nur in Reden und Artikeln, die aufstrebende Flotte desjenigen Reiches einzuschüchtern und zu bekämpfen, das ihnen auch in wirtschaftlicher Hinsicht als ein gefährlicher Konkurrent gilt, nämlich Deutschlands.

Manche englischen Kreise bestreiten dem Deutschen Reiche jeden Anspruch auf Seegeltung und weisen auf seine ungünstige Seelage und geringfügige Küstenentwicklung hin. In Wirklichkeit ist diese durchaus nicht geringfügig. So günstig wie die englische ist die deutsche Seelage allerdings nicht. Aber die großen Fortschritte der Schiffahrtstechnik haben den geringen Unterschied einigermaßen ausgeglichen.

Begründet wird der Anspruch eines Staates auf Seegeltung nicht nur durch seine Kriegsflotte, sondern auch durch seine Handelsflotte. Wenn auch die deutsche Handelsflotte hinter der englischen noch weit zurücksteht, so ist Deutschlands Anspruch auf Seegeltung wohl begründet. Dabei ist aber Deutschlands Aufstreben als Seemacht für die übrigen Staaten des europäischen Festlandes nicht gefährlich, im Gegenteil, Staaten, die eine gute Seeküste oder bequemen Zugang zum Meere haben, sagt Mahan, werden es vorteilhaft finden, ihr Gedeihen und ihre Ausbreitung zur See und im Handel zu erlangen, anstatt in Versuchen, bestehende politische Verhältnisse umzustoßen und zu verändern in Ländern, in denen ein mehr oder minder andauernder Machtbesitz anerkannte Rechte begründet und nationalen Zusammenhang oder politische Bande geschaffen hat.

An der unbeeinträchtigten Seegeltung Deutschlands sind vielmehr alle Staaten des europäischen Festlandes interessiert. Nur auf Grund einer hinreichenden Seemacht werden sie die Konkurrenz mit den drei großen Weltreichen bestehen können. Sollte Deutschland eine Vormachtstellung auf dem europäischen Festlande erlangen, so werden die beteiligten Staaten nichts für ihre politische Selbständigkeit zu fürchten und viel für ihre wirtschaftliche Entwicklung zu hoffen haben, denn ein Zusammenschluß der europäischen Festlandsstaaten zur gemeinsamen Aufrechterhaltung ihrer Weltmachtstellung wird und kann nur auf Grund freier Vereinbarung erfolgen.

Deutschland ist nicht der einzige und nicht der gefährlichste Konkurrent Englands auf dem Weltmarkt. Wenn es den Engländern, was

Gott verhüte, gelingen sollte, die deutsche Flotte und den deutschen Seehandel zu vernichten, so würden ihnen andere gefährliche Nebenbuhler entstehen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts befanden sich die Engländer angesichts der Übermacht der Spanier und Portugiesen zur See in ähnlicher Lage, wie heute die Deutschen. Damals begann man in England den Wert der Seemacht zu erkennen. Wenigstens dazu müsse die englische Flotte ausreichen, so wurde damals in England hervorgehoben, um jeder anderen Macht die Oberherrschaft zur See streitig zu machen.

Zu den Völkern, die daheim bleiben und sich auf ihre Grenzen beschränken, hat das deutsche Volk niemals gehört. Es war immer bestrebt, nach allen Richtungen hin das Höchste zu leisten und zu erreichen, und wird dieses Streben, nachdem das Reich festgefügt worden ist, in Zukunft erst recht hervortreten lassen. „Deutschland ist für jede Art von Entwicklung und Ausdehnung vorbereitet," schrieb Ende 1899 der Londoner „Daily Telegraph" und fügte mit der üblichen Übertreibung hinzu: „Es ist vollkommen zwecklos, Deutschlands Bestrebungen zur Erlangung der maritimen und kommerziellen Suprematie als vage Träume anzusehen."

Wie die Deutschen, so denken auch die Nordamerikaner. Beide wollen sich auf der Weltverkehrsstraße, dem Meere, mit einer untergeordneten Rolle nicht begnügen; sie wollen nicht als Engländer zweiter Klasse angesehen und behandelt werden, sie verlangen auf dem neutralen Gebiet unter allen Umständen die gleiche Freiheit und das gleiche Recht. Ihnen das streitig machen zu wollen, ist eine Anmaßung ohnegleichen, und es können in dieser Beziehung zu England in der Tat nur die Staaten halten, die in der ausschließlichen Oberherrschaft der Engländer zur See eine unerläßliche Vorbedingung des Weltfriedens, einen Segen für alle Völker, ein weltpolitisches Ideal erblicken.

Die Seegewalt ruht nicht allein auf dem Besitz einer starken Kriegsflotte, sondern auf dem Besitz der Erhaltung eines überlegenen Seehandels. „Eine Kriegsflotte schafft noch keinen Seehandel," sagt Mahan in seinem Buch „Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" (1897, Bd. I). „Der Handel aber erzeugt entweder eine Kriegsflotte, die stark genug ist, ihn zu schützen, oder er geht in die Hände von Kaufleuten über, die solchen Schutz genießen. Spanien hatte einst den größten Teil des Handels beider Hemisphären. Als es seine Seeherrschaft einbüßte, verlor es auch seinen Handel. Die Niederlande erbten den Welthandel Spaniens, aber konnten ihn nur so lange festhalten, als sie der Aufgabe, ihn auch zu schützen, gewachsen waren. Wenn auch zugegeben werden muß, daß eine überlegene Kriegsflotte nicht den Handel einer Nation erzeugen kann, so kann doch sicher eine schwache Kriegsflotte Veranlassung werden, daß der bestehende Handel auf eine andere stärkere Flagge übergeht." Unbeeinträchtigte Seegeltung, das ist Gleichberechtigung und Freiheit zur See, muß jedes Reich erlangen und behaupten, das die überseeische Ein- und Ausfuhr nicht entbehren kann, eine nationale Schiffahrt zu ihrer Beförderung besitzt und außer seinen Handelsinteressen auch Kolonien zu schützen hat.

Gegenüber der von England beanspruchten Oberherrschaft zur See sind
le Mächte bis zu einem gewissen Grade behindert, ihre weltpolitischen und
eltwirtschaftlichen Interessen auch da wirksam zu wahren, wo sie im Gegen-
tz zu denen Englands stehen. In Zukunft werden sie erkennen müssen,
aß dies ein unerträglicher Zustand ist. Bisher mußten die übrigen Staaten
on Seegeltung noch die Konsequenzen dieses Anspruchs erdulden, den sie
emals anerkannt haben, den sie in Zukunft ernstlich bestreiten und nötigen-
lls bekämpfen werden, um so eher, als der Glaube an die Unüberwindlichkeit
r englischen Flotte in England selbst etwas erschüttert zu sein scheint.
egenüber der Theorie der Engländer von ihrer alleinigen Oberherrschaft
ır See, gegenüber der Tatsache, daß sie in der Lage sind, die Freiheit
es Seeverkehrs nach Bedarf für alle Staaten zu beschränken, besteht
ne Interessengemeinsamkeit unter allen übrigen Staaten von Seegeltung,
e zum Ausdruck kommen wird, wenn sie ihre Flotten auf den Stand
ebracht haben werden, daß auch sie, wie die englische Flotte, zur Ver-
idigung dienen können.

Es ist aber nicht einmal wahr, was die Engländer glauben machen
ollen, daß der Ozean nur e i n e n Herrn erträgt. Der alte englische
pruch: „We must command the sea or we must perish" — wir müssen
ır See herrschen oder zugrunde gehen, mag in früheren Jahrhunderten
cht unbegründet gewesen sein, da noch die Mächte von Seegeltung mehr
aubstaaten als Kulturstaaten waren. Heute liegen die Verhältnisse doch
esentlich anders. Kein Staat denkt daran, über England herzufallen. Von
inem Staate wird ein friedliches England bedroht werden, und wenn
ngland, was in absehbarer Zeit vielleicht unvermeidlich ist, zu der Er-
nntnis kommt, daß unter den modernen Verhältnissen die Herrschaft eines
andes über die Meere nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, dann wird
ngland nicht zugrunde gehen, sondern seine hervorragende Stellung in der
Beltwirtschaft behaupten.

Wollte aber England ernstlich einen unbequemen Nebenbuhler zum
ampf zwingen, nur um ihn niederzuwerfen und die eigene Oberherrschaft
ır See noch schärfer zum Ausdruck zu bringen, so würde es andere Staaten
on Seegeltung herausfordern, sie in bezug auf eine wichtige Lebensbedingung
rletzen, sich selbst ins Unrecht setzen und die übrigen Staaten von See-
ltung veranlassen, in Erwägung zu ziehen, auf welchem Wege eine so
lturwidrige Oberherrschaft beschränkt oder beseitigt werden kann. Der
rieg selbst zeigt dann diesen Weg. Wie er auch ausfallen möge, England
ird geschwächt sein und mit Aussicht auf Erfolg nicht mehr einen Kampf
rtführen können, den es gegen eine einzelne Macht begonnen hat und der
h in Wirklichkeit gegen alle Mächte von Seegeltung richtet. Ein so
genartiges Imponderabile, wie es die Oberherrschaft zur See ist, wird
emals allgemeine Anerkennung finden, wird immer wieder die anderen
Nächte zum Kampf nötigen, will immer wieder aufs neue errungen sein
nd wird auf die Dauer nur dann unbestritten in den Händen einer Macht

bleiben können, wenn diese Macht nicht nur auf Grund ihres Landgebietes, sondern auch auf Grund ihrer Bevölkerungszahl und ihres Reichtums allen übrigen Ländern zusammengenommen überlegen ist. Diese Voraussetzung der Seeherrschaft traf in früheren Jahrhunderten für England nicht ganz aber doch genügend zu. In der neuen Zeit sind andere Reiche entstanden, die England nach der einen oder anderen Richtung hin weit überflügelt haben, und geblieben ist den Engländern nur noch ihre Überlegenheit zur See, die aber von zwei Seiten immer mehr beschnitten wird. Auf der einen Seite ist England allein als Land nicht weit und als Volk nicht groß genug, auf der anderen Seite aber sind mehrere Mächte im Aufstreben begriffen, die den Engländern entweder in bezug auf Landgebiet oder Volkszahl oder Reichtum vorausgekommen sind und sich nunmehr anschicken, ihr Schwergewicht, wenn nicht ihr Übergewicht, auch zur See geltend zu machen, zunächst neben und auf Kosten und schließlich unter Zurückdrängung der englischen Oberherrschaft zur See.

Ist nun überhaupt ein Kampf um die Oberherrschaft zur See unvermeidlich? Diese Frage läßt sich durchaus nicht bejahen. Von einem solchen Kampfe kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil eine Macht nicht ersichtlich ist, die für sich die Oberherrschaft zur See erstreiten will. Es gibt in Europa stärkere und schwächere Mächte, aber keine Macht, die eine Oberherrschaft über die anderen Mächte beansprucht. Die europäischen Mächte gruppieren sich, um das Aufkommen einer vorherrschenden Macht zu verhindern und um das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Ein ähnliches Verhältnis in bezug auf die Seegeltung ist im Werden begriffen. Es bildet sich in friedlicher Entwicklung weiter aus, und fraglich erscheint nur, ob seine Ausgestaltung im Falle eines Angriffskrieges der gegenwärtig herrschenden Macht vorübergehend gestört oder aber beschleunigt oder auch fernerhin in friedlichem Wettbewerb vollzogen werden wird.



Wandlung

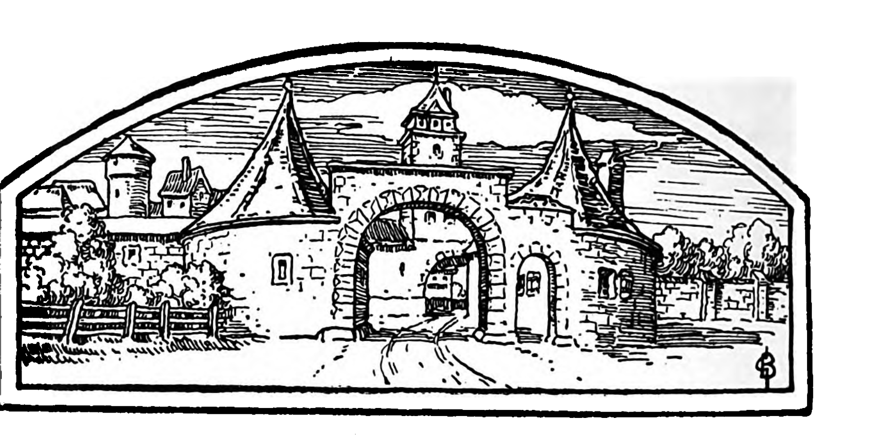
Von

Martin Boelitz

Wenn über Nacht die Blumen all erblühen,
Die meine Hand zu brechen oft begehrt,
Und alle Wunder mir entgegenglühen,
Nach denen meine Jugend sich verzehrt —

Ich werde staunend an der Schwelle stehen,
Kaum, daß der fremde Hauch mich noch berührt,
Und ohne Trauer durch die Pforte gehen,
Die aus dem Leben in die Stille führt.





Vor der Sündflut

Erzählung von Rungholts Ende

von

Johannes Dose

(Schluß)

Fünfzehnter Abschnitt

In der Neujahrhundertnacht

Naßkalt und nebelgrau tagte der aufdämmernde Sylvestermorgen, der letzte Morgen des scheidenden Säkulums und des Jahres 1300.

In das Pluviale der Kleriker eingewickelt, drückte sich ein fröstelndes und spindeldürres Männchen an den Häusern der Gerbergasse entlang, schielte unter der vermummenden Kapuze scheu nach allen Seiten und schoß dann, möglichst klein geduckt und wie ein verplustertes Kleiderhäuflein anzusehen, in die Fronerei hinein.

Hinze beugte sich und gaffte unter die Kapuze — beide Augen und der breite Mund blieben sperrweit offen stehen. „Herr ... Herr ... Hochwürdigster ... ich bin baß verwundert ... welche Ehre!"

„Macht mir keine Unehr ... still und kein Geschrei im Hause! Kommt mir nicht zu nah mit Euren Fingern!" Theodorus hatte ein untersiegeltes Schreiben hervorgeholt, das er mit zwei Fingerspitzen dem Kloakarius hinhielt. „Dieser Ratsbrief bestellet Euch zum Nachrichter von Rungholt."

Hinze, der die Hand nicht küssen durfte, drückte brünstig seine Lippen auf das rote Siegel und schniefte: „Welche Gnade ... welcher Gottessegen ergeußt sich über mich am Sylvestermorgen ..."

Die scheue Stimme wurde scharf und schnarrte: „Ich begehre keinen Dank, nur gänzliches Schweigen von meiner Gegenwärtigkeit an diesem ungebührlichen Ort ... unter vier Augen will ich dem verurteilten Vikar die Beichte hören."

Theodorus ſtieg kraftlos und keuchend die vielen Stufen bergan.

Herunter fiel die Türklappe, und vier Augen ſtanden einander gegenüber mit kaltem, verſteinertem Blick. Vater und Sohn! Sohn und Vater, die zum erſten Male ſich erkannten und ſeit Jahren täglich ohne Liebe, ohne einen Zug des Herzens oder Blutes ſich begegnet waren.

Tiefes, ſchweres Schweigen!

Schmutzigweißer als die unſaubere Kalkwand war der weiße Theodorus, und unhörbar ſchlugen ſeine paar Zähne aufeinander.

Wie er ſtotterte und die Worte aus der Kehle ſtieß! „Die närriſche Dünen-Maike iſt bei dir geweſen ... wirſt du reden, was ſie ſchwatzte, bin ich ein ausgelöſchter, von ſeiner hohen Stätte geſtürzter Leuchter ... der geweſene Domherr kann ſich ſelbſt nicht helfen, geſchweige dir beiſtehen ... wirſt du aber ſtummen Mund behalten, werde ich erwirken, daß des Urteils Exekution um Wochen hinausgeſchoben wird. Während dieſer Friſt finde ich Mittel und geheimen Weg, auf dem du in die Freiheit und Fremde fliehen kannſt."

Des Paulinus hohe, eherne Stirn zog ſich in Unmutsfalten. „Geh mit deinen ſchlechten Schleich- und Hintergaſſen! Ich hab' meinen treuen Gottvater, welcher tauſend Wege, mich zu retten, weiß."

Des Domherrn Knie knickten, und er liſpelte, in ſich zuſammengeſchrumpft: „Willſt du ... deinen Vater ... verderben ... und dich mit mir?"

Bleich und die Lippen beißend, aber groß und hehr richtete ſich der Vikar empor. „Wehe dem Menſchen, durch welchen ein Ärgernis kommt, dreimal wehe den Prieſtern, deren Pfaffenkinder in der Welt verderben! Aber meine Seele wird nicht von dir gefordert werden. Ich bin nicht dein Verräter und nicht dein Richter. Doch die Wahrheit, die du dein Leben lang verkehrt haſt, muß ich dir ins Geſicht ſchleudern und ſchlagen. Du biſt verdorben in deiner Aftergerechtigkeit, verraten haſt du dein eignes Blut und meine arme Mutter in Schmach und Tod hinausgetrieben. Ein Lügner und Mörder von Anfang biſt du. Zwiſchen dir und mir iſt eine Kluft, wie zwiſchen Himmel und Hölle. Der Allmächtige von oben, vor dem die finſtern Engel mit den gellenden Sturmpoſaunen reiten, wird dich und deine Schriftgelehrtenſippe und Rungholts Gerechtigkeit richten."

Eine ſchlotternde Jammergeſtalt kroch die Stiegen hinab und ſchwankte aus der Fronerei. — — —

Alle Glocken der Stadt läuteten in hellen und hohen Lobtönen. An der Schwalmauer und auf dem Markte ſtand das gaffende, ſchauluſtige Volk, Kopf an Kopf, Hauben und Hüte und Zipfelmützen und fliegende Haare, bärtige, rotbackige und verrunzelte Wangen, alles durcheinander gewürfelt.

Alle Hälſe reckten ſich, als der lange Männerzug, der in feierlicher Prozeſſion die Domkirche umzog, vorbeikam. Unter dem Purpurbaldachin ſchritt Theodorus in dem prunkenden Domherrn-Ornat, hinter ihm die hohen

Kleriker der Stadt und zu beiden Seiten der gesamte Rat. O, wie stolz und steil der Bischöfliche sich hielt, trotzdem er an den goldbeladenen Gewändern schwitzend schleppte. Aber sein Angesicht glich einer gelblichen Mumie, deren welker Leib von Schmuck und Edelsteinen starrt.

Alle Männer in dem Zuge trugen hoch die Köpfe und traten fest mit ihren Füßen. Jeder hatte die Silberkette mit dem Brustschilde umgehängt, auf dem St. Jörg, der fromme Ritter, den Lindwurm mit dem Speer durchbohrt.

Die St. Jürgensgilde, die vornehmste von allen, die in ihre Brüderschaft nur die reichsten Bürger aufnahm, hielt heute ihren Kaland und feierte gleichzeitig ihr zweihundertjähriges Stiftungsfest, denn Anno 1100, am letzten Tage des Jahres, war sie von zwölf ehrenfesten Männern gegründet worden. Jetzo zählte die Gilde mehr als hundert Mitglieder, lauter wohlgestellte, ehrenfeste Ehrenmänner.

Die Prozession verschwand in der Domkirche, allwo an dem mit dicken Wachslichtern geschmückten Marienaltar eine Seelenmesse für alle toten Brüder gelesen und dann das Hochamt zelebriert wurde.

Während desselben hatten zwölf Stadtarme, die das Bettlerzeichen trugen, in dem Erdstockwerk des Tinghauses, welches der Gildesaal war, sich versammelt und auf zwölf Stühlen recht gezwungen und verlegen sich gesetzt.

In corpore trat der Rungholter Rat ein, und die Ratmannen, welche Waschschalen hielten, beugten sich nieder und wuschen den greisenhaften Männern die vorher im Badhause gesäuberten Füße. Fedder Heikens aber folgte würdevoll und bedächtig und trocknete mit der Handzwehle die Wassertröpflein hinweg.

Auch die andern Gildebrüder wollten tun nach dem Wort „Dienet einander“. Mit Braten und Brot bespeisten sie die Armen und sie nötigten und atzten und mästeten, bis die Ärmsten traurig wurden, weil sie keinen Bissen mehr hinunterwürgen konnten.

Schmunzelnd, wie nach einem erheiternden Scherze, gingen die Gildeleute auf den offenen Markt hinaus und trugen Körbchen, angefüllt mit kleinen Münzen. Zwei Kupferblafferte legten sie in jede ausgestreckte Hand. Aber weil sein großer Korb nicht leer geworden war, nahm der Richter die Blafferte handvollweise und streute sie mit dem Wurf des Säemanns über die Köpfe des Haufens. Um- und übereinander purzelten Knaben, Greise, umgestülpte Frauenröcke — o, das war ein spaßiges Greifen, Grapsen, Raffen, Reißen und Geraufe. Sogar der würdige Heikens mußte seine schmalen Lippen zu einem Lachen verziehen.

Drüben unter den Zuschauern dieser Silvester-Volksbescherung reckte sich der lange Deichschreiber, der das joviale Lächeln des Ratsherrn bemerkte und dabei dachte: Heute ist er in der Stimmung, mit Gunst mich anzuhören, heute sag' ich, was ich schon zu lange verschwiegen habe. —

Vor einem stärkenden Becher Glühwein saß Heikens in seiner Schreibstube, unbeweglich das Pharaogesicht, auf dem nur überlegene Kühle und

kühle Überlegung zu lesen war. Nachdem er einen Schluck genommen, sagte er zu Folkert: „Wenn nichts von Amts wegen, wird es ein persönliches Anliegen sein ... zum neuen Jahre wollt Ihr Euer Gehalt gemehrt haben ... besitze ich nicht eine sonderbare Sehergabe?"

„Nein, Ihr seid ein schlechter Rater." Ohne Umschweife und Umschreibung redete Folkert, obgleich die Zunge ihm im Munde auszuquellen schien. „Eure Tochter Inge bitte und begehre ich zum Eheweibe ... wir haben uns lieb und wert gewonnen."

Heikens sah über den Becher hinweg und sprach wie zu sich selber: „Jawohl, aus den Geschlechtern werde ich mir einen Eidam wählen ... nur gleich und gleich gesellt sich gut an einem Haustisch."

Folkerts Augen sprühten. „Hab' ich nicht Euer Wort, andeutungsweise, aber deutlich?"

„Was? Wie kann ich, der Verliebtheit verabscheut, auch nur ahnen, was verliebte Toren sich zurechtdeuteln? Ihr erstaunt mich! He! Habt Ihr von mir ein Geschriebenes gesehen oder ein Mündliches gehört?" Zur Stärkung nahm der Ratsherr einen tiefen, tüchtigen Schluck Wein.

Der Deichschreiber kehrte sich auf den eisenbeschlagenen, klirrenden Stiefelhacken und rief: „Neujahr, Neujahr bringt den Abschluß und die Rechnung!"

In seiner Stube warf er sich hin und lachte wild. „Das Recht hab' ich gebeugt und mein Gewissen betrogen ... ha, ich elender, betrogener Betrüger!" — — —

Im Turmgemach der Fronerei hielt Oda dem Kloakarius den Zeigefinger entgegen. „Immer drei gut gemessene Schritte mir vom Leibe!"

„Auch wenn Ihr mein Eheliebchen seid?"

„Auch dann vielleicht ..." Dem Mädchen, das die Schultern hochzog, lief es kalt über den Rücken. „Wollt Ihr den Pakt schließen und mit dem Schwerte fehlschlagen, so daß der ungerechten Justiz Genüge geschieht? Sobald Paulinus frei und heil die Richtstätte verlassen hat, trete ich ... viell ... mit Euch vor den Altar." Sie verschluckte ein Wörtlein.

Er knurrte. „Auf noch so viele Vielleicht ist kein Verlaß."

Oda blickte hinweg. „Ich meine nur ... könnte ich nicht vorher sterben?"

Hinze grinste roh. „Gut und grob geredet! Ich will keinen Pakt schließen, sondern mit Inbrunst den dicken Buttermilchskopf Eures Priestergalans absetzen ..."

„O, geh, du Teufelsunhold!"

„Nein, komm in meine Arme, du Engelsholdin! Wer ist so dumm, zu kaufen, was er umsonst haben kann? Sieh dieses Schreiben mit dem großen Wachssiegel! Der weise Rat hat mich zum Nachfolger des mit Tode abgegangenen Henneke, zum Scharf- und Nachrichter, zum Oberschinder und Fronwächter ernannt und bestallt, doch mit einer Bedingung ... nun horchet auf, hochzimperliche Jungfer! Mit der Maßgabe und Kon-

dition, daß vorbesagter Hinze die hinterlassene Tochter, welche leicht der Stadt zu Beschwer fallen möchte, versorge und zu seinem Weibe mache. Oda, ich muß von Amts wegen Euch heiraten."

„Und ich von ganzem Herzen Euch verabscheuen und hassen." Furchtbar flammte ihr Antlitz.

Hinze schnellte vor. Nieder beugte sich seine gelbliche Larve und berührte mit den eklen Lippen ihr Haar. War Oda ohnmächtig geworden, daß sie widerstandslos die Liebkosung über sich ergehen ließ?

Nein, sie lag still, in den Arm sich schmiegend, und lugte verstohlen und nestelte unbemerkt vom Gürtel das Schlüsselbund los. Dann stolperte er, von dem unerwarteten Stoße ihrer kleinen, aber kräftigen Faust getroffen, drei Schritte zurück.

Als er auf sie ansprang, schwang Oda die schweren Schlüssel als Waffe, zielte zornkalt und schlug ihm die freche, die dröhnende Stirn, so daß er, wie ein vom Beilhieb betäubter Stier, auf den Füßen taumelte.

Wieselflink wischte sie hinaus und flog nicht turmabwärts, um die Gasse zu gewinnen, sondern die Stiege hinan.

Fluchend und brüllend, mit dem blutunterlaufenen Blick, der alles doppelt sieht, schwankte er ihr nach. Schon tauchte sein kurzgeschorner Kopf über der Treppe empor, als die Falltür mit solcher Wucht auf den Schädel niedersauste, daß der Kloakarius die Besinnung verlor und alle viere von sich streckte.

Nachdem Oda die Tür verschlossen, öffnete sie die Zelle und rief Paulinus zum Beistand herbei. „Flink! Wir wollen die Tür verrammeln. Der scheusälige Schinder darf mich nicht mit den schmutzigen Fingern anfassen."

Nachdem der verdutzte Vikar die Sache begriffen hatte, zeigte er sich anstellig. Beide schleppten die Bettschragen, Tische und Schemel aus den Zellen und bauten auf der Falltür ein hohes und schweres Bollwerk.

Nachdem das Werk getan, fiel die herzklopfende Furcht von ihr. Tief aufatmend, aber ruhig setzte sie sich neben Paulinus und erzählte. Am Schlusse hob sie den vollen Blick zu ihm empor.

„Wir treiben auf einem Schiff, verschlagen auf hoher See, und ins Ungewisse steuert unser Schicksal ... aber, ob es zum Guten oder Bösen endet, gleich und gemeinsam wird es sein."

„Ja, unser Geschick ist eins und unzertrennlich," flüsterte er, ihre Hand umfassend. — — —

Unbehaglich und feuchtkalt war das Wetter. Kein mattschimmernder Sonnenblick erhellte den letzten Tag des dreizehnten Jahrhunderts. Unsichtbar ging die Sonne auf und ihrem Untergange zu. Große, graue, regenlose Wolken zogen immer eiliger von Nordwesten nach Südosten. Wohin wollten sie, und wer trieb sie? Immer lauter pfiff der Wind, zum Sturmreigen aufblasend, so daß die Wolken mit fliegendem, zerfetztem Schleier am Himmel hintanzten.

Es dämmerte auf dem Südstrande und wollte Abend werden. Die Schatten stiegen und die Grauwolken flogen tiefer. Krächzende Krähen trieben mit dem Wetter auf den schwarzen, segelnden Schwingen und ließen sich in den Eschenwipfeln zur Nachtruhe nieder. Weiße Möwenschwärme strebten kreischend von der Westsee draußen dem Lande zu.

Auf dem Deiche stand ein halbwüchsiger Bursche, schmächtig von Gestalt wie ein Zwölfjahrsknabe, aber von der dicken, weiten Wolljacke unbeschaffen aufgebläht, und dachte altklug und wetterkundig: Warum suchen die Seevögel den Deich? Dieser Nordwest wird kein Krümper bleiben ... nicht umsonst schreit die Möwe ihre Sturmwarnung. Gott sei Dank, daß wir nicht Neumond haben. Aber kann nicht der Herrgott auch ohne den Mond, der des Weltmeers Gewässer schöpft und ausschüttet, die Springflut uns senden?

Der Bursche, der wie ein Schiffsjunge aussah, stieg in die Stadt hinab und eilte nach der Schneidergrube, wo er an das Häuschen pochte, in dem die Winkler ihre Zusammenkünfte gehalten hatten.

Der Weber öffnete die Tür und fing an zu weinen. „Mein Sohn, mein Sohn, du bist nicht gestorben und nicht verdorben unter bösen Menschen."

„Nein, Kurt Widerich nahm mich im Boote mit bis Hammaburg, von wo ich auf dem Landwege nach dem Dünendorfe und, von der Leere der Häuser geängstigt, nach Rungholt lief. Viel Furcht und Sorge und Schrecken machte ich mir, bin auch draußen auf dem Moore gewesen und habe dich nun endlich gefunden, mein Vater."

Meinert wischte sich mit dem Ärmel der Wolljacke die Augen und fragte und drängte: „Wo sind deine dichten Seehundsstiefel? Weil die Schleuse geschlossen, ist die Dünenau angeschwollen ... ich weiß nicht, ob wir hinüberkommen ... zieh die Stiefel an und haste mit mir nach dem hohen Moore ..."

„Was soll ich auf dem Moore?"

„Mutter Maike liegt im Sterben und will vor ihrem Hingange dich grüßen und gesegnet werden."

Stracks und ohne Antwort fuhr der kurzbeinige Weber in die allzu langen Stiefel hinein, und sie stampften miteinander in die dunkle Nacht und das heulende Unwetter hinaus, weit vornüber geneigt und gegen den Sturm sich stemmend.

Ratlos standen sie auf dem durchnäßten Grunde. Die Planken der Fußbrücke waren verschwunden und jene sanfte, schmale Au, die sonst träge zwischen Wiesen sich hinschleppte, durch die Tauschmelze ein breiter, tiefer, von tanzenden Eisschollen angefüllter und bösartig gurgelnder Wasserstrom geworden.

Wie blank am Tage, wie schwärzlich und unheimlich zur Nachtzeit ist flutendes Wasser!

Bis zum Griffe stieß Nomme den Stock hinein, der keinen Grund fand. „Wir werden's nicht durchwaten."

„So müssen wir zurück durch die Stadt und die Dünen und auf dem Haffdeiche entlang einen Umweg von mehr als drei Stunden machen." Der Knabe hielt die Hände wie ein Sprachrohr, um verstanden zu werden.

„Drei lange Stunden! Soll die treue Maike ungetröstet ihre Augen schließen? So gewiß eine Seele mehr wert ist als zwei Leiber, müssen wir hinüber ... können wir nicht beide schwimmen?"

Meinert lugte den Strom hinauf. „Schlecht segeln ist noch immer besser als gut schwimmen, sagt der Schiffer ... ist nicht jene breite Scholle ein Flachkahn, der uns trägt? Vater, deinen Stock ... den Stock!"

Der einstige Likendeler, der das Handwerk gelernt zu haben schien, holte mit dem Stocke aus und hakte und enterte das aus Eis gebaute Flachboot.

Vater und Sohn tauschten mit dem unsichtbaren Himmel einen kurzen Blick und sprangen und trieben auf der schwachen, schwankenden Scholle über das gurgelnde und grausbafte Wasser.

„Vater, wirf dich nieder, damit du nicht auf der Glätte ausgleitest!" schrie Meinert und stakte und steuerte mit dem Stocke zwischen den Schollen.

Romme lag auf den Knieen, ohne sich zu fürchten, doch nicht ohne sich zu fragen: Ist eine Seele mehr wert als zwei Leiber? Habe ich mich mutwillig in Todesgefahr begeben?

Dreimal stießen sie gegen das jenseitige Ufer und wieder zurück in den Strom. Meinert, dessen Enterhaken in dem weichen Wiesenrande ausriß, schrie durch den Sturm: „Vater, auf! Wir müssen springen, ehe die Scholle an der Böschung zerschellt ... Vater, jetzt! In Gottes Namen ..."

„In Gottes Namen ..." klang es dumpf von unten.

Der gewandte Bursche hatte den Weitsprung gemacht, stürzte sich nieder auf den Uferrand und stierte in den finstern Strom. Romme war verschwunden! Aber dort — drei Schritte von ihm tauchte ein Gegenstand auf — und weit vorgestreckt schlug Meinert seinen Enterhaken in die dunkle Masse, zog und zerrte, hob und hißte, bis er das Kleiderbündel geborgen hatte.

In den langen Seehundsstiefeln stak der Stockgriff. Kopfunter kam der schmächtige Weber auf das feste Land und fing an zu lachen und zu loben, trotzdem die Eiskälte ihn bis auf die Knochen durchschüttelte.

Sie stampften sich warm und kamen durch Uttermark und nach dem hohen Moore.

Der Nordweststurm brauste ungebändigt über die kahle, freie Fläche. Ein Gewaltiger ist die Luft, wenn sie weht und wütet, und das ungreifbare Element packt und greift, schnaubt und schleudert. Um nicht verworfen zu werden, mußten die Moorwanderer vor den heftigsten Stößen platt auf den Grund sich niederlegen.

Während des Niederkauerns kam Meinerts Frage: „Ob auf dem Haffdamme wohl die Deichwache schreitet?"

„Nein, ich sehe keine Feuerbaken brennen ... die Menschen werden ihren Neujahrsschmaus halten oder schlafen."

In Maikes Erdhöhle war lautlose Stille, obgleich Kopf an Kopf sich drängte. Alle machten Raum, so daß die Ankömmlinge den warmen Platz am Herdfeuer erhielten.

Der stolze Sturm, der an hohen Bäumen und steinernen Häusern seine Stärke zu messen für wert erachtet, fuhr verächtlich oder voll Erbarmen, ohne Schimpf und Schaden anzurichten, über die niedrigen Hütten der armen Moorleute.

Maike, deren unverwüstliche Kraft durch jähe Krankheit gebrochen war, faßte mit den Händen um sich und redete irre im Fieber. „Seht doch! die vielen, schwarzen, schreienden Krähenschwärme, die überall schweben und mit den Schnäbeln und Fängen niederflattern ... o, die Leichen ... auf dem Felde, in den Städten ... auf dem Nord- und Südstrande und in allen Harden des Festlandswalles ... Leichen, nichts als Leichen."

Alle Haare sträubten sich, und Nomme deutete mit dumpfer Stimme. „Wehe, sie hat ein Gesicht gesehen und ein großes Menschensterben ... eine Manndränke, wie sie nie zuvor gewesen, wird Friesland ertränken. Gnad' uns Gott und allen, allen, die des jähen Springfluttodes sterben müssen!"

Laut aber rief er: „Hat nicht Maike ihr Leben gelassen für die Brüder?"

Die Fiebernde erwachte, erkannte die Stimme und war bei vollen Sinnen. Ihre mageren Finger tasteten nach Nommes Hand. „Stärke mich, denn ich bin schwach und müde!"

„Die auf den Herrn hoffen, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie der Adler, um einzugehen zu ihrer Ruhe."

„Ach," seufzte sie, „dort drüben in dem Vaterhause gibt's wohl keine Dünenhalme zu drehen ... und ich soll immer müßig sitzen? Das habe ich stets am schlechtesten ausgehalten."

„Nein, Maike, die Ewigkeit ist keine träge, tote Ruhe, sondern eine immer fröhliche Arbeit mit ewig gleicher Kraft, mit ewig neuem Geist und neuen Zielen. Sorge nicht! Du wirst dort oben schaffen müssen und die Hände und den Kopf voll haben, denn du wirst über sehr vieles gesetzt werden, weil du im wenigen getreu gewesen."

Sie fiel zurück. „Nun will ich erst in Frieden schlafen."

Die Menschen in der Höhle schraken zusammen. Ein greller Blitz zuckte durch den halbdunkeln Raum, und der Donner hallte.

Alle schwiegen. Tiefe Schauer wecken die unheimlichen Wintergewitter. Der Ewige spricht, und der rollende Donner ist seine dumpf grollende Stimme.

Maike seufzte und verschied. In dem Seufzer rang sich ihre Seele aus der morschen Staubhütte und trat aus dem Tore der Zeit und hob die Schwingen.

Noch ein Blitz und Donnerhall, daß der Moorgrund bebte!

Im Gewitter, gleichwie der große Prophet des alten Bundes, ist eine ehrlich-schlichte Seele auf Sturmflügeln hinaufgefahren zu Gott. — — —

Kein Stern leuchtete durch der Lüfte Aufruhr, keine zischende Fackel glühte durch die Nacht und kein Menschenauge wachte auf dem Deiche, der wie eine schwarze, schaumgekrönte Schlange schillerte.

Die Sturzseen brandeten und brüllten. Hoch und immer höher sich aufbäumend, sprengten, taumelten die Wellenberge heran, warfen sich mit klatschendem Hohngebrüll auf den Wall, den sie mehr und mählich unterwuschen, unterwühlten.

Auf dem äußersten Dünenhaupte lag ein Mann platt auf dem Bauche, damit der Wind ihn nicht verwehe. Kein Starker und noch so Sturmgewohnter vermochte dort oben auf den Füßen sich zu halten. Der ganze Dünengrund zitterte bei jedem Stoß der Brandung.

Folkert war der Mann, der einsam Deichwacht hielt und, von dem Anblick durchschauert, dennoch den Gedanken denken mußte: Nichts ist majestätisch grausiger und gigantischer als das wütende Meer, das blindlings berserkert.

Aber als er auf den Ort am Dünenpriel sein starres Auge richtete, drang ein Schrei aus seiner Brust: „Wehe, der schlechte Steindamm muß bersten vor dieser Brandung ... da ist des Südstrandes schwächster Ort ... da wird der blanke Hans uns bezwingen."

Der Deichkundige kannte des Westmeeres grimmig trotzige Art. Wohin es seinen Willen gesetzt hat, wird es einen Weg sich bahnen und brechen. Auf gewisse Örter hat es einen sonderlichen Haß geworfen und wird, wo es einmal Bresche gelegt hat, immer wieder Sturm laufen.

Stundenlang lag Folkert auf dem Dünenhaupte, unverwandt die starren Augen auf den Damm am Dünenpriel gerichtet, der von den Totensteinen des Judenfriedhofs ungefüg und ohne Mörtel aufgetürmt worden war, um mit seinem ungeschlachten Riesenleib den Haffkoog zu decken. Aber wird nicht der wilde Meerrecke ihn übermögen? Untätig und unmächtig, einzugreifen, folgte der Zuschauer dem furchtbaren Zweikampf zwischen Wasser und Erde. Der Deichschreiber wußte das Ende ...

Da ... da war Rungholts Untergang und Ende ...

Zum kreisenden Wirbel wurden die Lüfte ... eine hohe, weiße Gischtmauer erhob sich im Meere und kam stürmend, stürzend herbei ... dichter Sandrauch verhüllte die Stätte ... ein donnerndes, kreischendes Gekrach und zitterndes Schwanken, als gingen alle Grundfesten aus ihren Fugen.

Ein Blitz zuckte nieder, und Folkert schloß, von Todesgrauen erfaßt, die Augen.

Der Orkan holte Atem in kurzer Stille.

Als der Sandrauch sich verzog, war der Dünenpriel ein weit gähnender Schlund, durch den die Westsee mit brodelndem Schwalle strudelte. Sie hatte die Totensteine wie Strandholzscheiter in den Koog hineingeschleudert.

Folkert, dem das wirre Haar unter der Mütze sich sträubte, rannte, von den Schwingen des Sturmes getragen, durch die Dünen und die Marsch.

Der Keuchende, den die Milz stach, atmete tief auf. Rungholt war nicht überflutet ... noch hielt der Mitteldeich, und nur der Dünenkoog war voll Wasser gelaufen. Er rannte weiter, um zu retten. — — —

Schwarz und düster lag der Turm der Fronerei, fester und höher als alle Häuser.

Auf der Treppe unter der Falltür des Oberstocks kauerte auch ein Wächter, der nicht schlief. Dem Kloakarius knurrte der verbundene Kopf, und die zwei rotblauen und eigroßen Beulen, die auf Stirn und Schädel blühten, schmerzten gräßlich. Er fluchte auf den kalten Zugwind und das teuflische Unwetter, auf die schlaue Niederträchtigkeit der Menschen und die eigne Dummheit. Der Oberschließer hatte keine Schlüssel.

Darum mußte er auf der harten Stiege Wache halten und fuchswild und furios sich sagen: Wenn ich die Knechte zum Beistand hole, um durch die verrammelte Tür zu brechen, werden sie mich auslachen und zum Narren vor allen Leuten machen ... der Rat aber, dem alles zugetragen wird, möchte mir die schlecht bewahrten Schlüssel und zum neuen Jahre das neue Amt nehmen. Also muß ich hier wie ein Hundevieh auf der Lauer liegen, bis sie ausgehungert sind und sich ergeben. Hihi, mit wahrer Wollust will ich an dem langen Priesterhals mein Meisterstück machen.

Der Hämische, der vor galliger Bosheit platzen wollte, klammerte sich an den labenden Gedanken.

In der ausgeräumten Zelle stand ein voller Wasserkrug und eine schmale Schemelbank, auf der beide so dicht saßen, daß ihre Arme und Schultern sich berührten. Dort oben auf der Höhe des Turms waren sie mitten in dem unheimlichen Aufruhr der Lüfte. Der Sturm pfiff und heulte, schrie und schnaubte. Das Fallen der Ziegel, das stete Klirren des Fensterladens, das Krachen der Diele und das Geschütter der aus Feldsteinen gemauerten Wand wirkte grauenerregend auf die zwei Gefangenen, die voll Nachtfurcht unwillkürlich näher rückten.

Oda fragte und flüsterte erregt: „Ist es nicht zur Flucht just das rechte Wetter? In dem Sturme gehen alle Geräusche verloren ... was, wenn wir lautlos Bett und Tische wegräumten von der Tür und hinabstürmten? Mag jenes Scheusal sich uns entgegenstellen ... o, ich bin stark und würde ihn mit dem Schlüsselbund niederschmettern wie einen Stier, den der Fleischhauer fällt. Laßt uns miteinander in die Freiheit eilen!"

Er umfaßte ihre Hand und sagte mit fester Stimme: „Deo Duce et Auspice! Was immer wir tun, Er soll uns leiten. Darum ist Kurt Widerich gescheitert, weil er Gewalt gegen Gewalt, Grimm gegen Grimm und Sünde wider Sünde setzte. Wir sind aus einem andern Geist geboren und Kinder des Friedens und Kämpfer der mutigen Geduld."

Jeder Ton ging verloren in dem Getose.

Ihre Hand lag an seinem Halse und ihre Lippen an seinem Ohr. „Höre, höre ... die Lüfte kreischen, und die Springflut kommt ... Paulinus, wir werden ... wir dürfen miteinander sterben."

Ein schleudernder, alles niederschmeißender Sturmstoß faßte und rüttelte wie mit tausend Riesenfäusten den Turm.

Erschrocken schmiegte sich das Mädchen an die Brust des Mannes, und er legte, tröstend und schützend, seinen Arm um ihre zitternde Gestalt.

„Der Tod, der alles trennende, reißt die Mauer nieder, die zwischen uns sich türmte.“ Wer hatte die Worte gesprochen?

Der warme Hauch ihres Atems umwehte ihn, und er fühlte, wie weiche, volle, heiße Lippen dicht unter seinem Antlitz lagen.

Aber Paulinus sagte: „Wir dürfen uns nicht küssen.“

Ein Blitzstrahl erleuchtete die Finsternis. Im Lichte erblickte er ihr Angesicht, das weiße und wunderbar schöne.

Aber er sprach zum zweitenmal: „War nicht ein Kuß der Anfang alles Jammers, daran meine Mutter hinsiechte, und davon ich nicht genesen bin? Oda, wir dürfen uns nicht küssen.“

Dicht zusammengeschmiegt saßen sie in der Weltuntergangsnacht — zwei gewitterbange, unschuldige Kinder, die Hand in Hand und Haupt an Haupt beieinander vor dem Unwetter sich bargen. — — —

Überhell erleuchtet war der Gildesaal von den dreihundert Wachskerzen, die auf dem Tische und an den Wänden brannten. Die Mitglieder der reichen St. Jürgensbrüderschaft hielten in der Silvesternacht ihr Kalandsmahl. Weit berühmt war das Tafelgerät, aus gediegenem Edelmetall gegossen und kunstvoll ziseliert. Auf Silbertellern zerlegten sie die Speisen, und aus vergüldeten Bechern wurde der duftende Wein geschlürft. So viel Herren an dem Tische saßen, so viel Diener standen hinter ihren Stühlen.

Der Rindsbraten, mit Gewürzen stark gepfeffert, hatte eine gute Magen-Grundlage gelegt. Auf diesem Fundamente baute eine Schüssel nach der andern weiter. Von den knusprig-braunen Brathühnern waren nur Knochengerippe übrig geblieben, obgleich jedem Bruder ein ganzes Hühnchen aufgetragen, dem Rats- und dem Domherrn aber, als den Älterleuten der Beliebung, je zwei vorgesetzt wurden.

So viel kräftig feste Nahrung erforderte zur Verdauung auch die nötige Verdünnung. Welscher Wein und deutscher, auch Malvasier und Muskateller strömte aus den Fässern in die Dreimaßhumpen, welche fleißig um den Tisch getragen wurden. Das Schenkenamt verwalteten die jüngsten Brüder, die, weil sie den eignen Durst zu löschen nicht vergessen hatten, schon ein wenig mit den Füßen und den Händen tanzten. Wehe aber, wenn einer von dem edlen Naß verschüttete, mehr als er mit seinem Fuß bedecken konnte — der mußte unter brüllendem Gelächter in die Büchse steigen, wie es hieß, und Buße zahlen.

Groß war die Lustigkeit, und nur die Musika fehlte. Aber weidlich blies und pfiff der Sturmwind draußen zu dem Gildegelage auf. Keiner schien die furchtbaren Akkorde dieser Neujahrshymne zu hören.

Wie die wohlgenährten Herren alle bei vergnüglicher Unterhaltung brüderlich in die Augen sich blickten! Man meinte, weiß Gott und wahrhaftig, zu sehen, wie sie von Herzen einander lieb hätten.

Das laute Stimmengewirr verstummte. Der edle Fisch, der aufgetragen war, wurde mit stillem Wohlbehagen, das durch Worte nur gestört wird, verzehrt. Erst, als nichts denn Gräten auf den Silbertellern lag, erhob sich der Domherr, und der weiße Theodorus war durchrötet von dem lieblichen Schimmer, den der welsche Rotwein gibt. Die Geweihten werden ja beim vierten Tischgang auch nur Menschen. Just nicht geistlich, aber geistreich lustig wollte er reden.

„Dieses lachsartige Fischlein, das wir mit Danksagung genossen haben, heißt die Maräne und ist in Welschland der leckerste Süßwasserbewohner. Aber in ganz Friesland und ganz Teutschland wird die Maräne nur im Rungholter Kirchensee gefunden und gefangen. Wie ist der gottbegnadete und viel begehrte Fastenfisch hierhergekommen? Ein Zisterzienser, der aus Italien nach diesem Nord- und Nebellande verpflanzt wurde, sehnte sich nach seiner Heimat und schmachtete insonderheit nach einem Maränengerichte, denn schlecht und trocken schmeckten die Schollen und Schellfische. Er bat zu allen Heiligen — umsonst . . . demnach mußte der Herrgott selber dran, der ihn auch nicht erhörte. Aber der Leibhaftige, der gehorcht hatte, war wie immer bei der Hand, und der Versucher sagte zu dem übel Geplagten: ‚Ich will vor dem Morgenrot dir einen ganzen Sack voll Maränen aus Italien bringen, aber deine hungrige Seele gehört mir, wenn ich vor dem ersten Hahnenschrei zurück bin.' Das Mönchlein schloß den schlimmen Pakt, und Satanas hob sich in die Luft und brauste von dannen. Inzwischen ward dem armen, frommen Herrn sehr leid, daß er seine kostbare Seele so billig verhandelt hatte, und er saß und sann in Schwermütigkeit. Als er schon ein herannahendes Gesause hörte, kam ihm ein listiger Gedanke, und er krähte laut wie ein Hahn. Da erhoben alle Hähne im Stall ihre Stimme. Wütend schleuderte der betrogene Pferdefüßige seinen Sack fort, und er fiel mitten in den Kirchensee hinein, in dem die Maränen wuchsen und sich vermehrten bis auf den heutigen Tag."

Viel Beifall tat sich in grinsenden Gebärden kund.

„De svarte Düvel kehrt för Rungholt um," brüllte Ratmann Peters, der sich im Wein übernommen hatte, und seine lallende Zunge lief mit ihm davon. „Jener biedere Mönch, unser Lehrmeister, soll leben! Wir Rungholter schwatzen und handeln selbst dem Teufel ein Ohr ab."

Theodorus', der den Teufel zitiert hatte, räusperte sich: „Wohl ausgelassen und lustig dürfen wir einmal sein, weil wir das ganze Jahr rund sitt- und ehrsam leben . . . aber ja nicht ungescheit und zu voll des süßen Weins, meine Brüder vom St. Jürgen!"

Schnell sprach er das Dankgebet.

Der Ältermann Heikens, dessen Pharaogesicht einen menschlich-milden Schimmer hatte, verkündete: „Nachdem das Gratias gesprochen, kann die Fidelitas zu ihrem Rechte kommen, und jeder mag trinken, soviel er tragen kann."

Vor den vollen Bechern blieben die Kalandsbrüder standhaft sitzen.

Der rote Theodorus wurde redselig und brachte dem alten Jahr, das durch Mißwachs und Mäusefraß sich schlechten Ruf gemacht, ein kräftiges Pereat. „Mag es verscheiden und verenden!"

Heikens wurde in der Weinstimmung fromm und gottesfürchtig. „Ach, gezählt sind die Güter der Erde. Nur wenige sind zum Wohlstande, den kluger Erwerbs- und Sparsinn gewährt, berufen, und das behaglich-bequeme Leben ist eine kleine, enge Tafel, an der nur eine erwählte Minderzahl Platz findet. Die draußen stehen und uns neiden, möchten mit den Ellbogen sich vorstoßen und uns verdrängen. Aber das soll mit nichten geschehen. Reiche und Armen müssen, ja müssen sein — das ist von Gott! Doch, meine Brüder, wir wollen eine Kollektion machen zum Almosen für die privilegierten ..."

Mitten im Satz riß die Rede ab. Ein furchtbarer Sturmanprall traf das Tinghaus, daß die Wände bebten.

Alle schwiegen, und weinrote Gesichter wurden wächsern. Ziegel zerplatzten auf der Gasse. Zwar der grelle Blitz wurde im Schein der dreihundert Kerzen nicht gesehen. Aber der Donner knatterte und krachte, als wären alle Bretterstapel am Hafen in die Luft gehoben und auf dem Markte niedergeschmettert worden.

„Sancta Maria, ora pro nobis!" murmelten einige.

Aber Theodorus Rufus, der im Weinmut keck und tapfer wurde, faßte sich zuerst und machte einen Witz. „Schlagen wir nicht Neujahr ein mit klirrenden Scherben und zersprungenen Töpfen? Der Herrgott selber hat das neue Jahrhundert eingedonnert, zum guten Omen, daß es ein lobesames Säkulum sein wird. Es ist nichts, meine Brüder, nur ein kleiner Wirbelkrümper!"

Weil des Sturmes Wut zu verschnaufen schien, erholten sich die Herren der Gilde vom Schreck und pokulierten weiter.

Die zwei Stadtknechte, die als Ehrenwache vor dem Tinghause auf und nieder gehen und unbefugte Gaffer fernhalten sollten, waren Schutz suchend in den Hausflur geflüchtet, allwo sie die Morgensterne gegen die Wand lehnten und im Mantel sich verkrochen. Sie schlugen die Zähne zusammen und murmelten.

„Ach, was für ein Wetter ..."

„Und dabei zerrissene Stiefel an, puh ... ich habe mich verkühlt," sagte der andre verschnupft.

„Viele, die heute nacht auf hoher See sind, werden im salzen Wasser sich verkühlen ... ich glaube, mein Seel', die Welt geht unter."

„Hä ... hä," schniefte der zweite, „wenn das Wasser kommt, nützt es denen da drinnen nichts, daß sie die längsten und heilsten Stiefel haben."

Das gottselige Gespräch der Wächter wurde unterbrochen.

Der Wind warf einen Mann, der die Mütze verloren hatte, in den Flur hinein.

Aber die Morgensterne versperrten den Weg. „Halt! Wer da?"

Folkert, vom Lauf erschöpft, keuchte wie ein Blasebalg. „Fedder Heikens ist hier ... ich hab' eine Botschaft an ihn ... vom blanken Hans."

„Halt! Keiner darf die Gilde bei ihrem Kaland stören."

„Auch nicht der Herrgott, der mit dem Deichgrafen und Deichgericht ein letztes Wort reden will?"

„Auch nicht der Herrgott," antwortete im Amtseifer der verschnupfte Stadtknecht.

„Hahaha!" Folkert schlug eine wilde Lache auf, während er um die Ecke und in das Haus des Ratsherrn hineinrannte. Die Treppe sprang er hinauf, zwei Stufen auf einmal nehmend. Inge, die noch angekleidet war, trat verstört aus der Kammer, setzte den Leuchter aufs Fenstergesims und warf sich schluchzend an seine Brust.

„Bleibe bei mir, Folkert ... hier, hier will ich mich bergen, bis das Unwetter und die Angst vorübergegangen ist."

Sanft zog er ihre Hände von seinen Schultern und hielt sie fest. „Schwächlich, schmählich und erbärmlich sitzen die Männer und schlemmen ... Inge, wir müssen stark sein. Der aus den Judensteinen aufgeworfene Damm ist geborsten, und durch die riesige Auskolkung stürzen die Gewässer, so daß der Koog dahinter eine wogende See ist. Wenn nicht der Mitteldeich durch Sandsäcke gesichert wird, ist Rungholt verloren. Das sollst du deinem Vater und den Herren allen ins Gesicht schreien. Geh, fliege mit dem Winde ... an Sandkornminuten hängt die Entscheidung."

Er geleitete sie eine Strecke und wartete.

Die Stadtknechte senkten ehrerbietig die Morgensterne und wagten nicht, der Tochter des Ratsherrn den Eingang zu verwehren.

Weißwangig und starr blickend stand sie plötzlich im Saale vor den weinerhitzten Gildeherren. Nur einmal im Jahre geschah es, daß sie des tugendhaften Maßes vergaßen.

Heikens strammte sich steil auf die Füße empor, winkte mit heftiger Handbewegung und zog seine Tochter in den Winkel. Sie flüsterten, er unmutig und sie erregt.

„Der Deich am Dünenpriel ist gebrochen ..."

„Hm, hm ... dann ist der Koog nicht mehr zu halten ..."

„Er steht schon voll Wasser ... und der Mitteldeich wird bersten ... mein Vater, laßt die Sturmglocke läuten!"

Heikens prallte zurück, aber seine Rechensinne waren nicht mehr klar genug, um das fürchterliche Fazit zu ziehen. „Was eulest und unkest du mir in die Ohren? Jetzt ist es nachtschlafende Zeit und zu spät ... wir vertrauen auf Gott, der Rungholt nicht verläßt."

Inge schrie über den Tisch und den Zechern ins Gesicht. „Gebrochen ist der Deich! Wollt ihr, daß diese Stadt und alle, die darinnen wohnen, im salzen Wasser ersaufen?"

Ein Durcheinanderrufen entstand. „Was? Was ist geschehen?"

Fedder Heikens, in Erbitterung über die dreiste Unbotmäßigkeit seiner

Tochter, zerrte sie hinweg und stieß sie an der Tür. „Ich befehle dir, daß du schlafen gehst ... der Herr hält über seiner Stadt die Deichwacht."

Dann wandte er sich dem Tische zu und machte einen breiten Mund und möglichst sorglose Miene. „Törichte Weiberfurcht darf uns nicht wirren ... eine Wehle, wie schon mehrfach geschehen, ist gerissen worden ... aber in zwei Tagen werden wir sie verstopfen."

Die Gildebrüder beruhigten sich und tranken weidlich von dem welschen Wein, der das Herz erfreut und die Furcht vertreibt.

Folkert nahm Inge, die der Sturm wie einen Federball warf, auf seine Arme und trug sie in die Stube des Ratsherrn.

„Was erwiderte dein Vater?"

Er sagte: „Wir vertrauen auf Gott, der Rungholt nicht verläßt."

„Hahaha!" Grausig gellte das Hohngelächter und hallte von den Wänden zurück.

„Entsetzlich, entsetzlich ist dein Lachen."

Der Deichschreiber stöhnte. „Es ist unnütz, daß ich schreie ... dieses hartköpfige und trotzerstarrte Geschlecht hat verdorrte Herzen und verklebte Ohren ... wen der Herrgott verderben will, den blendet und betäubt er. Inge, ich kann nicht weinen und aus meiner Seele die blutigen Tränen pressen."

„Aber lache nicht ... dann graut mir vor dir, mein Geliebter ..."

„O, du wirst auch wild auflachen, wenn du die Mär hörst, die ich dir erzähle."

Sie schloß ihm mit einem Kusse den zuckenden Mund. „Still, still ... küsse meine Lippen und halte mich fest im wirbelnden Unwetter!"

„Nein, du mußt es wissen ... Schweigen ist die schlimmste Schuld auf Erden. Es war einmal ein Deichvogt auf dem Strande ... der erkannte mit furchtbar klarer Gewißheit den Ort, wo der blanke Hans durchbrechen würde, und ging auch hin und tat seinem Vorgesetzten Meldung. Aber weil er des Deichgrafen Tochter lieb hatte, malte dieser ihm ein Gaukelbild an die Wand ... o, der Tor nahm den Trug als Schweigegeld, ließ sich erkaufen und durch eine leere Hoffnung bestechen! Hahaha! Hintennach ist er verhöhnt worden ... muß nicht der Herrgott selber hohnlächeln, wenn ein Betrüger genasführt und betrogen wird?"

Inge fragte zag und zitternd: „Wer ist der elende Deichgraf?"

„Der pflichtvergessene, betrügerische und betrogene Deichschreiber, der elende, erbärmliche Mann, dessen Urteil du gesprochen, und der seine eigne Grube gegraben hat, bin ich!"

„Ich habe meinen Vater und nicht dich gerichtet." Sie nahm sein armes, irres Haupt, das tage- und nächtelang eine Kampfstätte der anklagenden und aufeinander einstürmenden Gedanken gewesen war, in ihre Hände und liebkoste seine Stirn. „Folkert, so sehr lieb hast du mich ... ich hätte nicht gedacht, daß deine Liebe so stark sei."

„Ja, stark und steinhart, daß mein Gewissen an ihr zugrunde ging und zerschellte."

Inge schloß seine Lippen mit einem Kuß. „Folkert, ich frage und forsche nicht so viel ... der Allbeherrscher meiner Sinne, Gedanken und Gefühle ist das Herz, und das sagt mir: Ohne dich ist das Nichts des Unterganges ... du aber bist mir Seele und Gesetz und Gewissen und Licht und Leben ..."

„Nein, ich bin dein und mein und der vielen Tausende Tod." Dumpf wie das donnernde Gewitter grollte seine Stimme.

Das Weib warf sich in seine Arme. Sie hielten sich umschlungen und versanken in den Abgrund jener selbstvernichtenden Leidenschaft, die in einem Augenblick sich auslebt und erschauernd erstirbt. Je wilder das Wetter tobte, desto stürmischer wurden ihre Küsse.

Das Haus, die Decke, der Estrich wankten und wirbelten. Die ineinander Verschlungenen ließen sich nicht.

„Ich will nicht in des Todes tiefe Grube fahren, eh' ich das volle Glück einmal genossen, eh' ich das Leben einmal ganz gelebt."

Wie heiße Lohe brach das letzte Wort aus seinem Munde.

Gegen die Mauern brauste es gleich Meeresbrandung. — — —

Der Dachreiter der Uttermarker Kirche flog sechzig Schritte durch die Luft und durchschlug das Strohdach der Pastorei und zwei Betten. Die hundertjährigen Ulmen beugten sich und barsten. Eine Mühle, deren Flügel sich losrissen und wie ein rasendes Rad kreisten, wurde zur Feuergarbe, die gen Himmel stieg.

Über die niedrigen Moorhütten brüllte der Orkan. Friedlich lag Maike auf dem Schragen, und ihr Gesicht war geglättet, als sei eine unsichtbare Hand darüber hingefahren und habe alle Furchen der Erdensorge weggewischt.

Mit stillen Gebeten hielten die Winkler der Toten ein Requiem.

Da erhob sich ein Gellen, ein tausendstimmiges Geschrei der Lüfte. Von Todesschauern ergriffen, merkten sie ein Schüttern und Erbeben, ein Heben und Senken, ein Schwanken und Schweben des ganzen Grundes, als wäre das Moor ein taumelndes Schiff, das von Wellen getragen würde.

Die Moorleute sanken auf die Knie und schrien: „Christ, Kyrie eleison, wir vergehen auf der See."

Sie trieben auf Meeresgewässern und sind nicht vergangen. — — —

Im Gildensaale war die Fidelitas zum ungebundenen Gelage geworden, und seit Menschengedenken wußte keiner sich eines so lustigen Kalands zu erinnern.

Der Domherr kniff die bischöflichen Augen zu und sagte: „Einmal im Jahre ist keinmal."

Feierlich kehrte der Ältermann das Sandglas um und rief: „Zwölf Schläge der Mitternacht hat es geschlagen ... meine Brüder vom Sankt Jürgen, gestorben und verschieden ist das dreizehnte Jahrhundert. Es lebe das neue, das vierzehnte! Der Herr weihe es zu einem guten Säkulum und segne Rat und Gemeinde, Ämter und Zünfte, Gilden und Gewerke!

Möge Rungholt wachsen und blühen und gedeihen und dennoch im Wechsel der Zeiten unwandelbar sein und bleiben, was es war und ist: die ehrenfeste und fromme, fleißig und ehrlich ihren Handel treibende Stadt!"

„Prosit, Prosit, Prosit!" lallten alle tiefgerührt und leerten die Becher.

Ein Tedeum wurde nicht gesungen.

Statt dessen stimmte Theodorus Rufus, der feuerrot von Antlitz war, ein weinfröhliches Schelmenlied an, und alle Brüder brüllten den Kehrreim mit bassiger Stimme.

„Der liebste Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirt im Keller,
Ein hölzern Röcklein hat er an
Und heißt der Muskateller."

Während des Gesanges vernahmen sie nichts von dem Geschrei der Lüfte und merkten nicht, daß die tobende Windsbraut einen Teil des Daches vom Tinghause hinwegtrug und auf den Markt niederschmetternd das neue Jahrhundert einschlug.

Der Nordweststurm und des Herrgotts Gewitter holten Atem und frische Kraft zum letzten Ringen und Rasen.

Theodorus Albus, der sein Licht unter keinem Scheffel duldete, wollte eine geistreiche Neujahrsrede halten. „Insgemein wird gesagt, daß zu einem glücklichen Leben fünf Wohl von nöten sind, nämlich: Wohlgeboren, wohlerzogen, wohlgefreit, wohlgelebt und wohlgestorben ..."

Der Ratmann Peters, welcher trunken war, glotzte den Sprecher mit glasigen Augen an und schrie dazwischen: „Wohlgelebt und wohlgestorben, hat dem Teufel die Rechnung verdorben."

„Laßt uns das Sterben streichen!" meinte ein junger Unband, der das verschüttete Getränk schnell mit dem Fuße bedeckte.

„Ihr Älterleute und Brüder," hub Theodorus von neuem an, „in dieser frohen Neujahrhundertstunde nichts, nichts vom Ster—rrben ..."

Das „Sterben" blieb ihm wie ein Keil im Halse stecken.

Klirrend entstürzten die Becher den Händen.

Einige schienen an dem Schluck, den sie soeben genommen hatten, zu ersticken.

Ringsum in greulicher Verzerrung erstarrte Medusengesichter!

Hahaha! Die Windsbraut gellte.

Hohoho! Der Donner hallte.

Huhuhu! Die Brandung brüllte.

Es klang, als wenn alle Himmel ein schaurig-wildes Hohngelächter aufschlügen.

Ja, der Herr lachte ihrer, und der Höchste spottete ihrer.

Über Jehovas ewig ehernes Antlitz glitt ein Zornlächeln, und er blies mit seinem Sturmmunde sie wie Mückengeschmeiß hinweg. Die Gerechten, die vor ihm ein Greuel sind, müssen vergehen in seinem Grimm.

Das steinerne Tinghaus schwankte wie ein im Winde flatterndes Zelt.

Die Balken knickten.

Das stürzende Dach brach durch die Decke des Saales.

Heikens und die zwölfe, die ihm zunächst saßen, waren in einem Augenblick von den Trümmern erschlagen.

Wohl ihnen!

Furchtbare Minuten währte der Todeskampf der andern.

Die beiden Theodore, im Drange, sich zu retten, gelangten zu einem Fenster. Sie zerrten und rissen und rauften sich, denn jeder wollte zuerst das Gesims erklettern. Da stieß der grobgebaute und starkfäustige Priester den schwächlichen Domherrn so mörderlich, daß dieser bewußtlos zusammenbrach.

Wohl ihm!

Theodorus Rufus riß an dem Fensterriegel. Ein anderer öffnete von draußen — das Westmeer.

Wie aus einem geborstenen Stauwehr stürzte ein sprudelnder Wasserschwall hinein und ertränkte alle, die im Tingsaale waren.

Alles, was einen lebendigen Odem hatte, erstickte in den salzigen Fluten.

Der Markt von Rungholt war brandende Westsee, auf der Ertrinkende und Ertrunkene trieben. Zwei Leiber, die sich fest umschlungen hielten, wurden von den Wellen auf und nieder geworfen. Inges aufgelöstes Haar lag um Folkerts Haupt gewickelt. Sie schienen noch mit todeskalten Lippen sich zu küssen.

In dreimaligem Ansturm hatte der blanke Hans den Südstrand übermocht und Rungholt genommen. — — —

Bei den drei furchtbaren Stößen schwankte der Rundturm und senkte sich nach Südosten. Die im Oberstocke auf dem Schemel beieinander kauerten, stürzten zu Boden und lagen auf dem Estrich.

Schaum und Salzwasser spritzte durch das Fenster.

Paulinus hauchte: „Die Scheide zwischen Licht und Finsternis zerbricht, und die Feste, die zwischen den Elementen gesetzt ist, zerreißt."

Ein Chaos wurde, wie vor der Schöpfung, ein Chaos von Luft und Erde, Himmel und Meer.

Oda legte sich an die Brust ihres Genossen. „Die Welt vergehet. Wo du, mein Paulinus, in Ewigkeit bist, da will ich auch bleiben."

Und sie küßten sich mitten im Untergange. Was das Leben ihnen versagt, sollte der Tod ihnen gewähren: das Einssein in ihrer Liebe.

Der Turm neigte sich vor dem Sturm- und Meergewaltigen, aber der Steinkoloß ergab sich nicht, in den Schlamm sich werfend.

Das Gewitter vergrollte und verstummte.

Der blanke, berserkernde Hans hatte sich ausgerast.

Zu wehenden Winden sänftigten sich die Stürme.

Auch die Winde schwiegen mählich, und es wurde ganz still auf dem Südstrande. Die Ebbe kam, in toter Dünung verliefen sich die gurgelnden Gewässer.

Von drei Riesenflutwellen der über ihre Ufer gespienen Westsee war die Stadt mit ihren vierzehn umherliegenden Kirchspielen zerstört und zum deichlosen Watt geworden.

Das war Rungholts Ende in der Neujahrhundertnacht.

Allein das verrufene und unehrliche Beichthaus der Diebe und Mörder blieb in der Sündflutverwüstung an seinem Orte stehen. — — —

In der Stadt Flensburg, die Friesland gegenüber an einer Bucht der Ostsee liegt, sangen die Mönche um die Neujahrsmitternacht zu Sankt Marien ihre Vigilie und waren just bei der Strophe „Du stürzest die Mächtigen vom Throne", als unter Blitz und Donner das ganze Kirchengebäude erbebte. Der große Leuchter schlenkerte hin und her, und die festen Fugen des hohen Steinaltars klafften auseinander. Schreiend liefen die Mönche in ihr Kloster und wähnten, daß die Welt zerfalle und der jüngste Tag vorhanden sei. Etliche Brüder, die schon schliefen, waren aus ihren Betten geworfen worden, und viele Mauern zeigten Spalten und Risse. Im ganzen Lande zwischen Ost- und Westsee spürte man die Furcht erregende Erschütterung des Grundes, die kaum eine halbe Stunde währte. Dann war die Erde still und festgegründet wie zuvor.

Nicht der Deichbruch am Dünenpriel wurde des Südstrandes Untergang. Ein Erd- und Meerbeben wühlte und warf das Westmeer dreimal empor, daß seine Wasser sechs Ellen über die höchsten Deiche stiegen und stürzten.

Ein Meerbeben, das Jehovas blasender Grimm erregte, löschte Rungholt von seiner Stätte aus.

Das ist „de grote Dod, de grote Manndränke", von der die Chronisten mit zitternder Feder zeugen.

Sie war die allergrößte von allen Manndränken und hat mehr als 100 000 Menschen in ihren Fluten begraben.

Sechzehnter Abschnitt

Nach der Sündflut

Endlich war die endlose Nacht hin, und der erdrückende Alp der furchtbar finstren Düsternis hob die schwarzen Schwingen.

Alle Grauwolken der Luft hatten die Stürme hinweggeweht. Immer heller und klarer tagte der Morgen des neuen Jahrhunderts.

Oda und Paulinus, deren Augen nicht voneinander ließen, stiegen Hand in Hand auf die Zinne des Turms. Die von der Nachtfurcht weiß angehauchten Gesichter der Geretteten waren auch von leuchtendem Frieden verklärt, denn sie glaubten, Gott selbst gesehen zu haben.

Der schräg geneigte Turm hatte ungebrochen und ungestürzt den Untergang überdauert. Von seiner Zinne ging der Menschenblick mehr als vier Meilen in die Runde.

In ruhig langsamen Atemzügen wallte die See, und die weite, graue Meerfläche fing plötzlich an zu glänzen und goldig-rot zu blinken von den Strahlen der aufgehenden Sonne.

Paulinus streckte dem Licht dankende Hände entgegen. „Gelobt sei der Herr, der seine Erde und Sonne erhalten, daß Tag und Nacht, Sommer und Winter nicht aufhören werden!"

Aber wehe, wehe! Ein Grauen verdüsterte ihre verklärten Züge, und die schaurige Totentrauer um ein gestorbenes Volk verdüsterte ihnen das Herz. Was mußten ihre entsetzten Augen sehen!

Kein Hahn krähte, kein Türmer läutete, kein Hund kläffte, kein Wagen knarrte. Keine Menschenseele und kein lebendes Wesen regte sich in Rungholt. Die Stadt unter ihnen mit dem gestürzten Dom, den zerschlagenen und klaffenden Häusern, den von Schutt und Schlamm angefüllten Gassen war eine durcheinandergeworfene Trümmerstätte.

Oda schlug die Finger vor das Antlitz und weinte um den Südstrand, dessen Gestalt sie nicht mehr erkannte, und fragte dann mit hin und her irrendem Blick: „Wo sind die Dünen?"

Paulinus suchte und zeigte mit den Fingern südwestwärts. „Das sind ihre Überreste."

Ein niedrig weißer Streifen schaute wie eine Sandbank über die Gewässer. Das ungestüme Meerbeben hatte das lange, mehr als hundert Fuß hohe Dünengebirge in seine unmeßbaren Abgründe gespült.

Sie hauchte furchtbeklommen: „Wo ist der spitze Kirchturm von Ackenbüll ... und das Uttermarker Gotteshaus mit seinem Glockenturm und Dachreiter?"

Sie starrten von der Zinne hinab auf ein verschwundenes Land.

Und sein Finger ging von Osten nach Westen. „Wo ist Heverdamm und Gormsbüll und Niendamm und Norderwisch und die Fedder-Heikens-Kapelle? Ihre Kirchen sind gestürzt und in Schutt gesunken ... der Höchste hatte kein Wohlgefallen an ihren Gottesdiensten. Ach, die vierzehn Kirchspiele, darin 10000 Menschen und unzählig viel Vieh gewesen, sind nicht mehr ... der Südstrand ist toter Schlick."

Oda schattete vor der strahlenden Sonne und schrie: „Barmherziger Gott! Wo ist das hohe Moor, auf dem die armen Dünenleute wohnen?"

„Ich sehe hinter Uttermark, wo es schwärzlich gelegen, einen großen, breiten Wattensee."

„Warum hat das Gottesgericht Maike, die gute, und die Armen, die mit ihr waren, getötet?"

Solche Frage findet niemals ihre Antwort.

Auf dem Totengefilde lag der Sonnenschein. Überall zwischen den schlammbedeckten Feldern glänzten Seen, wie Tümpel anzusehen. In allen Deichen waren tiefe Grundbrüche, durch welche die Gewässer träg und langsam hinausflossen.

Das Mägdlein bat: „Mir ist bange ... laßt uns dem Graus entfliehen!"

Nachdem sie das Bollwerk von der Falltür hinweggeräumt hatten, gingen sie die Stiege hinab und mußten erschauernd über Hinzes aufgedunsenen Leichnam hinwegsteigen. Im Rundgemach öffnete Oda die Truhe und schnürte ein Bündel, in dem sie auch den Silberschatz der Ersparnisse ihres Vaters mit einem Anflug von Lächeln barg. „Es ist ein unehrliches, aber ehrlich erworbenes Geld und gut für die Fahrt ... müde Füße und leere Hände sind schlechte Wandergesellen."

Durch Schlamm und Pfützen, über Ziegel- und Schutthügel, Balken und Hausgerät und aufgeschwollene Tierleiber ging ihr Weg. Zur Rechten wandten sie sich und kamen an der Kirchhofswurt vorbei, die das Wasser schroff durchgerissen hatte. Aus der abgeschnittenen Erdwand, in der die Särge schichtweise standen, ragten Gerippe und Sargbretter, Arm- und Beinknochen hervor. Auf einer Wasserlache trieb ein grinsender Totenschädel, und neben demselben lag ein Ertrunkener auf dem Rücken — der rote Theodorus, der mit offenem Munde und glotzenden Augen in die Sonne hineinsah.

Vor dem Anblick schlossen sie die Augen und erreichten, weiter eilend, den Markt. Da zitterten ihre Glieder und ihre Herzen stockten. An mehr als hundert Menschenleibern, die dort angetrieben waren, mußten sie vorüber. Und Oda seufzte: „Laßt uns nicht zur Rechten, noch zur Linken, sondern zum Himmel emporschauen, damit wir nicht erstarren und sterben!"

Aber Paulinus stand über einem Toten, und seine Stimme schluckte schwer: „Es ist Theodorus ... der Domherr ... mein Vater ..."

„Dein Vater?"

„Ja, er darf nicht unbestattet bleiben."

Sie trugen den Leichnam in den Garten des Tinghauses, wühlten mit einem Grabscheit den Schlammgrund auf und versenkten und bedeckten den Toten, damit er nicht den Krähen und Alken zum Fraße werde.

Paulinus hielt über der Gruft seine letzte Totenmesse und betete leise für die jäh hingeraffte Seele des Mannes, der sein Vater war und sein härtester Feind gewesen.

Hinter ihnen lag die Totenstadt von Rungholt.

Rüstig wanderten sie am Neujahrhundertmorgen der Sonne entgegen und zankten sich einmal um das Bündel, das er tragen wollte und schließlich mit Lachen und Gewalt ihr entriß.

Kein Herdrauch stieg empor, kein Hund schlug an in dem dachlosen Bauerngehöft, keine Menschenstimme schrie um Beistand, kein Laut, als das Gekrächz der Krähen und Möwen, erscholl im Lande.

Von dieser Todesruhe geängstigt, fragte Oda: „Sind wir allein übrig geblieben in aller Welt?"

„Ja, wie die ersten Menschen sind wir auf dem unermeßlichen Erdraum ... fürchtest du dich, meine traute Genossin?"

„Wie sollte ich mich fürchten, da du bei mir und ich bei dir bin, Paulinus?"

Er küßte ihr die Antwort von den Lippen und schaute in ihre Augen, die voll Glaube und Liebe, Zuversicht und Hingebung waren. „Lieb' Odalein, sind wir nicht wie Noah und sein Weib ... auf der Arche der Sündflut gerettet und wunderbar erhalten?"

Ein banges, scheues Geflüster. „Bist du nicht ... ein Priester?"

„Ja, ich wähne ein Priester zu sein, wie alle wahrhaften Menschen, die in der Zeit die Ewigkeit erkennen und künden."

„Wie darf ich dein Weib sein?" Klanglos und wehklagend war ihre Stimme.

„Sie haben mich aus dem gesalbten Stande hinausgestoßen und aller Weihe entkleidet ... ich bin ein Mensch, nur ein Mensch ..."

Da warf sie sich mit Ungestüm an seine Brust und liebkoste sein Angesicht, das so weiche und linde, aber auch in Kämpfen gefestigte Züge hatte. Nichts Menschliches war ihnen fremd. In dem reinen Glanz ihrer Augen leuchtete die köstlichste Perle des armen Menschentums, jene reine und innige Edelliebe, die ein Strahl aus göttlichem Urlicht ist. Selig, dreimal selig, wer im Erdenleben die Perle gewonnen!

Das Totendorf von Heverdamm mit seiner Verwüstung und gespenstischen Stille wurde von den Pilgern eilig umgangen. Sie hatten nämlich zur Seite gesehen. In den Zweigen einer Weide hing der Leichnam einer Mutter, die ihren toten Säugling noch im Arme hielt.

Dicht am Strande war ein Boot kieloben angetrieben, das sie umstürzten und ins Wasser schoben. Mit einer Ruderschaufel setzten sie über den schmalen Heverstrom, der den Strand vom festen Walle trennte.

Bald erkannten die Geretteten, daß sie nicht allein übriggeblieben seien in aller Welt, denn sie trafen an der schleswigschen Küste lebende Wesen, Knaben und Männer, die eifrig damit beschäftigt waren, das Heer der angeschwemmten Toten zu verscharren. Aus Vorsicht taten die fleißigen Totengräber ihr ekles Werk, damit nicht der Leichengestank die Pestilenz ausbrüte und von der großen Manndränke die mors magna, der schwarze Tod, erzeuget werde.

Südwärts zogen die Wanderer und sahen in einem Lande der Lebenden die Sonne mit purpurrotem Geleucht im ruhig wiegenden Westmeere untergehen.

Es war ihnen eine göttliche Verheißung, daß fortan Friede und keine Sündflut auf Erden mehr sein solle, und der letzte starre Zug des Grauens wich von ihren Angesichtern, die ein weiches, wundermildes Lächeln erhellte.

Sie waren bis in die Marschgegenden von Eiderstedt gekommen, die von dem Meerbeben und Überstürzen der Gewässer weniger gelitten hatten, weil die Menschen allhier auf hohen Wurten seßhafter und geschützter wohnten. Im Dorfe Witzwort wurde Nachtherberge gemacht, und Paulinus schlief auf einer Streu bei den Kühen im Stalle so fest und gut, daß er den Schlaf zweier Nächte in einer erledigte.

Als die zwei, die sich für die letzten Rungholter hielten, in der Morgenfrühe weiterzogen, kam ein schmächtiges und flinkfüßiges Männchen ihnen

ntgegengetrippelt, welches in Gang, Gestalt und Gebärden und bis aufs
Haar dem kleinen Weber glich.

Und es war nicht sein Doppelgänger, sondern Nomme selbst, wie er
eibte und lebte, mit den Händen gestikulierte und vor Staunen und Er-
egung kaum Worte fand, seine Wundermär zu berichten.

„Mich rief der Herr zur sterbenden Maike, um mein Leben zu er-
alten ... und er machte das Moor zur Arche, auf der wir alle gerettet
vurden ... alle, auch das kleinste in der Schreckensnacht geborne Säuge-
indlein, sind am Leben geblieben. Die Fluten rissen das Moor von seinem
Grunde los ... wir flossen auf den Wassern und trieben, ohne daß wir
s merkten, über den Festlandsdeich hinweg ... mitten in der Marsch sind
vir auf unserm schwimmenden Eilande gestrandet und gelandet. Wo ist
eit den Tagen, da Israel durchs Rote Meer ging, ein Wunder wie dieses
om Herrn getan und von Menschenaugen gesehen worden?"

Auf den Gesichtern der drei Menschen stand jene heilige, anbetende,
uf die Knie niederzwingende Ehrfurcht, welche die Seele ergreift, die mit
eiblichen Augen den Gottesfinger des Unsichtbaren handgreiflich erblickt.

Zwischen den Dörfern Witzwort und Ulversbüll hatte das schwarze
Moor sich niedergelassen und weithin die fruchtbaren, fettig grauen Marsch-
cker bedeckt. Ein Menschenauflauf hatte schon frühmorgens an dem Orte
ich versammelt, und keiner vermochte das Unbegreifliche mit seinem Ver-
tande zu erklären.

Aber das begriffen die Eiderstedter Bauern sofort, daß das ange-
chwemmte Moorstück eine Tatsache, und noch dazu eine sehr schlimme, nicht
vegzuleugnende und noch weniger wegzuschaffende Tatsache sei, durch welche
hnen ein gut Teil ihrer besten Kornäcker verdorben und verloren gegangen.
Darum, nachdem sie etliche Zeit die Köpfe geschüttelt hatten, fingen sie an
u murren und zu schelten.

Als Nomme und seine zwei Begleiter näher kamen, hörten sie ein
autes Gezänk.

„Ihr Hungerleider, macht euch mitsamt euren Hundehütten und eurem
ganzen Moorlande von unserm Grund und Boden hinweg!"

Im Namen der Dünenleute antwortete Tedje mit Sanftmut: „Liebe
Brüder, wir haben keine Schuld an eurem Schaden, und es ist fern von
uns gewesen, daß wir einem andern seine Güter und Felder rauben wollten.
Aber was sollen Menschen dabei tun? Wir sind des Glaubens, daß Gott
elber auf Wellen uns getragen und hierher gebracht hat, die ihr viele
Felder besitzet und diese kleine Fläche ohne Mangel missen könnt."

„Nichts, gar nichts können wir missen," wetterten die Bauern.

Aber die Eiderfriesen, die an allem, auch am Althergebrachten fest-
ielten, waren zum Glück kirchfürchtige Leute. Als sie unter den Neuan-
gekommenen einen Priesterrock erblickten, mäßigten sie ihre Stimmen, und
er weißhaarige Kirchspielvogt von Witzwort sagte: „Der Priester soll Richter
ein und den Streit schlichten."

Paulinus nahm das Schiedsamt an, verrichtete seine letzte Priesterhandlung und fällte einen salomonischen Spruch: „Weil Menschen diese Erdmasse weder in fünfzig noch hundert Jahren hinwegkarren können, weiß ich keinen andern Rat, als daß wir den Herrgott bitten, er möge eine zweite und noch größere Sturmflut senden, um schleunigst wieder das Moor an seinen Ort hinter Uttermark zu schaffen."

„Nein, nein, nein!" schrien und zeterten die Bauern mit Einmütigkeit.

„So spreche ich nach Recht und Redlichkeit: Das Moorland ist diesen Dünenleuten vom Rungholter Rat zu Erb' und Eigen gegeben worden, und sie sollen es für sich und ihre Nachfahren behalten ... Die Marsch- und Kleierde aber, so an dreißig Fuß darunter liegt, soll den Eiderfriesen, ohne alle Einrede, für ewige Zeiten gehören."

Die Witzworter und Ulversbüller, die immerhin ein Eigentumsrecht behielten, beruhigten sich bei diesem Richterspruche.

Weber Nomme aber zog den Schiedsmann am Ärmel und zog ihn abseits, sah ihn mit scharfen Richteraugen an und sagte mit den Worten des Regensburger Mönches: „Du junger Fant, gehe schleunig zur Ehe!"

Paulinus, der ein aufrichtiges Gewissen hatte, hörte ohne Erröten die Rede und tat danach.

Alle Moorleute gingen miteinander in das Dorf Ulversbüll, wo ein willfähriger Priester die Ehe geschlossen hat.

Weil der Winter warm und weich blieb und nicht so viel Eis fror, daß es eine Krähe tragen konnte, arbeiteten und ackerten die Moorleute unverzagt und ungekränkt auf ihrer eignen Scholle, auf der sie als freie Kleinbauern geblieben sind.

Der Chronist der Rungholter Flut aber schließt also seinen Bericht: „Wer diese meine Historie von der Versetzung des Uttermarker Moores als eine Fabula erachtet, der soll hinter das Dorf Witzwort gehen und wird ebendasselbe Moor und unglaubhafte Mirakulum mit seinen leiblichen Augen sehen und erblicken. Qui oculis vident, cordibus putare debent." —

In einem Fleet des Hammaburger Hafens löschte ein Schonenfahrer seine Heringsladung. Die von der Winde emporgezogenen Tonnen, die sechs Schiffspfund (etwa 80 Pfund) wogen, trugen Arbeiter über das schmale Gangbrett und in den Lagerschuppen hinein. Weil das Entladen stückweise bezahlt wurde, nahm einer der Schauerleute, der ein Hüne war, ein Faß auf jede Schulter und lief leicht und geschmeidig mit seiner Last.

Ein Mann, der ein Weib bei sich hatte und eine ganze Weile aufmerksam das Getriebe betrachtete, rief lachend dem Hünen zu: „Ei, du mit der doppelten Bürde bist eine flinke und fleißige Ameise."

Der Lange wischte die Stirn und schob die Mütze zurück, unter der die Locken üppig hervorquollen. „Ja, wir Hammaburger müssen jetzt für zwei schaffen und erwerben ... seitdem Rungholt ertrunken ist, haben wir den ganzen Westseehandel erhalten."

Das Weib stieß vielsagend ihren Mann an, der die Augen weit aufsperrte. „Du bist es ... Kurt Widerich!"

Der schwitzende Schauermann in dem ärmellosen Lederwams sprang vom Gangbrett und umfaßte Paulinus Frisius, den Freund seiner Jugend, mit den nackten, eisensehnigen Armen so ungestüm, daß Oda ein Knacken und Stöhnen zu vernehmen meinte und vorsorglich schnell ihren Ehegemahl befreite.

Kurt aber sagte gedämpft, und ein treuherzig redlicher Schalk umspielte seine Lippen: „Still, still! Der stolznackige und steifsinnige Kurt, der wider Gott und Menschen war, ist auf dem Helgenässer Sande gestorben und begraben. Draußen im Watt hat Gott mich getauft mit seiner Taufe und zu einem andern und neuen Menschen gemacht, der nicht Kurt Widerich, sondern Kurt Fröhlich heißt."

„Eia, eia, auch du bist einer von den mutig Demütigen, die das Erdreich besitzen und den Himmel ererben."

Kurt Fröhlich wies lachend die weißen Zähne. „Ich möchte fast meinen, daß ich schon den Himmel auf Erden habe ... denn ist es wahr, daß auf Erden nichts Besseres zu finden, als daß ein Mensch fröhlich sei bei seiner Arbeit, so hab' ich's, alle Tage ein schweres und frohes Tagwerk, dazu noch das Bessere, ein lieb Weib und Kind, und das Allerbeste, ein festes Herz und Friede mit Gott. Mehr darf keiner sich wünschen, mehr und größeres Glück wird keinem Sterblichen zuteil."

Ein wenig betrübsam nickte Paulinus. „Ja, ja ... mir und meinem Glücke mangelt nichts als just das tätige Teil und die fröhliche Arbeit."

„Warum gehst du müßig?" polterte der grobe Schauermann. „Freilich können deine weißen Frauenhände keine vier Schiffspfund heben, aber bist du nicht ein gelernter Federfuchser und hast schreibflinke Finger? Gehe hin und hänge dich an den hohen Senat, daß man dir Schreiberarbeit gebe!"

Paulinus Frisius befolgte den Rat, der sich als ein guter erwies. Weil damals in den deutschen Handelsstädten das jus Lubecense, das in Lübeck ausgebildete Recht, allgemein in Aufnahme kam, so gab der Rat ihm das lübsche Rechtsbuch, das einen tüchtigen Quartband füllte, zum Abschreiben.

Mit Sorgfalt führte er die Feder und verzierte den Anfang jedes Abschnittes mit sauber verschnörkelten, blau und rot gemalten Initialen.

Der Dompropst der Stadt, der vom Rate das Rechtsbuch entlieh und an der schmucken Handschrift Gefallen fand, nahm den Schreiber in seinen Dienst und gab ihm einen Gulden, um Papier zu kaufen.

Paulinus, welcher unentwegt das umfangreiche und schier endlose Compendium sancti Thomæ zur Hand nahm, vollendete in einer Woche vier Sexternen des großen Papiers, die ihm alle Samstage mit sechzehn Schillingen bar bezahlt wurden.

Sein Weib Oda aber saß am Spinnrocken und spann alle Woche fünf Pfund Wolle, wodurch sie einen guten Spargroschen von zweiunddreißig Pfennigen gewann. Sie war des Hauses Frau und Köchin, Magd und Rechenmeister in einer Person.

Oft saßen sie fröhlich beieinander bis zur halben Nacht. Seine Feder kratzte über das Papier, und ihre Spindel schnurrte, welches zusammen eine liebliche Musik machte. Dann hielten sie eine kleine Kosestunde und küßten sich in Ehelieb' und -treu'.

Stille, fröhliche und friedvolle Wochen und Monde und Jahre verrannen. Alle Sonntagabende wanderten sie nach dem engen Spinnergang, wo die Winkler der Stadt ihre Zusammenkünfte hielten.

Keine noch so argwöhnische Mönchsnase vermutete oder witterte an dem Schreiber des Dompropstes irgendwelche Ketzerei.

Paulinus Frisius ist ein treuer Priester der Wahrheit geblieben und hat nicht auf dem Scheiterhaufen sein Leben geendet.

Kein Großer seines Volkes oder Stammes wurde er genannt, noch war er. Seine Größe war das stille Gottseligsein und das starke Sichlassengenügen.

Die Lebenstage des einstigen Vikars und seines Weibes Oda, die ihren großen Kampf hinter sich hatten, verliefen nach dem Wort: Deine Sonne soll nicht mehr untergehen, noch dein Mond seinen Schein verlieren, denn der Herr wird dein ewiges Licht sein und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben.



Marie von Ebner-Eschenbach zum 75. Geburtstage

(13. September 1905)

Von

Anna Dix

So oft der Ehrfurcht inniger Gedanke
Dich sucht, seh' ich dich schaffend, — wirkend, — strebend,
Wie deine Lotti vor dem Uhrenschranke,
Die Schätze ihrer Liebe von sich gebend.
So gabst du hin mit opferfrohem Mute,
Was tief in dir gereift in Glück und Schmerzen,
Voll starken Glaubens an das wahrhaft Gute
In Menschenherzen.

In Kraft und Klarheit, die uns nie veralten,
Schufst du die Fülle deiner Geisteskinder,
Von echtem Leben glühende Gestalten,
Verschwiegne Dulder, — starke Überwinder.
Wohl uns, wenn wir in deine Welt uns flüchten,
Die reine Welt des Ernstes und der Güte!
Reich steht dein Herz im Schmuck von goldnen Früchten, —
Und doch in Blüte.





Der Gemütswert der Technik

Von

Dr. Georg Biedenkapp

Ich bin in der eigentümlichen Lage, den Eingang zu meinem Thema über den Gemütswert der Technik durch eine etwas ungemütliche Pforte nehmen zu müssen. Zunächst muß ich nämlich von der Kriegführung handeln, deren es zwei Arten gibt: eine offen feindliche, blutige, plötzliche — und eine äußerlich freundliche, die durch wirtschaftliche Verdrängung oder Unterjochung zum Ziele führt. Einerlei nun, ob man sich gegen einen kriegerischen oder wirtschaftlichen Angriff zu verteidigen und zu behaupten hat, in beiden Fällen kommt neben den persönlichen Eigenschaften vor allem die Technik als derjenige Kulturzweig oder vielmehr als diejenige Kulturwurzel in Betracht, aus welcher die Zauberkräutlein der wirksamsten Abwehr hervorsprießen. Die Technik ist die Quelle, aus der die kriegerischen sowie wirtschaftlichen Wehren und Waffen bezogen werden. Es gehört also zu den Pflichten nationaler Selbsterhaltung, die technischen Fähigkeiten des Volkes so umfassend wie möglich zu entwickeln. Wie die beste Politik im allgemeinen bei der Erziehung anfängt, so fängt sie im besondern bei der technischen Erziehung an. Wenn unsre Erfinder, Techniker und Ingenieure einen Teil ihres geistigen Rüst- und Handwerkszeuges bereits auf der Schule lernen und frühzeitig damit verwachsen, können sie natürlich in den Jahren fruchtbaren Schaffens und blühender Phantasie mehr zuwege bringen, als wenn sie ihre beste Jünglingszeit, so wie es heute ist, zur Aneignung der Vorkenntnisse und Handgriffe verwenden müssen. Und je allgemeiner das technische Bildungsniveau gehoben ist, um so höher werden sich die Spitzen und Gipfel technischer Erfindungsgabe über dies Niveau erheben. Man hat deshalb auch für die Technik eine größere Berücksichtigung im Schulplane gefordert, wie für so manches andere, was durch den gewaltigen, noch Jahrhunderte währenden Umschwung bedingt ist, in dem wir uns mitten

befinden. Ich glaube, um die größere Berücksichtigung der Technik kommen wir nicht herum, um so weniger, als sie sich zum Teil mit der ebenfalls verlangten größeren Berücksichtigung der physikalischen und chemischen Wissenschaft deckt. Ein Einwand gegen diese Mehrberücksichtigung der Technik entspringt dem Mißbehagen derer, die mit Recht neben der Entwicklung des Geistes auch die Entfaltung der Gemütskräfte verlangen, mit Unrecht aber den großen Gemütswert gerade der Technik übersehen, verkennen und durch die Behauptung ableugnen, daß die Technik als das Gebiet der Mechanismen und Maschinismen den Menschen zum groben Materialisten herabdrücke. Wäre dies der Fall, dann könnte man die Erschwerung verstehen, die der Rücksichtnahme auf die Technik im Jugendunterricht zuteil wird. Es ist aber gar nicht der Fall, die Technik raubt nicht, sondern gibt Ideale, sie dörrt das Gemüt nicht aus, noch läßt sie es vertrocknen, vielmehr vertieft und erfrischt sie es.

Gewiß gibt es Augenblicke, wo man Lust bekommt, die moderne Technik zum Kuckuck zu wünschen. Wenn vorbeirasende Automobile den Fußgänger der Landstraße fünf Minuten lang in Staub hüllen, wenn näselnde Phonographen oder martervoll behandelte Klaviere den stillen Geistesarbeiter in seinem Gedankengang hartnäckig unterbrechen, wenn die materiellen Genüsse, die durch die Technik ermöglicht werden, die Mehrheit des Volkes dazu anleiten, ihre Groschen in Nichtigkeiten statt in guten Büchern anzulegen, dann allerdings kann man sich versucht fühlen, „der" Technik weidlich zu fluchen. Nur ist „die" Technik ein ungeheuer viel größeres Gebiet als der ärgerliche Ausschnitt davon, den wir eben skizzierten. Wenn uns Automobile, Klaviere und Phonographen ärgern, so liegt es ja nur bei uns, das Recht auf Lärm und Staub gesetzlich einzuschränken oder abzugrenzen. Bringen wir aber einem Klaviermörder die stillere Kunst der Liebhaberphotographie bei, durchradelt er die Lande und fängt er sich mit seiner Kamera die hübschesten Punkte auf, so haben wir wiederum einen Segen der modernen Technik anzuerkennen. Am meisten Vergnügen macht das Selbsterworbene; sogar Irrtümer, in die man sich mit vielem Fleiß ahnungslos hineingerannt hat, hält man aus einer Liebe heraus fest, wie sie im Gefolge großer Sorgen und Mühen entsteht. Die vielen Landschafts- und sonstigen Aufnahmen des Liebhaberphotographen, die er sich jederzeit vergegenwärtigen kann, lassen sich wohl als ein Schatz für sein Gemüt betrachten. Die Zeit, die er mit der Aufnahme der Gegenstände und der Entwicklung der Platten verbrachte, war vielleicht dem Wirtshaus und derberen, roheren Freuden abgerungen: so hatte die Technik sein Gemüt vor Verrohung bewahrt. Wir kommen also positiv und negativ zu einem Gewinn, den das Gemüt kraft der Technik gemacht hat.

Die großen Gedanken, so hat man gesagt, kommen aus dem Herzen. Ich getraue mir, es wahrscheinlich zu machen, daß auch die Erfindungen nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen, d. h. mit dem Gemüte gemacht werden und die Gemütskraft, die in ihnen gewissermaßen ver-

örpert ist, wieder ausstrahlen. Herzlose Menschen machen keine Erfindungen, enn die Herzlosen sind immer auch Phantasiekrüppel, sie entwickeln, wenn iberhaupt, dann nur eine kümmerliche, einseitige Phantasie in einer Richung, in der keine Erfindungen gemacht werden. Die echten Erfinder, wie ie echten Dichter und Künstler, können ungemein nüchtern, d. h. ohne Alkohol leben, denn sie genießen ja dafür den Rausch geistiger Schaffensreude; eben deshalb sind sie aber Gemütsmenschen, trotz der Nüchternheit on Alkohol. Nur Gemütsmenschen kann so viel Lebensenttäuschung durch naterielle Mißerfolge widerfahren, wie von den Erfindern bekannt ist. Als Gemütsmenschen sind sie vertrauensselig und werden deshalb leicht die Opfer on Ausbeutern. Wer die Lebensgeschichte von Männern kennt, wie dem großen französischen Webmaschinenerfinder Jacquard, dem deutschen Telephonrfinder Philipp Reis, den Amerikanern Morse und Cooper, der wird die Gemütshaftigkeit dieser Erfinder nicht leugnen. Zeugnisse rührender Bruderiebe besitzen wir von den deutschen Erfindern Riggenbach und Werner on Siemens. Einen weiteren Beleg dafür, daß echte Erfinder Gemütsnenschen sind, gibt der Umstand, daß unter den großen Erfindern einige Maler von Beruf waren, also Künstler, die es sich verbitten würden, wollte nan sie nicht zu den Gemütsmenschen rechnen: Lionardo da Vinci, Fulton ind Morse. Die produktiven, schöpferischen und schaffenden Naturen ereben trotz vieler äußerer Ärgernisse doch so viel inneren geistigen Reichtum, aß sie gar kein sprödes und trockenes Gemüt haben könnten, selbst wenn ie wollten. In einer einzigen Richtung scheint ihnen das Gemüt zu fehlen: ür Wirtshäuser und Skat sind sie nicht viel zu haben, dazu liegen ihre Genüsse zu sehr im Forschen, Denken, Prüfen, Versuchen, „Bosseln". Areitet man sich nun in ein Dutzend hochkomplizierter moderner Erfindungen inein, sagen wir, eine Vierundzwanzigfach-Telegraphie oder Dampfturbine oder Photoskulptur oder Telegraphon oder Fernphotograph oder Uhr oder Unterseeboot oder Kältemaschine, so werden bei fortschreitender Erkenntnis on uns die feinen Geisteswendungen nachempfunden, die in den Erfindern u den jedesmaligen Verbesserungen oder Neuschaffungen führten. Wir ühlen, wieviel Liebe, Sorgfalt, Peinlichkeit, Treue für eine solche Erindung aufgewandt und in ihr gewissermaßen niedergelegt wurde, so daß ie in uns ein Echo, einen Gemütswiderhall hervorrufen. Wir rufen laut oder leise: wie niedlich, wie fein, wie sinnig, wenn wir das Rädergetriebe nehr und mehr verstehen; unser Herz hüpft vor Freude, unser Gemüt wird miterfaßt, wenn wir ernsthaft in den Plan einer Erfindung eindringen. Es ist ja eine Schöpfung im kleinen, der wir da auf die verborgenen Sprünge kommen, und es geht uns hier nicht anders, als wenn wir der großen Schöpfung, welche Welt heißt, ein Geheimnis entschleiern: das Gemüt ist mit von der Partie. Nicht jedes Wissen ist Technik, aber jede Technik ist Wissen. Das Wissen, das mich in die Natur hinaus begleitet, ann meine Freude an der Natur vervielfachen. Ein wogendes Kornfeld oder der stärkere Wellenschlag, den ein Dampfer im kleinen Binnengewässer

erregt, erinnern mich an die elektrischen Wellen, die in der drahtlosen Telegraphie Botendienste verrichten, oder an die optischen Wellen, die uns von der Sonne her das Tageslicht bringen. Das Unscheinbare, Gewöhnliche wird dem Wissenden zum Ereignis. Das hervorgestülpte Auge eines Frosches oder eines Flußpferdes erinnert mich an das Periskop des Unterseebootes, der Frosch selber, dies kalte, schlüpfrige, quakende Grüntier, kann zu einem Gegenstand der Verehrung werden, denn dies unser elektrisches Zeitalter verdankt ja der Untersuchung der Froschschenkel ungeheuer viel. Die Natur spiegelt sich in der Technik und die Naturgenüsse vermehren sich daher für den, der sich in der Technik selbst auch nur dilettantisch umschaut. Wir genießen aber die Natur nicht mit dem Verstand, sondern dem Gemüt, und das Mittönen technischer Erlebnisse ist hier ebenfalls ein Mittönen im Gemüte.

Wenn sich die Menschen mit ihren Herzen einander näher kommen wollen, pflegen sie dies meist durch die Vertilgung von Bier oder Wein, also von Alkohol, einzuleiten. Gemütlichkeit fängt für viele erst bei einem mehr oder minder harmlosen Grad von Beschwipstheit an. Nun mag der Alkohol in den vergangenen Jahrtausenden vielleicht ab und zu das Verdienst gehabt haben, die Langeweile des unwissenden Menschen angenehm zu unterbrechen. Selbst dies ist aber fraglich, denn wir wissen aus Cäsars Kriegstagebüchern, daß die germanischen Stämme bewußt die Einfuhr römischer Weine sich fernhielten. Trotzdem versteht man wenigstens bei Völkern, die noch keine entwickelte Wissenschaft und Technik besitzen, daß sie sich durch grobe Mittel wie berauschende Getränke Genüsse zu verschaffen suchen. In unserer Zeit aber stehen in wissenschaftlichen und technischen Studien feinere Mittel der Berauschung zu Gebote. Wer immer sich in ein fruchtbares, wissenschaftliches oder technisches Gebiet vertieft, erfährt dabei ohne Alkoholkonsum feinere Rauschzustände, geistige Freuden ohne Katzenjammer. Wissenschaft und Technik sind daher als Bildungsmittel vorzügliche Bundesgenossen im Kampfe gegen den Alkohol, sie lassen gleichgebildete Menschen sich schneller mit den Herzen, d. h. also mit den G e m ü t e r n, nahe kommen, wenn sich diese Menschen von ihren geistigen Zerstreuungen unterhalten, als wenn sie geistige Getränke zu sich nehmen. Die Technik verhilft also auch zu einer edleren Art von Gemütlichkeit.

Der Gemütswert der Technik, soweit er bis jetzt gekennzeichnet, ist von einer voraufgehenden Bemühung, einem Kennenlernen abhängig. Wir waren ja davon ausgegangen, daß im nationalen Interesse die technische Erziehung noch früher, als jetzt geschieht, beginnen müsse. Aber auch für den absoluten Laien hat die Technik ihren Gemütswert: man denke an den tiefen Eindruck, den ein dahindonnernder Schnellzug, oder ein mächtiger Ozeandampfer in dem Gemüt des Beschauenden zurückläßt. Auch ohne tieferes Studium oder zeitraubendes Nachdenken kann man selbst dem Laien klarmachen, daß die modernen Verkehrsmittel, Eisenbahn, Dampfschiff, Telegraph und Telephon in gewissem Sinne eingespannte, zur Dienstleistung

gezwungene Naturgötter sind, gebändigte Naturgewalten, die den Heiden Anlaß zur Erdichtung ihrer Götter gaben.

Wenn Schnellzugs Donnern auf den Schienen saust,
So rührt die Dampfkraft her aus Kohlengluten.
Die Kohlen waren Wälder winddurchbraust,
Die, einst versenkt, zu Stein geworden ruhten.
Wer ließ sie wachsen? Du, o Sonne, baust
Den Waldesdom mit deinen Strahlenfluten.
Die Kohlenglut ist auferstandnes Licht:
Die Sonne also zieht des Zugs Gewicht.

Was treibt die Mühlen? Wasserfall und Wind!
Gewiß, doch deren Kraft rührt von den Strahlen,
Die weit vom Fixstern hergekommen sind,
Das Holz zu sägen und das Korn zu mahlen.
Was wäre ohne sie des Gletschers Kind,
Der Bergstrom, dessen Sturz und donnernd Prahlen
Elektrotechnik klug zu nützen weiß:
In Drähten fließt fortan der Sonne Schweiß.

Mit der Beherrschung der Naturkräfte allein ist aber das Höchste noch lange nicht erreicht: es muß die Beherrschung des eignen Selbst, der eignen Triebe und inneren bösen Mächte hinzukommen. Die Technik schickt uns gewissermaßen auch in unser eignes Trieb- und Gemütsleben zurück, wenn wir uns etwa ganz an sie verlieren sollten.

Eine sehr ungemütliche Seite der Technik ist ihre Tendenz, Dutzende oder Hunderte von Menschenkräften durch Maschinen zu ersetzen und mithin große Arbeiterscharen brotlos zu machen. Äußerlich sieht es wenigstens so aus, als ob diese Tendenz vorhanden wäre. In Wirklichkeit ist die Technik hier unschuldig, ja sie ist auch hier eine Wohltäterin, die nur durch Menschenunzulänglichkeit den Schein oft gegen sich hat. Ich will nur ein Beispiel dafür geben, wie die Technik den Menschen so entlastet, daß seine geistigen Kräfte und mithin auch sein Gemütsleben frei wird für höhere und bessere Dinge. Welche Qual bereitet heute noch der Jugend das Erlernen einer schönen Handschrift! Brustkasten, Magen und Augen der jungen Menschen leiden unter dieser Schulfron. Dabei ist aber jetzt schon absehbar, daß an Stelle der schönen Handschrift der Druck der Schreibmaschine oder die magnetische Beschriftung von Stahlplatten durch Telephone wie das Poulsonsche Telegraphon treten wird. Schon heute hat es für alle, die sich eine bessere Bildung aneignen können, keinen Sinn mehr, sich eine besonders schöne Handschrift anzuquälen. Das Schönschreiben wird Sache der Maschinen, die ja immer billiger und vollkommener werden. Die kostbare Zeit aber, die heute noch auf den Schulen mit Schreibübungen, oder richtiger gesagt mit Schönschreibübungen verbraucht wird, kann zu Zeichenübungen und speziell zum technischen Zeichnen verwandt werden, so daß die kommenden Geschlechter besser und früher als wir in die technische Umwelt

hineinwachsen, in der wir uns so fremd fühlen, und neue technische Großtaten vollbringen, wie es im nationalen Interesse liegt. Daß eine Mehrberücksichtigung der Technik im Schulplan jedenfalls daran nicht mehr scheitern kann, daß man ihr den Gemütswert abspricht, glaube ich dargetan zu haben.



Gottes Äcker

Von

Maurice von Stern

Des Todes Ernte ist heuer nicht karg.
Nun ruhen die fleißigen Hände.
Ernteschwer schwankt mit dem Frauensarg
Der Wagen ins sonn'ge Gelände.

Ein Leben der Arbeit nur, still und schlicht —
Nicht Glanz, noch Fülle, noch Farbe.
So senkt sich lautlos im Abendlicht
Zur Erde die ernste Garbe.

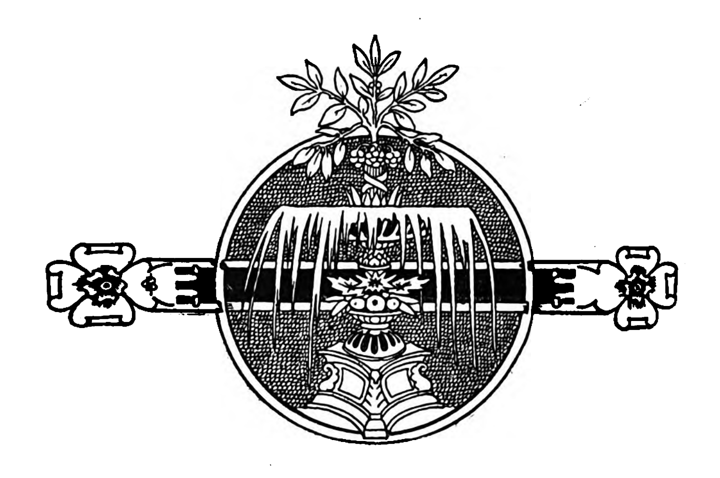
Wir schreiten dahin durchs lachende Land,
Vom Leichnam geleitet, im Staube,
Barhäuptig und betend im Sonnenbrand
Zum Kirchhof im kühlen Laube. —

Da stutzt der Blick und die Seele erschrickt,
Und die Herzen durchbebt es mit Schauer: —
O, Gottes Äcker, es wogt und nickt
Das Korn an der Kirchhofsmauer!

Es blitzt durch die Halme. Im Abendschein
Die Kreuze und Bilder schweben.
Und träumend zischeln die Ähren hinein
Ihr Lied vom ewigen Leben.

Im Bilde entquillt es dem Lebensborn,
Was kein Verstand je erlernte.
Hie reifes Korn, da reifes Korn —
Und Gott gesegne die Ernte!





Der Hasenschädel.

Ein Märchen von Ludwig Finckh.

Ein König sagte zu seinem Sohne: „Komm, wir wollen in unseren Weinwald gehen“, setzte seine Krone auf und ging fort.

Unterwegs fand der Prinz einen gebleichten Hasenschädel und bat den König: „Herr Vater, ach laßt mir daraus ein Tintenfaß drechseln.“

„Ja,“ sagte der König, „das wollen wir tun.“

Als sie weitergingen, fand der Prinz einen braunen Tannzapfen und ein grüngesprenkeltes Vogelei und steckte sie in die Tasche.

Als nun das Tintenfaß so schön weiß gedrechselt war, bekam der Prinz Lust, daraus zu schreiben, und so schrieb er an den König: „Herr Vater, ich mag kein Prinz mehr sein; ich habe ein Tintenfaß und will mir mein Brot damit verdienen.“ Schrieb's, machte einen Klex und zog in die Welt.

Das Tintenfaß sagte ihm nun alles ins Ohr, was er schreiben sollte. Eines Abends kam er in ein verlassenes Tal. Da pflanzte er den Tannzapfen in die Erde, nahm das Vogelei unter den Kopf, legte sich ins Moos und schlief ein. Als ihn am anderen Morgen die Sonne wachschien, da war der Tannzapfen aufgegangen und zu einem grünen Wald herangewachsen; aus dem Ei aber war ein kleiner Vogel ausgeschlüpft, der flog von Baum zu Baum, sang und zwitscherte. Da baute sich der Prinz eine Tannhütte, lernte vom Vogel singen, schrieb aus dem Tintenfaß und nannte sich von nun an: Heinz Vogelfrei.

Er ging jetzt oft im Wald spazieren, da bekam er so schönes Heimweh und konnte herzbewegliche Lieder machen. Einst aber war der Wald so groß gewachsen, daß er sich darin verirrte und keinen Weg mehr sah. Da stand auf einmal ein blasses Mädchen vor ihm, das weinte.

„Was fehlt Ihnen denn, Fräulein?“ fragte er.

„Nichts. Ich wollte in die Welt hinaus und habe mich verlaufen", sagte es.

„Ach, das ist herrlich", rief er; „ich habe mich auch verirrt, da können wir miteinander gehen. Ich heiße Heinz."

„Und ich bin Mausi."

Da gingen sie miteinander und sangen, und der Vogel flog mit in den Wald hinein, und darin sind sie verschwunden.

Allmählich war der Wald aber immer weiter gewachsen, bis an des Königs Stadt. Und eines Morgens wuchs er zum Tor hinein, durch die Schloßstraße durch, auf den Schloßhof, und mitten drin gingen Hand in Hand Heinz und Mausi. Sie traten vor den König, verbeugten sich tief, und Heinz sagte: „Grüß Gott, Herr Vater, da sind wir miteinander. Ich heiß' jetzt Bubi und es heißt Mausi; wir können singen wie die Drosseln, haben unsere Heimat wiedergefunden, und jetzt ziehen wir erst recht in die Welt hinaus! Lebt wohl!"

Da runzelte der König die Stirn und fragte: „Halt! Habt ihr denn auch etwas gelernt da draußen?"

„Herr König, eher zu viel als zu wenig! Wir haben unsere Füße wundlaufen gelernt."

Da fragte er wieder: „Und was wollt ihr jetzt tun? Habt ihr euch lieb?"

„Herr König, eher zu viel als zu wenig!" riefen sie; „wir haben uns unsere Wunden mit Küssen geheilt!"

„Na, dann macht, daß ihr fortkommt, Lumpenpack, vorlautes, das nicht in seinen weichen Betten schlafen will!"

Aber den Wald ließ der König schlagen und bekam viel Dukaten dafür.



Mädchenseele.

Von

Reinhard Volker.

An meiner Seite plaudernd gingest du,
Und arglos mir am Auge hingest du;
Da plötzlich glomm — ich weiß nicht, wie es kam —
Dir übers Antlitz süße, rote Scham.

Vielleicht, daß glühend aus der Knospe brach
Die Liebe! Oder fühltest du betroffen,
Wie deine reine Mädchenseele offen
In unverhüllter Schöne vor mir lag?





Die deutschen Universitäten

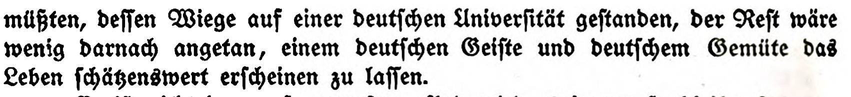
„Trotz der hohen Wichtigkeit, welche das deutsche Universitätswesen für das ganze Volk hat, und trotz des sehr lebendigen Bewußtseins von derselben ist die Literatur über das Universitätswesen geradezu die dürftigste im gesamten Gebiete des Bildungswesens", so schrieb vor einem Menschenalter Lorenz Stein im fünften, das Bildungswesen behandelnden Bande seiner Verwaltungslehre. Ganz trifft dieses Urteil heute nicht mehr zu, nachdem Denifle in seinen „Universitäten des Mittelalters" und G. Kaufmann in seiner „Geschichte der deutschen Universitäten" gründliche Darstellungen vom Entwicklungsgange der deutschen Universitäten gegeben haben, und Th. Ziegler, das ältere Werk von J. E. Erdmann über akademisches Leben und Studium überholend, seine im Winter 1894/95 an der Straßburger Universität vor einer zahlreichen Zuhörerschaft gehaltenen Vorlesungen über die Stellung des deutschen Studenten am Ende des 19. Jahrhunderts im folgenden Frühjahre durch den Druck einem größeren, dankbaren Kreise dargeboten hat. Die beiden letzteren Werke schildern uns den Studenten in seinem Leben und Treiben, verzichten aber freiwillig auf eine Darstellung des Entwicklungsganges der deutschen Universitäten und ihres heutigen Zustandes. Das treffliche Büchlein Zieglers trägt deutlich das Zeichen des fin de siècle. Mit liebevoller Rücksichtslosigkeit zeigt Ziegler dem deutschen Studenten, wie er am Ende des 19. Jahrhunderts hätte sein sollen, aber leider zu oft nicht ist, und gibt ihm zugleich eine väterliche, treue Mahnung auf den Weg ins 20. Jahrhundert hinein: „Sorgen Sie schon als Studenten, daß Ihre Schultern stark und Ihre Seelen frei werden. Werden Sie gelehrte, werden Sie gebildete, werden Sie charaktervolle Männer!"

Wir haben uns nicht genug beeilen können, den Staub des alten Jahrhunderts von unseren Füßen zu schütteln; gleichsam als seien wir seiner allzu überdrüssig, haben wir ihm sein Schlußjahr noch geraubt. Das Jahrhundert, das hinter uns lag, hatte der Erfolge auch gar zu viele gebracht, und als wir uns am Schlusse auf den hinter uns liegenden Weg besannen, wurden wir uns auf einmal bewußt, daß wir nicht nur am Scheidewege der Zeiten standen, sondern daß auch die Gedanken, unsere Anschauungen vom menschlichen Leben, seinen

Zwecken und Zielen, sich vollständig verändert hatten. Altes stirbt ab, neues drängt zur Reife. So kann es nicht weiter gehen, steht überall geschrieben, hallt überall wieder, wohin wir auch mit unseren Augen blicken, wohin wir auch mit unseren Ohren lauschen. Auch an den deutschen Universitäten hat diese Tatsache nicht spurlos vorübergehen können.

Als im Anfange des 19. Jahrhunderts über den preußischen Staat das verdiente Geschick von Jena und Tilsit gekommen, als die preußische, die deutsche Vergangenheit vor den Mächten der Gegenwart und der Zukunft zusammengebrochen war, erstand in der Hauptstadt des Hohenzollernstaates die neue Universität, auf der die Waffen zur Befreiung des deutschen Bodens, zur Sicherung der deutschen Zukunft vornehmlich geschmiedet werden sollten. In der ganzen Geschichte der deutschen Universitäten gibt es wohl kein ruhmvolleres Blatt als das, auf dem die Gründung der Berliner Universität verzeichnet steht, die mit vollem Bewußtsein zu einer Pflanzstätte geistiger und sittlicher Freiheit bestimmt wurde. Neben den Verdiensten des Freiherrn vom Stein, Scharnhorsts, der übrigen militärischen Führer und des tapferen preußischen Heeres bleibt die große Tatsache bestehen, daß der preußische Staat in der tiefsten Not seinen Halt und seine Zuversicht für die Zukunft in der Gründung einer Universität suchte. Hier sollte mehr als Wissenschaft und Weisheit gelehrt, hier sollten die Pioniere der deutschen Zukunft herangezogen werden. Vieles, was in Preußen und Deutschland in der Zeit der Not versprochen, ersonnen, erträumt wurde, ist verflogen wie die Seifenblase vor dem Winde; die deutschen Universitäten haben das Zutrauen, das in den trübsalsschweren Tagen ihnen geschenkt wurde, im vollsten Maße erfüllt.

Von den verschiedensten Seiten wird das 19. Jahrhundert in Anspruch genommen; wir nennen es das Zeitalter des Dampfes, der Eisenbahnen, der Elektrizität, überhaupt der Naturwissenschaften; wir sehen in ihm die Zeit des Konstitutionalismus, des Parlamentarismus, der Presse; mit Recht dürfen wir Deutschen es aber auch das Zeitalter der geistigen Vorherrschaft der Universitäten nennen. Zwar können die ältesten deutschen Universitäten schon auf ein halbes Jahrtausend voll Ruhm und Ansehen zurückblicken, zwar hat zu den verschiedensten Zeiten der Jungbrunnen deutschen Lebens auf den Universitäten geflossen, nie aber sind diese so sehr in den Brennpunkt alles nationalen Lebens gerückt wie gerade in den hinter uns liegenden hundert Jahren. Es waren Lehrer einer deutschen Universität, die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Reden „an die deutsche Nation" und „über die Religion an ihre Verächter" hielten; auf den deutschen Universitäten lebte, als über das übrige Deutschland sich wieder die Schatten der politischen Verzweiflung und Dumpfheit gesenkt hatten, die Hoffnung auf den kommenden Kaiser, auf das neue Reich auch unter dem schmählichsten Drucke weiter; hier glimmte unter der Asche der Reaktion die Flamme der Begeisterung in stiller Glut fort; auf einer deutschen Hochschule vermittelte zuerst der elektrische Draht, der jetzt den Erdball umspannt, den Gedankenaustausch zwischen zwei deutschen Professoren. Wir werden auf der Schule gelehrt, unsere heutige Zeit als ein Produkt der Sorgen und Arbeiten der Fürsten, ihrer Staatsmänner, ihrer Feldherrn und ihrer Heere zu betrachten; — selten aber wird erwähnt, daß Deutschland niemals in den Sattel gekommen wäre ohne seine Universitäten. Man wird ohne Übertreibung sagen dürfen: Wenn wir aus dem Leben der deutschen Kultur und der deutschen Politik im 19. Jahrhundert alles streichen



müßten, dessen Wiege auf einer deutschen Universität gestanden, der Rest wäre wenig darnach angetan, einem deutschen Geiste und deutschem Gemüte das Leben schätzenswert erscheinen zu lassen.

Es ist nicht immer so gewesen. Und wird es immer so bleiben?

Wer aus der Vogelperspektive das Gewimmel des Lebens im heutigen Deutschland betrachtet, wird leicht zu der Ansicht kommen können, daß die deutschen Universitäten manches, ja vieles von ihrer ausschlaggebenden Bedeutung für die Kultur der Zeit schon jetzt wieder verloren haben. Neben ihnen sind frisch aufblühende Schwestern erstanden, die technischen Hochschulen und andere, besonderen wissenschaftlichen Studien gewidmete Anstalten; es nützt nichts mehr, im Gelehrtenstolze neidisch und die Verdienste verkleinernd auf sie herabzublicken: sie haben ihre Schüler gefunden und ihre Berechtigung erwiesen. Neue Wege sind erschlossen, neue Gelegenheiten haben sich dargeboten, um dem Manne die Entfaltung seiner geistigen Kräfte zu ermöglichen: der Handel, die Kolonien, die Parlamente und vor allem anderen die Presse. Wie manch tätiger, schaffender Geist hat nicht schon in den Sitzungssälen der Parlamente und in den Spalten der Zeitungen und Zeitschriften Veranlassung und Gelegenheit gesucht und gefunden, sein Talent zu entfalten und seinen Charakter zu bilden und zu stählen! Die Zeiten sind vorüber, in denen die Universitäten allein die Tummelplätze der besten Geister waren; sie sind aus ihrer Einsamkeit auf den Höhen des Geistes verdrängt, neben ihnen ringt überall der deutsche Geist im frischen Schaffensdrange nach neuen Zielen, nach neuer Erkenntnis. Die Universitäten wohnen nicht mehr allein im Reiche des Geistes, sie müssen es sich schon gefallen lassen, nachbarliche Freundschaft zu pflegen, in eine Teilung der geistigen Führung unseres Volkes einzuwilligen.

Wie der einzelne Mensch gut daran tut, von Zeit zu Zeit, vornehmlich vor entscheidenden Schritten und wenn Gefahren ihn umdrohen, die Summe seines Lebens zu ziehen, auf die hinter ihm liegenden Jahre mit ehrlichem, kritischem Blicke zurückzuschauen, das Gewollte und Erreichte miteinander abzuwägen, um sich zugleich Klarheit über die Aufgaben zu verschaffen, welche die Gegenwart von ihm fordern muß, und die richtigen Ziele für die Zukunft zu stellen, so werden auch die großen Gemeinschaften, zu denen sich die Menschen zusammenschließen, so werden vor allen anderen die großen politischen und kulturellen Organisationen, welche führend und leitend auf den einzelnen zurückwirken, sich derselben Verpflichtung nie ungestraft entziehen dürfen. Zwar ist zur Aufstellung dieser Bilanz nicht jeder berufen; sie wird auch Irrtümer und Fehler bei der höchsten Einsicht und dem besten Willen nicht immer vermeiden können; immer aber wird sie, wenn sie von der Hand des Meisters aufgestellt ist, auf Beachtung und Würdigung Anspruch erheben dürfen.

Von der Hand eines solchen Meisters ist neuerdings die Bilanz der deutschen Universitäten gezogen. Nachdem Friedrich Paulsen im Jahre 1885 eine „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart“ veröffentlicht und zu dem für die Weltausstellung in Chicago von W. Lexis unter Mitwirkung zahlreicher Universitätslehrer und im amtlichen Auftrage herausgegebenen umfangreichen Sammelwerke über „Die deutschen Universitäten“ den einleitenden Band „Wesen und geschichtliche Entwicklung der deutschen Universitäten“ geschrieben hatte, ist von ihm im Verlage von A. Asher & Co. in



Andreas Achenbach
Mondnacht

Mit Einwilligung der Kunsthandlung Eduard Schulte in Berlin

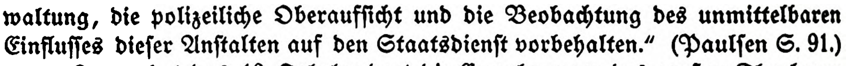


Berlin ein starker Band von 575 Seiten erschienen unter dem Titel „Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium".

Jede Seite des Werkes birgt eine Fülle die Zustimmung fordernder, aber auch die Kritik weckender Gedanken. Paulsen versteht es, auch das scheinbar Geringste und Unbedeutendste, das wir Eintagsmenschen als Erzeugnisse des Tages oder der Zeit der Beachtung kaum würdigen, in den Kreislauf der geschichtlichen Entwicklung einzuordnen, vor den Spiegel des Ewigen und Unvergänglichen zu stellen, sub specie æternitatis zu betrachten. Es ist keine Geschichte der Universitäten, keine Schilderung ihres heutigen Zustandes allein, die Paulsen uns bietet; es sind die Pflichten und Obliegenheiten der Universitäten gemessen an dem ganzen Umfange der Aufgaben, die dem irdischen Geiste im Kosmos der Welten zu erfüllen gestellt sind.

Nachdem in einem ersten Kapitel ein kurzer Umriß der geschichtlichen Entwicklung des Hochschulunterrichts gegeben ist, zeichnet Paulsen die heutigen Universitäten in ihrem Gegensatz zur Vergangenheit und in ihrer Stellung im Leben der Gegenwart. Mit Recht erkennt er bei der Gründung der Berliner Universität zuerst das Programm für die heutigen Hochschulen: „Man darf sagen: die neue Berliner Universität ist in vollem und bewußtem Gegensatz gegen die Hochschulen des Militärdiktators [Napoleons I.] organisiert worden, das Prinzip nicht Einheit und Unterordnung, sondern Freiheit und Eigentümlichkeit, die Professoren nicht Lehr- und Prüfungs-Beamte des Staats, sondern selbständige Gelehrte, der Unterricht nicht auf eine vorschriftsmäßige Studienordnung, sondern auf Lehr- und Lernfreiheit gestellt, das Ziel nicht Ausstattung mit enzyklopädischen Kenntnissen, sondern eigentlich wissenschaftliche Bildung, die Studierenden nicht zur Brauchbarkeit für den Staat abzurichtende künftige Beamte, sondern durch freies Studium der Wissenschaft zur Selbständigkeit des Denkens, zur geistigen und sittlichen Freiheit zu führende junge Männer, eben darum die Amtsprüfungen von der Universität losgelöst und neben den akademischen Prüfungen für die Grade als besondere Staatsprüfungen organisiert." (S. 63.)

Die deutschen Universitäten, ursprünglich als private Vereinigungen entstanden, die freilich bald eine öffentlich-rechtliche Stellung erhielten, haben mit geschichtlicher Notwendigkeit sich zu Staatsanstalten entwickelt; aber wenn sie auch der Unterordnung unter die große Einheit des politischen Staates manches Opfer an äußerer Selbständigkeit schließlich haben bringen müssen, nie werden sie zu „bloßen staatlichen Beamtenschulen" herabsinken und die Richtung auf die wissenschaftliche Forschung verlieren dürfen. Im wesentlichen richtig hat Schleiermacher schon den Universitäten die Bahnen gewiesen, die sie zu verfolgen haben werden. In den „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten" sagt er auf das 18. Jahrhundert rückblickend: „Schulen und Universitäten leiden je länger je mehr darunter, daß der Staat sie als Anstalten ansieht, in welchen die Wissenschaften nicht um ihret-, sondern um seinetwillen betrieben werden, daß er das natürliche Bestreben derselben, sich ganz nach den Gesetzen, welche die Wissenschaft fordert, zu gestalten, mißversteht und hindert." Und auf das kommende Säkulum vorblickend, richtet Schleiermacher an den politischen Staat die eindringliche Mahnung: „Die Vormundschaft des Staates, die vielleicht in früherer Zeit notwendig war, muß wie jede Vormundschaft einmal aufhören; der Staat soll die Wissenschaften sich selbst überlassen, alle inneren Einrichtungen gänzlich den Gelehrten anheimstellen und sich nur die ökonomische Ver-



waltung, die polizeiliche Oberaufsicht und die Beobachtung des unmittelbaren Einflusses dieser Anstalten auf den Staatsdienst vorbehalten." (Paulsen S. 91.)

Lange hat das 19. Jahrhundert die Ermahnungen des großen Theologen ungehört verhallen lassen, nirgends haben die absolutistische Willkür und der polizeiliche Druck schwerer gelastet, als auf den deutschen Universitäten, bis auch ihnen am Abend des Jahrhunderts das neue Reich die Ziele verwirklichte, die am Morgen des Säkulums Schleiermacher schon gestellt hatte. Die Universitäten haben nicht den unbedeutendsten Anteil am Neubau des Reiches genommen, sie haben in ihm aber auch den gebührenden ehrenvollen Platz und frische Luft und freies Licht zum Leben erhalten. Man darf sagen, daß die Universitäten zu keiner Zeit eine so weit gehende innere Freiheit gehabt haben, wie jetzt; nach allen Irrtümern und Bedrückungen des abgeschiedenen Zeitalters hat sich schließlich doch die Anschauung zur Herrschaft siegreich hindurchgerungen, die in den Universitäten in erster Linie wissenschaftliche Anstalten sieht und ihnen deshalb das erste Erfordernis der Wissenschaft garantiert: die Freiheit. „Der Staat hat sich überzeugt, daß er in seinen politischen Behörden keine Organe für die Erkenntnis wissenschaftlicher Wahrheit hat, er überläßt darum die Wissenschaft der Selbstregulierung. Und mit dem Inhalt der Lehre ist die Form so eng verknüpft, daß auch sie eine Regelung, abgesehen von dem bloß Äußerlichen, durch allgemeine Vorschriften nicht verträgt." (S. 99.)

Möchten nie wieder Zeiten kommen, wo die Bilanz anders gezogen werden müßte! Staat und Universitäten würden in gleicher Weise darunter leiden.

Da in der letzten Zeit so manche Vorwürfe von berufener und mehr noch von unberufener Seite gegen die Regierungen in betreff der Besetzung der Lehrstühle an den Universitäten erhoben wurden, so hat es um so klärender gewirkt, daß ein Gelehrter von der freimütigen Gesinnung Paulsens es nicht unterlassen hat, eine gewichtige Lanze zugunsten der Regierungen einzulegen: „Auf der andern Seite bleibt die Ernennung durch die Regierung schlechthin notwendig. Sie ist ihr Recht: der Staat errichtet und dotiert die Stellen, also kommt der Staatsregierung die Verleihung zu. Sie ist aber auch das allein Zweckmäßige, die Besetzung der Professuren durch die Wahl der Fakultäten würde ohne Zweifel dem Sekten- und Koteriewesen, dem Intrigieren und Hintertreppenlaufen einen verderblichen Einfluß verschaffen." (S. 105.) Nur dürfen sich in der Zukunft die Ereignisse nicht wiederholen, welche die Gründe zu den Vorwürfen gegen die Regierungen gegeben haben, damit auch ferner der Erfolg die beste Rechtfertigung des Systems gibt; denn auf keinem Gebiete des staatlichen Lebens sind heute so viele tüchtige Kräfte tätig, wie auf den deutschen Universitäten. Wer aber weiß, welche Zufälligkeiten und Äußerlichkeiten oft den Ausschlag geben bei der Besetzung von Stellen, bei denen freie Konkurrenz und Bewerbung üblich ist, kann es nur anerkennen, daß dieser Weg zum Universitätskatheder wenigstens nicht führen kann, daß man „sich hier noch schämt, sich anzubieten". Zum Glück gibt es doch auch immer noch Männer genug, die sich ein Verständnis für ein Wort bewahrt haben, das der Kulturhistoriker W. H. Riehl in seiner Selbstbiographie von sich sagt: „Ich habe mich in meinem ganzen Leben um nichts beworben, ausgenommen um die Hand meiner Frau."

Gibt Paulsen so den Regierungen die gebührende Rechtfertigung in ihrem Verhalten bei der Besetzung der Lehrstühle, so dürften diese andererseits noch manches lernen können aus dem Spotte, mit dem er den „Fall Arons" behandelt: „Ob die Gefahr, in die der Staat oder die öffentliche Ord-



nung durch die Betätigung sozialdemokratischer Gesinnung von seiten des Dr. Arons gebracht wurde, so dringend war, daß sie eine so weit ausholende politische Aktion notwendig machte, mag dahingestellt sein. Ebenso, ob nachkommende Tatsachen der Behauptung eine nachträgliche Begründung verschaffen werden, daß das Gesetz die Rechtssicherheit des Privatdozenten, nämlich gegen unbilliges Vorgehen der Fakultäten, erhöhe. Einstweilen wird man diese Behauptung in das Kapitel der politischen Heuchelei einreihen dürfen, von der aber, wenn sie auch, wie die menschlichen Dinge sind, nicht ganz zu entbehren sein mag, doch nur in der Not und mit Bescheidenheit Gebrauch gemacht werden sollte, schon um der Abnutzung willen." (S. 131.)

Den Führern unserer kirchlichen Orthodoxie sei aber das dritte Kapitel „Das Verhältnis der Universität zur Kirche" zu nachdenkendem Studium empfohlen. Aus diesen Blättern spricht ein anderer Geist zu uns, als er heute auf den Kanzeln, den Kathedern, den Parlamentstribünen zur Herrschaft strebt; hier wird über religiöse Dinge mit einem Freimute gesprochen, wie er nur einem Manne von der geistigen Bedeutung Paulsens von Freund und Feind zugleich gestattet wird: „Daß einer solchen [der protestantischen] Kirche eine ‚gebundene Lehrnorm', die dem Lehrer und Prediger nur ein Amt und keine Meinung läßt, keine guten Dienste leisten kann, darüber kann nur die das Urteil blendende Herrschsucht täuschen. Wenn es jemals einer Partei gelänge, die protestantische Theologie und die Lehre der Kirche dauernd unter ihre Herrschaft zu bringen, so würde die Kirche, die nach Luther sich nennt, zu einer kraftlosen Imitation der römischen herabsinken und müßte dann zuletzt von ihr wieder aufgesogen werden. Das Christentum würde auch das überleben, es hat noch immer seinen Weg gefunden; vielleicht würde es dann in einer ganz neuen und freien Gestalt aus der Tiefe unseres Volkslebens neu hervorbrechen. Wer aber eine protestantische Kirche will, darf ihr nicht die freie Theologie, die Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung nehmen, und darum darf er die theologischen Fakultäten nicht einem kirchlichen Parteiregiment ausliefern. Die staatliche Universitätsverwaltung ist die neutrale Instanz, die der protestantischen Theologie die Selbständigkeit der Entwicklung bisher im ganzen gesichert hat und auch in der Zukunft am besten sichern wird. Will man die Theologie und das theologische Studium unter kirchliche Kontrolle stellen, dann muß man weiter gehen, dann muß man, wie es die römische Kirche tut, die Vorbildung der Geistlichen kirchlichen Seminaren auftragen, wo nur von der Kirche approbierte ‚Wissenschaft' vorgetragen wird. Freilich wird man dann noch einen weiteren Schritt tun müssen: auch ein unfehlbares Lehramt zu errichten, d. h. also katholisch zu werden." (S. 175.)

Eine Grenze muß es freilich auch in der Freiheit der Lehrtätigkeit geben, wenn auch nicht für den Denker, so doch für den vom Staate angestellten und aus den Mitteln des Staates besoldeten Lehrer. Die Unterscheidung, welche Paulsen zwischen der Lehrfreiheit des Privatdozenten, der nicht Beamter des Staates sei und deshalb auch nicht dem Beamtenrecht mit seinen besonderen Pflichten unterliege, und der gebundenen Marschroute des mit einem bestimmten Lehrauftrage vom Staate angestellten Professors aufstellt, scheint mir allerdings nicht haltbar zu sein; denn wenn auch der Privatdozent kein Beamter ist und keine staatliche Vergütung für seine Arbeit erhält, so gewährt doch auch ihm der Staat sonst die gleichen Rechte, gibt ihm erst die Möglichkeit zu seiner wissenschaftlichen Lehrtätigkeit. Aber auch vom Staate kann niemand verlangen,

daß er seine eigenen Feinde heranzieht oder ihnen wenigstens den Weg ebnet. „Wenn jemand durch Nachdenken über die Natur des Staates oder durch Tolstoische Beredsamkeit zu der Überzeugung geführt worden wäre, daß der Staat als Ordnung der Gewalt überhaupt vom Übel und aus der Welt zu schaffen sei, so würde ihn auch das für das Amt eines Lehrers der Staatswissenschaften ungeeignet machen, ganz so wie jemand, dem das positive Recht überhaupt nichts als eine Last von Unsinn und Plage wäre, nicht zum Rechtslehrer sich eignete, so lange wenigstens nicht, als der Staat nicht geneigt wäre, wenn es die Theorie erforderte, auch sich selber und das Recht aufzuheben." (S. 313—14.) Diese Worte haben für den Privatdozenten nicht weniger Geltung als für den vom Staate angestellten ordentlichen Professor.

Selbstverständlich muß aber auch dem Universitätslehrer wie jedem anderen Staatsbürger, mag er nun vom Staate angestellt und besoldet sein oder nicht, das Recht der freimütigen Kritik der bestehenden staatlichen Zustände gewahrt bleiben. „Mit der Ausschließung des Vortrags schlechthin staatsfeindlicher Doktrinen vom Universitätskatheder, das allerdings nicht zum Experimentierfeld für alle möglichen und unmöglichen Gedanken gemacht werden soll — man vergesse nicht, daß Anarchismus noch immer zum Absolutismus geführt hat —, ist natürlich nicht zugleich die Kritik bestehender Staatseinrichtungen und sozialer Verhältnisse ausgeschlossen. Vielmehr bin ich der Ansicht, daß einer freimütigen und sachlichen Kritik der weiteste Spielraum zu lassen ist. Kritik ist hier, wie in allen menschlichen Dingen, eine notwendige Funktion. Wenn sie das Überlebte, das Verfehlte, das Falsche und Schlechte trifft, das als Hemmnis gesunder Entwickelung des Ganzen wirkt, dann ist sie, vom Standpunkte des Volkslebens gesehen, eine höchst verdienstliche Sache." (S. 319—20.)

Mit charaktervoller Offenheit hat Paulsen selbst diese „notwendige Funktion" der Kritik geübt; er scheut sich ebensowenig davor, die Regierungen vor dem Beschreiten falscher Wege zu warnen, wie den Vorurteilen entgegenzutreten, welche in akademischen Kreisen noch gegen so manche notwendige Neuerungen bestehen. Wohl kaum eine Frage, welche in den letzten Jahren die Universitäten berührte, ist vergessen worden: die Konkurrenz der Universitäten und technischen Hochschulen, die aus alter Zeit überlieferte und zur Gewohnheit gewordene, aber deshalb doch in heutiger Zeit unberechtigte Vorherrschaft der Juristen in allen leitenden Stellungen, insbesondere der Konflikt zwischen den Technikern und Juristen, die Popularisierung der Wissenschaft in den Volkshochschulkursen, die Frauenemanzipation und das Frauenstudium, die akademischen Prüfungen, die Stellung der Studenten zur Politik und zu den politischen Parteien, die soziale Mission der akademischen Jugend, die akademischen Verbindungen, alles wird mit einer Gesinnung, die nach Wahrheit sucht und sich nicht scheut, ihr offen in die Augen zu schauen und dem mutig Erkannten auch ebenso mutige Worte zu verleihen, nicht dozierend, sondern eigenes Nachdenken beim Leser weckend, ja herausfordernd in ruhiger, aber doch stets fesselnder Sprache erörtert.

Manches, ja vieles von allem diesem wird auf Widerspruch zu rechnen haben; die weitestgehende Sympathie aber wird Paulsen in den Teilen seines Werkes finden, in denen er nicht als Lehrer und Professor, sondern als warmherziger Freund der Jugend das Wort ergreift. Wohl hat auch Paulsen sich ein Verständnis für das Horazische „dulce est desipere in loco" bewahrt; aber mit dem Ernste des Mannes, dem die Arbeit der beste Teil des Lebens ist,

ruft er den Korporationsstudenten die Forderung zu, „über der Verbindung nicht die ernsten Zwecke des Lebens aus den Augen zu verlieren“ (S. 477). Möchten die Worte, die hier von den Verbindungen, der Mensur und dem Duell, dem geschlechtlichen Leben, dem Trinken gesagt sind, den Körnern gleichen, die auf fruchtbaren Boden fielen und hundertfältige Früchte trugen. In unserer Zeit, wo so manches ernste Wort vom Trinken und dem Alkoholismus gesprochen ist, verdienen auch die Worte dieses Freundes der deutschen Jugend und des deutschen Volkes die nachdruckvollste Hervorhebung: „Schlimmer als die Mensur erscheint mir ein anderes: das Trinken, das allerdings in den Verbindungen vielfach noch eine Art systematischer Pflege findet. Den Saufzwang, man kann die Sache nicht anders nennen, abzuschaffen, wo er noch besteht, denn die Verschiedenheit ist auch hier groß, sollte jede Verbindung für einen Ehrenpunkt halten. Die Forderung, seine Arbeitskraft und seine geistige Freiheit zu opfern, ja vielleicht sich körperlich und geistig zu ruinieren, um die Gebote eines alten, in die Zeiten der tiefsten Erniedrigung des deutschen Volkes, das heillose 17. Jahrhundert, zurückgehenden Saufgesetzbuchs aufrecht zu erhalten, muß jedem, der ein Gefühl hat für das, was er sich selber, seiner Familie und seinem Volke schuldig ist, als ein Greuel erscheinen. (Ein Druckfehler ist mit Paulsens gütiger Zustimmung in den letzten Worten vom Verfasser korrigiert worden.) Ich bin nicht Puritaner und will nicht mit pharisäischem Sauersehen die Gläser, die einmal an einem fröhlichen Abend geleert werden, zählen; aber tagaus tagein, am Morgen und am Abend unter dem Trinkzwang stehen, das sollte niemand seine persönliche Würde gestatten. Die halbe Debilität, die als Wirkung eintritt und schließlich chronisch wird, ist die schimpfliche Folge der schimpflichen Knechtschaft.“ (S. 486—87.) Zeit, höchste Zeit ist es, daß dem Trinkunfug, der auf den deutschen Universitäten, alle edlen Kräfte des Geistes und Gemütes ertötend, von Jahr zu Jahr weiter um sich greift, entgegengetreten, daß dem poetischen Nimbus, mit dem der deutsche Student sein Laster umhüllt, einmal die bittere, reine Wahrheit gegenübergestellt wird. Denn schon hat das schmähliche Vorbild, das die Universitäten in dieser Hinsicht geben, auch in anderen Lebenskreisen die verderblichste Nachahmung immer mehr gefunden. Es ist traurig, daß viele akademisch gebildete Männer die schimpfliche Knechtschaft, unter die sie den freien Rücken als Studenten beugen lernten, ihr ganzes Leben hindurch ohnmächtig weiter tragen; es ist aber noch weit trauriger, daß ihr Beispiel vergiftend auf die Kreise wirkt, die ihren Verkehr ertragen müssen. Nirgends ist der Ruf zur Freiheit nötiger als hier.

Für uns alle aber, die wir dankbaren Herzens auf die Zeit unseres Universitätsstudiums zurückblicken, die wir, nachdem die Lieder, zum Becherklang gesungen, schon längst verhallt sind, als schönsten Schatz die verehrungsvolle Erinnerung an den einen oder andern Universitätslehrer, der uns ein Vorbild in der Liebe zur Wissenschaft und im Mute zur Wahrheit geworden, in den Kampf des Lebens hinübergerettet haben, mögen die Worte, die Paulsen nur seinen akademischen Kommilitonen zuruft, ebenfalls Richtung und Ziel unseres Denkens und Handelns geben: „Für den akademischen Lehrer und seine Hörer kann es keine gebotenen und keine verbotenen Gedanken geben. Es gibt nur eine Lehrnorm: sich über die Wahrheit seiner Lehre vor der Vernunft und den Tatsachen auszuweisen.“ (S. 288.) Sittlicher Mut zum Bekennen der Wahrheit und verschärftes Pflichtbewußtsein sind die schönsten Früchte aller wissenschaftlichen Arbeit.

August Sannes

Preußische Volksschulpflege

Wenn man alles das, was bei festlichen Anlässen, in Versammlungen und in Zeitungen und Zeitschriften über Unterricht und Erziehung gesagt und geschrieben wird, für bare Münze nehmen dürfte, so wäre im heutigen Deutschland jeder leidlich Zurechnungsfähige von der Bedeutung der Volksschule völlig überzeugt, und die Pflege des Volksschulwesens wäre die wichtigste und dringendste Aufgabe des Staates. Wer indessen weiß, daß dem Menschen die Sprache gegeben ist, um seine Gedanken zu verbergen, und daß man mit Reden und Leitartikeln auch solche Schuldkonten deckt, die man eigentlich mit blauen Scheinen begleichen müßte, läßt sich dadurch nicht täuschen. Wenn es den Regierungen und den regierenden Parteien darum zu tun ist, für eine Sache eine namhafte Aufwendung zu machen, so wird das so still, als es im konstitutionellen Staatsleben nur möglich ist, besorgt, um den Steuerzahler nicht unnötig wild zu machen; will man sich aber um eine Ausgabe herumdrücken, so läßt man die Presse auf die Sache los, und sie wird so lange mürbe geritten, bis niemand mehr davon hören will. Die große Menge glaubt dann, es sei alles Wünschenswerte längst geschehen, und ist zufrieden. Von der Bedeutung der Landräte, der Richter und auch der Subalternbeamten, ohne die die genannten Oberbeamten zumeist herzlich wenig auszurichten vermögen, spricht man selten, aber man befriedigt ihre Wünsche. Auch der Kurzsichtigste, von andern Dingen ganz abgesehen, begreift, daß man tüchtige Landräte, Richter und Subalternbeamte haben muß; den Lehrer dagegen rühmt man als den Sieger von Sadowa und Sedan, aber im stillen denkt man: „Es ginge auch mit weniger Gelehrsamkeit beim lieben Nächsten, insbesondere beim Arbeiterkinde, ganz gut.“ Eine wirklich humane und soziale Denkweise in dieser Beziehung ist ungemein selten. Auch auf recht bescheidener Höhe entdeckt der Durchschnittsmensch schon den Aristokraten in sich, der doch eigentlich etwas ganz anderes ist, als die große Masse, die wirklich oder vermeintlich unter ihm steht. Es gibt wenige Leute, die für jeden Mitmenschen, ganz gleich, ob er unter, neben oder über ihnen steht, denselben Maßstab, denselben freundlich-menschlichen Blick und dasselbe Wohlwollen haben. Die Menschheit ist nicht eigentlich herzlos, es gibt sehr viel Wohlwollen. Aber mit den Gütern, die eine gute Schule bietet, ist man nicht so gleichmäßig freigebig, wie man sollte. Am besten dokumentiert sich diese Tatsache durch die Stiftungen und Vermächtnisse. Die Millionen, die auch bei uns alljährlich gestiftet werden, fließen in die Kassen der Kirchen, der Krankenhäuser, der Armenverwaltungen, der Pensionskassen und der Institute für Wissenschaft und Kunst. Aber wie selten fällt ein Bröckchen für die Volksbildungsanstalten ab. In zehn Jahren sind in Preußen ganze 68000 Mark für Volksschulen gestiftet worden, neben ebensoviel Millionen für andere Kulturzwecke. Dem Volke gibt man Brot, aber nicht Licht und Geist. Das würde die althergebrachte Weltordnung stören, unerfüllbare Wünsche zeitigen, die im Besitz von Ämtern und sozialen Positionen befindliche Bevölkerungsklasse in ihren „berechtigten Interessen“ schädigen. Das Wohlwollen nach unten erschöpft sich in Leistungen für materielle Bedürfnisse: den Dienstboten schenkt man ein Kleidungsstück, den Gleichstehenden ein Buch, ein Kunstwerk, ein Andenken. . . . Ein nicht so übles Bild für die soziale Betätigung im Großen.

Darum, und nur darum geht es mit unseren Volksbildungsanstalten nicht vorwärts. Man will keine wirkliche, durchgreifende Volksbildung, weil man davon soziale und politische Revolutionen befürchtet, Revolutionen, die, weil sie unblutig und ganz allmählich verlaufen, tatsächlich die augenblicklichen Verhältnisse auf den Kopf stellen würden. In diesem Sinne gehört so mancher zur „reaktionären Masse", der sich selbst recht rot vorkommt. Reaktionäre in diesem Sinne liefert die erst kürzlich emporgekommene bürgerliche Schicht in nicht geringerer Zahl, als die alte Geburtsaristokratie. Selbst in der Sozialdemokratie ist dieser Typus vertreten. Deutschland hat davon nicht mehr und nicht weniger als Frankreich und England. Überall spricht und schreibt man über Schulfragen mehr als über die wichtigsten Staatsaktionen, aber die Taten fehlen. So ist z. B. über das an sich außerordentlich wenig besagende preußische Schulunterhaltungsgesetz schon so viel Papier beschrieben und bedruckt worden, daß man mit den Ausgaben dafür die ganze Manipulation hätte ausführen können. Und fast noch redseliger sind in diesem Punkte die Franzosen, aber sie halten gleichzeitig auch die Taschen am festesten zu, wenn es sich um Volksschulausgaben handelt. Wäre die Republik freigebiger gewesen, so hätte sie die kongreganistischen Schulen ohne jede Gewaltmaßregel auf den Frost setzen können.

Aus diesem Grunde bleiben die Lehrerbesoldungen in allen Staaten, am wenigsten anscheinend in England, hinter der Besoldung der für Verwaltungszwecke notwendigen Beamten, selbst der untersten Stufen, zurück. Die mecklenburgischen Volksschullehrer in Stadt und Land beziehen weniger Gehalt, als die Unterbeamten der Post- und Eisenbahnverwaltung. Die preußische Lehrerbesoldung hält sich in der Mitte zwischen den Gehältern der Unterbeamten und der Subalternbeamten.

Eine ebenso gründliche wie übersichtliche Darstellung dieses Mißverhältnisses zwischen der angeblichen Bedeutung der Volksschule und der materiellen Lage der Träger der Schularbeit hat für Preußen Lehrer August Bielfeldt in Altona in einer Broschüre, „Der preußische Volksschullehrer und die Subalternbeamten, statistische Untersuchungen über Ausbildung, Ausbildungskosten und Diensteinkommen" (Selbstverlag, 1904) geliefert. Die wesentlichsten Ergebnisse der kleinen Schrift sind in einer Tabelle (s. nächste Seite), die wir dem Studium unserer Leser bestens empfehlen, übersichtlich zusammengestellt.

Die Postassistenten, Telegraphenassistenten und Postverwalter erreichen ihr Höchstgehalt von 3000 Mark mit 26 Dienstjahren, die Gerichtssekretäre 3800 Mark und die nicht technischen Eisenbahnsekretäre 4200 Mark mit demselben Dienstalter; die Bahnmeister 2700 Mark mit 23 Dienstjahren, die Lokomotivführer 2550 Mark mit 25 Dienstjahren; dagegen beträgt das durchschnittliche Höchstgehalt der preußischen Landlehrer 2212 Mark und das der städtischen Lehrer 2879 Mark und wird mit 31 Dienstjahren erreicht. Hinter diesen durchschnittlichen Höchstgehältern bleiben aber insbesondere die Landlehrer der östlichen Provinzen weit zurück. Etwa 15 000 preußische Volksschullehrer kommen nur auf ein Höchstgehalt von 1800—1900 Mark, wovon ein erheblicher Teil in Naturalien bzw. in Landdotationen bestehen kann.

Das Gegenstück zu diesen Besoldungsverhältnissen ist der nicht zu beseitigende Lehrermangel. Nach der letzten amtlichen Schulstatistik vom 27. Juni 1901 hatte der preußische Staat für 5 670 870 Volksschüler 104 082

Schulklassen eröffnet, aber nur 89 163 Lehrerstellen eingerichtet, von denen 1862 unbesetzt waren. Sollte keine Schulklasse mehr als 50 Schüler zählen, so müßte der preußische Staat nach dem augenblicklichen Stande der Verhältnisse etwa 40 000 Lehrkräfte mehr anstellen.

	Ausbildungskosten	Die vorläufige Anstellung erfolgt	Das Höchstgehalt wird erreicht	Diensteinkommen in		
				10 Jahren	20 Jahren	30 Jahren
1. Postassistenten (Telegraphenassistenten, Postverwalter)	Mk. 4300 bis 4500	mit 21 bis 21½ Jahren	nach 26, mit 47 bis 47½ Jahren	15 755,50	40 625,50	72 095,50
2. Gerichtssekretäre	Mk. 5200 bis 5600	mit 22 Jahren	nach 26, mit 48 Jahren	16 709	45 278	83 848
3. Nichttechnische Eisenbahnsekretäre (Kassenkontrolleure u. Rechnungsrevisoren)	Mk. 5100 bis 5500	mit 20 bis 21 Jahren	nach 26, mit 46 bis 47 Jahren	17 504	49 674	92 244
4. Bahnmeister	Mk. 3400 bis 3600	mit 22 Jahren	nach 23, mit 45 Jahren	16 315	40 185	69 855
5. Lokomotivführer	Mk. 900 bis 1000	mit 21 bis 22 Jahren	nach 25, mit 46 bis 47 Jahren	14 860	36 030	63 400
6. Lehrer auf dem Lande	Mk. 4500 bis 5600	mit 20 bis 21 Jahren	nach 31, mit 51 bis 52 Jahren	11 602	27 934	48 424
7. Lehrer in den Städten	Mk. 4500 bis 5600	mit 20 bis 21 Jahren	nach 31, mit 51 bis 52 Jahren	14 961	36 857	64 852

Die Regierung setzt alle Hebel in Bewegung, um die bestehenden Lehrerbildungsanstalten zu füllen, und gründet neue Lehrerseminare und Präparandenanstalten. Vielleicht gelingt es auch, die Lücken auszufüllen. Aber wie steht

es mit der Qualität dieser mit Mühe und Not zusammengebrachten Anwärter auf ein Volksschulamt?

Auf diese Frage hat noch kein Geheimrat eine befriedigende Antwort gegeben, auch der Herr Kultusminister nicht. Trotzdem ist das Herrenhaus in seiner Sitzung vom 3. März v. J. über die Petition des Preußischen Lehrervereins um Revision des Besoldungsgesetzes ohne Debatte zur Tagesordnung übergegangen. Nicht ein Wort... Beredter hat noch nie eine parlamentarische Körperschaft ihre bildungspolitischen Anschauungen zum Ausdruck gebracht. —s



Das renovierte Berlin

„Berlin ist keine Stadt, sondern ein Ort, wo viele Menschen zusammenwohnen." An dieses Wort Heines knüpft eine Betrachtung der „B. Z. a. M." an. Für die Zeit, da es geschrieben wurde, sei es falsch und ungerecht gewesen. Denn damals habe Berlin wohl das Recht beanspruchen dürfen, als Stadt von charakteristischem und schönem Gepräge zu gelten.

„Es hatte die Linden, den Gendarmenmarkt, den Schloßmarkt, das Brandenburger Tor, es hatte Denkmäler, wie den großen Kurfürsten und die Feldherren im Lustgarten, hatte den Opernplatz; — es hatte schloßähnliche Rokokobauten die Linden- und die Wilhelmstraße entlang, hatte die herrlichen Bauten der Schlüterzeit — und endlich stand es gerade unter dem Stern Schinkelscher Kunst. Es entstanden die Wachtempel, das Museum, Schauspielhaus und eine Zahl von Privatbauten, wie der Umbau des Redern-Palais am Pariser Platz. Noch hatte keine brutale Zeit eine Seehandlung und ein Radziwill-Palais niedergebrochen, noch baute man nicht falsche Protzenkasernen aus noch falscheren Materialien, an denen nichts bewundernswert als die Höhe der Mieten ist, — sondern schlichte und vornehme Wohnhäuser — bis zu der stillen Vornehmheit eines Varnhagenschen Hauses..."

Aber jetzt? Es sei, als habe Heine das heutige Berlin geahnt und ihm jene Worte gewidmet.

„Der schönste Platz Berlins war der Opernplatz; Opernhaus, Hedwigskirche, Bibliothek und Universität — (eigentlich das alte Prinz-Heinrich-Palais)— schlossen prächtig den Platz ein. Durch das Denkmal der Kaiserin Augusta, das auf einen Hügel gestellt ist und hinter dem man eine Taxushecke aufgepflanzt hat, ist der Platz zerschnitten und um seine alte Wirkung gebracht worden. Die Eisentreppen am Opernhaus, die nicht einmal praktisch sind, haben aus einem vornehmen Bau einen Eichhornkäfig gemacht.

Der Platz vor dem Schloß ist ferner durch die mißglückte Anlage des Kaiser Wilhelm-Denkmals unmöglich geworden. Und an dem schönen Eosander v. Goetheschen Portal des Schlosses haben protzige Vergoldungen das Ihre getan, um auch dies auf das Niveau der Begasnachbarschaft herabzustimmen.

In den Lustgarten hat man den überragenden Koloß des neuen Doms gestellt, der alles ringsum erschlägt und über dessen unglücklichen Platz — ohne dabei hier von seiner Architektur zu sprechen — man sich wohl heute

im klaren ist. Das oben abgesägte Pergamonmuseum und die unglückliche Anlage des Kaiser-Friedrich-Museums aber werden erst dann ganz deutlich, wenn wir an das alte Museum denken ...

Bei einem Umbau der Schloßbrücke hat man den Sockel des Kurfürstendenkmals erhöht, — Schlüter, der einigen Sinn für Proportionen hatte, hätte es ja von vornherein so gemacht, wenn er es für gut befunden hätte — und nun kleben die Sklavenfiguren am Sockel, ohne mit den Füßen den Boden zu berühren, in heller Unmöglichkeit.

Den Gendarmenmarkt, den man bisher ziemlich unberührt gelassen, erfreut man jetzt mit einem Umbau des französischen Doms, und der Himmel mag wissen, wie diese prächtige Barockkirche nachher ausschauen wird. Das Schauspielhaus ist innen von der Künstlerhand Schinkels auf den Stil des Baurats Genzmer gekommen. Ein schönes Zeichen, wie Berlin seinen größten Architekten ehrt, — und zudem ein Nonsens. Ein romanischer Dom kann innen eine Barockausstattung haben; — das bringt die Zeit mit sich — aber ein klassizistischer Bau nie eine Ausstattung Louis seize! Das ist ein Maskenspiel! Denn erst werden die Grundmauern und Fassaden hingestellt, und dann die Innenräume. — Und außerdem ist es doch eine unverzeihliche Sünde am Geist Schinkels ...

Daß jetzt gar das Redern-Palais niedergebrochen werden soll, um einem modernen Hotelbau — wieviel architektonische Scheußlichkeiten können diese zwei Worte in sich schließen! — zu weichen, das ist doch eine Kulturlosigkeit und eine Mißachtung vor dem Stadtbild, die eben einzig und allein in Berlin möglich ist.

Einen großen Architekten hat das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht, und in einem Jahre bringen wir es zustande, vier und mehr Werke von ihm ganz und teilweise zu zerstören. Eine Villa von Schinkel in Charlottenburg wurde niedergelegt, das Schauspielhaus wurde vergenzmert, das alte Palmenhaus im Botanischen Garten wird bald abgerissen, Babelsberg umgebaut — was das heißt, weiß man — und für das Redern-Palais bekommen wir ein modernes Hotel.

Eine Zeit wie die unsere hätte, wenn sie nichts Neues schaffen kann, doch zum mindesten die Pflicht, das Alte und Gute zu erhalten, und brauchte nicht noch zu dem Vorwurf der Unfähigkeit den des Vandalismus auf sich zu laden."



Die Stadt der Wahnsinnigen

Das Städtchen Gheel bei Antwerpen darf nach dem Bericht eines englischen Besuchers mit Fug dafür gelten. Es beherbergt etwa 1500 Irre, die von den Bewohnern als Pensionäre aufgenommen worden sind. Es sind jedoch nur harmlose Kranke, die gefährlichen kommen in die weiter abliegenden Dörfer oder in die Anstalt. Die in der Stadt wohnen friedlich beieinander, schlendern in den Straßen umher, nehmen in den Cafés Erfrischungen ein und gehen

ihrem Tagewerk, wie der Bericht nicht ohne kleine Bosheit bemerkt, vielleicht oft mit mehr Verstand nach als viele würdige Bürger, die im Rufe stehen, gesund an Körper und Geist zu sein. Man sucht auf die Kranken nur moralisch einzuwirken, und es sind in der Tat manche Heilungen der Güte und dem Takte der Bewohner zu verdanken. Die Preise für „Unschuldige", so sagt man in Gheel, schwanken zwischen 240 und 2400 Mk. jährlich, je nach dem Grade des Luxus, den der Kranke beansprucht. Wieviel er aber auch zahlt, er wird immer von der Familie, bei der er wohnt, verhätschelt. Die Bewohner von Gheel verstehen sich auf die Behandlung von Verrückten ganz ausgezeichnet; das ist die Folge jahrhundertelanger Erfahrungen, die vom Vater auf den Sohn überliefert werden. Der Kranke ist wirklich der Gast des Hauses. Er bekommt den Lehnstuhl und den besten Platz bei Tische, er genießt die meiste Aufmerksamkeit, und so lernt er immer mehr den Wert der Achtung schätzen, die man ihm zollt, und bemüht sich daher, seine Krankheit zu meistern, um seine Vorrechte nicht zu verwirken. Selbst die Kinder in Gheel sind an den Umgang mit Irren gewöhnt. Man sieht sie zu Dutzenden, wie sie Hand in Hand mit großen, robusten Männern gehen und vertraulich mit ihnen schwatzen. Ja, oft versorgt der Kranke das Baby des Hauses; meist ist er ein vorzüglicher Pfleger. Natürlich wimmelt es in Gheel von „Kaisern", „Königen", „Königinnen", „Millionären", „Päpsten", „Erzbischöfen", „Paschas" usw. Die Bewohner der Stadt gehen willig auf diese Hirngespinste ihrer unglücklichen Gäste ein. Ein „König" erzählt allen eben Angekommenen, daß er zwei linke Beine habe und dementsprechend seine Stiefel und Hosen machen lassen müsse. Ein anderer alter Herr, der sich für den Papst in Rom hält, meint, er könne zum Himmel fliegen, im Augenblick sei er nur zu dick. Sein Wirt ist scheinbar erbötig, ihm bei einem Fluge aus einem Fenster des zweiten Stockes zu helfen; aber er warnt ihn doch, er könnte fallen und sich den Hals brechen, worauf der „Papst" lieber bis „nach dem Tee" wartet. Ein jüngerer Mann sucht immer nach einem Beil; er lebt in dem Wahn, er sei plötzlich so stark geworden, daß er den Türeingang abhauen müsse, um ein- und ausgehen zu können. Ein anderer wieder bittet die Fremden in den Straßen Gheels tränenden Auges um Schutz gegen einen schrecklichen Riesenschmetterling, der ihn angreifen und sein Gehirn essen wolle. Wieder einer hält sich für ein Samenkorn und bittet, man möchte ihn doch in die Tasche stecken, damit ihn der Wind nicht fortbläst. Vor kurzem war einer der „Unschuldigen" schrecklich aufgeregt, weil er sich für ein Senfkorn hielt und glaubte, die Vögel würden ihn verschlucken. Sein Wirt beruhigte ihn aber und meinte: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie sicher sind, da die Vögel nur Hanfsamen essen."

In den Wirtshäusern in Gheel sind die Wirte sehr höflich und rücksichtsvoll gegen die „Unschuldigen", gehen auf alle ihre Launen ein und führen anscheinend ihre wildesten Wahnideen aus. Es ist ein merkwürdiger Anblick; aber es ist wirklich rührend, wie schonend, taktvoll und wohlwollend die Leute mit den Unglücklichen umgehen. Das gänzliche Fehlen jeden Zwanges würde die modernsten Irrenärzte in Erstaunen setzen. Nervenärzte aus der ganzen Welt kommen denn auch nach Gheel, Kranke aus aller Herren Länder werden dorthin gebracht. Alle Ärzte, die dort gewesen sind, haben einen tiefen Eindruck von der Wirksamkeit der Behandlung empfangen, die sich nur auf Freundlichkeit und Takt beschränkt.



Waldschulen

Ist es nicht ein Widerspruch in sich? Oder doch mindestens ein Ideal? Bücherstaub und Waldesluft! Wie sollen wir uns daraus einen Vers machen?

Und doch ist es nur beschämend für die herrschenden Zustände, daß unsere Vorstellungen von der Jugenderziehung sich von stickiger Stubenluft, blassen Gesichtern, öder Langeweile, überhaupt von völliger Naturentfremdung gar nicht trennen lassen.

Um so dankbarer darf jeder Versuch begrüßt werden, der in dieses System der Rassenentartung eine Bresche schießt. Der Stadt Charlottenburg gebührt das Verdienst. Und die Schüler ihrer Waldschule sind, wie die „Berl. Volksztg." berichtet, „nicht etwa die Kinder einsam wohnender Waldhüter, Holzfäller oder Hirten, sondern richtige Großstadtkinder, die aus engen, sonnenlosen Wohnungen, aus lärmenden Straßen hier heraus in die grüne Stille, die sonnenhelle Weite kommen. Es sind kränkliche und schwächliche Schüler der Charlottenburger Gemeindeschulen, die den Vorteil dieser Freilufterziehung genießen. Im vorigen Sommer wurde der erste Versuch mit dieser Waldschule gemacht, in diesem wird er mit großem Erfolge fortgesetzt.

Zwischen dem Spandauer Bock und Westend, etwa 15 Minuten waldeinwärts von Schloß Ruhwald, erheben sich auf einem eingezäunten Terrain die Bauten der Waldschule. Sie bestehen aus einer Schul- und einer Wirtschaftsbaracke, einer vorn offenen Liegehalle und einer ganz offenen überdachten Halle, in der die Mahlzeiten eingenommen, die Schularbeiten gemacht, bei Regenwetter gespielt und zuweilen auch Lektionen erteilt werden.

Die Schulzimmer mit den offenstehenden Fenstern und einer ausgiebigen Dachventilation gestatten der Waldluft natürlich auch ungehinderten Zutritt. Für kaltes und nasses Wetter sind sie mit Heizvorrichtungen versehen. Die Klassen sind nur klein, sie haben nicht mehr als 20 Schüler; so ist den Lehrenden eine intensivere Einzelbeschäftigung mit den Schülern ermöglicht, die trotz geringer Stundenzahl die Kinder das Klassenziel erreichen läßt. Diese, die auf allen Altersstufen stehen, sind in 6 Klassen geteilt. Auf der Oberstufe haben sie 15, auf der mittleren 14, auf der Unterstufe 12 bis 13 wöchentliche Unterrichtsstunden. Jede Lektion dauert eine halbe Stunde; danach ist 5 Minuten Pause, nach der vollen Stunde 10 Minuten Pause. Es werden niemals mehr als 4 Lektionen hintereinander gegeben. Da für die 6 Klassen nur 2 Zimmer zur Verfügung stehen, so fallen für die übrigen Kinder zwischen die Schulstunden immer Spielpausen oder Arbeitsstunden. Die schriftlichen Arbeiten werden unter Aufsicht des Lehrers in der offenen Halle gemacht. Zum Lesen und Lernen kann sich jedes Kind sein eigenes romantisches Plätzchen im Waldesgrün suchen; das ausgedehnte hügelige und schluchtenreiche Terrain bietet für jeden Geschmack etwas Besonderes.

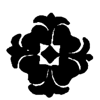
Die Schule wird von 120 Kindern besucht. Knaben und Mädchen werden gemeinsam unterrichtet. Obwohl die Kinder den ganzen Tag mit ihren Lehrern und Lehrerinnen (5 an der Zahl) zusammen sind, wird ihnen viel Freiheit gewährt. Die Lehrer behandeln sie mit kameradschaftlicher Güte, um sie die Familie nicht entbehren zu lassen. Die Kinder kommen schon morgens um 3/4 8 Uhr in die Schule und bleiben dort bis 7 Uhr 30 Minuten abends, wo

sie gemeinsam mit den Lehrern und Lehrerinnen die Rückfahrt in der Straßenbahn antreten. In der Freizeit treiben die Mädchen Gartenarbeit. Auf kleinen, dem kargen Waldboden abgerungenen Beeten ziehen sie Salat, Spinat, Gurken, Radieschen. Die Zuckererbsen rankten sich an den eingesteckten Reisern schon lustig in die Höhe; sogar ein Beet mit Linsen war vorhanden. An den Rändern der Gemüserabatten wurden Blumen gezogen.

Die Knaben üben sich im Bauen und Graben. Es war erstaunlich, mit welchem Geschick und welch reicher Erfindungsgabe sie Bergpartien und Felsen, Serpentinwege, Höhlen, Schutzhütten und Eisenbahntunnels angelegt hatten und zwar alles nur nach der Belehrung der Geographiestunde, da die meisten von ihnen noch nie eine Reise gemacht und dergleichen gesehen hatten.

Da die Kinder den ganzen Tag in der Waldschule sind, erhalten sie natürlich auch Verpflegung. Des Morgens Suppe, zum zweiten Frühstück Butterbrot und Milch, mittags Suppe, Gemüse und hundert Gramm Fleisch, nachmittags Milch und Marmeladebrot, abends wieder Suppe. Jedes Kind erhält einen Liter Milch pro Tag. Die Verpflegung untersteht einer Schwester vom Roten Kreuz. In der Wirtschaftsbaracke befindet sich auch ein Wannen- und ein Brausebad, die fleißig benutzt werden. Die Schule hat auch ihren besonderen Arzt, der die Kinder beobachtet. Erkrankungen kommen aber sehr wenig vor; ernste fast gar nicht, nur leichte Erkältungen, trotzdem die Schule bis Ende Oktober geöffnet bleibt. Das Aussehen der Kinder ist vortrefflich, und ihre Heiterkeit zeigt, wie glücklich sie sich hier fühlen. Auch den Sonntag verbringen sie in ihrer lieben Waldschule, und dann ist der Besuch ihrer Eltern und Geschwister gestattet.

Die Waldschule ist ein hygienischer und pädagogischer Versuch, dem namentlich die Ärzte mit großer Spannung zusehen, denn sein Gelingen würde den großen Aufwand für Heilstätten und Sanatorien zum Teil überflüssig machen. Ein Gönner hat bekanntlich der Charlottenburger Waldschule inzwischen 100 000 Mk. geschenkt, so daß der glücklichen Ausdehnung der segensreichen Einrichtung nichts mehr im Wege steht.“



Stimmen des In- und Auslandes

Im Zeitalter des Verkehrs

Wir leben im Zeitalter des Verkehrs. Selten hat ein Wort so allgemeine Zustimmung gefunden. Da ist es denn auch nur recht und billig, daß die Formen des Verkehrs mit echt deutscher Gründlichkeit bis ins Kleinste und Feinste geregelt werden. Welche Aufgabe könnte auch wichtiger sein, welche unserem Zeitalter angemessener, welche — ein altes Bureaukratenherz mehr in Versuchung führen? Und so setzte sich auch, wie der „Fränkische Kurier“

zu vermelden weiß, flugs ein ganz geheimer Rat hin und arbeitete, um dem bekannten dringenden Bedürfnis abzuhelfen, dem alle überflüssigen Bücher ihre Entstehung verdanken, auf 55 Druckseiten Quartformats ein „Formenverkehrsbuch" für den schriftlichen dienstlichen Verkehr seines Ministeriums aus. Das Buch enthält hundertweis die Formen, in denen mit Behörden, Privaten usw. verkehrt werden muß, und zeigt durch ihre Zusammenstellung in höchst belehrender Weise, wie hoch die einzelnen Kategorien eingeschätzt werden. Jede Adresse ist genau vorgeschrieben und am Schlusse die Höflichkeitsformel, mit der der Brief zu enden hat. Zum Beispiel: Sr. Durchlaucht dem Kanzler des Deutschen Reiches, kgl. preußischen Ministerpräsidenten und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten v. Bülow in Berlin: Hochgeborner Graf (jetzt Fürst); Euer Exzellenz; Genehmigen Euer Durchlaucht bei diesem Anlaß die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein; oder: Durchlauchtigster Fürst usw. An Se. Hochwohlgeboren den Ersten Präsidenten der Kammer der Abgeordneten Herrn kgl. Oberstudienrat Dr. Ritter v. Orterer: Hochwohlgeborner Herr Präsident, mit dem Schlusse: Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, womit ich die Ehre habe, zu bestehen, ergebenster. Herr Kommerzienrat N. N. in M. erhält den Ausdruck der „vollkommensten" Hochachtung, ein königlicher oder herzoglicher Professor die Versicherung der „vorzüglichsten" Hochachtung, der sehr verehrlichen Redaktion der X-Zeitung wird „ergebenst" und mit „vorzüglicher" Hochachtung, einem anderen „ganz ergebenst" und mit nur „vollkommener" Hochachtung, der Firma Krupp in Essen mit ausgezeichneter Hochachtung geschrieben. So geht es fort durch 55 Seiten an die Ministerien, die allerhöchste Geheimkanzlei, die Bundesratsbevollmächtigten, obersten Hofchargen, Hofstaaten der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, die bayerischen Staatsbeamten, an die deutschen Reichsbeamten, Beamte fremder Staaten, die in Bayern beglaubigten Gesandten fremder Staaten, die Ministerien der deutschen Bundesstaaten, die Reichsräte und Standesherren, die Landtagsabgeordneten, an Erzbischöfe, Bischöfe, Geistliche und Schulmänner, Bürgermeister, Offiziere, Professoren, Kommerzienräte, Schriftsteller, Konsulate, Gutsbesitzer usw.

Es muß den Ausarbeiter eine heillose Mühe gekostet haben, bis er all die feineren Unterschiede herausgefunden hat. Bemerkenswert ist, daß bei dem Schreiben an das großherzoglich badische Ministerium vorgeschrieben ist, jede Hochachtungsformel wegzulassen. Wahrscheinlich wissen die hinterwäldlerischen Badenser die Schönheit eines so prächtigen Zopfes, wie ihn sich das bayerische Verkehrsministerium (!) hier angehängt hat, nicht recht zu würdigen und haben in schnöder Verachtung von Europens übertünchter Höflichkeit jenen Floskelkram bei sich abgeschafft und ihn sich von anderen verbeten. Der „Fränkische Kurier" aber meint: „Jetzt soll noch einer kommen und sagen, daß das bayerische Verkehrsministerium keine produktive Tätigkeit entfalte!"

Die „Berl. Volksztg." ist nicht so boshaft, dagegen gibt sie ihrem Kummer Ausdruck, daß selbst das hier besprochene standard work das Los alles Irdischen teilt und nicht ganz vollkommen ist. Wo bleibt er, St. Bureaukratius' liebstes Schoßkind, der Submissionsstrich, der früher bald in starrer Geradheit, ernsthaft pedantisch mit dem Lineal gezogen, bald in der lieblichen Krümmung eines muntern Regenwurms regelmäßig in amtlichen Schriftstücken umherkroch und den Namen des submissesten Verfassers von dem sonstigen Inhalt trennte?

Seit einigen Jahren ist er zum Leidwesen aller echten Bureaukratenherzen verschwunden, aber jetzt wäre die Gelegenheit gewesen, ihm eine fröhliche Urständ zu bereiten. Das bayerische Formenverkehrsbuch hätte ihn uns neu schenken müssen, natürlich abgemessen nach Rang und Würde des Adressaten, von dem fußlangen Balken der „Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, womit ich die Ehre habe, zu bestehen“ vor dem allmächtigen Zentrumshäuptling Dr. Ritter v. Orterer, bis zu dem unscheinbaren Häkchen, an das der Schreiber seinen Namen bei dem Verkehr mit irgendwelcher misera contribuens plebs anhängt. Die „Volksztg.“ hofft, daß es nur dieses Hinweises bedarf, um die alsbaldige Herausgabe eines Nachtrags zu veranlassen, der diese schmerzlich empfundene Lücke ausfüllt und dem zeitgemäßen Buche die wahre Vollendung gibt.



Was ist Sterben?

Professor Notnagel, der kürzlich zu Wien verstorbene berühmte Arzt und Gelehrte, hat sich vor einigen Jahren in einem Vortrage darüber ausgesprochen. Anscheinend, so führte er aus, sei nichts leichter als die Beantwortung dieser Frage. Der Augenschein sagt es ja: Es ist die Schlußszene im letzten Akt des Lebensdramas. Ihr Geschehen und ihre Gestaltung, Bedeutung und Inhalt stellen sich allerdings dem einzelnen ungleich verschieden dar, je nach der Auffassungsweise und geistigen Eigenart, nach der religiösen und sittlichen Anschauung, nach der dichterischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Betrachtung. Um nur eines anzuführen: Fausts harmonischer Abschluß des Erdenwallens und Hamlets verzückte Himmelfahrt — so verschieden schon spiegelt sich in zwei Dichterseelen das Sterben. Der Psalmist sagt: Unser Leben währt 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre. Es wäre irrig, anzunehmen, daß regelmäßig in diesem Alter ein natürlicher Abschluß das Dasein beendet. Ich muß es mir versagen, im einzelnen darauf einzugehen, darf aber doch im allgemeinen bemerken, daß auch im vorgerückten Alter das Ende gewöhnlich durch Krankheitszustände herbeigeführt wird, welche, zufällig zuletzt erworben oder seit langem vorbereitet, von dem in seinen Funktionen schon weniger leistungsfähigen Organismus nicht mehr überwunden werden können. Mögen diese Zustände noch so geringfügig sein, eine unbedeutende Verdauungsstörung, ein leichter Bronchialkatarrh, jedenfalls sind sie pathologisch ein Etwas, was in den physiologischen Gang der Lebensvorgänge störend und hemmend eingreift. Das ist aber eine abnorme Abkürzung, nicht ein naturgemäßer Ablauf des Daseins. Einen *wirklich natürlichen Tod* ohne alle in strengstem Sinne pathologischen Abnormitäten — sterben nur *verschwindend wenige*...

In wenigen Sätzen zusammengefaßt lautet das auf Erfahrung und Beobachtung sich gründende Ergebnis so: Die grauenumwobenen Anschauungen über das physische Sterben existieren zumeist bloß in der Vorstellung. Wirklich grauenvoll ist es nur in wenigen Fällen, und gerade diese schafft zum Teil der Mensch selbst seinen Mitmenschen: Feuertod und Foltern. Die *Natur* aber ist *meist barmherziger als der Mensch*. Käme sie allein und

immer zur Geltung, und würde das Menschengeschlecht bis an das natürliche Ende des Daseins gelangen, fürwahr, wir könnten an das Sterben denken, wie der Müde den Schlaf, den holden Tröster und Erquicker, herbeisehnt. Aber auch fast überall sonst, wo sie allein das Sterben herbeiführt, breitet sie mitleidig einen Schleier aus, ihrer zitternden Kreatur die Angst und den Schrecken zu verhüllen. Nicht physisch ist das Sterben qualvoll. Qualvoll ist die seelische Todesangst.



Literarische Jugend

Ob man will oder nicht will, so schreibt der Schweizer Dichter Karl Spitteler in den „Süddeutschen Monatsheften", man wird von der Wahrheit gezwungen, die Jugend der Seele von der Jugend des Körpers zu unterscheiden. Bringe mir hundert Beweise für die Abhängigkeit der Seele vom Körper, des Geistes vom Gehirn, einverstanden, allein Beweise stoßen keine Tatsachen um, und eine Tatsache ist, daß die Jahreszeiten des Körpers und der Seele in entgegengesetzter Richtung laufen. Nämlich der Körper wird mit jedem Jahre älter, die Seele dagegen je länger je jünger. Das „Kind" ist eine Erdichtung der Erwachsenen, und das Altern des Ich ist eine Suggestion von außen. Man fühlt mit zwei Jahren greisenhafter (?) als mit sechzig Jahren. Darum werden auch die blühendsten, lebensfrischesten Kunstwerke nicht von Jünglingen geschaffen, sondern von Männern und Greisen. Wären seelische und leibliche Jugend von Natur wegen beisammen, so müßte ja beständig Frühlingsluft durch die Literatur der Völker wehen, da doch gottlob niemals Mangel an Buben ist, von denen sich alljährlich eine stattliche Zahl in dankenswerter Weise der Poesie anzunehmen pflegt. Wir hätten dann so eine Art Rekrutenaushebung der Dichter auf Grund des Geburtsscheines; der jüngste Jahrgang dichtet allemal die älteren in die Reserve, und das Problem des ewigen Frühlings ist gelöst. Daß dieser schöne Idealzustand sich verwirklichen könnte, dies zu hoffen fällt wohl niemand ein. Hingegen fällt von Zeit zu Zeit einem Bündel Rekruten ein, daß es vielleicht leichter wäre, mit der glatten Haut zu prahlen, als mit Werken zu zahlen. Also! Was zaudert ihr? Munter! Die zwanzig Jahre zum Prinzip erhoben und die neuen Jünglingshosen als Evangelium ausgerufen! Eine Fahne voran, worauf das Wort „Jugend" steht, entdecken sie der staunenden Menschheit zum ersten Male das Weib und die Liebe, und weil sie nichts können, nennen sie's Genie. Dieses Evangelium schmeckt; die Jungen jüngen Jünger; und ehe man sich's versieht, ist das erste Milliönchen erreicht. Der ganze Nachwuchs wird flügg; „hurra, der Frühling ist da!" es singen alle Büblein, alle. Hierauf gibt es ein paar lustige Maikäferflugjahre; das dauert solange es dauert, bis eines scharfen Morgens alle miteinander am Boden liegen. Deutschland hat das Phänomen einer solchen Fahnen-„Jugend" bereits mehrfach erlebt. Was ist dabei für die Literatur herausgekommen? Etwa ein poetischer Frühling? Sehen wir doch nach: Das „junge Deutschland" der dreißiger Jahre, hat es etwa die deutsche Literatur verjüngt? Sind die Werke der Gutzkow und Laube lebens-



Andreas Achenbach
Gebirgsmühle

Mit Einwilligung der Kunsthandlung Eduard Schulte in Berlin

frisch? Erwecken ihre Namen die Vorstellung von Saft und Kraft? Und wiederum unsere neueste „Jugend“, jene Jungen der beiden letzten Jahrzehnte, die wir heute noch ein wenig nachzugenießen das Vergnügen haben, waren das vielleicht Lenzeshäuche, was sie in die Literatur bliesen? Vergleichen Sie nun damit folgendes Beispiel: Meyer und Keller waren nichts weniger als Jünglinge, als sie am deutschen Horizont auftauchten, der eine war mehr als fünfzigjährig, der andere mehr als sechzigjährig: das hat nicht gehindert, daß ihre Erscheinung wie Morgenröte wirkte. Nein, dichtende Jünglingsregimenter verjüngen nicht eine Literatur. Was die Literatur verjüngt, ist die Ankunft eines überwältigenden Meisterwerkes und dahinter die Erscheinung eines großen Gesichtes. Dann, nur dann kommt plötzlich Sonnenschein und Frühling über eine Literatur. Wo aber hat der Meister in seinem Werke den Frühling her? Von einer ewig frischen Quelle; die liegt aber tief versteckt im Boden, und um sie zu finden, braucht es jemand. Freilich, es muß einen Berührungspunkt zwischen der körperlichen und der seelischen Jugend geben, sonst wäre ja die Verwechslung beider überhaupt unmöglich. Suchen wir ihn: Ein gesunder Durchschnittsjüngling trägt neben anderen Eigenschaften einige Tugenden mit sich herum, welche der Mehrzahl der Erwachsenen abhanden gekommen sind: Mut, Glaube, Fähigkeit zu rückhaltloser Begeisterung und rücksichtsloser Verwerfung. Ideale schauen, einem hohen Lebensziel selbstlos nachstreben, das gehört zur Natur der männlichen Jugend. Wer mit zwanzig Jahren das nicht vermag, ist ein geistiger Krüppel. Indem aber die Jugend Ideale schaut und sich die höchsten Aufgaben stellt, ist sie keineswegs unbescheiden. Unbescheidenheit ist im Gegenteil, in der Literatur auftreten zu wollen, ohne sich die höchsten Aufgaben zu stellen. Freilich ist mit alledem noch kein unmittelbarer Gewinn erworben; denn nicht der Blick aufs Ziel tut es, sondern die Erreichung des Ziels. Immerhin, eine normale Jugend tritt auf den rechten Pfad, den Pfad zur Höhe; und wenn alle Welt in den Niederungen watet, so bedeutet schon allein die Betretung des Höhenweges eine nationale Erquickung. In der Tat wartet auf die Jünglinge der Gegenwart eine ebenso schöne wie leichte Nebenaufgabe, die Aufgabe, das Ideal, das eine Kaderjugend der Nation hinweggehöhnt hat, wieder herzustellen. Tut die heranwachsende Generation das, dann verdient sie den Namen einer Jugend im literarischen Sinn. Tut sie jedoch das Gegenteil, begnügt sie sich gleich ihren Vorgängern damit, mit ihrer Pubertät Parade zu gigerln, so prophezeie ich ihr getrost den Kehrichtkorb, sobald einmal eine echte Jugend ins Feld rückt.



Deutsche Gewissenhaftigkeit

Auf dem neuen Jerusalemer Kirchhof zu Berlin ist kürzlich der Denkstein am Grabe E. T. A. Hoffmanns erneuert worden. Der Stein trägt aber merkwürdigerweise jetzt den Namen E. T. W. Hoffmann. Man hat diese Änderung damit zu rechtfertigen gesucht, daß der Dichter auf den Namen Ernst

Theodor Wilhelm gekauft sei. Das ist aber, bemerkt die „Berl. Volksztg." nicht mit Unrecht, doch wohl kein Grund, für Ernst Theodor Amadeus, den Namen, den Hoffmann sich selbst beilegte, und unter dem er allgemein bekannt ist, E. T. Wilhelm zu setzen! Schon die Pietät gegen den großen Toten hätte dies verbieten sollen. Auf dem Grabstein des Freiherrn v. Gaudy, der ebenfalls auf einem Berliner Friedhof ruht, hat man dem Willen des Dichters gemäß nur die Worte „Franz Gaudy" angebracht, wie er in seinem Leben sich zu nennen pflegte.

In der Literaturgeschichte ist Hoffmann zum Unterschied von anderen gleichnamigen Dichtern ausschließlich unter dem Namen E. T. A. Hoffmann bekannt, und es wäre wohl unmöglich, diesen überkommenen Namen wieder zu verdrängen; denn solche Namen und Beinamen, die Dichter und Künstler sich selbst geben oder die man ihnen beilegt, sind zu fest eingewurzelt in Literatur- und Kunstgeschichte. So ist zum Beispiel der florentinische Meister Sandro nur unter dem Namen Botticelli bekannt, den man ihm aus unbekannten Gründen schon als Knaben in der Werkstatt seines Meisters Filippo Lippi gab; ebenso Antonio Allegri unter dem Namen Correggio, wie er sich nach seinem Heimatsdorfe nannte. Und so ließen sich noch viele Beispiele dafür finden. Warum soll nun unser Dichter, der hundert Jahre lang unter dem Namen E. T. A. Hoffmann dem deutschen Volke bekannt war, auf seinem Grabstein einen anderen Namen erhalten, der sich doch nie einbürgern wird?

Wie ist nun Hoffmann zu seinem Vornamen Amadeus eigentlich gekommen? Eine Zuschrift an das „Berl. Tagebl." klärt darüber auf. Auf dem Titelblatt einer der ersten Arbeiten, die der Dichter veröffentlichte, waren als Anfangsbuchstaben seiner Vornamen anstatt E. T. W. durch einen Druckfehler E. T. A. gesetzt. Daraufhin beschloß Hoffmann, das A. für immer beizubehalten, und zwar als Abkürzung für Amadeus, den Vornamen Mozarts, dem er eine unbegrenzte Verehrung entgegenbrachte, und dem er auf diese Art sein ganzes Leben hindurch huldigen wollte.

Nun hat deutsche Gewissenhaftigkeit diesem frevelhaften Übergriff eines ausschweifenden Phantasten auf die heiligen Register des Sanktus Bureaukratius die wohlverdiente Korrektur angedeihen lassen. Oder gebrauchen wir dafür lieber ein Fremdwort — etwa: das urdeutsche „Pedanterie"?

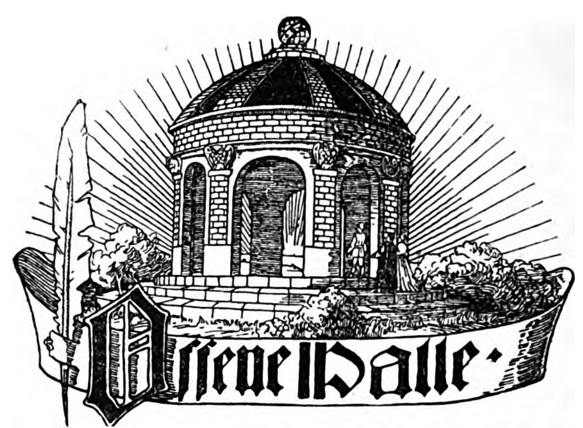
Wenn doch unsere Gewissenhaftigkeit sich auch dort immer betätigte, wo sie dringend vonnöten wäre. So befindet sich das „dem deutschen Volke" geschenkte Dichtergrab Kleists in nächster Nähe der Reichshauptstadt noch immer in beschämend verwahrlostem Zustande. Jetzt endlich will sich die Regierung seiner annehmen, nachdem das öffentliche Ärgernis monatelang durch die Zeitungen gezerrt wurde!



Eine Laune der Natur

Oder liegt dieser Begriff nicht schon in dem Worte — „Eintagsfliege“? „Gemütlich sitzen wir“, so plaudert jemand in der „Kölnischen Volkszeitung“, „auf der großen Veranda am Rhein und erfreuen uns nach des Tages schwüler Hitze der erquickenden Kühle des Abends. Entzückt ruht unser Auge auf dem mondbeglänzten Flusse, auf den in der Dunkelheit gespensterhaft auftauchenden Zinnen und Türmen der Stadt und auf dem klarblauen Sternenhimmel.... Ein merkwürdiges Knattern und Rauschen fesselt unsere Aufmerksamkeit. Der Richtung des Geräusches folgend, sehen wir die Laternen auf der Brücke von einem dichten Dunstkreis umgeben, der sich in der Dunkelheit in einen langen Schweif zu verlieren scheint, ähnlich den Bildern, die wir als Kinder von der Kometenkönigin und ihrer langen Schleppe sahen. Es sind Hunderttausende, nein, Millionen von Eintagsfliegen, durchsichtigen, zartgebauten Insekten mit dünnhäutigen Flügeln und einem langen, schmalen Leib, die sich, kaum dem Wasser entstiegen, abmühen, ins Innere der glasgeschützten Laterne zu gelangen, und nicht ruhen, bis sie sich die Flügel an der Flamme versengt haben, um dann zuckend und schwirrend ihr kurzes Leben zu beenden. Den Bewohnern der Flußgegenden, besonders denen an Rhein, Mosel und Nahe, ist dieser Anblick nichts Neues; die lästige Eintagsfliege mit ihrem Surren und Schwirren kann einem den Aufenthalt im Freien — wenigstens bei Licht — verleiden; und auf Straßen und Brücken sieht man sie am anderen Morgen in dichten, hohen Haufen wie zusammengewehte Akazienblüten tot liegen, vom Fuß der Wanderer bald zusammengetreten, wobei sie einen häßlichen Trangeruch verbreiten, auf ihre Herkunft hindeutend. Ein aus dem Osten stammender Fremder erzählt uns, daß in seiner Heimat an den Ufern der Flüsse große Feuer angezündet würden, um die Eintagsfliegen anzuziehen, die, gesammelt und getrocknet, als Vogelfutter für wertvolle Geflügelarten in den Handel kämen. Ein einziges dieser Tiere trage eine Million von Eiern in sich, die sich aber nur entwickeln könnten, wenn sie ins Wasser gelangten. Die anderen vertrocknen auf dem Lande. Die Larven entwickeln sich nur langsam und leben von Infusorien im Wasser, bis sie ihre höchste Entwicklungsstufe erreichen und als libellenähnliche Eintagsfliege einen kurzen Tag leben, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, denn ihre Mundteile sind verkümmert, und sie haben keinerlei Eingeweide oder Organe, außer den Kiemen. Wunderbares Rätsel der Natur, daß diese Geschöpfe ein Jahr lang als Larven im Schoße der Flüsse ruhen, um dann zur gegebenen Zeit in veränderter Gestalt zum Lichte hinaufzusteigen und einen kurzen Tag in Luft und Sonnenglanz zu leben! Die Geschichte eines ganzen Lebens in einen flüchtigen Sonnentag zusammengedrängt: Eintagsfliegen!“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Ist Christus leiblich auferstanden?

(Vgl. Heft 7 Seite 1.)

Anschauungen wandeln sich, Systeme wechseln, aber die Tatsachen, ob es uns lieb oder leid ist, bleiben dieselben in alle Zeiten. Gottlob, daß dem so ist!

Auch die Auferstehung ist eine Tatsache; und wer an eine leibliche Auferstehung glaubt, wird sagen, auch die leibliche Auferstehung ist eine Tatsache. Gut, man sage so! Dann frage ich: wie macht man auf dieser Welt aus, ob eine Tatsache wirklich Tatsache sei oder ob man sie bloß fälschlich, irrtümlicher-, lügnerischerweise behaupte? Sehr einfach, lautet die Antwort, ich frage die Zeugen.

Gut, fragen wir die Zeugen über die leibliche Auferstehung! Wer hat den leiblich Auferstandenen gesehen? Oder, um die Sache am entscheidenden Ende anzufassen, wer berichtet etwas von dem leeren Grabe des Auferstandenen? Denn wenn das Grab des Auferstandenen leer war, dann waltet kein Zweifel — er ist leiblich auferstanden.

Es kommen eine stattliche Zahl von Zeugen, die vier Evangelien und Paulus, und alle diese behaupten, sie hätten den Herrn gesehen. Hören wir sie an! Doch halt, nein! Hören wir sie noch nicht an! Denn — nicht wahr, das gilt doch so im allgemeinen Leben? — ein Freund ist für mich ein besserer Zeuge für eine Tatsache als ein Gleichgültiger, und ein Bekannter ein besserer als ein Unbekannter. Wie steht's darin bei den Zeugen für die leibliche Auferstehung? Ich kenne nicht die Verfasser der vier Evangelien. Man nennt sie Matthäus, Markus, Lukas, Johannes. Sehr wohl, aber unsere griechischen Handschriften sagen nie z. B. „Evangelium des Matthäus", sondern immer „Evangelium nach Matthäus". Das ist ein gewaltiger Unterschied, er gilt für alle vier, und so sagt die theologische Wissenschaft, auch die besonnene und in der Kritik straff zurückhaltende, es sei zum mindesten ungewiß, ob Matthäus, Markus und Lukas unsere nach ihnen benannten Evangelien selbst geschrieben haben. Wahrscheinlicher liegen nur Erinnerungen, die sie vermittelt haben, zu-

grunde. Außerdem kennen wir die drei kaum. Auch von Johannes ist nicht ausgemacht, welcher Johannes er sei, der Apostel oder ein anderer.

Und wie steht es mit Paulus? Ob ich den kenne? Den herrlichen, hinreißenden Mann, die Krone der Apostel, Feuerzunge seines Heilandes, Held, Streiter, Arbeiter, Mensch, Christ; alles im höchsten, edelsten, frömmsten Sinne! Ich kenne ihn und jubele um ihn. Das ist Felsengrund, auf den sich zu stellen weislich ist. Gut, stellen wir uns zuerst auf sein Zeugnis. Was sagt Paulus über die Auferstehung?

Was er sagt, steht im 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes. Es ist geschrieben um 52—57 nach Chr., so früh, daß kein Evangelium vor ihm in die Welt hinausgegangen ist. Also auch um deswillen gilt des Paulus Zeugnis zuerst. Was sagt er? „Denn ich habe euch zuvörderst gegeben, welches ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsere Sünden nach der Schrift; und daß er begraben sei, und daß er auferstanden sei am dritten Tage, nach der Schrift; und daß er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen. Danach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, deren die meisten noch leben, etliche aber sind entschlafen. Danach ist er gesehen worden von Jakobus, danach von allen Aposteln. Am letzten nach allen ist er auch von mir, als einer unzeitlichen Geburt, gesehen worden."

Warum sagt das aber nun der Apostel? Die Antwort steht im zwölften Vers: „Wie sagen etliche unter euch, daß keine Auferstehung der Toten sei?" Also in Korinth herrschen Zweifel an der Auferstehung. Und Paulus will die Auferstehung diesen Zweifeln gegenüber beweisen. Nun ist — nicht wahr? — ein ungeschriebenes, aber zwingendes Gesetz dieser Welt, daß man zu einem Unterfangen immer möglichst die besten Mittel wählt.

Paulus hat das nicht getan. Denn der beste Beweis für die leibliche Auferstehung ist und bleibt das leere Grab. Das redet eine greifbare Sprache, die sich in Kubikmetern ausdrücken läßt. Was wollen ihm gegenüber die Erscheinungen sagen? Die könnten die skeptischen Korinther ja recht gut für „bloße" Erscheinungen, „bloße" Visionen erklären. Aber das leere Grab und diese Erscheinungen zusammen, die wären eine Waffe zum Erweis der leiblichen Auferstehung gewesen, keine ist besser und jede andere, auch die des großen Apostels, unendlich viel schlechter. Das ist doch sonderbar!

Noch etwas ist sonderbar! Paulus zählt auf, wer alles den Auferstandenen gesehen habe. Und zwar sagt er jedesmal „danach", „danach". Er gibt also eine Aufzählung der Erscheinungen, wie sie der Zeit nach gefolgt sind. Daran läßt sich nicht drehen und deuteln! Und es ist höchst wahrscheinlich, daß er eine vollständige Aufzählung gibt, weshalb sollte er das nicht tun? Wer nun aus den Evangelien die Erscheinungen sich ausschreibt, eine nach der andern, wie sie aufeinander gefolgt sind, wird eine ganz andere Reihe erhalten. Nimm dir, Leser, einmal die Mühe und prüfe es!

Gut, dann stellt sich hinsichtlich der einzelnen Erscheinungen des Auferstandenen unerbittlich die Frage: Paulus oder die Evangelien? Um diese Frage kommt nur, wer Ausflüchte macht. Ich weiß aber, was ich in dieser Frage antworte; ich sage: Paulus! Dann fällt das Zeugnis der Evangelien über die Erscheinungen glatt dahin. Wenn ich dem Paulus glauben soll, kann ich den Evangelien nicht glauben. Aber Paulus ist der bekanntere und frühere, er hat mein volles Vertrauen.

Nun komme ich noch einmal auf das leere Grab zurück. Weshalb erwähnt es der Apostel nicht? Es gibt nur eine Antwort: Weil er nichts von ihm weiß. Wenn es aber bestanden hat, wie sollte er von ihm nichts wissen? Kam er doch, noch ein Jude, nach Jerusalem, um die Christen zu verfolgen. Um die Christen zu verfolgen — das heißt doch auch, um von ihrer Lehre und ihrem Meister zu vernehmen. Es bleibt nur ein Ausweg: das Grab ist nicht leer gewesen; Jesus ist nicht leiblich auferstanden. Aber als die Jünger verzagen und vergehen wollten, weil zuletzt doch der ins Grab gebettet worden war, von dem sie dachten, „er solle Israel erlösen", da wirkte Gott vor ihrem geistigen Auge Visionen, daß sie ihren Herrn und Meister sahen. Da wurden sie getrost, schlossen ihr Herz dem Geiste Christi auf und wurden gepackt von den Mächten göttlichen Lebens, daß wahr wurde für sie das Wort: Ich lebe und ihr sollt auch leben. Dieses Wort will auch für uns wahr werden!

„Vision"? Man sagt es gemeinhin so schnippisch und wegwerfend! In der gütigen Vaterhand meines allmächtigen Gottes ist eine Vision tausendmal mehr als hundert leibliche Dinge ohne ihn. Ich saß im Leid; sieben zwölfseitige Briefe von weisen, guten, frommen Menschen gaben mir keinen Trost. Aber ein Mücklein flog auf meine Hand, an ihm schwang sich mein Herz zu Gott empor, da wichen Druck und Nacht von mir. Wir sollten doch den Grad von Frömmigkeit erreichen, daß wir den Herrgott seine Welt leiten lassen, womit er will, sei's auch mit Visionen!

Aber eines stellt sich uns doch in den Weg! Wie kommen die Evangelien zu der Erzählung vom leeren Grab? Nichts ist lächerlicher, als wenn man sie deshalb der Unehrlichkeit bezichtigt. Jene Zeit hat einen naiven, mirakulösen Geist. Und unstreitig haben die Jünger ihren Erscheinungen des Auferstandenen ein realeres, materielleres Substrat gegeben, als wir tun dürfen. Bald dachten sie sich die Auferstehung als eine ganz leibliche. Da war ihnen klar, daß Jesu Leib aus dem Grabe hervorgegangen sein mußte. Also erzählten sie: er ist hervorgegangen; das Grab ist leer. Und in dieser Linie weiterschreitend, gelangt man einfach und leicht zu den Erzählungen der Evangelien. „Es wird so gewesen sein — es ist so gewesen." So entstehen täglich Geschichten. Geschichtlichkeit haben sie deshalb nicht.

Was unsere Auferstehung angeht, so halten wir uns am besten an Pauli Wort: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben" (1 Kor. 15, 50).

Ludwig Köhler.



Zur Eidesfrage

Vielleicht ließe sich der religiöse Eid durch eine Formel ersetzen, die mit den Worten beginnt: „Ich schwöre bei meiner Freiheit", und schließt: „Wenn mein Schwur (bzw. beim Zeugeneide: mein Zeugnis) falsch ist, so will ich eine Zuchthausstrafe von 10 Jahren erleiden."

Die Bedeutung und der Wert des Eides beruht nicht allein und nicht vorwiegend auf der feierlichen Anrufung Gottes als solcher und auf dem Be-

wußtsein von der in der freventlichen Anrufung liegenden Sünde, sondern vor allem darin, daß der Schwörende für den Fall, daß der Schwur falsch ist, ein Gut — sei es das leibliche Leben, sei es Geld oder andere Vermögensstücke (vgl. die legis actio sacramenti), sei es die göttliche Gnade, das Heil der Seele — aufs Spiel setzt, ein Übel — den Tod, den Verlust des betreffenden Vermögensstückes, den Zorn der Götter, die ewige Verdammnis — auf sich heraufbeschwört; der Eid ist eben nicht allein Beteuerungsformel, sondern enthält zugleich Elemente eines Verfügungsaktes und wird dadurch einerseits dem Gelübde, andererseits der Wette vergleichbar, wenn auch die auf den falschen Schwur gesetzte verderbliche Folge nicht allein auf den im Eide erklärten Willen des Schwörenden zurückgeführt, sondern zugleich als eine von göttlicher oder menschlicher Hand über ihn verhängte Strafe betrachtet wird.

Diesen Charakter als Verfügungsakt hat der religiöse Eid unter der Herrschaft des Christentums verloren, da der Gedanke einer Verfügung des Menschen über sein leibliches Wohl wie über sein Seelenheil mit dem Glauben an einen zugleich allmächtigen und allgütigen Gott unvereinbar ist, ein Widerspruch, der schon im Evangelium Matthäi Kap. 5 Vers 34—36 seinen Ausdruck gefunden hat. Wo aber der Eid nur eine Beteuerungsformel geblieben, seine Verletzung eine zwar schwere, aber nicht unbedingt von der göttlichen Vergebung ausgeschlossene Sünde ist, da hat der Schwur den größten Teil seiner Kraft, die eben in der Gewißheit des Schwörenden von dem Eintritte der Meineidsfolgen besteht, eingebüßt, und zwar nicht allein für den Gottesleugner, sondern auch für den vom Dasein eines persönlichen Gottes Überzeugten. (Wenn trotzdem der eine wie der andere durch sittliche Beweggründe vom Meineide zurückgehalten wird, so steht das nicht entgegen, denn das Bedürfnis des Eides besteht gerade gegenüber denjenigen Menschen, welche nicht schon durch sittliche Beweggründe zur Bekundung der Wahrheit bestimmt werden.)

Soll der Eid in den breiten Volkskreisen wieder die notwendige Bedeutung gewinnen, so gilt es, ihm jenen Charakter als Verfügungsakt wieder zu verleihen, als Inhalt in ihn ein Gut hineinzulegen, über welches der Schwörende wirklich Herr ist und von welchem er das Bewußtsein hat, daß er es durch einen falschen Schwur verwirkt. Zu diesem Zwecke dürfte sich aber kaum ein anderes Gut geeignet finden lassen als die persönliche Freiheit des Menschen.

Diese Erwägungen führen zu dem eingangs gemachten Vorschlage. —

Daß der Verlust der Freiheit im Falle des falschen Schwurs nach wie vor auf Grund strafrechtlicher Norm und im Wege des strafprozessualischen Verfahrens, also auch unabhängig von dem im Schwur erklärten Willen des Schwörenden verwirklicht werden würde, dürfte die Aufnahme in die Eidesformel keineswegs überflüssig machen, denn gerade dadurch, daß der Schwörende selbst die im Falle des falschen Schwurs zu gewärtigende Strafe gegen sich auszusprechen hat, muß ihm der Ernst des Eides und die mit der Verletzung desselben für ihn verbundene Gefahr aufs schärfste zum Bewußtsein kommen.

Voraussetzung wäre allerdings eine strafgesetzliche Bestimmung, wonach für den wissentlich falschen Eid die zehnjährige Zuchthausstrafe nicht als Höchstgrenze, sondern als festes Strafmaß normiert würde; gegenüber der beim geltenden religiösen Eide als Folge der Verletzung vorausgesetzten ewigen Verdammnis eine unermeßliche Milderung.

Für Schwurpflichtige, welche sich nicht auf freiem Fuße befinden, würde die vorgeschlagene Formel einen entsprechenden Zusatz erhalten müssen, etwa

so, daß der Anfang lautete: ich schwöre bei meiner wieder zu erlangenden Freiheit, und der Schluß die Worte enthielte: nach Ablauf meiner gegenwärtigen Straf- bzw. Untersuchungs- bzw. Korrektionshaft. Die lebenslängliche Zuchthausstrafe müßte Eidesunfähigkeit zur Folge haben, was praktisch nur geringe Bedeutung haben dürfte.

Im Interesse der Religion selbst dürften für die Beibehaltung des religiösen Eides keine Gründe obwalten; die Auffassung, daß durch die öftere Anrufung Gottes vor weltlichen Behörden und die darin liegende, gewissermaßen offizielle Anerkennung der Existenz desselben der Glaube im Volke gestärkt werde, würde sich, wenn sie wirklich noch Vertreter finden sollte, doch wohl nur schwer verteidigen lassen; dagegen mag zuzugeben sein, daß das Institut des religiösen Eides dazu beiträgt, die Vorstellung wachzuhalten, daß der Staat auch zur Erreichung weltlicher Zwecke der Benutzung religiöser Handlungen und Gefühle nicht entraten könne und insoweit von der Kirche und ihren Einrichtungen abhängig sei; diese Erwägung ist jedoch nicht religiöser, sondern rein kirchlich-politischer Natur.

Durch die Abschaffung des religiösen Eides dagegen würde, wie dem Gottesleugner die Zumutung erspart würde, ein Wesen anzurufen, an dessen Dasein er nicht glaubt, so für den Gottgläubigen in vielen Fällen eine nutzlose Beunruhigung seines Gewissens und allgemein der schwere Anstoß beseitigt werden, der ihm jetzt bereitet wird durch die regelmäßige Hereinziehung des Höchsten in das Getriebe des täglichen Lebens, oft um der Erreichung der niedrigsten Zwecke willen, denen die Erforschung der Wahrheit als Mittel dienen muß; es würde das Gebiet des religiösen Lebens der Einwirkung der staatlichen Gewalt, der Benutzung zu weltlichen Zwecken entzogen werden und damit der Grundsatz der Gewissensfreiheit erst zur vollständigen Durchführung gelangen.

Hoyer, Amtsrichter





Weltgeschichte im abgekürzten Verfahren. – Wie denken Sie über Rußland? — Philistertum. — Ein Engländer über „Marksteine“. – Nationale Entrüstung. – Militaria. — Reichsmisere. — Das Schlaraffenland der Titel. – Wohlverhalten. — Deutschland, die fromme Kinderstube

„Marksteine“ über „Marksteine“! Der neueste: Kaiser Wilhelms Zusammenkunft mit Nikolaus II. zu Björkö. Aber — wer kann es wissen? — vielleicht wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, ist der neueste Markstein schon durch den allerneuesten überholt. Ja, wir leben wirklich im Zeitalter des Verkehrs, der Elektrizität, der Telegraphie mit und ohne Draht. Weltgeschichte machen wir im abgekürzten Verfahren, von heute zu morgen. Wenn wir uns abends friedlich zur Ruhe legen, so wissen wir nie, ob wir morgens nicht durch schmetternde Kriegsfanfaren aus dem Schlummer geblasen werden. Ist es schon dem elektrischen Funken kaum möglich, den sich überstürzenden „Ereignissen“ zu folgen, so muß der Tagebuchschreiber des Monats vollends auf den Ruhm der „Aktualität“ verzichten. Er wäscht also vorsichtig, wie er ist, und „für alle Fälle“ seine Hände ganz ergebenst in Unschuld.

Hieß es früher bei den Besuchen des Zaren: „Kommt er oder kommt er nicht?“ — so lautete diesmal die nicht minder sinnige Frage: „Wer ist's gewesen?“ Hat der Zar die Anregung gegeben oder der Kaiser? Oder alle beide? Oder — keiner von beiden? Auf deutscher Seite behauptete man geflissentlich: der Zar; auf englischer und französischer: der Kaiser. „Wem soll man glauben?“ fragt die „Zukunft“.

„Die Lehren der Psychologie zeugen wider die deutsche Verkündung. Kein Unbefangener würde bezweifeln, daß dieser Plan im Kopf unseres Kaisers wuchs. Wilhelm liebt, Nikolai haßt jähe Überraschung... Auch hatte Großfürst Michael Alexandrowitsch als Hochzeitsgast schon in

Berlin erzählt, der Kaiser habe ihm den Wunsch ausgesprochen, den Zaren noch in diesem Sommer zu sehen. Und schließlich ist's verdächtig, daß man bei uns so früh brüllen ließ: Wir waren's nicht! Warum, wenn wir's wirklich nicht waren? Das Dunkel wird vielleicht nie ganz weichen, eine der offiziellen Wahrheiten vielleicht immer Silbenstecherei bleiben. Vor fünf Jahren sagte der Kaiser in Kassel, die Ernennung Waldersees zum Generalissimus (für Petschili) sei ‚der Anregung und dem Wunsch Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen entsprungen', und diese Anregung sei mit besonderer Freude zu begrüßen, weil sie wieder zeige, ‚wie eng verbunden die alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche sind'. Im russischen Reichsanzeiger aber wurde amtlich dem Erdkreis verkündet: ‚Kaiser Wilhelm wandte sich direkt in einem Telegramm an den Kaiser Nikolai, wie an alle interessierten Regierungen, und stellte den Feldmarschall Grafen Waldersee zur Verfügung. Kaiser Nikolai antwortete, er sehe kein Hindernis, das sich der Annahme des vom deutschen Kaiser gemachten Vorschlages entgegenstelle'. Weder offiziell noch auch nur offiziös wurde in Deutschland dieser Darstellung widersprochen. Auch damals war Witte in Paris (mit dem Auftrag, den Eindruck des Wortes von den ‚alten Waffentraditionen der beiden Kaiserreiche' wegzuwischen), und Nikolai schrieb an den Präsidenten der französischen Republik einen beinahe zärtlich klingenden Brief. Was ist Wahrheit? ...

„Die Frage ist nicht unwichtig. Der Besuch war ein Fehler, wenn Nikolai ihn nicht mit freundschaftlichem Drängen erbeten hatte. Und hatte er ihn erbeten, dann durfte man's nicht durch alle Gassen tuten. Anstand und Klugheit rieten von einem Gerede ab, dessen Zweck nur sein konnte, den Gospodar in die Rolle eines Bittstellers zu erniedern.

„Die Art, wie unsere hauptstädtische Presse internationale Politik macht, ist längst zum lächerlichen Skandal geworden; wer uns nach diesen Stimmen beurteilt, muß glauben, Deutschland sei nur von Heines Wahleseln bevölkert ... Was die Regierenden tun, ist wohlgetan; was draußen darüber geredet wird, ist Hetzerprodukt und erbärmlicher Unsinn. Der Kaiser geht nach Schweden und ernennt den von den Norwegern höflich entkrönten König Oskar zum Großadmiral der deutschen Flotte; wäre sogar nach Stockholm gegangen, wenn Oskar nicht abgeraten hätte. Famos, lesen wir; der Empfangsjubel beweist ja auch, wie dankbar die Schweden sind. Doch was nützt uns, ihr Schreiberseelen, denn Schwedens Dankbarkeit? Unser Interesse weist nach Norwegen, dessen buchtenreiche Südwestküste uns im Fall eines Krieges gegen England sehr wichtig werden kann. Unsere Aufgabe mußte (und muß) sein, Norwegen an Deutschland zu ketten und das aus eigener Kraft mündig gewordene Volk nicht in eine uns gefährliche Intimität mit den Briten zu drängen, denen ein Deutschland verbündetes Norwegen sehr unbequem, ein den jetzt leider allgemein anerkannten Neutralitätspflichten (britischen Ursprungs) unterworfenes sehr nützlich wäre. Tut nichts: die Reise des Kaisers, der offen, nach rascher Regung seines

Monarchengefühles, für Oskar und wider die norwegischen Kryptorepublikaner Partei ergreift, wird dennoch prompt gelobt; und keiner fragt, ob der Kanzler zu kurzsichtig oder zu schwachgemut sei, um solche Fehler zu hindern. So ist's jedesmal; die bei uns öffentlich Meinenden sind stets (und nie ohne fettig glänzendes Sedanlächeln) auf der falschen Seite. Weil sie die Geschichte fremder Länder, die Psyche fremder Völker nicht kennen, keines fruchtbaren Gedankens fähig sind ...

„‚Daß Deutschland eigennützige Zwecke verfolge, indem es die Freundschaft Rußlands suche, ist eine Vorstellung, die wir zwar in englischen und französischen Blättern angedeutet finden, die aber zu töricht ist, als daß sie eingehender Widerlegung bedürfte': — von solchem Gefasel nährt sich seit Jahren nun die Berliner Bourgeoisie. Ein für die Reichspolitik verantwortlicher Herr, der nicht früh und spät dafür sorgt, ‚daß Deutschland eigennützige Zwecke verfolge', müßte mit Schimpf und Schmach aus dem Dienste gejagt und, wenn er in einer Schicksalsstunde die Sorge versäumt hat, als heimloser Wicht von den Volksgenossen geächtet werden ...

„Nach all dem Klippschülerschwatz geht's dann über die englische Presse her, die, ganz verständig, annimmt, der Besuch des Kaisers solle dem Deutschen Reich politische und wirtschaftliche Vorteile sichern, unserer Großindustrie lohnende Aufträge verschaffen und sacht ein franko-russisch-deutsches Bündnis vorbereiten. ‚Wir geben diese Ausführungen nur wieder, um zu zeigen, was für Narreteien heutzutage dem englischen Volk von seiner Presse aufgetischt werden.' Ward so kindisches Gekeif je in ernster Stunde gehört? Von den Nachrichten der englichen Presse, der einzigen, die brauchbare, gebildete, nicht in Hundedemut vor jedem Minister ersterbende Berichterstatter hat, lebt ihr ja Tag für Tag. Und die Wirkung, die diese Presse von dem Besuch des Kaisers beim Zaren fürchtet, müßtet ihr wünschen, mit jeder Fiber deutscher Herzen ersehnen; nur solche Wirkung könnte erweisen, daß der Besuch nicht wieder die Folge des alten, oft beseufzten Sehfehlers war. Müßtet, wenn ihr Deutschlands Not je begriffen hättet.

„Leicht wären hundert ähnliche Beispiele zu finden, tausend; aus allen Phasen neudeutscher Geschichte. Lösung des Assekuranzvertrages mit Rußland, Opferung Sansibars, Philippinenkrieg, Burenkrieg, Boxerkrieg, Kiautschou, anglo-japanisches Bündnis, Marokko: immer dieselbe Torheit. Nur an der Spree kann sie gedeihen. In keinem anderen Land steht die hauptstädtische Presse so völlig ratlos vor den Pflichten internationaler Politik ...

„Müssen denn immer die Blicke der bangenden Völker gen Deutschland gerichtet sein? Alle Staatsaktionen vor dem Beginn schon mit Trompetenstößen verkündet werden? Der Kaiser hat dem Zaren einen großen Dienst geleistet; hat der Welt bewiesen, daß er Rußlands Freundschaft in dunklen Tagen nicht geringer schätzt als in hellen. Das war anständig und klug, konnte aber leiser geschehen: und wäre dann noch

wirksamer gewesen. Fanfare soll blasen, wer seiner Sache ganz sicher ist: sonst scheucht das Signal die Nachbarschaft auf ...

„Glaubt Fürst Bülow, daß man in London und Paris müßig bleiben, die Torheit unserer Presse nicht zinsbar machen wird? Noch schlimmer wäre die Wirkung freilich, wenn auf den Donner wieder kein Blitz folgte. Telegramm an Krüger, Besuch am Hof des Königs, der gegen das Burenhäuflein Krieg führt, Panzerung einer Prinzenfaust, Aufruf zum Kreuzzug wider die neuen Hunnen, — und so fort bis zur Fantasia bei Tanger. Die Spur sollte schrecken. In den Times wird schon gespöttelt, auch diesmal werde nichts Greifbares herauskommen. Das wäre verhängnisvoll. Nicht nur, weil das Jahrhundert die versäumte Gelegenheit nicht wiederbrächte, sondern weil der bloße dépit (in einem Berliner Botschafterhaus fiel das Wort) über so fruchtlose Beunruhigung am Ende eine Koalition schaffen könnte, deren Hauptprogrammpunkt hieße: Schutz gegen deutsche Alarmierungen, die unsere Kreise stören und einen stetigen Gang der Geschäfte hindern. Mit solchem Preis hätte das Deutsche Reich die Polarsternstunden ein bißchen teuer erkauft ..."

Es ist nicht ohne zeitgeschichtliches Interesse, daß ein Organ der „regierenden Partei" wie die „Kölnische Volkszeitung", die Bedeutung der Zusammenkunft für „ganz unberechenbar" erklärt. Und noch bezeichnender ist die fast humoristisch wirkende Alternative des Blattes, daß dieser Markstein vielleicht den „Anbruch einer neuen Zeitepoche", vielleicht aber — „überhaupt nichts" bedeuten werde. Welche Fülle von Möglichkeiten zwischen einer neuen Zeitepoche und dem absoluten Nichts! Boshafte Leute könnten meinen, es läge dazwischen auf alle Fälle — der berühmte Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. Auf die Meldungen, daß der Zar den Kaiser um Rat fragen wollte, braucht man nach der „K. V." nicht viel zu geben. Es sei nicht üblich, daß Monarchen in Angelegenheiten ihres eigenen Landes fremde Herrscher um Rat fragen. „Am ersten könnte man noch annehmen, daß es sich um ein gemeinsames Zusammengehen beider Großmächte gegen die Revolution handle. Bisher war man gewohnt, im Zarentum den rocher de bronce der europäischen Ordnung zu sehen, aber der Fall des Knjäs Patjomkin hat diese Auffassung schon erschüttert. Darum ist es erklärlich, wenn man in Berlin hier und da hört, daß eine weitere Entwicklung der Revolution in Rußland zu Komplikationen führen könnte, welche über die Grenzen Rußlands hinauswirkten und am wenigsten das Deutsche Reich gleichgültig lassen dürften. Im Hinblick auf diese Gefahr mag es möglich sein, daß die Organisation eines gemeinsamen russisch-deutschen Feuerwehrdienstes gegen die europäische Revolution erwogen werden könnte. In beachtenswerten Kreisen spricht man wenigstens davon ..."

Darnach ist es also nicht nur die „Umsturzpartei", die derartige Folgen der Zusammenkunft für möglich, ja wahrscheinlich hält.

„Welche Ratschläge der deutsche Kaiser für die inneren Zustände Rußlands erteilen mag," schrieb der „Vorwärts", „man darf nicht annehmen, daß die Ratschläge irgend einer Persönlichkeit auf den wirklichen Verlauf der russischen Ereignisse einen irgendwie bedeutsamen Einfluß üben können ... Immerhin muß aber das Zusammentreffen des deutschen Kaisers mit dem Zaren die Annahme erwecken, als bestehe die Absicht, in die inneren russischen Verhältnisse einzugreifen und den Zarismus zu stützen ... Diese mißtrauische Annahme kann auch dadurch nicht beseitigt werden, daß der oberste verantwortliche Beamte des Deutschen Reiches, Fürst Bülow, oft und aufs intensivste betont hat, daß der Deutsche sich in die Angelegenheiten anderer Staaten in keiner Weise einmischen dürfe. Weiß man doch nicht, ob diese Forderung der Nichteinmischung sich nur gegen diejenigen richtete, die zugunsten der russischen Freiheit eintreten, oder auch gegen diejenigen, welche, wie man von dem deutschen Kaiser vermuten muß, für den Bestand der russischen Reaktion sich verwenden. Die deutsche Arbeiterklasse vermag darum den Vorgang in Björkö nur mit größtem Mißtrauen zu betrachten. Sie erachtet jede Annäherung des Repräsentanten Deutschlands an das zaristische Rußland als eine Demonstration für den Zarismus und gegen die russische Freiheitsbewegung. Die Zusammenkunft dieser beiden Herrscher kann nur auf reaktionäres Unheil deuten!

„Diese Deutung ist auch unvermeidlich, sofern nicht die inneren russischen Angelegenheiten, sondern auswärtige Verhältnisse in Betracht kommen. Wir haben wiederholt auf die Unsicherheit aller auswärtigen Beziehungen gewiesen, und der überraschende Besuch Wilhelms II. bei dem Zaren ist nur ein neues, besonders auffälliges Zeichen dieser Unsicherheiten und Schwankungen aller auswärtigen Beziehungen der Großmächte ..."

Was nach seiner Ansicht „die Herrscher Preußens und Deutschlands auf der einen und des russischen Reiches auf der anderen Seite sich zu sagen und zu bieten haben", erläutert der „Vorwärts" an einigen historischen Erinnerungen: „Sah sich in Preußen der Absolutismus durch freiheitliche Volksbewegungen bedrängt, so kamen reaktionäre Ratschläge aus Petersburg. So war es 1851. Im Oktober 1851 ernannte Zar Nikolaus I. den damaligen preußischen Ministerpräsidenten der Konterrevolution, von Manteuffel, zum Ritter des Alexander-Newski-Ordens in Anbetracht seiner ‚beständigen Anstrengungen zur Befestigung der gesetzlichen Ordnung in Preußen'. Schon im Januar des genannten Jahres hatte der preußische Gesandte in Petersburg an den preußischen Ministerpräsidenten schreiben dürfen: ‚Der Zar würde es allerdings gern gesehen haben, wenn im November 1848 beim Einrücken des Generals von Wrangel in Berlin die Revolution in der Wurzel unterdrückt worden wäre. Der Zar ist ferner der Ansicht, daß es noch andere Momente gegeben habe, wo man keine schlechte Konstitution hätte zu geben brauchen.' Und kurz vor der Verleihung des Ordens schrieb derselbe Petersburger

Gesandte, Herr von Rochow, an den Ministerpräsidenten: ‚Der Zar rechnet mit Zuversicht darauf, daß das königliche Ministerium unter Hochdero Führung den Kammern gegenüber mit aller Entschlossenheit die Rechte der Krone verteidigen und die konservativen Grundsätze zur Geltung bringen lassen werde.‘ Ferner verfügte zur selben Zeit Zar Nikolaus nach Berlin: ‚Für die bevorstehende Not im westlichen Deutschland muß Rat geschaffen werden. Aufstände züchtigt man scharf, die Verführer der Volksklasse lasse man schonungslos bluten, Nachsicht gegen sie ist Grausamkeit gegen das Volk. Unliebsame Kammern schicke man Hause ...‘

„Wie aber Preußen-Deutschland den Zaren beriet, das zeigen die interessanten, anfangs der neunziger Jahre in London erschienenen Dokumente aus dem Nachlaß des Grafen Loris-Melikoff. Als Alexander II. infolge der Zerrüttung seines Reiches nach dem türkischen Kriege und dem Berliner Kongreß von 1878 auf Anraten Melikoffs daran dachte, Rußland den Schein einer Verfassung zu geben, holte er auch den Ratschlag Wilhelms I. ein. Dieser warnte in einem Handschreiben an Alexander I. vor den ‚Klippen, die bei der Verleihung einer Konstitution zu vermeiden notwendig ist‘. Wilhelm I. sprach sich ebenso interessant wie offen dahin aus, daß die Vermeidung der Klippen dem preußischen König besser gelungen sei wie dem deutschen Kaiser. ‚Aber‘, setzte er hinzu, ‚trotz dieser Umschiffung ist es für die preußische Regierung nicht leicht, mit den Schwierigkeiten des parlamentarischen Regimes zu kämpfen.‘ Und so rät der kaiserliche Onkel dem zarischen Neffen, daß er mit dem Umschiffen der Klippen noch vorsichtiger sein soll, als man es in Preußen gewesen ist. Alexander solle vermeiden: 1. allgemeines Wahlrecht; 2. jährliches Budget; 3. Zivilliste und 4. Parlamentarismus überhaupt. Dagegen befürwortete Wilhelm I.: 1. einen Zensus; 2. dreijähriges Budget mit der Rechtskräftigkeit des verflossenen Budgets, im Falle die repräsentative Körperschaft ein neues Budget verweigern sollte; 3. die Beibehaltung der Domänen als kaiserliches Privateigentum; 4. keine unbeschränkte Preß- und Lehrfreiheit; 5. Zweikammersystem.“

Daß die Monarchenbegegnung von den deutschfeindlichen Kreisen in Rußland gegen den Kaiser und damit auch gegen das deutsche Volk gebührend ausgebeutet werden würde, darüber durfte nur völlige Unkenntnis russischer Zustände im Zweifel sein. In dieser Unkenntnis stehen unsere zünftigen Diplomaten auf gleicher Höhe mit unserer „öffentlichen Meinung“, insbesondere der liberalen. Der eigene Mangel an nationalen Instinkten setzt die gleiche Allerweltsfreundschaft auch bei den andern Nationen voraus, die nicht im entferntesten daran denken, unser brünstiges Liebeswerben zu erwidern oder es anders zu deuten, denn als heuchlerische Heimtücke. An Rassenhaß zu glauben, dazu kann sich der biedere deutsche Philister unter keinen Umständen aufschwingen. Alle Warnungen davor, namentlich solche von Auslandsdeutschen, die doch darin „sachverständig“ sind, weil sie's am

eigenen Leibe erfahren, hält er für eitel Schwindel und Phantasterei. Und doch sind auch die vergötterten russischen Revolutionäre keineswegs von der internationalen brüderlichen Gesinnung durchglüht, die ihnen von der deutschen Sozialdemokratie und dem deutschen Liberalismus angeschwärmt wird. In der Antipathie gegen das Deutschtum, die jetzt aus naheliegenden Gründen etwas zurückgestoppt wird, sind sie mit einem großen und maßgebenden Teile der russischen „Intelligenz" und Bureaukratie im Grunde ein Herz und eine Seele. Und wenn jetzt in Petersburg geflissentlich verbreitet wird, daß der Zar die feste Absicht gehabt habe, in allernächster Zeit mit einem außerordentlich reformfreundlichen Projekt an die Öffentlichkeit zu treten, infolge seiner Begegnung mit Kaiser Wilhelm aber von diesem Plane wieder abgekommen sei, so wissen die Erzähler ganz genau, welchen gut vorbereiteten Boden sie dafür in der russichen Gesellschaft finden.

Monarchenbegegnungen können an schroffen Gegensätzen der Rassenempfindung wie auch der wirtschaftlichen Interessen nichts zum Besseren wenden. Sie sind überdies, wie die „Germania" nicht mit Unrecht feststellt, „in den letzten anderthalb Jahrzehnten etwas so Alltägliches geworden, daß man es längst verlernt hat, ihnen eine mehr als ephemere Bedeutung beizulegen. Als ‚epochemachende Ereignisse' werden sie nur in dem Augenblicke gefeiert, in dem sie stattfinden; wenige Wochen später sind sie so gut wie vergessen. Hätten sie maßgebenden Einfluß auf den Gang der Politik, so müßte ganz Europa längst ein einzig Volk von Brüdern sein, während wir doch überall das Gegenteil sehen. Man ist allmählich zu der Ansicht gekommen, daß eigentlich nur die Monarchenbegegnungen eine größere politische Bedeutung hätten, die nicht stattfänden, und das scheint uns gar nicht so weit von der Wahrheit zu fallen."

* * *

Das Vernünftigste, was ich seit langer Zeit in einem deutschen Blatte über russische Verhältnisse gelesen, hat Professor Delbrück im Augustheft der „Preußischen Jahrbücher" geschrieben:

„Die russischen Liberalen und Radikalen leben in derselben Illusion, in der vor fünfzig Jahren noch die deutschen Liberalen sich bewegten, daß nämlich das Volk liberal sei, und daß man das Volk nur wählen zu lassen brauche, um eine liberale Regierung zu haben. Ist etwa der deutsche Reichstag liberal? Er besteht aus Ultramontanen, Sozialdemokraten, Agrariern und Scharfmachern. Ich habe den Minister von Miquel selber noch einmal seufzen hören: ‚Das hätten wir nicht gedacht, daß wir das Deutsche Reich für die gemacht hätten.' Wie man auch die russische Volksvertretung wählen lasse und welche Kompetenz man ihr auch gebe, alles ist Schaum gegen die eine felsenfeste Tatsache, daß die ungeheure Mehrzahl des russischen Volkes aus Bauern besteht, die auf parlamentarische Verhandlungen, die sie nicht lesen kön-

nen, nicht den geringsten Wert legen, die nach wie vor in der geheiligten Person des Zaren die wahre Verkörperung des russischen Volkswillens sehen, von tiefer Abneigung gegen alle Ungläubigen, Ketzer, Heiden und Juden erfüllt sind und kein anderes Interesse haben, als daß ihnen genug Land zugeteilt werde, um darauf nach Väter Weise schlecht zu wirtschaften und dürftig zu leben. Im übrigen teilen sie vielleicht noch mit allen anderen Erdenbewohnern die Meinung, daß sie zuviel Steuern bezahlen.

„Mag nun also nach irgend einer von Herrn Bulygin zu erfindenden Methode oder nach dem üblichen demokratischen Rezept gewählt werden, mag auch vielleicht zunächst wirklich eine radikale Majorität zusammenkommen, sehr bald wird doch die wirkliche russische Volksseele sich regen und alle diese importierten westeuropäischen Ideen wieder fortblasen. Freilich zur einfachen Wiederherstellung des alten, autokratischen, orthodoxen Rußlands wird es doch schwerlich kommen; dazu sind die Erschütterungen schon zu stark gewesen, aber solche Riesenkörper wie das russische Reich können selbst im Zustande einer halben Anarchie generationenlang bestehen. Man versetze sich etwa einmal in die Sphäre der römischen Republik in dem Jahrhundert von den Gracchen bis Augustus: die beiden Brüder Gracchus, die Enkel des großen Scipio, ermordet; ihr Schwager, der jüngere Scipio Afrikanus, ermordet; Rom durch die eigenen Legionen eingenommen unter Sulla; Sklavenkriege, Bürgerkriege, in denen die Parteien wechselseitig übereinander Blutgerichte verhängen, die an Ausrottung grenzen. Pompejus ermordet, Cäsar ermordet, Cicero ermordet, und in all diesen Zuckungen hat das römische Reich doch noch in Abwechselung mit schimpflichen Niederlagen (Jugurtha, Zimbern und Teutonen, Mithridates) glänzende Siege erfochten und große Eroberungen gemacht, und hundert Jahre sind verflossen, bis durch Augustus ein organisch neuer, dauernder Zustand geschaffen wurde.

„Grundfalsch ist es, etwa die heutigen Zustände in Rußland mit den Zuständen in Frankreich vor der großen Revolution zu vergleichen; gewiß sind einige Ähnlichkeiten vorhanden, aber die Hauptsachen sind ganz anders. Der alte französische Staat war bankrott, auch der russische wird vermutlich mal bankrott machen, vorläufig aber sind seine Finanzen noch in voller Ordnung und sein Kredit ist unerschüttert. Die französische Armee war desorganisiert und nicht mehr in der Hand des Königs, die Disziplin völlig aufgelöst; in der russischen sind wohl ebenfalls einige Anzeichen, daß die alte eiserne russische Disziplin nicht mehr unbedingt zuverlässig ist, und die Vorkommnisse auf der russischen Schwarz-Meer-Flotte erscheinen unerhört, aber es ist wie mit den Wunden, die Rußland in der Mandschurei empfangen hat: so schwer sie sind, bis ins Mark des eigentlichen russischen Lebens ist das alles nicht gedrungen. Im Gegensatz wiederum zu dem alten königlichen Frankreich, das national einheitlich dachte, besteht ein Drittel in Rußland aus Fremdvölkern, die nur auf den Augenblick warten, wo sie das schwere Joch des Moskowitertums

abschütteln können. Geschieht das aber, so wird dadurch sofort in allen bisherigen Trägern des russischen Staates die patriotisch-nationale Empfindung ausgelöst, die der alten Staatsform, das heißt dem Zarismus, zu Hilfe kommt und ihm neue Kräfte zuführt."

Wer eine gewisse Grundlage zur Beurteilung russischer Zustände, auch der jüngsten Vorgänge, gewinnen will, dem ist sie hier so gut gegeben, wie es in einer so knappen Darstellung möglich war. Was sonst in deutschen Blättern darüber aufgetischt wird, ist in der Regel nach vorgefaßten „Ideen" und unzulässigen Analogien konstruierte Theorie. „Wie denken Sie über Rußland?" — in dieser scherzhaften Frage liegt eigentlich schon eine unbewußte Selbstironie.

* * *

„Der Deutsche", so schreibt ein in Kiel lebender Engländer an die „Daily News", „ist vor allen Dingen ein Wissenschafter und ein Mechaniker. Deshalb finden sich bei ihm, wie Heine sagt, Ideen so reichlich wie die Goldkörner in Eldorado. Der Deutsche will das Gesetz jeglicher Sache finden und daraus eine Reihe von Regeln ableiten. Daher hascht er nach jeder Idee, ob die ihm nicht Erleuchtung verschaffen könne, und wenn er das Gesetz ausfindig gemacht hat, unterwirft er es seiner großen Arbeitskraft und gelangt so zu wunderbaren Resultaten. Das heißt auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Verwaltung; aber die hohe Politik läßt dieses wissenschaftliche Zögern nicht zu, und Nationen müssen oft wie einzelne Individuen einfach Gott anrufen und vorwärts marschieren. Deutschland hat Gott angerufen und ist vorwärts marschiert schon früher und in einer überwältigenden Weise, aber das nur in Momenten einheitlichen nationalen Fühlens, Momenten, die einen Staat, was immer seine politische Form sein möge, in eine Demokratie verwandeln. Solche Krisen haben der Welt ein leidenschaftliches, spontanes Deutschland gezeigt, einer Sache ergeben, mit raschen, sicheren Schritten einherschreitend. Aber im gewöhnlichen Lauf des Jahres ist die Demokratie durch ihre Machtlosigkeit versteinert, und soweit sich die öffentliche Meinung überhaupt mit hoher Politik beschäftigt, zeigt sie dabei die Tendenz, politische Fragen als wissenschaftliche Probleme zu behandeln und jede und alle Idee willkommen zu heißen in der Hoffnung, so auf das Gesetz des Erfolges zu stoßen. Daher sind in keinem Lande Schlagworte und ihnen entsprechende Arrangements so einflußreich und so reichlich wie in Deutschland, und nirgendwo anders zeigt die Presse solch ein Tohuwabohu von Ansichten und Vorschlägen. Gegenwärtig zum Beispiel beschäftigen die öffentliche Meinung Deutschlands mindestens drei Gefahren — die gelbe Gefahr, die slawische Gefahr, die angelsächsische Gefahr — und alle Arten von Vorschlägen, wie diesen Gefahren zu begegnen. Alle Zeitungen schütteln ihre Köpfe über Rußland, aber die meisten nennen es den Märtyrer der Sache Europas im Osten. Zur gleichen

eit aber hat das Buch eines deutschen Offiziers in China, das eine Allianz
nit Japan befürwortet, eine gute Aufnahme gefunden. Diese Vielheit
on Ratschlägen, dieses Fehlen eines bestimmten nationalen
Billens in den laufenden Fragen bringt die ganze Leitung der
Reichspolitik in die Hände eines Mannes oder einer Gruppe
on Männern. So fähig und patriotisch auch diese Männer sind, ihre
Politik kann nicht eine nationale Politik sein, abgesehen so-
weit sie dem blinden Imperativ der gegenwärtigen Situation: Handel und
Territorium zu sichern, entspricht. Aber darüber hinaus reflektiert diese
Politik den Willen Deutschlands nur unvollständig, weil dieser Wille
mmer erst gebildet werden muß. Dieser Mangel an Richtung-
ebung durch das Volk ist übrigens kein ungemischter Gewinn für die
eutsche Diplomatie. Die praktischen Staatsmänner in ihrer Freiheit unter-
egen zuweilen Schlagwörtern, wie dem von der gelben Gefahr und der
Mission Rußlands. Dann werden sie von den Ereignissen Lügen gestraft,
nd ihr Geld ist auf das unrichtige Pferd gesetzt. So kommt es, daß
Deutschland mit seiner unbegrenzten Empfänglichkeit für Ideen keine Idee
nd kein politisches Prinzip oder keine politische Neigung
n Kraft umsetzen kann. Deutschlands politische Ansicht ist eine Maske
nd erzeugt bei den anderen Völkern Unruhe und Unsicher-
eit ..."

Man sieht, der Engländer drückt sich höflich genug aus. Am Schluß
rmahnt er sogar seine Volksgenossen, nicht zu vergessen, was sie dem deutschen
Volke verdanken. Von einem Fremden sehen wir solche Höflichkeit gern
nd müssen sie auch verlangen. Wir sehen sie um so lieber, als wir uns
hrer nicht allzuoft erfreuen dürfen, unseren Buckel nicht selten den Aus-
ländern hinhalten und lange aus der Rolle des Prügelknaben nicht hinaus-
gekommen sind. Ob dieser „Zustand" heute schon völlig beseitigt ist? —

Je leichter sie die oft ungerechte und beleidigende Kritik des Auslandes
innehmen, um so zorniger pflegen viele Deutsche aufzuwallen, wenn die
Kritik von eigenen Volksgenossen geübt wird — mag sie noch so berechtigt
ein, noch so treuer Volks- und Vaterlandsliebe entspringen. Man darf es
fast schon als unverdientes Glück empfinden, wenn Deutschen von Deutschen
noch zuzeiten reiner Wein eingeschenkt wird, der dann freilich nicht immer
n die Milde edlen Pfälzers erinnert, eher an die Säure Grüneberger
„Mosels". Wenn nun Kenner dieses Weines behaupten, man könne mit
hm „die Landwehr zusammenziehen", so wäre das in Zeiten, wo das Vater-
and in Gefahr ist, eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft. Die Leistungen
der Landwehr sind ja berühmt.

Der höfliche Engländer führt unsern Mangel an nationaler Initiative
auf immerhin rühmenswerte Eigenschaften des deutschen Volkscharakters
zurück. Und er hat auch recht — bis zu einem gewissen Grade. Erschöpfend
st seine Erklärung dieses Mangels nicht. Wollen wir ihm auf den Grund
gehen, so können wir nicht umhin, auf eine andere, minder rühmliche Eigen-
schaft zu stoßen — das deutsche „Philistertum".

Wenn irgend ein Kapitel „echtdeutsch“, „national“ ist, so — leider! — dieses. In wie erschreckend hohem Maße es das ist, kommt wohl nur wenigen Deutschen zum Bewußtsein. Und die wenigen, „die was davon erkannt, die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, hat man seit je gekreuzigt und verbrannt“. Da freut es mich, in der „Täglichen Rundschau“ eine Betrachtung zu finden, die diesem deutschen Erbübel mit so militärischem Schneid zu Leibe geht, daß es ein wahres Labsal ist. Und ausgerechnet muß es auch ein Militär sein, Oberst a. D. von Müller, der sich der im wahren Sinne patriotischen Aufgabe unterzieht.

„Wie kommt es, daß die in Ackerbau, Handel, Gewerbefleiß und Wissenschaften so hochstehenden, kriegerisch so tüchtigen Deutschen, die Deutschen, die einen Bismarck gehabt haben, dennoch vor anderen Nationen zurückweichen, Boden an Völker verlieren, die ihnen keineswegs überlegen sind, ja in vielem bedeutend gegen sie zurückstehen? Wie kommt es, daß sogar innerhalb der deutschen Grenzpfähle das Polentum vordringt, daß in Böhmen und Mähren die Tschechen, in Steiermark die Slowenen, in Krain, Tirol usw. die Italiener Boden gewinnen, in der Schweiz das französische Element sich ausbreitet — alle auf Kosten des Deutschtums? Wie ist es möglich, daß ein so großes, tapferes, kultiviertes Volk, wie die Deutschen es sind, vor jenen Nationen und Natiönchen ständig zurückweicht?

„Am meisten wird der gewohnheitsmäßigen deutschen Zwietracht, politischer wie religiöser, die Schuld gegeben, in Österreich auch der selbstmörderischen Regierungsweise dieses Landes. Beide Ursachen tragen einen großen Teil der Schuld, aber es muß noch ein anderes großes Übel da sein, und in der Tat, das ist da, es ist das in der deutschen Volksseele unverhältnismäßig stark vertretene ‚Philistertum‘. Was ist Philistertum? Der Mangel an Interesse für die großen Fragen und Gefahren des Volkstums, der Mangel an frischer, der eigenen Seele entspringender nationaler Tatkraft, das Versinken in die Genüsse, Kleinlichkeiten und Nichtigkeiten des alltäglichen Lebens! Da wimmelt es von Philistern in Deutschland!

„Nationale Tatkraft! An allgemeiner Tatkraft auf den Gebieten des Erwerbes, der Wissenschaft, des Krieges usw. fehlt es uns nicht, da ist die Tatkraft oft eine erstaunliche, aber für nationale Tatkraft muß bei uns immer eine außergewöhnlich kräftige und geniale Führung, muß das fortreißende Kommandowort da sein. Wo dies alles fehlt, da versinkt der Deutsche in ‚Gemütlichkeit‘, ist aus Schlafrock und Pantoffeln nicht herauszubekommen, läßt sich wegdrängen oder unterkriegen, räsoniert wohl oder ballt die Faust in der Tasche, aber aus sich selbst heraus entwickelt die unendliche Mehrzahl keinerlei nationale Tatkraft, steckt bis über die Ohren im ruheseligen Philistertum.

„An diesem Philistertum scheitern die Versuche zur Aufrüttelung, scheitern die Anstrengungen, die gemacht werden, um in dem Kampfe, der

auf der Ost- und Südgrenze des Deutschtums entbrannt ist, den Deutschen klarzumachen, was da auf dem Spiele steht. Vergebliche Liebesmüh'! Der deutsche Philister hält sich die Ohren zu oder wird unwirsch, wenn man von ihm verlangt, daß er für seine eigensten Angelegenheiten kräftiges Interesse zeige, oder er schiebt alles der Regierung und der Polizei zu. Im übrigen sind Dreyfus, die Gräfin Montignoso, der neueste Raubmord usw. die Dinge, die er wichtig nimmt; den Russen und Japanern ja auch den Hereros und Hottentotten zollt er mehr Teilnahme als den eigenen tapferen Soldaten in Südwestafrika, wie ja auch schon 1866 und 1870 nicht wenig deutsche Gänse mit gefangenen Österreichern und Franzosen kokettierten, sie mit Speise und Trank versorgten und sich um die deutschen Begleitmannschaften nicht kümmerten.

„Philiströse Anschauungen und Gewohnheiten des Lebens sind überall vorhanden, in England und Frankreich so gut wie in Deutschland, aber dort erstrecken sie sich nicht auf das nationale Verhalten; wo Englands, wo Frankreichs Vorteil und Ansehen in Frage kommt, da hört das Philiströse auf, da kommt selbständige, oft zu weit gehende nationale Erregung und Tatkraft zum Vorschein; der deutsche Philister dämmert weiter ...

„Da ist zuerst das Philistertum der ‚Gemütlichkeit', dieses deutsch-nationalen Morphiums, das in Gesellschaften, allerhand Vereinen, beim Wein oder Bier, beim L'hombre oder Skat sein Wesen treibt, jede Störung im Genuß und in der Verdauung unliebsam empfindet und nicht das geringste Verständnis dafür hat, daß es zuweilen auf ein Stück dieser Gemütlichkeit verzichten müßte, um an nationalen Aufgaben teilzunehmen, mitzuarbeiten.

„Die Feinde der Deutschen sind auch keine Einsiedler, vergnügen sich, trinken und spielen auch, aber das alles tritt in zweite Linie zurück, wo es sich um nationale Ziele, nationale Tätigkeit handelt; da werden sie ‚ungemütlich' gegen diejenigen ihrer Volksgenossen, die nicht mittun wollen. Dem deutschen Philistertum dagegen geht jede Gesellschaft, jeder Skat, jeder Dämmerschoppen der nationalen Tätigkeit vor, die kommt ihm erst in letzter Linie, wenn sie überhaupt kommt. Besonders stark vertreten ist das Philistertum der ‚Überklugheit', des Doktrinarismus. Schon Bismarck hat darüber gespottet, wie mächtig klug der deutsche Philister beim Bier sei ... Da haben sie am Programm etwas auszusetzen, da an der Art der Ausführung, da paßt ihnen der Vorstand nicht, da wollen sie mit der oder der Persönlichkeit nicht zusammenwirken, in Summa: wenn nicht alles genau so geschieht, wie sie es für richtig halten„ dann ist es ihnen ‚nicht möglich, sich zu beteiligen', dann waschen sie ihre Hände in Unschuld. Und hält man ihnen vor, daß bei solchem Verhalten Deutschland und das Deutschtum leiden müsse, dann zucken sie die Achseln und sagen: ‚Nicht wir tragen die Schuld, warum wandeln die andern auf so falschen Wegen? Warum beugen sie sich unserer

bessern Einsicht nicht? Mit Kompromissen geben wir uns nicht ab, wir bestehen auf unserm Schein!'

„Und dann das so zahlreich vertretene Philistertum der Selbstsucht. Deutsche Sparsamkeit, namentlich in nationalen Sachen, hat uns schon vielfach Mißachtung vom Auslande eingetragen. Da heißt es: ‚Für Geld tut der Deutsche alles' oder ‚Nimm einem Deutschen die Börse und du nimmst ihm das Leben'. Gemein und unwahr, aber woher dies gehässige, unwahre Urteil? Läßt sich etwa der Engländer, der Franzose, der Amerikaner gern die Börse nehmen? Beileibe, da schreit er gewaltig und wehrt sich, der englische, französische, amerikanische Philister liebt das Geld nicht minder wie der deutsche, aber an einem Punkte hört ihr Philistertum auf — sie fühlen, wo das nationale Interesse vorangestellt werden muß, wo sie nicht knausern dürfen. Dem deutschen Selbstsuchtsphilister kommt solcher Gedanke spät oder gar nicht, zuerst kommt ihm seine Börse und sein leiblicher Genuß, und dann kommt eine lange Weile gar nichts. Man sehe da nur auf die Sammlungen für nationale Vereine, woran sich immer nur eine geringe Anzahl Reicher und eine geringe Anzahl des gebildeten Mittelstandes beteiligt, und wo sehr oft die Wohlhabenheit, die sonst an Vergnügen und Wohlleben nicht spart, sich mit Beiträgen begnügt, die dem Geldbeutel des Wenigbemittelten entsprechen. Und was sagt der Selbstsuchtsphilister gewöhnlichen Schlages? ‚Drei Mark? Dafür kann ich ja dreißig Seidel Einfaches oder zehn Seidel Echtes trinken.' Oder: ‚Für all dergleichen Sachen gebe ich nichts, ich zahle meine Steuern', und zuweilen: ‚Ich bin international'. Ja, international wird schleunig auch so mancher deutsche ‚Bourgeois', wenn zur Verteidigung des Deutschtums von ihm etwas Mühewaltung und etwas Geld verlangt wird, wenn man seiner Genuß- und Kapitalfreudigkeit zu nahe tritt. Das Wort ‚bessere Lebenslage verpflichtet' versteht der Philister dieses Schlages nicht, oder es ist ihm ein Greuel, und die Folge? Polen, Tschechen usw. gebieten über große Mittel zur Bekämpfung des Deutschtums, die Deutschen zur Verteidigung des Deutschtums über geringe.

„Es gibt noch so manche Abarten des Philistertums, wie z. B. den Rang-, Titel- und Ordensphilister, den gekränkten und verärgerten Philister, den Philister der ‚Schnoddrigkeit', der die wichtigsten und ernstesten Dinge mit ein paar schnoddrigen Redensarten abtut, aber genug davon — Philistertum findet sich eben massenhaft in allen Rängen, unter allen Titeln, allen Verhältnissen. Und merkwürdig bleibt es, wie rasch so oft den Jahren frischer, tatenfreudiger Jugend, und selbst der akademischen Jugend, die es doch als Beleidigung ansieht, für philiströs gehalten zu werden, wie rasch diesen Jahren oft ein so ödes Philistertum folgt! ...

„Wort will das ja niemand haben, ‚den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie am Kragen hätte'. Das bleibt wahr, besonders beim

Philisterteufel. Da glauben viele durch die Art ihrer Beschäftigung vor dem Philiströsen gefeit zu sein, sei es durch den Beruf, durch Kunst, Wissenschaft, Sport oder durch Tagedieberei mit Wohlleben und Eleganz. Allein, wo der feste Untergrund fehlt, das freudige, warme Interesse für Volk und Staat, da ist immer Philistertum, nur dies Interesse schützt vor dem Philistertum, und diesen Schutz hat ein jeder nötig, denn in jedem Menschen steckt ein Stück Philister, das er zu bekämpfen hat, das er streben muß, auszumerzen . . .

„Was haben wir Deutschen uns eigentlich für fremde Völker zu begeistern, solange wir uns nicht für unser eigenes nächstes Volkstum begeistern, und zwar praktisch begeistern? Was haben wir uns mit ‚Moralrichterei über andere Völker' zu befassen, solange weite Kreise so unmoralisch sind, sich ihrer Volksgenossen in nächster Nähe in ihrem Kampfe gegen Polen, Tschechen usw. nicht anzunehmen? Was haben wir für ein Recht, uns auf den Stuhl der Tugend und Weisheit zu setzen, lange Reden über Recht und Moral zu halten, solange so viele Deutsche den Dingen nicht gerade ins Gesicht, sondern daran vorbeisehen und sich an allem kräftigen nationalen Tun vorbeidrücken?

„Weder goldene Medaillen auf Weltausstellungen noch Heldentaten unserer opfermütigen Krieger, wie jetzt in Südafrika, werden uns dauernd unsere Stellung in der Welt sichern, wenn nicht mehr Teilnahme an unserer wichtigsten Angelegenheit, an dem Nationalitätenkampfe im Süden und Osten, Platz greift. Auf das deutsche Philistertum setzen Polen, Tschechen usw. ihre Hoffnung und bisher mit Recht . . ."

Am Biertisch räsonieren — mit Wonne! Aber an nationalen Aufgaben tatkräftig sich beteiligen, das wäre — ja das hieße ja — „Politik treiben!" Gibt es für den deutschen Philister etwas Entsetzlicheres? Da könnte man ja bei der Kundschaft anstoßen — man kann nie wissen, wie so einer „denkt"! Oder bei den Vorgesetzten! Oder bei einer hohen Regierung, von der man vielleicht gerade Beförderung, Gehaltserhöhung, einen Titel oder gar einen — sei stille, Herz, in Seligkeit! — einen Orden erwartet! Was sind alle „angeblichen" nationalen Aufgaben gegen die Aufgabe, einen Orden zu erhalten! Und was gehen denn einen die Auslandsdeutschen, diese „Ausländer", überhaupt an? Warum sind sie so dumm, sich auf „nationale Kämpfe" einzulassen? Täten sie nicht klüger, mit Bruder Polack oder Tschech Geschäfte zu machen und gut zu verdienen? „Wir sind doch alle Brüder!"

Daß die nationalen Vereine unter diesem Philistertum schwer zu leiden haben, hebt schon der wackere Oberst gebührend hervor. In dieselbe Kerbe schlägt der „Schwäbische Merkur":

„Die Frage, ob nationale Vereine Politik treiben sollen, ist bezeichnenderweise so alt, wie diese Vereine selbst; und die Art, wie sie im allgemeinen bisher beantwortet wurde, macht demjenigen nur geringe Freude,

der nicht nur Worte, sondern auch praktische Betätigung liebt. Leisetreterei und ängstliche Vorsicht haben hier unter dem Schein der Gewissenhaftigkeit vieles verhindert, wenn nicht verdorben. Wir sagen absichtlich: Unter dem Schein der Gewissenhaftigkeit. Denn diese an sich unanfechtbare Korrektheit, welche die nationalen Vereine von der rechten Betonung ihrer idealen Bestrebungen abhält, beruht im Grunde auf der Verwechslung von ‚Politik' und ‚Parteipolitik'. Um nur ja nicht zwischen die Mühlsteine des parteipolitischen Kampfes zu geraten, hält man die nationalen Vereine am liebsten auch von jeder politischen Betätigung fern; und doch gehört diese zu den Voraussetzungen einer wirksamen Vertretung nationaler Ideale ..."

* * *

Der Humor von der Geschichte: All unsere politische Harmlosigkeit, Allerweltsfreundschaft, gehäuften Liebenswürdigkeiten an das Ausland machen dieses nur immer mißtrauischer gegen uns. Wir stürzen uns also nicht nur in unnütze Kosten, sondern spielen noch nebenbei die wenig imponierende Rolle der „verkannten Leberwurst". Was helfen alle unsere Versicherungen uneigennütziger Freundschaft, opferfreudiger Friedensliebe? Die böse Welt glaubt nun einmal nicht an so viel Selbstlosigkeit, und wenn wir sie auch mit Tränen in den Augen immer und immer wieder treuherzig beteuern. Die böse Welt hält sich an die „Marksteine", mit denen wir fortgesetzt und in reichlicher Anzahl die Weltgeschichte bereichern.

Ein helles Licht auf unsere ganze politische Lage wirft die Zuschrift eines Engländers, Herbert Eastwright, an die Zeitschrift „Der Deutsche":

„Wir lieben nicht die Politik der großen Worte, pflegen nicht das, was man englisch clap trap nennt, und wünschen gar nicht, in jeder Parlamentssitzung einen ‚Markstein' der Weltgeschichte zu sehen. Wir erledigen schlicht und recht unsere Geschäfte ohne viel Geschrei. Daher die Erfolge, die Sie ja auch anerkennen. Den letzten Leitartikel der Zeitschrift ‚Der Deutsche' über die englische Nachrichtenorganisation auf der ganzen Erde hat Reuters Bureau in telegraphischem Auszug unseren Zeitungen übermittelt. Wissen Sie, was man dazu sagt? Daß die Deutschen, um etwas ähnliches zu schaffen, erst etliche Fässer Tinte verschreiben und dann leidenschaftlich und bombastisch darüber im Reichstag debattieren würden, um schließlich einen kümmerlichen Anfang zu erreichen. Es ist nicht klug, bei jedem Ei zu gackern, denn dann wird es einem weggeholt. Die Deutschen haben staunenswerte Werke in das Leben gerufen, werden aber um die Früchte ihrer Arbeit gebracht. Das Beste in allen Erdteilen bekommen andere Nationen, die wortlos zuzugreifen verstehen ...

„Die deutsche Presse hält den Kaiser Wilhelm für einen Engländerfreund, und das ist bezeichnenderweise ein Grund, der im fatherland seiner Popularität schadet. Wir haben, scheint es, bessere Informationen über seine Stimmung. Er schätzt nur die Kunst unserer Lebensführung und

Energie unserer Politik. Aber so gleißend freundlich er ist, wenn er
der Komplimente macht, so rastlos arbeitet er innerlich an Plänen gegen
und das nennen wir die ‚Potsdamer Gefahr'. Was am
rigen Hofe gesprochen wird, erfahren wir hier doch, und
ist für uns sehr deutlich. Hier einige Beispiele. Zur Zeit der ersten
envorlage: ‚Ein englischer Akkoucheur hat mir bei der Geburt den
Arm verstümmelt; meinen rechten sollen die Engländer zu fühlen be-
en!' Drei Monate nach Ausbruch des Burenkrieges: ‚Englands
dation käme mir in diesem Augenblick noch zu früh.' In jüngerer Zeit,
lich eines Nasenblutens: ‚Gott sei Dank, das war der letzte Tropfen
schen Blutes in mir.' In der ersten Dezemberwoche des letzten Jahres:
Engländer haben mich zum admiral of the fleet gemacht, wir wollen
sorgen, daß sie ihre Flagge einst vor uns niederholen.'

„Ich würde mich nicht wundern, wenn jemand nun käme und sagte,
sei alles Klubklatsch und die deutsche Regierung sei die freundlichste
Welt. Ich will Ihnen sogar zugeben, daß die genannten Äußerungen
apokryph sein mögen. Aber ich hoffe, es ist Ihnen wenigstens als In-
ation willkommen, wenn Sie erfahren, wie wir die Politik des
sers taxieren. Nicht unsere gelbe Presse, sondern wir, das
ende, gebildete England.

„Die Versuche, die Ostsee zu sperren, gehören zu dem deutschen
em, den Krieg gegen uns vorzubereiten. Wie auf Kommando leugnet
eutsche Presse die Verhandlungen zwischen Deutschland und den übrigen
nächten. Aber man sagt bei uns, daß der ‚Reichsbote', der allein die
ung aufrecht erhält, das Leiborgan der deutschen Kaiserin sei und also
wohl aus höheren Regionen seine Nachricht habe. Außerdem wußte
hier längst davon.

„Es schweben grandiose Pläne in der Luft, die man in
lin ausgeheckt haben dürfte. Ein russisch-japanisches Bündnis soll
aren doch noch zum ‚Admiral des Stillen Ozeans' machen und Indien
zwei Seiten bedrohen, während die Schließung der Ostsee Rußland in
pa unangreifbar macht. Das ist nur eine der unzähligen Kombinationen
etzten Jahre gegen uns, die in unerschöpflicher Phantasie geboren
n, obgleich die erste, ein französisch-deutsches Bündnis gegen England,
vor neun Jahren ins Wasser fiel. Wir können das den Deutschen
nicht verübeln, die bei ihrem Ausdehnungsdrang überall auf der Erde
sche Schlagbäume vorfinden, und denen wir es gelegentlich deutlich
erstehen geben, was Seegewalt und Kolonialmacht be-
et. Aber ebensowenig kann man es den beati possidentes verargen,
sie ihren Besitzstand sichern wollen. An die Schließung der Ostsee ist
zu denken, solange England nicht will . . .

„Ich hoffe Ihnen angenehm zu sein, wenn ich so sine ira et studio
age schildere, wie sie wirklich ist. Nur aus der klaren Erkenntnis er-
t vernünftiges Handeln. Ich glaube nun, daß Deutsche wie Engländer

ihre Achillesfersen haben und daß es für beide Nationen besser wäre, wenn sie das rollende Rad aufhalten ..."

Wenn man nun noch liest, was der „Reichsbote" zum Gedächtnis Bismarcks schreibt, so kann man nur kopfschüttelnd fragen, was denn eigentlich in aller Welt los ist? Die Nation, meint der „Reichsbote", habe dieses Jahr mit besonders ernsten Gedanken und Gefühlen bei dem Gedächtnis ihres großen Toten im Sachsenwalde geweilt. „Denn niemand weiß, wie nahe vielleicht der Augenblick ist, wo es heißt, die äußerste nationale Spannkraft für die Erhaltung der gewaltigen Schöpfung seines Lebens, des neuen geeinten Reiches, abermals einzusetzen. Der Wolken und Gewitter stehen genug am politischen Horizont, welche für die Zukunft nur wenig sonnigen Ausblick übrig lassen. Wenn sich der eine Schatten verzogen hat, folgt ein neuer ..."

* * *

Wenn ein so ernsthaftes, in höheren und höchsten Kreisen gut beglaubigtes Blatt wie der „Reichsbote" derartige Betrachtungen anstellen kann, ohne daß irgend etwas vorgefallen wäre, was den Gedanken an das letzte und furchtbarste Mittel in die nächste Nähe rückte, so ist die Erkenntnis nicht abzuweisen, daß die Bürgschaften für den Frieden auf äußerst schwachen Füßen stehen müssen. Ist es da ein Staatsverbrechen, die Tatsache festzustellen, daß ein friedliebendes Volk bis an den Abgrund des Krieges, ja bis in den Krieg hineingetrieben werden kann, ohne auch nur die Gefahr zu ahnen, ohne auch nur recht zu wissen warum, ohne über sein Gut und Blut, sein Leben und Sterben mitreden, geschweige denn mitentscheiden zu dürfen? Dieses „Verbrechens", nicht des ihm fälschlich angedichteten, hat sich ein Artikel der „Münchener Post" schuldig gemacht, der in der „nationalen" Presse als Ausbund der Verworfenheit gebrandmarkt wurde.

Ein ehemaliger Offizier hatte in diesem Organ der bayrischen Sozialdemokratie an die bekannte Äußerung des Fürsten Bülow angeknüpft, daß während des marokkanischen Konflikts die Lage zwischen Deutschland und Frankreich eine höchst gespannte und gefahrvolle gewesen sei. Es habe, so legte der Verfasser dar, leicht dahin kommen können, daß auf deutscher Seite mindestens 2 Millionen, vielleicht 5 bis 6 Millionen hätten marschieren müssen; England würde wahrscheinlich den deutschen Handel unterbinden und Rußland die Getreidezufuhr hindern; zum Schrecken der Schlachten könne leicht Hungersnot kommen, und dabei sei eine Niederlage sehr leicht möglich. Dann weiter:

„Nun kommt aber das Schönste! Das deutsche Volk hatte dabei nicht den geringsten Einfluß auf den Gang der Ereignisse, die zu solchen Schrecken führen konnten. Man hat seine Vertretung im Reichstage in der kritischen Zeit sogar demonstrativ nach Hause geschickt. Just so wie ein Vater das Schicksal seines Zwölfjährigen bestimmt, lag das

Wohl und Wehe von 56 Millionen Deutschen in den Händen des Kaisers, dem noch ein paar Männer zur Seite stehen, unter denen sich an erster Stelle Fürst Bülow befindet. Und dem Fürsten Bülow wird trotz seines ‚glänzenden Gymnasialzeugnisses' niemand hervorragende staatsmännische Eigenschaften zuerkennen ...

„Hätte es dieser ‚große Staatsmann' so weit gebracht, daß diesseits und jenseits der Vogesen die Mobilmachungsorder durchs Land geflogen wäre, so hätte die Vertretung des deutschen Volkes allerdings ein Recht gehabt, nämlich das ‚Recht', die Kosten für den Krieg bewilligen zu dürfen ... Die Tatsache, daß der Reichstag zwar die Milliarden für einen etwaigen Krieg bewilligen soll, aber bei der Entscheidung, ob ein Krieg erklärt werden darf, kein Wort mitzureden hat, ist eigentlich der reinste Hohn auf das Volk. Nur eine durch und durch reaktionäre Reichstagsmehrheit — selbstverständlich bestand sie aus Nationalliberalen und Konservativen — konnte eine solche Bestimmung ruhig hinnehmen. Eine wahre Volkspartei hätte sich dagegen mit Händen und Füßen gesträubt. Soll ein Unteroffizier im Monat um 60 Pf. mehr erhalten, dann hat der Reichstag etwas dreinzureden. Handelt es sich aber darum, ob Millionen von Deutschen, ja das ganze Reich ins Unglück gestürzt werden soll, so hat er das Maul zu halten. Und so etwas nennt man Konstitution!

„Auf diese Manier wird der wehrhafte Teil des Volkes zum Schlachtvieh degradiert: in gewisser Hinsicht hat er es sogar schlechter als dieses. Das Schwein hat auch kein Einspruchsrecht, wenn ihm das Messer droht; aber es hat die Annehmlichkeit für sich, daß es sein Schicksal nicht im voraus kennt. Die Männer hingegen, die in den Krieg ziehen, wissen, was ihnen bevorsteht, sie müssen sich von allem, was ihnen lieb und teuer ist, losreißen, von dem Jammer ihrer Frauen, Mütter und Kinder ganz zu schweigen. Würden von ihnen derartige Riesenopfer auch noch wegen einer Sache gefordert, die ihnen ganz egal sein kann — und Marokko gehört in diese Kategorie —, so stänke eine solche Wurschtigkeit der ‚maßgebenden Kreise' gegen das Unglück von vielen Millionen Menschen zum Himmel. Hätte der Reichstag die Entscheidung über Krieg und Frieden zu fällen, so wäre ein deutsch-französischer Krieg wegen der Souveränität Seiner Majestät des Sultans von Marokko überhaupt unmöglich.

„Doch kehren wir wieder zu unserem Schwein zurück. Wird es geschlachtet, so ist sein Los im allgemeinen viel erträglicher als jenes eines Soldaten, dem das Schicksal eine Kugel bestimmt hat. Grunzend und auf dem Boden nach Leckerbissen schnuppernd, wackelt es aus dem Stall heraus, da erhält es plötzlich auf den Rüssel einen Beilschlag, der es bewußtlos macht. Dann kommt noch ein Beilhieb, und das Tier fühlt von da ab nichts mehr. Schmerzlos erleidet es den Tod. Auch dem rohesten Kerl

wird es nicht einfallen, einem Schwein eine schwere Verletzung beizubringen und es dann langsam im Sonnenbrand oder im Schnee krepieren zu lassen. Das größte Verbrechen aber, das die kapitalistische Bestie erfunden hat, nämlich der Krieg, bringt es mit sich, daß Tausende von Menschen in Wasserpfützen, in Ackerfurchen, im Sonnenbrand oder in eisiger Kälte Stunden, ja oft Tage hindurch hilflos mit furchtbaren Wunden liegen, um zuletzt elend zu sterben. Könnte ein Schwein über seinen Tod Betrachtungen anstellen, so wären sie immer noch tröstlicher als die eines deutschen Soldaten, der im Kampf um — die Geschichte kommt einem so verrückt vor, daß man sich fast schämt, das Wort niederzuschreiben — Marokko fiel. Ein Schwein müßte sich sagen, daß sein natürlicher Lebenszweck das Gegessenwerden ist, daß sein Tod gar manchem Hungernden eine angenehme Stunde bereitet und ihm zu neuen Kräften verhilft. Dem deutschen Soldaten aber stünde klar vor Augen, daß er für eine Abenteurerpolitik, aus der nimmermehr etwas Gutes sprießen, sondern nur eine Kette von neuen Gefahren und Streitigkeiten hervorgehen kann, sterben muß. Er hätte das jämmerliche Bewußtsein, daß er nicht für die Sache des Volkes, sondern genau so wie jetzt die russischen Soldaten in der Mandschurei in einem Kabinettskrieg fiele, der zugunsten des Profits einiger Kapitalisten und unterschiedlicher Leute, die partout ‚Großes' leisten wollen, angezettelt wurde.

„Wir wollen also den sehen, der uns mit vernünftigen Gründen — Phrasen haben bei uns keinen Kurs — bestreitet, daß ein Schwein, das zum Schlachten geführt wird, im Grunde besser daran ist als ein deutscher Soldat, der für einen solch ausgemachten Humbug wie der Marokkokoller sein Leben hätte hingeben müssen."

Daß in diesen Ausführungen der deutsche Soldat unter das Schwein, der Tod fürs Vaterland, für Kaiser und Reich unter den des Schlachtviehs gestellt werde, wird kein unbefangener Leser des ganzen Artikels mit gutem Gewissen behaupten können. Diese Behauptung und die daraus geschöpfte maßlose Entrüstung war nur möglich durch eine den Sinn völlig entstellende Wiedergabe lediglich der Sätze, in denen der Vergleich mit dem Schwein ausgeführt wird. Auch nachdem der „Vorwärts" auf die Interpellation: wie er sich dazu stelle, den wesentlichen Wortlaut abgedruckt hatte, hat man auf „nationaler" Seite — vereinzelte Ausnahmen vielleicht abgerechnet — sich nicht dazu aufschwingen können, auch seinerseits der Wahrheit die Ehre zu geben. Man tat im Gegenteil furchtbar „ehrpusselig" und schrieb sich krampfhaft in noch größere „moralische" und „patriotische Entrüstung" hinein.

Auch ohne daß man sich der Ausdrücke bedient, die der „Vorwärts" dafür in Bereitschaft hat, muß man das Verfahren doch als ein solches kennzeichnen, das sich in den Augen aller wahrheitsliebenden Leute selbst richtet und nur geeignet ist, das Ansehen der „nationalen" und „staats-

erhaltenden" Presse auf das schwerste zu schädigen. Politische Gegnerschaft überhebt noch nicht der Pflichten des bürgerlichen Anstandes; Recht und Billigkeit hat auch der Feind zu verlangen, und je heiliger eine Sache, um so gewissenhafter sind die Waffen zu prüfen, mit denen sie verfochten werden soll. Durch solche Mittel, wie sie hier in Anwendung gebracht werden, kann der politische Kampf nur noch mehr vergiftet werden, als er es ohnehin schon ist. Und endlich stellen sie uns vor die Frage, ob die sich ihrer bedienen noch ein Recht haben, sich über die bekannte „Tonart" und Gefechtsweise sozialdemokratischer Organe zu entrüsten? So gräbt man sich selbst den Boden ab, den man behaupten oder erobern will!

„Die bürgerliche Presse", schrieb der „Vorwärts", „hat offenbar den Artikel gar nicht gesehen, sie hat sich lediglich schreiben lassen, die sozialdemokratische ‚Münchner Post' habe die Soldaten, die den Tod ‚für Kaiser und Reich' sterben, mit dem Schwein verglichen und noch unter das Schlachtvieh gestellt. Die Entrüstungsmache ist fertig, ein Blatt übernimmt die Fälschung vom anderen; das Organ der Regierung, die ‚Nordd. Allg. Ztg.', setzt sich an die Spitze der Hetze und schmäht von ‚gemeiner Besudelung aller Ideale, die den gesitteten Menschen das Leben lebenswert erscheinen lassen'.

„Der Artikel der ‚Münch. Post' besagt in drastischer Sprache nichts anderes, als was nicht nur die Sozialdemokratie stets ausgesprochen hat, sondern was selbst der Liberalismus vertreten hat ... Er kritisiert den unnatürlichen und unsinnigen Zustand, daß einige wenige Personen, Fürsten und Diplomaten, über Leben und Tod ganzer Völker souverän bestimmen können, daß die Völker wegen eines Objekts, das sie selbst für ganz unbedeutend halten, in den entsetzlichsten Krieg gestürzt werden können, ohne zuvor die Gefahr zu wissen und ohne auch nur mitbestimmen zu dürfen. Der Verfasser ist so deutlich, daß jedes Mißverstehen ausgeschlossen ist. Er weist ausdrücklich auf die fürchterliche Schlächterei in der Mandschurei hin. Stirbt die russische Jugend auf den Schlachtfeldern des fernen Ostens den tapferen Soldatentod für das Heil ihres Vaterlandes? ... Ist nicht buchstäblich das Tier, das geschlachtet wird, besser daran als die russischen Soldaten, die unter dem Protest des ganzen russischen Volkes auf die mandschurische Schlachtbank geworfen werden? ...

„Der Verfasser erklärt in verschiedenen Wendungen, daß der deutsche Reichstag, wenn er mitzubestimmen hätte, nimmermehr zulassen würde, daß das Volk wegen Marokko in den Krieg geschickt und hingeschlachtet wird. Weil der Verfasser den bürgerlichen Parteien des Reichstages das Lob spendet, daß sie das Wohl des Volkes gegenüber den Künsten der Diplomatie zur Geltung bringen würden, weil er der Volksvertretung das Recht der Bestimmung über die Kriegserklärung zuspricht — darum Räuber und Mörder!"

Es hat alles nichts genützt. Die Gesinnungstüchtigkeit bestand auf ihrem Schein: das sozialdemokratische Blatt hat deutsche Soldaten mit dem Schwein, den Tod des Soldaten mit dem des Schlachtviehs „verglichen". In welchem Sinne und Zusammenhange, von welchem Ausgangspunkte und zu welchem Ende — was geht das die Leser „staatserhaltender", „nationaler" und „patriotischer" Blätter an? Genug, daß ihnen Futter vorgeworfen wird, an dem sie sich eine Weile „entrüsten" und zugleich für die Gesinnungstüchtigkeit des eigenen Leibblattes „begeistern" können.

* * *

Wenn nun aber die „Münchener Post" oder der „Vorwärts" das Schicksal mancher deutscher Soldaten — nicht etwa im Kriege, sondern im sonnigsten, heitersten Frieden mit dem des Schweines verglichen hätte? Würde dieser Vergleich unter allen Umständen zuungunsten — des Schweines ausfallen müssen? Davon, daß Schweine mit Fußtritten vor den Bauch, mit Klopfpeitschen und anderen widerstandsfähigen Utensilien systematisch „erzogen" werden, daß auf ihnen mit den Füßen herumgetrampelt wird und was dergleichen harmlose Scherze mehr sind, hört man ebensowenig, als daß sie etwa aus Verzweiflung wahnsinnig werden oder sich das Leben nehmen. Wohl aber hört man dergleichen von Soldaten, und zwar — sagen wir bescheiden: des öfteren. Zwar haben die Schweine mit manchen deutschen Soldaten darin das gleiche Los, daß beiden verunreinigte Lebensmittel, z. B. Spülicht, vorgesetzt werden. Doch gestaltet eine glückliche Naturanlage diese Liebesgabe für das Schwein zum Genußmittel, es verzehrt sie freiwillig und mit grunzendem Behagen, während man das gleiche vom Soldaten nicht gut verlangen kann. Daß Schweine genötigt werden, unsittliche Handlungen „auf Befehl" ihrer Eigentümer zu dulden, sich in den Mund spucken zu lassen oder ihren eigenen Unrat zu sich zu nehmen usw. usw., dergleichen hat man bei Schweinen wohl kaum wahrgenommen, wohl aber sind solche Fälle bei Soldaten vorgekommen. Und dabei — ist es nicht erstaunlich? — soll es gar nicht selten geschehen, daß der Soldat als „Schwein" angesprochen wird, welche schmeichelhafte Anrede dann noch durch das entsprechende Epitheton ornans vervollständigt wird.

Aber die Strafen, die fürchterlichen Strafen hinterher! Mitleid überkommt einen mit den armen, bedauernswerten Soldatenquälern, wenn man hört und liest, wie entsetzlich schwer sie für ihre kleinen Scherze, durch die sie doch nur die Leute bei guter Laune erhalten, büßen müssen.

Da hat z. B. ein Feldwebel B. von der 12. Kompanie Inf.-Regts. Nr. 52 dem Musketier Gustav P. einen kleinen Tritt gegeben, so daß P. einen Bruch davontrug. B. hatte sich deshalb wegen Soldatenmißhandlung zu verantworten. Gemeldet hatte P. den Vorfall nicht, sondern als er vor Schmerzen nicht mehr weiter konnte und im Krankenkorb nach dem Lazarett gebracht werden mußte, rückte er auf vieles Zureden mit der Sprache heraus. Erst dadurch kam die Mißhandlung ans Tageslicht. Der Angeklagte bestritt die ihm zur Last gelegte

Straftat. Ein Feldwebel, der während des Vorganges ganz nahe auf einer Bank gesessen hatte, will nichts wahrgenommen haben, trotzdem das Schimpfen des Angeklagten bis in den Keller gehört wurde. Der vernommene Militärarzt als Sachverständiger hielt es wohl für möglich, daß der Bruchansatz von dem Fußtritt herrühren könnte. Er glaubt aber, daß nach ein paar Jahren die Stelle wieder verheilen dürfte. Dem Angeklagten wurden ganze zwölf Tage gelinder Arrest auferlegt.

Solche drakonische Strafe für einen harmlosen Fußtritt in den Bauch! Für ein kleines Brüchlein, das zudem vielleicht sogar noch einmal ausheilen kann! Unerhört! Der arme, arme Soldatenerzieher! Wird der Ärmste die Strafe überstehen, ohne ernstlichen Schaden an seiner dem Vaterlande, ach, so teuren Gesundheit zu nehmen? Wird er sich nicht vielleicht aus Verzweiflung selbst entleiben oder in grausem Wahnsinn enden? —

In Darmstadt beschäftigte sich das Kriegsgericht kürzlich mit gewissen angenehmen Zuständen, die in den Jahren 1899 bis 1902 in der 4. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 118 zu Worms herrschten. Sergeant N., Vizefeldwebel K. und Unteroffizier Z. haben in jener Zeit, wie durch ein Aufgebot von mehr als 30 Zeugen festgestellt wurde, den Mannschaften systematisch und auf die verschiedenste Methode das Leben erheitert. Strafexerzieren, unzählige Male Gewehrstrecken in der Kniebeuge, Puffen und Kneifen, daß es blaue und schwarze Flecken gab, Schläge mit dem Seitengewehr auf die Hände und Tritte — konnte es bessere Mittel geben, tüchtige Soldaten heranzubilden? Dem jungen Zeichner R. aus Darmstadt, der mit 17 Jahren als Freiwilliger eingetreten war, hatten sie ihre besondere Fürsorge gewidmet. Als R. schon einige Zeit aus dem Dienst entlassen war und sich wieder in einer Zivilstellung befand, machten sich bei ihm als Folgeerscheinungen der empfangenen Wohltaten nachträglich Spuren von Geistesstörung bemerkbar, so daß er längere Zeit in der Gießener Klinik untergebracht werden mußte, ehe er seinen bürgerlichen Beruf wieder aufnehmen konnte. Das Urteil lautete gegen N. auf drei Wochen Mittelarrest, gegen K. vierzehn Tage gelinden Arrest und gegen Z. auf zwei Wochen Mittelarrest. Die Verhandlungen fanden unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt.

Ausschluß der Öffentlichkeit? Bei solchem Bagatellprozeß? Wo doch die „Folgeerscheinungen" beweisen, mit welchem Diensteifer sich die Angeklagten ihrer hohen Aufgabe gewidmet hatten. Verdienten sie nicht eigentlich eine Prämie dafür, daß die Geisteskrankheit des Soldaten erst nach beendeter Dienstzeit ausbrach, wo der Mann doch überhaupt zu nichts mehr nütze war? Wie kunstgerecht und weitschauend muß da die Behandlung gewesen sein! Und solche Leute werden noch bestraft, so unsäglich hart bestraft. Sollte man nicht eine öffentliche Sammlung für sie veranstalten, um sie für ihr unverdientes Schicksal wenigstens einigermaßen schadlos zu halten? —

Wie soll man dieses Kapitel eigentlich noch behandeln? In welcher Tonart es zur Sprache bringen, wo doch alle Erörterungen in Presse und

Parlament, alle wohlgemeinten Versprechungen und Verordnungen von maßgebenden Stellen sich als eitel fruchtlos erwiesen haben? Hat das deutsche Volk nicht Ehre genug im Leibe, um diesen Krebsschaden an seinem Leibe als das zu empfinden, was es in der Tat ist? Als eine nationale Schmach und Schande, eine Entehrung des ganzen Volkes in seinen Söhnen! Die beiden angeführten Fälle sind — auch das spricht Bände — noch bei weitem nicht die schlimmsten unter den landesüblichen, nur die Milde der Gerichtsurteile fällt noch auf! Ein schlechter Trost, ein Trost der Trägheit und Gewissenlosigkeit, des nationalen und moralischen Stumpfsinns, daß in andern Ländern auch gemißhandelt, auch gepeinigt, auch geschändet wird! Worin haben wir uns denn gewöhnt, unsere Ehre, die Ehre des deutschen Namens, zu suchen, wenn nicht darin, an der Spitze der Kultur und Menschlichkeit zu schreiten?

Das letzte und einzige Mittel, das noch einigermaßen abschreckend wirkte, das sich auf die Dauer Achtung erzwungen hätte und auch schon erzwungen hatte, die Öffentlichkeit des Verfahrens, ist zum größeren Teile ausgeschaltet. Immer öfter schließen sich die Türen hinter den lichtscheuen Vorgängen, die da in den militärischen Gerichtssälen verhandelt werden müssen. Denn weshalb schöbe man sonst so ängstlich den Riegel vor? Jetzt scheint's daran zu sein, die Öffentlichkeit womöglich gänzlich zu beseitigen. Nach einer Darstellung der „Berliner Volkszeitung" wird da ein Anschlag vorbereitet, der zugleich ein Anschlag auf die Freiheit der Presse ist:

„Als bei der eingehenden Besprechung des Bilse-Prozesses im Reichstage der Kriegsminister v. Einem die Erklärung abgab, das der Fall Bilse einzig dastehe und daß Vorgänge à la Forbach nicht mehr vorkommen würden, wunderte man sich allgemein über die Kühnheit, womit der Kriegsminister eine derartige Versicherung abgeben konnte. Man hat bald genug erfahren, wie die Äußerung des Kriegsministers aufzufassen ist. Die Kabinettsorder, die eine weitgehende Einschränkung der Öffentlichkeit im militärgerichtlichen Verfahren verfügte, trotzdem der Reichstag kurz vorher die Einführung des öffentlichen Verfahrens beschlossen hatte, und die Maßregelung der bei dem Bilse-Prozeß als Richter tätig gewesenen Offiziere bewies, daß man die Äußerung des Kriegsministers dahin zu verstehen habe, derartige Vorgänge, wie sie sich in Forbach ereignet haben, würden, wenn sie sich etwa in einer anderen Garnison ereignen würden, nicht mehr in der Weise zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangen können, wie es in der Bilse-Affäre der Fall gewesen ist.

„Die nächste Folge der vielbesprochenen Kabinettsorder und der Maßregelung der Richter im Prozeß Bilse ist die gewesen, daß viele Militärgerichte den Ausschluß der Öffentlichkeit zur Regel machten und daß von ihnen fast stets die Öffentlichkeit ausgeschlossen wurde, wenn Vergehen von militärischen Vorgesetzten in Frage kamen. In dieser Beziehung zeichnete sich besonders das Oberkriegsgericht des

dritten Armeekorps in Berlin aus, und wir haben mehrfach konstatieren können, daß an manchen Sitzungstagen dieses Oberkriegsgerichts diejenigen Fälle, in denen die Öffentlichkeit nicht ausgeschlossen wurde, zu den Seltenheiten gehörten.

„Nun ist im Mai d. J. vor demselben Oberkriegsgericht als Berufungsgericht ein Prozeß wegen militärischen Aufruhrs verhandelt worden, und diese Verhandlung erfolgte natürlich wieder wegen ‚Gefährdung militärdienstlicher Interessen' unter Ausschluß der Öffentlichkeit während der ganzen Dauer der Verhandlung, während die erste Instanz, das Kriegsgericht in Frankfurt a. O., diese Sache in öffentlicher Sitzung verhandelt hatte. Trotzdem wurden von den Zeitungen Berichte über die vor dem Oberkriegsgericht unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführte Verhandlung veröffentlicht, in denen unter anderem die der Anklage zugrunde liegenden Ermittelungen sowie die Anträge des Vertreters der Anklage und der Verteidiger mitgeteilt wurden. Auf Grund dieser Veröffentlichung ist jetzt, offenbar auf Betreiben des Kriegsministeriums und des vortragenden Rats in der Justizabteilung dieses Ministeriums, des früheren Staatsanwalts und jetzigen Geheimen Kriegsrats und Hauptmanns der Reserve Romen, gegen verschiedene Berliner Zeitungen und gegen den Herausgeber einer Militärgerichtskorrespondenz wegen unbefugter Veröffentlichung von Berichten über eine unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführte Verhandlung ein Strafverfahren eingeleitet worden, und der Geheime Kriegsrat Romen versucht in einer ‚parteilosen' Zeitung das Vorgehen des Kriegsministeriums und der Staatsanwaltschaft zu begründen. Der Zweck, den das Kriegsministerium dabei verfolgt, ist klar: wenn es gelingt, die Bestrafung der in Betracht kommenden Redakteure durchzusetzen, dann werden sich die Zeitungen hüten müssen, noch etwas über eine unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführte Verhandlung zu berichten. Über Fälle à la Forbach würde dann tatsächlich nichts mehr in die Öffentlichkeit dringen können, weil gemäß der vielbesprochenen Kabinettsorder es wohl alle Kriegsgerichte als Pflicht empfinden werden, in Zukunft alle derartigen Dinge in nichtöffentlicher Sitzung zu verhandeln.

„Und wie begründet der Geheime Kriegsrat Romen diesen neuen schweren Angriff auf die Freiheit der Presse? Er verlangt allen Ernstes, daß die Bestimmungen des Gesetzes vom 5. April 1888 über die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen, wonach Berichte über eine Gerichtsverhandlung durch die Presse nicht veröffentlicht werden dürfen, soweit bei der Verhandlung die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen war, auf alle Verhandlungen der Militärgerichte ausgedehnt werden, in denen mit Rücksicht auf eine etwa zu befürchtende Gefährdung militärdienstlicher Interessen die Öffentlichkeit ausgeschlossen wird. Herr Romen identifiziert also mit einer Kühnheit, die ihresgleichen sucht, jede Befürchtung der Gefährdung militärdienstlicher Interessen seitens der Kriegsgerichte mit einer

Gefährdung der Staatssicherheit und verlangt, daß die harten Strafen, die das Gesetz vom 5. April 1888 auf das letzte Vergehen setzt, auf alle Veröffentlichungen der Presse über nichtöffentliche Militärgerichtsverhandlungen ausgedehnt werden ...

„Dieses Vorgehen des Herrn Romen beweist zur Genüge, wohin der Kurs in dem neuen Preußen-Deutschland geht. Nachdem endlich die gesetzgebenden Faktoren in Deutschland sich dem stürmischen Verlangen des deutschen Volkes nach Einführung der Öffentlichkeit im Militärgerichtsverfahren nicht mehr hatten verschließen können und diese Forderung erfüllt haben, ist zunächst auf einem anderen Wege für einen großen Teil der Militärgerichtsverhandlungen die Öffentlichkeit wieder beseitigt worden. Nachdem auch dieses Mittel nicht den gewünschten Erfolg hatte, will man jetzt mit Hilfe verwegener Gesetzesinterpretationen der deutschen Presse, die sich wahrlich nicht über große Freiheit zu beklagen hat, neue und überaus empfindliche Beschränkungen auferlegen ..."

Aus alledem kann nur geschlossen werden, daß man zur Abstellung des Übels selbst herzlich wenig Vertrauen hat. Denn sonst wäre der Eifer unverständlich, den man gegen die Öffentlichkeit entwickelt. Alle die vorbeugenden Maßnahmen gegen sie beweisen nur, daß man sich auf zahlreiche und fortgesetzte Wiederholungen der Fälle häuslich einrichtet! Eine recht freundliche Perspektive, die zudem der sozialdemokratischen Behauptung, daß das Übel eben notwendig durch das militaristische System bedingt, von ihm einfach nicht zu trennen sei, einen gefährlichen Schein der Berechtigung verleiht.

Der innere Widerspruch zwischen dem Charakter unseres Heeres als eines Volksheeres und seinem kastenartigen Verschluß vor dem Volke tritt grell zutage, wenn man sich vergegenwärtigt, wie das militärische Leben auf Schritt und Tritt in das bürgerliche hinübergreift. In dieses Kapitel gehört auch die Bestimmung, daß Kontrollpflichtige am Tage der Kontrollversammlung den Militärgesetzen unterworfen sind. Welche verhängnisvollen Folgen diese durchaus entbehrliche und unbegründete Bestimmung nach sich ziehen kann, hat wieder einmal ein Vorkommnis gelehrt, das sich in diesem Sommer in den Reichslanden abgespielt hat.

Am 8. Juni d. J. fand in Maursmünster Kontrollversammlung statt, nach der die Kontrollpflichtigen sich in Gasthäusern zusammenfanden. Dabei ging es etwas lauter zu als gewöhnlich, doch wurden keine Tätlichkeiten begangen. Trotzdem sah sich die Gendarmerie veranlaßt, einzuschreiten und die Wirtschaften zu räumen. Das Vorgehen erregte böses Blut. Ein Mann, der äußerte: „Ich gehe nicht hinaus, ich habe ja nichts getan", wurde sofort gefesselt und nach dem Ortsgewahrsam gebracht. Ein zweiter, der nachher abermals eine Wirtschaft betrat, büßte seinen Durst mit demselben Schicksal. Der dritte im Bunde war der Fabrikarbeiter J. C., der seinem Unmut auf der Straße Ausdruck gab, indem er äußerte: Er wolle sehen, wer einem ruhigen Bürger, der nichts getan hat, verbieten

wolle, ein Glas Bier zu trinken. Als auch er in eine Wirtschaft eintrat, holten ihn die Gendarmen heraus und brachten ihn ebenfalls gefesselt nach dem Ortsgewahrsam. Unterwegs begegnete dem Trupp der 22jährige Matrose A. C., der Bruder des Verhafteten, der nach fünfmonatlicher, zur Hälfte im Lazarett zugebrachter Dienstzeit vom Militär entlassen worden war. Dieser hat, was durch Zeugenaussage bestätigt wurde, die Gendarmen inständigst gebeten, seinen Bruder gehen zu lassen, da der Bruder nichts getan habe. Nach Aussage der Gendarmen, zweier Hünengestalten, hat C. seinen gefesselten Bruder mehrere Male am Anzug „gezupft", was einen Gendarmen schließlich veranlaßte, dem C. zu drohen, wenn er sich nicht wegschere, werde er ihm eins über den Schädel hauen. C. folgte nun jammernd seinem gefesselten Bruder. Vor dem Wachtlokal äußerte er, wenn sein Bruder eingesperrt würde, wolle er gleichfalls verhaftet sein! Dieser Wunsch wurde sofort erfüllt. Die Gendarmen packten auch ihn und steckten ihn ins Polizeigewahrsam. Den vier Gefangenen, die auf das lebhafteste Beschwerde darüber erhoben, daß sie von der Dorfjugend mit Steinen und Schmutz beworfen wurden, wurden kreuzweise die Hände gefesselt, und die Gendarmen herrschten sie an, sie sollten „die Schnauze halten", da sie sonst noch an den Füßen gebunden würden. Einzelnen der Eingesperrten wurden die Fesseln so stark angezogen, daß sie geschwollene Hände hatten. Sie ließen sich dies nach ihrer Befreiung, die abends durch den Bürgermeister erfolgte, ärztlich bescheinigen.

Dem Vorfall folgte ein kriegsgerichtliches Nachspiel. Da die Eingesperrten am Tage der Kontrollversammlung dem aktiven Heere angehörten, wurden sie nach den Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches angeklagt. Drei von ihnen erhielten wegen Gehorsamsverweigerung 2 bis 3 Wochen Arrest. Der vierte dagegen, A. C., ein schwächlicher und jetzt wieder im Lazarett untergebrachter junger Mensch, wurde wegen der ihm zur Last gelegten Delikte zu einer Gesamtgefängnisstrafe von 8 Monaten verurteilt, der Verurteilung folgte die sofortige Verhaftung. Nach fünf Wochen kam gestern die Berufung des Angeklagten zur Verhandlung. Abgesehen von dem Erlaß einer einwöchigen Haft wegen des Randalierens im Ortsgewahrsam, behielt C. seine achtmonatige Gefängnisstrafe, auch die Untersuchungshaft wurde nicht angerechnet.

In der Verhandlung führte einer der beiden als Zeugen vernommenen Gendarmen einen aufsehenerregenden Zwischenfall herbei, indem er erklärte, er hätte, wenn er die rechte Hand frei gehabt hätte, den Säbel gezogen und den Bruder, der, um die Freilassung des Verhafteten bittend, diesen am Rockzipfel „zupfte", niedergeschlagen!

Justizrat Dr. Scharlach, der Verteidiger des Angeklagten, erhob energischen Einspruch gegen diese Äußerung des Gendarmen und bezeichnete ein solches Vorgehen als ungesetzlich. Der Vertreter der Anklage, Oberkriegsgerichtsrat Übelhauser, suchte die Gendarmen mit der Instruktion zu decken. Dr. Scharlach stellte hierauf fest, daß die Gendarmen durch-

aus nicht wußten, daß sie einen Kontrollpflichtigen, also einen aktiven Militär in Zivil vor sich hatten, und vertrat den Standpunkt, daß diese Instruktion in dem vorliegenden Falle nicht anwendbar sei. Ob diese Instruktion nun nach der Schilderung der Tatsachen vom militärischen oder bürgerlichen Standpunkt aus betrachtet wird, bemerkt mit Recht die „B. V.", so stellt sie auf alle Fälle eine Grausamkeit vor, deren schleunige Abfuhr dringend geboten erscheint. Diese über alle Maßen harte Instruktion hat schon so manches Unglück heraufbeschworen. Das Gericht trat dem Standpunkte des Verteidigers nicht bei.

Wo soll da die Freudigkeit und Opferwilligkeit für das Heer bleiben? Man tut verdrossen seine Schuldigkeit, bewilligt mit Hängen und Würgen das Allernotwendigste, aber auch keinen Pfennig darüber, eher darunter. Sollten diese ewigen Ärgernisse nicht einen großen Teil der Schuld tragen, daß so wenig opferfreudige Begeisterung für Heer und Flotte herrscht? Durch die Vereins- und sonstigen Festlichkeiten mit reichlichem Verbrauch patriotischer Phrasen und alkoholischer Getränke sollte man sich über die wahre Stimmung nicht täuschen lassen. Sie ähnelt verdammt der fatalen Katerstimmung. Mehr Psychologie fürs Volk, werte Herren!

* * *

Könnte wohl in einem anderen Lande eine solche, an Stumpfsinn grenzende Gleichgültigkeit herrschen, wie sie sich angesichts der Kämpfe unserer wackeren Krieger in Südwestafrika offenbart? Es ist ja viel gesündigt worden, ich erinnere nur an den in seiner Art einzigen Sansibarvertrag. Hinzu kommt das böse Gewissen, die nicht abzuweisende Erkenntnis, daß der Aufstand zum größten Teile durch das europäische Element, nicht weniger auch durch verkehrte bureaukratische Maßnahmen verursacht worden ist. Aber nun hilft doch alles nichts, nun muß doch die eingebrockte Suppe mit Anstand aufgegessen werden.

Es stellt sich nach und nach heraus, daß alle die geräuschvoll gemeldeten „Siege" des Generals von Trotha mindestens sehr überschätzt worden sind. Man darf billig fragen, ob nicht des viel verlästerten Obersten Leutweins Kenntnis von Land und Leuten mit geringeren Mitteln das gelungen wäre, was dem General von Trotha mit unvergleichlich größeren noch nicht im entferntesten geglückt ist. Es scheint, daß Leutweins bescheidenere, aber „auf den Mann dressierte" Kriegsführung den gegebenen Verhältnissen angemessener war als die „großzügige Strategie" und „methodische Taktik" des Herrn von Trotha, dessen Entsendung nach Südwestafrika in fataler Weise an die des Grafen Waldersee nach China erinnerte. Nach einem Privatbriefe, den die Berl. Neuesten Nachrichten veröffentlichen, ist noch immer kein Ende abzusehen:

„Vom Orangefluß bis in den Norden dauert der Guerillakrieg fort. Die Hottentotten sitzen zum größten Teile in der Kalahari und kommen und gehen nach Belieben über die Grenze. Ihnen gegen-

über steht Major v. Estorff in der Gegend von Aminuis. Die Proviantzufuhr nach dort ist außerordentlich schwierig, da lange Durststrecken und endlose Sanddünen zu passieren sind. Hier im Hererolande hört man beinahe täglich von einem Viehdiebstahl, Mord oder dergleichen. Allenthalben sind noch kleine Werften, die das Land unsicher machen. Ondekeremba — eine Farm an der Strecke Windhuk—Gobabis — ist vor einigen Wochen regelrecht überfallen worden. Die Hereros drangen bis in die Zimmer, in denen die sieben Mann der Farmbesatzung sich aufhielten, und vor einer Woche noch wurden von demselben Platze 30 Ochsen weggetrieben. Heute wurden zwei Soldaten, die bei Omitare—Okasewa auf die Jagd gegangen waren, mit durchschnittener Kehle aufgefunden. Ähnliche Vorfälle passieren in allen Teilen des Landes. Besonders die Hottentotten machen uns viel zu schaffen und scheinen bisher noch keine allzu empfindlichen Verluste gehabt zu haben. Unsere Verluste dagegen sind verhältnismäßig groß. Meist Patrouillen, die vollständig abgeschossen werden. Die Aussichten für den Farmbetrieb sind vorläufig noch recht schlechte, und es wird wohl noch viel Zeit vergehen, ehe es besser wird. Ochsen sind in letzter Zeit enorm im Preise gestiegen. Sie kosten heute 18 bis 22 Lstrl. (gegen 8 bis 10 Lstrl. vor dem Kriege). Schafe werden mit 40 bis 50 Mk. bezahlt (gegen 12 bis 14 Mk. früher). Das Pfund Fleisch kostet auf Windhuk jetzt bis zu 1,50 Mk. Wenn der Krieg zu Ende sein wird, dann wird das Haupthindernis für die Wiederaufnahme des Farmbetriebes der große Viehmangel der Kolonie sein. Man wird dann wohl kaum mit weniger als 30- bis 40000 Mk. einen neuen Farmbetrieb eröffnen können. Zurzeit rollt viel Geld im Lande, aber die Reaktion muß eintreten, sobald nach Beendigung des Krieges der größte Teil der Schutztruppe zurückgezogen wird. Ich fürchte, daß wir dann ähnliche schlechte Zeiten durchzumachen haben werden wie die südafrikanischen Kolonien der Engländer nach dem Burenkriege. Einzelne alte Ansiedler sind trotz der Verluste noch reich geworden durch Transportfahren, Kantinenhalten usw.; vielen aber geht es auch recht traurig."

Der Verdruß über die ungeheuren Opfer für ein Objekt von mindestens zweifelhaftem Werte wird dadurch nicht geringer, daß die Regierung willkürlich den Etat überschreitet, statt ihre Karten aufzudecken und vom Reichstage das unbedingt Erforderliche auf einmal offen und ehrlich zu verlangen. Nun wird von mehreren einflußreichen Seiten eine sofortige Einberufung des in die Sommerferien zerstreuten Reichstages verlangt, der von der Regierung „Rechenschaft fordern" soll usw. Das wäre alles ganz schön, wenn es Ernst wäre, wenn außer dem „Rechenschaft fordern" auch eine großzügige Aktion eingeleitet und Einfluß auf die ganze Art der Kriegsführung genommen würde. Es sind da Fehler gemacht worden, die nicht nur vom Standpunkte der Humanität, sondern auch von dem der einfachsten Überlegung kaum zu begreifen sind. Verkehrteres, als einen Preis auf die Köpfe der aufständischen Häuptlinge aussetzen, konnte Herr v. Trotha kaum

ersinnen. Denn es liegt doch auf der Hand, daß die Häuptlinge unter solchen Umständen bei einer Fortsetzung des Kampfes bis zum Weißbluten auch nicht mehr verlieren können, als wenn sie sich auf Gnade oder Ungnade ergäben. Solche Übergabe müßte ihnen immerhin noch die Möglichkeit offen lassen, bei geringeren Vergehen mit dem Leben davonzukommen. Ein summarisches Abschießen sämtlicher Teilnehmer am Aufstande, wie es Trotha zu planen scheint, ist vom Standpunkte der Vernunft ebenso verwerflich, wie von dem der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, vom Christentum gar nicht zu reden. Das römische divide et impera, teile und herrsche, ist hier der einzige angebrachte Grundsatz. Es müßten Kategorien von Strafen, schwerere und mildere, aufgestellt und den Aufständischen mitgeteilt werden. Nur dadurch könnte sich ein größerer Teil bewogen fühlen, mit dem deutschen Kommando in Unterhandlungen zu treten und sich ihm im Vertrauen auf deutsche Gnade und Großmut selbst zu stellen.

Auf die vom Reichstage zu veranstaltende Haupt- und Staatsaktion kann ich zu meinem aufrichtigen Leidwesen nur äußerst mäßige Hoffnungen setzen. Wie pflegt es da schon während der regulären Sitzungen zuzugehen! Du lieber Himmel, ist das noch eine ratende, „gesetzgebende Körperschaft" oder eine Nachmittagssiesta? Ein solches Reichstagsidyll schilderte vor kurzem nicht übel die „W. a. M."

„Es wird immer schöner im Reichstag! Die Reichsboten schwänzen nach Noten und verhindern wichtige Abstimmungen, während das endlose Geschwätz über wichtige Kleinigkeiten die wenigen getreuen Besucher aus dem Wallotbau hinausscheucht. Es gehen in Deutschland Dinge genug vor, die nur im Reichstag unter dem Schutz der Redefreiheit beleuchtet werden können. Die unabhängige Presse tut schon ihre Pflicht, aber ihrem Freimut sind enge Grenzen gezogen. Der Reichstag aber schläft. Oder nein, er amüsiert sich mit kleinen Scherzen. Da werden Anträge auf namentliche Abstimmung gestellt, und ein Zehntel der Antragsteller sind nicht im Hause. Heute geschieht dies von der linken, morgen von der rechten Seite. Beim Antrag v. Treuenfels über die Ersatzpflicht der Tierhalter entwickelt sich folgende Szene im Anschluß an einen freisinnigen Antrag. Es erheben sich die Mitglieder der freisinnigen Parteien und der sozialdemokratischen Fraktion, insgesamt sind es 28. Präsident Graf Ballestrem schüttelt den Kopf und deutet durch eine bedauernde Handbewegung an, daß die Unterstützung nicht ausreiche. Der als Schriftführer fungierende freisinnige Abgeordnete Blell zeigt dann auf sich als den 29. Unterstützer. Es fehlt jedoch immer noch einer. Im Hintergrunde auf einem Sofa schlummert während der ganzen Zeit friedlich der Abg. Thiele (Soz.). Als die Not aufs höchste gestiegen ist, entschließen sich zwei seiner Fraktionsgenossen, ihn zu wecken. Er erhebt sich bestürzt, so daß nunmehr die nötige Zahl von 30 zur Unterstützung des Antrages beisammen ist. Der Vorgang erregt bei allen Anwesenden große Heiterkeit. Die auf den beiden anderen Sofas gleichfalls friedlich schlummernden Mitglieder des Zentrums und der Rechten

werden in ihrer Ruhe nicht gestört. Selbstverständlich wird das hohe Haus nach Erledigung einiger Wahlprüfungen wieder bald beschlußunfähig. Diesmal bringt es die Rechte absichtlich dahin, damit der Bergarbeiterschutz nicht vor den Reichstag kommt. Bei der namentlichen Abstimmung verlassen mehrere Mitglieder der Rechten den Saal. Die Sozialdemokraten rufen ihnen lebhaft ‚Adieu! Adieu!' nach. Präsident Graf Ballestrem: Es hat hier niemand Adieu zu rufen. (Stürmische Heiterkeit.) Die Abstimmung ergibt die Anwesenheit von nur 181 Abgeordneten. Und so geht es nahezu alltäglich weiter mit Grazie. Fast stets ist das Haus beschlußunfähig. Es ist ein ständiger Skandal ..."

Fehlen noch Hängematten und Strandkörbe. Daß die Schlummerrollen mitgenommen sind, setze ich als selbstverständlich voraus.

* * *

Es ist die alte Geschichte: wir stecken politisch noch immer in den Kinderschuhen. Das Große nehmen wir klein, das Kleine groß. Über Bagatellen wird „endlos geschwätzt", an die großen Dinge trauen wir uns am liebsten gar nicht heran.

Das höchste Ziel, das dem biederen Durchschnittsdeutschen vorschwebt, ist nicht etwa seine innere Emporbildung zu einer ragenden Persönlichkeit, sondern deren äußerliche Abzeichnung von der Masse der anderen. Die staatliche Abstempelung, die ihm in seinen und in den Augen der „Gesellschaft" eine bevorzugte Sonderstellung verschafft. In keinem Staate der Welt, führt die „B. V." aus, werden so verschiedenartige Titel verliehen wie in Preußen. In Österreich und Rußland mag das Rangwesen fast ebenso subtil ausgestaltet sein wie bei uns, im Titelmachen geht Preußen voran, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Europa, ja in der ganzen Welt.

„Wir sprechen hier natürlich nicht von Titeln, die lediglich das Amt bezeichnen. Der Regierungsrat, der Landrat, der Oberlehrer, der Kreisbauinspektor usw. tragen ihre Titel als Inhaber eines bestimmten Amtes, und dagegen ist nichts einzuwenden, das ist in der ganzen Welt so und kann auch nicht anders sein. Was wir im Auge haben, sind die Titel, die verliehen werden, ohne daß sie das Amt erkennen lassen, die sogar verliehen werden an Personen, die nie ein öffentliches Amt bekleidet haben, Titel, die eine Anerkennung, eine Auszeichnung bedeuten sollen und deren Nichtverleihung, wenigstens wenn Beamte dabei übergangen werden, bedeutet, daß der Übergangene eine Auszeichnung nicht verdient, daß er sich irgend etwas hat zuschulden kommen lassen, z. B. sich zu politischen Anschauungen bekannt hat, die der Regierung nicht gefallen. Ein Beamter, der kein Hehl daraus machte, daß er zur Fortschrittspartei gehört, erhielt früher keine Auszeichnung in Gestalt eines Titels, und während des Kulturkampfes genügte die Zugehörigkeit zur Zentrumspartei, um einen Beamten eines Titels unwürdig erscheinen zu lassen. Heute ist die Regierung sogar der Fort-

schrittspartei gegenüber toleranter geworden, das Zentrum ist mittlerweile regierende Partei geworden und erfreut sich ausgiebig des Titel- und Ordensegens. Und da die Regierung sich überzeugt hat, daß eine gewisse Sucht nach Titeln in Preußen selbst in der Oppositionspartei vorhanden ist, so hält sie es nicht mehr für zweckmäßig, politische Gegner bei den Titelverleihungen zu übergehen. Wir haben freisinnige Justizräte, Kommerzienräte und Sanitätsräte, und in jüngster Zeit ist es sogar vorgekommen, daß Ärzte, die früher organisierte ‚Genossen' waren, den Titel ‚Sanitätsrat' erlangt haben.

„Die beliebtesten Titel bei uns sind diejenigen, die den damit Beliehenen das Recht gewähren, sich ‚Rat' nennen zu lassen, zumal wenn damit noch die Aussicht verknüpft ist, daß nach Verlauf einer mehr oder minder langen Reihe von Jahren bei weiterem Wohlverhalten der Rat zum Geheimen Rat werden kann. Wie schon angedeutet, werden nicht nur Beamte, sondern auch Privatpersonen mit Titeln bedacht. Nach einer Zusammenstellung, die wir versucht haben — wir können aber nicht mit Sicherheit sagen, ob wir nicht etliche übersehen haben —, kann die preußische Regierung 56 verschiedene Räte, d. h. Titularräte ernennen. Es gibt bei uns Archiv-, Legations-, Hof-, Kanzlei-, Rechnungs-, Steuer-, Ökonomie-, Landesökonomie-, Domänen-, Amts-, Medizinal-, Sanitäts-, Konsistorial-, Schul-, Kommerzien-, Kommissions-, Berg-, Bau-, Gewerbe-, Justiz-, Amtsgerichts-, Landgerichts-, Staatsanwaltschafts-, Polizei- und Geheime Seehandlungsräte. Der Legationsrat kann die Titel ‚Wirklicher Legationsrat', ‚Geheimer Legationsrat', ‚Wirklicher Geheimer Legationsrat' erhalten. Es gibt Geheime, Geheime Ober- und Wirkliche Geheime Ober-Regierungs-, Finanz-, Medizinal-, Berg-, Bau- und Justizräte. Der Konsistorialrat kann Ober- und Wirklicher Ober-Konsistorialrat werden, und mit wenigen Ausnahmen kann vor jeden einfachen Ratstitel noch das Wort ‚Geheimer' vorgesetzt werden. Der oberste sämtlicher Ratstitel ist der Wirkliche Geheime Rat, mit dem das Prädikat ‚Exzellenz' verbunden ist. Einige dieser Titel, wie Staatsanwaltschaftsrat, der neugeschaffene Veterinärrat, der Landvermessungsrat, dem wir übrigens in neuerer Zeit nicht mehr begegnet sind, verursachen zwar beim Aussprechen einige Schwierigkeiten, aber das macht nichts, der Inhaber des Titels freut sich seiner und fühlt sich erhaben über diejenigen Mitmenschen, die sich eines Titels nicht rühmen dürfen.

„Mit den 56 verschiedenartigen Ratstiteln ist aber die Zahl der im preußischen Staate zur Verleihung kommenden Titel nicht erschöpft. Es gibt noch eine ganze Reihe Titel, die auch ohne den ‚Rat' ihre Träger über die große Menge erheben sollen. Der am meisten verliehene dieser Titel ist der ‚Professor'. Amtsbezeichnung ist er nur für den Inhaber eines Lehrstuhles an einer Universität oder sonstigen Hochschule, aber auch an den Universitäten wird noch zwischen ordentlichen, außerordentlichen und Honorarprofessoren unterschieden. Die meisten Träger des Titels gehören dem Stande der Lehrer der höheren Schulen an. Die Hälfte der Ober-

lehrer soll den Titel ‚Professor' führen, und so veröffentlicht das amtliche Blatt zwei- oder dreimal im Jahre lange Listen von Namen von Oberlehrern, die mit dem Titel ‚Professor' ausgestattet werden, weil sie ‚an der Reihe' sind. Früher erhielten ihn meistens nur solche Oberlehrer, die sich durch wissenschaftliche Arbeiten hervorgetan hatten, und außerdem allenfalls noch die ältesten von den einzelnen Anstalten, heute ist er keine Auszeichnung mehr, da er nach dem Dienstalter verliehen wird. Daneben wird er noch an allerlei andere Leute vergeben, an Privatdozenten, die wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht oder sich sonst das Wohlwollen des Herrn Althoff erworben haben oder aus irgend einem Grunde nicht auf einen Lehrstuhl berufen werden, an Maler und Bildhauer, an Komponisten und Virtuosen, an Privatgelehrte und Angestellte wissenschaftlicher Institute, endlich auch an Publizisten und belletristische Schriftsteller, wenn sich der Minister des Geistes, wie sich der geistlose Minister Bosse einmal bezeichnete, gedrungen fühlt, ihrer an ihrem siebzigsten oder achtzigsten Geburtstage zu gedenken. Der Leiter eines Gesangvereins oder einer Musikkapelle kann ‚Königlicher Musikdirektor', der Gärtner, der unter seinen Kollegen durch fachliche Leistungen hervorragt, ‚Königlicher Gartenbaudirektor' werden. Der im Dienste ergraute Förster erhält den Titel ‚Hegemeister', und der Kanzlist, der fünfzig Jahre Schreibarbeit hinter sich hat, wird mit dem Titel ‚Kanzleisekretär' ausgezeichnet. So ist fast für jeden strebsamen oder mit guter Gesundheit begnadeten Mann gesorgt. Die Entwickelung, die das Titelwesen genommen hat, läßt erwarten, daß es auch noch weiter ausgebaut wird. Vielleicht erleben wir noch, daß der Maler Malrat und Geheimer Malrat, der Musiker Tonrat und Geheimer Tonrat werden kann, und auch der Apotheker, der merkwürdigerweise bis jetzt ganz vergessen worden ist, sich eines für ihn erfundenen Titels erfreuen kann. Da man zur Bildung von Titeln — im Widerspruch mit den sonst vorherrschenden Verdeutschungsbestrebungen — gern die lateinische Sprache heranzieht, so wird man nicht in Verlegenheit kommen, wenn man bisher übersehene Berufsstände mit Titeln beglücken will.

„Die anderen deutschen Staaten ahmen das preußische Vorbild zum Teil nach; so hat insbesondere Bayern in den letzten zwanzig Jahren auf diesem Gebiete Fortschritte gemacht, und gerade jetzt diskutiert man in Baden die Frage, ob für Rechtsanwälte dort der Titel ‚Justizrat' geschaffen werden soll. In Württemberg haben sich vor einigen Jahren die Rechtsanwälte einmütig die Einführung des Justizratstitels verbeten; weder die Rechtsprechung noch das Ansehen der Rechtsanwälte hat dort darunter gelitten ..."

Ist das nicht ein wahres Schlaraffenland, wo einem die Titel wie die gebratenen Tauben nur so in den Mund fliegen, wenn man ihn nur die „vorschriftsmäßige" Zeit aufsperrt?

* * *

Aber eines ist dazu vonnöten, eines, die unumgängliche Vorausset[zung]
ohne die auch der schäbigste Vogel sich nicht ins trauernde Knopfloch ver[irrt]
um dort zu nisten und womöglich für Nachkommenschaft zu sorgen: p[oli]tisches Wohlverhalten. Und damit die lieben und getreuen „Un[ter]tanen“ nicht Schaden an ihrer Seele nehmen und dieses unendlich kostba[ren]
Vorzuges verlustig gehen, ist der Staat in dankenswerter Fürsorge ei[frig]
bemüht, jeglicher Entgleisung der Titel- und Ordenskandidaten rechtze[itig]
vorzubeugen. Diese Fürsorge erstreckt sich sogar, wie aus einem in [der]
„Spandauer Korrespondenz“ mitgeteilten Erlaß hervorgeht, auf den p[oli]tischen Wandel der Hauslehrer:

Da über die Annahme von Hauslehrern und Hausleh[re]rinnen vielfach Unkenntnis besteht, sehen sich die Bezirksregierungen [ver]anlaßt, neuerdings auf die maßgebenden gesetzlichen Bestimmungen hin[zu]weisen. Diese besagen in der Hauptsache folgendes: Um das Eindrin[gen]
unfähiger oder unsittlicher Personen in das Erziehungsgeschäft zu verhind[ern,]
sollen diejenigen, die in das Verhältnis eines Hauslehrers oder Erzieh[ers]
oder einer Erzieherin zu treten gesonnen sind, sich zuvor mit einem [Er]laubnisschein der königlichen Regierung versehen, in deren [Be]zirk sie eine solche Stelle annehmen wollen. Behufs Erlangung eines sol[chen]
Erlaubnisscheines haben sie über ihre bisherigen Verhältnisse, insbeson[dere]
aber über die Fleckenlosigkeit ihres sittlichen und politischen W[an]dels genügende Zeugnisse durch den Kreislandrat oder in kreisfreien Städ[ten]
durch die Polizeibehörde an die königliche Regierung einzureichen. [Die]
Zeugnisse, besonders aber die Angaben, welche sich auf die bisherige sittl[iche]
Führung beziehen, werden näher geprüft und den Personen, gegen die [in]
sittlicher und politischer Hinsicht nichts zu erinnern ist, der Erlaub[nis]schein dahin ausgefertigt, daß ihrer Annahme als Hauslehrer, Erzieher [oder]
Erzieherin kein Bedenken entgegensteht. Die königlichen Regierungen [sind]
ebenso befugt wie verpflichtet, allen denen, die sich über die Unbescholten[heit]
ihres bisherigen Lebenswandels nicht genügend ausweisen können, so[wie]
auch allen Ausländern, denen noch die Genehmigung des Ministers [des]
Inneren fehlt, so lange, bis die etwaigen Bedenken vollständig beseitigt [sind,]
den zur Annahme einer Hauslehrerstelle erforderlichen Erlaubnisschein [zu]
versagen. Hauslehrer und Hauslehrerinnen sind dem Kreisschulinspek[tor,]
Hauslehrer und Erzieher, die zugleich Kandidaten der Theologie oder [des]
Predigtamts sind, außerdem noch ihren geistlichen Vorgesetzten untergeord[net.]

Undankbar genug bemerkt, die „B. V.“ zu diesem „Erlaß“: „[Daß]
Personen, die sittliche Mängel aufweisen, zur Ausübung des Lehrberu[fs]
nicht geeignet sind, leuchtet ohne weiteres ein. Daß aber der ‚politis[che]
Wandel‘ der Hauslehrer unter behördliche Kontrolle gestellt w[ird,]
ist nur in Preußen möglich. Der Lehrer soll den Schüler wissenschaf[tlich]
unterrichten und ihn zu einem tüchtigen und brauchbaren Menschen erzie[hen.]
Was hat mit diesen Anforderungen die politische Haltung des Lehrers [zu]
tun? Diese Bestimmungen passen vortrefflich zur Privatdozentenpraxis [...]

Herrn Studt. Und in welcher Weise soll der angehende Hauslehrer nachweisen, daß er der landrätlichen Approbation würdig sei? Etwa durch ein Abonnement auf die ‚Kreuzztg.‘ oder den ‚Reichsboten‘? Diese wieder aufgefrischten Bestimmungen ziehen als nächste Folge die politische Heuchelei nach sich; denn gar mancher wird sich, um zu dem Erlaubnisschein zu gelangen, dessen er für den Erwerb seines Lebensunterhaltes bedarf, bei seiner hochnotpeinlichen Vernehmung vor dem Landrat ein konservatives Mäntelchen umhängen, das sehr fadenscheinig ist. Wir verlangen von den Lehrern unserer Kinder, daß sie diesen vor allen Dingen unbedingte Liebe zur Ehrlichkeit einprägen; wie können sie das aber, wenn sie selbst zur Heuchelei indirekt gezwungen werden?“

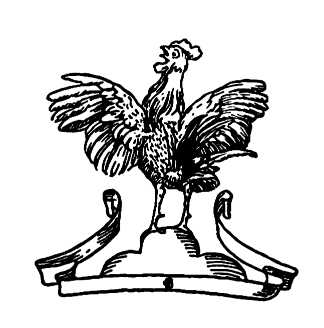
* * *

Die Klagen ehrlicher Vaterlandsfreunde über die politische Unmündigkeit breiter Schichten des Volkes wollen nicht verstummen. Daß so wenig Begeisterung und Opferfreudigkeit für die großen politischen Aufgaben, ist eine ständig wiederkehrende Litanei. Die einen ersehnen sich schmerzlich Bismarck zurück, die anderen hoffen auf irgend ein großes Ereignis, das die Gemüter aufrütteln und der rechten Stunde die rechten Männer stellen werde. Aber die Bismärcke wachsen nicht wild auf den Wiesen, und die großen Ereignisse wollen wir lieber im Zeitenschoße schlummern lassen, da sie doch nur kriegerische sein können und es sehr fraglich ist, ob dann auch wirklich der großen Stunde die großen Männer erstehen werden. Fruchtbarer wäre es, den Ursachen dieser betrübsamen Erscheinung auf den Grund zu gehen. Wenn wir ein politisch selbständiges und tatkräftiges Volk wünschen, dann dürfen wir es nicht von Kindesbeinen an bis ins späte Greisenalter am Gängelbande führen, dann müssen wir's mit in den Kauf nehmen, daß es mal auch kecke Seitensprünge macht, wie ein edles, feuriges Roß, das seinen Reiter dereinst auch durch das Schlachtgetöse tragen soll. Vollends sollen wir es nicht am Narrenseil der Eitelkeit führen, aus opportunistischen Bequemlichkeitsgründen seinen Schwächen schmeicheln, statt ihnen kräftig entgegenzutreten. Ein Volk, das mit der Milch frommer Denkungsart aufgesäugt wird, dem ständig der Gummipropfen „politischen Wohlverhaltens“ im Munde steckt, muß auf die Dauer zu allen hohen und großen Dingen unfähig werden. Und worin besteht schließlich das politische Wohlverhalten? Was läßt sich nicht alles darunter denken? Im Grunde ist's doch nur das Chamäleon einer von Augenblick zu Augenblick die Farbe wechselnden Staatsräson. Man erinnere sich der Erlasse an die evangelische Geistlichkeit über ihr soziales „Wohlverhalten“. Da werden sie einmal ermahnt, sich ja mit den sozialen Fragen zu beschäftigen, das andere Mal, gefälligst die Finger davon zu lassen (vgl. „christlich-sozial ist Unsinn!“). Wer ständig im Besitze politischen Wohlverhaltens sein will, der kann sich nicht genug „Gesinnungen“ anschaffen. Er kann sie dann von Fall zu Fall auf Befehl antreten lassen. Aber so viele „Gesinnungen“ gibt's ja gar nicht!

Es ist dahin gekommen, daß die Sozialdemokratie mit der Behauptung, alle außerhalb stehenden Parteien und Klassen seien eine einzige „reaktionäre Masse", offene oder verkappte Kreaturen der Regierung und eines selbstherrlichen persönlichen Regiments, in weiten Kreisen Glauben findet. Der rapide Niedergang des Liberalismus, selbst der gemäßigten Demokratie, ist ein untrüglicher Beweis dafür. Haben nun aber die maßgebenden Herren Ursache, auf diesen „Erfolg" stolz zu sein?

Es ist hoch an der Zeit, daß wir endlich die Kinderschuhe aus den Jahrhunderten der Kleinstaaterei und des vielfach vaterlandslosen Fürstendespotismus abstreifen. In den Sattel hat uns Bismarck gehoben — wann werden wir endlich reiten können? Wie lange wollen wir noch den spöttischen Blicken des Auslandes das Schauspiel eines sich in Kleinigkeiten erschöpfenden unmündigen Kindervolkes gewähren? Solange wir alles Heil von oben erwarten, immer nach Führern ausspähen, keiner selbständigen Initiative fähig sind, wird auch unsere „gepanzerte Faust", unser machtpolitisches Gebaren dem Auslande wenig imponieren. Es wird sich mit Heine lächelnd sagen:

„Deutschland, die fromme Kinderstube,
Deutschland ist keine Mördergrube!"





Literatursorgen

us dem dramatischen Irrgarten. — Das weimarische Hoftheater als National-
ühne für die deutsche Jugend. — Organisation der Kunst. — Schillerstiftung

Von

F. Lienhard

Immer wieder suchen wohlmeinende Berater der Nation klar zu machen, daß Pflege der Kunst und Literatur und Sorge für deren Träger ne sozialökonomische Aufgabe sei. Denn es handle sich hier um die geistigen Borräte der Nation.

Hierbei denkt man ganz besonders an das Theater. Die öffentliche Bersammlung vieler Zuhörer erinnert schon rein äußerlich an Kirche und Schule. Schriftsteller von sozialem und nationalem Gefühl halten also mit ähigkeit an der Vorstellung fest, die der politisch gestimmte junge Schiller uerst in ein Programm gefaßt hat: das Theater müsse erziehen.

Was tut unser Theater? Es fährt fort zu unterhalten. Ob mit einlichen oder weniger reinlichen Mitteln, das ist weniger wichtig; wichtig t nur das wohlgefüllte Haus. Und so hat Paul Goldmann sachlich recht, enn er in seiner neuen Feuilleton-Sammlung „Aus dem dramatischen Irr-arten" (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening) in rer ganzen Nüchternheit die Tatsache feststellt: „Allem Anschein nach andelt es sich für die Autoren jetzt im wesentlichen nur noch darum, auf em Theater zu reüssieren. Die Bewegung, die sich als Ziel gesetzt hatte, em modernen Drama in Deutschland zum Erfolg zu verhelfen, endet damit, aß den meisten deutschen Autoren als modernes Drama offenbar dasjenige ilt, das Erfolg hat."

Die Ideen des Naturalismus, einseitig und eng von vornherein, sind rschöpft. Und die Produktionskraft desgleichen. Im letzten Theaterwinter aben die Klassiker den Sieg davongetragen. Wir erhalten nun Jahr für

Jahr unsere mehr oder minder gelungene Theaterware; aber für die Kunst, sofern sie ein Teil der Seele der Nation ist, hat das keine lebenschaffende Bedeutung.

„Der Kultus, der mit den dramatischen Autoren getrieben wird, nimmt ihnen die Möglichkeit der Entwicklung, weil er in ihnen gar nicht das Bewußtsein aufkommen läßt, daß sie einer Entwicklung bedürfen. Unsere heutige dramatische Literatur bietet ein frappantes Beispiel der Mittelmäßigkeit, die niemals an sich zweifelt, die stets mit sich zufrieden ist. Warum sollen sie lernen, sich vertiefen, ihren Gesichtskreis erweitern, wenn sie ungeachtet alles dessen, was ihnen mangelt, ungeachtet aller Flachheit und Enghelt dennoch als große Dichter gefeiert werden? Wenn die Premiere eines unserer Modernen erfolgreich verlaufen ist, setzen sich in ganz Deutschland Hunderte von Federn in Bewegung, um seine Herrlichkeit zu verkündigen" . . .

Hier hat Goldmann in der Tat einen wunden Punkt getroffen. Aber der Riesenfrage, die sich nun auftut, weicht er instinktiv aus. Das Theater-Übel hängt eng zusammen mit dem Übel der Tagespresse. Unsere geistige Kultur wird durch die Hastigkeit und Flachheit der Presse, die heut den größeren Teil der Literatur und Poesie ersetzt, oder sie doch vermittelt, systematisch auf einem Durchschnitt gehalten, der eben der großen Masse entspricht. Der Zeitungsbesitzer braucht viele Abonnenten, der Theaterbesitzer braucht viele Besucher: sie geben also ihre geistige Kost nicht nur nach idealen Gesetzen, sondern nach dem Zuspruch des breiten Publikums. Und durch diese Abhängigkeit entsteht ein fortwährendes Pendeln zwischen idealer Forderung und der Masse des zahlenden, aber seelisch wertlosen Publikums. Und — um dem Publikum wirklich eine feine, gleichwohl fesselnde Auswahl vorzusetzen, statt dieses Massen-Materials, dazu reicht die Zeit und die Kraft nicht.

Wie soll sich das ändern? Hier ist nur Zweierlei möglich. Entweder der Staat greift ein und formt Theater, Sprache und Literatur zu einer Art pflichtmäßiger Kirche und Schule, zu einem Gebäude, zu einem System. Oder die reiferen und feineren Geister, die sich vertiefen wollen, bilden stille Gemeinden, Kulturinseln, wie Weimar eine Kulturinsel war.

Für den ersteren Weg tritt der national gestimmte Adolf Bartels in einigen bemerkenswerten Äußerungen ein. Der zweite Weg würde meiner eigenen Auffassung entsprechen. Denn ich bin tief davon überzeugt, daß sich nur in der Stille Großes entfaltet und auf diese Weise Kraft ansammelt für günstigere Zeiten. Emerson und Goethe sind in dieser Beziehung unsere Vorbilder.

Bartels knüpft an die Schillerstiftung an. Er ist der Ansicht, daß sich diese wohltätige Einrichtung noch bedeutend ausbauen lasse. Ihm scheint jener Plan fest in Kopf und Herzen zu sitzen, der vor einigen Jahren durch die Blätter ging: in Weimar müsse man so etwas wie eine deutsche Akademie schaffen. „Sollte man nun" — so lesen wir in einem Zitat des „Lit. Echo" — die Schillerstiftung nicht auf eine der großen deutschen Nation

würdige Höhe erheben, sollte man aus ihr heraus nicht etwas wie eine deutsche Dichterakademie schaffen können, die als höchste Instanz in allen Literaturdingen von Staat und Volk anerkannt würde und deren Mitglieder die Ehrengaben der Nation als Gehalt bezögen?" Bartels denkt sich diese deutsche Akademie bestehend aus vierzig Dichtern und aus zehn Nichtdichtern, aber Schriftstellern ersten Ranges, Geschichtsschreibern, Philosophen usw. „Die Aufgaben, die diesem Kollegium zuzuweisen wären, beständen 1. in der Begutachtung von Literaturwerken — die deutsche Akademie würde das höchste deutsche literarische Sachverständigen-Kollegium, als solches von Kaiser und Reich anerkannt —, 2. in der Entscheidung sprachlicher Fragen — ein Diktionär wie die Académie française brauchte es aber nicht gerade zu liefern —, 3. in der Tätigkeit als höchster Ehrenrat bei literarischen Konflikten. Am Ende fänden sich auch noch andere wichtige Obliegenheiten. Für diese Tätigkeit bezöge die deutsche Akademie ein vom deutschen Reichstage zu bewilligendes Gehalt von 200000 Mk., das in der Gestalt von lebenslänglichen Gehältern von 3—4000 Mk. an ihre bedürftigen Mitglieder verteilt würde. — Überschüsse flössen in die allgemeine Kasse der Schillerstiftung."

Wie klingt solch ein festes Gefüge zunächst beruhigend für uns heimatlose und behördelose Schriftsteller! Jeder kann ja bei uns auf den unbequemen Nachbar in geistigen und persönlichen Fehden losschlagen, so lang und rücksichtslos, als es ihm paßt. Es ist keine Instanz da; niemand entscheidet; höchstens das meist gleichgültige Publikum. Der eine sitzt hüben am Marktplatz und bietet feil, der andre drüben; alle Mittel sind willkommen in dieser geschäftlich vergifteten Zeit. Und der Charakter, der Veredlung anstrebt, ist von vornherein im Nachteil: er hat nicht die Ellenbogenkraft seiner Genossen, von denen ihn eine Welt trennt. So ist hier in der Tat eine soziale Not geistiger Art — oft auch materieller Art — ganz unverkennbar.

Der Vorschlag von Bartels ist demnach erwägenswert. Irgendwie muß da, in unserem wachsenden Wirrwarr, ein Bismarck des Geistes Ordnung schaffen — ohne aber die Entwicklungs-Möglichkeiten zu gefährden.

Und hier liegt nun immer wieder die Gefahr. Bis der Dichter so weit ist, daß ihn die Schillerstiftung oder die Schillerakademie als wertvoll entdeckt, hat er seine beste Kraft verbraucht. Und in diesem schmerzlichen Kampfe hat sich vielleicht gerade sein eigentlich Feines entwickelt. Und immer wieder wird sich religiöse und dichterische Seelenkraft abseits und auf wunderlichen Wegen besonders entwickeln; und immer wieder wird die offizielle Anerkennung nachhinken. Das ist historisch festzustellende Tatsache. Der Dichter und Künstler wappne sich daher mit Gleichmut gegenüber dieser Erkenntnis und erwarte nicht viel von dem, was öffentlich und offiziell an ihn herantritt. Alles Bedeutende braucht Zeit und Raum zur Entfaltung, braucht Zeit, um erkannt und gewertet zu werden.

Dem zweiten Vorschlag von Bartels, im Weimarer Hoftheater allsommerlich Festspiele für die oberen Klassen der höheren Schulen einzu-

richten, stehe ich mit Bedenken gegenüber (Bartels, Das weim. Hoftheater als Nationalbühne usw., Weimar, Böhlau). Diese Massenbesuche im stillen Goethestädtchen haben ihre zwei Seiten: der Pädagoge, der die Verantwortung zu tragen hat, ist nicht zu beneiden; und sechs Theaterabende — nach so anregenden Tageseindrücken! — sind eine reichliche Leistung. Zu viel Kunst! Psychologisch kann man außerdem einwenden, daß einem empfänglichen Jüngling das sauer ersparte Olymp-Plätzchen in seinem Stadttheater vielleicht stillere und tiefere Genüsse gewährt. Und von einem Massen-Kunstgenuß verspreche ich mir erst recht wenig, gerade im feinen Weimar, das man — wie eine umwachsene Burgruine — besser mit einem verstehenden Freunde oder ganz in der Stille durchwandert und durchträumt.

Auch hier wieder offenbart sich der Grundfehler unserer wohlmeinenden Reform-Naturen von heute: sie erwarten zu viel von außen. Schiller und Goethe haben den umgekehrten Weg eingeschlagen. Sie fingen an, sich selber zu verfeinern und eine vorbildliche Kultur in nuce zu schaffen, ein geistiges Deutschland im Kleinen. Um diesen festen Punkt konnten sich dann die Besten der Nation kristallisieren und eine innere Macht bilden.

Jeder ehrlich an sich arbeitende Schriftsteller von heute wird an die Stelle kommen, wo er sich von dem Weg der lauten Reformer und Kunsterzieher trennt (vgl. Herm. Obrists Rede auf dem Weimarer Erziehungstag!) und sich selber ein Reich baut, sich selber dahin bringt, wohin er seine Mitmenschen gebracht sehen möchte. Uns tun keine Institutionen not, uns tun gute und warme Menschen not: Beispiele zu der dürren Grammatik.

Nun, ich will nicht selber in ideale Forderungen entgleisen. Die Schillerstiftung, an die Bartels anknüpfen will, ist eine gesegnete Einrichtung, die noch viel tatkräftiger nach und nach eingreifen wird, wenigstens in materieller Not. Im „Lit. Echo“ hat der jetzige Generalsekretär der Stiftung, Hans Hoffmann, sehr launig und anschaulich für diese Einrichtung Stimmung gemacht. Je mehr Zweigstiftungen über das Reich hin gegründet werden — und das könnte leicht im Anschluß an die literarischen Gesellschaften geschehen, die sich ja jetzt in jeder größeren Stadt bilden — um so mehr wird das Hauptvermögen wachsen, und um so mehr kann das Komitee nicht bloß unterstützen, sondern auch ehren. Wie diese Ehrungen durch eine Geldgabe bei dem literaturfreundlichen Publikum wirken, entzieht sich freilich meiner Beobachtung. Rein menschlich ist die Einrichtung warm zu unterstützen, weiter wage ich hier keine Vorschläge.

Mit dem allem ist natürlich der Gesamtgeist und die Herzenskraft unserer Kultur nicht gefördert, nicht vertieft. Ich wollte, da würde sich einmal ein ungeformter Bund der Stillen im Lande zusammenfinden, rein geistig, die einander helfen und fördern, wo sie einen Zeitgenossen von einigem Wert ehrlich ringen sehen. Ich denke an einen vornehmen Heinrich von Stein, der dem Hunger nach großen und guten Menschen erlegen ist.



Umschau

Schönaich-Carolath

Eine Persönlichkeit kennen lernen, ist der schönste Lebensgewinn. Aus einer Reihe von Kunstwerken eine Persönlichkeit erwachsen sehen, die diese Werke zusammenhält und jedem von ihnen rückstrahlend noch einen neuen besonderen Zauber gibt, ist der belebendste Kunstgenuß.

Der Dichter, auf den ich hier hinweisen möchte, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, tritt in seinen Schöpfungen als ein Mensch von ausgeprägter und festgewahrter Eigenart vor uns hin. Und das ist denn wohl das, was wir eine Persönlichkeit zu nennen pflegen. Ein Sichkonzentrieren auf die glutvollen Partien des Lebens, oder, wenn man will, ein glühendes Erfassen des Lebens und eine tiefe Trauer über die Vergänglichkeit der schönen Welt der Sinne, eine Trauer, die sich zur Resignation nicht dämpfen will: das sind die Grundzüge seines Wesens.

Frauenliebreiz ist der mächtige Magnet, der ihm seine Richtung gibt. Eine so geartete Künstlernatur charakterisiert sich in nicht geringem Maße schon durch die Gestalten, die ihn ergreifen und die er bildet. Ein süßer, berauschender Blumenduft ist um diese Frauen, ein Leuchten wie von Lichtreflexen auf Seide und blonden Flechten, ein Rauschen wie von schweren Gewändern. Ganz gewiß werden wir in dieser stimmungsstarken Unmittelbarkeit viel tiefer von dem eigenartigen Leben berührt, als durch die tausend kleinen Äußerlichkeiten, in denen uns die naturalistische Schule ihre Figuren vorstellt. Neben diesen glutvollen Frauen, und um sie her, wachsen die männlichen Gestalten mit ihrem Hohn, ihrer Raserei, ihrem Wissen zu mächtigen Schatten auf, stellen sich die Vertreter ärmlicher Lebensprosa leicht etwas karrikiert dar. Bei den letzteren ist dies auch die Wirkung des unerbittlichen Lichtes, das in dieser zartüberdufteten Welt auf sie fällt. Nur auf sie. Denn gern wählt der Dichter ferne Zeiten, fremde Länder, seinen Lebensregionen weit entlegene soziale Verhältnisse für jene, die sein Bestes darstellen sollen. Ist diese Verhüllung Keuschheit des Empfindens, die sich nicht schleierlos vor aller Blicke stellt? Oder ist es ein Gefühl der Brüderlichkeit, das ihm die mächtigsten und tiefsten seiner Erlebnisse überall in den Menschen wiederfinden läßt? Oder ist es die Freude des Künstlers an der Mannigfaltigkeit der Farben? Vielleicht alles miteinander. Immer aber, ob er uns nun zum „Lebensfest“ des Volkes von heute, unter die Hugenotten, zu den Lanzknechten, unter die Beduinen oder in die orientalischen Städte führt: immer findet seine Seele sich wie die seines Kreuzfahrers wieder zurück zu der „murrenden Gärten Tiefe“, wo so silberklar „ihr“ Lachen klang. Und immer wieder fühlt er die Flüchtigkeit des Glücks:

„Ich schrecke empor; die Wüste
Dehnt sich, verblaßt und leer;
Hoch über die staubfahle Küste
Donnert das syrische Meer.“

Die Jugend verblüht. Schönheit verdirbt. Treue verbindet sich so oft auch dem Holdesten nicht. Und dies ist ihm die Quelle eines allgemeinen Erdenleids.

„Soweit der Sturm braust und die Sonne scheint,
Gibt es kein Plätzchen auf der schönen Erde,
Nicht eines nur, das frei gefunden werde
Von Tränen, die um eine Frau geweint.“

Sein leidenschaftliches Herz bäumt sich dagegen auf, und seine Seele sucht durch Höhen und Tiefen nach einem Sinn, nach der Gerechtigkeit in dem allen, nach einem Gott. „Angelina", die reine Schönheit, muß in die Gosse. Die „Sphinx" folgt einem rätselhaften Triebe nach Perlen, Gold, Bewunderung, leichtlebigeren Tagen aus den Armen treuer junger Liebe in die des begehrlichen Alten. Es ist nicht Leichtsinn, was sie treibt; es ist nicht Schuld, was sie empfindet. Es ist ein Müssen. Die Liebe nur wütet dagegen. Treulos ist „Fatthume", lächelnd vernichtet sie. Der Betrogene führt sie mit einer Art grausamer Genugtuung, voll Fürsorge für den Nächsten und Selbstquälerei in des Sultans Harem.

„Dort sollst du leben hinter goldnen Stangen,
Schön, doch unschädlich — — —
Ich aber will an wandermüden Füßen
Die Reue schleppen, will der Welt entfliehen
Und, deiner Liebe Gifthauch abzubüßen,
Einsam als Bettler gen Balsora ziehen."

In der Reue taucht da etwas wie ein Gefühl eigener Sünde, wie die Forderung „Begehre nicht!" auf. Aber er spricht sie nicht aus. Tolstoi tat es, indem er so nur konsequent zu sein glaubte, und vernichtete damit sein Künstlertum. Schönaich-Carolath macht an der Schranke Halt, die dem Menschen gezogen ist, und begnügt sich, das Verderben als im Wesen des Menschentums begründet erkannt zu haben.

In der Novelle „Lichtlein sind wir" sieht er zwei keusche Seelen um das Erdenglück betrogen. Ein feinlebiges junges Wesen, das die brutale Umwelt still aber entschieden ablehnt — „ein armer kleiner Stern, der vom Himmel auf einen Kehrichthaufen gefallen war" — geht den Weg in den Tod und segnet leuchtend aus jenen Fernen her, wo der junge Astronom den berechneten Planetoiden sucht, ein ihr teures Menschenleben. Es ist ein Gleichnis.

Machtvoller in dem dumpfen Trotz, der das Gedicht durchpulst, verkündet „Don Juans Tod" die entsühnende Liebe. Da sie als Naturtrieb vorhanden ist, so muß sie auch die Kraft haben, ihre Opfer durch sich zu entsühnen. Diana wartet, herb, ahnungsvoll, einer Berufung gewiß, des ruhelosen Sohnes der Venus und des Ahasver. An ihrem Herzen verlodert er. Derselbe Trotz, der sich im „Judas" titanenhaft ausspricht, bebt hier *hinter* dem Geschehen. *Wir* sollen das Leben leben. So geben wir uns das Gesetz nach dem Maße, ob und wie wir es leben *können*, und dulden, was darum geduldet werden muß.

Hierher gehört auch die in ihrer Knappheit meisterhafte Novelle „Die Kiesgrube". Empört über die rohe Quälerei, die ein altes Pferd durch eine entmenschte, in zahllosen Niederlagen zuchtlos gewordene Soldateska erdulden mußte, übernimmt der General das Amt der vergeltenden Gottheit. Da es eine Truppe zu opfern gilt, sendet er die Schuldigen in die todbringende Grube, die Stätte ihrer Grausamkeit. Da ist nichts von Gefühlsduselei. Das ist harte, unerbittliche Gerechtigkeit, und wir empfinden diese Initiative des Menschen nicht als Vermessenheit und Überhebung gegenüber der Gottheit, sondern als eine berechtigte Äußerung der Tatkraft, die sich auf sich selbst verläßt.

Friedvoller liegt das Licht über des alten treuen Ehepaares „Philemon und Baucis" gastlicher Hütte. Nach neuer Jugend verlangen sie beide, weil sie in ihrer Liebe glücklich waren; als jedoch Zeus diese Gabe gewährt um

den Preis, daß Baucis ihm in Liebe angehöre, da weist diese die Gabe zurück und bescheidet sich im schönsten Menschenlos.

Das wundervollste Licht hoher Menschlichkeit aber hat der Dichter auf seine „Sulamith" ausgegossen, die dem am öden Wege verschmachtenden greisen Bettler den Quell ihrer jungen Mutterbrust bietet. Das macht den Hohn Satans über die ganze Welt und zumal über die Christenliebe zuschanden.

Ich meine, da etwas wie einen Weg aufgezeigt zu haben, den Weg durch dieses Dichters Welt, durch wilde Zweifel und dumpfes Verzagen zu einem starken freudigen Glauben an die Menschheit, den Weg zur Erkenntnis des in der Welt verborgenen Göttlichen, das über alle übermächtigen Feinde, die Entartungen einer heidnischen oder christlichen Phantasie, triumphiert. Dieser Weg führt zu jener reineren Liebe, die der Sinn des Lebens ist; läßt eine Gerechtigkeit im bittersten Verderben ahnen; er offenbart den über allem waltenden Gott.

Für den, der sich so weit erzog, schauend zu genießen, wird das Weib zum vorleuchtenden Stern, der zur Erkenntnis führt. Dieses Schauen ist tiefstes Erkennen. Das „Morgentor des Schönen" tut sich auf in der Erkenntnis Land.

„Wenn eine Frau die dunklen Augensterne
Scheu zu dir aufschlug, hast du nie mit Schmerzen
Gefühlt ein Heimweh nach verlorner Ferne?"

Sie selber freilich, die rätselhafte Sphinx, ahnt ihre letzte tiefste Bedeutung nicht. Sonst ließe ihre schwache Hand

„Die Ampel fallen, drin den großen Brand
Der Liebe sie vom hohen Warteturm
Arglos ins Weltall hält in Nacht und Sturm."

Sie lebt ihren Tag, während er die Einsamkeit bei „Arbeitslämpchen und Kamingefunkel" verläßt und in die finsteren Großstadtstraßen hinauseilt in dem warmen Gefühl, daß wir alle am Leben leiden und in der Liebe einen Hauch der Heimat spüren. Und in solcher Stimmung ist er stillbeglückt, wenn er in die durchfrorenen Hände „der Liebe Goldschatz stumm und reich zu legen" vermag. So versöhnt sich das Herz dem Leben.

Es können hier im engen Raume nicht alle die vielen feinen Adern aufgedeckt werden, durch die dieses starke Leben seine Welt nährt und gestaltet. Eine Ahnung, hoffe ich, wird man von der Bedeutung des Menschen und Dichters aus dem Wenigen gewonnen haben. Nun greife man nach seinen Werken (die in Göschens Verlag, Leipzig, erschienen sind). Sie werden besser für diesen Dichter sprechen als jedes fremde Lob. **Julius Havemann**

*

Literaturgeschichten und Anthologien

Einige neue oder in neuen Auflagen erschienene Literaturgeschichten und Gedichtsammlungen können hier empfohlen werden.

Da ist von einer „Geschichte der indischen Literatur" von Prof. Dr. M. Winternitz der erste Halbband erschienen (Leipzig, C. F. Amelang, 3,75 Mk.). Eine wichtige Gedankenwelt von mindestens drei Jahrtausenden gilt es hier lichtvoll zu behandeln. Diese Literaturgeschichte Indiens mit ihren reichlichen Proben ist zugleich eine Einführung in Indiens Philosophie, in die Upanischads und Veden, diese Urweisheit der Menschen. Die gestaltende Kraft

jener Völker ist wenig markig; groß aber ist ihre allgemeine lyrisch-philosophische Veranlagung. Freilich darf man die seelisch so tiefe Einheitslehre jener Theosophie mit der Einheitslehre des modernen „Monismus“ nicht zusammen nennen. Der Verfasser, Professor in Prag, löst seine Aufgabe mit lebensvoller Sachlichkeit.

Noch mehr interessieren wird eine „Geschichte der Japanischen Literatur“ von Dr. K. Florenz, Prof. a. d. Universität Tokio (Leipzig, C. F. Amelang, erster Halbb., 3,75 Mk.). Dies tapfere Völkchen hat uns in den letzten Jahrzehnten ein Erstaunen nach dem andern abgenötigt. Kunst und Kunsthandwerk eigentümlicher Art kamen von dort; und daß sie das Kriegshandwerk verstehen, beweisen die Japaner nun gleichfalls. Hier ist von ihrer Dichtung die Rede; der Verfasser hat „eher ein Zuviel als ein Zuwenig von charakteristischen Übersetzungsproben eingestreut“. Es ist ja eine chaotische Masse, die hier zu sichten ist; denn viele Jahrhunderte haben Stoff angehäuft, ohne daß eigentlich eine wahrhaft mannigfaltige und ausschöpfende Literatur entstanden ist. Am bezeichnendsten ist das japanische „Kurzgedicht“, das Tanka. „Das japanische Kurzgedicht verhält sich zu den übrigen lyrischen Gebilden der abendländischen Literaturen wie eine Skizze zu einem ausgeführten Gemälde; sein Dichter zeigt sich als den innigsten Geistesverwandten des japanischen Malers, der sein Gemälde auch nicht minutiös ausführt, sondern mit wenig kühnen Strichen hinwirft. Diese Übereinstimmung der dichterischen und malerischen Ideale ist kein bloßer Zufall; sie liegt tief in der geistigen Veranlagung des japanischen Volkes begründet, das, vielleicht aus Mangel bedeutender schöpferischer Kraft, darauf ausgeht, mit den kleinstmöglichen Mitteln etwas künstlerisch Vollkommenes zu schaffen. Manche Kurzgedichte sind wahre Kabinettstücke, Perlen der lyrischen Poesie. Trotzdem war der absolute Sieg des Kurzgedichtes und die dadurch bewirkte Verdrängung der Langgedichte ein großes nationales Unglück. Denn sowenig man etwa mit einem silbernen Messer allen Anforderungen, die an ein Schneidewerkzeug gestellt werden müssen, gerecht werden könnte, sowenig genügt das Tanka den unendlich mannigfaltigen Anforderungen der Poesie im größeren Stile.“ Aber es ist doch viel Zartes und Inniges, auch religiös, menschlich, gedanklich Eigenartiges in dieser nicht sehr formenreichen Poesie, die uns freilich höchstens von dekorativem Werte sein kann, da jene Sprach- und Rassengesetze zu besondersartig sind.

Eduard Engel läßt seine klar und hell geschriebene „Geschichte der französischen Literatur“ (Leipzig, J. Bädecker, 6 Mk.) in neuer (6.) Auflage erscheinen. Die Leser kennen das frische Deutsch unsres belesenen Mitarbeiters, der hier für weitere Kreise einen ausgezeichneten Leitfaden gibt. Er sichtet nach lebendigen Gesichtspunkten: das bleibend Wertvolle wird betont, das andre kurz abgetan. Klare Einteilung, reichliche Literaturangaben, fesselnde Darstellung und ein unbefangener Blick für das Gute und Gesunde zeichnen auch dieses Werk aus, ebenso wie die „Englische Literaturgeschichte“ desselben Verfassers.

Eine der bekanntesten deutschen Literaturgeschichten ist die knappe „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“, zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zum Selbststudium bearbeitet von Prof. Dr. Hermann Kluge (Altenburg, Verlag von Oskar Bonde). Bereits die 35. Auflage liegt mir vor; und schon aus meiner frühen Jugend entsinne ich mich dieser vielgelesenen Einführung. Der reiche Stoff ist so knapp wie möglich in Para-

graphen untergebracht; die Darstellung einfach und von einem konservati
Geiste durchweht. Die neueste Zeit freilich bedarf der kritischen Durcharbeitu
Schriftsteller z. B. wie Ebers und Julius Wolff sind zu wichtig genomm
Auch sonst wird jedes neue Jahr oder Jahrzehnt unter den Namen di
letzten Paragraphen sichten. Der Verfasser tat also gut daran, den Schn
punkt auf die großen Blütenperioden „Wartburg" und „Weimar" zu verleg

Im Anschluß daran sei Kluges „Auswahl deutscher Gedichte" (Al
burg, Oskar Bonde) empfohlen, eine stattliche Masse deutscher Lyrik.
jeder Dichter ist auch mit seinem Bild vertreten, und in Klammern wird
den betreffenden Paragraphen der deutschen Literaturgeschichte hingewie
Hier ist die Absicht des Herausgebers kein Emporsteigen von Leichtem
Schwerem (wie etwa Echtermayer), sondern möglichst historische Vollständig
Dabei kommen freilich starke Talente, wie z. B. Mörike oder Droste-Hüls
zu kurz, während Gerok oder Ebert im Verhältnis zu reichlich vertreten
Aber im übrigen ist die Auswahl vortrefflich und verdient ihre große Verbreit

Unter drei modernen Anthologien, die wesentlich das Schaffen der Ge
wart im Auge haben, kann ich nur einer unbedingtes Lob spenden: da
„Der deutsche Spielmann", herausgegeben von dem Lehrer und Di
Ernst Weber (München, Georg D. W. Callwey). Es sind kartonierte Hefte zu
Mark; jedes Heft behandelt eine Jahreszeit oder einen Stand und ist
einem besondern Künstler illustriert. Die Auswahl scheint mir sehr glü
Die vier Hefte, die mir vorliegen („Winter", „Frühling", „Arbeiter", „
daten"), mit Bildern von Karl Biese, Hans von Volkmann und G. D.
machen einen reizenden Eindruck und verdienen weite Verbreitung in deut
Familien.

Weniger befürworten kann ich Hans Benzmanns Anthologie „
derne deutsche Lyrik", die in einem so bekannten Verlag wie Phil. Re
Leipzig, erschienen ist. Die Auswahl selber mag gut sein; hier ist es s
ein Urteil zu fällen, da die Mehrzahl dieser Dichter noch im Werden
Wandeln begriffen ist. Verfehlt aber ist die lange Einleitung. Dieser L
hat seinen Mitlyrikern gegenüber die Aufgabe, die ihm zuteil geworden,
taktvoll gelöst: er rezensiert uns, und zwar oft unzulänglich, statt mit
Zurückhaltung objektiv zu charakterisieren. Es wäre dem Verlag zu
den einleitenden Aufsatz zu streichen; Benzmanns subjektive Meinungen ge
nicht in ein Volksbuch für breite Kreise.

Auch der Herausgeber eines „Spiegels neudeutscher Dicht
Rektor Johannes Meyer (Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlun
dem feuilletonistischen Räsonieren und Aburteilen in seiner Einleitung
ganz entgangen, wenn auch eine warmherzige Anteilnahme nicht übe
werden soll. Die Auswahl legt ihren Schwerpunkt auf die gut ausgew
Mombert, Dauthendey und Stefan George, auf Liliencron, Falke und R
Dehmel, in dem auch Benzmann einen Höhepunkt erblickt. Herr Meyer
Rilke und Schaukal nicht vergessen dürfen; sie gehören zu Mombert, Dauth
Scholz, Holz oder Schlaf. Denn sie alle, Dehmel voran, sind Kunstlyrik
von Farbe, Eindruck und Einfall ausgehen und diese Vision nun plastisch p
Dafür hätte ich Herrn M. gern gestattet, meine eigenen Beiträge zu str
denn ich komme aus ganz andern seelischen Bezirken. Weder Benzman
Meyer haben die notwendige Grundunterscheidung getroffen zwisch
national-volkstümlichen Linie unserer Lyrik und der international-kunstm

Richtung. In die erstere schimmern Landschaft, Nation und Tradition beseelend hinein; das Herz dichtet, die Dichter neigen zu sangbaren Formen und bleiben gern in einfachen, aber die Sache treffenden Prägungen. Die Dichter der andern Richtung jedoch üben und kneten die Form als Form, lieben die Zwischengefühle und die differenzierten Eindrücke, sind subjektiv und abstrakt, entfalten sorgsamsten Kunstverstand — und haben der Literatur viel, der Volksseele nichts zu sagen. Da sie subjektive Genießer sind, so spielt außerdem die Erotik in ihrem Empfinden eine bestimmende Rolle, und zwar dumpfe oder „differenzierte" Erotik, Nerven-Erotik. Der philosophierende Erotiker Dehmel steht als bedeutendstes Talent an ihrer Spitze.

Man durchdenke das einmal und halte reinlich auseinander, was aus ganz verschiedenen Sphären kommt!

Das Muster einer sachlich untersuchenden Einleitung liefert Karl Gruber, der begabteste Feuilletonist, den das Elsaß gegenwärtig besitzt. Von ihm erschien eine Anthologie „Zeitgenössische Dichtung des Elsasses (Straßburg i. E., Verlag Ludolf Beust), ein unentbehrliches Werk mit einer unentbehrlichen literaturgeschichtlichen Einleitung. Hier können sowohl Benzmann als auch Meyer — und mancher Ästhetiker der Gegenwart — lernen, wie man sachlich dem Wesen und den Zusammenhängen einer Erscheinung nachspürt, ohne in Gemeinplätze des Rezensentenstils zu entgleisen. Gruber muß sich freilich vor einer Gefahr hüten: seine künstlerische Freude, das Netzwerk der Zusammenhänge objektiv nachzuweisen, wird mitunter ein Konstruieren. Und sein feiner Skeptizismus vertrüge manchmal ein wenig herzhafteres Zugreifen und „Ja"-sagen, statt vorsichtiger Verklausulierungen. Aber das stellt schließlich der Gewissenhaftigkeit dieses ernsten und sorgfältigen Talentes nur ein um so schöneres Zeugnis aus.

Mit zwei Jugend-Anthologien will ich schließen: da ist in dem sympatischen Verlag des Düsseldorfers Langewiesche eine allerliebste Sammlung „Alte deutsche Kinderlieder" erschienen, mit vielen Melodien dabei, frohe Reigen- und Scherzlieder, voll Freude, voll Sonne! Lest es und werdet wieder Kinder! — Und eine sehr hübsche, mit Bildern gezierte Auswahl „Was der Jugend gefällt", herausgeg. von Alwin Freudenberg, erschien im Verlage von Alexander Köhler, Dresden. Für die reifere Jugend eine prächtige Einführung in die neuere deutsche Lyrik bis zur unmittelbaren Gegenwart.

F. L.

*

Nachlese zur Schillerliteratur

Dieser Schillerfest-Frühling hat zahllose Blüten getrieben, darunter freilich viel duft- und farbloses Zeug, aber auch manche, die noch köstliche Früchte verheißen. Zu den in unserer letzten Übersicht gemusterten Schriften ist eine Unmasse von Büchern und Büchlein noch vor dem Feste hinzugekommen, und die Feier selbst hat den Federn und der Presse unendliche Arbeit gegeben. Es hieße den Literatur-Statistikern und Bibliographen ins Handwerk pfuschen, wollten wir hier mehr als das Allerwichtigste auch nur zu nennen versuchen.

Ein Drang ist allen diesen Erscheinungen, soweit sie Wert haben und Beachtung verdienen, gemeinsam: das Streben, Schillers Wesen neu zu erkennen und lebendig für unsere Zeit zu machen; das Schillerbild von allen

bloß herkömmlichen Anschauungen zu befreien und neu zu prägen. Wir mü
eine selbständige Stellung zu Schiller gewinnen, unbeirrt durch Lob und T
vergangener Geschlechter. Dazu ist notwendig, daß wir deren Auffassun
in ihrer zeitlichen Bedingtheit verstehen lernen. Aus diesem Bedürfnis
Klarheit und Selbstorientierung ist die von der Bonner Gesellschaft für
ratur und Kunst gekrönte Preisschrift Albert Ludwigs hervorgegang
„Das Urteil über Schiller im neunzehnten Jahrhundert" (B
Frdr. Cohen, 2 Mk.). Prozeß und Urteil werden hier einer so gründli
Revision unterzogen, wie es bisher noch nicht geschehen ist, wenn auch
einzelnen (Grün, Portig, Edw. Schröder, Eug. Wolff u. a.) Ansätze dazu
macht worden sind. Ludwig gibt uns ein übersichtliches, die wesentlichen
hervorhebendes Bild der je nach den Zeitstimmungen und Zeitrichtungen w
selnden Geltung Schillers im abgelaufenen Jahrhundert. Wir gewinnen da
den Eindruck, daß die Zeit für eine unbefangene Würdigung und für die
Anerkennung Schillers erst kommen wird.

Das haben an vielen Orten auch diejenigen Festredner des 9. Mai, di
ihrer Aufgabe voll bewußt waren, in mannigfacher Weise ausgesprochen
tiefsten und umfassendsten vielleicht Eugen Kühnemann, der Rekto
Kgl. Akademie zu Posen. „Schiller und die Deutschen der Ge
wart" ist der bezeichnende Titel seiner Rede (Posen, Merzbachsche
druckerei), in der er den ganzen Schiller auf das Ganze unseres Le
und Strebens bezieht.

Schiller, den Lebendigen, suchten auch andere Redner zu erfassen. „
Vermächtnis an das deutsche Volk" ist tief und klar bezeichnet i
gehaltvollen Münchener Odeonrede (Buchdruckerei der Münchener „Allg.
des Schillerbiographen Richard Weltrich, der die rechte Schillerfeier
im Festesrausche, sondern in der tätigen Bewährung Schillerschen Geistes
darum deutet er das Vorbildliche in Schillers heroischer Sittlichkeit, in s
erhebenden und befreienden Menschen- und Dichtertum. Und mit wechsel
Ton klingt diese Forderung auch aus den anderen Schillerreden heraus
sollen die Wirklichkeitskraft des Schillerschen Idealismus empfinden un
in unserem Leben zur Realität werden lassen. „Zu Ehren Frie
Schillers" preist deshalb Max Koch in seiner Rede zur Breslauer
versitätsfeier den Dichter und Mann des vorwärts- und aufwärtsstreb
Lebens; Friedrich Jodl, der Wiener Hochschullehrer, widmet „
Schillerreden" (Leipzig und Wien, Akad. Verlag) der erzieherischen Le
kraft und der unvergänglichen Kulturmission des Künstlers, Denkers und
heitspropheten; der Rostocker Professor Wolfgang Golther (R
Leopolds Universitätsbuchhandlung) zeichnet lebensvoll das Bild des
artigen großen Dramatikers; der Marburger Ernst Elster (Marburg, E
schildert mit pietätvoller Kritik die geistige Gesamtentwicklung Schillers
Karl Alt (Darmstadt, L. Saeng), einer der Darmstädter Festredner,
der Gestaltung der Freiheitsidee in Schillers Persönlichkeit und Schaffen
[Hier sei auch des andern Darmstädters, Karl Bergers, eigene, au
Vollen schöpfende Schillerrede erwähnt, „Schiller der Lebendige" (Frank
Louis Göhring & Co.). Überhaupt ist es bemerkenswert, wie ganz bedeute
diesmal die Süddeutschen geregt haben, die sonst in unserer neuesten Lit
recht zurückgetreten waren. Das gilt auch von einer Gruppe der Kath
vgl. das bemerkenswerte Schriftchen von P. Ansgar Pöllmann „Wie

wir Schiller"? (Kempten, Kösel). F. L.] „Das intimste Geheimnis von Schillers Dichterseele" aufzudecken, ist Oskar Walzel in seiner Berner Rede (Bern, A. Francke) bemüht; zu dem Ende stellt er zwei gegensätzliche künstlerische Typen fest, Michelangelo und Raffael, und ihnen entsprechend zwei verschiedene Kunstarten, die dionysische und apollinische; Schiller wird als Dichter des Willens und der Idee, als Künstler des Erhabenen gegenüber der raffaelisch-schönen Wirklichkeitskunst dem dionysischen Geschlecht zugerechnet, aber das Dionysische fülle ihn nicht ganz aus: hinzukomme bei ihm die Sehnsucht nach der reinen, ausgeglichenen, harmonischen Schönheit, und so bleibe er in den Verwirrungen der Leidenschaft, im tragisch-titanischen Ringen nicht stecken. Auf jeden Fall ist Walzels Rede geistreich und lichtvoll in ihren vergleichenden kunstgeschichtlichen und kunstphilosophischen Betrachtungen.

Wertvoll als zeitgeschichtliche Dokumente und wichtig als Beiträge zur Schillerverehrung sind die 24 Schillerreden, die der schwäbische Dichter Johann Georg Fischer binnen 44 Jahren, von 1849 bis 1893, bei den Frühlingsfesten des Stuttgarter Liederkranzes und bei anderen Gelegenheiten gehalten hat. Sie sind aber auch Zeugnisse tiefgründigen Schillerverständnisses und einer glühenden Begeisterung für alles Hohe, Edle und Große, das Fischer in dem bewunderten Dichter verkörpert sah. Weil sie des Lebens voll sind, können sie so leicht nicht veralten, umsoweniger als der Redner seinem Gegenstande immer wieder neue Seiten abzugewinnen verstand. Hans Hofmann hat sich mit dieser Sammlung (Stuttgart, A. Zimmers Verlag, 1,50 Mk.) ein schönes Verdienst erworben.

Dem alten, zähen, verjährten Vorurteil, als ob Schillers Kunst aus „Ideen" und nicht aus persönlichem Leben hervorgegangen sei, ist von verschiedenen Seiten neuerdings wieder zu Leibe gegangen worden, am entschiedensten von Wolfgang Kirchbach in seiner kleinen, gehaltreichen Schrift: „Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker (Schmargendorf bei Berlin, Verlag „Renaissance", 1 Mk.). Wie früher einmal Alfred von Berger, so nennt auch Kirchbach diesen „Idealisten" einen „wahrhaft modernen Geist" voll tiefer, nüchterner, klarer Einsicht in die weltgeschichtlichen Notwendigkeiten; er bezeugt und beweist, daß der ganze Schillersche Idealismus auf dem schroffsten Realismus der Lebensanschauung und der Menschenkenntnis ruht. In einem einleitenden Abschnitt „Zur Berichtigung über Schiller" begründet Kirchbach seine alle Halbheiten und Nachgiebigkeiten ablehnende Auffassung; weiter charakterisiert er Schillers Frauengestalten in ihrer geistigen Eigentümlichkeit und Lebenswahrheit, vergleicht ferner Goethes und Schillers Lyrik nach der „inneren Realität ihrer poetischen Kunstmittel" mit der Dichtung Heines u. a., und bezeugt schließlich aus seinen reichen Theatererfahrungen den unvergänglichen Zauber einzelner Schillerscher Dramen, die mit den Maßen des idyllischen Realismus oder des krassen Realismus zu messen freilich ein Unsinn sei.

Aus der Unmasse kleiner Festschriften über Schillers Leben und Werke, über sein Liebes- und Familienleben verdienen nur wenige, soweit sie mir bekannt geworden sind, hervorgehoben zu werden. Da ist zunächst ein aus Volks- und akademischen Vorlesungen hervorgegangenes Bändchen „Schiller" von dem Straßburger Universitätsprofessor Theobald Ziegler (Aus Natur und Geisteswelt, 14. Bändchen, Leipzig, Teubner, 1 Mk.). In flotter, nicht immer einwandfreier, aber stets anregender Weise behandeln diese zur Einheit ver-

bundenen Vorträge besonders Schillers dichterische und philosophische Werke. Als kleiner Leitfaden durch des Dichters Leben und Werke kann das hübsche, in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage vorliegende „Schillerbüchlein für Schule und Haus“ von Prof. Dr. Ernst Müller (Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky, 1 Mk.) anspruchslosen Lesern empfohlen werden. Jedenfalls verdient es den Vorzug vor dem „Leben Friedrich Schillers“, das Adele Gründler mit mangelhaftem Geschmack und aus unzuverlässiger Sachkenntnis „dem deutschen Volke“ erzählt (Berlin W. 57, Ulrich Meyer, 0,90 Mk.). Müllers Buch umfaßt 191 Seiten und trägt 42 Abbildungen, Gründler auf 224 Seiten 25 Illustrationen. Nicht einmal diese letzteren sind in dem Buche der Dame zuverlässig. S. 17 z. B. ist keines der abgebildeten 5 Häuser Schillers Geburtshaus in Marbach. Zahllos sind die Irrtümer und Willkürlichkeiten im Text, und dieser Text selbst ist vielfach in einem Deutsch abgefaßt, für das der Ausdruck „papiernen“ noch ein Ehrentitel wäre. S. 32 z. B. heißt es: „Dem strengen Drill der Anstalt waren durchaus keine Ferien eingefügt“. S. 33: „Den einzigen Sonnenglanz, der diese trüben Jahre erhellt, breitete die Freundschaft darüber, — ein Gefühl, für das Schiller lebenslang eine hervorragende Anlage und Neigung besessen hat!“ S. 39: „Eben wollte seine Frau beglückte (!) Pläne bauen ...“ Doch nicht einzelne Zitate: das ganze, auch in der Auffassung weichliche Buch kann meinen Tadel belegen.

Glänzende Schriftstellergaben allein tun's freilich auch nicht. Das zeigt uns der tendenziöse „Schiller“, dessen Lebensbild Franz Mehring, der Proteus unter den „Genossen“, „für deutsche Arbeiter“ gezeichnet hat. Das Buch ist gesättigt von Vorurteilen, Überhebung und jenem Materialisten-Hochmut, der sich und die „moderne Arbeiterklasse“ im Alleinbesitz „der historischen Weltanschauung“ wähnt. Wir bedanken uns für einen so verbebelten und verpöbelten Schiller.

Einige hübsche Schriftchen über Schillers Liebes- und Familienleben können der Beachtung weiter Volkskreise empfohlen werden. Über „Schiller und die Seinen“ handelt ein illustriertes Büchlein aus L. Oehmigkes Verlag, Berlin (0,70 Mk.). Da schildert Jakob Wychgram „Schiller im Familien- und Freundeskreis“, Helene Lange schreibt über „Schiller und seine Schwester Christophine“ und Gertrud Bäumer über „Schiller und Lotte“. Dem letzteren Verhältnis hat Adolf Bär sein Schriftchen gewidmet: „Charlotte von Lengefeld als Freundin und Braut Schillers“ (Weimar, Böhlau, 0,80 Mk.), worin die zarte Auslegung der sogenannten Doppellieb[e] des Dichters zu den beiden Rudolstädter Schwestern besonders angenehm vo[n] den herkömmlichen Auffassungen absticht. „Schillers Familienlebe[n]“ in der feinsinnigen Schilderung des Lic. theol. Karl Graebert (Berli[n], Gg. Nauck) ist „für das deutsche Haus“ geschrieben und zum Lesen am Familie[n]tisch geeignet.

In mannigfacher Weise läßt man den Dichter und Denker selbst [...] Worte kommen. Der Cottasche Verlag hat den Dichter und sich selbst [...] der herrlichen, sechzehnbändigen „Säkular-Ausgabe“ von „Schille[...] Sämtlichen Werken“ (jeder Band geb. 2 Mk.) geehrt. Die Stuttgar[...] Deutsche Verlagsanstalt legt von einer „Illustrierten Volksausga[...] den ersten Band vor, der die Gedichte und die drei Jugenddramen enth[...] und mit mehr als 100 Bildern von der Hand älterer, namhafter Meister [...]ziert ist. Eine biographische Einleitung von Prof. H. Kraeger gibt d[...]

modernen Leser die rechte Stellung zu Schillers Persönlichkeit und Schaffen. Drei weitere Bände, jeder zu 6 Mk., sollen nachkommen. Auch einige Blumenlesen sind zu erwähnen. Friedrich Schläger bringt in einem etwas unruhig ausgestatteten Bändchen „Schiller-Worte“ (Gießen, Emil Roth, 0,50 Mk.) aus den Dramen, dem dramatischen Nachlaß und gar aus den Übersetzungen des Dichters. Um eine vermehrte Kenntnis der „geflügelten Worte“ aus seinen Dichtungen sollte man sich eigentlich weniger bemühen, als um eine tiefere Erfassung des ganzen Schiller, — mit herausgerissenen Zitaten hat allzulange schon die Oberflächlichkeit ihre notdürftige Kenntnis verschleiert. Ein Bild der persönlichen Welt- und Lebensanschauung Schillers läßt sich aus solchen dichterischen Aussprüchen nicht gewinnen, selbst wenn eine Schillerzitaten-Sammlung so reizend als Familienbuch angelegt und ausgestattet ist, wie das für jeden Kalendertag einen Spruch oder Vers bringende „Schiller-Gedenkbuch“ von Eleonore von Bojanowski (Weimar, Böhlau, geb. 3,60 Mk.). Lohnend und anerkennenswert ist das Verfahren Hugo Oswalds, der Weisheitssprüche aus Schillers Briefen und Prosaschriften zu einem „Schiller-Brevier“ (Berlin, Schuster & Loeffler, 3 Mk.) zusammengestellt und sie in sechs Abschnitte gegliedert hat. So erfahren wir wirklich, wie Schiller über Mensch, Natur und Leben, über Gott, Moral und Religion, über Wissen und Wissenschaften, über Kunst und Künstler, über Dichtung und Dichter gedacht hat. Die Worte des letzten Abschnittes „Vermischtes“ wären wohl besser den übrigen eingeordnet worden.

Auf die Briefe allein hat sich Arthur Jooſt beschränkt, um (in einem Lycker Programm) „Schillers Persönlichkeit in seinen Briefen“ (Lyck, A. Glanerts Buchdr.) zu zeichnen. Wie in Bodes Goetheschriften sind hier charakteristische Äußerungen zu einem fortlaufenden Texte verbunden, um Schillers Empfindungstiefe, seine Religiösität, seinen Humor, sein Verhältnis zu den Menschen, zur großen Welt, zum Publikum zu kennzeichnen. Die kleine Auswahl ist die Vorprobe zu einer größeren, die noch in diesem Jahre in der Grotthußschen Sammlung, „Bücher der Weisheit und Schönheit“ erscheinen soll.

Von anderer Art ist die Sammlung: „Ausgewählte Briefe von Friedrich Schiller“, die Eugen Kühnemann für die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung besorgt und vortrefflich eingeleitet hat (Hamburg-Großborstel, 2 Bde. Zus. geb. 2 Mk.). Von sachkundiger Hand sind in zwei hübschen, vornehm ausgestatteten, billigen Bänden die wichtigsten Stücke aus der siebenbändigen Ausgabe der Schiller-Briefe von Jonas so gewählt und zusammengestellt, daß sie ein Bild seiner gesamten Entwicklung bieten. Diese Auslese wird hoffentlich recht vielen die von den Werken her bekannte Stimme noch näher und traulicher vernehmen lassen. Auch der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“, jener köstlichste Schatz unserer gesamten Briefliteratur, ist in einer neuen, prächtigen Ausgabe erschienen (Jena, Eug. Diedrichs, 2 Bde. zus. 6 Mk.). Sie enthält außer den Briefen der von Goethe selbst 1828/29 besorgten Ausgabe auch die seither bekannt gewordenen Nachträge und im Anhang 41 Briefe aus dem Briefwechsel Goethes mit Charlotte von Schiller, ferner zwei Schreiben Schillers und des Herzogs Karl August und den Brief unseres Dichters an den Berliner Professor Süvern. Durch mancherlei Verzeichnisse sind die Bände zum Gebrauche handlich gemacht. Was diese Briefe für die Erkenntnis der beiden Großen bedeuten, inwiefern sie unser Leben bereichern, läutern, veredeln können, das sagt uns H. St. Chamberlain in

einer ausgezeichneten, das Wesen und Verhältnis jener Männer tief erfa
den Einleitung. In demselben Verlage hat Hans Schulz zum erster
vollständig und genau jene Briefe herausgegeben, die eine völlige Wend
in Schillers innerem Leben, seine Entwicklung vom „politischen“ zum „ästh
schen“ Erzieher bezeichnen. „Schiller und der Herzog von August
burg in Briefen“ (3 Mk.) ist der Titel des schönen, verdienstvollen Bu
das alle Erlebnisse und Vorgänge, die jene Wandlung einleiten, durch we
Briefe, wie die von Baggesen, dem Grafen Schimmelmann u. a., durch t
liche Anmerkungen und einen verbindenden Text erläutert. Aus dem B
wechsel mit seinem fürstlichen Wohltäter sind bekanntlich Schillers Briefe
ästhetische Erziehung hervorgegangen. Gerade von dieser Seite ist Sch
noch wenig bekannt, noch weniger zu lebendiger Wirkung gekommen. Nun
es des Dichters Urenkel, Alexander v. Gleichen-Rußwurm, u
nommen, die großen Kulturgedanken Schillers über „Ästhetische Erziehu
(Jena, Diedrichs, 2 Mk.) weiteren Kreisen anregend nahe zu bringen. E
umfängliche Auslese größerer und kleinerer Partien aus den ästhetisch-p
sophischen Schriften sind mit solchen aus den Briefen vereinigt und in
Abschnitte gegliedert: Schiller als ästhetischer Erzieher, die Anwendung
ästhetischen Grundsätze auf die Dichtkunst und Schiller als Kritiker. Eine
Einleitung führt mit feinem Verständnis für das Wesentliche und Eigen
liche in die Lehre Schillers ein, und genaue Quellenangaben regen zu weit
ausführlichen Studien an.

Solche Studien könnten zur Vertiefung der heutzutage so eifrig, l
aber nur allzu oberflächlich und äußerlich angestrebten „ästhetischen Ku
viel beitragen. Jedenfalls ist es nicht erlaubt, Schiller ohne weiteres
Anwalt jeder modernen kunsterzieherischen Bemühung zu machen. Überh
sollten wir darauf verzichten, seinen Namen in gegenwärtige Parteiprogra
zu pressen oder auch nur seinen Entwicklungsgang vom Standpunkt bestim
Richtungen aus zu betrachten. Man unterliegt da allzuleicht der Gefahr
Verhältnisse einseitig anzuschauen und nur das zu sehen, was man zu f
wünscht. So sichert Oskar Frankl durch Aufbauschung und Heranzie
wenig charakteristischer Zeugnisse dem Judentum seinen sehr fraglichen A
an Schiller. Selbst Verwechslungen des Neuen mit dem Alten Testament (S
müssen dazu herhalten, „Friedrich Schiller in seinen Beziehun
zu den Juden und zu dem Judentum“ (Mährisch-Ostrau, R. Papau
und Leipzig, Rob. Hoffmann) bedeutend erscheinen zu lassen, obwohl e
dem Judentum herzlich wenig zu schaffen hatte. Aber selbst ein so gedie
und um die Erforschung der Wahrheit bemühter Mann wie der Geh. Arch
Ludwig Keller ist in seiner Schrift „Schillers Stellung in der
wicklungsgeschichte des Humanismus“ (Vorträge und Aufsätz
der Komeniusgesellschaft, 13. Jahrg., 3. Stück. Berlin, Weidmann, 1,50
jener Gefahr nicht ganz entgangen. Er untersucht des Dichters Beziehu
zum Freimaurertum und ähnlichen „Kultgesellschaften“ und findet auf G
unsicherer Voraussetzungen neue, überraschende Zusammenhänge. Allzu
erhebt er Vermutungen und Möglichkeiten zum Range von Wahrscheinlich
und Wahrheiten. Kellers Schrift kann als Anregung zu vorsichtiger Pr
der von ihm aufgestellten Behauptungen Gutes wirken, als gesichert d
seine Ergebnisse nicht übernommen werden. **Karl Berg**

*

Anatole France

Es gibt immer eine Menge wackerer Leute in Deutschland, die ihre literarischen Urteile fertig aus Paris beziehen. Zum Glück kann man von dorther nur solche Urteile gewinnen, die für Werke der französischen Literatur gelten, denn von fremder Literatur nehmen französische Zeitungen oder Zeitschriften immer noch mit seltener Herablassung Kenntnis. In Frankreich gilt seit längerer Zeit Anatole France für einen der größten Romandichter, folglich gibt es auch in Deutschland Schwärmer, die auf Anatole France schwören. Berufsmäßig auf französische Literatur geeicht und durch die neuen Auflagen meiner Geschichte der französischen Literatur verpflichtet, von allen bedeutenden oder doch von allen vielgenannten neuen Werken Kenntnis zu nehmen, habe ich ordnungsgemäß auch alle neuen Bände von Anatole France gelesen, habe an ihnen bewundert, was zu bewundern war, habe mich an dem gelangweilt, was langweilig war, und möchte einmal angesichts seines letzten Romans schlicht meine Meinung über diesen so sehr berühmten französischen Schriftsteller sagen.

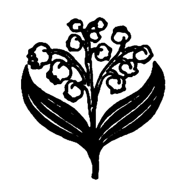
Hält ihn irgend jemand für einen Dichter? Mit dem möcht' ich mich über das Wesen des Dichters unterhalten; ich würde jedenfalls dabei ganz neue Aufklärungen über dichterische Eigenschaften bekommen. Anatole France hat zuweilen einen ganz phantastischen Einfall; Phantasie im großen Stil hat er nicht, denn die wahrhaft dichterische Phantasie sieht oder schafft ein Ganzes, die Phantasterei sieht einzelne bunte Steinchen und Stiftchen, aber sie ist unfähig, ein künstlerisch wirkendes Mosaikbild daraus zu gestalten. Anatole France kann keine Geschichte erzählen, und ich sollte denken, wer das nicht kann, der ist kein Erzähler, geschweige ein Dichter. Contez, mais contez bien, diesen einfachen Lafontaineschen Rat an alle dichterischen Erzähler vermag Anatole France nicht zu befolgen. Sein Roman „Herr Bergeret in Paris" (Verlag von Calmann Levy in Paris) ist kein Roman, ist auch keine Erzählung. Eben darum, werden die Schwärmer sagen, ist er erst recht etwas Großes. Es gibt kein Kunstwerk, das in erzählender Form keine Erzählung ist, wenigstens kein reines Kunstwerk mit Aussicht auf Dauer. Das einzige große deutsche Werk dieser Art, an das sich etwa denken ließe, Vischers „Auch Einer", gehört glücklicherweise doch nicht zu dieser Zwittergattung; denn trotz aller Schrullen und Zacken in Vischers größtem Buch wird uns darin doch ein Mensch und ein Menschenschicksal entwickelt; es geschieht etwas darin, was uns ergreift, und ein Bild wird uns darin erzeugt, das nie ganz verblassen kann. Von Anatole Frances Romanen bleibt in der Erinnerung gar nichts, nicht eine einzige Gestalt, kaum einer der vielleicht beim Lesen geistreich erscheinenden Aussprüche.

„Herr Bergeret in Paris" soll die halb gefährliche, halb lächerliche Bewegung schildern, die den Dreyfus-Prozeß möglich gemacht hat, also die Vereinigung monarchischer, pfäffischer und antisemitischer Strömung; es kommt aber bei France nichts anderes heraus, als eine Reihe ironischer Zeitungsartikel. Ach, und wie muffig und alt erscheint uns schon heute jene ganze Geschichte mit all ihrem Drauf und Dran, für die sich vor erst fünf Jahren die ganze Welt diesseit und jenseit des Ozeans mit einer Leidenschaft ins Zeug gelegt hat, vergleichbar höchstens noch mit der leidenschaftlichen Teilnahme am Südafrikanischen Kriege. Wie schnell die Welt vergißt, wofür sie noch gestern am Familien- und Stammtisch mit einer Glut geeifert hat, die sich nur selten so heiß für die hohen Ideale der eigenen Nation entzündet!

„Herr Bergeret in Paris“ ist ein sogenannter Schlüsselroman; jede
auftretende Person schildert einen leibhaftigen, noch lebenden Franzosen.
Unglück ist nur, diese alten Geschichten sind in kurzen fünf Jahren so a
mausetot geworden, daß kein Mensch das geringste Interesse an der Entde
des Schlüssels zu einem solchen Roman mehr empfindet.

Besonders störend wirkt die bei Anatole France zur stehenden Gen
heit gewordene Sucht, seine Gelehrsamkeit den Lesern herrlich zu offenb
Ohne ein bißchen Griechisch, ohne Anbringung irgendwelcher klassischer
früchte läuft es bei ihm nie ab. In diesem jüngsten Roman hören wir
von Eteontheus, dem Sohne des Boethos — ich verrate dem tiefbeschämten
nicht, wer die Herrschaften sind — und ähnlichen geschmacklosen Alfanze
die einem recht unfranzösisch vorkommen. Ein Erzähler, der durchaus da
dürfnis empfindet, mit seiner Gelehrsamkeit zu prunken, sagt mir schon
durch, daß er der Wirkung seiner bloßen Erzählungskunst nicht ganz sich
Da ich nun in einem Roman etwas ganz anderes suche als gelehrtes W
so überschlage ich alle gelehrten Stellen grundsätzlich, und ich hoffe, die m
Leser halten dies ebenso. Anatole France hat sich also ganz vergebens
große Unkosten der Gelehrsamkeit gestürzt.

Und doch — etwas in diesem Roman wie in allen übrigen von An
France zwingt mich zu einem Gefühl aufrichtiger Bewunderung, der sich
dings noch ein anderes Gefühl beimischt: der Neid. Kein persönlicher,
dann würde ich nach menschlicher Art mich wohl hüten, ihn zu bekennen.
herrliches Französisch schreibt dieser schlechte Erzähler, wenig bedeutende D
aber geistvolle Plauderer Anatole France! Das ist es ja, was selbst noc
unbedeutenderen französischen Schriftstellern bei den literarischen sprachkun
Feinschmeckern diese nicht zu zerstörende Anziehung sichert. Bei uns sch
selbst die Großen, ja die Größten kein einwandfreies Deutsch. Wie heiß
große lebende deutsche Schriftsteller, dessen Sprache als mustergültig, als f
los bezeichnet werden könnte? In Frankreich dagegen schreiben selbst die m
Schmierer ihre Sprache mit einer Liebe, mit einer Freude am Wort, da
deutscher Büchermensch immer wieder französische Bücher seufzend und be
aus der Hand legt. An einem französischen Buch hat man, wenn nichts an
so doch während des Lesens eine Sprachkunstfreude. Mag die dichterisch
gabung darin ganz fehlen oder sich noch so schwach zeigen — man hat
stets das Gefühl sprachlicher Reife und Sicherheit. Wir Deutsche tröste
über diesen Unterschied mit der billigen Erklärung: die Franzosen besitze
größere angeborne Sprachbegabung, ein empfindlicheres Gefühl für die
heiten ihrer Muttersprache, als die Deutschen. Davon glaube ich kein
bin vielmehr der Meinung: die Franzosen können, was sie gelernt haben
die Deutschen können nicht, was sie nicht gelernt haben, nämlich die künstl
Beherrschung einer fehlerfreien Sprache. **Eduard Er**





Wirkt die Musik auf Denkart und Sitten?

Von

Johann Gottfried Herder

Die Wachsamkeit der griechischen Gesetzgeber über die Musik ist bekannt. Sie verboten, sie bestraften die Einführung neuer, weicher, üppiger Tonarten; und als diese Wachsamkeit nachließ, wem sind nicht die Klagen der Philosophen und Staatsweisen darüber im Gedächtnisse?

Uns dünkt diese Aufsicht über eine sogenannt schöne und freie Kunst lächerlich; ob aber mit Grund? Sind musikalische Weisen (wie auch ihr Name sagt), Weisen und Wege der Empfindung; werden sie nicht, mit Worten verbunden, wirkliche Denkweisen? Die Gesangweise schleicht sich ins Herz und stimmt es unvermerkt zu Tönen, zu Wünschen, zu Bestrebungen in dieser Tonweise, in diesem Modus.

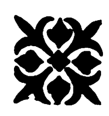
Bemerket kleine und große Völkerschaften. Hier ein freies Völkchen, das vielleicht in einem armen Tale muntere Lieder des Fleißes und der Fröhlichkeit singt; dort ein gedrücktes Volk, dem Kreuz-, Jammer-, Sterbelieder die liebsten sind, weil es nichts seliger findet, als im Grabe zu modern. Ein drittes, das müßig und entnervt in üppigen Liedern schwärmt; ein viertes, das auch in Tönen nur persifliert — verfolget diese Völker in ihre Denk- und Lebensweisen; ihr werdet Abdruck und Inhalt ihrer Tonarten darin finden. Wem ist nicht bekannt, wieviel der Stifter einer fleißigen, sanften, klugen und strebsamen Gemeinde in diesem Jahrhundert schon durch Gesänge und Gesangweisen auf sie wirkte? Wer weiß nicht, wie mächtig im Kriege oft ein Marsch, ein Gesang war?

Gleichgültig kann es also nicht sein, wenn gedankenleere, schmachtend-üppige Operngesänge oder komponierte Trivialitäten der gemeinsten Art jeden andern Gesang verdrängen. Als Vergnügen selbst werden sie bald ein fades Vergnügen, da sie am Ende kein Wort zulassen, als: „Der große Tonkünstler!“ Oder „Herrliche Stimme! und vortrefflich akkompagniert!“ Dergleichen Lobeserhebungen machen Kopf und Herz zum hohlen Resonanzboden, so wie Inhalt und Instrumente das Leben zum Fiedelbogen und

zur Fiedel machten. Man streicht und streicht. — Da Capo! Ancora! Elender Zweck der zwecklosesten Wirkung! Haben im Reiche Plutos die Danaiden eine traurigere Übung?

„Der Künstler (sagt Petron, wenn wir ihn ferner anwenden dürfen,) hat hierbei die geringste Schuld. Sie müssen mit Unsinnigen rasen. Wollen sie nicht, wie Cicero sagt, im Theater allein gelassen werden, so müssen sie es wie die Schmarotzer machen, die, weil ihnen nach den Mahlen der Reichen lüstet, auf nichts so sehr denken, als den Anwesenden das Gefälligste zu sagen. Dies können sie nicht anders, als wenn sie ihren Ohren irgend nachstellen. Hängt nicht auch der Fischer eben das an den Hamen, was den Geschmack der Fische reizet? Tut er es nicht, so sitzt er hoffnungslos am Felsen. Wer ist also zu schelten? Die Eltern, die nicht wollen, daß ihre Kinder unter einem ernsten Gesetze fortschreiten sollen." Wer für die Oper diese Eltern und Kinder sind, ist nach jedes Ortes Weise leicht zu erörtern.

Klagt das allgelehrige und das allvergessende Publikum nicht an, als ob es nur für üppige Gesänge ein Ohr habe. Welch Stück unter Mozarts Kompositionen ist in Deutschland öfter aufgeführt worden, als die Zauberflöte? Geschah dies ohne Ursache, ohne die doch nichts geschieht? Nichts minder. So übel geleitet die Fabel, so übel gewählt die Worte sein mögen, dem Unverständigsten schimmert der Inhalt der Fabel vor: „Licht ist im Kampfe mit der Nacht; jenes durch Vernunft und Wohltätigkeit, diese durch Grausamkeit, durch Betrug und Ränke wirkend!" Auch die zwei Klassen höherer und niederer Gesinnung in Bestrebungen und Liebe sind allen begreiflich. Und welche Gesänge blieben im Kontrast dieser Szenen dem Publikum die wertesten? Gerade die immer erfreulichen, die moralischen, die edlen (z. B. In diesen heiligen Hallen. Ein zartes Herz kann nicht betrüben. Wir wandelten durch Feuer und Fluten u. s.). Wollet also nur, ihr Eltern, daß „eure Kinder unter einem ernsten Gesetze Fortschritte tun;" sie werden sie tun. Hängt gute Speise an den Hamen, ihr Fischer; die Fischchen werden schon beißen.



Eine deutsche Sängerin

Ich will hiermit auf ein Buch hinweisen, das zwar schon in dritter Auflage vorliegt, aber doch gerade in jenen Kreisen noch nicht genügend verbreitet ist, für die es von besonderem Segen sein müßte. Ich meine, das Werk „Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester" (Leipzig, G. J. Göschen) sollte besonders unsern Töchtern in die Hand gegeben

werden. Erscheint mir die Biographie überhaupt als beste Unterhaltungslektüre für die heranwachsende Jugend, so müßte dieses schmucklose und einfache Buch besonders deshalb segensreich wirken, weil es den Mädchen zeigen würde, wie ernst und heilig alle Kunst betrieben werden soll; weil sie ferner erfahren würden, daß auch das glanzvollste Künstlerdasein — sofern es nicht rasch vergänglicher, äußerer Prunk ist — ein Leben voll Arbeit ist; weil sie daraus Bescheidenheit lernen können; weil sie endlich daraus ersehen könnten, daß edles Menschentum wertvoller und erstrebenswerter ist, als alle Künstlererfolge.

Gerade die Anspruchslosigkeit, mit der das Buch dargeboten wird, macht es wertvoll. Der Verzicht, tiefe künstlerische Probleme zu erörtern, die Ehrlichkeit, mit der darauf verzichtet wird, die einfache Natur der herrlichen Sängerin psychologisch interessant zu machen, läßt um so deutlicher hervorleuchten, daß der Zauber, der von der Künstlerin Hermine Spies ausging, auf ihrem edlen Menschentum beruhte.

Sie ist nur 36 Jahre alt geworden, ein Jahr nur hat sie das stille Glück, an der Seite eines geliebten Gatten als Hausfrau zu walten, genießen dürfen, gegen das sie die glänzendste Künstlerlaufbahn vertauscht hatte. Aber wir wollen den tragischen Ton nur leise einklingen lassen. Ihr Leben war so schön, so reich, daß es jedem, der das Gedenkbuch liest, ergehen wird, wie Johannes Brahms, der damals der Schwester schrieb: „Ob ich mehr gedacht und geträumt oder gelesen habe, weiß ich nicht. Aber es war lauter Schönes und Liebes, das sich mir auf das lebhafteste zudrängte. An wieviel schöne Stunden, wieviel liebe Menschen ließ mich Ihr Büchlein denken!“ Ja, ein edler Mensch zieht edle Menschen an. Das zeigt der Lebensgang von Hermine Spies bei jedem Schritte; man kann sich kaum in besserer Gesellschaft bewegen als in diesem Buche, und daß sich alle diese Leute so einfach und ganz ohne Künstlernervosität geben, tut einem besonders wohl.

Der Versuchung, aus dem Buche heraus das Lebensbild der Sängerin hier zu zeichnen, widerstehe ich um so leichter, als ich keinen um den Genuß bringen möchte, das Buch selber zu lesen. Nur weniges sei herausgegriffen. Die höchste Kunst ist auch beim reproduzierenden Künstler Natürlichkeit. Hermine war ein Volkskind aus dem Walde, einfach aufgewachsen, ohne Ziererei, ohne jede Mache. Sie bleibt stets Mädchen. Sie ist voll naiver Freude über ihre Erfolge, bleibt dabei immer bescheiden, weil sie die Stimme als ein ihr übermachtes Geschenk des Himmels ansieht. Es ist ihre Pflicht, alle Kräfte, alle Mühe aufzuwenden, aus dieser Stimme alles zu machen, was Kunst und Fleiß daraus machen können. Aber bei ihren Darbietungen selbst ist sie von einfacher Natürlichkeit, ohne Klügelei, ohne interessant oder tiefsinnig erscheinen zu wollen. Dafür hat sie ein starkes Gefühl der Verantwortlichkeit. Sie weiß, die Welt erwartet etwas von ihr, hat das Recht, viel zu erwarten; ihr liegt die Pflicht ob, diese Erwartungen zu erfüllen. Mit den Jahren steigert sich dieses Verantwortungsgefühl.

„Die Zeiten, in denen sie mit kindischer Freude den ersten Kranz vom Boden aufhob, waren vorbei, und manchmal schon beschlich sie Verzagtheit, ob sie den gesteigerten Huldigungen auch ferner gerecht werden könne. Sie war sich der Ursache, womit sie den Sturm der Begeisterung, der sie umtoste, entfacht hatte, gar nicht bewußt; fast ängstlich stand sie in der ihr zujubelnden Menschenmenge. ‚Kleinwahn‘ nannte ich scherzend diese Äußerungen kostbarer Bescheidenheit, und dieser Kleinwahn begleitete sie ihr ganzes Leben. Geriet

e auf der Fahrt zum Konzert in das Gedränge der Wagenreihen, so konnte
e ängstlich fragen: ‚Mein Gott, kommen die alle meinethalben?‘, und ihr Kopf
nk kraftlos an die Schulter ihrer Begleiterin, als habe sich ein Schicksal
hwer, groß und einzig auf sie gelegt.

Dann aber trat sie zum Singen an:

‚Meine Lieder, meine Sänge	Tönen meine kleinen Lieder,
Sind dem Augenblick geweiht,	Die ein fühlend Herz erschuf,
Ihre Töne, ihre Klänge	Nur in einem Herzen wieder,
Schwinden mit der flücht'gen Zeit.	Dann erfüllt ist ihr Beruf.
Große Sänger sind geschieden,	Ewig mögen sie verhallen,
Die kein Mund jetzt mehr erwähnt,	Wenn die Leier mir entsinkt,
O, wie töricht, wenn hienieden	Und zu dunklen Grabeshallen
Ich den Nachruhm mir ersehnt.	Mir der Todesengel winkt.‘

womit sie gerne ein Konzert einleitete, weil die bezaubernde Einfachheit des Liedes ihr rasch Stimmung und Sicherheit gaben.“ (S. 139—140.)

Ein anderes Bildchen noch sei hier eingefügt. Es zeigt eine Szene aus den Anfängen ihrer Künstlerlaufbahn, beweist gleichzeitig, wie gut das oft so gelästerte Publikum wahre Künstlerschaft auch dort herausfühlt, wo diese sich nicht zu zeigen vermag.

Es war 1883 beim Kölner Musikfest.

„Die Hauptprobe hatte bereits den ganzen Vormittag gewährt. Erregt saß sie da, während einer nach dem andern unter dröhnendem Beifall siegreich und beglückt von dem Feld der Ehre abtrat. Ich fühlte den ängstlichen Druck ihrer Hand, hörte ihre flüsternden Worte: „Wie wird mir's mit der schweren Arie (der Dejanira aus Händels ‚Herakles‘) gehen, hätte ich doch eine andere gewählt! Wie soll ich diese Menschen alle befriedigen?“ Endlich winkte man die verschüchterte Sängerin, von der man so viel erwartete, heran. Aufatmend, die verhängnisvolle Arie in der Hand, stand sie in dem Orchester auf dem kleinen Plätzchen, das dem Solisten zugemessen ist. Jede Seelenstimmung der Schwester kennend, sah ich mit Bangen dem Gelingen entgegen. Wußte ich doch, daß, um ihr Ruhe und Sicherheit zu geben, eine Soloprobe, eine Durchsicht der neu ausgeschriebenen Orchesterstimmen hätte voraufgehen müssen. — Da! was war das? Da stockte die Sache! Kaum hatte sich das Publikum an dem Schmelz der schönen Stimme, an einigen Tönen erfreut. Der Dirigentenstab schlug schnell und hart auf das Pult. Hiller, von den Anstrengungen des Vormittags ermüdet, brach ungeduldig ab, ließ sich eine Orchesterstimme reichen, um zu sehen, wer den Fehler begangen, — ein paar tadelnde Worte für die Sängerin fielen — sie verlor die Fassung, den Mut und brach in Tränen aus! Die Worte: „Wo flieh' ich hin? Wo berg' ich dieses Haupt?“, die sie noch soeben gesungen, wurden zur Tat, — sie verließ den Saal. Das verblüffte Publikum, um einen Genuß gebracht, starrte ihr nach. Unheimliche Stille. Dann wandte sich das ganze Mitgefühl der draußen Weinenden zu, und brausender Schall tönte ihr nach. Ich stand neben der Schwester und tat alles, die Verzagte zu trösten. Aus dem Saal scholl es immer ohrenbetäubender. Man rief nach der jungen Sängerin, wollte sie wieder haben, besonders die männliche Jugend; man eilte zu der Verlassenen und hätte sie beinahe auf Händen in den Saal zurückgetragen. Da teilte sich plötzlich die Menge, die sie umstand, und es trat einer mit den Worten: ‚Was fehlt denn der Kleinen?‘ zu ihr heran, und dieser eine war der große — Johannes Brahms. Unter Tränen lächelnd trocknete sie die letzten Spuren ihres Kummers. In den dunklen

Augen leuchtete das frohe Bewußtsein, daß ihr geholfen sei — geholfen von einem der Besten und Größten, der ihr auf ihrem Lebensweg begegnet ist.

An der Hand von Brahms, empfangen vom tausendstimmigen Bravo des Publikums, trat sie abermals zum Singen auf. Die Heraklesarie war es nicht — die sah sie in ihrem Leben nicht mehr an —, sondern mit einer anderen, schnell herbeigeholten Arie aus ‚Orpheus' (‚Ach, ich habe sie verloren'), eroberte sie sich ihre Kunst und alle Herzen zurück." (S. 76 f.)

Köstlich wirkt ihr Humor. Sie, die bereits als vierjähriges Kind des Hauslehrers Aufgabe: „Nennt mir einen hohlen Raum" blitzschnell beantwortete: „Ein Strumpf, in dem kein Bein drin ist," war immer voll lustiger Einfälle, strebte niemals im Privatleben das Pathos des großen Künstlers an, noch setzte sie gar die Feiermiene des an seiner Kunst leidenden Künstlers auf. Die Frage, wie es möglich sei, daß sie ebenso tiefernste als heitere, neckische Musik singe, löste sie selbst einem Bewunderer in der reizenden Selbstcharakteristik: „Die Sache ist sehr einfach: eine ernste Stimme und ein lustiges Mädchen."

Dieses lustige Mädchen war eine edle deutsche Frau. Ein kleiner Zug nur sei hier wieder im Wortlaute des Buches mitgeteilt. Die erste Hälfte stammt aus einem Briefe Herminens an eine Hamburger Freundin aus Breslau vom November 1886.

„Nach Tisch, während man bei duftendem Mokka saß, entspann sich zwischen Bülow und unserer geistreichen polnischen Wirtin eine Unterhaltung, die im Lob der tschechischen und polnischen Frauen gipfelte. Sie rühmten den Schick der ausländischen Moden, die Manieren, die Kochkunst. Der deutschen Frau gedachte keiner; keiner trat für das Herz derselben ein; schüchtern warf ich hin, daß ihre Hilfsbereitschaft, wo es zu trösten und wohlzutun gelte, doch auch nicht zu vergessen sei. ‚Ich bin im zoologischen Garten gerade so gut unter Menschen wie in mancher Gesellschaft', polterte der momentan gereizte große Künstler heraus; ‚nur in der Musik, da ist alles zu finden' — und galant, mit liebenswürdigem Lächeln, fügte er hinzu: — ‚und vielleicht in dem lieben und schönen Augenpaar eines Menschen'. Die Gläser klangen und läuteten Frieden."

Bülow war an dem Tag von Prag zu einem Konzert nach Breslau gekommen. Eine Zeitungsnotiz hatte die Kunde gebracht, daß er die Deutschen dort gekränkt habe, weil seine Programme nur in tschechischer Sprache gedruckt waren. Eine laute Demonstration wartete darauf seiner im Breslauer Konzert. Es begann ein Pfeifen, Johlen, Spektakulieren, so daß er seinen Vortrag der Beethovenschen Sonaten abbrechen mußte, bis die Polizei die Tumultuanten aus dem Saal verwiesen hatte. In dieser peinlichen Situation — als Hans von Bülow in einiger Verlegenheit allein auf dem Podium stand, wartend, bis die Ruhe wiederhergestellt sei, trat Hermine Spies zu Bülow hinauf, dem es sichtlich wohl tat, die deutsche Frau hier gleich auf ihrem Platze zu sehen; ein Gespräch mit ihm anknüpfend, half sie dem Meister über die verlegene Pause hinweg. Nach dem Konzert schüttelte er den Schwestern die Hand und sagte: „Seien Sie mir nicht böse wegen heute mittag, im Grunde sind wir in unseren Ideen nicht allzuweit auseinander." (S. 127.)

Ich brauche kaum noch hervorzuheben, daß diese echte Künstlerin von allem Größenwahn des Virtuosen sich freihielt, daß sie immer in tiefster Ehrfurcht zum schöpferischen Genie emporblickte. Sie hatte das Glück, die erste Verkünderin der Lieder von Johannes Brahms zu sein, und erfreute sich der innigsten

Wertschätzung des Meisters. Wie sie das zu schätzen wußte, wie sie den großen Schöpfer verehrte, das zeigt sich sehr schön in einem Briefe Hermines an die mütterliche Fürsorgerin des Meisters in Wien, Frau Maria Fellinger. Ich teile diesen Brief um so lieber mit, als der Leser dadurch einmal dem Plaudern der Künstlerin selber zuhören kann.

„Meine liebe Frau Maria!

Ihr erster Brief ist in meinen Händen, Minna hat ihn mir nachgesandt, als ich gerade bei Verwandten zum Konzert war. Die Freude hätten Sie sehen müssen! Ich fand beide Briefe, den an Minna und den meinigen, abends um halb zwölf in meinem Schlafzimmer vor. Ich lachte so vor lauter Vergnügen, daß meine kleine Cousine, die nebenan schlief, noch einmal zum Vorschein kam, um zu sehen, ob ich etwa mein bißchen Verstand verloren hätte. Wie reizend schreiben Sie an mich; so und nicht anders habe ich mir Ihre Briefe gedacht. Ich bin überzeugt, ich hätte Sie geliebt, wo ich Sie auch gefunden hätte. Aber glauben Sie nicht, daß die uns allen so liebe ‚Johannispassion' der Uranfang unserer Sympathie war? Und so soll es auch sein und bleiben, denn das ist ja doch das Beste an uns, daß wir ihn so verstehen und von Herzen lieben . . .

Über den Raum hinaus fühle ich Ihre Gesinnung zu mir, und ich preise mich glücklich, eine so liebe Seele gefunden zu haben. Ich habe noch gar keinen Menschen so schnell lieb gehabt wie Sie, und noch gar keinen gesehen, dem so die Güte auf dem Gesicht geschrieben steht, und zu dem ich so rasch Vertrauen gefaßt hätte. Ihre Zeilen an Minna habe ich auch gelesen, das darf ich doch, nicht wahr? Sie ist ja mein alter ego, und haben immer nur einen Gedanken.

Aber Ihr Brief an sie hat mir doch zu denken gegeben. Säße ich jetzt neben Ihnen, so würde ich wahrscheinlich sehr verlegen und sehr rot, denn was Sie da von Brahms in bezug auf mich schreiben, das ist ein Irrtum, liebes Frauchen. Nein, das ist ganz gewiß ein Irrtum! Er mag mich ja ganz gut leiden, denn ich singe seine Lieder nicht schlechter als andere und bin ja auch ein mit fünf gesunden Sinnen ausgestattetes Geschöpf (außer meinen Augen, die gar nichts taugen!). Aber — daß er mir gehört, das muß ich von mir abwälzen. Nein, die Verantwortung nehme ich gar nicht auf mich. Ich wüßte mich ja gar nicht dabei zu benehmen. Mein ganzes unbefangenes Wesen ihm gegenüber könnte man eigentlich mit dem Namen ‚Frechheit' benennen, denn mit dieser suche ich selbst über meine Ehrfurcht vor ihm hinwegzukommen. Er weiß gar nicht, wie innerlich klein ihm gegenüber ich mich fühle; ich kann dann nur Unsinn mit ihm treiben, und er versteht das auch. Er weiß ja doch mit seinem durchdringenden Blick alles zu erforschen. Kennen Sie ein Lied von ihm — Frühlingslied von Geibel, es steht im Heft, worin auch ‚Ich saß zu deinen Füßen' steht. Sehen Sie sich das herrliche Lied bald an! O, wie es darin singt und klingt und jubelt, das heißt in der Begleitung, und die Singstimme darüber klagt und weint. Das ist der ganze traurige, wehmütige Brahms. Und ich kann das Lied noch lange nicht vorsingen, weil mir die Tränen die Stimme verschnüren.

Ja, wenn wir die Musik nicht hätten! Das Leben wäre nur halb so schön. Das sind meine genußreichsten Stunden, wenn ich mir seine Lieder am Klavier spiele! Man möchte nicht aufhören!

Nun haben Sie ihn heute mittag gehabt, und er hat von Pest erzählt, und wenn von uns die Rede kam, dann hat er schnell das Gespräch auf etwas

anderes gebracht! War es nicht so? Brahms hat mir heut morgen einen Weihnachtsgruß aus Pest geschickt, aber, worum ich ihn gebeten habe, das hat er nicht getan! Ich weiß nämlich von Billroth, daß er ein Lied im Manuskript hat, ‚Wenn du ein Herze hast' — um dieses Lied habe ich ihn gebeten. Natürlich scherzte er über solche Bitte hinweg, denn seine Karte lautet wie folgt: ‚Wenn Sie mich um die neuesten Ungarischen gebeten hätten, hätte ich Ihnen von hier (Pest) aus schön dienen können; langweilige deutsche Lieder gibt es hier nicht! So kann ich Ihnen nur vergnügte Festtage wünschen und Sie alle herzlich grüßen. Natürlich schreibt nächstens mehr und ausführlicher Ihr sehr ergebener J. Brahms.'

Ob nun das Lied noch kommt? Aber er hat ja kein Herze. — Unsere Weihnachtsbescherung war reizend. Was hat mir doch der liebe Gott für ein schönes Heim gegeben. Unser Tantchen weiß alles so gemütlich zu machen.

Mein Hauptgeschenk habe ich mir selbst aus Amsterdam mitgebracht, Rembrandtsche, Dowsche und Jan Steensche Radierungen. Von Minna bekam ich den ganzen Heine, der mir noch im Bücherschrank gefehlt hat. Von meiner lieben Freundin Henny Reinthaler aus Bremen erhielt ich — was meinen Sie wohl? — die Karlskirche und das Haus Karlsgasse 4 (Straße, Haus und Platz von Brahms' Wohnung in Wien), welches noch gerade neben der Kirche heraussieht. Das Bild kommt nun unter sein großes über dem Flügel. Einen lieben Rosegger ‚Höhenfeuer' erhielt ich noch. Haben Sie es schon? Simrock schickte mir, da die vierte Symphonie noch nicht vierhändig heraus sei (die er mir in Wien versprochen), als vorläufige Entschädigung die neuesten slavischen Tänze von Dvořák und die Fuchsschen Walzer. Letztere rufen uns die Wiener Tage zurück. Gehen Sie mit meinen Briefen ja nicht ins Gericht, dieser ist schon im Werkeltagskleide. Wie hat mich das Lesen der Broschüre über Ihre vortreffliche Mutter erfreut. Welch herrliche Frau muß das gewesen sein, auf ihre Lieder freue ich mich schon! Ihrem lieben Gatten tausend Grüße und dem lieben großen Brahms zehntausend! Nichts für ungut, lieber Herr Fellinger!

Ihnen Herzlichen Kuß von Ihrem

Herminchen."

Diese prächtige Künstlerin, diese edle Frau hat wirklich die Liebe verdient, die ihr von den Edelsten entgegengebracht wurde. So sei dieser kurze Bericht mit dem Gedicht beschlossen, das Klaus Groth an sie richtete, als sie die „Rhapsodie" vor Brahms gesungen.

„Dat weer in olen Tiden,
Denn keem mitünner mal
En Baden ut den Himmel,
En Engel keem hendal.

Harr Flünken an de Schullern,
En Palmblatt in de Hand,
Un gung un broch den Segen
Un Freden oewert Land.

De Tiden sünd vöröwer,
Wi Minschen blivt alleen,
Keen Tröster ut den Heben,
Keen Engel ward noch sehn.

Man kunn mit to verzagen,
Wenn recht bedrückt dat Hart,
Wenn allens dump und düster,
Wenn't Winter wedder ward.

Doch süh, denn kumt, woher denn? —
Un wenn't keen Engel is —
Vunn Himmel doch — en Sänger
Als du, Hermine, büst.

De hett op eren Psalter
Vör jeder Ohr den Lut,
De löst int Hart de Tran'n,
De makt dat Elend gut.

De wandert af en Baden —
En Notenblatt in' Hand, —
Und singt de himmlischen Leeder
Hin öwer dat dütsche Land.

Un wenn se geiht — dat Echo
Is lang noch nich verstummt,
Dat klingt uns jümmer tröstlich,
Bet dat se wedder kummt."

Wiederkommen kann sie ja nicht mehr; aber ganz so vergänglich ist doch auch des reproduzierenden Künstlers Wirken nicht, wie man zu beklagen pflegt, wenn die künstlerische Tätigkeit im Einklange steht mit edlem Menschentum.

Dr. K. Storck



Aus dem zeitgenössischen Musikleben

Über-Hausmusik

Wenn ich an dieser Stelle schon so oft über die bösartige Entwicklung geklagt habe, die unsere Hausmusik genommen hat, so konnte ich dabei einfach darauf hinweisen, welch üble Bedeutung die Bezeichnung Musikdilettant gewonnen hat, während es doch eigentlich Musikliebhaber, also echter Musikfreund heißen soll. Ich habe dabei zumeist jene Dilettantenkreise im Auge gehabt, die zu w e n i g für ihre Ausbildung tun. Nun lenkt Hans A r n o l d in einer im „Montag" erschienenen „Studie aus dem Familienleben" einmal einer andern Abart der Gattung unsere Aufmerksamkeit zu. Wenn nun auch sicher dieses Übel, das man als eine Art musikalischen Größenwahns bezeichnen könnte, hauptsächlich in den wohlhabenderen Kreisen der Großstädte heimisch ist, so muß einen doch die wachsende Zahl der Konservatorien an kleineren Orten und die steigende Ziffer der Mädchen vom Lande, die nach den städtischen Konservatorien geschickt werden, recht bedenklich stimmen. Ich muß aus eigener Wahrnehmung bezeugen, daß diese Über-Hausmusik im Wachsen ist, und kann jedermann versichern, daß es fast noch angenehmer ist, das „Gebet einer Jungfrau" als eine Lisztsche Rhapsodie ableiern zu hören. Also Hans Arnold erzählt, wie in einer Gesellschaft ein ganzer Kranz junger Damen in den gelehrtesten Fachausdrücken von ihren schweren Bemühungen im Dienste der Frau Musika sprechen.

„Als wir von Tisch aufgestanden waren, regte sich bei der Jugend die Tanzlust, und da Raum und Stimmung zur Genüge vorhanden war, so konnte die Sache losgehen. Aber siehe da, unter der ganzen Gesellschaft von klavierwütigen Dämchen befand sich auch nicht eine einzige, die einen Walzer oder Galopp hätte zum besten geben können! Die eine tat sehr verächtlich: ‚Tanzmusik spiele ich nicht!' Die andere konnte nichts auswendig, und so wurde aus dem Tanzen nichts! Zur Entschädigung erlaubte ich mir den Vorschlag, ob nicht ein Fräulein uns ein Lied vortragen und uns durch die Resultate der Kehlkopfgymnastik und Stimmbildung ergötzen möchte. Aber auch dies stieß auf ungeahnte und anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten. ‚Meine Lehrerin hat mir streng verboten, in den nächsten zwei Monaten vorzusingen. Ich lerne nach einer ganz neuen Methode und muß erst alles ablegen, was mir die vorige Lehrerin angewöhnt hat!' Eine zweite hatte keine Noten mit und konnte sich auch nicht selbst begleiten — die dritte sang grundsätzlich nie nach dem Essen — und die letzte erklärte, in dem Zimmer hätte jemand geraucht — das vertrüge ihr Hals nicht!"

Da fliegt die Erinnerung des Erzählers in die Vergangenheit zurück und denkt der schlichten, einfachen Art, mit der damals musiziert wurde. Und da erhebt sich eine berechtigte Frage.

„Sind wir denn wirklich heut so viel weiter als damals? Sind die Leistungen der dilettierenden Dämchen nach diesem Aufbau von Apparat und diesem Heroenkultus des betreffenden Singlehrers und seiner Methode so sehr viel hübscher, als in meiner Jugend? Hat der Begriff Hausmusik, dieser reizendste Edelstein in der Diamantkette häuslicher Freuden, nicht mehr oder minder zu existieren aufgehört? Wer singt uns heute noch ohne Augenverdrehen, ohne eine gewisse Positur der tragischen Muse mit hoch gehobenem, hin und her wackelndem Notenblatt etwas vor? Von wem hören wir ein einfaches, süßes Lied, bei dem uns Sonnentage und Frühlingsgedanken in den Sinn kommen? Trägt uns heut ein junges Mädchen etwas im Familienkreise vor, so ist es in neun Fällen unter zehn eine Wagner-Arie, bei deren höchsten Tönen der Sängerin und uns der kalte Angstschweiß ausbricht, und zu der gewöhnlich zehnmal so viel Stimme und Schule gehören, als das junge Fräulein zu besitzen sich rühmen kann. Oder aber wir bekommen ein hochmodernes Lied zu hören, bei dem Text und Musik uns in bangem Zweifel lassen, ob der Dichter oder der Komponist verrückt ist — bis wir uns dahin entscheiden, daß es am Ende auf beide zutrifft. Als ich neulich mal einen Abend hindurch dieses reimlose, melodielose Gewimmer hatte über mich ergehen lassen, setzte ich mich daheim noch ans Klavier. Die Stube war nur vom Vollmond erhellt, und ich spielte mir so recht mit Hochgenuß ein paar der allerältesten und einfachsten Lieder vor — da wurde mir zumute, als ob ich aus einem patschuliddurchräucherten, heißen Salon in einen frischen, tannenduftenden Wald käme! Aber ich möchte einmal das Gesicht einer unserer jungen ‚Künstlerinnen' sehen, wenn ich ihr zumutete, mir vorzusingen: ‚Jetzt gang i ans Brünnele' oder ‚Steh' ich in finstrer Mitternacht!' — ich möchte dies Gesicht lieber nicht sehen! Wer von unsern musiktreibenden oder — vertreibenden Fräulein spielt uns, aus einer Melodie zur andern übergehend, die lieben, alten Mozartarien und Weberlieder? Wer — um auf mein obiges Beispiel zurückzugreifen — ist es imstande, mit richtigem Rhythmus und frisch im Takt einen Walzer zu spielen, nach dem man wirklich tanzen kann? Und wer begleitet einen andern zum Gesang, ohne dabei vordringlich und egoistisch zu produzieren, wie gut er auf dem Klavier Bescheid weiß? Es gibt Ausnahmen — ich weiß es wohl — aber es sind eben leider Ausnahmen, und unsere Töchter haben heut zum Teil, sowie sie ein bißchen Musik machen, den musikalischen Größenwahn! Sie sagen nicht: ‚Ich spiele die oder jene Sonate', sondern ‚Ich studiere sie!' Sie halten es für unter ihrer Würde, vierhändig zu spielen — ein Lied zu transponieren finden sie ‚unkünstlerisch' — ein Wort, das mich, von Dilettanten gebraucht, immer ungefähr so sympathisch berührt wie das Kratzen eines steil gehaltenen Schieferstiftes auf der Tafel."

Die Schilderung trifft nur zu sehr zu. Bezeichnend aber ist, daß diese Form des Dilettantismus genau dieselbe Ursache hat, wie die andere, bei der „brillante" Salonstücke und seichte Schlagerware zum Vortrag gelangen, die künstlerische Unehrlichkeit. Man will mehr scheinen, als man ist. In einem Fall äfft man echte Künstlerschaft nach; im anderen bietet man eine auf äußere Wirkung berechnete Scheinkunst. In keinem Falle ist man das, was man sein müßte: echter Kunstliebhaber.



Neue Bücher und Musikalien

Kompositionen von Paul Scheinpflug. Im Juniheft unserer Zeitschrift brachten wir als Notenbeilage ein Lied des jungen Bremer Komponisten Paul Scheinpflug, dessen gesamtes musikalisches Schaffen die aufmerksame Beachtung aller Musikfreunde verdient. Eine Persönlichkeit voll jener unauffälligen Eigenart, die es nicht nötig hat, sich besonders zu betonen oder aufdringlich in Szene zu setzen. Ein Musiker voll echter Modernität, der mit vollem Bewußtsein die Errungenschaften und Erkenntnisse der zeitgenössischen Musik verwertet, andererseits aber niemals diese letzterdings doch nur formalen Dinge in den Vordergrund rückt, sondern sie dort als Ausdrucksmittel verwendet, wo sie für ihn der natürliche Ausdruck sind. Diese Natürlichkeit und innere Notwendigkeit des Schaffens ist es, was mich an Scheinpflug besonders erfreut. Er schafft verhältnismäßig langsam; aber was er schafft, ist selbst dann persönliches Erlebnis, wenn wir die Wege verfolgen können, auf denen der Gedanke bereits scheinbar fertig zu ihm gekommen ist. So in dem Liede „Frühling“ (nach einem Gedichte von Evers), in dem das Waldvögelein aus Wagners „Siegfried“ zu singen scheint. Mag es der gleiche Vogel gewesen sein, Scheinpflug hat doch mit eigenem Ohr die Weise erlauscht.

Was mich an den siebzehn Liedern (Opus 1, 2, 6, Heinrichshofens Verlag in Magdeburg) besonders erfreut, ist ihre Einheitlichkeit und Großzügigkeit. Das sogenannte innige Ineinanderaufgehen von Wort und Ton, das vom „modernen“ Liede sich zum Ziel gesetzt wird, hat vielfach einen Zustand zur Folge, der viel eher gequält und unfrei ist, als innig. Für den Musiker natürlich, der hier als zweiter hinzutritt. Über dem Bestreben, jedes Wort zu fassen und charakteristisch wiederzugeben geht sehr oft der Zusammenhang und fast immer die Sangbarkeit verloren. Eine meist überladene und arg verwickelte Instrumentalbegleitung versucht dann umsonst, die zerfließenden Teile zu einer Gesamtstimmung zusammenzuzwingen. Ich halte dieses Verhältnis von Text und Melodie im Liede für verkehrt: die von aller absoluten Bestimmtheit freie Musik braucht doch nicht deutlicher und charakteristischer zu sein, als das Wort. Was ist denn das eigentlich Musikalische, das nur durch die Musik zu Erfassende an einem lyrischen Gedicht? Doch nicht das Wort an sich, sondern der Untergrund, aus dem dieses Wort herausgewachsen ist. Das ist ja doch wohl der Unterschied jener Gattung Lyrik, die für uns Lied ist, gegenüber den übrigen, daß eine erregte und bewegte Stimmung sich allmählich zum bestimmenden und bestimmten Wort kristallisiert. Hier liegt für mein Gefühl die Erklärung für die Erscheinung, daß nur strophische Lieder volkstümlich werden, nicht aber durchkomponierte. Die Melodie ist das Bleibende, das Ursprüngliche; ob nachher Inhalt und Charakter jeder einzelnen Strophe dazu passen, ist dem Volkslied Nebensache. Nun dafür ist es eben Volkslied, das Kunstlied hat höhere Kunstaufgaben, zu denen gewiß die Einheit von Wort und Ton in erster Reihe gehört. Aber diese Übereinstimmung muß doch naturgemäß auf die Stimmung in erster Reihe sich beziehen. Überzeugender als die längsten ästhetischen Untersuchungen wirkt hier das Beispiel Schuberts, der selbst seinen philosophischen Gesängen den einheitlichen Charakter zu wahren verstand.

Bei Paul Scheinpflug finde ich diese, nach meinem Dafürhalten richtige Erkenntnis für das Wesen des Verhältnisses zwischen Wort und Ton im

Liebe. Deshalb verschlägt es auch nichts, wenn hie und da eine Textstelle abfällt, sei es, daß sie an sich schwach ist, sei es, daß sie dem Komponisten nichts sagte. Dieser ist ehrlich und — reich genug, solche Fälle ruhig einzugestehen, er strebt nicht durch die geläufigen Formeln eines um den Ausdruck nie verlegenen Musikfeuilletonismus solche leeren Stellen zu verdecken.

Sehnsuchtsvolles Stürmen und Drängen einerseits, träumerisches Sichversenken in stille und weiche Stimmungen andererseits, — so charakteristik sich Scheinpflugs Musik. Also echte deutsche Jugend. Der reifende Mann wird mehr nach der Vereinigung beider Kräfte zur Tat streben. Ich glaube, schon die nächsten Werke des Komponisten werden uns da Neues bringen. Von den bisher erschienenen Werken sind noch das Klavierquartett in E-Dur (Opus 4; Ries & Eder, Berlin) und der Zyklus „Worpswede. Stimmungen aus Niedersachsen" zu erwähnen. Das Klavierquartett, das den Künstler bekannt machte, ist ganz Sturm und drangvolles Ringen, „Worpswede" ganz leise Stimmungsmalerei, stilles Genießen einer fast verborgenen, weiten Schönheit. Das letztere Werk ist auch eigenartig durch die instrumentale Zusammensetzung: „Für mittlere Singstimme, Violine, englisch Horn und Klavier". Sicher ist auf diesem Gebiete noch eine mannigfache Ausnutzung möglich, und es eröffnen sich Blicke auf ein noch kaum angebautes Feld einer neuartigen Kammermusik. Für das musikalische Haus kommen zunächst die Lieder in Betracht. Es wird niemand bedauern, ihre nähere Bekanntschaft gemacht zu haben. St.



Zu unseren Kunstbeilagen

Unsere Photogravüre bringt ein zu dieser Erntezeit stimmendes Bild des Haarlemers Philips Wouverman (1619—1668), der seinerzeit zu den gefeiertsten Malern gehörte. Heute wird er nicht mehr so hoch eingeschätzt; seine zahlreichen Bilder sind zu gleichmäßig und wirken meist mehr absichtlich und manieriert als echt natürlich. Unser Bild, dessen Original die an Niederländern reiche Kasseler Galerie ziert, hält sich von den Fehlern glücklich fern und zeigt des Künstlers Vorzüge in der feinen Durchführung von Figuren und Landschaft aufs beste.

Mit den beiden Bildern von Andreas Achenbach wollen wir dem Künstler eine bescheidene Huldigung zu seinem 90. Geburtstage darbringen, den er am 29. September feiern kann. Eine Huldigung; denn wir wollen über der Tatsache, daß Achenbach in späteren Jahren zu viel und zu gleichmäßig schuf, nicht vergessen, daß er zu den ersten gehörte, die nachdrücklich auf das Studium der Natur hinwiesen, zu den ersten auch, die die norddeutsche Landschaft verherrlichten zu einer Zeit, als die meisten nur im leuchtenderen Süden geeignete Vorwürfe für ihre Kunst finden zu können vermeinten. St.



Briefe

W. S., J. a. H. — P. B., H. a. S. — M. S., L. i. P. — H. R., B. — A. v. O., W. — M. G., B., N. — A. H., C. — L. Walter. — E. M., B. (A.), Bz. C. — F. B., D. — O. F., S. b. L. — A. S., B. — K. P., H. — Verbindl. Dank! Zum Abdruck im Türmer leider nicht geeignet.

E. Chr., L. in B. Druckreif ist noch nichts. Warum auch jetzt schon an die Öffentlichkeit wollen?

L. S., D. — C. E. Das eine oder andere kommt vielleicht in Betracht.

P. S., J. i. W. — Fr. F., H. — H. K., A. — Fr. N., M. — K., K. b. K. Verbindl. Dank für das Zeitungsblatt.

H. K., A. Besten Dank auch für das Probeheft der „Kulturfragen, Sonderhefte des Illustrierten Anzeigers für Kontor und Bureau“ (Adolf Henzes Verlag, Leipzig-Neustadt), die „dem Kaufmannsstande auf Grund seiner ganz speziellen Lebenserfahrungen das Bewußtsein des prinzipiellen Zusammenhangs mit der allgemeinen Kultur, wie sie sich als Niederschlag in Schrift und Schaffen unserer Tage bietet, wieder nahezubringen“ beabsichtigen. Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß ein ausgesprochenes Fachblatt sein bisher auf rein praktische Interessen gerichtetes Programm nach dieser ideellen Richtung auszudehnen unternimmt. Frdl. Gruß!

E. O., K. Manches recht fein, aber doch nicht ganz das, was wir wünschen. Für die liebenswürdigen Zeilen verbindl. Dank und Gruß!

W. S., B. Besten Dank für die frdl. Zeilen. Die Erzählung von Dose wird noch Ende des Jahres in Buchform erscheinen.

J. H., K. W. (Br.). Als „alter Pförtner“ glauben Sie gegen Gurlitts Aufsatz Stellung nehmen zu müssen; aber in dieser Form sind Ihre Randbemerkungen unmöglich.

Frau S. R. Von den genannten Orten hat Wiesbaden sicher die besten musikalischen Verhältnisse; doch bieten auch die andern Gutes. Die beste Literatur-, Kunst- und Weltgeschichte ließe sich nur — natürlich auch nach subjektiver Meinung — nennen, wenn Sie den etwaigen Umfang und den Zweck des Buches angeben, vor allem, für wen es bestimmt ist. Freundl. Gruß.

A. P. J. Ein Gedicht „Beatrice“, das mit den Worten beginnt: „Von der goldnen Abendsonne“ ist uns nicht bekannt. Vielleicht kann ein Leser Ihnen Auskunft geben.



Zur gefl. Beachtung.

Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 5, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinere Manuskripte (insbesondere Gedichte usw.) werden ausschließlich in den „Briefen“ des „Türmers“ beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Türmer“ durch sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. ○ ○ Blätter für Literatur: Fritz Lienhard, Dörrberger Hammer bei Gräfenroda (Thüringen) ○ ○ Hausmusik: Dr. K. Storck, Berlin, Landshuterstr. 3. ○ Druck u. Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



VII. Jahrg. September 1905. Heft 12.

Canzonetta.

aus der C moll Suite.*)

Robert Hermann, Op. 12.

Andante (♩ = 112)

Klavier.

p espress.

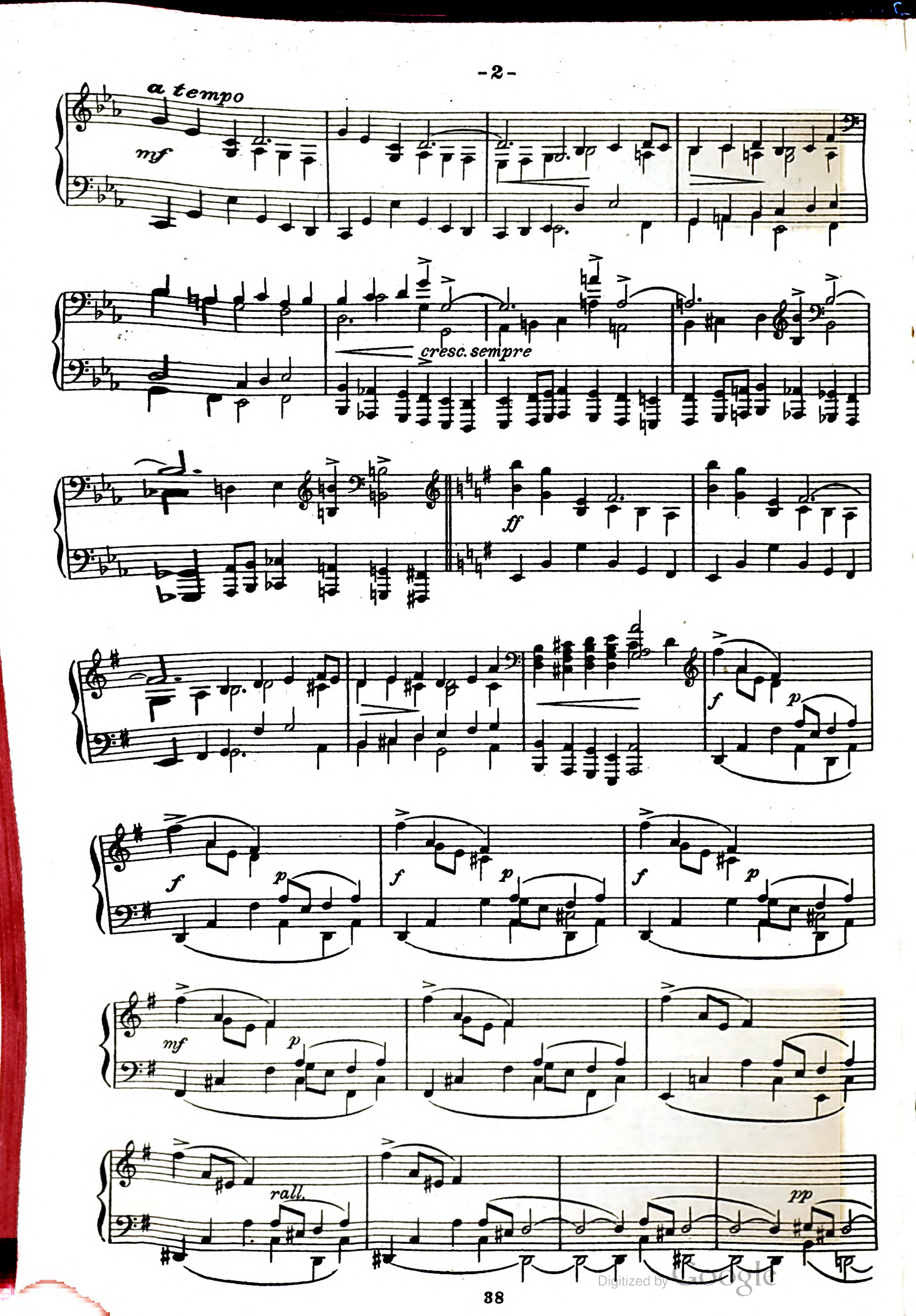
legato sempre
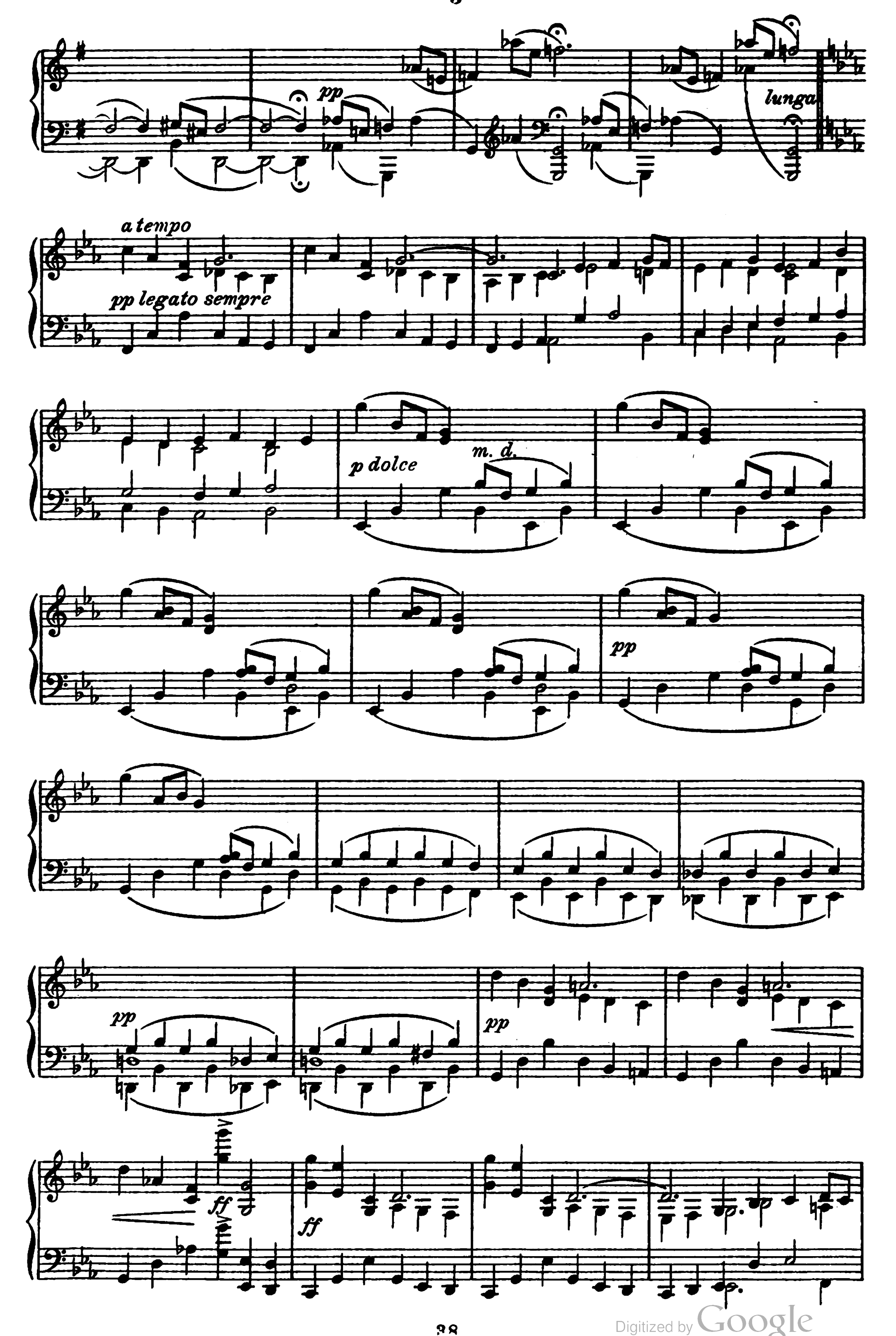
Ped.

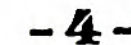
f

rall.

*) Kommissionsverlag von Friedr. Hofmeister, Leipzig. Pr. 2.50.


a tempo
mf
cresc. sempre
ff
f
p
f
p
f
p
f
p
mf
p
rall.
pp


pp
lunga
a tempo
pp legato sempre
p dolce
m. d.
pp
pp
pp
ff
ff



mf

f

a tempo

p

rall.

a tempo *rall. sempre*

pp

a tempo

pp
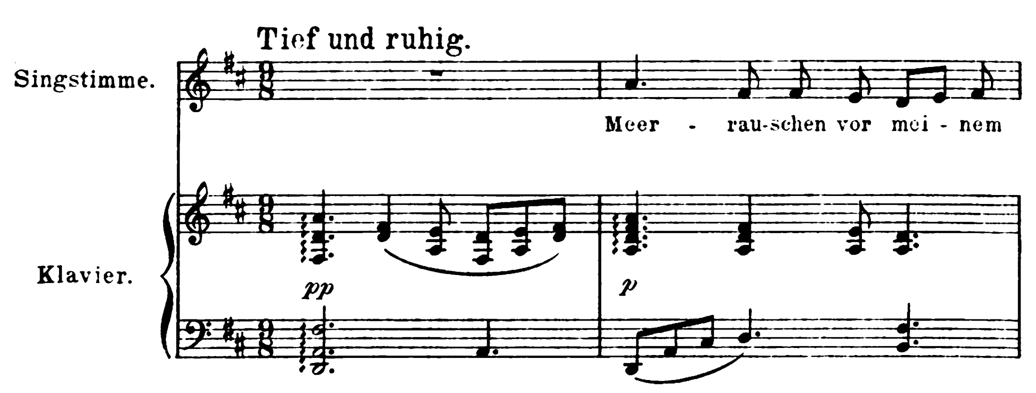
sempre *calando*
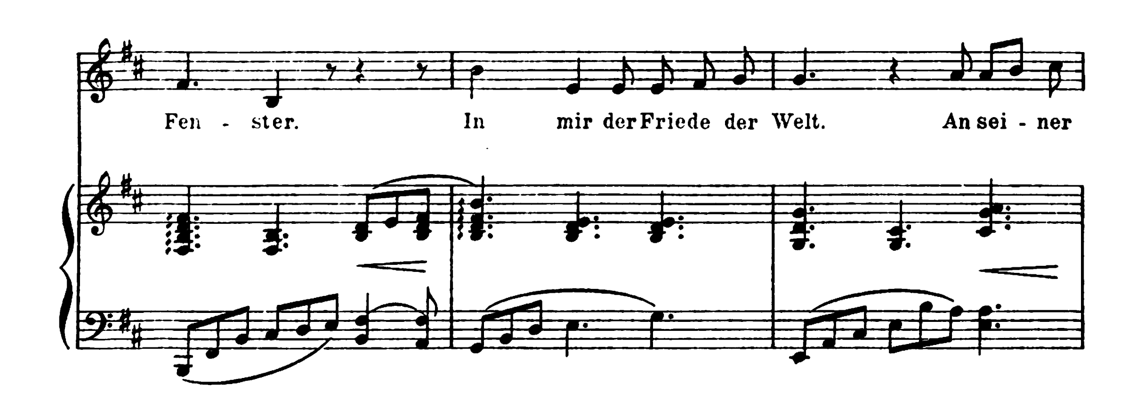
ppp
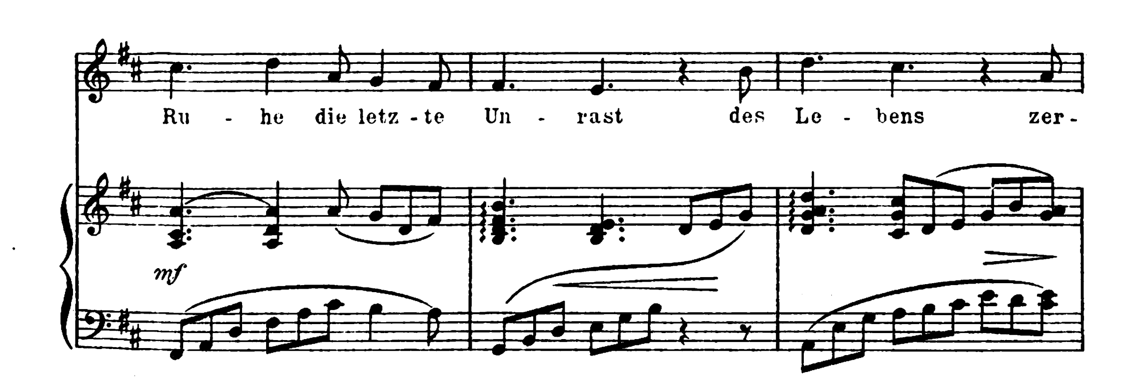
Meerrauschen.
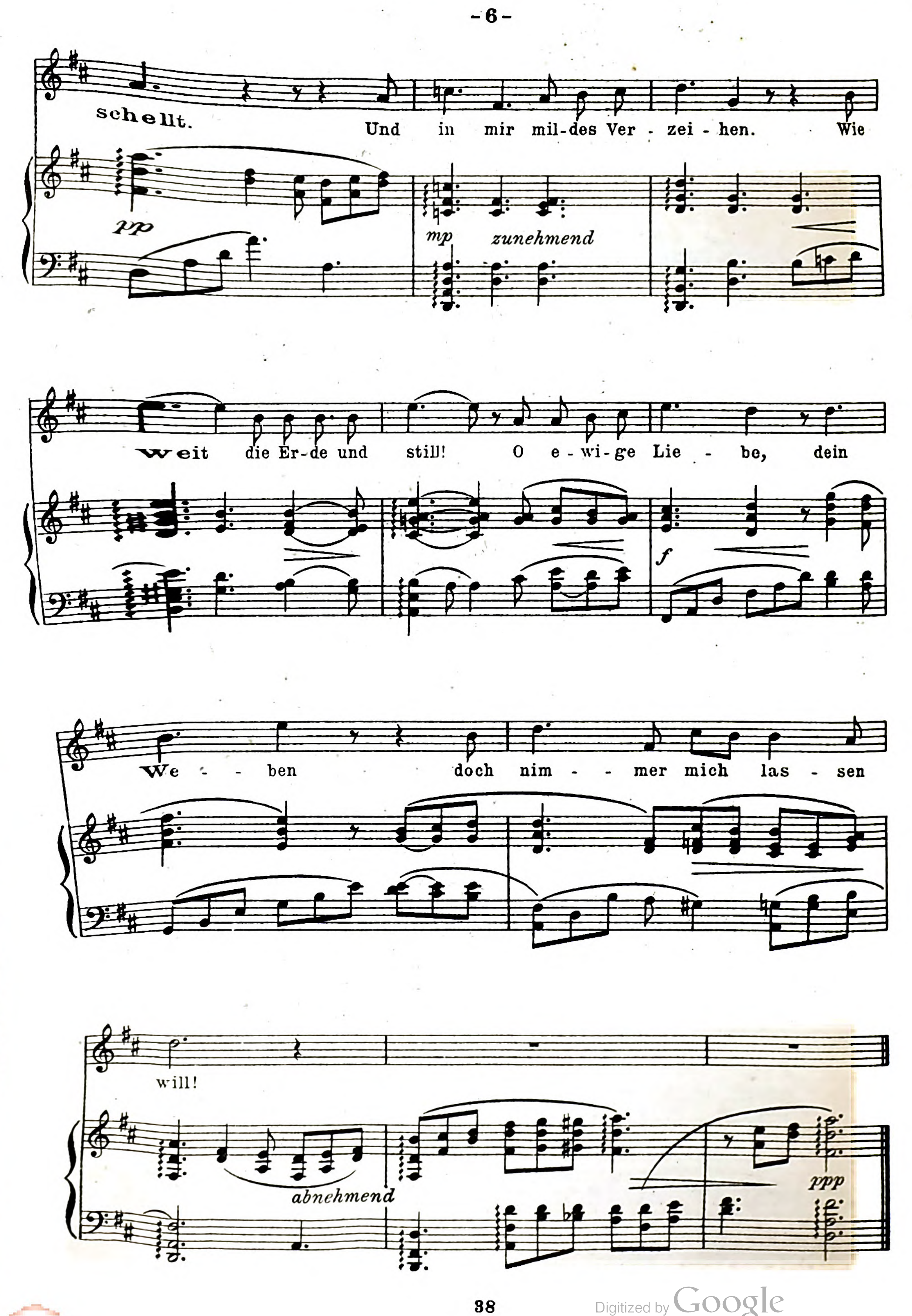
von H. Mackay.
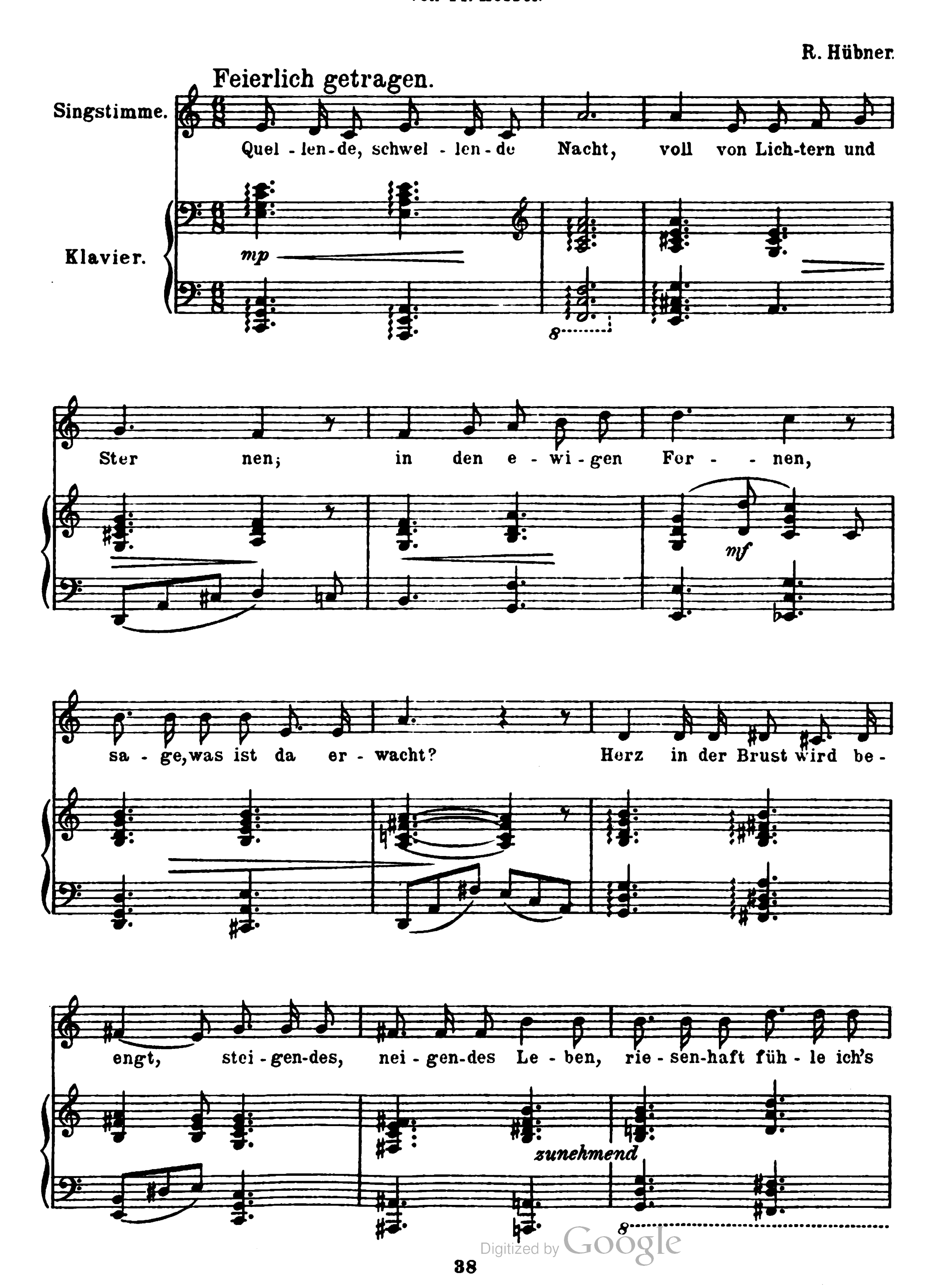








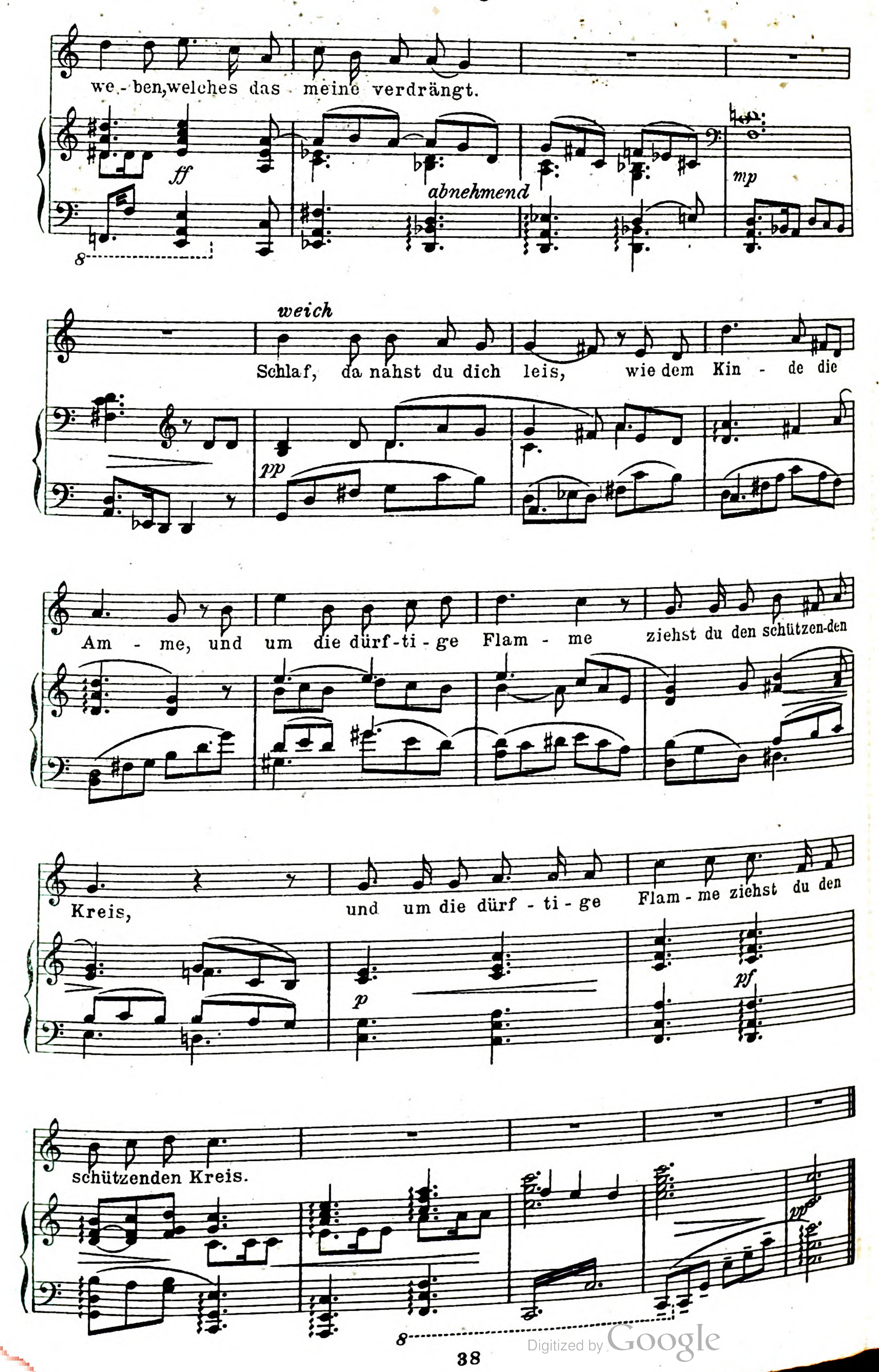

schellt. Und in mir mil-des Ver-zei-hen. Wie
pp
mp zunehmend
Weit die Er-de und still! O e-wi-ge Lie-be, dein
f
We-ben doch nim-mer mich las-sen
will!
abnehmend
ppp

Nachtlied.

von Fr. Hebbel.

R. Hübner.




we-ben, welches das meine verdrängt.
ff
abnehmend
mp
weich
Schlaf, da nahst du dich leis, wie dem Kin-de die
pp
Am-me, und um die dürf-ti-ge Flam-me ziehst du den schützen-den
Kreis, und um die dürf-ti-ge Flam-me ziehst du den
p
pf
schützenden Kreis.
pp



